This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

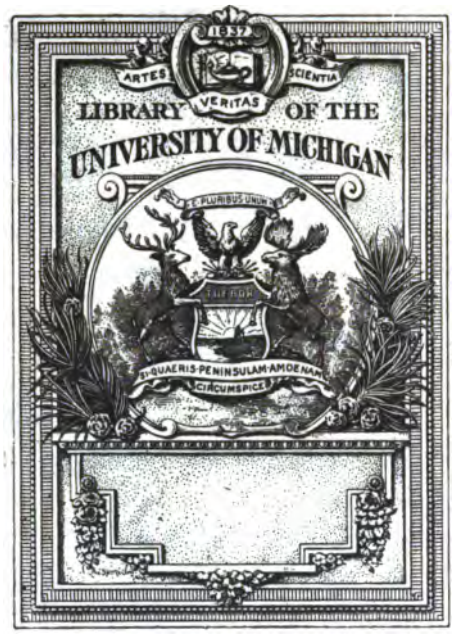
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Sem.
805
V5v

VERHANDLUNGEN

DER

DREIUNDVIERZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNN

IN

KÖLN

VOM 24. BIS 28. SEPTEMBER 1895.

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS

REDIGIERT VON

E. OEHLEY-KÖLN.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1896.

Allgemeine Sitzungen

(die erste und vierte im grofsen Gürzenichsaal, die zweite und dritte im grofsen Saale der Lesegesellschaft).

Erste allgemeine Versammlung.

Mittwoch den 25. September 1895.

(Beginn 10 Uhr.)

Vorsitzender: I. Präsident Gymn.-Dir. Dr. Oscar Jaeger.

Derselbe begrüfste die Versammlung mit folgenden Worten: „Hochverehrte Versammlung! In Kraft des von der Versammlung in Wien im Jahre 1893 uns gewordenen Auftrages erkläre ich diese 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet und begrüfse Sie im Namen der Fachgenossen, denen hier und in Bonn die ehrenvolle und schwere Pflicht der Vorbereitung obgelegen hat, und im Namen der nichtfachmännischen Bürger dieser Stadt, welche uns freundlich unterstützt haben. Sie treten in einem Raume zusammen, auf dem, wenn auf irgend einem, die Weihe geschichtlicher Erinnerungen ruht. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hat Köln hier in Gastfreundschaft Könige und Kaiser, neuerdings wissenschaftliche und technische Versammlungen jeglicher Art aufgenommen. Es ist der Raum, in dem, um nur von der jüngsten Vergangenheit zu sprechen, König Wilhelm I. in der schweren Zeit vor den grofsen weltgeschichtlichen Entscheidungen inmitten einer glänzenden Versammlung von Notabeln der Rheinlande den Tag der fünfzigsten Wiederkehr der Vereinigung dieser Provinz mit Preufsen gefeiert hat; es ist der Raum, wo am 15. Oktober 1881 der erste Kaiser des neuerstandenen Deutschen Reiches inmitten einer noch glänzenderen Versammlung deutscher Fürsten und hochstehender Vertreter aller Berufe ein Ereignis von tiefster symbolischer Bedeutung gefeiert hat, die Vollendung des Kölner Domes, die einst ebenso unmöglich schien wie die Zusammenfassung der deutschen Nation; ein Raum

248542

in dem wieder ein Jahrzehnt später unseres regierenden Kaisers Majestät zum erstenmal seine gute Stadt Köln begrüfste. Und wie viel Versammlungen, gleich der unsrigen aus allen Teilen des deutschen Landes besucht und beschickt, und gleich der unsrigen durch den Besuch werter Gäste aus befreundeten Ländern geehrt, haben seit der Zeit auf diesem Raume stattgefunden! Unser Verein tagt zum erstenmale in Köln, und es ist vielleicht auffallend, dafs er jetzt erst nach 58 Jahren seines Bestehens den Weg hierher gefunden hat. Wenn das nicht ein Zufall ist, wenn man etwa geglaubt hat, dafs eine Philologen-Versammlung in einer Stadt, in der Handel und Industrie und Erwerbsleben die Hauptrolle spielt, nicht recht an ihrer Stelle sei, so ist dies ein Irrtum gewesen. Denn wenn irgendwo, so wird hier in Köln der Wert aller und so auch derjenigen Bildung geschätzt, die wir im strengen Sinne eine philologische oder gymnasiale nennen; eine — wenn meine Beobachtung nicht täuscht — unverhältnismäfsig grofse Zahl von Männern, die sich später dem kaufmännischen oder einem ähnlichen Berufe gewidmet haben, hat das Gymnasium bis zum Abiturientenexamen durchgemacht und keiner von ihnen hat es bereut.

Jener Streit zwischen Gymnasium und Realschule oder, besser gesagt, einer bestimmten Form der Realschule hat in dieser Stadt eine verhältnismäfsig sehr geringe Rolle gespielt und er hat vor allen Dingen das freundliche Verhältnis der verschieden gearteten Anstalten keinen Augenblick getrübt, so wenig als dies der konfessionelle Gegensatz gethan hat: es ist friedlicher Boden, auf dem Sie zusammentreten. Und so können wir auch die gegenwärtige Lage der philologischen Studien in ihrem Verhältnis zum Gesamtleben der Nation hier unbefangener als an manchen anderen Orten überblicken. Dieser Aufgabe darf heutzutage, wo man überall die Philologie zunächst als gymnasiale Wissenschaft auffordert sich zu rechtfertigen, sich zu legitimieren, derjenige, der zu einer solchen Versammlung spricht, sich nicht entziehen. Er mufs es thun, wenngleich es den Anschein hat, als richteten sich die Anfechtungen nur gegen den einen Teil unseres Gebiets, — gegen das Lateinische und Griechische des Gymnasiums: denn das akademische Latein und Griechisch wird davon mitbedroht. Es ist eine schwere Verirrung, wenn da und dort ein Redner sich damit getröstet hat, dafs die Philologie als akademische Wissenschaft davon unberührt bleibe. Irre ich nun nicht, so ist seit der letzten Reform in dem Ansturm gegen das Lateinische und Griechische ein gewisser Stillstand eingetreten; das Aufblühen der lateinlosen

Realschulen, das wir mit Freuden begrüfsen, hat beschwichtigend gewirkt; das Experiment der sogenannten Einheits- oder Reformschule, über dessen Erfolg resp. Nichterfolg erst in einigen Jahrzehnten geurteilt werden kann, zwingt einigermafsen zum Abwarten. Wir müssen, denke ich, diese relativ günstige Zeit benutzen, um den guten Gründen, mit denen wir die klassischen Studien verteidigen, wieder mehr Eingang zu verschaffen und den aufgeblasenen Dilettantismus zurückzudrängen. Es gilt vor allen Dingen, die Anregungen der sogenannten Schulreform zu verwerten indem man, ihren allgemeinen Zweck billigend, doch die Mittel und Wege zu den dort gesteckten Zielen mit fachmännischer Gewissenhaftigkeit prüft. Unsere Regierungen sind einsichtig und sind auch stark genug, um solchen Erfahrungen des unmittelbaren Unterrichtsbetriebs Gehör zu geben und zu verschaffen. Den besten Beweis aber von der Güte unserer Sache geben wir, wenn wir an Stelle der allerwärts erklingenden Worte die bescheidene Thatsetzen oder, um philologisch zu sprechen, an Stelle der Substantive die bescheideneren Adjektiva oder Verba. Der Kampf wird nicht aufhören, dafür sind die Mächte zu stark, die die Jugend in ihrem besonderen Interesse in ihre Gewalt zu bringen suchen. Wer die Jugend hat, sagt man, hat die Zukunft! Da wir aber eben nicht wollen, dafs irgend eine Partei die Jugend habe, sondern dafs die Jugend sich selber habe, selber prüfe, selber Wahrheit finde, so dürfen wir diesem Kampfe nicht ausweichen. Diesen Kampf gegen die Mächte, ich sage nicht der Finsternis, aber der Dämmerung, einen Verteidigungskampf, wir müssen ihn angriffsweise führen. Einige Worte über die bei diesem Kampf zu befolgende Taktik müssen Sie mir heute schon zu gute halten. Vor allem wird uns schon diese Versammlung sagen, dafs Universität und Gymnasium, Hochschule und Mittelschule, ein gemeinsames Interesse, vielmehr gemeinsam ein nationales Interesse zu verteidigen haben. Denn dieser Gedanke hat die Philologen-Versammlungen ins Leben gerufen und ihnen ihren offiziellen Namen aufgeprägt, und die Wahrheit von der Gemeinsamkeit der Lebensinteressen von Hoch- und Mittelschule ist so handgreiflich, dafs jedes Wort darüber Verschwendung wäre. Man kann aber nicht behaupten, dafs diese Wahrheit sich in den letzten Jahrzehnten besonders wirksam erwiesen habe; ich mufs es aussprechen mit der Unumwundenheit, die Männer der Wissenschaft sich gegenseitig schuldig sind, dafs die akademische Philologie nachdrücklicher als bisher in diesen Kampf eingreifen mufs.

Kommen Sie also, meine Herren von der Universität, Ihrem hart angegriffenen Fufsvolk zu Hülfe!

Das Zweite ist, dafs, auf der Universität und auf der Schule, nichts nachgelassen werden darf von der Strenge des Ideals. Was ist denn der λόγος, nach dem wir uns nennen und dem wir dienen? Doch kein anderer als der, von dem das Wort spricht, das durch die Jahrtausende klingt. 'Im Anfang war das Wort', das lebenschaffende, lebengestaltende Gotteswort, für dessen Walten wir den Sinn und das Verständnis in der Jugend zu pflegen uns bestreben. Der Vorwurf der Kleinlichkeit, des Schulpedantismus mufs zurückgewiesen werden, denn am Kleinen und Einzelnen arbeitet sich der menschliche Geist in die Höhe.

Das nur mufs man verlangen, dafs man sich stets des Zusammenhanges des Kleinen und Einzelnen mit dem Ganzen der menschlichen Erkenntnis bewufst bleibt, und hier, denke ich, liegt ein grofses und anzuerkennendes Verdienst dessen, was man die neuere oder wissenschaftliche Pädagogik nennt, dafs dem angehenden Lehrer gegenwärtig mehr als früher dieser Zusammenhang nachdrücklich zu Gemüte geführt wird. Auf jeder Stufe steht der Lehrer, auch wo er in Sexta deklinieren und konjugieren lehrt, in dem Tempeldienst der Wissenschaft, und einer Wissenschaft, die jeder anderen ebenbürtig ist, weil sie für alle anderen die Voraussetzung bildet. Auch wir freuen uns der Fortschritte der Technik: aber auch in einigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten, wenn unsere Nachkommen durch die Luft fliegen werden, kommt es noch immer darauf an, wie diese Menschen innerlich beschaffen sind, und ob von ihnen das Wort gilt, das der Dichter dem königlichen Jüngling zuruft, dafs er Achtung tragen soll vor den Träumen seiner Jugend, wenn er Mann geworden sei.

Zum Dritten aber, indem wir an der Strenge des Ideals festhalten, müssen wir betonen, dafs es zugleich ein sehr praktisches Ziel ist, das unsere Wissenschaft und die von ihr bestimmte Schule verfolgt. In der Rede, mit der am 8. April dieses Jahres Fürst Bismarck eine Adresse deutscher Lehrer beantwortet hat, sprach derselbe von der Pflege der Imponderabilien und führte aus, von wie grofsem Werte es sei, dafs in unserem Parlament so zahlreiche Männer von solcher Schulbildung sich befunden hätten; sie wären vor anderen befähigt, politische — wir setzen hinzu, überhaupt verwickelte menschliche — Situationen zu verstehen. Dieses gilt sicherlich nicht vom Gymnasium allein, aber auch für dieses. Es ist nicht davon die Rede, dem Gymnasium ein Monopol höherer Menschenbildung zu vindizieren, aber das sagen wir und davon

gehen wir aus, dafs es von höchster Wichtigkeit ist, dafs i unserem Parlament, Heer u. s. w. ein starkes Kontingent vo solchen sei, die durch solche intensive Beschäftigung mit der Altertum ein tieferes Verständnis geschichtlichen Lebens sic erarbeitet haben; aber das ist nur möglich, wenn man einen Tei dieses Lebens durch seine Arbeit gleichsam miterlebt hat.

Endlich viertens: In dem vielberührten Kampfe um das Da sein, den auch wir führen müssen, ist das Letzte und Wichtigst der Glaube an unsere Sache, jener Glaube, der die Verheifsun hat, dafs er Berge versetzen kann. Man läutet uns ja scho lange die Sterbeglocke. Die Leute, die von dem nahen End unserer auf dem Altertum ruhenden Jugendbildung wie von eine gleichgültigen Sache sprechen, geben sich auch schon Miene, nac Ersatzmitteln auszuschauen; unter anderem ist auch die Philo sophie als solches Ersatzmittel aufgefunden, ohne dafs man un freilich gesagt hätte, mit welchem Teil der Philosophie wir unser Sextaner unterrichten sollen. Noch jüngst hat ein grofser Ge lehrter ein grofses Wort gelassen ausgesprochen: 'Unsere an da Altertum gelehnte Jugendbildung geht zu Ende, aber es ist leichter die klassischen Studien zu beseitigen als an die Stelle, die Hora und Homer eingenommen haben, Lessing und Goethe zu setzen' Meine Herren! wenn es damit in der That zu Ende ginge, s müfste es in Wahrheit in deutschen Landen mit Lessing un Goethe, deren Bildung sich bekanntlich auch an das Altertum an gelehnt hat, schon zu Ende gegangen sein. Nein, mein Herren, Horaz und Homer sind noch an ihrer Stelle und sie sin uns mehr, als sie unseren Vätern und Urvätern gewesen sind Ich möchte unserer Versammlung im Gegenteil etwas sehr Opti mistisches zurufen, von dem ich freilich einigermafsen zweifele ob es hier ganz hoffähig ist. Eine Novelle — ich glaube vo Berthold Auerbach — führt uns einen wackeren Alten vor, de sich schwer durchs Leben geschlagen hat, eben wie die Philologie endlich hat er durch ehrliche und fleifsige Arbeit doch die feind lichen Mächte besiegt. An einem guten Tage, einem Tage, wi etwa der heutige ist, wo er froh auf das bescheidene Glück welches ihm zu teil geworden ist, zurückschaut, naht sich ihn einer von jenen guten Freunden, die wir alle kennen, die kein frohe Empfindung rein ausklingen lassen, und mahnt ihn a seinen nahen Tod. 'Oho', entgegnet der Alte gut gelaunt, 'da Sterben, das wollen wir bis zuletzt aufsparen.'

Auch wir, meine Herren, auch unsere Philologie, wir wolle das Sterben bis zuletzt aufschieben. Das Bewufstsein, dafs unser

Philologie noch eine Lebensmacht in unserem Vaterlande ist, hat Sie, werte Gäste, hierhergeführt, und nicht um tote Sprachen handelt es sich, sondern um Sprachen, die wir mit gutem Recht als sehr lebendige bezeichnen dürfen, vor allem darum, weil sie ein Bindemittel zwischen sämtlichen Kulturnationen sind. Diese Versammlung wird unsere Lebenskraft nicht nur beweisen, sondern auch in jedem Einzelnen stärken. Wir fechten mit fröhlichem Mute für eine gute Sache und wir führen nicht die Sache unserer Wissenschaft allein, sondern die Sache aller Wissenschaft; denn sie alle, neuere Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaft, Theologie, Rechtswissenschaft, blühen und welken, stehen und fallen mit einander. Einem hervorragenden Germanisten hat Theodor Mommsen jüngst das Wort zugerufen: 'Des Volkes Schätze sind in eure Hand gegeben, bewahret sie!' Nehmen wir unseren Stand noch um eine Stufe höher; stellen wir die ursprüngliche Lesart, die der Dichter vor einem Jahrhundert den Künstlern zugerufen hat, wieder her; sie gelten den Dienern der Wissenschaft wie den Künstlern: 'Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!' Und somit erkläre ich diese Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet."

Der Vorsitzende erteilt darauf dem Vertreter des Kgl. Ministeriums, Herrn Prov.-Schulrat Geheimrat Dr. Deiters, das Wort.

Geheimrat Dr. Deiters: „Hochansehnliche Versammlung! Se. Exzellenz Herr Staatsminister Dr. Bosse hat meinen Kollegen und mich beauftragt, dieser Versammlung beizuwohnen. Mir als dem älteren ist der Auftrag geworden, diese Versammlung in seinem Namen zu begrüfsen und auszusprechen, dafs er mit Interesse ihren Verhandlungen folgen wird. In gleicher Weise bin ich von Sr. Exzellenz dem Herrn Oberpräsidenten der Rheinprovinz, der leider der Versammlung nicht beiwohnen kann, ermächtigt, Sie hier willkommen zu heifsen. Indem ich mich dieser ehrenvollen Aufträge hiermit entledige, brauche ich das Interesse der beiden hochverehrten Männer nicht näher zu begründen. Diese Versammlungen haben in 60 Jahren stets den doppelten Zweck verfolgt, die Wissenschaft zu fördern und der Schule Anregung zu geben. Dem Schulmanne wird man verzeihen, wenn er des letzteren Zweckes besonders gedenkt. Wir haben jetzt eine Erziehung der jungen Lehrer für ihren neuen Beruf, wir sehen eine Generation heranwachsen, die mit fester planmäfsiger Überlegung ihre Aufgabe ergreift. Das Beste aber, was sie für ihren Beruf haben, einen Schatz von Kenntnissen, Liebe zur Wissenschaft, Trieb zur eigenen Arbeit, das kann ihnen keine Seminar-Erziehung, das

mufs ihnen die Universität geben. Daher begrüfse ich mit besonderer Ehrfurcht die hier erschienenen Gelehrten. Diese Verbindung von Schule und Universität giebt der Versammlung in den Augen der Schulregierung besondere Bedeutung. Grofse Veränderungen sind im Lauf der letzten Jahre in der Schule vorgegangen: unsere Jugend mufs jetzt manches andere erfahren, als früher, darf auf manchem Gebiet der exakten Forschung nicht fremd bleiben: darum mufs das neue Gymnasium manches leisten, was das alte nicht leisten konnte. Es handelt sich jetzt um einen Ausgleich zwischen dem Alten und den neuen Forderungen. Ich darf der Überzeugung Ausdruck geben, dafs die höhere Unterrichtsverwaltung ausgereifte Vorschläge gern entgegennehmen wird. Der Herr Minister erwartet von dieser Versammlung eine Förderung der Wissenschaft und des höheren Schulwesens zugleich. Seien Sie uns also herzlich willkommen!"

Der Vorsitzende dankt namens der Versammlung. „Möge das schöne Verhältnis zwischen diesen Versammlungen und der Unterrichtsverwaltung auch ferner, wie seither überall in deutschen Landen, fortdauern!" Er bittet den Vorredner, den Dank der Versammlung Ihren Exzellenzen übermitteln zu wollen. Darauf ergreift der Rektor der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, Geheimrat Dr. Nissen, das Wort:

„Es freut mich, Sie als Rektor der rheinischen Universität begrüfsen zu können. Ich will einen Ton anschlagen, wie er zwischen guten alten Bekannten üblich ist. Der Herr Vorsitzende hat erinnert an die Einweihung des Königsdenkmals auf dem Heumarkte im Jahre 1865; am Sockel desselben stehen die beiden Mitglieder unserer Universität, die die grofse nationale Bewegung eingeleitet haben: der ordentliche Professor Ernst Moritz Arndt und der Privatdozent Barthold Georg Niebuhr. Schon einmal (1841) hat die Versammlung auf rheinischem Boden getagt, unter Meister Ritschl; bei diesem Anlafs wurde der Verein von Altertumsfreunden im Rheinland ins Leben gerufen. Ich will das nähere verwandtschaftliche Verhältnis nicht erörtern, ich glaube, die Philologenversammlung hat Patenstelle bei dem Verein vertreten. Nach diesem Vorgang wünsche ich von Herzen, dafs auch die jetzige Tagung der Wissenschaft reichen Gewinn und jedem Einzelnen volle Befriedigung gewähren möge!"

Nach dem Rektor der Universität nimmt der Oberbürgermeister der Stadt Köln Dr. Becker das Wort: „Meine werten Herren! Gestatten Sie auch mir, dem Oberbürgermeister dieser Stadt, Sie namens der städtischen Behörden und namens der ge-

Philologie noch eine Lebensmacht in unserem Vaterlande ist, hat Sie, werte Gäste, hierhergeführt, und nicht um tote Sprachen handelt es sich, sondern um Sprachen, die wir mit gutem Recht als sehr lebendige bezeichnen dürfen, vor allem darum, weil sie ein Bindemittel zwischen sämtlichen Kulturnationen sind. Diese Versammlung wird unsere Lebenskraft nicht nur beweisen, sondern auch in jedem Einzelnen stärken. Wir fechten mit fröhlichem Mute für eine gute Sache und wir führen nicht die Sache unserer Wissenschaft allein, sondern die Sache aller Wissenschaft; denn sie alle, neuere Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaft, Theologie, Rechtswissenschaft, blühen und welken, stehen und fallen mit einander. Einem hervorragenden Germanisten hat Theodor Mommsen jüngst das Wort zugerufen: 'Des Volkes Schätze sind in eure Hand gegeben, bewahret sie!' Nehmen wir unseren Stand noch um eine Stufe höher; stellen wir die ursprüngliche Lesart, die der Dichter vor einem Jahrhundert den Künstlern zugerufen hat, wieder her; sie gelten den Dienern der Wissenschaft wie den Künstlern: 'Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!' Und somit erkläre ich diese Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet."

Der Vorsitzende erteilt darauf dem Vertreter des Kgl. Ministeriums, Herrn Prov.-Schulrat Geheimrat Dr. Deiters, das Wort.

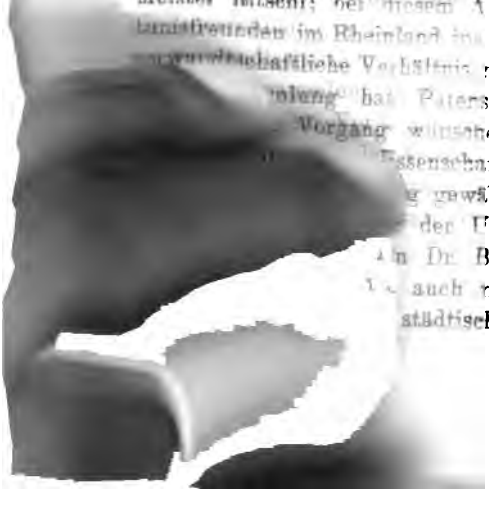
Geheimrat Dr. Deiters: „Hochansehnliche Versammlung! Se Exzellenz Herr Staatsminister Dr. Bosse hat meinen Kollegen und mich beauftragt, dieser Versammlung beizuwohnen. Mir als dem älteren ist der Auftrag geworden, diese Versammlung in seinem Namen zu begrüfsen und auszusprechen, dafs er mit Interesse ihren Verhandlungen folgen wird. In gleicher Weise bin ich von Sr. Exzellenz dem Herrn Oberpräsidenten der Rheinprovinz, der leider der Versammlung nicht beiwohnen kann, ermächtigt, Sie hier willkommen zu heifsen. Indem ich mich dieser ehrenvollen Aufträge hiermit entledige, brauche ich das Interesse der beiden hochverehrten Männer nicht näher zu begründen. Diese Versammlungen haben in 60 Jahren stets den doppelten Zweck verfolgt, die Wissenschaft zu fördern und der Schule
Dem Schulmanne wird man verzeihen
Zweckes besonders gedenkt. Wir ha
jungen Lehrer für ihren neuen B
heranwachsen, die mit fester
gabe ergreift. Das Beste
einen Schatz von Kenntn
eigenen Arbeit, das

muſs ihnen die Universität [illegible] sonderer Ehrfurcht die [illegible] bindung von Schule und [illegible] den Augen der Schulregierung [illegible] änderungen sind im Lauf [illegible] gegangen: unsere Jugend [illegible] früher, darf auf manchen [illegible] fremd bleiben: darum muſs das [illegible] was das alte nicht leisten [illegible] Ausgleich zwischen dem [illegible] darf der Überzeugung Ausdruck [illegible] richtsverwaltung ausgereifte [illegible] Der Herr Minister erwartet von dieser Versammlung [illegible] rung der Wissenschaft und des höheren Schulwesens [illegible] Seien Sie uns also herzlich willkommen!"

Der Vorsitzende dankt namens der Versammlung: „Möge das schöne Verhältnis zwischen diesen Versammlungen und der Unterrichtsverwaltung auch ferner, wie seither überall in deutschen Landen, fortdauern!" Er bittet den Vorredner, den Dank der Versammlung Ihren Exzellenzen übermitteln zu wollen. Darauf ergreift der Rektor der rheinischen Friedrich Wilhelms Universität zu Bonn, Geheimrat Dr. Nissen, das Wort:

„Es freut mich, Sie als Rektor der rheinischen Universität begrüſsen zu können. Ich will einen Ton anschlagen, wie er zwischen guten alten Bekannten üblich ist. [illegible] hat erinnert an die Einweihung des [illegible] auf dem Heumarkte im Jahre 1865; am Sockel [illegible] Mitglieder unserer Universität, die die [illegible] eingeleitet haben: der ordentliche Professor [illegible] und der Privatdozent Barthold [illegible] (1841) hat die Versammlung auf rheinischem Boden gefaßt, [illegible] Meister Ritschl; bei diesem Anlaſs wurde der Verein von [illegible] tumsfreunden im Rheinland ins Leben gerufen. Ich will die [illegible] verwandtschaftliche Verhältnis nicht erörtern, ich glaube, die [illegible] [illegible]mlung hat Patenstelle bei dem Verein [illegible] Vorgang wünsche ich von Herzen, daſs auch die [illegible] Wissenschaft reichen Gewinn und jedem E[illegible] [illegible]g gewähren möge!"

[illegible] der Universität nimmt der [illegible] [illegible]n Dr. Becker das Wort: „[illegible] [illegible] auch mir, dem Oberbürg[illegible] [illegible] städtischen Behörden [illegible]



samten Bürgerschaft auf das herzlichste willkommen zu heifsen. Besonders begrüfse ich die Herren aus dem uns wissenschaftlich und politisch so nahestehenden Österreich und den anderen aufserdeutschen Ländern, welche den weiten Weg hierher nicht gescheut haben.

Lange Jahre hat es gedauert, bis Sie endlich zu uns gekommen sind, und jetzt, wo wir Sie zu unserer grofsen Freude hier in unserer Mitte sehen, empfangen wir Sie nicht ohne eine gewisse Beklommenheit. Denn Ihre letzte Tagung in der herrlichen österreichischen Reichshauptstadt an der Donau mit ihren monumentalen Prachtbauten, ihren zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten, ihren hervorragenden Kunstschätzen und ihrer schönen Umgebung vollzog sich unter so glänzenden Verhältnissen, dafs wir Ihnen auch nicht Annäherndes zu bieten vermögen. Aber in zweifacher Weise hoffen wir heute dem schönen Wien und all den zahlreichen deutschen Städten, in denen Sie bisher tagten, nicht nachzustehen: das ist einmal der klassische Boden, auf dem Sie hier stehen und das ist zweitens unsere Freude, Sie bei uns zu sehen, und der lebhafte Wunsch, dafs Sie bei uns anregende und glückliche Tage verleben möchten. Wir verehren in Ihnen nicht blofs Männer der Wissenschaft, deren viele sich schon dauernden Ruhm erworben haben, sondern zugleich die bewährten Erzieher unserer Jugend, berufen in die Herzen derselben den Sinn für Wissenschaft und Kunst und für alle idealen Güter des Lebens zu pflanzen; und wenn sich das deutsche Volk, trotz der materiellen Zeit, in der wir leben, diesen idealen Sinn und damit seine geistige Bedeutung erhalten hat, dann ist das wesentlich mit Ihr Verdienst. Gerade nach dieser Richtung hin erwarten wir aber von Ihrer hiesigen Versammlung, Ihren Beratungen und Vorträgen und dem Verkehr mit Ihnen mannigfache und nachhaltige Anregung. Darum, meine Herren, begrüfsen wir Sie so freudig und hegen wir den lebhaftesten Wunsch, dafs Sie unserer Einladung, am Freitag Abend einige fröhliche Stunden mit uns im städtischen Volksgarten zu verbringen, mit Ihren Damen recht zahlreich Folge leisten möchten. In diesem Sinne heifse ich Sie nochmals herzlichst willkommen."

Der Vorsitzende: „Ihnen und den Stadtverordneten sage ich im Namen der Versammlung unsern herzlichen Dank. Wir sind bisher in einer Weise unterstützt worden, die wir nicht genug rühmen können. Sie haben die Wiener Versammlung erwähnt: wer das Glück gehabt hat, dieser Versammlung beizuwohnen, läfst sich gern daran erinnern. Allein auch wir hier in Köln

haben dies und jenes zu bieten, und so ganz bescheiden bin ich nicht, dafs ich nicht ein gutes Vertrauen hätte, dafs von einer Versammlung in dieser Stadt jeder unserer Gäste gute Eindrücke mitnehmen wird. Denjenigen, die Köln nach langen Jahren wiedersehen, wird ein gewaltiges Bild deutschen Fleifses und deutscher Bildung entgegentreten. Sie werden hier viele sogenannte Sehenswürdigkeiten aufsuchen, an denen der edle Rost der Jahrhunderte klebt; eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges aber wird für Sie auch sein das Bild dieser aufblühenden Stadt unter der Verwaltung von Wilhelm Becker!"

Weiterhin erteilt der Vorsitzende dem Vertreter der rumänischen Regierung Senator Dr. Tocilesco das Wort.

Senator Dr. Tocilesco: „Vom Donaustrande hat mich die Kgl. rumänische Regierung und Akademie entsendet. Ich freue mich der Gelegenheit für Rumänien und mich, dem Gefühl der Dankbarkeit für die deutsche Wissenschaft Ausdruck zu geben. Ich fühle mich nicht als Fremder hier: aus diesem Lande kam der Mann, der unser Volk zur Unabhängigkeit führte und unsern Staat zum Hüter der Ordnung und Gesittung emporhob. Eine Rheinländerin ist unsere Königin, die Mutter unserer Armen, die feinsinnige Dichterin. So knüpfen uns im staatlichen Leben starke Bande der Dankbarkeit, aber namentlich auf dem Gebiet der Wissenschaft, speziell der Altertumswissenschaft feiern wir in den deutschen Gelehrten unsere persönlichen Förderer und Lehrer. Römisches Altertum ist zugleich rumänisches Altertum, und auf diesem Gebiet haben die Deutschen noch die Führung. Mit besonderer Verehrung blicke ich auf die deutsche Wissenschaft, der ich deutsch-österreichischen Gelehrten meine Liebe zum Altertum verdanke. Seit 14 Jahren bemühe ich mich auf diesem Gebiet. Auf Mommsens Anregung, im Einverständnis mit der Berliner Akademie, bin ich an der Limes-Forschung thätig; der erste Spatenstich geschah in Gegenwart des technischen Leiters der deutschen Ausgrabungen in Rumänien. Die Forschungen haben grofsen Erfolg gehabt. Wir fanden in Rachowiza die Reste zweier Lager, erweitert von zwei bisher unbekannten Truppengattungen, sämtliche Orte der tabula Peutingeriana sind nachgewiesen, das tropaeum Traiani ist zu Tage gefördert. Als Zeichen unserer Dankbarkeit für die deutsche Wissenschaft überreichen wir der Versammlung unsere Publikation über das Siegesdenkmal des Trajan von Adamklissi. Es ist das erste gröfsere Werk, das von Rumänien ausgeht. Ich wünsche, dafs immer engere Beziehungen zwischen der Wissenschaft Rumäniens und Deutschlands walten mögen!"

Der Vorsitzende: „Sie sehen, mit welchen Sympathien Sie, der Vertreter eines Landes, dessen Fortschritten man in Deutschland mit herzlicher Teilnahme folgt, empfangen werden. Sagen Sie Ihren Landsleuten, wenn Sie nach Ihrem Lande zurückgekehrt sind, daſs wir jederzeit erfreut sein werden, wenn einer, einige oder lieber viele von ihnen in unseren Versammlungen erscheinen, überall, wo es sich um Erziehung durch Wissenschaft, Wissenschaft durch Erziehung handelt."

Darauf begrüſst der Vertreter der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung Museumsdirektor Dr. Patsch die Versammlung.

„Auch unsere Regierung will ihre Völker wieder der europäischen Kultur zuführen und zwar durch Erforschung der griechisch-römischen Welt. In diesem gemeinsamen Streben haben die Deutschen die Führung gehabt und haben sie noch. Daher begleitet unsere Regierung die Verhandlungen dieser Versammlung mit ihren besten Wünschen!"

Der Vorsitzende fährt, nachdem er den Vorredner als Vertreter der Wissenschaft in Bosnien begrüſst hat, fort:

„Unsere geschäftlichen Mitteilungen beginnen wir stets mit einem ernsten Akte, indem wir einen Blick auf die Totenliste werfen. Sie ist lang; ich führe die Namen einfach auf, denn man könnte in kurzer Stunde nicht zu Ende kommen, wenn man jedem derselben auch in kürzestem Nachruf gerecht werden wollte.

Gustav Adolf Klix, Franz Kern, Friedrich Hofmann, Rudolf Roth, Martin Herz, Rudolf Schöll, Heinrich von Brunn, Heinrich Schweizer-Sidler, Karl Peter, Wilhelm Arndt, Heinrich von Sybel.

Wir ehren sie mit dem herkömmlichen *γέρας θανόντων*, indem wir uns von unsern Sitzen erheben."

Wir treten in die Geschäfte ein.

Prof. Dr. Ziegler-Straſsburg nimmt das Wort zu seinem Vortrag über: Die Philosophie im Schulunterricht, ein Kapitel aus der Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart. Hochansehnliche Versammlung! Nicht ohne Zagen ergreife ich das Wort; denn ich komme in gewissem Sinne mit leeren Händen: nach Weltrichs und Minors Schillerbiographien und J. Kleibers Programm: „Über den Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule in Stuttgart" 1873 ergiebt eine Durchsicht der Akten nichts wesentlich Neues. Und ich komme mit einem pädagogischen Thema: paedagogica sunt, non curamus! pflegen aber selbst Philologen und Schulmänner, wenn nicht zu sagen, so doch zu denken. Trotzdem habe ich gewagt, mit Erinnerungen an den philosophischen Unterricht an der Hohen Karlsschule zu Stuttgart vor Sie zu treten, weil über

dieser Schule etwas von dem Schimmer des deutschen Klassizismus ausgebreitet liegt, der wenigstens bei den Germanisten Interesse erweckt. Und wenn wir andererseits von Gegnern der klassischen Studien hören müssen, dafs Schiller kein Griechisch gelernt, so wirkt es fast wie eine Neuigkeit, dafs Schiller hier seinen Homer gelesen, ja einmal im Griechischen den ersten Preis errungen hat. Doch ich will nicht von der Schule im ganzen reden, sondern nur von dem Fach, auf dem ihre Eigenart beruht, und das auch heut unter den tausenderlei Schulreformvorschlägen eine Rolle spielt, von der Philosophie, und will auf Grund der so gewonnenen Geschichtserfahrung daran die Frage knüpfen, ob nicht auch in unsern höheren Schulen die Philosophie mehr als bisher berücksichtigt werden soll? — Paulsen sieht die Philosophie, neben dem Deutschen, als den zweiten Pfeiler der Schule der Zukunft an, und Rud. Lehmann bemüht sich, die fast erloschene Flamme wieder anzublasen. Um aber Zukunftsfragen zu entscheiden, thut man gut, nicht nach Utopia zu gehen, sondern sich an die Geschichte zu wenden. Nun ist ja die Geschichte des philosophischen Schulunterrichtes alt und weit genug; allein die mittelalterliche Dialektik, die bis in die neuere Zeit gelehrt wurde, ist wie ein Feld voll Totengebeine, kein Gott kann sie mehr beleben. Die Geschichte ihres Betriebes zeigt nur, wie man es nicht machen soll. Daneben finden wir einen andern Betrieb im Zeitalter der Aufklärung, hier aber bietet sich nur ein Beispiel eines energisch durchgeführten philosophischen Unterrichts dar. Zwar bestieg in Preufsen mit Friedrich die Philosophie den Thron, der Aufklärungsminister Zedlitz trat an die Spitze der Schule, aber diese wurde nicht rein in den Dienst der Aufklärung gestellt. Nur in Schwaben gewinnt die Aufklärung die Schule rein, in der Hohen Karlsschule.

Herzog Karl Eugen wurde unter den Augen Friedrichs des Grofsen in die Aufklärung eingeweiht, für ihn ist der miroir des princes geschrieben. Aber nach seiner Rückkehr ward er Tyrann im kleinen und Wüstling im grofsen. Rousseau als Revolutionär war ihm ein Greuel, daher hat er sich lange Jahre nicht um die Weiterentwickelung bekümmert. Doch „als Dionys von Syrakus aufhören mufs Tyrann zu sein“ und ein Schulmeisterlein wurde, griff er auf den genuinen Aufklärungsgeist seiner Jugend zurück und gründete in diesem Geist seine Karlsschule. Er selbst drückte als fürstlicher Rektor seiner Schule seinen Geist auf, gestattete aber doch der Eigenart der Lehrer eine gewisse Freiheit. Selbst der klassische Unterricht, der im Gegensatz zum württembergischen Landexamensdrill die Lektüre zum Wesentlichen machte, zeugt

VERHANDLUNGEN

DER

DREIUNDVIERZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNE

IN

KÖLN

VOM 24. BIS 28. SEPTEMBER 1895.

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS

REDIGIERT VON

E. OEHLEY-KÖLN.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1896.

schön denken zu lehren, und durch und durch modern, so daſs er die Notwendigkeit eines gründlichen Unterrichts in der Muttersprache vor anderen erkannte und daſs er gegen den Willen des Herzogs die Bekanntschaft mit Herder und Shakespeare, den modernen Dichtern des jungen Deutschland, vermittelte. Von ihm stammt auch die Einrichtung des philosophischen Unterrichts an der Karlsschule: in seinem Schreiben vom 13. Sept. 1773 entwickelt er seine neuen Gedanken: „Die Wissenschaften werden entweder nach der besonderen Bestimmung einer jedweden, oder überhaupt in der Absicht gelehrt, aufgeklärte und gesittete Menschen zu bilden."

„In Ansehung der zweiten meine ich folgendes: 1) Um einen Menschen aufgeklärt zu machen, muſs man ihm alle Begriffe beibringen, die seinen Verstand verbessern und allgemein nützliche und wichtige Sachen enthalten, besonders aber demselben alles in ihm und um ihn herum bekannt machen. 2) Um ihn gesittet zu machen, muſs man solche Begriffe vortragen, die das Herz des Jünglings verfeinern und veredeln." — „Denn," sagt der naive jugendliche Aufklärer, „durch Begriffe allein wird es recht veredelt." Dabei nimmt er den Mund freilich etwas allzuvoll und meint, diese neue Art Wissenschaft mache Physik, Logik, Moral, Metaphysik entbehrlich, indem sie das Notwendige in sich enthalte und überdies alle für den gesitteten Menschen nötigen Wissenschaften in sich schlieſse. Zudem hofft er, mit ihr dem Lehrling einen Geschmack an dem Wahren und Schönen in geistreichen Schriften beibringen zu können. Und nun entwickelt er erst für den Unterricht in Sprachen, Geschichte und Geographie seine neue Methode, um dann zur Philosophie zu kommen. Hier sei diese neue Art der alten so sehr vorzuziehen, daſs durch diese gar kein, durch jene der gröſste Nutzen komme. Die alte besteht nur in Definition und Distinktion und bildet leere Schwätzer, bei der neuen sammelt man Material aus Geschichte und Natur. Fürs zweite hat man auf diese Art der Natur zu folgen, die immer beim Einzelnen und Sinnlichen zuerst anfängt. Sind hinlängliche Data gesammelt, so abstrahiert man sich daraus eine Philosophie der Natur, oder Physik, und eine Philosophie des Menschen, oder Psychologie, und lernt dadurch die Natur und sich selbst kennen. Aus der Natur erkennt man erst den Schöpfer, was der natürliche Weg ist; so hat man Logik gelernt, ohne es selbst zu wissen. Die alte Logik, Moral, schöne Wissenschaften und Ontologie sind alle unnütz, wenn sie nicht alle aus der menschlichen Natur hergeleitet werden, „daher ich sie alle als Teile der Lehre vom Menschen betrachte". Jetzt erst legt er den Entwurf zu

einer solchen „Generalwissenschaft“ oder „Philosophie des gesunden Verstandes zur Bildung des Geschmacks, des Herzens und der Vernunft“ im einzelnen dar und zeigt, wie diese aufsteigend vom Sinnlich-Leichten zum Abstrakt-Schwierigen, zu der Vierteilung von der Körperwelt, vom Menschen, von der Welt überhaupt und vom Weltschöpfer führe. — Weil aber die meisten Leute Zeit brauchen, verlangt er auf 3 Stunden Schule 1 Stunde stille Arbeit für die Älteren, öfter auch ganze Tage zum Nachdenken; denn dieses ist in den öffentlichen Lektionen nicht möglich. Endlich verlangt er, dafs dieser Plan nach der Verschiedenheit der Schüler verschieden durchgeführt werde.

Nach diesem Entwurf unterrichtete Abel bis zum Jahre 1777 zum Entzücken der Schüler und anfangs auch zur Zufriedenheit des Herzogs. Kleiber meint, dafs dem Herzog die ersten Bedenken durch Abels theologischen Kollegen Hartmann beigebracht worden, indem dieser „desideriert, dafs manche Schüler im Disputieren und Objizieren über die gehörigen limites gingen und einen pruritum dubitandi verraten, der eine Affektation von Gelehrsamkeit zum Grunde hat“ u. s. f. Dies Schreiben stammt aber schon aus dem Jahre 1774. Hartmann war kein Zelot oder Fanatiker, begnügte sich mit einer Stunde Religion für die beiden philosophischen Abteilungen, war als einer der feinsten Pädagogen auch vom Herzog anerkannt und verlangte dasselbe wie Abel: er wendet sich gegen übermäfsige Pflege des Gedächtnisses, verlangt Nachdenken und die notwendige Konzentration: damit stellt er sich auf den Standpunkt seines Kollegen. Und auch damit hat er ihm aus der Seele gesprochen, dafs er dem Herzog mitteilt, unter den jungen Leuten herrsche eine eingekerkerte Bitterkeit gegen die zu genaue Aufsicht. Er hat gewifs Abel nicht verkannt, wie er ja auch über Schiller am gerechtesten urteilt. — Von philosophischer Seite ging der Angriff aus; in Tübingen sah man mit scheelem Blick auf die neue Rivalin. Namentlich der alte wunderliche Ploucquet, ein Mann des strengsten logischen Kalküls, mochte finden, dafs Abel ein Dilettant sei. Er verstieg sich zu der Denunziation beim Herzog, dafs Abel seinen Schülern üblen Materialismus lehre. In dieser schwierigen Lage berief der Herzog Ploucquet nach Stuttgart, um Abel entgegenzuwirken. — War Abel wirklich ein Materialist? Nein. — Lesen wir aber die älteste Dissertation Schillers: „über die Philosophie der Physiologie“, soweit wir sie haben, und die zweite „über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, so können wir uns vorstellen, wie Ploucquet zu seiner Meinung gekommen ist. Abels

Stärke lag in der Psychologie, diese war zwar nicht ästhetisch, aber doch eine empirisch gerichtete physiologische, also nicht die genuin-metaphysische der Wolffschen Schule.

Die Schüler der Klasse, in der Ploucquet unterrichtete, urteilten anders: sie wandten sich an den Intendanten der Anstalt, Oberst Leeger, mit der Bitte, auch Abel in seiner Psychologie hören zu dürfen. „Jener wird uns richtig, dieser schön denken lehren." Dies mufste den Universitäts-Professor verdrieſsen, und so nahm er schon August 1778 seinen Abschied. Der Plan Abels mufste sich nun starke Modifikationen gefallen lassen. Sieben Fächer der Philosophie: Psychologie, Moral, Ontologie, natürliche Theologie, Kosmologie, Logik, Geschichte der Philosophie wurden eingeführt, an die sich noch eine encyklopädische Übersicht über alle Wissenschaften anschlofs.

Dies klingt schlimmer, als es ist. Es war eine Schulung des Geistes zum eigenen Denken in der Philosophie der siebziger Jahre, die den Hauptwert auf Metaphysik und Moral legte. Wir sind bei diesen Namen sehr bedenklich; für uns ist Ethik die Kodifizierung alles dessen, was das Leben dem Menschen bringt an Forderungen, Idealen, Aufgaben und Erscheinungen, eine Wissenschaft für gereifte Männer, nicht für heranwachsende Knaben. Für uns ist Metaphysik gleich Weltanschauung; die erwirbt man sich auf Grund eines langen Lebens und eingehender Gedankenarbeit. Daher ist sie für uns nicht Anfang, sondern Abschlufs des wissenschaftlichen Lebens. Nun fürchte ich, wenn man Metaphysik lehren will, entweder lernt der junge Mann etwas, was man nicht lernen, sondern sich nur erwerben kann: dann bleibt er unmündig sein Leben lang; oder es kommen ihm neue Erfahrungen, die ihm das Gelernte als unbrauchbar erscheinen lassen: dann wird dies als Ballast oder Last weggeworfen oder weitergeschleppt. — Sollten das so kluge Pädagogen nicht empfunden haben? Aber Abel betont selbst, dafs man erst Material aus Geschichte und Natur sammeln müsse, ehe man zur Philosophie übergeht. Dies Sammeln denkt er sich einfach, daran ist die Zeit schuld: Naturgeschichte und Menschenleben sind damals einfach.

Alles rollte harmlos in den altgewohnten Bahnen ab. Daher ist die Ethik nur Individualethik, nicht frei von Sentimentalität und unklarem Enthusiasmus. Heutzutage ist die Ethik Güterlehre. Wir sind von Kants Imperativ hinweg und durch dies Stahlbad hindurch zu einer wahrhaft sozialen Ethik gekommen, wie sie Schleiermacher zuerst gelehrt. Dies ist nichts für Knaben. — Ebenso einfach war damals die Metaphysik: die Seele eine Monade,

um dies Dogma gruppiert sich die Weltanschauung, und die prästabilierte Harmonie nahm die letzten Schwierigkeiten. Aufserdem war dies alles von Wolff sauber für die Schule zugerichtet. Da kam Kant und machte dem bequemen Traum ein Ende: von der Seele, von Gott, von der Welt als ὄν wissen wir nichts, können wir nichts wissen.

Diese docta ignorantia Kants liegt uns allen noch schwer in den Gliedern, trotz des metaphysischen Zwischenspiels von Schelling und Hegel. Kaum wagen wir eine Vorlesung über Metaphysik anzukündigen, weil wir uns ihres rein hypothetischen Charakters bewufst sind. Auch sie ist keine Wissenschaft für Knaben. — Was bleibt übrig? Logik ist interessant, wenn sie sich dem Neuen anschliefst, aber die alte Schullogik hat beinahe gar keinen Nutzen. Es kann schon auf der Schule abstrakte Geister geben, aber ich halte die Gefahr für gröfser, dafs durch Barbara, celarent etc. das Interesse für Philosophie geknickt wird. So bliebe die Psychologie; dabei ist aber zu bedenken, dafs die empirische Psychologie ohne ψυχή ist und daher nur noch in Personalunion mit der alten Philosophie. Daher müssen wir sagen: was die Hohe Karlsschule konnte, können wir nicht. Soll das heifsen: folglich ist die Philosophie ausgeschlossen von der Schule, oder auszuschliefsen, wo sie noch betrieben wird? — Nach unserer heutigen Auffassung würde ich ausdrücklich erklären: sie ist auszuschliefsen in dem Sinne, wie unsere öffentliche Meinung dergleichen fordert. Wenn etwas für die Schule wertvoll erscheint, so verlangt dieselbe öffentliche Meinung, die über Überbürdung klagt, dafs dieses Wertvolle (z. B. die Hygiene) als besonderes Unterrichtsfach gelehrt und in den Schulplan aufgenommen werde. Davon, dafs vieles in der Schule sein kann, ohne auf dem Lehrplan zu stehen, weifs unser papiernes und normierendes Zeitalter nichts. Natürlich mufs Philosophie in der Schule vertreten sein, allgegenwärtig, in jeder Stunde. Nicht von einem einzelnen Lehrer, sondern von allen, die in Prima unterrichten, verlange ich einen philosophischen Unterricht, natürlich nicht von allen in demselben Umfang und in derselben Weise: der Philolog und Historiker gebe seine Aufklärung auf psychologischer Grundlage, der Mathematiker benutze die Begriffe Raum und Zeit, Kausalität und Zweck, um das Nachdenken der Schüler zu wecken. Die Lektüre des Plato, Horaz, der Antigone, Nathans führen mitten in die Philosophie. Auch im Religionsunterricht der oberen Klassen sind die wertvollen Gedanken der Schleiermacherschen Religionsphilosophie wichtiger als die Streitigkeiten der Nestorianer und Monophysiten. Je

unphilosophischer der Religionsunterricht der Primaner, desto gefährdeter ist ihre religiöse Überzeugung, desto stumpfsinniger und frivoler stehen sie als Studenten, desto unklarer und gedankenloser als Männer den brennenden Fragen der Zeit gegenüber. Also: auch ich verlange Philosophie auf der Schule, und zwar inhaltlich mehr als bisher; nur nicht auf dem Lehrplan verzeichnet, nur nicht vom Schulrat kontrolliert, nur nicht auf Stunden abgezogen und im Abiturientenzeugnis bemerkt, sondern mehr Philosophie in den Köpfen und Geistern unserer Lehrer! Und darum verlange ich, daſs unsere jungen Philologen mehr Philosophie studieren. Das hieſse, nach heutiger Art zu denken: wer in Prima unterrichtet, muſs die facultas in Propädeutik nachweisen; in meiner Sprache: diese philosophische Bildung muſs sich bei unsern Kandidaten von selbst verstehen, weil den Stürmen unserer Zeit gegenüber das Studium der Philologie, Mathematik u. s. f. allein nicht mehr standhält. Wie sie ihre Philosophie in der Schule verwenden, das bleibt dem χάρισμα des einzelnen Lehrers überlassen.

Ob eine Zeit kommen wird, wo wir wieder philosophischen Unterricht in die Schule einführen? Vielleicht schwemmt schon die nächste Welle der Schulreform wieder ein Stück vom altbewährten klassischen Unterricht weg; dann würde ich allerdings meinen, daſs zur geistigen Schulung die obligaten Jugendspiele schwerlich ausreichen, wohl aber ein vernünftiger philosophischer Unterricht etwas wie einen Ersatz bieten könnte. — Daſs die Karlsschule so rasch zu Grunde ging, daran ist nicht die Kleinlichkeit der Stände, nicht die Umgestaltung der Philosophie schuld, sondern der innere Widerspruch, an dem dieser Unterricht krankte: man lehrte die jungen Leute Philosophie, d. h. frei denken, frei handeln aber war ihnen bis tief ins Jünglingsalter verboten und frei reden durften sie nur, wenn es die Despotenlaune ihres Rektors gestattete. — Auch bei uns möchten manche Geister Schule und Universität in den Dienst bestimmter Richtungen zwingen: mutatis mutandis warnt davor das Schicksal der Hohen Karlsschule. Schützen aber wird sie dagegen am besten, als freie Höhen- und Bergluft, der freie Geist der Philosophie!

Zweite allgemeine Versammlung.

Donnerstag den 26. September 1895.

(Beginn 10 Uhr.)

Vorsitzender: Geheimrat Prof. Dr. F. Bücheler.

Nach Mitteilung der vom Oberpräsidenten der Rheinprovinz Dr. Nasse und von dem Kartellverband klassisch-philologischer

Vereine an deutschen Hochschulen eingelaufenen Telegramme erteilt er das Wort dem Herrn Prof. Dr. Hettner-Trier zu einem „Berichte über die vom Deutschen Reich unternommene Erforschung des obergermanisch-rätischen Limes".

Die Aufgabe, welche der Reichslimesforschung gestellt ist, ist eine sehr umfangreiche; sie gliedert sich in 4 Teile:

1. in die Erforschung des Erdwalls und der Mauer, welche unter dem Namen „Pfahl" von Höningen bis Hienheim laufen.

2. in die Untersuchung der zurückliegenden Linien. Eine solche zieht sich von Wörth über das Odenwaldplateau sicher bis Cannstatt; ob auch die südlicheren Befestigungen bei Köngen, Rottenburg, Sulz und Rottweil zu dieser Linie gehören oder als vereinzelte, verschiedenen Zeiten entstammende und verschiedenen Zwecken dienende Befestigungen zu betrachten sind, ist noch nicht entschieden. Die für Rätien neuerdings vermutete Linie Aalen-Koesching ist durch Ausgrabungen noch nicht erwiesen.

3. Die umfangreichste Aufgabe ist die Erforschung der Kastelle. An beiden Linien sind, abgesehen von den Zwischenkastellen, zu denen sämtliche Odenwaldkastelle mit Ausnahme von Oberscheidenthal zu rechnen sind, schon 58 Kastelle nachgewiesen; rechnet man hierzu die zurückliegenden Kastelle der Taunusgegend und der Wetterau und die uns aus Rätien bekannten, so erhält man 69 Kastelle. Überdies ist die Wahrscheinlichkeit grofs, dafs sich die Zahl noch erhöht.

4. in die Erforschung der hauptsächlichsten Strafsen des Limesgebietes.

Unter den Grabungen am Pfahl hat die gröfste Bedeutung die Entdeckung, dafs vor demselben ein Gräbchen herläuft, welches streckenweise, wie Baumeister Jacobi nachgewiesen hat, eine verdeckte Markierung durch Steine enthält, die teils das Gräbchen vollständig ausfüllten, teils wie eingesät aussahen; auf anderen Strecken standen in diesem Gräbchen Palissaden, die an der bayerisch-württembergischen Grenze noch besonders gut erhalten waren. Grenzmarkierung und Palissaden dienten dem Zwecke, eine fortlaufende Markierung der Grenze zu bilden; die Palissaden boten aber überdies noch den Vorteil eines Annäherungshindernisses und des Schutzes für die Patrouillen. Eine solche fortlaufende Grenzmarkierung nennen die *gromatici* einen *limes perpetuus*. Diese Grenzmarkierung verlor aber ihre Bedeutung bei der Herstellung des Erdwalles und der Mauer, wie sich deutlich daraus erkennen läfst, dafs die Markierung vielfach hinter Erdwall und Mauer hinzieht.

Sehr eingehend wurden am Pfahl auch die s. g. Begleithügel untersucht; Jacobi sieht in ihnen Anlagen zur Herstellung der ersten Grenzfestlegung, die man als Festpunkte für etwaige spätere Nachmessungen für immer konserviert habe. Diese Ansicht wird aber unhaltbar gegenüber den Erscheinungen im Odenwald und namentlich den Untersuchungen Prof. Loeschckes in der Rheinprovinz. Die Häufigkeit der Hügel auf leicht abstreckbarem Terrain und der Umstand, dafs diese nicht in einem Winkel zueinander, sondern in einer Flucht stehen, erregt schon Bedenken gegen die Jacobische Auffassung. Loeschcke hat aber überdies nachgewiesen, dafs die Begleithügelbauten in sehr vielen Fällen bei der Errichtung des Walles vollständig verschüttet oder vom Graben zerschnitten, also sicher jeder Benutzung entzogen worden sind; es ist ihm auch an mehreren Stellen gelungen, festzustellen, dafs Steintürme über den Pfostenlöchern des Begleithügelbaues errichtet worden sind, dafs der Steinturm den Begleithügelbau ablöste. Alles spricht also dafür, dafs die Begleithügel Türme einer früheren Periode getragen haben.

Diese Thatsache ist für die Beurteilung der Odenwaldlinie sehr wichtig. Da dort die Steintürme um 145 n. Chr. erbaut sind, müssen die Holztürme mindestens ein Menschenalter früher fallen. Auch die Palissadierung bez. Markierung ist auf dieser Linie jüngst gefunden und damit entschieden worden, dafs sie der Linie Lorch-Miltenberg zeitlich vorangeht. Die Kastelle der ersten Anlage dieser Odenwald-Neckarlinie, die vermutlich nur aus Erde bestanden haben, fehlen uns noch.

Was die Kastellforschung anlangt, so werden uns auf dem Gebiete Langenschwalbach, Gieſsen, Cannstatt bez. Lorch die Kastelle im wesentlichen bekannt sein, es fehlen uns dagegen noch einige auf dem Zipfel nördlich der Wisper, wo wir noch mehrere kleine Kastelle unten im Thale suchen müssen.

Sehr spärlich sind die Kastelle am rätischen Limes; wahrscheinlich hängt dies mit der Terrainfiguration zusammen, welche geringerer Deckung bedurfte. Die Römer legten Kastelle überall da an, wo Flüsse durch den Limes gehen. Die Flufsthäler sind aber auch in Rätien durchweg gedeckt. Die Hauptkastelle liegen in Rätien an der Strafse, weit vom Pfahl entfernt; am Pfahl liegen mit einer Ausnahme — Dambach — 2. Periode — nur kleine Kastelle; es ist dies eine Erscheinung, die für die ältere Limesanlage im allgemeinen überhaupt zu gelten scheint.

Den geläufigen Typus der Limeskastelle vergegenwärtigt das Kastell Butzbach. Die Prinzipalthore liegen hier dem Praetorial-

thor näher als dem Decumanthor. Die Thür des Sacellum im Praetorium ist immer der Porta praetoria zugewendet. Hiervon scheidet sich eine Gruppe, bei welcher die Prinzipalthore der Decumanseite näher liegen und das Praetorium die umgekehrte Richtung hat; da zu dieser letzteren eine Anzahl zweifellos frühzeitiger Kastelle gehört, so wird dieser Typus überhaupt als der frühzeitige zu gelten haben.

Es ist jetzt für eine so grofse Anzahl von Kastellen der Flächeninhalt bekannt, dafs der Versuch gewagt werden kann, für die Kastelle der verschiedenen Truppenkörper das Normalmafs zu bestimmen. Unter Berücksichtigung desjenigen, was aus Inschriften über die Dislokation bekannt ist, ergiebt sich eine Gröfse von 30—40 000 □ m für das Kastell einer *ala quingenaria*, 60 000 □ m für das Kastell einer *ala milliaria*. Friedberg, nahezu 38 000 □ m grofs, war die Garnison einer *cohors milliaria*. Von den Kastellen von 35 000 □ m — 20 000 □ m sind für 16 Stück *cohortes quingenariae* als Garnisonen bezeugt, dennoch wird man mit Rücksicht auf den starken Gröfsenunterschied innerhalb dieser Gruppe annehmen dürfen, dafs Kastelle von 34—30 000 □ m, ja vielleicht sogar bis 25 000 □ m, wenn sie auch im Frieden nur 500 Mann bargen, doch erbaut waren, um in Kriegszeiten die doppelte Mannschaft aufzunehmen. Die kleinen Kastelle von 7896—4914 □ m enthielten ausschliefslich *numeri*. Rechnen wir Obergermanien bis Lorch, bedenken wir, dafs die zurückliegenden Kastelle der Taunusgegend und der Wetterau im 2. Jahrhundert zumeist nicht mehr besetzt waren, und dafs sämtliche Kastelle der Odenwald-Neckarlinie nur detachierte Truppen enthielten, nimmt man auf die *numeri* die gebührende Rücksicht, so stehen die uns bekannten Truppen keineswegs in einem Mifsverhältnis zu den zu besetzenden Kastellen. Für Rätien läfst sich ein Urteil nicht früher abgeben, als man weifs, ob noch eine zweite Linie Aalen-Kösching vorhanden war und ob sich in der vorderen Linie die Zahl der Kastelle noch erheblich steigert.

Die Taunusgegend und die Wetterau sind jedenfalls von Domitian occupiert; auch der Zipfel nördlich vom Wisperthal wird noch im 1. Jahrhundert besetzt worden sein. Für das Gebiet südlich des Mains ist zu vermuten, dafs die *Arae Flaviae* nicht das Ende, sondern das Zentrum der Flavischen Occupation bezeichnen, und dafs die Kastelle von Weifsenburg und Aalen ihrer Form wegen noch dem 1. Jahrhundert angehören, mithin die Occupation am Ende des 1. Jahrhunderts bis ans Remsthal vorgedrungen war und den Anschlufs an die Odenwald-Neckarlinie gewonnen hatte.

Die Linie Lorch-Miltenberg wird hadrianisch sein. Der Pfahl ist erheblich später entstanden, als die Grenzmarkierung, wie nach Loeschcke die massenhaften Kulturreste beweisen, die sich im Erdwall finden. Eine bei Raitenbuch im Grenzgräbchen gefundene Fibel aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts, die vermutlich beim Herausreifsen der Palissaden in das Gräbchen kam, scheint als Anhalt für die Entstehungszeit des Pfahls verwendet werden zu können; denn man wird die Palissaden erst bei Anlage des Pfahls absichtlich entfernt haben; hiernach wäre der Pfahl in der Zeit der Alemannenwanderung entstanden und würde sich gegen solche fahrenden Völker wenden.

Die Kastelle sind Sperrforts; sie sperren Flufsthäler und Strafsen; sie sind festungsmäfsig mit Türmen und Ballisten versehen. Schwärmen von einigen tausend Mann wird ein Cohortenkastell getrotzt haben; beim Herannahen gröfserer Massen hatten sie die Aufgabe, dieselben aufzuhalten, bis die Legionen herankamen.

Geheimrat Dr. Conze-Berlin glaubt im Sinne der Versammlung zu sprechen, wenn er bittet, denen, die an dem Werke arbeiten, den Dank der Versammlung zu übermitteln.

Prof. Dr. Herzog-Tübingen glaubt, dafs es für den Einzelnen, der an dem Werke arbeitet, von Wichtigkeit ist, dafs er die ganze Aufgabe im Auge behält. Und dieses Interesse ist durch die Versammlung mächtig gehoben. Aufserdem teilt derselbe mit, dafs Herr Prof. Loeschcke gern bereit ist, am nächsten Sonntag die Strecke Neuwied-Sayn-Grenzhausen zu zeigen. Ein Antrag, dafs das Präsidium Namens der Versammlung dem Reichskanzler den Dank der Versammlung für die Förderung des wichtigen Werkes der Limesforschung darbringe und den Wunsch und die Bitte ausspreche, ferner Mittel zur Fortsetzung der Arbeit flüssig zu machen, wird von der Versammlung angenommen. Nachdem darauf auf den Vorschlag des Vorsitzenden ein Begrüfsungstelegramm an Herrn Professor Dr. Mommsen beschlossen ist, erhält das Wort Professor Dr. Diels-Berlin: „Bericht über den von den fünf Akademieen unternommenen *Thesaurus linguae Latinae*".

Im Namen der akademischen Kommission habe ich Ihnen Bericht zu erstatten über die Arbeiten für den *Thesaurus linguae Latinae;* ich thue dies hier mit ganz besonderer Liebe; denn ich weifs, dafs in Köln Altertum und Deutschtum sich nahe berühren. Hier kann das Unternehmen nicht als undeutsch angegriffen werden; denn wir wissen, dafs die römische Geschichte zugleich die älteste deutsche Geschichte ist. — Aber ich habe noch einen anderen

Grund zu besonderer Freude: die Philologenversammlung ist gleichsam die Wiege, in der der Gedanke Friedrich August Wolffs grofs geworden ist. Auf der ersten Wiener Versammlung 1858 wurde der Plan von Halm vorgelegt, aber der italienische Krieg liefs ihn zu Wasser werden. In Görlitz wurde er 1889 von Martin Hertz warm befürwortet, dessen unerwarteter Tod einen Schleier über unsere Festfreude breitet. Nachdem unterdessen Wölfflins Archiv die Aufgabe immer dringender gestellt hatte, wurde endlich Pfingsten 1893 auf der zweiten Wiener Versammlung eine festere Gestaltung des ganzen Projektes erlangt. Bald darauf fanden in Frankfurt und Koburg Vorkonferenzen statt und Oktober 1893 konnten die Vertreter der fünf deutschen Akademieen (Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Wien) in Berlin den Gründungsplan unterzeichnen. Mai 1894 fand eine Delegiertenkonferenz zu Göttingen statt und dort wurde das Werk auf folgender Grundlage begonnen. Die Leitung liegt den fünf Akademieen ob, jede zahlt jährlich 5000 Mark. Zwanzig Jahre sind zur Herstellung der zwölf Quartbände in Aussicht genommen, also wird die Summe etwa $^1/_2$ Million Mark betragen. Die Kosten sind auf 605 000 Mark veranschlagt, der Rest ist also durch das Verlegerhonorar zu decken. Die technische Leitung ist drei Direktoren übertragen: Bücheler-Bonn, Wölfflin-München, Leo-Göttingen. Zwei jüngere Gelehrte sind als Sekretäre gewonnen: Dr. Hey-München und Dr. Sakolowsky-Göttingen.

Die ersten fünf Jahre sind zur Sammlung des Materials, Wortvorrat und Litteratur, bestimmt. Mit dem Jahre 1900 sollen die ersten Hefte vorgelegt werden. — Lassen Sie mich schweigen von den Schwierigkeiten der Vorbereitung! Allmählich hat sich eine feste Methode der Verzettelung und Exzerption herausgebildet. Für archaische und goldene Latinität ist vollständige Verzettelung beschlossen; es sollen *indices locorum et vocabulorum* für jeden Autor angelegt werden, ebenso für die meisten Autoren der silbernen Latinität. Dagegen werden von Tacitus bis 600 nur eine Anzahl typischer Schriften verzettelt, für die übrigen fachmännisch hergestellte Indices benutzt werden. Wo schon genügende Spezial-Lexika vorhanden sind, z. B. für Caesar, Tacitus, Reden und philosophische Schriften Ciceros, werden diese benutzt.

Für die Verzettelung wird das Meuselsche System angewandt (vergleiche M.'s Cäsar-Lexikon). Diese Spezial-Indices sollen ein *κτῆμα εἰς ἀεί* sein: der Thesaurus kann nur einen kleinen Ausschnitt der wirklichen Latinität bringen, daher wird die Einzelforschung stets auf die Urzettel zurückgreifen müssen. Die Verzettelung wird dadurch verzögert, dafs kein Autor so objektiv

rezensiert vorliegt, dafs der Text ohne weiteres abgeschrieben werden könnte. Daher mufs die beste Ausgabe immer erst noch nachkorrigiert und mit Verweisen versehen werden. Zur Revision der Texte haben sich dankenswerterweise viele Spezialforscher zur Verfügung gestellt. Leider liegen von einzelnen Autoren so ungenügende Ausgaben vor, dafs neue hergestellt werden müssen; in solchen Fällen hat die Thesauruskommission aus eignen Mitteln die Ausgabe angeregt oder unterstützt, z. B. für Manilius, Celsus, Fronto, Apuleius de virtut. herbarum. Für Fronto ist von der Berliner Akademie ein Beitrag an Dr. Hauler gezahlt worden, der über seine Resultate in der Sektion berichten wird.

Speziell über die Arbeit der Jahre 1894—95 habe ich zu berichten: vollständig verzettelt wurden folgende Dichter: Varro Menippea, Catull, Vergil, Tibull, Publilius, Lukan, Calpurnius; fast vollständig Statius; zur Hälfte Plautus, Terenz, Properz; teilweise Ovid, Martial. Von Prosaikern liegen vollständig verzettelt vor: Histor. et orator. fragmenta, Cic. ad fam., Senecas Suasorien, auctor ad Herenn., beträchtliche Teile von Varro de lingua Lat., von Livius zwei Drittel, grofse Teile von Ciceros rhetorischen Schriften und Macrobs Saturn. — Wenn Spezial-Indices von Privatgelehrten überlassen würden, so könnten die Kosten sehr vermindert werden; besonders auf dem Gebiete der Patristik sind freie Mitarbeiter sehr willkommen; Instruktionen für Anfertigung der Exzerpt-Indices sind von der Direktion entworfen und werden jedem gern zugesandt. Bis jetzt sind Exzerpt-Indices zur Verfügung gestellt zu Ammian von Petschenig-Graz, zu Martianus Capella von Dick-St. Gallen, zu Macrobs Saturnalien, zu Ampelius und zur Regula Benedicti von Wölfflin und zu Censorinus von Hey.

Sind die Indices erst geordnet, so kann ihre Benutzung durch Gelehrte sofort beginnen; bei der Akademie zu München wird jeder die Indices für die Prosaiker, in Göttingen die über Dichter nachschlagen dürfen. Auch Auswärtige können gegen billige Vergütung jede gewünschte Auskunft durch die beiden Sekretäre erhalten. Wir hoffen, dafs bereits vor dem Druck des neuen Thesaurus sich recht viele von seiner Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit überzeugen.

Die Herren, die sich für die Art der Verzettelung interessieren, können sich jetzt durch Herrn Dr. Sakolowsky die Einrichtung eines Zettelkastens erklären lassen.

Der Vorsitzende dankt dem Redner für seinen lehrreichen Bericht, umsomehr, als derselbe als Präses der Kommission die gröfsten Verdienste um das Unternehmen habe.

Darauf spricht Prof. Dr. Heiberg-Kopenhagen über: „Die Überlieferung der griechischen Mathematik".

Als mir vor längerer Zeit die ehrende Aufforderung zu teil wurde, vor dieser Versammlung einen Vortrag zu halten, habe ich nach einiger Überlegung ein Thema gewählt, das allerdings sehr wenig absolut Neues bringen wird, von dem ich aber andererseits annehmen zu dürfen glaube, dafs es den meisten Anwesenden weniger bekannt ist. Die Überlieferungsgeschichte der griechischen Mathematik liegt ja den meisten Philologen ziemlich fern, kann aber, wenigstens in grofsen Zügen, ein allgemeines Interesse beanspruchen, weil das beschränkte und scharf abgegrenzte Gebiet einen Überblick gestattet und so ein Beispiel geben kann von einer Geschichte der Überlieferung der griechischen Litteratur oder, sagen wir kühner, des Fortlebens des Hellenentums, wie ich sie wünsche und nach Kräften anstrebe. Ich habe daher mit Freude die Gelegenheit ergriffen, die durch fremde und eigene Forschung gewonnenen Resultate im Zusammenhang darzustellen.

Die grofsen Mathematiker haben zur Zeit des vollentwickelten regelmäfsigen Buchhandels geschrieben. Er vermittelte die Lehrbücher Euklids den Professoren und Studenten der Universität Alexandria, wo die Mathematik, seitdem durch Platons Einfluſs ihre Bedeutung für wissenschaftliche Bildung feststand, regelmäfsig vorgetragen wurde. Hier hat Archimedes seine Studien gemacht, und wenn auch dieser überlegene und selbständige Geist auf die Schule etwas herabsah und sich zuweilen mit den *ex officio* allwissenden Professoren einen boshaften Spafs erlaubte, unterhielt er doch fortwährend Verbindungen mit alexandrinischen Gelehrten und übersandte ihnen seine Schriften und Entdeckungen. In Alexandria und Pergamum hat ferner Apollonios von Perge seine *κωνικά* vorgetragen und sie kamen zuerst als Vorlesungshefte in die Öffentlichkeit. In der Folgezeit dürfen wir annehmen, dafs der Unterricht sich an die Werke dieser Koryphäen hielt; es sind uns sehr wenige Namen und keine einzige greifbare Gestalt überliefert. Mit den Elementen Euklids als Grundlage hat man Vorlesungen über die verschiedenen *τόποι* der reinen und angewandten Mathematik gehalten, mündlich jedenfalls die umständliche Darstellungsform der Schriften bequemer zurecht gelegt, die Methoden und Hülfsmittel überliefert, wovon die Schriften schweigen, auch die nötigen Hülfssätze beigebracht, wo mehr vorausgesetzt war als in den Elementen stand. Dagegen kann ich nicht glauben, dafs man schon damals, geschweige denn im 4. Jahrhundert, diese *λήμματα* in einem oder mehreren besonderen Büchern zusammengestellt

hatte. Der erste Kommentator ist für uns Heron, der jetzt mit Recht ins 2. Jahrhundert n. Chr. gesetzt wird. Von seinem Kommentar zu Euklids Elementen sind Bruchstücke erhalten bei Proklos und in einer kommentierten arabischen Übersetzung in cod. Leid. 399. Danach zu urteilen, hat er wesentlich schwierige Punkte des Systems erörtert und neue Beweise hinzugefügt. Überhaupt werden die zweiten Beweise, die in unseren Handschriften stehen und fast ohne Ausnahme unecht sind, und manches interpolierte *λῆμμα* aus dieser Zeit stammen.

Ein Bild des Umfangs und der Reihenfolge des mathematischen Studiums im 3. Jahrhundert giebt die *συναγωγή* des Pappos. Er geht darin den ganzen Lehrkursus der höheren Mathematik durch und giebt den Inhalt der Hauptwerke wieder; er kommentierte aufser einem Teil der *σύνταξις* des Ptolemaios und den Daten Euklids auch dessen Elemente, und darauf geht der gröfste Teil unserer alten Scholien zurück; auch ist der Kommentar zum 10. Buch arabisch erhalten. Der Einfluſs dieses Kommentars geht daraus hervor, daſs eine Reihe von Hülfssätzen, die jetzt in allen Handschriften stehen, sich in den alten Scholien wiederfinden, also dem Pappos entnommen sind. Eine ähnliche Sammlung für die rechnende Arithmetik ist die Arithmetik des etwas älteren Diophantos (saec. III. medio). Einen Nachfolger des Pappos müssen wir in Theon (4. Jahrh.) erblicken, den Suidas mit *ὁ ἐκ τοῦ Μουσείου* als Professor in Alexandria bezeichnet; auf seine Ausgabe der Elemente Euklids gehen alle unsere Handschriften zurück. Er bemühte sich, eine gröfsere Gleichmäſsigkeit der Terminologie zu erzielen; auch veranstaltete er eine Ausgabe der Daten Euklids, die als Einleitung in die höhere Geometrie dienten; den Text derselben kürzte er, offenbar weil das Buch für Fortgeschrittene bestimmt war. Der Umfang seines Kommentars zur *σύνταξις* des Ptolemaios muſs erst durch neue Handschriftenuntersuchungen festgestellt werden.

Als Einleitung in das Studium der *μεγάλη σύνταξις* hatte die Unterrichtspraxis in Alexandria einen Cyklus kleinerer astronomischer Schriften zusammengestellt, die später als *ὁ μικρὸς ἀστρονομούμενος* (*τόπος*) bezeichnet wurden. Auch diese Sammlung, die wir bei Pappos im Werden sehen, hat Theon wahrscheinlich zum Abschluſs gebracht[1]); dafür hat er eine Katoptrik verfaſst, die jetzt unter Euklids Namen erhalten ist, und Euklids Optik

1) Das meint wohl Suidas, wenn er unter Theons Werken aufführt: *εἰς τὸν μικρὸν ἀστρολάβον ὑπόμνημα.*

und Phainomena bearbeitet. Seine Tochter, die bekannte Hypatia, hat Diophantos, Apollonios von Perge und die πρόχειροι κανόνες kommentiert. Nach Alexandria gehört ebenfalls Serenos von Antonocia, der selbst seinen Kommentar zu Apollonios erwähnt. Auch die Neuplatoniker, z. B. Porphyrios und Proklos, interessierten sich für Mathematik.

Im Anfang des 6. Jahrhunderts verlieren die wesentlich heidnischen Hochschulen in Athen und Alexandria Konstantinopel gegenüber Aber auch die neue Religion bedarf der antiken Wissenschaft. Der Baumeister der Sophiakirche, Isidoros von Milet, greift auf die alten Mathematiker zurück. Wenn er die Gewölbelehre (τὰ καμαρικά) Herons kommentiert und daneben eine Ausgabe von Archimedes liefert, liegt der Gedanke nahe, daſs die Probleme der Kuppel der Ἁγία Σοφία ihn darauf gebracht haben. Aus seiner Schule ging das sogenannte 15. Buch der Elemente hervor. Seine Freunde Eutokios und Anthemios beschäftigten sich mit Archimedes und auf des ersteren Ausgabe der κωνικὰ des Apollonios mit Kommentar gehen unsere Handschriften zurück. Unter anderen hat er aus einer alten Handschrift, deren dorischer Dialekt, wie er richtig bemerkt, die Echtheit beweist, ein von Archimedes vorausgesetztes Supplement der Bücher über Kugel und Cylinder uns erhalten. Wie schlimm es im 8. Jahrhundert, als in Konstantinopel der Bilderstreit ausbrach, aussah, erfahren wir aus der Jugendgeschichte Leons des Philosophen (Theophanes contin. p. 192). Ein Glück ist es gewesen, daſs, während in der Hauptstadt die Bibliotheken in den Wirren des Bilderstreites zu Grunde gingen, die Schätze der besseren Zeit in den entlegeneren Gegenden ungestört dalagen. Der vorhin erwähnte Leon wurde der Wiederhersteller der höheren Studien in Konstantinopel. Er lebte daselbst als armer Schulmeister, als die Aufmerksamkeit des Chalifen Al Mamûn durch einen seiner Schüler auf ihn gelenkt wurde. Er wollte ihn an seinen Hof berufen, da errichtete Kaiser Theophilos (829—842) für denselben eine Professur; eine Zeit lang Bischof in Salonichi, wurde er zuletzt Leiter der Universität in Konstantinopel, wo er selbst Philosophie las, sein Schüler Theodoros Geometrie. Diese Blütezeit der Studien im byzantinischen Reich dauerte bis ins 11. Jahrhundert und hat sich auch auf unserem Gebiet in einer Reihe der schönsten und vorzüglichsten Handschriften bethätigt: der Bodl. von Euklid (888), die verlorene Handschrift des Archimedes, der ebenfalls verlorene Archetypus unserer Handschriften des Apollonios, cod. Vat. 190 die vortheonische Ausgabe der Elemente, Vat. 204 Archetypus des μικρὸς ἀστρονο-

μούμενος, Laur. 28, 3 die Elemente u. s. w. Nach dem Tode des Constantinos Porphyrogennetos verliert sich nach und nach das litterarische Leben; die Werke der grofsen Mathematiker werden zwar noch abgeschrieben, wie verschiedene Handschriften aus jener Zeit zeigen, aber man begnügt sich mit immer weniger, mit Fragmenten und Auszügen. Was z. B. einem Gelehrten im fernen Osten genügte, zeigt die kleine Encyklopädie im Heidelberger Cod. 281 aus dem Jahre 1040; die Mathematik ist darin durch dürftige Auszüge aus Euklid vertreten. Ein Bild des Zustandes im Anfang des 14. Jahrhunderts giebt der Bericht des Theodoros Metochita von seinem Studiengang. Als er die Grammatikerschule und die Rhetorschule absolviert hatte, wollte er Aristoteles und die mathematischen Wissenschaften studieren, wufste aber nicht, wohin er sich wenden sollte, da seit Jahren diese Studien in Verfall geraten waren und es darin weder Lehrer noch Schüler gab. Die Mathematik wurde nur als Anhang der Philosophie betrieben und zwar die Arithmetik nach Nicomachos und die Plangeometrie nach Euklid I—IV.; die Lehre von der Irrationalität in X und die Stereometrie in XI—XIII kannte niemand. Um diese Zeit erwachte auf dem Athos ein lebhaftes Interesse für die physischen Schriften des Aristoteles und für die Mathematiker. Wir besitzen eine Reihe von Handschriften aus den Athosklöstern, die für Vorlesungen hergerichtet sind. Zu dieser Gruppe gehört u. a. Paris. 2342, der Euklids Elemente und Daten, den μικρὸς ἀστρον. und Apollonios enthält. Hinter dieser Bewegung mufs irgend ein energischer Vertreter dieser Richtung stehen. Wenn man nun bedenkt, dafs Theodoros Metochita gerade den Aristoteles und die Mathematiker, die im Paris. 2342, wie sonst nie, gesammelt sind, eifrig studierte, und dann in den Coisl. 172—173 s. XIV, die ebenfalls aus den Athosklöstern stammen, nach der Subskription eine von seinem Schüler Nikephoros Gregoros vorgenommene Rezension (διόρθωσις) eines Werks verwandten Inhalts (Musik) findet, liegt es nahe, in ihm den Urheber dieses Aufschwungs der mathematischen Studien zu sehen, wenn ich auch bis jetzt nicht nachweisen kann, dafs Nikephoros Gregoros auf dem Athos thätig gewesen. Jedenfalls sind uns auf diese Weise wertvolle codices erhalten und das darf man nicht zu gering anschlagen, denn in der Freude über das Erhaltene vergifst man zu schnell, wie viel Schönes und Wertvolles verloren gegangen, eben weil im richtigen Moment der rechte Mann nicht da war. Wie sich übrigens aus den codices, z. B. Laur. 28, 2, Mutin. II ε 9, ergiebt, sind in Konstantinopel fortwährend Vorlesungen über Mathematik gehalten.

Schon im 7. Jahrhundert fingen die Araber an sich um griechische Mathematik zu kümmern, und unter dem Chalifen Al Mamûn (s. IX) entstand eine grofsartige Übersetzungslitteratur, wofür man die Texte aus Konstantinopel um teures Geld kommen liefs; in wenig Jahren waren alle Hauptwerke der griechischen Fachwissenschaft übersetzt. Da die Araber so früh mit Byzanz in Berührung kamen, so sind uns durch sie sehr viele wertvolle Werke erhalten. Fast alles, was sie geleistet haben, ist griechischen Ursprungs und wesentliche Fortschritte haben sie nicht gemacht, aber was sie von dem griechischen Reichtum sich angeeignet hatten, sollte später im Occident fruchtbar werden, als sie ihre Kultur nach Spanien verpflanzt hatten, wo sie besonders üppig gedieh. Dem Occident hatten die Römer auf dem Gebiete der Mathematik nur eine magere Erbschaft hinterlassen; die kurzsichtige Einseitigkeit der sogenannten praktischen Leute ist ja immer der reinen Wissenschaft abhold gewesen, und durch die griechische Mathematik wehte immer der unpraktische Geist Platons. Das bischen Theorie, das die römischen Feldmesser nötig hatten, hatten sie den Elementen Euklids und den griechisch-ägyptischen Formelbüchern für Ingenieure entnommen und rechneten getrost weiter mit den alten groben Formeln, ohne sich um ihre Begründung viel zu kümmern. Erst als es mit dem echten Römertum zu Ende ging, scheint die Mathematik eine Rolle im höheren Unterricht gespielt zu haben. Wenigstens läfst Martianus Capella VI die anwesenden Philosophen die Geometria mit Hochrufen auf Euklid unterbrechen, als sie anfängt: *quemadmodum potest super rectam directam terminatam lineam trigonum aequilaterum constitui,* indem sie sofort darin den ersten Satz der Elemente wiedererkennen. Ungefähr zur Zeit des Capella hat ein Unbekannter wenigstens zum Teil die Elemente übersetzt. Gänzlich auf römischem Boden stehen Beda, Alcuin und Gerbert und die wenigen anderen, die im frühen Mittelalter mathematische Probleme mit Hülfe des Boetius und der Agrimensoren behandelten. Eine Wendung zum Besseren tritt erst im 12. Jahrhundert ein; um sie zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen. Die byzantinische Kultur in Unteritalien hatte schon früh manches Kulturelement vermittelt; nur durch sie ist es zu begreifen, dafs im 8. Jahrhundert in Bobbio zwei alte Handschriften griechischer Mathematik vorhanden waren s. VII; die eine enthält *Ptolemaios de analemmate,* die andere *Anthemius περὶ παραδόξων μηχανημάτων*; denn Bruchstücke dieser Schriften haben sich in dem bekannten Mailänder Palimpsest erhalten unter einem Isidoros s. VIII in langobardischer Schrift.

Daher stammen wohl auch die zwei *Graeci de mathematica,* die mit einem *liber Sarracenus de mathematica* im Anfang des 12. Jahrhunderts im Kloster Michelsberg in Bamberg waren; nach Bamberg kamen die Bücher Ottos III., der einen Griechen aus Calabrien als Lehrer hatte. Im 9.—10. Jahrhundert hatte sie bei den langobardischen Duces in Benevent und Kampanien lebhafte litterarische Interessen hervorgerufen, und sie vererbten sich auf die Normannen, die im 12. Jahrhundert auf Sizilien und in Unteritalien geordnete Zustände schufen und durch ihre Toleranz ein Zusammenwirken der griechischen Kultur in Süditalien und der arabischen in Sizilien ermöglichten mit der Schule von Salerno als Mittelpunkt. Der Gouverneur von Sizilien Eugenius übersetzte im 12. Jahrhundert die Optik des Ptolemaios aus dem Arabischen und der Benediktiner Adelhard von Bath, der auf seinen Reisen in Salerno studiert hatte, Arabisch lernte und dann nach Spanien ging, schuf die Grundlage eines wirklichen Studiums der Mathematik durch seine Übersetzung der Elemente Euklids aus dem Arabischen. Aber neben dem arabischen Kulturstrom ist ein griechischer nicht zu verkennen; so erwähnt z. B. eine Schrift des Henricus Aristippus aus dem Jahre 1156 Herons Pneumatik und Euklids Optik als griechisch vorhanden beim Normannenhof. Von hier aus ist die Anregung ausgegangen, die arabische Wissenschaft in Spanien aufzusuchen. In Toledo bildete sich mit gelehrten Juden als Dolmetschern eine Übersetzerschule, die auch die Mathematiker verbreitete. Von den Normannen Süditaliens wurde das Studium der griechischen Mathematik teils zu ihren Stammesgenossen in England gebracht, die in regem Verkehr mit ihnen standen, teils auf die Hohenstaufen vererbt. Die englische Richtung brachte eine Reihe tüchtiger Mathematiker hervor, z. B. den Bischof von Lincoln Robert Grosseteste, John Peckham, Thomas Bradwardin und vor allem Roger Bacon. Bei den Hohenstaufen wiegt der arabische Einfluſs vor, aber der gröſste Mathematiker des Mittelalters, Leonardo Fibonnacci aus Pisa, der am Hofe Friedrichs II. verkehrte, ist auch direkt von den Griechen beeinfluſst. Als diesem in Gegenwart des Kaisers von dessen Hofphilosoph die Gleichung $x^3 + 2x^2 + 10x = 20$ vorgelegt wurde, sah er ein, daſs er dabei von Elem. X ausgehen müsse und lernte das ganze Buch auswendig. Da er in der Übersicht über den Inhalt Worte wie *aloge, riti* (ῥητή, rational), *apotami* (ἀποτομή) braucht, so muſs er die griechischen Quellen gekannt haben. Als diese Richtung auf das Griechische durch die Eroberung des byzantinischen Reiches 1204 sehr gefördert war, kam Thomas von Aquino auf den Gedanken, den Aristoteles direkt

aus dem Griechischen übersetzen zu lassen; er benutzte dabei den Dominikaner Wilh. v. Moerbek, der in Theben die griechische Sprache gelernt hatte; dessen Werke hat Val. Rose in der Vaticana aufgefunden. Die eine Handschrift ist die Stammhandschrift aller unserer Handschriften, die andere eine kleine Sammlung griechischer Mechaniker. Die kleine Sammlung griechischer Handschriften, die in den beiden ältesten Katalogen (1295, 1311) der päpstlichen Bibliothek verzeichnet ist, zeigt deutliche Spuren des Einflusses süditalienischer Frührenaissance; sie besteht fast nur aus Naturwissenschaft, Mathematik und Astronomie; sie ist wo möglich ein Teil der Bibliothek der Hohenstaufen. Für die höhere Geometrie war die Zeit noch nicht reif. Was an den Universitäten vorgetragen wurde, hielt sich innerhalb des Elementarsten: Euklid I—IV oder höchstens I—VI nach Adehards Übersetzung mit dem Kommentar Campanos, die Optik nach Peckham, die Syntaxis des Ptolemaios. Meistens liefen die Zuhörer schon nach einigen *propositiones* der Elemente davon; Elem. I, 5 heifst daher *eleofuga* i. e. *fuga miserorum*.

Die Renaissance stand anfangs der griechischen Fachwissenschaft etwas kühl gegenüber; ihr Hauptinteresse lag anderswo. Der erste, der weifs, dafs die Elemente Euklids noch griechisch existieren, ist Boccaccio. Im Jahre 1501 liefs Georg Valla zum erstenmale Stücke aus der alten Archimedeshandschrift und anderen Mathematikern, also nach griechischen Handschriften, drucken. Derselbe hebt überhaupt in moderner Weise die Naturwissenschaft und Mathematik hervor im Gegensatz zu den leeren Wortklaubereien, mit denen viele Lehrer der *humaniora* ihre Schüler plagten. Seinem Einfluſs ist es wohl zuzuschreiben, dafs der Venetianer B. Zamberti 1505 eine Übersetzung sämtlicher Werke Euklids nach dem Griechischen herausgab und 1537 ein anderer Venetianer Patrizier Gianbattista Memo eine — übrigens mifslungene — der κωνικά des Apollonios. Besonderes Verdienst hat Georg Valla sich dadurch erworben, dafs er eine schöne Bibliothek zusammenbrachte, aus der viele sich Abschriften mathematischer Werke verschafften; er stand jedoch im 15. Jahrhundert mit seinem Streben allein. Erst durch die Übersetzungen und Kommentare F. Commandinos (16. Jahrh.) werden die griechischen Mathematiker allgemein verbreitet, und nun kann man beobachten, wie nach jedem neuen griechischen Werk, das bekannt wird, die mathematischen Studien einen neuen Aufschwung nehmen. Die Bewegung verpflanzt sich nach Frankreich durch Petrus Ramus, nach Deutschland durch Cunradus Dasypodius. Dies im einzelnen zu verfolgen würde zu weit führen. Die vielen mechanischen Kunstwerke, die die

Villen und Gelage der Renaissancefürsten erheitern, sind zum Teil direkt den πνευματικά und αὐτόματα Herons entnommen; daher die vielen alten italienischen Übersetzungen dieser Werke. Aus derselben Quelle schöpfte nach seinem eigenen Worte Dasypodius die Ideen und die Kenntnisse für die Verfertigung der alten Straſsburger Domuhr. Der Einfluſs des Archimedes einerseits auf Galilei, andererseits auf Cavalieri und die anderen Vorläufer der Integralrechnung ist leicht zu konstatieren. Noch Newton sah in den Griechen seine besten Lehrer; von ihm geht die Anregung aus, der wir die Oxforder Ausgaben der Mathematiker verdanken, wovon besonders die Halleys wertvoll sind. Die Bedeutung des heliocentrischen Systems des Herakleides Pontikos, wie es in dem Bericht des Archimedes über Aristarchs Hypothese vorliegt, für die Hypothese des Kopernikus ist nicht in Abrede zu stellen. Auch in neuerer Zeit können ähnliche Nachwirkungen der griechischen Mathematik nachgewiesen werden; das muſs aber den Fachmännern überlassen bleiben. So viel ist sicher, daſs selbst der verwöhnteste Mathematiker von heute mit Ausbeute und Genuſs den Archimedes, das I. und V. Buch der Elemente, das I. und III. der κωνικά des Apollonios lesen kann, und daſs viele Jahrhunderte hindurch der Fortschritt der Mathematik wesentlich von der Aneignung des von den Griechen Geleisteten abhängig gewesen ist. Es scheint daher ein wenig undankbar, daſs der junge Kuckuck jetzt hie und da Anstalten macht, das Nest für sich allein in Anspruch zu nehmen.

Dritte allgemeine Versammlung.

Freitag den 27. September 1895.

(Beginn 10 Uhr.)

Vorsitzender: Direktor Dr. Jaeger.

Derselbe verliest zunächst folgendes Telegramm: *Relictus solus fere inter aequales Theodorus Mommsen salutem reddit iis qui operam nostram continuabunt priorum memores posteris prospicientes.* Sodann macht er auf die pompejanischen Zimmer im Museum aufmerksam, die Hofrat Aldenhoven durch eine Anzahl wissenseifriger und opferfreudiger Bürger Kölns herzustellen in Stand gesetzt worden sei und lädt zum Besuche ein. Die früheren Präsidenten der Versammlung treten nach Schluſs der Sitzung zu einer Beratung über Ort und Vorsitz der nächsten Versammlung zusammen.

Darauf berichtet Bibliothekar Dr. Wenker (Marburg) „Über den Sprachatlas des Deutschen Reiches“.

Vor jetzt 10 Jahren berichtete ich in der deutsch-romanischen Sektion der damals in Gieſsen tagenden Philologenversammlung über den Stand des Sprachatlas. Das Unternehmen befand sich zu jener Zeit vor einem Wendepunkt. In der schon damals fast zehnjährigen Beschäftigung mit diesem Gegenstande hatte ich die feste Überzeugung gewonnen, daſs die damalige Beschränkung auf Norddeutschland, also auf die niederdeutschen und die nördlichen mitteldeutschen Mundarten ein groſser Mangel sei und daſs man mit allem Nachdruck die Ausdehnung auf die südlichen mitteldeutschen und die oberdeutschen Dialekte fordern müsse. Die erheblichen Schwierigkeiten, die einer solchen Erweiterung im Wege standen, wurden in den folgenden Jahren glücklich gehoben. Herbst 1889 lag die auf das ganze Deutsche Reich ausgedehnte Sammlung der Fragebogen in der stattlichen Zahl von 48500 wohlgeordnet und zur Verarbeitung vorbereitet in Marburg; die von der Firma Giesecke u. Devrient in Leipzig trefflich ausgeführte Grundkarte, in drei groſsen Sektionen im Maſsstabe 1 : 1000000 darstellend, war vollendet und harrte der Eintragungen, und noch im Dezember 1889 konnten die ersten fertigen Kartons dem Unterrichtsminister vorgelegt werden.

Seitdem ist das Unternehmen in gleichmäſsigem Gange fortgeschritten. Von den 300 Wörtern sind bis heute Zweisiebentel fertig gestellt, und es ist zu hoffen, daſs das Werk in etwa 15 Jahren vollendet sein wird. Nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten und nach mannigfachen Umwälzungen nimmt das Werk jetzt glücklicherweise einen guten Fortgang.

Die Art der Verarbeitung unseres weitschichtigen Dialektmaterials bedarf eines kurzen Kommentars. Sie geschieht wortweise, d. h. es wird jedesmal eins der 300 Wörter, welche auf den Fragebogen enthalten sind, durch sämtliche, weit über 40000 Formulare verfolgt. Diese Formulare zusammengelegt besitzen eine Dicke von 6 Metern. Daraus kann man erkennen, wie schwierig die Aufgabe ist. Die einzelnen Schreibarten der Orte werden, so gut es geht, auf einer groſsen Karte durch Linien abgegrenzt. Weit anziehender als diese historischen, statistischen und technischen Einzelheiten dürfte jedoch eine kurze Orientierung darüber sein, in welcher Art der Sprachatlas wissenschaftlich nutzbar zu machen sein wird.

Man könnte erwarten, daſs ich, da die grundlegende Arbeit des Einsammelns und Ordnens der Fragebogen längst erledigt und über ein Viertel des ganzen Materials schon verarbeitet ist, mich etwa in der Lage eines Baumeisters befände, der, ein mehrstöckiges

[illegible] [illegible] [illegible] [

tungen, Verschiebungen, Wanderungen, Ansiedelungen, Vermischungen der deutschen Volksstämme. Was über den Volksmundarten als deutsche Kultursprache sich langsam von verschiedenen Anfängen aus und durch wechselvolle zum Teil noch dunkle Geschicke hindurch bis zu unserer heutigen Schriftsprache entwickelt hat, das steht im engen Zusammenhang mit der Geschichte der Kulturträger unseres Volkes, der Kirche und ihrer Klöster, der Dichter und Schriftsteller und ihres Einflusses, der Fürstenhöfe und ihrer Kanzleien; das erhält demgemäfs vielfach Beleuchtung aus der deutschen Kirchen-, Litteratur- und Weltgeschichte. Unter diesem mehr an die Oberfläche getretenen geschichtlichem Leben aber geht durch die Jahrhunderte hindurch der stille verborgene Gang dessen, was ich als deutsche Volksgeschichte bezeichne und zu dessen Erforschung erst hier und da erfreuliche Ansätze gemacht sind. Da die direkten historischen Quellen darüber nur spärlich fliefsen, so müssen wir sorgfältig den Spuren nachgehen, die unser Volk hinterlassen hat. Wichtige Aufschlüsse giebt der Verlauf der ältesten Strafsen und Handelswege. Gar manches verdient da Berücksichtigung, z. B. die Verschiedenheiten im Rechtsleben, Kleidung, Nahrung u. s. w.; ohne Zweifel haben die von Virchow im Jahre 1886 aufgestellten Karten über die Verteilung der blauen und braunen Augen Beziehung zur Lautverschiebung. Weitaus das Wichtigste aber werden gründliche und umfassende Untersuchungen über die deutschen Ortsnamen sein, die in enger Verbindung mit den Atlasarbeiten angestellt werden müfsten. Alle diese Dinge müfsten nach einheitlichem Plan und in gegenseitigem Zusammenhang behandelt werden. Denn nur so gelingt es, festzustellen, wieweit man jeder Einzelheit Gewicht beilegen darf und aus ihr Schlüsse zu ziehen berechtigt ist. Ich hob vorhin die Ortsnamenforschung als besonders wichtig hervor. Ich möchte sie als ein instruktives Einzelbeispiel aus den zahlreichen der Volksgeschichte dienenden Arbeitsgebieten herausgreifen und auf sie etwas näher eingehen. Wir sind nämlich durch die beständige Beschäftigung mit den vielen Tausenden deutscher Orte und mit den Spezialkarten sozusagen von selbst auf die Ortsnamenfrage gebracht worden; diese Forschung halten wir auf Grund unserer Erfahrungen für durchaus unentbehrlich bei der Rekonstruktion unserer Volksgeschichte.

Die Ortsnamen, um die es sich vor allem handelt, sind diejenigen, die durch bestimmte Endungen oder Zusammensetzungen wie -ingen, -ungen, -lar, -mar, -heim u. s. w. charakterisiert sind. Die meisten dieser Bildungen zeigen die bemerkenswerte Eigen-

tümlichkeit, dafs sie räumlich oder zeitlich in bestimmter Weise begrenzt sind; dieses kann man für viele Gegenden nachweisen. Doch ergiebt sich eine ganze Reihe weiterer bedeutungsvoller Momente, von denen ich einiges anführen möchte. Zunächst ist für das Alter der einzelnen Bildungen von Wichtigkeit, dafs einige wie z. B. -lar, -heim, -rode, -leben nur westlich der Slavengrenze vorkommen. Sie waren offenbar beim Beginn der Kolonisation im alten Slavenlande schon nicht mehr lebensfähig. Andere wie -hagen, -wald, -berg, -burg sind dagegen auch im Osten ungemein zahlreich vertreten; es waren dies damals und sind zum Teil heute noch die beliebten Kompositionsglieder für Ortsnamen.

Verfolgt man im alten Stammlande die zuerst genannten Bildungen genauer, so finden wir hier beispielsweise, dafs die grofsen Waldgebirge Vogesen, Schwarzwald, Odenwald, Spessart, Thüringerwald, Harz von allen Ortsnamen auf -lar, -mar, -ingen u. s. w. so gut wie gänzlich frei sind. Die mit diesen Wörtern gebildeten Ortsnamen gehören offenbar den ältesten Schichten an und die Gegenden, in denen sie sich häufen, sind der älteste Bestand des bewohnten deutschen Landes. Namentlich springt dies in die Augen bei den zahllosen -heim, die das ganze altbewohnte Rheinthal von Basel bis Mainz und anschliefsend die Wetterau ausfüllen und scharf abschneiden mit den Höhen rechts und links des Flusses. Sehr anziehend ist nun weiter zu verfolgen, wie sich um diese -heim in Süddeutschland die Orte auf -weiler lagern, eine erste in die Berge dringende Zone bildend; sie umkränzen ringsum den Schwarzwald, ziehen sich am Ostrande der Vogesen hin und dringen in das Haardtgebirge ein. Ihnen entsprechend bezeichnen in Mitteldeutschland die -rath, -rode und -scheid das erste Vordringen in die vorher unbewohnten Berggegenden. Die inneren Berggegenden bleiben aber auch jetzt noch frei, sie werden weiterhin von Namen noch jüngerer Bildung auf -bach, -berg u. s. w. eingenommen.

Alle diese Thatsachen, hier nur kurz angedeutet, werden erst dann ins rechte Licht treten, wenn wir diesem wichtigen Gegenstande eine gründliche Arbeit zuwenden. Diese in der Ortsnamenverteilung sich wiederspiegelnde Schichtung und Gruppierung unserer Besiedelungsverhältnisse mufs natürlich in die Betrachtung hineingezogen werden, wenn man den zahlreichen Fragen und Aufgaben, zu denen der Sprachatlas Anregung giebt, erfolgreich näher treten will.

Denn wenn wir beispielsweise aus dem Sprachatlas ersehen, dafs heute wichtige mundartliche Grenzlinien über den Kamm

des Schwarzwaldes, durch Odenwald und Spessart, über den Thüringerwald, den Idarwald und Hunsrück, das Rothaargebirge laufen und dann aus den Ortsnamen erschliefsen, dafs alle diese Berggegenden viel später besiedelt worden sind, als bestimmte benachbarte Gebiete, wie tritt dann die alte Frage nach den Stammesgrenzen in eine ganz andere Beleuchtung? Sind dann nicht diese Stammesgrenzlinien in den meisten Fällen umzuwandeln in breite, ursprünglich unbewohnte Grenzstreifen, die erst nach und nach besiedelt wurden? Und wie ist diese Besiedelung vor sich gegangen? Sind dabei die Genossen eines Stammes stets unvermischt für sich geblieben? Oder hat nicht ähnlich, wie wir es aus der Zeit der Kolonisation im Osten bestimmt wissen, ein Durcheinandersiedeln stattgefunden? Die Art und Weise der Ansiedelung hat natürlich auf die Gestaltung der Mundarten in den Grenzgebieten einen grofsen Einfluſs gehabt. Den Zusammenhang zwischen Mundart und Ortsnamenbildung will ich hier durch einige Beispiele erhärten. Im nördlichen Teile der Rheinprovinz lautet das Zahlwort neun nach echt niederdeutscher Weise *negen* oder *neje*, im Ripuarischen dagegen, hier um Köln herum, heifst es *nüng* und *nöng*, das hier regelrecht aus älterem *nün* entstanden ist. Zwischen *nüng* und *neje* schiebt sich nun ein festumgrenztes Gebiet mit *nüje* ein. Es liegt in den Kreisen Erkelenz, Heinsberg und Geilenkirchen. Eine solche Form *nüje* ist lautgesetzlich ganz unerklärlich, sie kann weder aus *negen* noch aus *nün* sich entwickelt haben. Wohl aber läfst sie sich verstehen aus einer Vermischung beider Formen, bei welcher die eine den Konsonantismus, die andere den Vokalismus geliefert hat. Sehen wir nun die Ortsnamen jener Gegend genauer an, so finden wir in diesem *nüje*-Gebiet nicht weniger als 22 Ortsnamen auf -rath auf dem kleinen Gebiet von 7—8 □ Meilen. Im Südosten, im *nüng*-Gebiet dagegen finden sich in unmittelbarer Nähe der Grenze zahlreiche altkeltische Namen wie Loverich, Floverich u. s. w., die im *nüje*-Gebiet so gut wie gänzlich fehlen, während im *nüng*-Gebiet die auf -rath kaum vorkommen. Wir halten nun weitere Umschau und sehen, dafs die Bildungen mit -rath sich vom *nüje*-Gebiet nach Osten in grofser Zahl fortsetzen, den Rhein überschreiten und sich nach Elberfeld in die Wuppergegend hinziehen, dafs dagegen die altkeltischen Namen das südlich hiervon gelegene eigentlich ripuarische Gebiet links vom Rhein einnehmen und hier in Menge vorkommen. Die -rath-Strecke wird ziemlich genau begrenzt im Norden von der Nordgrenze des verschobenen -ich, im Süden von der Verschiebungslinie der meisten anderen

Wörter wie Wasser, machen, laufen, Zeit. Weiter zeigt sich im -rath-Gebiet die Eigentümlichkeit, dafs die Orte sehr dicht, oft unmittelbar bei einander liegen; es ist das allbekannte Gebiet der rheinischen Industrie mit seiner hohen Bevölkerungsziffer.

Kombinieren wir nun alle diese Thatsachen, so sind wir meiner Überzeugung nach zu folgenden Schlüssen berechtigt: Wir haben im Rheinlande nördlich der *-ick-ich*-Grenze ein altbesiedeltes niederdeutsches Gebiet, ferner südlich der allgemeinen Verschiebungslinie ein zweites ebenso altbesiedeltes Gebiet, das sogen. ripuarische. Zwischen diesen beiden liegt ein breiter, vor Zeiten jedenfalls nur ganz spärlich besetzter Landstrich. Dieser wurde etwa zur Zeit der *rath*-Bildungen von Norden und Süden her nach und nach besiedelt. Dabei entstanden, indem der beiderseitige Überschufs an Menschen sich hier zusammendrängte, in diesem Grenzstrich eine grofse Zahl jüngerer Ortsanlagen mit kleinerer Feldflur, wie die alten Ortschaften im Norden und Süden. Die Bevölkerung mischte sich, und es kam sprachlich zu so ungesetzmäfsigen Zwischenformen wie *nüje*, dem ich noch einige zur Seite stellen will wie: *habbe* oder *have* für haben, verständlich nur als Zwischenform zwischen nördlichem *hebbe* oder *hevve* und südlichem *han*, ferner die Formen für euch: *önk*, *ink* (Dualform), *öch*, *ök*. Wirtschaftlich hatte die Anlage so zahlreicher Orte mit beschränkter Feldflur im Laufe der Zeit zur Folge, dafs die Bewohner nicht mehr genügenden Unterhalt in der Bauernwirtschaft finden konnten, daher dem Gewerbefleifs sich zuwandten und so zur Entstehung einer blühenden Industrie Veranlassung gaben.

Zum Beweise, dafs nicht nur im Westen, sondern auch im kolonisierten Osten die Ortsnamenform von Wichtigkeit ist, will ich folgendes anführen: An der hinterpommerschen Küste, von der Rega bis zur Stolpe, finden wir das auslautende *-sch* in Fleisch durch *-s*, *-ss* wiedergegeben, eine Eigentümlichkeit, die nur in Nordwestdeutschland verbreitet ist. Genau in derselben Ausdehnung nun häufen sich die Ortsnamen auf *-hagen*, deren es dort 44 giebt, während sie landeinwärts fast ganz fehlen. Dafs ein Zusammenhang hier vorliegt, scheint mir ganz unzweifelhaft; welcher, darüber lassen sich einstweilen nur Vermutungen aufstellen.

Bei den vorhin erwähnten Mischformen zeigt sich ein bestimmtes Bildungsgesetz, dafs der Konsonantismus der einen, der Vokalismus der anderen Form entnommen ist. Auch darin stimmen alle drei überein, dafs sie sich bei Wörtern finden, die von alters

her in weit von einander abweichende Formen gespalten waren. Ganz anders prägt sich in den Mischgebieten an den Lautgesetzen der Mischcharakter einer Mundart aus. Hier offenbart sich die Mischung darin, dafs die Konsequenz des Lautgesetzes durchbrochen wird. Dies geschieht so, dafs die einzelnen einem bestimmten Lautgesetz unterstellten Wörter jedes womöglich nach einer anderen festen Linie sich ihm unterwerfen. Es löst sich also die zu erwartende einheitliche Lautgrenze in solchen Mischgebieten auf in eine Gruppe, ein Bündel von parallellaufenden Einzellinien. Solche Liniensysteme sind eine der häufigsten Erscheinungen im Sprachatlas, und das eigensinnige Auseinanderweichen von selbst so scharf ins Ohr fallenden Lautunterschieden wie die Tenuesverschiebungen bei den einzelnen Wörtern bleibt für jeden so lange eine ärgerliche Unart unserer Mundarten, bis er sich an die Anschauung gewöhnt hat, dafs es durch einen Ausgleichungsprozefs in Gebieten entstanden sein mufs, in denen verschobene und unverschobene Formen eine Zeit lang nebeneinander hergegangen sind.

Dafs solche Ausgleichungsprozesse in den Mundarten wirksam sind, ist unzweifelhaft. Es dokumentiert sich uns am auffälligsten in der Osthälfte unseres Vaterlandes. Wie wir mit Bestimmtheit sagen können, ist die Stammesmischung bei der dortigen Kolonisation zum Teil eine sehr erhebliche gewesen, und trotzdem finden wir heute dort Gebiete und Lauterscheinungen mit fast ebenso scharfer Umgrenzung wie im alten Stammlande des Westens.

Bisher haben wir ausschliefslich die deutschen Dialektverhältnisse ins Auge gefafst. Es lohnt sich indessen, andere Sprachstämme in ihrem mundartlichen Verhalten zu vergleichen. Der Sprachatlas bietet dazu ja reichliche Gelegenheit, da er im Westen die romanischen, im Osten die littauischen und slavischen Gebiete des Deutschen Reiches mitbehandelt, Gebiete, aus denen er zahlreiche brauchbare Dialektübersetzungen besitzt. Die romanischen Dialekte zeigen nun durchaus dasselbe Bild grofser Verschiedenheit wie die deutschen. Ganz anders liegt die Sache an der Ostgrenze. Auf der weiten Strecke von Ostpreufsen bis Oberschlesien sind die Abweichungen in den polnischen Mundarten höchst geringfügiger Art. Wie kommt das? Die angeführten Thatsachen sind zu augenfällig, als dafs man über sie einfach hinweggehen könnte.[1]) Die Volksgeschichte unserer westlichen und östlichen

1) Genaueres über die slavischen Dialektverhältnisse wird der in sicherer Aussicht stehende Sprachatlas von Österreich einmal enthalten.

Nachbarn muſs die Momente zur Lösung dieser Frage bringen, wie die deutsche den Schlüssel zu zahlreichen Rätseln unserer Dialektverhältnisse enthalten wird. In diesem Zusammenhange muſs ich eine zwar bekannte, aber in ihrer Bedeutung kaum gewürdigte auffällige Thatsache erwähnen. Wir haben in den ostfranzösischen Grenzgebieten eine Fülle von Ortsnamen mit den echt romanischen Kompositionsgliedern *-ville, -villers, -mont, -court, -pont* u. s. w., aber in der ganz unromanischen Kompositionsstellung, daſs das Bestimmungswort nach germanischer Weise vor dem bestimmten steht. Ortsnamen wie Thionville, Fauquemont haben deutsche Kompositionsstellung wie Diedenhofen und Falkenberg. Die Verbreitung dieser Ortsnamen in Frankreich — es handelt sich natürlich nur um substantivische Kompositionen — ist eine bestimmt abgegrenzte. Sie beschränken sich auf ein Gebiet entlang der deutschen Sprachgrenze, das im Süden am oberen Doubs beginnt, sich nach Norden mehr und mehr verbreitet, Paris und die untere Seine mit einschlieſst, dann der Küste entlang bis südlich von Cherbourg sich erstreckt. In diesem Gebiete ist historischer Überlieferung gemäſs germanischer Einfluſs zeitweilig stark vorherrschend gewesen, weshalb man solche Bildungen wohl auf die germanischen Elemente in jenen Gegenden zurückführen darf. Was mich veranlaſste, Ihnen diese scheinbar ganz abseitsliegenden Dinge vorzutragen, ist dies: ich möchte damit die Forderung begründen, daſs man die Ortsnamenforschung auf möglichst breite Grundlage stellen soll; nur in dem Falle kann sie den richtigen Nutzen bringen. Manchem vielleicht, der eine hübsche Auswahl überraschender und belehrender Ergebnisse aus dem reichen Sprachatlasmaterial erwartet hat, habe ich eine arge Enttäuschung bereitet. Gestatten Sie mir daher, folgendes zu meiner Rechtfertigung anzuführen. An Stoff, eine Reihe der überraschendsten Thatsachen vorzulegen, fehlt es nicht und ich bin gern erbötig, denjenigen Herren, die näheren Einblick in unser Kartenwerk zu nehmen wünschen, eine Reihe von Karten zu unterbreiten. Sie werden dann sehen, wie jedes einzelne Blatt eine ganz erkleckliche Bereicherung unseres mundartlichen Wissens enthält. Wir Bearbeiter des Sprachatlas sind indessen in der jahrelangen Beschäftigung mit ihm zu der festen Überzeugung gelangt, daſs man die wissenschaftliche Verwertbarkeit unseres Materials nicht genügend anerkannt hat, wenn man aus ihm nur eine Vermehrung unseres Wissens von unseren heutigen Mundarten ziehen will, wir glauben vielmehr, daſs es bei gründlicher Behandlung vollauf imstande sein wird, uns zu einer Wissenschaft von den Ge-

setzen des Lebens und der Entwickelung unserer Mundarten zu führen. Meine Herren! Ich habe die Ehre, zu einer Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu reden. Nun, wenn etwas unsere deutsche Philologie und unsere deutsche Schule auszeichnet, so ist es die Gründlichkeit, mit der sie ihre Sache betreiben. Und Gründlichkeit ist das, was uns Bearbeiter des Atlas bestimmt, nur mit Zuhülfenahme aller unserer Erkenntnis zugänglichen, verwandten Momente an die wissenschaftliche Ausnutzung der Sprachatlasergebnisse heranzutreten. Was ohne solche Gründlichkeit bei mundartlichen Untersuchungen erreicht wird, davon haben wir Beispiele genug. Der Atlas aber hat nach seiner ganzen umfassenden Anlage den viel höheren Zweck, unsere mundartliche Forschung emporzuheben über den bisherigen Stand der einfachen Beschreibung und sie fortzuentwickeln zu einer erklärenden Dialekt-Wissenschaft. Und wenn wir in jahrzehntelanger, mühsamer Verarbeitung der Fragebogen mit der altbewährten philologischen Gründlichkeit zu Werke gegangen sind, so glauben wir damit das Recht erworben zu haben, nun auch für die Verwertung unserer Karten die gleiche Gründlichkeit zu fordern und dieser Forderung offen Ausdruck zu geben. Wir fühlen uns verpflichtet, davor zu warnen, daſs der Atlas in oberflächlicher Weise zu billigen Scheinresultaten ausgebeutet werde, und in dem Gefühl dieser Verpflichtung habe ich die Gelegenheit dieses Vortrages dazu benutzen zu sollen geglaubt, Ihnen als den Vertretern deutscher Philologie darzulegen, wie wir ein so weitangelegtes Unternehmen wie den Sprachatlas nach echter Philologenart zu gedeihlichem Ende zu führen gesonnen sind: gründlich im einzelnen und weitausschauend im ganzen.

Darauf spricht Geh. Rat Prof. Dr. Stahl-Münster: „Über den Zusammenhang der ältesten griechischen Geschichtsschreibung mit der epischen Dichtung.“ Daſs eine gewisse Verbindung bestanden hat zwischen der ältesten erzählenden Prosa der Griechen und ihrer erzählenden Dichtung, haben schon die Alten beobachtet und ist natürlich auch den Neueren nicht entgangen. Doch über die Art dieses Zusammenhanges sind genauere Bestimmungen möglich, als sie meines Wissens bis jetzt gegeben worden sind.

Das älteste Urteil über die ältere griechische Geschichtsschreibung findet sich bei Thukydides I. 21, wo er ihre unhistorische Behandlung der alten Zeiten in Parallele stellt mit der Darstellung der epischen Dichter. Da er hier inhaltlich zwischen der prosaischen und poetischen Gattung keinen wesentlichen Unter-

schied findet, kann dieser seiner Meinung nach nur in der Form der Darstellung bestanden haben. Damit stimmt es überein, wenn Strabo (I. 2, 6) sagt, zuerst sei die poetische Litteratur zu Tage getreten, dann sei im Anschluſs an sie die prosaische Erzählung entstanden dadurch, daſs man bloſs das Metrum aufgegeben, in allem übrigen aber das Poetische beibehalten habe. Dieselbe Ansicht liegt auch dem Namen Logographen zu Grunde; denn λόγος ist hier im Gegensatz zu ἔπη gedacht und bezeichnet die prosaische Erzählung im Gegensatz zur poetischen, nicht Erzählung überhaupt, wie neuerdings behauptet worden ist. Denn dann würden die Logographen durch ihren Namen nicht von den epischen Dichtern unterschieden sein, deren Werke ja ebenfalls Erzählung zum Inhalte haben. Nicht anders ist es zu verstehen, wenn Herodot den Hekataeus als λογοποιός, dagegen den Homer als ἐποποιός bezeichnet, und wenn er des Hekataeos Genealogieen und einzelne Teile seines eigenen Werkes λόγος nennt; er rechnet sich selbst auch zu den λογοποιοῖς, wie ihn auch Thukydides offenbar unter den Logographen mit inbegriffen hat.

Besteht nun der Ursprung der Logographie, wie Strabo angiebt, in dem Übergange aus der gebundenen in die ungebundene Rede, so fragt es sich, an welche Art epischer Dichtung sich dieser Vorgang zunächst angeknüpft hat. Denn es hatten sich zwei wesentlich verschiedene Arten entwickelt, die homerische und die hesiodeische. Homer und seine Nachfolger wandten sich vorzugsweise in sich geschlossenen Sagenkomplexen zu, dem trojanischen und thebanischen Sagenkreis. Während aber den Dichtungen Homers, der Ilias und Odyssee, ein einheitliches Hauptmotiv zu Grunde liegt, um das sich die einzelnen Handlungen bewegen und das trotz aller Um-, Aus- und Zudichtung nicht hat verwischt werden können, nehmen die übrigen Gedichte homerischer Schule entweder einen ganzen Heereszug zum Gegenstand oder sie behandeln einen Abschnitt der gesamten Sage. Überall aber finden wir eine engere oder weitere Umgrenzung des Gegenstandes, eine innere Einheit. Eben dies ist bei den Gedichten hesiodeischer Manier nicht der Fall. Sie gehören weder einem in sich geschlossenen Sagenbereiche an, noch haben sie eine innere Einheit. Ihre Zusammensetzung beruht auf äuſserlicher Aneinanderreihung. Die Verbindung der angereihten Sagen besteht entweder in einer bloſs äuſserlichen Gleichartigkeit des Inhalts oder sie ist bloſs räumlicher Art: Es werden dargestellt entweder Abstammungssagen oder die Sagen landschaftlicher Bezirke, und so entstehen die beiden Arten des genealogischen und landschaftlichen Epos. Eine

besondere des ersteren bilden die Theogonieen, in denen aus gewissen Urwesen das Dasein der Welt und der Götter hergeleitet wird. Gegenüber diesen theogonischen oder kosmogonischen Genealogieen kann man die übrigen, die sich auf adelige Geschlechter beziehen, als Genealogieen im engeren Sinne bezeichnen. Neben diese beiden Arten hesiodeischer Epik trat aber im Laufe der Zeit eine verwandte, vorwiegend beschreibende Dichtung, die in den von Herodot in seiner Beschreibung des Skythenlandes erwähnten und benützten *Ἀριμάσπεια ἔπη* des Aristeas von Prokonnesos vertreten ist. Der Rahmen, der dessen Mitteilungen zusammenhielt, war der räumliche Bereich seiner Erkundigungen, und insofern war sein Gedicht dem landschaftlichen Epos verwandt; die wenigen Überbleibsel zeigen einen Ausdruck von prosaischem Anstrich, der dem des hesiodeischen Epos ebenfalls ähnlich ist.

Ein gleich starker Unterschied wie in der Umgrenzung des Stoffes zeigt sich bei den beiden Hauptgattungen des Epos in dessen Behandlung. Das homerische geht aus auf anschauliche, auf Phantasie und Gefühl wirkende Gestaltung des Stoffes, es ist dramatisch bewegt in Reden und Gesprächen und gestattet dem Dichter, den überlieferten Sagenbestand nach seinen Anschauungen, Fähigkeiten und Zwecken um- und auszubilden. Diesem formalen Kunstinteresse steht gegenüber das rein stoffliche Interesse der hesiodeischen Dichtung, die nur auf einfache Wiedergabe des Überlieferten bedacht ist, das dramatische Element einschrumpfen läfst und demgemäfs sich eines kurzen, schlichten und bisweilen trockenen Stiles bedient, der sich trotz der epischen Wortverbindungen und Beiwörter doch im allgemeinen zum Niveau einfacher Prosa hinabneigt. Das einzige Gedicht dieser Gattung, das vollständig, wenngleich in entstellter und erweiterter Gestalt, erhalten ist — Hesiods Theogonie —, erhebt sich nur an einzelnen Stellen zu höherem Schwunge, dagegen sind anderwärts ganze Reihen von Versen mit der blofsen Aufzählung von Namen ausgefüllt. Was wir aufserdem an Fragmenten besitzen, erweckt mindestens keine höhere Vorstellung, ja das stetig wiederholte *ἡ οἵη* der Eöen macht den Eindruck ungeschickter Einförmigkeit.

Die verschiedene Richtung beider Gattungen spricht sich sehr bezeichnend aus in Hes. Theog. 27 f.:

ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
ἴδμεν δ' εὖτ' ἐθέλωμεν, ἀληθέα γηρύσασθαι.

Denn hier wird die auf anschauliche Illusion angelegte freie Gestaltung des Sagenstoffes, wie sie der homerischen Art eigen

war, entgegengestellt dem getreuen Anschluſs an die überlieferte Wahrheit, dem ἀληθέα γηρύσασθαι, wie es die hesiodeische Dichtung erstrebte. Freilich können wir nur nicht alle älteren Epen, die wir kennen, mit Bestimmtheit einer der beiden Klassen zuweisen; einige wie die Oedipatie und der unter Hesiods Namen gehende Aegimios scheinen eine Art Mittelstellung eingenommen zu haben. Aber der bezeichnete Unterschied tritt doch in einem Teile der Gedichte klar und deutlich genug hervor, um eine besondere Klasse epischer Werke auszusondern, an die sich die Logographie angeschlossen haben muſs. Denn es ist natürlich, daſs sie aus derjenigen epischen Dichtung hervorgehen muſste, die der Prosa am nächsten stand. Dem hesiodeischen Epos aber brauchte man nur den epischen Wortapparat und die Versform abzustreifen, um es in reine Prosa zu verwandeln.

Dieser Zusammenhang aber läſst sich, wenn wir von Herodot absehen, auch noch aus den Werken der Logographen selbst erkennen. Denn bezüglich der Wahl und Begrenzung des Stoffes stellt sich zwischen den Logographen und den hesiodeischen Dichtern volle Übereinstimmung heraus. Akusilaos schloſs sich in den theogonischen und genealogischen Partieen so eng an Hesiod an, daſs man übertreibend sagte, er habe den Hesiod in Prosa übersetzt. Hier liegt also der Anschluſs an hesiodeische Dichtung offen vor Augen. Dasselbe gilt von den Genealogieen des Hekataeos, des Pherekydes von Athen und des Lesbiers Hellanikos. Das landschaftliche Epos fand gewissermaſsen seine Fortsetzung in den prosaischen Geschichten der Landschaften und Stadtbezirke, wie solche uns begegnen bei Xanthos, Dionysios von Milet, Charon von Lampsakos, Hellanikos, Hippys von Rhegion, Antiochus von Syrakus u. a. Auch dem ethnographischen Epos des Aristeas fehlte sein prosaisches Gegenstück nicht. Wir finden es in der περίοδος γῆς des Hekataeos, die sich ebenfalls in dem räumlichen Rahmen seiner eigenen Reiseerlebnisse und Erkundigungen bewegte und auch das Fabelhafte nicht ganz vermied. Herodot hat sie berücksichtigt in seiner Beschreibung der Pontusländer und benützt in seiner Schilderung Ägyptens, und zwar hier mitunter so, daſs er sich ihr auch im Ausdruck auf das engste anschloſs.

Wenn nun aber auch die Logographie in der Beschaffenheit und Begrenzung ihrer Stoffe sich eng an das Epos der hesiodeischen Schule anlehnte, so schloſs das nicht aus, daſs in ihren Darstellungen zugleich eine Weiterbildung, insbesondere der erzählenden Gattung, eintrat, eine Weiterbildung, die sowohl die Anordnung als den Umfang des Inhaltes betraf. So läſst vielleicht schon der Titel

eines Werkes des Lampsakos, ὧροι Λαμψακηνῶν, darauf schliefsen, dafs eine annalistische Anordnung wenigstens erstrebt wurde. Eine chronologische Bestimmung der Ereignisse aber in umfassenderem Sinne versuchte zuerst Hellanikos in seinen Ἱέρειαι und Καρνεονῖκαι, ein höchst bedeutsames Unternehmen, bei dem er durch die Wahl der chronologischen Anordnung aus den Bahnen der Logographie völlig heraustrat. Dafs es dabei ohne Willkürlichkeiten nicht herging, ist selbstverständlich. Wir wissen, dafs er auch in seiner Atthis sich die Königsgeschichte nach einem willkürlich ersonnenen chronologischen System konstruierte, und Thukydides tadelt auch an derselben Schrift die Ungenauigkeit der Zeitangaben in der Pentekontaetie. Am wichtigsten aber für den litteraturgeschichtlichen Fortschritt war es, dafs die Logographie zwar die Mythen nicht aufgab, aber ihre Darstellungen bis in die historischen Zeiten ausdehnte. Zwar scheinen Hekataeos und der Athener Pherekydes Historisches nur gestreift zu haben, aber schon der Lyder Xanthos drang bis zum Sturze des Krösus vor, Charon führte die persische Geschichte bis auf seine Zeit, Antiochus die sizilische bis zum Jahre 424, und die Atthis des Hellanikos erstreckte sich mindestens bis zum peloponnesischen Kriege. Trotz dieser Erweiterung ihres Stoffbereichs aber blieb die Logographie dabei stehen, wie Dionys. von Halik. (p. 819) sagt, die mündlichen und schriftlichen Überlieferungen zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, ohne etwas dazu zu thun, noch davon wegzunehmen; sie folgte also auch in dieser Hinsicht dem Grundsatz des hesiodeischen Epos, das Überlieferte getreu wiederzugeben. Nur selten und schwach regte sich das eigene Urteil. Zwar begann Hekataeos seine Genealogieen mit folgenden Worten: 'Hekataeos von Milet spricht also: Folgendes schreibe ich, wie es mir wahr zu sein scheint; denn, wie sich mir zeigt, giebt es viele und lächerliche Erzählungen der Hellenen.' Aber da diese Schrift fast ganz mythographisch war, so kann sich diese Ankündigung nur auf jenen kindlichen Rationalismus beziehen, mit dem man schon in ziemlich alter Zeit gelegentlich Mythen umdeutete, oder auf die Wahl zwischen wahrscheinlichen und weniger wahrscheinlichen Sagen. Ebenso wenig läfst sich bei den übrigen Logographen eine Spur davon finden, dafs sie Mythisches und Historisches strenger zu scheiden versucht hätten; höchstens, dafs sie eine gewisse Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Mythen herzustellen strebten. — Neben dieser Übereinstimmung zwischen den Logographen und den Dichtern der hesiodeischen Schule in Wahl und Begrenzung des Stoffes ist auch eine gewisse Verwandtschaft im sprachlichen Ausdruck nicht zu

verkennen. Nach dem Urteil des Dionysios von Halikarnass (p. 819. 865) ist die Sprache der Logographen die gemeinverständliche des gewöhnlichen Lebens, klar und deutlich, kurz und wenig auf Wechsel des Ausdrucks bedacht, ohne kunstmäfsige Bildung. Sie besitzt ihm zwar alle diejenigen Eigenschaften, die zum Ausdruck des Gedankens an sich notwendig sind, und kann sogar unter Umständen durch ihre Schlichtheit einen gewissen Reiz ausüben, aber sie entbehrt fast ganz derjenigen Ausstattung, die zu einer höheren Wirkung der Rede erforderlich ist. Man erkennt hierin deutlich das prosaische Gegenbild zu der schmucklosen Einfachheit, der trockenen Kürze und wenig lebendigen Anschaulichkeit, durch welche die Sprache Hesiods meistens gegen die homerische abfällt. Auch das dramatische Element, das im hesiodeischen Epos gegenüber dem homerischen stark zurücktritt, scheint in der Darstellung der Logographen nur spärlich vorhanden gewesen zu sein; in sämtlichen Fragmenten finden sich nur ein paar kärgliche Beispiele von direkter Rede und Antwort. Eigentliche Reden aber hat erst Herodot, wie ausdrücklich berichtet wird (Marcell. vit. Thuc. 38), seinem Geschichtswerke eingefügt.

Nachdem nun der Zusammenhang der Logographie mit dem hesiodeischen Epos nach Inhalt und Form dargelegt ist, liegt die Frage nahe, was denn den Anlafs dazu gab, dafs man in der Erzählung und Beschreibung von der gebundenen Redeform zu der ungebundenen überging. Dafs das Aufkommen der Prosaerzählung mit dem Gebrauche der Schrift in einem Zusammenhange stehe, hat schon F. A. Wolf behauptet. In der That setzt die litterarische Prosa den Schriftgebrauch voraus. Denn die gebundene Rede besitzt die für ihre Überlieferung erforderliche feste Form schon durch ihre Gebundenheit; die ungebundene erlangt sie erst durch die schriftliche Aufzeichnung. Das naturgemäfse Mittel aber zur Veröffentlichung poetischer Erzeugnisse ist der freie, mündliche Vortrag. Und so ist dieser Vortrag bei den Griechen bis in die späteren Zeiten das nächste Mittel gewesen, Gedichte zu veröffentlichen. Das war noch bei der zuletzt aufgekommenen poetischen Gattung, dem Drama, der Fall. Erst Chairemon, ein älterer Zeitgenosse des Aristoteles, hat Lesedramen verfafst. Man kannte aber ursprünglich nur auswendigen Vortrag und dieser ist für die Dichtung immer die Regel geblieben. Für die Prosa aber war er schon deswegen weniger geeignet, weil hier dem Gedächtnis die Unterstützung durch das Versmafs fehlte. Nun konnte aber an Stelle des öffentlichen Vortrages die schriftliche Mitteilung erst dann treten, als die Kenntnis der Schrift

allgemeiner verbreitet war, was allgemeineren Elementarunterricht voraussetzt. Ehe das aber eintrat, konnte sie Jahrhunderte lang nur von engsten Kreisen gekannt sein, wie wir das auch bei anderen Völkern finden. Dies schlofs jedoch ihre Verwendung bei der Abfassung dichterischer Werke, die für den öffentlichen Vortrag bestimmt waren, nicht aus. Wolf ging darin zu weit, dafs er zwar nicht die Kenntnis, aber jeden litterarischen Gebrauch der Schrift vor Entstehung der Prosa leugnete. Wir werden demnach nicht irre gehen, wenn wir den Übergang zur Prosa nicht mit der ersten litterarischen Verwendung, sondern mit der allgemeineren Verbreitung der Schreibkunst in Verbindung bringen. Freilich sind auch Prosawerke, insbesondere auch die der Logographen, öffentlich vorgetragen worden (wir wissen dies speziell von Herodot), aber sie wurden nicht aus dem Gedächtnis vorgetragen, sondern vorgelesen, und so fehlte auch hier nicht das Mittel der Schrift.

In dem Verhältnis der Logographie zur hesiodeischen Dichtung trat eine bedeutsame Veränderung ein durch Herodot, der die Geschichtsschreibung von der Nachwirkung des hesiodeischen Epos zum grofsen Teil ablöste, während sein Zeitgenosse Hellanikos im ganzen auf dem früheren Standpunkt verharrte. In einer Beziehung ging auch Herodot nicht ab von der durch jene Dichtung beeinflufsten Art der Logographie: auch er hatte den Grundsatz, das in mündlicher oder schriftlicher Tradition Überlieferte einfach wiederzuerzählen. Nur ist bei ihm die Beurteilung der Überlieferung etwas häufiger eingetreten. Das Mythische hat er so wenig grundsätzlich ausgeschlossen wie die Logographen; aber die Darstellung der historischen Zeiten nimmt doch schon einen gröfseren Raum ein. Gänzlich aber entfernte sich Herodot von ihnen und damit auch von der hesiodeischen Dichtung in der Wahl und Abgrenzung des Stoffes, indem er die äufserliche genealogische und landschaftliche Verknüpfung aufgab und an deren Stelle einen Bereich von geschichtlichen Ereignissen setzte, die in einem inneren Zusammenhang stehen: er erstrebte Einheit im homerischen Sinne. Indem nun Herodot die Perserkriege zu seinem Gegenstande nahm, sie aber in dem weitern Zusammenhange des Gegensatzes der Hellenen und Barbaren, Europas und Asiens anschaute, erweiterte sich seine Geschichte zu welthistorischer Bedeutung, indem sie die Geschichten aller Völker, welche mit ihrem eigentlichen Gegenstand in irgend einer Berührung standen, in sich aufnahm. Zu diesen grofsen Umwegen, auf denen die Erzählung Herodots langsam fortschreitet, kommen dann eine Fülle

kleinerer Episoden, und gerade in diesem episodenhaften Charakter seiner Geschichte zeigt sich im grofsen wie im kleinen innige Verwandtschaft mit der homerischen Dichtung; sie ist ebenfalls reich an retardierenden Elementen. Dabei wird aber innere Verknüpfung immer beobachtet und die Anordnung des Einzelnen ist so planvoll, dafs wir trotz der Fülle gröfserer und kleinerer historischer Bilder doch die Übersicht und den Zusammenhang nirgends verlieren. Noch ein Anderes kann hier an Homer erinnern. Herodot vermischt mit der geschichtlichen Erzählung ethnographische Beschreibung, und diese nimmt in seiner Darstellung Ägyptens und der Pontusländer einen besonders breiten Raum ein. Ist nun nicht auch Odysseus' Erzählung von seinen Irrfahrten eine Periegese im kleinen, und macht nicht die Schilderung des Phäakenlandes den Eindruck eines ethnographischen Bildes? — Herodot hat aber auch einen eigenen historischen Stil geschaffen, von dem schon die Alten urteilten, dafs er hoch über dem der übrigen Logographen stehe, eine wundervoll einfache und doch kunstvolle sprachliche Darstellung. Die Rede stellt nicht blofs begrifflich für den Verstand die Gegenstände dar, sondern malt auch durch Ton und Art des Ausdrucks und lebendige Ausführlichkeit für die Anschauung. Auch hier springt die Ähnlichkeit der lebendigen Beweglichkeit und sinnlicher Anschaulichkeit homerischer Rede in die Augen, und wir bewundern hier eine naive formale Kunst, die wir auch bei Homer anerkennen, seitdem wir ihn als blofsen Naturdichter anzusehen verlernt haben. Dazu kommt nun noch an dasselbe Vorbild erinnernd die mit Vorliebe angewandte dramatische Belebung der Darstellung durch Gespräche und Reden, wobei noch besonders zu beachten ist, dafs längere Reden zuerst Herodot in die historische Darstellung eingefügt hat. Schliefslich finden sich, wenngleich Herodots Prosa sich bezüglich des Wortgebrauchs gegen Homers Poesie bestimmt genug abgrenzt, doch einzelne Redewendungen, die er dem Homer nachgebildet oder geradezu aus ihm entlehnt hat. — Der Anschlufs Herodots an Homer auf dem gesamten formalen Gebiete einschliefslich der Wahl, Begrenzung und Anordnung des Stoffes liegt also so sehr auf der Hand, dafs er sich gar nicht ableugnen läfst. Schon Dionys von Halikarnass (p. 771) hat in dem reichen Wechsel seiner Erzählung eine Nachahmung Homers gefunden. So hat denn die Logographie, aus dem Schofse des hesiodeischen Epos geboren, ihre höchste Reife erlangt, als sie nach der formalen Seite auf das älteste und vollkommenste homerische Epos zurückgriff.

Endlich löste sich der Zusammenhang der Geschichtsschreibung

mit dem Epos vollständig in dem Werke des Thukydides. Er setzte an Stelle der einfachen Wiedererzählung die Erforschung der geschichtlichen Wahrheit, an Stelle des gelegentlichen und unentschiedenen Urteils das durchgehende und entscheidende; zugleich gab er seinem Werke eine engere und strengere Einheit, indem er ihm die Geschichte eines einzigen Krieges zum Inhalte gab, Episoden bis auf wenige Ausnahmen vermied und das Ethnographisch-Geographische auf kurze Bemerkungen beschränkte; endlich schuf er sich für seine neue Aufgabe ebenfalls eine neue Sprache, einen schwerwuchtigen Stil von grofsartiger Wirkung, dessen herbe Strenge keine Erinnerung an epische Rede mehr wachruft. Durch Thukydides erst ist die Geschichte selbständig, historisch geworden; er erst ist im eigentlichen Sinne der Vater der Geschichte, währenddem Herodot dieser Name hauptsächlich nur insofern zukommt, als er ihr eine kunstmäfsige Darstellungsform verliehen hat.

Darauf spricht der Sekretär des archäol. Instituts zu Athen Dr. Paul Wolters über: „Eine spartanische Apollostatue".

Die 1853 in Pompeji entdeckte Bronzestatue eines nackten leierspielenden Apollo (Overbeck, Kunstmythologie IV, S. 169) ist die Kopie eines Werks der peloponnesischen Kunst aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr.; die früher verfochtene Meinung, dafs sie in die Schule des Pasiteles gehöre, ist mit der ganzen Theorie von dieser Schule aufgegeben. Von den anderen Kopien desselben Werkes sind für uns wichtig eine Statue im Louvre (*Monuments grecs* II, Taf. 13), eine in Mantua (Berliner Gipsabgüsse Nr. 222); erstere stimmt im Motiv mit der pompejaner Bronze überein, hat sogar ein Horn der Lyra erhalten, die bei jener nur vorauszusetzen ist, letztere aber weicht ab, indem der Gott in der Rechten den Köcher hielt, während die Linke in die Krone eines neben ihm stehenden Lorbeerbaumes greift. Furtwängler hat mit Recht darauf hingewiesen, dafs in der älteren Kunst ein nackter Apoll mit der Leier ganz ungewöhnlich sei, und er hält deshalb die mantuaner Statue für eine treuere Kopie des Originales, das er mit Bogen und Pfeil in den Händen rekonstruiert. Bei dieser Annahme bleibt unerklärt, wie die mantuaner Statue zu der durch ihr Motiv nicht bedingten, mit der pompejaner Bronze in der Hauptsache übereinstimmenden Armhaltung, und wie vor allem die Bronze zu ihrer künstlerischen Einheit komme. Natürlicher scheint die Annahme, dafs das Original wirklich einen nackten leierspielenden Apollo darstellte. Unter welchen Bedingungen eine solche ungewöhnliche Darstellung möglich war, ist zu untersuchen.

Zur Beantwortung der Frage hilft zunächst der Umstand, dafs der Kopf des fraglichen Apollotypus auf spartanischen Kupfermünzen erscheint, die spätestens der augusteischen Zeit angehören; die Originalstatue war also in Sparta aufgestellt. Weiter lehrt uns eine archaische Bronzestatuette aus dem Amyklaion (Ἐφημερὶς ἀρχ. 1892 Taf. 2) einen Chorführer der Gymnopädien kennen, charakterisiert durch seinen thyreatischen Palmkranz (Athenaeus XV, 678[b]). Es ist ein nackter Leierspieler. Dadurch wird, im Einklang mit litterarischen Zeugnissen, der Gebrauch der Lyra bei den Gymnopädien erwiesen. Die pompejanische Apollostatue ist darnach leicht zu verstehen: es ist der Gott der Gymnopädien, der als nackter Leierspieler erscheint, wie die Chorführer seines Festes. Das Original der Statue ist vermutlich die von Pausanias III 11, 9 erwähnte Statue des Apollo Pythaeus, welche am Markte eben dort aufgestellt war, wo die Chöre der Gymnopädien stattfanden.

Darauf erhält Prof. Dr. Reisch-Innsbruck das Wort: „Zur Entwickelungsgeschichte des griechischen Theaters“.[1]) Lange Zeit hindurch war man gewohnt, vom antiken Theater wie von etwas fertig in die Welt Gestelltem, unveränderlich Festem zu reden; wenig mehr als ein Jahrzehnt ist es her, dafs die Altertumswissenschaft auch auf diesem Gebiete den bedeutungsvollen Schritt vom systematischen Betrachten zum geschichtlichen Erkennen, über das Beschreiben des Seins hinaus zum Verstehen des Werdens gethan hat.

Die Grundlage für dahin zielende Untersuchungen ward uns wiedergewonnen in den trümmerhaften Überresten vorrömischer Theatergebäude, die in den 80er und 90er Jahren an verschiedenen Punkten Griechenlands zu Tage gefördert worden sind. Und der Mann, der unermüdlich bald als selbständiger Leiter, bald als Wegweiser Anderer diese Ruinen aufdecken half, Wilhelm Dörpfeld, hat sich nicht begnügt, mit scharfem, geübtem Auge die Steine zu sondern und die Mauerzüge zu entwirren, sondern er hat diesen stummen Zeugen auch Aufschlüsse über den geschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der Theaterformen abzuringen gewufst. Die mannigfachen und überraschenden Ergebnisse, die dabei gewonnen wurden, sollen demnächst in einer

1) Der Vortrag, dem nur eine knapp bemessene Zeit zur Verfügung stand, wurde durch einen Plan der lykurgischen Skene und durch Grundrisse des griechischen und römischen Theaters erläutert. Für genauere Ausführung der behandelten Fragen mufs auf die oben genannte Publikation über das antike Theater verwiesen werden.

umfassenden Publikation, an der ich als Mitarbeiter Anteil habe, dargestellt werden. Heute muſs ich mich darauf beschränken, in allgemeinen Grundlinien ein Bild der Entwickelung des Theaters zu geben, wobei ich vorzugsweise nur das athenische Theater im Auge behalten werde. Denn an diesem hat sich uns zuerst das Verständnis für alle Probleme des antiken Schauspielhauses erschlossen.

In den Mittelpunkt der Betrachtung muſs der steinerne Bau gerückt werden, der im 4. Jahrhundert am Südabhang der Akropolis errichtet wurde und nach seinem Vollender, dem Redner Lykurg, gewöhnlich als „lykurgisches Theater" bezeichnet wird. In dem Schauspielhaus dieses Theaters besitzen wir vielleicht die älteste steinerne Skene, die überhaupt auf griechischem Boden errichtet worden ist — nur die von Eretria könnte daneben in Frage kommen. Und obwohl diese steinerne Skene erst der demosthenischen Zeit entstammt, ist sie doch ein überaus wichtiger Anhalt für die Kenntnis auch desjenigen Theaters, das vordem bestand. Denn natürlich ist dieser Steinbau nichts anderes als die Übersetzung eines älteren Holzbaus in ein dauerndes Material. Er stellt so für uns einen festen Endpunkt dar, zu dem alle früheren Phasen des Theaterbaus von dessen ersten Anfängen an ohne Sprung hinüberleiten müssen.

Über diese älteren Formen des Theaters können wir ein Bild nur mit Hülfe der Rückschlüsse gewinnen, die sich aus der Geschichte des Dramas und aus den Voraussetzungen der erhaltenen Stücke ergeben. Denn wie das Drama erst allmählich auf griechischem Boden erwachsen ist, so ist auch das Schaugebäude, das die Bestimmung hat, dem Drama zu dienen, erst allmählich unter dem Zwange des Bedürfnisses und nach den Gesetzen innerer Zweckmäſsigkeit ausgestaltet worden.

Der enge Zusammenhang der ältesten τραγῳδίαι und des Dithyrambos ist in alter und neuer Zeit oft erörtert worden. Tanz und Gesang sind bei beiden innig verbunden, beide stehen in naher Beziehung zum Kulte des Dionysos, und so sind sie auch beide auf denselben Tanzplätzen, den Orchestrai, aufgeführt worden, die in der Regel innerhalb der heiligen Bezirke angelegt oder durch einen Altar selbst als heilige Plätze gekennzeichnet waren.

In dem athenischen Dionysosbezirk sind noch Reste der alten Orchestra aus dem 6. Jahrhundert erhalten; sie erhob sich als kreisrunde Terrasse an ihrer südlichen Seite beträchtlich über den Boden des heiligen Bezirkes und war auf der andern Seite von dem Abfall des Burghügels begrenzt.

An dieser Seite standen die Zuschauer, die demnach etwas mehr als die Hälfte des Orchestrakreises umgaben; wo die Steigung des Berghanges zu gering war, um den Rückwärtsstehenden den Blick über ihre Vordermänner hinweg auf den Tanzplatz zu ermöglichen, schlug man hölzerne Gerüste, Tribünen, auf. Wie aus solchen einfachen Vorrichtungen im Laufe langer Jahrzehnte ein wirkliches θέατρον, ein in wohlabgewogener Steigung und Krümmung aufgebauter Zuschauerraum sich herausgebildet hat, soll hier nicht erörtert werden. Es genügt darauf hinzuweisen, daſs wir uns nach dem Bilde der athenischen Orchestra auch die Tanzplätze und Schauräume anderer Orte zu denken haben werden, an denen tragische und dithyrambische Dichtungen aufgeführt worden. Orchestra und θέατρον dienen auch in späterer Zeit den gemeinsamen Bedürfnissen beider Dichtungsarten; aber in ihrer weiteren, selbständigen Entwickelung stellen die τραγῳδίαι bald besondere Erfordernisse an die Ausstattung des Spielplatzes. Durch das mimetische Element, das den τραγῳδίαι innewohnte, ward das Bedürfnis nach Illusion geweckt, das als treibende Kraft in der weiteren Entfaltung der Dichtungsform lebendig fortwirkt.

Die Sänger der τραγῳδίαι traten in Verkleidungen auf; als zu den Sängern und ihrem Anführer noch ein weiterer Sprecher, ein ὑποκριτής, hinzukam als Träger einer von den Chorpersonen verschiedenen Rolle, erschien auch er in entsprechender Verkleidung, und wenn er nacheinander als Darsteller mehrerer Persönlichkeiten auftrat, muſste er jedesmal wieder Maske und Kostüm wechseln. Das Zelt, das für seine und für der Choreuten Verkleidungen notwendig war, wird auſserhalb der Orchestra derart angebracht gewesen sein, daſs der Weg vom Zelt zur Parodos des Tanzplatzes den Blicken der Zuschauer entzogen war. Durch die Verwendung von Kostümen war der Wunsch nach immer weitergehender Nachahmung der Wirklichkeit, nach Darstellung im eigentlichen Sinne erregt. Das Streben nach Illusion muſste bald von den Personen auch auf den Ort ihres Erscheinens übergreifen.

Von dem Augenblick an, wo zwei Vertreter verschiedener Interessen oder Anschauungen vor den Augen des Chors und der Zuschauer einander gegenübertraten und damit ein wirkliches δρᾶμα, eine Handlung geschaffen war, wurde auch der Tanzplatz zu dem Schauplatz eines bestimmten Ereignisses, und immer lebhafter muſste das Verlangen werden, diesen Ort näher zu kennzeichnen und den Bedingungen der Handlung entsprechend zu gestalten. Wenn daher die Dichter zunächst die dramatische Handlung der Natur des gegebenen Tanzplatzes, der von vornherein als

heiliger Bezirk oder als ἀγορά gelten konnte, angepafst haben, so schreiten sie bald in wachsender Kühnheit dazu fort, wie die Worte und Tänze, so auch den äufseren Schauplatz ihren schöpferischen Gedanken unterthan zu machen. In den „Schutzflehenden" des Aeschylos giebt ein stattlicher Altarbau, der einer Mehrheit von Göttern geweiht ist, dem Spielplatz seinen bestimmten Charakter, in den „Persern" ist durch das Grab des Dareios die Orchestra als Versammlungsplatz der persischen Greise bezeichnet. Hier ist aber schon durch bestimmte Bauten dem Tanzplatz ein individueller Charakter gegeben; diese Bauten, die nicht unbeträchtliche Mafsverhältnisse gehabt haben müssen, werden wir am besten neben der Orchestra an der Tangente der von den Zuschauern nicht besetzten Kreishälfte denken, sodafs das ganze Rund für die Tänze frei bleibt.

Entsprechend der gröfseren Bedeutung, welche dem Chor in dem Plane der Dichtung zufällt, ist in den älteren Dramen des Aeschylos der Chor auch für die Wahl und Art des Schauplatzes der Handlung bestimmend; die Schauspieler kommen zu dem Chor wie Fremdlinge von aufsen her, sie sind abseits von der Orchestra in der Ferne wohnend gedacht, die eine der gegensätzlichen Parteien aufserhalb dieser, die andere aufserhalb jener Parodos. Nachdem aber die Schauspieler in den Mittelpunkt der Dichtung getreten waren, mufste dies auch auf die Charakteristik des Spielplatzes von Einflufs werden. Daher wird jetzt das Wohnhaus des Trägers der Hauptrolle unmittelbar an den Spielplatz herangerückt, sodafs die Orchestra als Vorplatz des Hauses und als der übliche Aufenthaltsort des Protagonisten erscheint, den der Chor nur um des Schauspielers willen betritt.

Diese Einrichtung, die uns heute so selbstverständlich erscheint, stellt in Wahrheit eine Erfindung dar, die fast gleichbedeutend ist mit dem vollen Ausbau der dramatischen Kunstform. Und es ist kein Zufall, dafs sie zeitlich zusammenfiel mit der Einführung eines dritten Schauspielers. Jetzt war wie mit einem Schlage der Kreis der darstellbaren Stoffe ins Unendliche erweitert. Indem die Schauspieler unmittelbar aus dem neben der Orchestra stehenden Haus heraustreten und wieder dahin zurücktreten konnten, wurde es möglich, die Handlung lebhafter und reicher zu entwickeln, und auch das, was im Hause selbst vor sich ging, wenigstens mittelbar zu verdeutlichen.

Das zu Zwecken der künstlerischen Illusion errichtete Haus, das für die Zuschauer als Wohnung einer im Drama auftretenden dichterischen Persönlichkeit sich darstellt, kann aber gleichzeitig

auch einem praktischen Zwecke dienen, als dem Aufenthaltsort der Schauspieler, als Kleiderzelt und Zeughaus — und damit ist zuerst ein wirkliches Schauspielhaus, eine σκηνή im prägnanten Sinne des Wortes, geschaffen.

Bevor wir die Entwickelung dieser Skene weiter verfolgen, müssen wir uns mit einer Frage auseinandersetzen, die sich hier unmittelbar aufdrängt. Dank einem eingewurzelten Mifsbrauch hat man sich so sehr gewöhnt, σκηνή geradezu mit „Bühne" zu übersetzen, dafs sich mit dem griechischen Worte in unserer Vorstellung unmittelbar der Gedanke an eine Bühne zu verbinden pflegt. Wir werden also an diesem Punkte unserer Darlegung, wo zuerst eine σκηνή uns entgegentritt, uns darüber klar zu werden haben, ob wirklich das Schauspielhaus der äschyleischen und sophokleischen Zeit mit einer Bühne, einem Podium versehen war — mit andern Worten, ob die Schauspieler auf einem (vor dem Schauspielhaus aufgeschlagenen) erhöhten Gerüst oder ob sie auf dem Boden der Orchestra sich bewegten.

Auch hierüber werden wir, da eine urkundliche Überlieferung nicht vorliegt, versuchen müssen aus der Geschichte des Dramas Aufklärungen zu gewinnen.

Wenn in den Zeiten der noch unentwickelten τραγῳδίαι zu der Schar der Sänger und Tänzer ein Schauspieler als Erzähler hinzutrat, da· mufste er sich wohl durch eine der Parodoi zum Standort des Chors, in die Orchestra begeben; nach Art der Redner, die sich an eine gröfsere Menge wenden, wird er, wo er längere Mitteilungen zu machen hatte, auf einen niederen Untersatz getreten sein; als solcher bot sich die Stufe, der Vorplatz des Altars (θυμέλη), den wir neben oder auf dem Tanzplatz voraussetzen dürfen, von selber dar. An Stelle dieses Altars soll nun nach einer weitverbreiteten Ansicht zur Zeit, als die Kunstform des Dramas durch die Verwendung eines zweiten Schauspielers weiter sich ausgebildet hatte, ein gezimmertes hohes Gerüst gesetzt worden sein, auf dem fortan die Schauspieler sich bewegt hätten. Aber man sucht vergebens nach dem praktischen Zweck, der durch diese Abscheidung der Schauspieler und durch die damit gegebene Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit verfolgt worden sein könnte.

Bei der Anlage des antiken Zuschauerraums und der Gröfse der Orchestra besteht keine Gefahr, dafs der Chor die Schauspieler verdecke, ganz abgesehen davon, dafs die Schauspieler gerade in der Zeit, wo ihre Zahl vermehrt wurde, ohnehin durch ihr glänzendes Kostüm, ihre Kothurne und ihren Haarputz beträchtlich

über die Choreuten emporgehoben wurden. Wenn die Schauspieler allein untereinander verhandeln, dann stehen sie natürlich in unmittelbarer Nähe der Skene, während der Chor sich nach den Seiten zurückzieht. In den Fällen aber, wo Chor und Schauspieler handgemein werden, konnte die örtliche Scheidung zwischen beiden doch nicht aufrecht erhalten werden, die erhöhte Schauspielerbühne wäre also auch hier wirkungslos gewesen — oder richtiger, sie hätte sehr störend gewirkt, da entweder der Schauspieler von der Bühne in die Orchestra oder der Chor von seinem Platze aus auf die Bühne hätte hinaufsteigen müssen.

Diese Fälle aber, wo der Chor (oder wenigstens der Chorführer) und die Schauspieler auf gleichem Niveau stehend gedacht werden müssen, sind so zahlreich, dafs sie nicht als blofse Ausnahmen gelten können, bei denen erschwerende Umstände angenommen werden dürften. Schon vor mehr als 10 Jahren ist darum in einer Dissertation der Nachbaruniversität Bonn die Behauptung, Schauspieler und Chor hätten immer auf demselben Niveau gestanden, mit Entschiedenheit verteidigt worden, ohne dafs allerdings bei der damaligen Kenntnis des Theaterwesens die Beweisführung eine ausreichende sein konnte. Seitdem sind in einer ganzen Anzahl von Abhandlungen die Gründe zusammengetragen worden, die als jenen gemeinsamen Spielplatz den Boden der Orchestra zuweisen. Wie es als sicher gelten darf, dafs jene Schauspielpersonen, die von der Ferne her auf den Spielplatz kommen oder nach aufserhalb des Spielplatzes gelegenen Orten abgehen, dieselben Orchestrazugänge benutzen, durch die der Chor einzuziehen pflegt, so mufs anderseits wieder der Chor ungehindert bis an die Vorderwand der Skene herankommen können, da er vielfach unmittelbar an die Skenenthüren herantritt und mit den dort stehenden Personen ohne Schwierigkeit verkehrt.

Wer also aus ästhetischen Gründen an der Vorstellung festzuhalten wünscht, dafs die Schauspieler für gewöhnlich einen höheren Standplatz als der Chor inne hatten, der müfste sich begnügen, diesen Standplatz als eine niedere Plattform zu denken, die dem freien Verkehr zwischen Skene und Orchestra kein wesentliches Hindernis bot, also nicht mehr als 1—3 Stufen (30—80 cm) über dem Boden des Tanzplatzes sich erhob. Einem solchen ästhetischen Bedürfnis wird aber vielleicht schon damit genug gethan sein, dafs thatsächlich durch die Bedingungen der Handlung den Schauspielern in zahlreichen Fällen Anlafs geboten war, auf den Unterstufen eines Altars, auf dem Stylobat einer Säulenhalle, oder auf der Felshöhe einer Höhle u. dgl. ihren Standplatz zu nehmen.

Dieselben Erwägungen nun, die bei der Betrachtung der Tragödie sich uns aufdrängten, sind auch maſsgebend für die Komödien der perikleischen Zeit. Inwieweit in Attika die Aufführung chorloser possenhafter Scenen üblich war, die auf provisorischen Bretterbühnen hätten vor sich gehen können, wissen wir nicht. Aber zur Zeit, als solche dialogische Scenen mit den Gesängen der *κωμῳδοί* zu einer äuſseren Einheit verschmolzen waren, da muſsten für diese *κωμῳδίαι* dieselben Erfordernisse in Kraft treten, wie für die Tragödien. In der That sind in den Komödien des Aristophanes die Scenen besonders zahlreich, in denen der Schauspieler nirgends anders, als in der Orchestra stehen kann; dagegen findet sich bei diesem Dichter, der doch so vielfach Einrichtungen seines Theaters mit übermütiger Zerstörung der Illusion verspottet, niemals ein Hinweis auf das Vorhandensein einer besonderen Schauspielerbühne.

Während so die erhaltenen Dramen weder in ihrem gesamten Aufbau noch in den Einzelheiten der Durchführung etwas von dem Dasein einer Bühne erraten lassen, gestatten sie uns von der Art und Ausstattung der Skene noch ein ziemlich deutliches Bild zu gewinnen.

Das Bedürfnis des Stückes erforderte nur auf der den Zuschauern zugekehrten Seite des Spielhauses einen den Bedingungen des Stückes entsprechenden Bau. Man konnte daher den Innensaal der Skene, der den Schauspielern zum Aufenthaltsort dient, während der Dauer des Festes unverändert lassen, und brauchte von einem Festtag zum andern oder von einem Stück zum andern nur den vorderen Teil der Skene, den dem Schauspielersaal vorgelegten Bau, das *προσκήνιον*, den Dekorationsbau, zu verändern. Wie für den Schauspielersaal die Höhe eines gewöhnlichen Wohnbaues genügte, so brauchte auch die Höhe des Proskenions darüber nicht wesentlich hinauszugehen, da gerade so wie auf dem modernen Theater die Scheinbauten natürlich nicht in der Gröſse der Wirklichkeit, sondern in einem verkleinerten Maſsstab aufgeführt wurden; im Bedürfnisfall konnte Skene und Proskenion mit einem Obergeschoſs — oder auch mit einem zweiten Stockwerk — versehen werden. Der dekorative Vorbau, der am häufigsten einem Palast oder Tempel nachgebildet war, konnte natürlich auch die Gestalt einer Felsenhöhle oder Felsenlandschaft erhalten, er konnte auch bloſs aus einer glatten, bemalten Wand bestehen, wobei man freilich nicht an naturalistische Perspektive und moderne Luftmalerei denken darf.

Als seitliche Stützen und Rahmen der Proskenia könnten

vorspringende Mauern oder kleine Seitenbauten gedient haben; vermutlich ist man aber schon früh auf den Gedanken gekommen, die früher neben oder aufserhalb der Parodoi für den Chor und das Theatergeräte errichteten Holzbauten an die Skene heran zu schieben und als vorspringende Nebenbauten, παρασκήνια, mit dem Spielhaus zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden.

Obgleich so schon in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts ein gleichmäfsiger Typus für die Anlage des Schauspielhauses sich entwickelt hatte, hat man doch lange Zeit hindurch den Bau jedes Jahr von neuem blofs in provisorischer Weise aus Holz errichtet — man bedurfte seiner ja nur einmal im Jahre und man war auch an anderen Festorten gewohnt, die für die Spielzeit notwendigen Bauten als blofse σκηναί alljährlich neu aufzuschlagen. Wir wissen nicht, ob es die Rücksicht auf die Staatsfinanzen war, die dann im 4. Jahrhundert dazu führte, an Stelle der jährlichen Holzbauten für die hochgestiegenen Bedürfnisse der scenischen Spiele einen dauernden Bau zu errichten oder ob hierfür vielmehr der Wunsch mafsgebend gewesen ist, das dionysische θέατρον zu einer würdigen Stätte der Volksversammlung umzuschaffen, wo dann dem neuen Zuschauerraum auch ein entsprechender Abschlufs in einem steinernen Schauspielhaus gegeben werden mufste.

Dieser Steinbau mufs, wie die Geschichte lehrt, die von der Statue des Dichters Astydamas erzählt wird, um die Mitte des 4. Jahrhunderts im wesentlichen vollendet gewesen sein. Von der damals errichteten Skene sind zwar nur dürftige Reste erhalten, aber doch genug, um die Art ihrer Anlage noch verstehen zu lassen. Ein 33 m langer, 6,40 m tiefer Saal wird zu beiden Seiten von 5 m weit vorspringenden, 7 m breiten Nebenräumen, den Paraskenien, begrenzt. Ein glücklicher Fund, der in diesem Frühjahr gemacht wurde, hat gelehrt, dafs an den Paraskenien und, wie sich daraus des weiteren schliefsen läfst, auch an der Vorderwand der Skene eine Säulenreihe stand, aus deren Gröfsenverhältnissen sich die Höhe des Baues auf etwa 4 m berechnen läfst.

In dem freien Raum zwischen den Paraskenien mufste nach der älteren Theorie die Schauspielerbühne sich befunden haben, wenn sie wirklich eine bleibende Einrichtung war. Aber es fehlt nicht nur jede Spur einer steinernen Fundamentmauer, die innerhalb der Steinarchitektur auch für die Vorderwand einer solchen, in ihren Mafsverhältnissen dauernd bestimmten Bühne notwendig vorausgesetzt werden müfste, sondern es erscheint die Anlage eines solchen hohen Podiums schon dadurch so gut wie ausgeschlossen, dafs der Fufsboden im Schauspielersaale genau in der

Höhe der Orchestra liegt, während er doch, falls eine Bühne bestanden hätte, wie im römischen Theater in der Höhe dieser Bühne gelegt sein müfste. Ein aus Holz vorgebautes Podium von $1\frac{1}{2}$ bis 2 m Höhe hätte die Säulen und die Thüren der Skenenvorderwand in der Mitte zerschnitten; es bliebe also, wenn die ganze Architektur nicht als völlig zweckwidrig gelten soll, nur die Annahme, dafs die Bühne dieselbe Höhe, wie die Skene (d. i. vier Meter) gehabt und den ganzen Raum zwischen den Paraskenien ausgefüllt habe.

Gegen eine solche Annahme spricht aber, abgesehen davon, dafs für einen solch ungeheuerlichen Bau doch in dem steinernen Gebäude irgendwie vorgesorgt sein müfste, alles das, was sich uns früher aus den Dramen über die Spielweise des 5. Jahrhunderts ergeben hat. Denn auch in dem steinernen Theater sind, wie die Inschriften bezeugen, die Stücke des Sophokles und Euripides noch aufgeführt worden und wir werden einem Manne, wie Lykurg, der so sehr bemüht war, die Stücke der Tragiker in ihrem unversehrten Text zu erhalten, nicht den Bau einer Skene zumuten, die eine unverstümmelte Wiederaufführung jener Stücke unmöglich gemacht hätte.

Aber auch für die damals neugedichteten Dramen haben wir keine Ursache, eine Bühne vorauszusetzen; denn, wenn im 4. und 3. Jahrhundert der Chor eine geringere Rolle spielte als vordem, oder auch ganz in Wegfall kam, so konnte das doch kaum einen Anlafs bilden, den Schauspielern einen erhöhten Standplatz aufzubauen; ein ausdrückliches Zeugnis dafür, dafs auch noch im 3. Jahrhundert die ganze Orchestra mit zum Schauplatz der Handlung gehörte, scheint ein Fragment des Heniochos (5 Kock) zu bieten. Dort sagt der Sprecher des Prologs:

τὸ χωρίον μὲν γὰρ τόδ' ἐστὶ πᾶν κύκλῳ
Ὀλυμπία, τηνδὶ δὲ τὴν σκηνὴν ἐκεῖ
σκηνὴν ὁρᾶν θεωρικὴν νομίζετε
εἶεν· τί οὖν ἐνταῦθα δρῶσιν αἱ πόλεις;
ἐλευθέρι' ἀφίκοντο θύσουσαί ποτε.

Als der Platz, der als heiliger Bezirk Olympias bezeichnet wird, mufs hier doch wohl die Orchestra gelten, in der sowohl der Sprecher als auch die „Städte" (mögen sie nun durch Choreuten oder Statisten dargestellt gewesen sein) auftraten.

Auch in dem Skenenbau des 4. Jahrhunderts läfst sich also eine erhöhte Bühne nicht einfügen. Der 20 m lange, 5 m tiefe Raum zwischen den Paraskenien hat nicht zum Aufschlagen eines

Podiums, sondern zum Aufbau des wechselnden, aus Holz und Zeug errichteten Dekorationsbaues, des *προσκήνιον*, gedient. Daſs auch noch in der Zeit der jüngeren Komödie die Stücke als „Hintergrund" vielfach einen körperlich vortretenden Bau, eine Säulenhalle, eine Felshöhle u. dgl. erforderten, lehren die erhaltenen Fragmente. Ohne Zweifel hat aber in dieser Zeit die landschaftliche Dekoration eine gröſsere Rolle gespielt als früher, hat doch das Landschaftsbild, wie sein bei den Römern üblicher Name *„scaena"* zeigt, in den Dekorationswänden des Theaters seine gröſste Pflege gefunden.

Mit der Ausbildung der perspektivischen Malweise, welche den plastischen Dekorationsbau durch Bildwände ersetzen lehrte, steht vielleicht auch eine Veränderung in Zusammenhang, die an dem griechischen Theater der hellenistischen Zeit nachweisbar ist. In Athen ist in der letzten vorchristlichen Epoche (etwa in sullanischer Zeit) vor der Skene eine Säulenreihe, d. h. also eine Art Säulen-Vorhalle aufgebaut worden, über deren Gestalt uns eine ähnliche und ungefähr gleichzeitige Anlage im Theater von Oupos aufklärt; dort lehrt uns eine Inschrift, daſs dieser Säulenvorbau als *προσκήνιον* zu bezeichnen ist und daſs in die Zwischenräume der Säulen Pinakes, d. h. bemalte Holztafeln eingelassen waren. Eine solche Säulenhalle ist auch in Epidauros erhalten und dort reicht sie möglicherweise in eine beträchtlich frühere Zeit zurück, in andern Theatern, z. B. in dem von Megalopolis, sehen wir, daſs die steinernen Stützen dieser Wand Vorläufer in hölzernen Pfosten hatten, und aus delischen Inschriften können wir ein Proskenion mit Pinakes schon für die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts nachweisen.

Diese durch Pinakes geschlossene Säulenreihe, die im athenischen Theater an der Stelle steht, an der wir in der älteren Zeit die veränderliche Dekorationswand vorausgesetzt haben, ist ihrem tektonischen Charakter nach auf das beste geeignet, als „Hintergrund" dramatischer Aufführungen zu dienen. Wenn jetzt ein fester Bau an Stelle eines provisorischen getreten ist, so mag das vielleicht in dem Wunsche nach weniger kostspieliger Ausstattung begründet sein. Es war nun ein für allemal ein fester Rahmen gegeben; durch einen Wechsel der Pinakes war es aber immer noch möglich, das Proskenion verschiedenartig zu gestalten und im Notfall konnte man auch den ganzen Bau durch eine provisorische Schmuckwand verdecken.

Gegen diese zuerst von Dörpfeld begründete Auffassung des steinernen Proskenion würde sich kaum eine Einsprache erhoben

haben, wenn nicht die ausdrückliche Angabe eines römischen Schriftstellers damit in Widerspruch stände. Jene Säulenwand entspricht nämlich ihrem Standort und ihrer Höhe nach genau dem „*proscaenium*“ des von Vitruv beschriebenen *theatrum graecum*, und indem Vitruv für diesen Proscaeniums-Bau den Namen *λογεῖον*, „Sprechstelle“, überliefert, fügt er hinzu, dafs bei den Griechen die komischen und tragischen Schauspieler „in scaena“, die andern musischen Künstler aber in der Orchestra aufzutreten pflegten. Nun ist zwar ohne Zweifel das Dach des Proskenion-Vorbaues in einzelnen Fällen wirklich als Sprechstelle, als *λογεῖον* benutzt worden, aber als Schauplatz einer dramatisch bewegten Handlung war das nur 2—3 m breite, 4 m über dem Orchestraboden emporgehobene Dach überaus wenig geeignet. Und wozu hätte man, wenn das ganze Proskenion nur die Zwecke eines Podium zu erfüllen hatte, die Vorderwand aus freistehenden Stützen gebildet, die zur Aufnahme verstellbarer Pinakes zugerichtet sind?

Die Annahme, dafs Vitruvs Angabe auf einem Irrtum beruhe, liegt daher überaus nahe und es lassen sich Gründe genug anführen, die einen solchen Irrtum begreiflich und entschuldbar erscheinen lassen.

Wer aber den römischen Architekten eines derartigen Versehens nicht für fähig hält und der Angabe unbedingtes Vertrauen beimessen zu müssen glaubt, der darf doch nicht die unüberschreitbaren Grenzen übersehen, die der Giltigkeit dieser Angabe durch die Logik der Thatsachen gesetzt sind: denn nur in Stücken, die eine kleine Anzahl agierender Personen und so gut wie keine plastisch vortretende Hintergrunds-Dekoration erfordern, wäre unter Beobachtung genügender Vorsicht das Proskenion hach als Spielplatz benutzbar, ganz undenkbar ist das aber überall dort, wo eine bewegtere Handlung und reichere Ausstattung vorausgesetzt werden, oder wo der Orchestra irgend eine Bedeutung in der Dichtung zukommt, da jede direkte Verbindung zwischen dem Proskeniondache und dem Tanzplatze fehlt.

Vor allem aber mufs man sich bewufst bleiben, dafs eine derartige Verwendung des Proskenionbaues als Schauspielerbühne nach dem klaren Zeugnis seiner architektonischen Formen nicht in der ursprünglichen Bestimmung dieses Baues gelegen haben kann. Und so wenig sich verstehen läfst, wie dieser Hallenbau aus einem älteren Podium erwachsen sein könnte, so wenig läfst sich von ihm ein Weg zu der späteren „römischen“ Bühne finden.

Das Verhältnis des römischen Bühnentheaters zu dem hellenistisch-griechischen ist natürlich von entscheidender Bedeutung

nicht nur für die Bedeutung des steinernen Proskenion, sondern überhaupt für die Frage nach der Spielweise im griechischen Theater. Denn es ist klar, dafs nur diejenige Auffassung des griechischen Theaters zu Recht bestehen darf, die es möglich macht, auch die römische Theaterform ohne Zwang in den Gang der Entwickelung einzureihen.

Um aber für diese Frage den richtigen Standpunkt zu gewinnen, müssen wir zunächst einen Blick auf die besonderen Bedingungen werfen, denen das römische Theater zu genügen hatte.

Auf italischem Boden hatte das Schauhaus zunächst in anderer Weise als in Griechenland Gestalt gewonnen, indem es vielfach nur für solche Dramen bestimmt war, die keinen Sing- oder Tanzchor hatten. Hier brauchte also nicht ein weiter Tanzplatz freigehalten zu werden, sondern die Zuschauer konnten sich unmittelbar an die Schauspieler herandrängen; natürlich mufste dann, damit auch die weiter rückwärts auf der ebenen Fläche Stehenden sehen konnten, das Spiel auf einer mäfsig erhöhten Bühne vor sich gehen. Unteritalische Vasenbilder zeigen uns, dafs die Phlyakenkomödien bald auf grob zusammengezimmerten Holzbühnen, bald auf solider gebauten (steinernen) Podien zur Aufführung kamen; in ähnlicher Weise werden die einfachen Possenspiele der einheimisch italischen Bevölkerung „in Scene gesetzt" worden sein.

Bei der Anlage gröfserer Theaterräume mufste nun an den Architekten die Aufgabe herantreten, auf diesen Bühnenbau und seinen Zwischenraum die Vorteile und schönen Formen des griechischen θέατρον zu übertragen. Man stellt sich gewöhnlich vor, die Architekten römischer Zeit hätten diese Aufgabe in der Weise gelöst, dafs sie das griechische Proskenion zu einer niedrigeren, längeren und breiteren Bühne, die sie gegen das Centrum der Orchestra zu vorschoben, umgestaltet hätten. Aber bei der Annahme eines solchen willkürlichen Eingriffes bleibt ebensowohl der organische Zusammenhang wie die äufserliche Verschiedenheit der beiden Theatertypen unaufgeklärt. Beides hat Dörpfeld durch eine lichtvolle Hypothese in ganz anderer Weise aufzuklären versucht.

Legt man nämlich den idealen Grundrifs eines griechischen und eines auf der Basis desselben Orchestrakreises gebauten römischen Theaters übereinander, so decken sich die Zuschauerräume und die Schauspielersäle fast vollständig. Die der römischen *scaenae frons* vorgestellte Säulenwand fällt zusammen mit den Säulen des Proskenion und mit den Paraskenien, die schon in hellenistischer Zeit immer mehr in die Front des Proskenion

zurückgezogen worden waren. Die römische Bühne deckt sich mit dem vor der Skene liegenden Teil der Orchestra, der in der griechischen Zeit als Spielplatz gedient hat; die seitlichen Zugänge zur Bühne sind nichts anderes als die alten Parodoi, die im griechischen Theater neben den Paraskenien an die Orchestra münden. Die ganze Verschiedenheit der beiden Theatertypen beschränkt sich also darauf, dafs der unmittelbar vom Zuschauerraum umschlossene Teil der Orchestra tiefer gelegen erscheint und so von der andern als Spielplatz dienenden Hälfte scharf geschieden ist. Daher können die Zuschauer nicht mehr durch die Parodoi in den ihnen zugewiesenen vertieften Teil der Orchestra gelangen, sondern es müssen neue Eingänge in den an die alten Parodoi angrenzenden Teilen des Zuschauerraums durchgebrochen werden; dadurch wird beiderseits ein Stück des Zuschauerraums abgeschnitten, der nunmehr nur noch einen Halbkreis umspannt.

Bei dieser Auffassung ist also die römische Bühne nichts anderes als ein Teil der griechischen Orchestra; wir brauchen nicht anzunehmen, dafs die Schauspieler von dem hohen Proskeniondach auf eine niedrigere Bühne und der Chor aus der Orchestra auf ein erhöhtes Podium versetzt wurden, sondern Schauspieler und Chor haben, wenn sie auf der römischen Bühne agieren — für die Zuschauer im *θέατρον* — dieselbe Stelle inne, die ihnen seit Alters in griechischer Zeit zukam. Damit schliefst sich in überraschender Weise die Kette der Argumente, die für das Drama des 5. Jahrhunderts die Orchestra als den Spielplatz auch der Schauspieler erweisen.

Ich mufs mir versagen, diesen Gesichtspunkt hier weiter auszuführen. Wie die schematische Parallele des griechischen und römischen Theaters auf dem Wege geschichtlichen Wachstums erklärt werden kann, habe ich vorhin angedeutet. Man braucht, glaube ich, nicht anzunehmen, dafs die römische Skene durch das Stadium des steinernen Säulen-Proskenion hindurchgegangen ist, sondern man darf sie vielleicht unmittelbar aus den hellenistischen Skenen-Fassaden und den davor aufgestellten Dekorationswänden ableiten. Auch in römischer Zeit ist ja die ältere Weise der Dekorationen noch nicht erloschen; die von Vitruv beschriebenen *„scaenae“* entsprechen genau dem typischen Hintergrundsschmuck, wie ihn die Dramen des 5. und 4. Jahrhunderts erforderten, nur sind sie im Sinne der neuen illusionistischen Malerei umgestaltet, wovon uns die Wandgemälde pompejanischer Häuser eine Vorstellung geben mögen. Aber das schon seit hellenistischer Zeit

bemerkbare Bestreben, die bemalte Dekorationswand durch eine unveränderliche Steinarchitektur zu ersetzen, ist in der späteren Kaiserzeit zur Herrschaft gelangt.

Auf der konventionell gewordenen Bühne, die mit ihren steinernen Dekorationen als ein Concertsaal voll kalten Prunkes sich darstellt, haben die Musik- und Deklamationsvirtuosen, die Mimen und Ballett-Tänzer ihre geeignete Stätte. Wie sehr diese Bauform den Bedürfnissen und dem Modegeschmack der Zeit zusagte, sehen wir daraus, dafs auch in Athen zur Zeit Neros das alte Schauspielhaus durch einen gewaltsam ändernden Umbau in ein Bühnentheater römischen Stils umgestaltet wurde.

So ist an Stelle des alten provisorischen Holzbaus, der mit der Blüte der Tragödie gleichzeitig war, zuletzt ein mächtiges steinernes Gebäude getreten, in der Zeit, da das Drama völlig verfallen ist. Aber nur scheinbar geht die Entwickelung des Schauspiels und des Schauspielhauses diametral auseinander, in Wahrheit ist auch in der Architektur der Skene das organische Leben erloschen, seit die gestaltende Triebkraft des Dramas erstorben ist. Die Bauformen des römischen Schauspielhauses streben, wie das Drama jener Zeit, in blofs dekorativem Sinne durch äufserlichen Glanz zu wirken und verfallen — wie das Drama — bald völliger Erstarrung. Mit dem Übergreifen der römischen Bühnenform auf den geheiligten Kreis des griechischen Tanzplatzes endet die lebendige Wechselwirkung von Theater und Drama, von Architektur und Dichtung, und damit endet auch der letzte Abschnitt in der Entwickelungsgeschichte des antiken Theaters!

Darauf spricht Professor F. Marx „Über das Haus des Faun in Pompeji". Derselbe gab im Anschlufs an seine in den Mitteilungen des Archäologischen Instituts (römische Abteilung Bd. 7, Rom 1892, S. 26 ff.) veröffentlichte Abhandlung über einige Mosaiken des Hauses einen Überblick über dessen bauliche Einrichtung und die Benennung einzelner Räume. Als Besitz eines samnitischen Edelmannes aus der Zeit der Gracchen wird dieses Haus mit allem Zubehör eine ganz besonders wichtige Urkunde für die Geschichte Italiens in der Gracchenzeit. Denn für letztere ist der vollständige Verlust der Litteratur zu beklagen, und andererseits unterhielt gerade damals die Familie der Gracchen mannigfache Beziehungen zu Campanien. An die eingehende Behandlung dieser Fragen schlofs sich der Nachweis, dafs der Eigentümer des Hauses ein Grofsgrundbesitzer war, dessen Wohlstand auf der Weinkultur beruhte. Darum ist das hervorragendste

Mosaikbild mythologischen Inhalts ein Bild des Herbstes. Und so erklärt es sich, dafs dem Besucher der Casa del Fauno schon von der besonders auffällig geschmückten Schwelle, der geheiligten Stelle des Hauses, ein dionysischer Geist entgegenweht. Letzterer mufs gerade für jene Zeit charakteristisch gewesen sein, in welcher unter dem Konsulat des Opimius Italien, wie Plinius bezeugt, den Schatz erkannte, den es in dem Segen des Weines alljährlich im Herbste gewinnen konnte. Auf die ritterliche Tradition der campanischen Edeln und ihre Beziehung zu Alexander d. Gr. wurde hingewiesen an der Hand des Mosaikbildes der Alexanderschlacht. Die ägyptische Herkunft der Mosaiken wurde in Zweifel gezogen, da die Geschichte des Mosaiks und die Künstlerinschrift des Dioscorides einen andern Weg zu weisen scheint. Schliefslich erweist der erhaltene Schmuck der Hausfrau, darunter ein Siegelring mit der Aufschrift Cassia, dafs der letzte romanisierte Besitzer des Hauses zwar seine orkischen Götter und Ahnen noch verehrte, aber in eine Kolonistenfamilie geheiratet hatte. Die Inschriften mit doppelten Familiennamen wie Satrius Lucretius stellen in vielen Beispielen die Verschmelzung der altangesessenen Familien und der Sullaner klar vor Augen.

Vierte allgemeine Versammlung.

Samstag, den 28. September 1895
(Beginn 8 Uhr)
im grofsen Gürzenichsaale.
Vorsitzender: Geheimrat Prof. Dr. Bücheler.

Derselbe eröffnet die Sitzung: „Wir haben uns zunächst über die Wahl des nächsten Versammlungsortes klar zu werden. Herr Jäger hat die nötigen Schritte gethan; von der Stadt Dresden ist ein sehr freundliches Einladungsschreiben im Namen des Rates eingelaufen. Die Präsides aller früheren Versammlungen haben darüber beraten und schlagen Ihnen vor, diese Einladung anzunehmen. Als ersten Präses empfehlen wir Ihnen Herrn Dir. Wohlrab-Dresden, als zweiten den Nestor der Leipziger Philologen Prof. Otto Ribbeck; letzterer hat erklärt eine eventuelle Wahl mit Dank anzunehmen."

Rektor Dr. Wohlrab: „Wie die Stadt Dresden, werden alle beteiligten Kreise ihr Bestes thun, um Ihren Aufenthalt zu einem erfreulichen zu machen. Für die mir erwiesene Ehre sage ich Ihnen meinen besten Dank; ich werde versuchen, dem Vertrauen zu entsprechen. Also auf Wiedersehen in Dresden!"

Darauf bittet der Vorsitzende die Obmänner über die Thätigkeit der einzelnen Sektionen Bericht zu erstatten, was in herkömmlicher Weise geschieht, und zwar berichtet Prof. Soltau über die historische Sektion, Geheimrat Dr. Usener über die klassisch-philologische, Geheimrat Dr. Conze über die archäologische, Rektor Bender über die pädagogische, Direktor Dr. Tendering über die neusprachliche. Dieser teilte zugleich die von dieser und der mathematischen Sektion gefafste Resolution mit: „Die Sektion giebt gegenüber den Äufserungen, die der erste Vorsitzende in der Begrüfsungsrede über Wert und Bedeutung des altsprachlichen Unterrichts im Gegensatz zu jedem andern gemacht hat, ihrer Überzeugung dahin Ausdruck, dafs keinem Unterrichtsfache ausschliefslich diese Bedeutung zukommt, dafs vielmehr jeder Unterrichtszweig, welches auch seine Eigenart sei, dem gemeinsamen Zwecke alles höheren Unterrichts dient, den Schüler nach Geist und Gemüt so zu erziehen und heranzubilden, dafs er als Mann in führender Stellung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens auch für die idealen Güter unseres Volkes mit Begeisterung zu wirken vermag."

Direktor Dr. O. Jäger erklärt darauf, dafs er „der verlesenen Resolution selbst beistimme, unbedingt dem zweiten Teil, der von der idealen Bedeutung aller Unterrichtsfächer handelt. Er glaube, nie etwas gesagt zu haben, was der Schätzung der andern Fächer, namentlich der der neueren Sprachen, zuwiderliefe.

Ob er dies in seiner Antrittsrede gethan oder nicht gethan, das sei eine Doktorfrage. Sollte er sich aber dort wirklich so ungeschickt ausgedrückt haben, dafs man denken könnte, er sei anderer Meinung, als der zweite Teil der Resolution, so stimme er auch dem ersten Teil der Resolution bei und wolle sich hiermit zur Sühne selbst den Hals abgeschnitten haben."

Darauf berichten Prof. Dr. Jacobi über die orientalische, Geheimrat Dr. Willmanns über die germanistische, Prof. Dr. Bormann über die historisch-epigraphische, Oberlehrer Dr. Schjerning über die mathematische Sektion. Prof. Dr. Bormann verliest aus einem von Sr. Excellenz dem italienischen Unterrichtsminister Dr. Baccelli an ihn gerichteten Brief folgende Stelle: Ora poichè la presentazione ad un Congresso importereble la pubblicazione negli atti del Congresso stesso, io sono altremodo dolente di non poter prendere il provvedimento da Lei desiderato. Nè è stato possibile affrettarne la pubblicazione in questi giorni qui in Roma, ove si è celebrata e tuttora si celebra una così lieta ricorrenza per la patria nostra, ricorrenza che intanto porta

con sè la chiusura festiva degli stabilimenti operai, e il conseguente ritardo dei lavori intrapresi. Ma appena la legge sarà pubblicata, mi farò un dovere d'inviarne una copia alla S. V., per i suoi egregi colleglu. Intanto, io son sicuro che si avranno per la scienza i più cospicui risultati da un Congresso, al quale prenderanno parte gli uomini più insigni e stimati nelle discipline filologiche e storiche.

Geheimrat Prov.-Schulrat Kruse-Danzig: „Als einer der ältesten rheinischen Schulmänner, der seinerzeit in Köln seine Laufbahn begonnen hat, darf ich wohl der allgemeinen Genugthuung Ausdruck geben über den glänzenden Verlauf dieser Versammlung. Zuerst danke ich den beiden Präsidenten, die einmütig alles vorbereitet und die Verhandlungen so elegant geleitet haben. Aber über den gelehrten Gewinn geht die freudige Genugthuung, dafs wir manches Band freundlichen Einvernehmens mit trefflichen Männern haben anknüpfen und erneuern dürfen: Dafür gebührt unser Dank dem altehrwürdigen und stets sich verjüngenden Köln. Denn die Stadt hat viele angelockt, hat uns auch durch wackere Männer und liebreizende Frauen trefflich bewirtet. Möge die Stadt sich kräftig weiter entwickeln; mögen ihre Bürger auch fernerhin der Wissenschaft ihr Interesse zuwenden; möge besonders der genius loci dieser Stadt, der Humor, den wir im Norden entbehren, ihr erhalten bleiben. Ich schliefse mit dem alten Rufe: Alaaf Köln!"

Geheimrat Prof. Bücheler: „Ich danke für die freundlichen Worte, die natürlich namentlich dem ersten Präsidenten galten. Dann aber danke ich noch namens des Präsidiums allen, die Vorträge gehalten haben, den Obmännern der Sektionen in Köln und Bonn, den Mitgliedern der Ausschüsse, durch die das Gelingen der Versammlung möglich geworden ist. Ich bitte für mich und meinen Kollegen zu entschuldigen, was etwa versehen worden ist. Ich will noch einen Wunsch hinzufügen: dafs der Philologentag als Repräsentant der Geisteswissenschaften auch künftig als wichtiges Postulat unserer Kultur festgehalten und gepflegt werde. Möge der Philologentag trotz aller Zwiespältigkeit und Verschiedenheit in seiner weitesten Ausdehnung bestehen bleiben. Mit diesem Wunsche schliefse ich die 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Vivat sequens!"

Philologische Sektion.

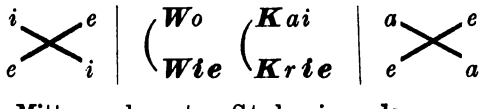
Erste Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1895.

Nachdem die Sektion sich am Mittwoch nach Schluſs der ersten allgemeinen Versammlung konstituiert hatte, fand die erste Sitzung unter dem Vorsitz des Geheimrats Prof. Dr. Usener statt. Schriftführer waren Dr. Heinzel und Dr. Brinkmann.

Zuerst sprach Oberlehrer Dr. Simon-Köln über: „Ideen zur Begründung einer Melodik (Euphonik) der antiken Poesie“. Die antike Poesie zeigt, so führt der Vortragende aus, neben dem Streben nach Eurhythmie auch das Streben nach melodischer Abwechselung in der Aufeinanderfolge der Iktusvokale, die keine so ganz regellose ist, wie man bisher annahm. Die Beobachtung dieser Aufeinanderfolge fällt einer neuen Disziplin unserer Wissenschaft als Aufgabe zu, der „Melodik“ oder — insofern sie eine Analyse des Wohllauts bezweckt — „Euphonik“, einer beiläufigen Ergänzung der Rhythmik und Metrik.

Nicht a priori undenkbar, sondern sehr natürlich sollte es erscheinen, daſs der mit feinem Formensinn hochbegabte Grieche nach künstlerischer Gestaltung des ebenso unmittelbar wie der Rhythmus ins Ohr fallenden Klangmaterials der Iktusvokale gerungen; der Reichtum seiner Sprache, die Freiheit in der Wortstellung kam ihm dabei helfend entgegen. Ganz instinktiv dichtete so in neuerer Zeit der mit dem Rüstzeug der Kunstpoesie nicht vertraute Dichter des Liedes „Prinz Eugenius, der edle Ritter“, wie das Iktus-Schema des Eingangs des Liedes zeigt:



d. h. in der Mitte: gekreuzter Stabreim; davor und dahinter: chiastische Assonanz der Iktusvokale.

So haben auch die Alten meist instinktiv, oft aber auch mit vollem Bewufstsein durch gepaarte, gekreuzte, chiastische, jedenfalls aber möglichst symmetrische Assonanz die poetische Sprache über das Niveau der Alltäglichkeit zu erheben gesucht — wie geringe Mittel dazu nötig sind, zeigen im zitierten Volkslied die Epitheta „der edle Ritter" und „Stadt und Festung", welche einzig und allein jene Assonanzen bewirken.

Einen einwandfreien Beweis dafür, dafs die Alten überhaupt auf den Klang der Iktusvokale zu achten gewohnt waren, soll die Beobachtung zunächst der ersten Iktussilbe im Vers erbringen. Unter den zu diesem Zwecke vom Vortragenden auf drei Schultafeln gemachten Zusammenstellungen sind folgende die beachtenswertesten:

Hom. Od. (init.): | α α ο ο α α ‖ ᾶυ η η ὦ |.

Theogn. (init.): ω η ‖ α α οι οι α α ‖ ο η.

„ (5. Iktus:) ο$_υ$ α$_υ$ | ε ε ο α ε$_ι$ ε$_ι$ | α$_ι$ ο.

Hor. C. I, 1, 3—18 *u o e e u e i i | au a | u y u e | au a*

„ (5. Iktus:) *y e | o a i o o a | a o y e a o | i e*

Hor. C. I, 32: *o u i a ‖ e i | e i ‖ i e | e i ‖ o a u i.*

„ C. I, 38: ‖ *e i i e ‖ i e e i* ‖.

Das sind handgreifliche Künsteleien (nach unserem Begriff — vgl. Sonett, Terzine, Ottave u. dergl.). Häufiger — bei Homer u. a. fast Regel — ist die Anordnung der ersten Iktusvokale nach dem Prinzip: Von dreien seien zwei gleich! — ein Prinzip, ebenso sinnreich als leicht zu handhaben. Man vergleiche:

Hor. C. I, 18: *u i i | o i i | a e e | u i i | u o e (o)*[1] | *a.*

Ähnlich Epist. I, 8. I, 9. I, 11. I, 13. C. I, 12. Verg. Aen. II, 1 ff. V, 184 ff.

Hor. C. I, 7[a]: *œ u u | a e e ‖* 7[b]: *a e | o i e o i | a e.*

Hesiod. Theog. 26 ff.: ο$_ι$ ι ι ω | α$_ι$ ε ε | α$_ι$ α α | ν ν ε$_ι$
ω ε η | ι ω ω |.

1) V. 15 urspr.: Tollens et — ? — oder opferte Hor. die erwartete Assonanz dem Iktusschema des Verses: *e e u u o o e e*?

Hesiod. Opp. et dies (init.): ο υ ε υ ο η. ‖ ε α ε ι ε ι | ε υ υ υ |.

Hom. Il. (init.): η ο υ ο | η ο ι ε | α ι η |

ο υ ο υ α | υ ε υ | α α υ |

ε α ι α | ε α ι α | α η η[1])

η η η[1]) | ι α ω | η ο α | υ ι ι | η α υ ι |

Theocr. (init.): α α υ | α ι α ι α | α η α ι | α η η | ω υ ο υ | υ α α ι |.

Meleagros (*Εἰς τὸ ἔαρ*):

ε ι ο ‖ α α ι ο ι | ε ι α ι α ι | η ο ι η | α ε α | ε υ α α | υ ε ι υ |.

Anacr. fr. 32 (n. Halbversen): ο ι ο ι ε η ο υ ο υ | α υ α ω α ο α |.

(*Πολιοὶ μὲν ἡμῖν.*)

Wo einmal das Prinzip verletzt ist, da ist eine Reaktion zu erwarten durch eine symmetrische zweite Verletzung: so oben Il. *A*, 7. 8. 9 (α ι η) rektifiziert V. 40. 41. 42 (η α υ ι). So auch bei Horaz, C. I, 1, 19—21 die Schlufsikten: *i e o*; ib. 34—36 die Schlufsikten: *o i e*; dazwischen die Schlufsikten: ***ae ae u***; ***o o u***; ***a u u***; ***i a a*** — also allenthalben das Prinzip: Von drei seien zwei gleich! (Vergl. Epist. I, 11: *u | a i e | e i a |* etc.)

Diese regelrechte triadische Abwechselung in den Iktusvokalen nun findet sich nicht selten auf andere Iktuskolumnen im Vers übertragen (vgl. oben die Künstelei mit dem fünften Iktusvokal bei Theognis und Horaz), ja bei manchen Dichtern ist das Manier geworden, so bei Terenz und dem Dichter des achten Hom. Hymnus (*εἰς Ἄρεα*). Hier einige Beispiele zur Veranschaulichung dieser auf vertikale Abwechselung hinzielenden Kunstübung:

Alkaios fr. 2 (Auf Hermes).

α ι	υ	α	ε ι	α
υ	ε	ο	α ι	α
α ι	υ	ο	ᾳ	ε ι

Archilochos fr. 62 (*Θυμέ, θυμ'*).

υ	υ	η	ο ι	η	ι	ω	ε
α	ε υ	ω	ε	ο	ω	α	ο
ε	ε	η	ε	η	ο	α	ε

Terent. Andr. Prol.

e	*o*	*a*	*ī*	*a*	*i*
i	*o*	*e*	*ĭ*	*u*	*i*
u	*e*	*a*	*ĭ*	*a*	*a*

Terent. Phorm. Akt. I init. (V. 25 sqq.)

i	*u*	*e*	*o*	*i*	*a*
a	*e*	*e*	*e*	*u*	*a*
i	*u*	*ē*	*o*	*i*	*u*

etc.

1) Diese Häufung desselben Vokals steht einzig da; sie soll den schmählenden Ton der Rede malen (η hier aufserdem noch 7mal Iktusvokal!).

Am Ende (wie Horaz im zweiten Teile der Widmungsode; s. oben) zeigt eine Art Assonanzreim Archilochos fr. 71 (*Χρημάτων ἄελπτον*):

$$\underset{\smile}{o_\upsilon\ o}\quad \underset{\smile}{\varepsilon_\iota\ \omega}\quad \underset{\smile}{\eta\ o}\ \|\ \underset{\smile}{\upsilon\ o}\quad \underset{\smile}{\alpha\ \alpha_\iota}\quad \underset{\smile}{\upsilon\ \omega}\ \|$$

[Nach Halbversen!] $\underset{\smile}{\eta\ o}\quad \underset{\smile}{\alpha\ \alpha}\quad \underset{\smile}{\eta\ \omega}\ \|.$

Nach solchen propädeutischen Erörterungen (mit Demonstrationen an der Schultafel) schreitet der Vortragende zur Nachweisung von Künsteleien an ausgewählten Gedichten, deren Iktusvokal-Schemata, 42 an der Zahl, auf sechs autographierten Tafeln sich in den Händen der Zuhörer befinden. Immer wieder begegnet man dabei der Anwendung des mehrfach genannten Prinzips, so in der zweiten und dritten (von V. 19 an in der ersten und zweiten) Iktuskolumne der Mäcenasode, und zwar diesmal an Iktuspaaren. Es wird versucht, diese auffallende Erscheinung zurückzuführen auf den Aufbau der Verse nach drei „melodischen Syzygien" (Iktuspaaren) von Homer an. Von diesen sind zwei Iktuspaare homogen, eins ist heterogen.

Cfr. Hor. C. I, 1, 5—7. 8—10 (2. u. 3. Iktus):

$$\boxed{a\ i}\quad \begin{pmatrix} u & o \\ o & u \end{pmatrix}\quad \begin{pmatrix} e & i \\ \boxed{i\ o} \\ e & i \end{pmatrix}\quad \begin{pmatrix} a & a \\ \boxed{e\ e} \\ o & o \end{pmatrix}$$

Plaut. Capt. 495 ff. (nach Iktuspaaren):

$$\begin{pmatrix} e & i \\ \boxed{o\ e} \\ i & e \end{pmatrix}\quad \begin{pmatrix} u & a \\ \boxed{a\ a} \\ a & u \end{pmatrix}\quad \begin{pmatrix} a & e \\ \boxed{u\ e} \\ e & a \end{pmatrix}$$

Pind. Nem. IV ep. β':

$$\begin{pmatrix} \varepsilon & \alpha \\ \boxed{o_\upsilon\ \alpha} \\ \alpha & \varepsilon \end{pmatrix}\quad \begin{pmatrix} \omega & \varepsilon \\ \boxed{o\ \omega} \\ \varepsilon & o_\upsilon \end{pmatrix}\quad \begin{matrix} \begin{pmatrix} \upsilon & \alpha \\ \alpha & \iota \end{pmatrix} \\ \boxed{\omega\ \alpha_\upsilon} \end{matrix}$$

(S. Beyer, Deutsche Poetik I, 422).

Vergl. die *u-a*-Assonanz in Rückerts „Napoleon":

Flieh, o Fortuna! thu das!
Stirb, wenn du Lust hast!
Stirb, wenn du mufst! ja!
Stirb, o Fortuna! thu's halt!

Genanntes Prinzip ist ein spontan wirkendes, psychologisch zu erklärendes ästhetisches Naturgesetz, welches ebensowohl die einfache Gärtnersfrau anwendet, die nicht zwei rote, sondern zwei rote und eine weifse (oder gelbe) Rose als ästhetisch befriedigendes Sträufschen verkauft, wie der Dichter, der von drei Exempla eines heterogen, zwei homogen sein läfst: Vergl. K. Gerok, Die Rosse von Gravelotte, V. 17 ff.; Hor. C. II, 4 (movit — movit — arsit).

Während Pindar (nach vorläufigen Beobachtungen) nur eine Strophe (nicht immer die erste) melodisch aufzubauen und von ihr das rhythmische Schema zu abstrahieren scheint, kommt es bei Sophokles vor, dafs Strophe und Gegenstrophe streng den-

selben melodischen Aufbau nach Iktus-Syzygien zeigen, und das ist ein strikter Beweis für diese Bauart und ihre Absichtlichkeit. Bei vorgerückter Zeit konnte der Vortragende nur noch andeutungsweise den Schlufsstein zu seinen Untersuchungen[1]) legen, indem er summarisch die Resultate seiner Betrachtungen über den melodischen Aufbau des homerischen Hexameters mitteilte, unter Aufstellung eines dreifachen „homerischen Assonanzgesetzes". Der Hexameter sei zu betrachten:

a) als zweigliedriger Vers mit Assonanz zweier Iktusvokale in jedem Halbvers[2]), z. B.

Il. *A*, 121: o $\underset{\smile}{\varepsilon_\iota\ \varepsilon_\iota}$ | $\alpha\ \underset{\smile}{\iota\ \iota}$

Τὸν δ' ἐμείβετ' ἔπειτα ποδάρκης δῖος Ἀχιλλεύς.

Cfr. Verg. Aen. I, 276 f.: *o* $\underset{\smile}{e\ e}$ $e\ \underset{\smile}{o\ o}$ æ $\underset{\smile}{o\ o}$ $\underset{\smile}{o\ o}$ *i*.

b) nach geradstelligen und ungeradstelligen Ikten, von denen gleichzeitig zwei Assonanz zeigen, z. B.

α, 192:

$$\begin{bmatrix} \alpha & \varepsilon_\upsilon \\ \iota & o \\ \upsilon\iota & \eta \end{bmatrix}$$

Cfr. Pind. Pyth. 1, 1:

$$\begin{bmatrix} \upsilon & \alpha \\ \iota & \omega \\ o & \omega \end{bmatrix}$$

c) als dreigliedriger Vers, in drei „melodischen Syzygien" aufgebaut, von denen zwei homogen sind, eine heterogen:

z. B.: Hom. Od. *β*, 262. 264:

$$\boxed{\begin{matrix} \upsilon & o \end{matrix}} \quad \begin{pmatrix} o & \eta \\ \eta & o \end{pmatrix} \quad \begin{pmatrix} o & \varepsilon_\upsilon \\ \boxed{\begin{matrix} o & o \end{matrix}} & \\ \varepsilon_\upsilon & o \end{pmatrix}$$

Idealsverse bei Platon fr. 1 (An Agathon):

$$\begin{pmatrix} \eta & \eta \\ \boxed{\begin{matrix} \omega & \omega \end{matrix}} & \\ \varepsilon & \varepsilon \end{pmatrix} \quad \begin{pmatrix} \eta & \eta \\ \boxed{\begin{matrix} \omega & \omega \end{matrix}} & \\ \eta & \eta \end{pmatrix}.$$

In der Debatte bekennt sich Prof. Dr. Leo zu einem völligen Gegensatze der Voraussetzungen.

Sodann spricht Hofrat Prof. Dr. Gomperz-Wien „Über Platos Apologie des Sokrates". Zu unterscheiden sind 1) der Inhalt der Reden. Wir haben zwar keine Bürgschaft für urkundliche Treue, aber die Reden enthalten nichts, was Sokrates nicht gesprochen haben könnte. 2) Der Gang des Prozesses. Dabei kann nichts von Plato erfunden sein. Zwar

1) Ausführlich wird der Vortragende über das Thema handeln in einer Zeitschrift oder in einer besondern, in Buchform erscheinenden Schrift.

2) Dabei werden lediglich 4 Lautgruppen (die A-, E-, O- [resp. U-] und J-Gruppe) unterschieden.

wird die Zeugenaussage des Chairephon angekündigt, erfolgt aber nicht: das ist eine Stilisierung der Gerichtsverhandlung, von der also ein volles Bild nicht wiedergegeben werden soll. Weitere Zeugenaussagen konnten unerwähnt bleiben. Dadurch erklärt sich der einzige wichtige Widerspruch zwischen Platons und Xenophons Apologie (über die Stellung der *ἀντιτίμησις* ist Xenophon im Detail nicht informiert). Was die *συναγορεύοντες φίλοι* bei Xenophon, die Platon nicht erwähnt, betrifft, so waren das keine *συνήγοροι*, sondern Entlastungszeugen; die stilisierte Andeutung solcher findet sich bei Plato, Apologie 34ª im Hinweis auf die Verwandten der Anhänger des Sokrates. Auf Grund dieser Untersuchungen hält er den Inhalt der Apologie weder, wie Schanz es will, für freie Dichtung, noch für einen buchstabentreuen Bericht, sondern für stilisierte Wahrheit.

Prof. Mutzbauer-Neuwied sprach über „Das Wesen des Konjunktivs und Optativs im Griechischen". Ausgehend von den allgemeinen psychologischen Grundlagen der Sprachdenkthätigkeit legt der Redner dar, wie der Mensch der urindogermanischen Periode die Vorgänge der Aufsenwelt entweder verstandesmäfsig betrachtet und als thatsächlich und zeitlich bestimmt durch das Tempus im Indikativ bezeichnet, oder aber sich zu ihnen in ein subjektives Verhältnis gesetzt habe. Will er die Vorgänge der Aufsenwelt seinem Willen unterordnen, so wählt er dafür den Imperativ. Die rein gemütliche Beziehung sei in der Vorstellung der Erwartung beschlossen, welche im Leben des frühesten Menschen eine bedeutsame Rolle gespielt haben müsse und sich zugleich entweder zur Furcht oder zur sichern Zuversicht modifiziert habe. Zum Ausdruck der Erwartung diene der Konjunktiv, der deshalb auch in der ältesten Zeit, im Sanskrit, im Altiranischen, und noch homerischen Griechisch das Tempus Futurum vertrete, da der Mensch sich scheute, über die ungewisse Zukunft eine sichere Aussage in Form eines Tempus Indic. abzugeben. Zwischen diesen beiden Vorstellungen in der Mitte stehe der Wunsch, der ein Element des Willens mit einer gemütlichen Affektion in sich vereinige, da der Wünschende zwar Erreichbares und Unerreichbares begehre, aber in dem Augenblick des Wunsches infolge einer seelischen Erregung stets an die Erfüllbarkeit desselben glaube.

Von diesen Grundlagen aus setzt sich der Vortragende mit den neueren Ansichten über das Wesen des Konjunktiv und Optativ auseinander und bekämpft namentlich Delbrücks Aufstellungen, der den Konjunktiv als Modus des Willens bezeichnet (vergl.

Synt. Forsch. I, S. 16, Altind. Synt. S. 302); es widerspreche dem Charakter der Sprache in der urindog. Periode mit Delbrück anzunehmen, dafs in derselben der Konjunktiv relative Bedeutung gehabt habe, wenigstens in dem Umfange, dafs sich aus dieser die konative und daraus der Begriff des Willens habe entwickeln können. Überhaupt sei der Übergang von Konat zu Willen gerade nach der Definition, welche Delbrück vom Willen giebt, nicht zu vermitteln. Es sei ferner nicht wahrscheinlich, dafs die Vorstellung des Willens, wie Delbrück will, sich durch Abschwächung in die der Erwartung verwandelt habe; dagegen spreche namentlich die uralte Verwendung des Konjunktiv als Vertreter des Futurum; diese lasse sich von der Grundvorstellung des Willens aus nicht erklären, da der menschliche Wille keinen Einfluſs auf die Zukunft habe. Mutzbauer sucht vielmehr nachzuweisen, dafs der Gang der Entwicklung der umgekehrte gewesen sei, dafs der Mensch von der Vorstellung der Erwartung zu der des Willens gelangt sei; den Gebrauch des Konj. adh., der nur in der ersten Person vorkomme, erklärt er demnach so: da die Erwartung, welche eine Person von sich oder von sich und andern, auf die sie Einfluſs habe, derselben als eine sicher in Erfüllung gehende erscheine, so werde aus: 'ich erwarte, dafs wir alle folgen', der Satz: 'wir wollen alle folgen'. Eine Stütze für seine Begriffsbestimmung des Konjunktiv glaubt Redner auch in der Form des Modus zu finden, die kurzvokalische wie die langvokalische Bildung weise dem entsprechenden Indikativ gegenüber ein Mehr auf; dies Mehr verzögere im Verhältnis zu dem im Indikativ Ausgesprochenen die volle Ausprägung des Gedankens, errege somit eine Spannung auf das, was noch kommen solle, also eine Erwartung. Aufserdem werden noch die Darlegungen von Jolly, ein Kapitel vergl. Syntax, Masius, der Gebrauch des Konj. in unabh. Sätzen bei Homer, Hentze, im Philol. Bd. XXIX S. 128 ff., Hammerschmidt, die Grundbedeutung des Konj. und Opt. und ihr Verhältnis zu den Temporibus besprochen und widerlegt.

Das Entwicklungsprinzip des Konjunktiv findet er in der gröfsern oder geringern Intensität der Erwartung, dabei sei von Wichtigkeit, ob die Erwartung von dem Sprechenden, bez. dem Subjekt, oder von einem andern gehegt werde, sowie ob sie eine gegenwärtige oder vergangene sei. Bevor er zur Begründung seiner Ansicht im einzelnen übergeht, stellt er auf Grund der Prüfung sämtlicher homerischer Stellen den Unterschied der Partikeln κεν und ἄν dahin fest, dafs κεν beim Konjunktiv bez. Optativ besage, dafs das Subjekt eine Erwartung bez. einen

Wunsch für den einzelnen vorliegenden Fall hege, während ἄν bedeute, daſs es diese Vorstellungen ganz allgemein für alle Fälle hege. Dem stehe nicht im Wege, daſs beide Partikeln, wie das inschriftliche κεν zu beweisen scheine, aus der gleichen Wurzel entsprungen seien, da öfter verschiedene Bildungen aus demselben Stamme auch eine verschiedene Bedeutungsentwicklung haben.

Zur Begründung seiner Aufstellungen führt dann der Vortragende eine Reihe von homerischen Beispielen für den Konjunktiv der reinen und der durch κεν oder ἄν näher bestimmten Erwartung an. Wegen der Kürze der zugemessenen Zeit beschränkt er sich auf positive und negative Hauptsätze, auf disjunktive Fragesätze mit ἤ — ἤ, welche er als Aussagesätze bezeichnet, die nur durch den Ton des Sprechens die Geltung von Fragen enthielten, aber an sich keine dubitative Vorstellung in sich faſsten. Von Nebensätzen behandelt er nur die finalen. Der Konjunktiv in diesen enthalte an sich keine Absicht, sondern eine Erwartung, welche durch die Ablative ὡς, ὅπως, sowie durch ὄφρα als Folge, durch den Instr. ἵνα als Wirkung des übergeordneten Gedankens bezeichnet werde.

Zum Optativ übergehend, legt er dar, daſs derselbe seit urindog. Zeit der Träger zweier Vorstellungen, des Wunsches und der Möglichkeit sei; die Urbedeutung aber sei der Wunsch. Da dieser sich auf Mögliches und Unmögliches richte, so könne die Weiterentwicklung der Wunschvorstellung nur darauf beruhen, ob das Individuum seinen Wunsch als mehr oder minder erfüllbar fühle. Sei es sich dabei klar bewuſst, daſs die Verwirklichung möglich sei, so trete die Vorstellung der Möglichkeit in seinem Bewuſstsein in den Vordergrund, und so werde der Wunsch: 'möge dies geschehen' zu dem Gedanken: 'es ist möglich, daſs dies geschieht'. Daher werde der bloſse Optativ zum Ausdruck der Möglichkeit noch öfter bei Homer, zuweilen auch noch bei Platon, Xenophon und Sophokles verwendet. Mit der Zeit habe die Sprache das Bedürfnis empfunden, den Optat. potent. von dem wünschenden auch äuſserlich zu unterscheiden. Dies sei geschehen durch den Zusatz der Partikel κεν bez. ἄν; dieselben bezeichneten ursprünglich, daſs das Subjekt einen Wunsch für einen bestimmten Fall, bez. für alle Fälle hege. Habe nun im Bewuſstsein des Wünschenden die Vorstellung der Möglichkeit die Oberhand, so behaupteten dieselben die Möglichkeit für einen bestimmten, bez. für alle Fälle. Zur Begründung seiner Erklärung des Opt. pot. führt Redner auch das Scholion B zu X 41 an.

Der Vortragende bestimmt ferner sein Verhältnis zu Delbrücks Ansicht über den Optativ genauer, bekämpft Hammerschmidt, der in der angeführten Schrift den Optativ als Tempus auffafst, und weist im Gegensatz zu L. Lange, Part. εἰ S. 60 ff. nach, dafs die konzessive Vorstellung dem Optativ nicht an sich eigen sei, sondern vielmehr durch den Zusatz von Partikeln wie καί, ὅμως ähnl. in uns erweckt werde, zeigt, dafs hierdurch sogar der Optativ mit ἄν Thukyd. VI 34, 4 konzessiven Sinn zu erhalten scheine und verweist darauf, dafs wir diese Funktion auch in Sätzen mit εἰ καί mit Indikativ, ἐὰν καί mit Konjunktiv finden, Formen, welche in der späteren griechischen Sprache ausschliefslich zum Ausdruck der Einräumung verwendet werden.

Endlich bestreitet er, dafs der Optativ in Nebensätzen nach Praeteritum durch Modusverschiebung entstanden sei. Zum Beweis führt er homerische Beispiele an, in welchen sich der Optativ auch nach vorausgehendem Haupttempus findet und erklärt den Gebrauch so, dafs der Optativ in den ursprünglich nur innerlich abhängigen Nebensätzen, gerade wie in Hauptsätzen, seinem Wesen nach zum Ausdruck eines selbständigen Wunsches diene, der Konjunktiv nach seinem Praeteritum dagegen eine Erwartung des Subjekts des Hauptsatzes bezeichne. So bezeichne z. B. in finalen Nebensätzen ὡς, ὅπως, ὅφρα mit dem Optativ den Inhalt als gewünschte Folge, ἵνα mit Optativ als gewünschte Wirkung. Gerade in diesen aber stehe in der ganzen griechischen Sprache nach praeteritischem Hauptsatz überwiegend der Optativ, weil ihr Inhalt meist als eine Erwartung empfunden wurde. Um den Unterschied beider Vorstellungen zu zeigen, führt er Sätze an, wo beide Modi, Konjunktiv und Optativ, nebeneinander stehen. Dafs der Optativ im allgemeinen nach Praeteritum allmählich die Oberhand gewonnen habe, liege daran, dafs das Individuum je länger, je weniger geneigt gewesen sei, vom Standpunkt der Vergangenheit aus eine Erwartung auszusprechen, über deren Eintreten die Zeit bereits entschieden haben mufste, während der Wunsch sich auf Gegenwart und Vergangenheit in gleicher Weise richten könne.

Seine Ansicht im einzelnen für die verschiedenen Arten der Haupt- und Nebensätze durch Beispiele zu belegen, hinderte den Redner der Schlufs der Sitzung.

An diesen Vortrag schlofs sich eine lebhafte Debatte an, an welcher sich Geheimrat Prof. Dr. Usener, Prof. Dr. Leo, Gymn.-Lehrer Dr. Ammon beteiligten.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 27. September 1895.

Zuerst sprach Privatdozent Prof. Dr. Hauler-Wien über das „Ergebnis der neuen Untersuchung der Mailänder Frontoreste". Er beleuchtet im Anfange seines Vortrages die zahlreichen Schwierigkeiten, welche dem Nachvergleicher des Ambrosianischen Frontopalimpsestes sich entgegenstellen. Nach kurzer Skizzierung der Geschichte des bisherigen Frontotextes fährt er im wesentlichen so fort: „Bereits Du Rieu, der seine Lesungen an Naber abtrat, hat dargethan, dafs sich im einzelnen vielfach über Kardinal Mais Text hinauskommen läfst. Auch die richtige Anordnung einiger Teile in Nabers Ausgabe geht auf Du Rieus Angaben zurück, der sich übrigens nur kurze Zeit mit den 282 Ambrosianischen Frontoseiten beschäftigen konnte. Wilhelm Studemund, dem Meister in der Entzifferung der Palimpseste, war es vorbehalten, in der bekannten *epistula ad Klussmannum* darzuthun, dafs sich durch strenge Methodik, philologische Gründlichkeit und Kenneraugen viel in Nabers, noch mehr in Mais Ausgaben berichtigen und ergänzen lasse.

Da die grundlegenden Editionen Mais (1815 und 1823) in den Angaben über den Ambrosianus von einander vielfach abweichen, indem der Genannte in der zweiten Ausgabe Konjekturen der Berliner Trias (Niebuhr, Buttmann und Heindorf) einfach in den Text aufgenommen hat und in der Angabe der Lücken recht nachlässig verfahren ist, so war es ein höchst dankenswertes Vorhaben Studemunds, den Frontonachlafs in der Art des Veroneser Gaius und Livius zu faksimilieren und so den bisher vielfach irregeführten Konjekturalkritikern eine feste Basis für ihre Besserungsvorschläge zu bieten. Dem unermüdlichen Forscher war es leider nur gegönnt, den von Mai besser edierten Vaticanischen, vom Ambrosianischen gröfseren Teile aber nur 60 leichter lesbare Seiten ganz zu vergleichen.

Auf die Revision und Vervollständigung der meisten dieser von Studemund blofs *ἐκ παρέργου* kollationierten Ambrosianischen Blätter verwendete ich zunächst einen Teil von sieben Ferialwochen und fand hierbei nur die volle Virtuosität und Akribie des viel zu früh Dahingegangenen aufs neue bestätigt.

In den von mir neu verglichenen Blättern aus den Stücken *de eloquentia, principia historiae, laudes fumi et pulveris, de bello Parthico* und *de feriis Alsiensibus* machte ich zunächst ganz

ähnliche Beobachtungen wie Studemund. Auf glatter, ebener Bahn hat Mai Annehmbares geleistet, abgesehen von der Scheidung der Hände, der Angabe von Rasuren und ähnlicher philologischer Details. Oft aber strauchelte er über ein kleines Hemmnis oder überhüpfte es leichtfüfsig oder versuchte es zu umgehen. So liefs er schwieriger lesbare Wörter einfach aus, oder er setzte seiner Ansicht nach sinngemäfse durch Konjektur ein, ohne dies eigens anzuzeigen.

Hierfür ein und das andere Beispiel! Die zweite Hand, die nicht, wie in Nabers Ausgabe steht, den Frontotext kurz vor seiner Vernichtung emendiert hat, sondern vielmehr unmittelbar nach seiner Niederschrift, hat auf S. 266 des Codex (p. 203 N.), welche sehr schwer lesbar ist, seitlich zwei Lemmata angegeben, zur Mitte der zweiten Spalte *Homerum dicit,* fünf Zeilen darunter *Xenophon hic sub Cyro stipendia voluntaria fecit.* Bei Mai und ebenso bei Naber stehen beide Lemmata unmittelbar nebeneinander und nach *stipendia* fehlt ohne Angabe einer Lücke *voluntaria,* weil *vo* im Codex wie *uc* aussieht und dies Mai keinen Sinn zu geben schien.

Ferner heifst es im Beginne des von Fronto seinem rhetorischen Lehrer Dionysius nacherzählten Rangstreites zwischen Weinstock und Steineiche (p. 388 des Codex, p. 154 N.) *Vitis se ante ilicem ferebat, quod suavissimum fructum hominum conviviis et deorum altaribus crearet.* Abgesehen davon, dafs der Codex *suavisseissimum* und *conviveis* bietet, ist, wie schon Mai bemerkt zu haben scheint, für *deorum* etwas zu wenig Platz; er schrieb wenigstens in der Mailänder Ausgabe *deum.* Nach Du Rieu und Naber soll in der Handschrift blofs *DIC* stehen. Gelehrte schlugen daraufhin u. a. *divom* vor. Aber im Codex steht so viel wie sicher *OSIRIS altaribus,* und der Name des Schutzgottes Ägyptens pafst vollkommen zu dem übrigen Kolorit der Fabel, in der es gleich darauf heifst *Tum se (vitem) maiore cura quam Cleopatram reginam ornari.* Ich will nicht weiter ähnliche Beispiele anführen, so dafs in den Stücken *de feriis Alsiensibus, principia historiae* und *de bello Parthico* statt *huncne — scilicet,* für *moti* oder *motus venti* vielmehr *coorti venti,* statt *post — fusi,* für *tirones — Quirites* und statt Mais unglaublichem *solifundium,* das Naber in *insolita* gebessert hat, vielmehr *insolentia* zu lesen ist, oder dafs Umstellungen von Wörtern vorzunehmen sind — das sind ja auch sonst nicht ganz unerhörte Dinge.

Man wird es daher auch Mai nicht zu stark verargen, dafs er in der von der zweiten Hand herrührenden leicht lesbaren Glosse (p. 266 des Ambr., p. 202 sq. N.) *Eorum profecto uberrima ingenia*

frustra fuissent, ni magnificis sese rebus scribendeis occupassent: itemque nisi pro magnitudine rerum gestarum scriptorum quoque ingenia congruerent gleich Naber und Du Rieu *nisi* statt *ni, se* für *sese* und *scribendis* statt *scribendeis* gelesen hat, aber die richtige Lesung *sese* führte mich auf die Identifizierung der ganzen Stelle im schwer lesbaren Texte selbst, von dem gerade *sese* sich abhebt. Auch glaube ich, vor dem Beginne dieses Citates richtig den Namen *Sallustius* gelesen zu haben. Dadurch würden sich diese Worte als eine neue Stelle aus dem Anfang der Historien ergeben.

Ferner heifst es im Stücke *de eloquentia* bei Mai (p. 233[2], 168[3]) *Prandio comeso sapientiam ructarit,* bei Du Rieu-Naber p. 141 (unten) *Prandio comeso sapientiam ructarit non est sapientiae neque quae civo constat esse sapientia non potest.* Mir rein unverständlich! In der Handschrift steht aber nach *non est sapientiae* noch *negotium* | *vesci, sed sine vita.* Mai machte schon vor dem nicht ganz deutlich geschriebenen *negotium* Halt, Du Rieu irrte daselbst auf die nächste Zeile ab. Das Überlieferte giebt aber einen ganz guten Sinn *Prandio comeso sapientiam ructarit: non est sapientiae negotium vesci, sed sine vita, quae cibo constat, esse sapientia non potest.* Und diese Fassung der Glosse bestätigt der Text selbst, welcher allerdings nur mit Mühe konstatierbar ist.

Läfst sich schon so, wenn man Mai auf offener Strafse nachfolgt, manches Brauchbare auflesen, so ist dies umsomehr der Fall, wo das Gestrüpp anhebt. Da darf man ihm, der freilich um vieles leichter marschierte, trotzdem bei keinem Schritte leichtgläubig folgen, sondern man mufs die überaus mühsame Arbeit, Buchstaben für Buchstaben dem Pergament abzuringen, von neuem auf sich nehmen. Und man merkt erst, wie lang eine Frontoseite ist, wenn man die fast 1000 Buchstaben der 2 Kolumnen zu je 24 Zeilen auf solche Weise wiedergewinnen mufs. Auf derartigen Seiten giebt Mai teils manches als Ergänzung an, was im Codex bezeugt und erkennbar ist, teils als überliefert, was seine blofse Vermutung war.

Ein Beispiel biete der jetzige Anfang der *principia historiae.* Dort lesen Mai, Du Rieu und Naber (p. 202) *Et ... ut magnis rebus gestis historia non indiligenter scribta nonnihil studii et rumoris auctura sit.* Zunächst ist *ut* von Mai wegen des Konjunktivs eingesetzt; in der Lücke steht aber mir sicher *fratris tui.* Das nach *historia* in den Texten folgende *non in* | *diligenter* ist schon deswegen unmöglich, weil im Cod. c. vor *diligenter* zehn Buchstaben fehlen. Alle vorhandenen Reste führen darauf, dafs (*h.*) *consilio et* | *diligenter* zu schreiben ist. Ferner lautet das Scholion auf p. 272,

welches Mai und Naber (p. 203) ohne Angabe einer Lücke in dieser Fassung in den Text gesetzt haben *Imperium populi Romani ad flumina hostilia porrectum*, richtig *Imperium populi Romani a Traiano imperatore trans flumina hostilia porrectum.*

Wie wenig zuverlässig überhaupt die Angabe der Lücken in unseren Ausgaben ist, möchte ich noch an einem Beispiele zeigen, dessen Lösung mir allerdings selbst noch nicht gelungen ist, das aber denn doch dem Verständnis und der Wahrheit etwas näher gerückt erscheint; es ist das Scholion auf S. 265 des Ambrosianus, das bei Mai (p. 314[2], 224[3]) und Naber (p. 203) ohne wesentliche Unterschiede so lautet *in navium . . deus al . . . . in . . tur tuendi eius ergo denominatus.* Das Überlieferte war aber bisher nur zur Hälfte gelesen. Es heifst hier nämlich höchst wahrscheinlich so *Rei factae mater natura: in navium apparatu Apollo* [*A.* fraglich] *deus alitis pinas* (so!), | *ut eas effingeret homo* [*eff. h.* unsicher], *natura tueri dare. Ius ergo de natura.* Über einzelne Wörter wird man rechten können, aber sicher sind Nabers Angaben, dafs zwischen *navium* und *deus* fünf, zwischen *al* und *in* vier, darauf zwei Buchstaben fehlen, falsch; denn an der ersten Stelle fehlen 14, an der zweiten 5, an der dritten sogar 23 Buchstaben. Da auf diese Worte gleich *catus ita Cato* und darauf nach unsicherem Verbum wahrscheinlich *Agrigentinis aratra* folgt (also wohl den *agricolae Agrigentini* die Erfindung des Pfluges zugeschrieben ist), sodann eine lobende Inhaltsangabe von Catos Origines gegeben ist, so liegt die Vermutung nahe, dafs Fronto dies aus Catos Werk geschöpft hat. Die Revision des sehr abgeschürften Textes der letzten Halbzeilen *catus ita Ca|to ⟨dat?⟩ Agrigentinis aratra, oppidatim statuis ornandus, qui prima | acta h⟨ominum atque?⟩ Latini nominis subolem et Italicarum ori|gines ⟨urbium et Ab?⟩originum pueritias inlustravit* behalte ich mir vor. In den bisherigen Ausgaben steht aber ohne Angabe einer Lücke blofs *ita Cato oppidatim statuis ornandus, qui primam Latini nominis subolem et Italicarum originum pueritias inlustravit.*

Jedoch nicht blofs kleinere Lücken, auch gröfsere, selbst ganze Kolumnen und Seiten umfassende, lassen sich bei gehöriger Geduld und mit geübtem Auge nach Mai ausfüllen. Eine Probe biete die vielfach geschwärzte Seite 251 des Codex. Die Situation ist: Lucius Verus mufs für den Partherkrieg entweder neue Quiriten ausheben oder die tapfersten der unter den Fahnen stehenden Soldaten auswählen, weil das Gros dieser durch den früheren traurigen und weichlichen Dienst verdorben ist. Das Weitere lautet nun einerseits bei Mai und Du Rieu-Naber, anderseits in der Handschrift so:

Mai p. 316[2] (226[3]), Naber p. 206.

(I. lat.) Namque post . .[1]) *tratae.* Hadriano *principe re*gundis et facunde appellandis exercitibus *suis inpigro,* sed a summ ..... bellorum.

Ambr. p. 251, laterc. I.

laterc. II.

†*hadrianusprouinciasmanutraiani captasomitteremaluitquamexercituretinere*

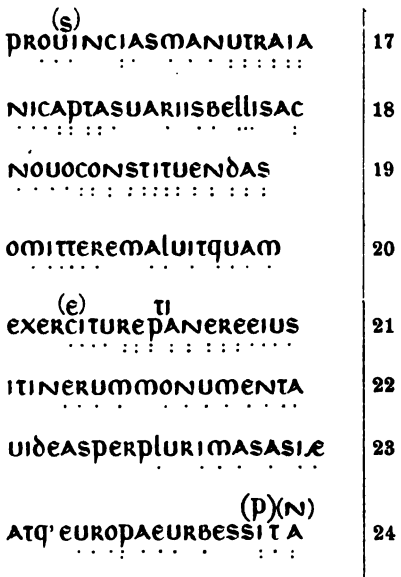
	NAMQ'POSTIMPERATOREM	9	1	CUMALIAMULTATUMSE
	TRAIANUMDISCIPLINAPRO	10	2	PULCHRAEXSAXOFORMATA
	PEMODUMEXERCICAREBANT	11	3	NONSOLUMINÇELOSASSEDETIĀ
dehadriano imp.	HADRIANOETAMICISCO	12	4	INALIASMERIDIONALISSEDISTER
	ÇUNDISETFACUNDEAPPEL	13	5	RASPROFECTUSEST
	LANDISEXERCITIS'SATISIN	14		
	IMICISEDINSUMMAINS	15		
	STRUMENTIS ELLORUMQUIN	16		

Hadrianus[2]) provincias manu Traiani captas omittere maluit, quam exercitu retinere.

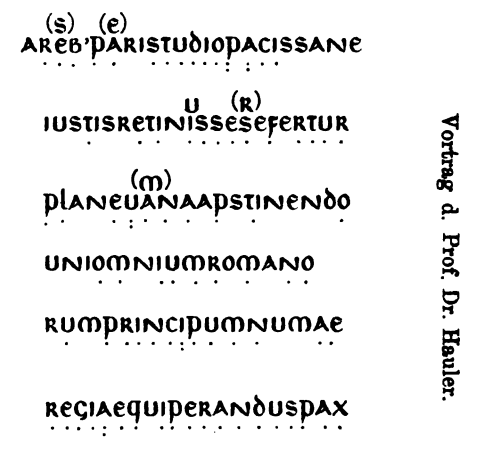
Eius itinerum monumenta videas per plurimas Asiae atque Europae urbes, *et re-* (II. lat.) *gum*.... (exercitus .. suum ... neminem umquam post vidit) *nem[ine]* apstinendo uni omnium Romanorum principum Numae regi aequiperandus.....

*9

[1]) Naber: 'Tres versus incerti'. — [2]) Naber: 'Maius vocabulum adsumsit e margine, nam spatium non est'.



L. 11 *tus* s. l. add. m.[2] — 15 *in* scr. m.[2] in ras.; fuit *a*? — pro *ma in* nonnunquam *ptib.nis* apparuerunt. — *s* ult. m.[2] delev. vid. — 16 *st* m.[2] add., pr. *r* (fort. ex *t*) corr. vid. — *s* (sive *o*?) s. l. add. m.[2]. — 21 *ti* s. l. add. m.[2].



L. 3 *sed etiā* in ras., add. m.[2] — 4 *in a-* add. m.[2]. — 19 *r(eb.)* lacer. — ad h. lin. et seq. m.[2] in margine adnot. *qualis et antoninus pius fuit.* — 20 *u* super *-i(sse)* scr. m.[2]. — *ur* contign.

Die Abweichungen sind nicht unwesentlich. Fronto schrieb *Namque post imperatorem Traianum disciplina propemodum exercitus carebant,* wo Heindorf mit seiner Konjektur *namque post Traianum evanuit propemodum antiqua militum virtus* dem Sinn nach der Wahrheit ziemlich nahe gekommen war. Aus der Angabe bei Mai konnte man aber nicht den Ausfall von elf Buchstaben zwischen *post* und *tratae* (richtig: *Traianum*) erraten; durch Nabers Bemerkung *tres versus incerti* mufste man geradezu auf falsche Fährte geführt werden. Denn nicht zwischen diesen zwei Wörtern sind drei Linien unsicher, sondern blofs die mit *Traianum* eingeleitete und die folgende Zeile mühsam lesbar. Nach *Hadriano* schrieb Mai weiter *principe* statt *et amicis*, wohl durch das Lemma *de Hadriano imperatore* verführt. Ferner ist statt *regundis — cogundis* zu lesen; dann steht fast das Gegenteil von Mais Text *facunde appellandis exercitibus suis inpigro* im Palimpsest. Mai citiert nicht ohne Grund die *vita Hadriani* Spartians, bei welchem wie auch inschriftlich die militärische Thätigkeit Hadrians in weit besserem Lichte erscheint: Fronto ist aber, wie p. 25, Z. 23 bei Naber zeigen kann, kein liebenswürdiger Beurteiler Hadrians, umsoweniger hier, wo es gilt, ihn als Folie für Lucius Verus und dessen sogenannte militärischen Verdienste zu gebrauchen. Weiter hat Mai *Hadrianus* einfach aus dem oberen Scholion der zweiten Hand eingesetzt; im Texte steht das steigernde *quin*. Zugleich lehren Z. 18 und 19, dafs man diese Excerpte nicht, wie Mai und Naber gethan haben, als vollständigen lückenlosen Frontotext ansehen darf. Statt des am Schlufs der ersten und zu Anfang der zweiten Kolumne stehenden *sita | cum* hatte Mai *et regum* ediert. Die folgende neue Bemerkung *tum sepulchra ex saxo formata* weist aufser auf Kenotaphe zunächst auf die *moles Hadriani* und dürfte wohl eine der frühesten Belegstellen sein. Das Weitere, in welchem kurz die Ausdehnung von Hadrians Reisen skizziert wird, giebt uns für *meridionalis* den meines Wissens bisher ältesten Beleg und liefert uns das ἅπαξ εἰρημένον *gelosus*. Von den nächsten 14 Zeilen, die ich gleichfalls entziffert habe (vgl. *Scrta Harteliana* XXVIII, 3), haben Mai und Du Rieu die kargen Reste *exercitus* richtig, *suum* falsch und *neminem umquam post vidit* in unrichtiger Verbindung mit dem letzten Absatze gelesen. Fronto sagt aber vorher, die Reisen Hadrians seien zu Nutz und Frommen der Provinzen gewesen, welche Traian dem römischen Reiche angliedern wollte; diese habe jener wieder aufgegeben. Infolgedessen habe sich das Heer in Asien statt an Schild und Schwert am Witzereifsen ergötzt, und er schliefst mit *neminem umquam ducem post eiusmodi vidit.* Daran fügen sich die

von mir angeführten Zeilen 19 ff. an, deren bisheriger Text nicht minder ergänzungs- und besserungsfähig ist. Denn statt des unverständlichen *nem[ine] apstinendo uni omnium Romanorum principum Numae regi aequiperandus* ist überliefert: *A rebus—pari studio pacis—sane iustis retinuisse se fertur, plane vana apstinendo* u. s. w. Auch diese Worte bestätigen das oben Gesagte, dafs Hadrian von Fronto keineswegs freundlich beurteilt wird. Das Schlufswort *pax* beweist endlich, dafs die bei Mai und Naber folgende Seite nicht richtig angereiht ist.

Überhaupt kann bezüglich der Anordnung noch manches geschehen, wenn man die Schlufs- und Anfangsworte der Seiten herauszubringen strebt und die Blattüberschriften mehr berücksichtigt. Freilich sind dieselben von $m.^2$ mit feiner Schrift angebracht und von Mai so wenig in Betracht gezogen, dafs er oft nicht einmal die Reagentien hoch genug appliziert hat.

Auch verloren geglaubte Suskriptionen und Titel werden sich noch auffinden lassen; so ist es mir schon bisher gelungen, den Schlufs des zweiten Buches der Briefe *ad amicos* und die Überschrift der *principia historiae, laudes fumi et pulveris* und der *laudes neglegentiae* auf p. 263 zu erkennen. Naber hatte diese auf p. 275 vermutet. Endlich wird sich aus der genauen Überprüfung der Quaternionenzeichen und sorgsamen Beobachtung aller Schnittflächen der Einzelblätter noch manche Verbesserung ergeben.

Doch will ich von dem Blatte, auf welchem uns von Hadrian berichtet wird, nicht scheiden, ohne zu erwähnen, dafs umgekehrt zur Frontoschrift und parallel zur Konzilhand auf einer von beiden Schriften fast ganz freien Stelle sich noch ältere gröfsere, aber feinere Zeichen erkennen lassen, und zwar ein *Explicit* und ein *Incipit*. Den Namen des Autors sicher zu bestimmen, wollte mir freilich nicht gelingen. Doch läfst die mir oft wahrscheinliche Folge der Zeichen *h a d r* die unter aller Reserve ausgesprochene Vermutung zu, dafs hier im ältesten Codex eine Schrift (viell. Rede) Hadrians begann, deren Text wohl mit den Worten *Faustis ominibus* anfing. Jedenfalls wäre es ein eigentümliches Zusammentreffen, wenn über Hadrians kaum der Unsterblichkeit würdige Schrift gerade eine Stelle aus Fronto geschrieben worden wäre, welche eine nicht eben lobende Kritik seiner Thaten enthält. Doch dies dahingestellt, sicher ist, dafs wir es mit einem *codex ter scriptus* zu thun haben. Ähnliches hatte bereits Studemund vermutet, doch war er geneigt gewesen, die von ihm anderwärts gesehenen Restchen ungefähr derselben Zeit wie die Frontohandschrift, ja demselben Schreiber beizulegen. Diese Ansicht würde Studemund jetzt wohl

selbst kaum aufrecht erhalten. Die Beobachtung hilft aber auch die besondere Schwierigkeit der Lesung vieler Seiten erklären, auf welchen die Schatten der trotz zweimaliger Schürfung nicht ganz erstorbenen ältesten Schriftzeichen gleich Irrwischen sich geltend machen und mit den Frontoresten ringen."

Der Vortragende giebt schliefslich der Hoffnung Ausdruck, es werde sich trotz der Mühsamkeit der Arbeit bei Fortarbeiten im Sinne und Geiste Studemunds zu dem bereits Gehobenen Gleichwertiges dazuschürfen lassen.

Sodann sprach Privatdozent Dr. Brinkmann-Bonn: „Über eine unbeachtete Schrift unter dem Namen Arrians". Das Büchlein des Palladios *περὶ τῶν τῆς Ἰνδίας ἐθνῶν καὶ Βραχμάνων*[1]) erzählt in seinem ersten Teil hauptsächlich die Erlebnisse eines ägyptischen Scholastikos auf der Reise nach Indien, im zweiten und umfänglicheren die Begegnung Alexanders mit den Brahmanen. Von diesem letzteren giebt der Verfasser selbst an, dafs er ihn einer Schrift des Arrian, des Epikteteers und Verfassers der Alexandergeschichte, entnommen habe. Und dafs hier in der That die Arbeit eines Andern vorliegt, geht aus der Verschiedenheit dieses Teils in Stil und Sprachgebrauch vom ersten mit Sicherheit hervor. Andererseits kann aber Palladios die Schrift des Arrian auch nicht unverändert übernommen haben. Zeigt das schon die abgerissene Darstellungsweise am Anfang, so tritt es ganz besonders deutlich bei der grofsen Schlufsrede des Brahmanen Dandamis[2]) zu Tage. Diese richtet sich zwar an Alexander, aber unmittelbar vorher wird ausdrücklich bemerkt, dafs er sich tief ergriffen entfernt habe. Überdies wird er nur zu Anfang und am Schlufs angesprochen, in der ganzen übrigen Rede wird der angeredete Teil ausschliefslich als *ὑμεῖς* d. h. *Ἕλληνες* bezeichnet. Dazu kommen zahlreiche und starke Anachronismen, wie die Erwähnung von Thermen, Tierhetzen, Eunuchenwirtschaft, *(latus) clavus*, Stoikern und Epikureern. Überhaupt stellen sich diese Ausführungen des indischen Weisen als eine Art Kapuzinerpredigt gegen den ausgearteten Luxus der griechisch-römischen Welt der Kaiserzeit dar. Nach alle dem können sie in der Schrift des Arrian unmöglich einen Bestandteil des Gesprächs zwischen Alexander und den Brahmanen gebildet haben. In welchem Zusammenhang sie dort standen, lehrt eine Stelle im Dialog Theophrastos des Aeneas

1) Herausgegeben von Bissaeus, London 1665, in Karl Müllers Ausgabe des griechischen Alexanderromans Kap. 7—16 des 3. Buchs, S. 102—120.

2) S. 40 ff. Bissaeus, S. 115 ff. Müller.

von Gaza. Es wird hier (p. 19 ed. Boissonad.) unverkennbar auf dieselbe Schrift des Arrian Bezug genommen mit den Worten *Ἀρριανὸς . . . τὴν τῶν Βραχμάνων πρὸς Ἀλέξανδρον παρουσίαν ἐκδιδάσκων, ἐν ᾗ παραινοῦσιν Ἀλέξανδρον πλεονεξίας ἀπέχεσθαι*, und hinzugefügt, nirgends hätten darin die Brahmanen der Seelenwanderung gedacht: *οὔτε πρὸς Ἀλέξανδρον τοιοῦτον οὐδὲν ἐπεδείξαντο, οὔτε ὕστερον τοῖς Ἕλλησιν ἐπιστέλλοντες καὶ τὴν τῶν Ἑλλήνων φιλοσοφίαν διαβάλλοντες καὶ τὴν ἑαυτῶν ἀποσεμνύνοντες.* Damit lösen sich die aufgezeigten Schwierigkeiten. Was in der Schrift des Arrian den Inhalt eines Briefs der Brahmanen an die „Hellenen" ausmachte, hat Palladios invita Minerva in das Gespräch mit Alexander hineingezogen und dem Dandamis als Schlufswort in den Mund gelegt, offenbar in der Absicht, eine einheitliche Situation herzustellen. Dafs nun der Nikomedier Arrian nicht der Verfasser dieses von Aeneas citierten, in des Palladios Überarbeitung erhaltenen Werkchens sein kann, bedarf keines Beweises. Der ohne Zweifel christliche Verfasser hat sich wohl deshalb seines Namens als Aushängeschilds bedient, weil er einerseits als Schriftsteller über Alexander und Indien bekannt war, und ihn andererseits seine epikteteische Schriftstellerei nicht ungeeignet erscheinen liefs, die Vertretung der die Schrift durchziehenden Tendenz zu übernehmen.

Daran schlofs sich ein Vortrag des Prof. Dr. Diels-Berlin: „Über die neuesten Leistungen für die antike Medizin". Die Philologie, die Geschichte der Wissenschaften, hat besonders die Aufgabe, die Geschichte der exakten Wissenschaften zu fördern. Will sie dieser Aufgabe gerecht werden, so mufs sie zuverlässige Texte herausgeben, die Quellen genau untersuchen und die Geschichte derselben zusammenhängend darstellen. Diese wichtige Seite der antiken Wissenschaft mufs die Philologie in die Hand nehmen, da die Fachgelehrten nicht mehr imstande sind, diese Aufgabe zu erfüllen. Zu seiner gröfsten Freude kann er konstatieren, dafs viele jüngere Philologen sich mit Fleifs und Eifer daran gemacht haben, genauere Aufschlüsse über die antike Medizin zu geben; bereits sind textkritische, quellenhistorische und systematische Arbeiten erschienen, die als Grundlage einer wirklichen Geschichte der antiken Medizin dienen können.

Vor allem ist zu erwähnen die Hippokrates-Ausgabe von Kühlewein und Ilberg; ferner das von Dr. Kalbfleisch in den Abhandlungen der „Berliner Akademie 1895" herausgegebene Werk, die neuplatonische, fälschlich dem Gelon zugeschriebene Schrift *„Πρὸς Γαῦρον περὶ τοῦ πῶς ἐμψυχοῦται τὰ ἔμβρυα"*. Der Verfasser

hat in musterhafter Weise, auf Grund der Suppl. gr. 635, nachgewiesen, dafs Gelon die Schrift nicht verfafst haben kann, sondern dafs sie wahrscheinlich von dem bekannten Neuplatoniker Porphyrius stammt.

Zum Schlufs sprach Prof. Dr. Norden-Greifswald: „Über das Zeitverhältnis des Minucius Felix und Tertullianus".[1]) Er gelangte durch Vergleichung zu dem Resultat, dafs Minucius unbedingt früher sein müsse als Tertullianus. Im Anschlufs an die Untersuchung sprach er noch über das sogenannte afrikanische Latein. Dieses hat in Wirklichkeit nie bestanden; höchstens kann man eine Stelle bei Augustin über die Aussprache der Vokale bei den Afrikanern heranziehen. Von „Purismen" und „Schwung der hebräischen Psalmen" bei den Lateinisch redenden Afrikanern kann man nicht reden, weil das in vollständigem Widerspruch mit der geschichtlichen Entwickelung der lateinischen Prosa steht.

1) Wegen des beschränkten Raumes kann nur das Resultat wiedergegeben werden, da sonst — nach Angabe des Redners — der ganze Vortrag hätte gedruckt werden müssen. Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte des Rheinischen Museums erscheinen.

Neuphilologische Sektion.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1895.

(Beginn 12½ Uhr.)

Oberlehrer Adeneuer-Köln begrüfst die Erschienenen, dankt für die rege Beteiligung, teilt der Versammlung mit, dafs Prof. Foerster-Bonn, der den Vorsitz der Sektion übernehmen sollte, krank in Italien weile und den Sitzungen fern bleiben müsse. An seiner Stelle und auf seinen Wunsch übernimmt Prof. Koschwitz-Greifswald gemeinsam mit Oberlehrer Adeneuer den Vorsitz. Dem Vorschlage des Prof. Koschwitz, die angemeldeten Vorträge wegen ihrer grofsen Zahl in drei Sektionen, einer allgemein pädagogischen, einer romanischen und einer englischen, zu halten, widerspricht Prof. Stengel-Marburg, welcher sich gegen eine derartige Teilung erklärt und beantragt, dafs alle Vorträge in möglichst abgekürzter Form in gemeinsamen Sitzungen gehört werden. Bei der Abstimmung erklärt sich die Mehrheit der Anwesenden für den Vorschlag Stengel. Prof. Morsbach-Göttingen bedauert, dafs eine Scheidung in eine romanische und eine englische Sektion nicht zustande gekommen sei. — Zu Referenten werden bestimmt Hilfslehrer Schmidt-Köln und Leinbach-Köln. Aufserdem erbieten sich verschiedene Herren, Referate an neuphilologische Zeitschriften zu übernehmen. Auf eine Anfrage des Prof. Stengel erklären sich sämtliche Herren, welche Vorträge angemeldet haben, bereit, dieselben in abgekürzter Form zu halten. Es fallen aus die Vorträge von Koschwitz, Gaufinez-Bonn, Stürzinger-Würzburg und Varnhagen-Erlangen. Hinsichtlich der Reihenfolge der Vorträge wird beschlossen, dafs abwechselnd ein romanischer, ein englischer und ein pädagogischer Vortrag gehalten wird.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1895.

(Beginn 4 Uhr.)

Vortrag von Prof. Stengel-Marburg: „Über die Oxforder Balladensammlung". Der Vortrag wird erweitert und durch Mitteilung vieler Balladentexte bereichert alsbald in der Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur Bd. XVIII erscheinen. Des Redners Ausführungen betreffen die noch zum gröfsten Teil ungedruckte einzige Sammlung von sogenannten „Balletes". Diese Bezeichnung beruht allerdings lediglich auf der Überschrift des Schreibers. Nirgends sonst begegnet sie. Die erste Strophe von Nr. 79 lautet beispielsweise:

Quant je ving au ceste vile
Je n'avoie point d'amie
Mais or l'ai jolie
Malgreit mesdiscant
Tout ansi vait qui aimme loiaulment,

oder zu deutsch:

Als ich kam in dieses Städtchen,
Hatte ich noch gar kein Mädchen;
Jetzt hab' ich ein nettes
Lästerern zum Trotz.
Wer ehrlich liebt, dem geht es ebenso.

Die letzte Zeile bildet hier den von der Gesamtheit der Tanzenden bei Beginn wie am Schlufs jeder der drei Strophen zu singenden Refrain. Die dem Refrain voraufgehenden beiden Zeilen sind der Strophenabschlufs, die beiden Eingangszeilen der Strophengrundstock. Die Eigentümlichkeit der Balladenstrophen unserer Sammlung besteht nun gegenüber den späteren darin, dafs die metrische Übereinstimmung von Strophenabschlufs und Refrain zwar noch deutlich erkennbar, oft aber schon etwas verdunkelt ist und zwar wegen der mit Vorliebe durchgeführten Angleichung des Strophenabschlusses an den Strophengrundstock.

In unserem Beispiel besteht der Refrain aus einem 10-Silbner (4 + 6) und der Strophengrundstock aus zwei 7-Silbnern, der Strophenabschlufs dagegen aus zwei 5-Silbnern, deren erster mit dem Strophengrundstock reimt, während der zweite den Reim des Refrains aufweist. Eigentlich sollten wir statt der zwei 5-Silbner einen 10-Silbner und zwar einen mit steigendem Rhythmus (4 + 6)

erwarten. Er ist nicht nur durch einen 10-Silbner mit fallendem Rhythmus ersetzt, sondern durch Einfügung des Binnenreimes geradezu in zwei 5-Silbner zerlegt, offenbar um den Strophenabschluſs dem Reime wie dem Rhythmus nach möglichst an den Strophengrundstock anzugleichen. In ähnlich bewuſster nur oft noch willkürlicherer Weise sind die Refrainzeilen anderer Tanzlieder im Strophenabschluſs zerlegt und abgeändert. Die „Volkstümlichkeit" dieser Gedichte im früheren Sinne erhält durch diese Beobachtung einen neuen bedenklichen Stoſs. Wir werden in ihnen nur kunstmäſsige Nach- und Umbildungen älterer „Volkslieder" erblicken dürfen.

Oberlehrer Gundlach-Weilburg: „Der Reformunterricht in den Oberklassen".[1]) Nach Angabe des durch die Lehrpläne geforderten Zieles wendet sich Redner zuerst zu den schriftlichen Arbeiten. Ziel derselben ist Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck. Das kann durch Übersetzen in die Fremdsprache nicht erreicht werden. An die Stelle des Extemporales hat also das Diktat zu treten, da dies nicht nur als Übungsarbeit höchst wichtig ist, sondern auch die Kenntnisse der Schüler sich daraus klar erkennen lassen. Ebenso wie die Übersetzung in die Fremdsprache ist die ins Deutsche zu verwerfen, da hierdurch das Deutsche nicht gefördert, eine Gewandtheit im Ausdruck in der fremden Sprache aber unmöglich erreicht werden kann. Auch können in der Prüfung aus einer derartigen Arbeit die Kenntnisse der Schüler nicht beurteilt werden. Das Maſs seines erworbenen Wissens hat der Prüfling vielmehr durch eine freie Arbeit zu erweisen. Eine solche ist aber nur dann möglich, wenn vom ersten Unterricht an dies Ziel nicht aus dem Auge verloren wird. Die Aufgabe ist eben keine leichte; sie bedarf daher der planmäſsigen Vorschulung, sowie in jedem Falle einer besonderen Vorbereitung. Deshalb ist, in der Regel wenigstens, Anschluſs der freien Arbeiten an die Lektüre zu verlangen. Die Benutzung eines deutsch-fremdsprachlichen Wörterbuchs muſs natürlich ausgeschlossen sein. — Redner kommt dann zur Lektüre. Der Zweck derselben ist ein doppelter: Bereicherung und Bildung des Geistes und Erwerbung sprachlichen Könnens. Eine Hauptforderung ist: viel lesen. Unterrichtssprache ist in den Oberklassen die fremde. Auch hier wird das Übersetzen ins Deutsche abgelehnt. Auch ohne diese ist volles Verständnis des Schriftstellers zu erreichen. Redner legt den Gang des Unterrichts nach diesem Verfahren des

1) Der Vortrag ist vollständig in den „Neueren Sprachen" gedruckt.

Näheren dar und beruft sich bezüglich des Erfolges auf seine und anderer Erfahrungen. Der französische Schriftsteller, auch das Drama, ist danach ungefähr in derselben Weise zu behandeln, wie der deutsche im deutschen Unterricht. Hierbei ist schon die Frage der Sprechübungen mehrfach berührt worden. Im ganzen sollen dieselben in Rede und Gegenrede bestehen, so auch besonders bei den Inhaltsangaben. Gegenstand der Konversation ist vor allem der in der Lektüre gebotene Stoff. Aber auch anderes, z. B. die Geographie von Frankreich und England, läßt sich in den Bereich der Lektüre hineinziehen. Alles Triviale ist fernzuhalten. Bei der Konversation ist der ausschließliche Gebrauch der Fremdsprache zu verlangen; ein Hinüberspringen aus einer in die andere Sprache ist zu verwerfen. — Das grammatische Pensum soll mit dem Eintritt in die II^1 abgeschlossen sein. Die Aufgabe der Oberstufe besteht also in dem Festhalten des Erworbenen, daher Wiederholungen, und in stofflicher Ergänzung, die gelegentlich zu erfolgen hat. Alles dies schließt sich am besten an die Rückgabe der schriftlichen Arbeiten an. Bei der Lektüre sind grammatische Fragen nur soweit zu behandeln, als es zum Verständnis des Textes unbedingt erforderlich ist. Der Grammatikunterricht wird vorwiegend in deutscher Sprache vorzunehmen sein, ohne die fremde grundsätzlich auszuschließen. Um dem Schüler die grammatischen Erscheinungen in ihrem inneren Wesen näher zu bringen, haben wir die praktische Psychologie und Logik, sowie die praktische Phonetik nötig, besonders auch die Satzphonetik. — Zum Schluß faßt Redner die wichtigsten Punkte in folgenden Sätzen kurz zusammen:

1. Die schriftlichen Arbeiten bestehen in Diktaten und freien Arbeiten. Schriftliche Übersetzungen aus dem Deutschen und ins Deutsche sind zu vermeiden.

2. Bei der Lektüre ist die Fremdsprache Unterrichtssprache. Übersetzung ins Deutsche findet nur ausnahmsweise statt.

3. Die Sprechübungen, bei denen das Deutsche ausgeschlossen ist, knüpfen vorwiegend an die Lektüre an und bereiten auf die freien schriftlichen Arbeiten vor.

4. Der grammatische Unterricht erstreckt sich auf die Erhaltung des Erworbenen und auf Vertiefung. Dabei ist die Phonetik heranzuziehen.

Die Diskussion über den Vortrag eröffnet Direktor Steinbarth-Duisburg. Als Vertreter der vermittelnden Methode hat Steinbarth seit einer langen Reihe von Jahren Erfahrungen im französischen Unterricht gesammelt. Es besteht an seiner An-

stalt die Einrichtung, dafs in den Parallelklassen nach alter und neuer Methode unterrichtet wird, und diese Klassen laufen dann in seine Prima aus, sodafs er sich ein Urteil über die Erfolge beider Methoden bilden kann. — Vor allem ist es unthunlich, Reformen im Unterricht einzuführen, solange uns die Prüfungsordnungen binden, beim Alten zu bleiben. Es wäre in Anbetracht der späteren Prüfungsarbeit eine Sünde gegen die Schüler, wollte man das Übersetzen ganz aus dem Unterricht bannen. Eine bestimmte, feste Ordnung mufs bestehen! Auch durch die ganze Organisation der Schule sind wir gebunden; wollte jeder nach seiner Façon arbeiten, so wüfste der folgende Lehrer nicht, was sein Vorgänger getrieben hat. Ohne eine bestimmte Ordnung, der sich jeder Lehrer zu fügen hat, könnte der Direktor die Pflicht der Revision nicht erfüllen. — Wenn Gundlach sagt, beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische käme schlechtes Französisch heraus, so meint Steinbarth das bestreiten zu können. Es kommt ganz gutes Französisch heraus; man mufs nur die richtigen Stücke wählen und diese so zurechtmachen, dafs sie Übersetzungen aus dem Französischen sind. — Was die Grammatik betrifft, so bestreitet Steinbarth entschieden, dafs die nötige Sicherheit hierin nur durch die Lektüre, ohne Übersetzen, zu erlangen sei; nach seinen Erfahrungen herrscht in Obertertia bei Schülern, welche in dieser Weise vorgebildet sind, eine „haarsträubende" Unsicherheit in den einfachsten grammatischen Dingen. Soll etwa historisches Französisch aus einem modernen realistischen Schriftsteller gelernt werden? Auch durch die von Gundlach so gepriesenen Nacherzählungen wird wenig gewonnen. — Wenn so eifrig gegen das Extemporale geredet worden ist, so sei dagegen einzuwenden, dafs das Extemporale keine so grofse Rolle mehr im Unterricht und bei der Beurteilung der Kenntnisse der Schüler spielt, wie früher. Es ganz zu verbannen, ist schon der Abschlufsprüfung wegen nicht möglich. — Im Sinne der neuen Methode ist es falsch, Besprechungen in der Fremdsprache vornehmlich an die Lektüre anzuknüpfen; das immer erneute Wiederkäuen ist für die Schüler langweilig. Solche Sprechübungen sind auch nur ein halbes mündliches Extemporale, nota bene im Sinne der neuen Methode. Umgebung, Familienleben, Schulleben etc. geben einen reichen Stoff zu Sprechübungen. — Das gröfste Bedenken hat Redner gegen den Betrieb der Lektüre nach der von Gundlach vorgeschlagenen Methode. Lektüre ohne Übersetzung ist unmöglich. Selbst Primaner verstehen oft die französischen Finessen nicht. Auch an der Anstalt des Redners wird in gewissen Klassen

die Lektüre so betrieben, doch nicht zum Nutzen der Schüler. „Die Jungen werden daran gewöhnt, zu raten, zu tasten.“ Wer kann sich bei 30 Schülern sichern, ob alles verstanden ist, nur durch französische Fragen? Wer kann die femmes savantes lesen, ohne deutsche Erklärung! Redner selbst glaubt nicht imstande zu sein, ein französisches Drama wie ein deutsches zu erklären; „vielleicht kommen später tüchtigere Lehrer, die es können“. Redner warnt schliefslich noch davor, die alte Methode als ein Gespenst hinzustellen. Die Resultate, die ein einzelner guter Lehrer erzielt, sind nicht mafsgebend.

Oberlehrer Kühn-Wiesbaden stimmt im ganzen den Ausführungen Gundlachs bei. Auch er hält die Diktate für eine gute Übung, die mehr benutzt werden und ganz das Extemporale verdrängen sollte. Bezüglich der freien Arbeiten steht Oberl. Kühn im Widerspruch zu Direktor Steinbarth. Die freie Arbeit kann sich nie ähnlich gestalten, nie etwas Ähnliches werden, wie es der lateinische Aufsatz geworden war. Nicht aus ein paar eingelernten Phrasen soll der fremdsprachliche Aufsatz mechanisch zusammengefügt werden, nein, er mufs aus dem ganzen Unterricht herauswachsen; er mufs eine Wiedergabe des Gelesenen sein. Und dafür ist als Basis die neue Methode die beste. Die historische Lektüre ist zu Aufsätzen vorzuziehen, namentlich Mignet, Lanfrey (nicht aber Charles XII) eignen sich. Mignet nur französisch zu erklären, würde allerdings bedenklich sein; ohne Übersetzung und deutsche Erklärung ist es mindestens zweifelhaft, ob volles Verständnis erreicht wird; in grofsen Klassen wohl unmöglich. — Ein historisches Thema zu behandeln ist keine zu schwere Aufgabe für die Schüler der höheren Klassen; eine Beschreibung allerdings dürfte zu schwer sein. Die Ausdrucksweise mufs aus der Lektüre herauswachsen, den Schülern in Fleisch und Blut übergehen! Deshalb: möglichst viel Lektüre!

Direktor Walter-Frankfurt a/M. ist Herrn Direktor Steinbarth, seinem früheren Direktor, für den vorzüglichen Unterricht, den er bei ihm genossen, zu grofsem Dank verpflichtet, ist aber durch die Erfahrung zu anderen Anschauungen, als den von Dir. Steinbarth vertretenen, gekommen. Nicht in Parallelklassen mufs man nach den beiden Methoden unterrichten lassen, um dann die Erfolge beider zu vergleichen, es mufs vielmehr beobachtet werden, welche Erfolge derselbe Lehrer nach der neuen und der alten Methode erzielt; vergleicht man dann, so wird man das Übergewicht auf Seiten der neuen Methode finden. — Die Sprechübungen über das Alltägliche müssen schon auf der Unterstufe

beendet sein. Auf der Oberstufe liefert den Stoff die Lektüre. Von Untersekunda ab ist es Aufgabe, für einen guten französischen Aufsatz vorzubereiten. Das geschieht vor allem durch vieles Lesen. Die Schüler müssen die Ausdrücke der fremden Sprache, wie sie ihnen in modernen Schriftstellern geboten werden, fest in sich aufnehmen, um sie mit besonderen Ideen und Vorstellungen zu verknüpfen. Sachvorstellung und Wortvorstellung müssen unmittelbar verbunden sein. — Das wird erreicht, nicht durch bloßes Lesen, sondern durch fortgesetztes Wiederholen des betreffenden Ausdrucks. Von großem Wert sind auch die an die Lektüre anzuknüpfenden Sprechübungen. Die Übersetzungen ins Deutsche sind entbehrlich; die Zeit ist kurz, die Stunden müssen ausgenutzt werden. In der Poesie allerdings ist eine deutsche Erklärung nötig, in der Prosa kann die deutsche Erklärung sicherlich in den meisten Fällen fehlen. Die Übersetzung aus dem Deutschen ist nur möglich, wenn das Deutsche dazu zurechtgestutzt ist. Das Hauptgewicht des Unterrichts muß gelegt werden auf das Lesen und die Wiederholung des Gelesenen.

Dr. Gundlach macht darauf aufmerksam, daß die Bemerkungen Steinbarths sich zu einem großen Teile auf den Unterricht auf der Unter- und Mittelstufe beziehen. Er erklärt ferner, daß er durch Betonung des „modernen Französisch" die klassischen Dramen keineswegs habe ausschließen wollen.

Geheimrat Dr. Münch: Sein Standpunkt in dieser Versammlung sei mehr der eines Beschauers, als eines Mitarbeiters. Er freue sich über die Versuche, die viele Lehrer machen, auf den Weg, den Oberl. Gundlach gezeigt, zu kommen. Manche aber kämen in diesen Intentionen nicht vorwärts. An sich aber hätten die Vorschläge seine volle Sympathie. Er hoffe, daß alles in allem das Beste zu erreichen möglich sei von dem, was gesagt worden wäre. Zwischen den Prüfungsordnungen und den Unterrichtszielen bestehe offenbar kein ganz intimes Verhältnis; die Prüfungsordnungen seien indessen nicht gemacht, um auf ewig den Unterricht einzuschnüren. Noch einige Punkte habe er zu beleuchten. Der neusprachliche Unterricht sei auf dem Gymnasium einerseits und den anderen höheren Schulen andererseits ein ganz verschiedener. Am Gymnasium könne man vielmehr mit den instinktmäßigen Kräften der Schüler arbeiten; auf den anderen, namentlich den lateinlosen, Schulen falle dem französischen und englischen Unterricht auch die Aufgabe der sprachlich-logischen Schulung zu, die es verbiete, den Unterricht allein auf die Lektüre zu beschränken. Was den Betrieb der Grammatik betreffe, so habe

die Erfahrung gezeigt, dafs die grammatischen Regeln, ohne fest eingeprägt zu werden, nicht im Gedächtnis des Schülers haften, dafs also die Einprägung des grammatischen Stoffes nicht allein der Lektüre zufallen kann. Was die Lektüre betreffe, so bemerke er, dafs es wohl Lehrer gebe, die einen Text in der Fremdsprache erklären können, mehr aber, die dies nicht vermögen.

Bei der weiteren Debatte, an welcher sich noch Oberlehrer Deubner, Direktor Steinbarth, Oberlehrer Rofsmann, Oberlehrer Kühn beteiligen, kommen wesentliche Punkte nicht mehr zur Sprache. Schliefslich beantragt Professor Stengel mit der Begründung: „auch das Beste kann zu viel werden" Schlufs der Diskussion.

Am Schlufs der Sitzung wird beschlossen, an den erkrankten Prof. Foerster ein Begrüfsungstelegramm zu senden und ihm baldige Genesung zu wünschen.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1895.

(Beginn 9 Uhr)

Vortrag des Univ.-Professor Dr. Baist-Freiburg i/B.: „Mitteilungen zu Roland-Turpin". Er hält das Carmen de proditione Guenonis für ein ziemlich junges Produkt eines englischen Klerikers, welches jünger ist als das 12. Jahrhundert. Sicher hat das Gedicht nichts anderes vor sich gehabt, als unsern Roland, wahrscheinlich sogar eine Reimredaktion. Der Pseudo-Turpin ist nicht, wie Paris annahm, das Ergebnis verschiedener Schichtungen, sondern eine ganz einheitliche Fälschung aus einem Guís. Das läfst sich bis ins Einzelne nachweisen. Er ist zwischen 1137 und 1147 von einem Franzosen und Spanier gemeinsam oder von einem Franzosen allein abgefafst. Schon der Zeit nach ist es unwahrscheinlich, dafs etwas Älteres benutzt ist als die älteste uns bekannte Form des Roland. Dem Turpin hat die Baligant-Episode vorgelegen, wie dem Carmen der Kampf zwischen Roland und Ganelon bekannt gewesen ist.

Die zwei Gesandtschaften, die im Roland erzählt werden, entsprechen durchaus den dort gegebenen Verhältnissen. Die Gesandtschaft Ganelons an Marsilius ist nichts weniger als überflüssig. Die vorausgehende Gesandtschaft Basans und Basilies, die nur angedeutet wird, ist ursprünglich nichts anderes als die Botschaft, die Karl an Marsilius geschickt hat, um ihn zur Unter-

werfung aufzufordern: auch dies ist ein fast unbedingtes Erfordernis des gewöhnlichen Kriegsganges.

Der Redner bezeichnet als Tendenz seines Vortrages: Es ist besser, die Denkmäler aus sich selbst heraus zu erklären und zu verstehen als gewagte Hypothesen über ihre Entstehung aufzustellen.

Prof. Kellner-Wien: „Goethe und Carlyle". Zuverlässige Nachrichten über das Verhältnis der beiden waren bis vor zehn Jahren sehr dürftig. Es war leicht, eine Legende zu weben, sodafs heute die beiden Namen in jedem Gebildeten die Vorstellung von einem Freundschaftsverhältnis erwecken. In der Litteraturgeschichte herrscht thatsächlich das Dogma, dafs Carlyle seine Weltanschauung Goethe entnahm, dafs England seine Bekanntschaft mit Goethe Carlyle verdankt.

Die Brieffragmente Carlyles, die Max Müller 1885 veröffentlichte, waren nicht imstande, das legendarische Gewebe zu zerstören. Einige Jahre darauf gab den ganzen Briefwechsel der Amerikaner Norton heraus. Man hätte erwarten müssen, dafs die Litteraturgeschichte das Verhältnis neu prüfen würde. Das ist bis jetzt nicht geschehen.

Wie sich Goethe zu dem schottischen Schriftsteller verhielt, geht deutlich aus seinen Briefen hervor. Kellners Material war der Briefwechsel, die Werke Carlyles zwischen 1821 und 1832 und die wichtigsten Poesie- und Prosawerke der jetzigen englischen Litteratur bis etwa 1882.

Das Ergebnis der Untersuchung war eine Enttäuschung. Es gestaltete sich zu einem Einspruch gegen das Vorurteil von der geistigen Zusammengehörigkeit Goethes und Carlyles. Kellner versucht, der Verbindung der beiden eine andere Deutung zu geben. Eine chronologische Darstellung soll das Urteil ermöglichen.

Thomas Carlyle, der Sohn eines Maurers, besuchte Volksschule und Gymnasium, ohne sich besonders auszuzeichnen. Er studierte auf der Universität Edinburgh, ohne einen akademischen Grad zu erlangen. Statt Geistlicher zu werden, zieht er vor, auf einer Landschule mathematischen Unterricht zu erteilen. Der revolutionäre Geist der Zeit hatte den Glauben der Väter erschüttert, ohne dafs Ersatz dafür gefunden war. Ruhelosigkeit verzehrte Carlyles Geist. Er war, wie man jetzt sagen würde, ein verbummelter Student, ein gebildeter Proletarier. Bis an den Hals steckte er in geistiger und materieller Bedrängnis bis 1821. Von 1814 bis 1821 wird er nicht müde, in Gesprächen und Briefen zu jammern und zu fluchen. Wodurch wird der Umschlag bewirkt?

Die prosaische Hypothese, dafs sein Magenleiden sich gebessert hätte, läfst Kellner beiseite. Wir wissen aus den Briefen, dafs das Leiden bis an sein Ende dauerte. Die Heilung soll durch die Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur herbeigeführt sein. In der That bestätigen Aussprüche von Carlyle aus jener Zeit diese Hypothese, ebenso wie die Briefe an Goethe aus etwas späterer Zeit (vgl. z. B. den Brief vom 20. August 1827). Diese Stellen sind jedoch sieben, acht, zum Teil auch 20 Jahre nach dem Ereignis geschrieben.

Dagegen erschüttert ein anderes Zeugnis Carlyles die Beweiskraft. Kellner erinnert an die Bekehrung im Sarto Resartus. Der Held befindet sich in Paris, als Kind des 18. Jahrhunderts von Zweifeln gequält. Die Schilderung der Vorgänge in dem Gemüt dieses Propheten pafst genau auf Carlyle selber. Wo ist da der Einfluſs Goethes und der deutschen Litteratur?

1823 mitten in der Arbeit an der Übersetzung des Wilhelm Meister schreibt er seiner Frau über dieses Werk: Neben Stellen von Genialität ist eine Flut von ungenieſsbarem Zeug, das ich nicht um die Welt geschrieben haben möchte. Im Jahre darauf: Goethe ist das gröſste Genie seit einem Jahrhundert und der gröſste Esel, den die Welt seit drei Jahrhunderten gesehen hat. Es ist Poesie in dem Buch und Geschwätz, trauriges Geschwätz. Wer kann sich einbilden, in diesen Stellen die dankbare Verehrung einer von der Verzweiflung geretteten Seele zu finden?

1824 übersandte Carlyle seine Übersetzung des Wilhelm Meister. Die einfachen Begleitschreiben sind ein Austausch von Komplimenten. 1827 sandte Carlyle die Übersetzung der Wanderjahre. Darauf folgt von 1827—32 der berühmte Briefwechsel. Für die Beweisführung ist es wichtig, eine Reihe von Briefen anzuführen, was jedoch hier die Zeit nicht gestattet. Goethe berührt in dem Briefwechsel eine Menge Dinge, die Carlyle kalt lassen. Carlyle bekennt seine Dankbarkeit für die Lehren und für die Weisheit, die er von Goethe gelernt hat. 1830 spricht Carlyle von seinem Sarto Resartus, von den Stürmen seiner Seele. Goethe geht mit keinem Worte darauf ein. Carlyle hofft, Goethe wenn nicht hier, doch im Jenseits zu sehen. Er entwickelt eine religiöse puritanische Weltanschauung: Goethe geht darauf nicht ein. Dagegen bietet ihm Goethe seine Hilfe an bei der Abfassung einer deutschen Litteraturgeschichte. Dabei charakterisiert z. B. Carlyle die Stellung Lessings wie folgt: er wollte sich aus der Verneinung seiner Zeit herausarbeiten und that einen Blick in das gelobte Land des Glaubens. Darauf erwidert Goethe nicht. Goethe und

Schiller sind für Carlyle grofse Dichter, weil sie den Zweifel überwunden und den Glauben gefunden haben. Diese Charakteristik läfst Goethe ohne weiteres beiseite. So geht das fort bis zum letzten Brief.

Wie nahm Carlyle diese Gleichgültigkeit Goethes auf? In seinen Antworten an Goethe ist er immer voll Dank für die empfangenen Lehren. Aber an seinen Bruder schreibt er einmal, er möchte doch Weimar berühren und ihm genaue Kunde von Goethe bringen. Der eine Brief von Goethe sei ein Orakel, der andere das reine Gewäsch (twaddle).

Kellner fafst die Betrachtung des Briefwechsels zusammen. Er ist ein einzig dastehendes litterarisches Kuriosum ersten Ranges. Die sorgfältige Analyse des Briefwechsels zeigt uns zwei Männer, die sich immer weiter von einander entfernen, während sie sich zu nähern suchen. Man möchte sagen: der eine weifs nicht, was der andere sagen will. Es ist ein Gespräch *at cross purposes*. Für Goethe ist der Ausgangspunkt des Briefwechsels die Weltlitteratur, die deutsche Litteratur als Vermittlerin gedacht. So oft Carlyle diesen Punkt berührt, findet er Goethe aufmerksam. Die geplante Litteraturgeschichte war jedoch Carlyle eine grofse Last. Er freute sich, als er die Litteraturgeschichte, für die sich Goethe doch so sehr interessierte, vom Halse hatte.

1832 schreibt Carlyle für das englische Publikum das Letzte über Goethe. Darnach ist die Quintessenz von Goethes Thätigkeit unter dem Gesichtspunkt seines Verhältnisses zum Glauben und zur Religion zu betrachten. Carlyle unterscheidet drei Perioden: die des Pestfiebers „Zweifel" (Werther), die der heidnischen Weltanschauung (Wilhelm Meisters Lehrjahre) und die der Ehrfurcht und des alldurchdringenden Glaubens (Wanderjahre und Westöstlicher Divan). Goethes Werke sind die Apokalypse unserer Zeit. Vergebens suchen wir nach einer Würdigung seiner lyrischen und epischen Poesie. Hermann und Dorothea wird mit keiner Silbe erwähnt. Über Dinge wie Natur und Kunst geht Carlyle mit Überlegenheit hinweg, vielleicht, wie Kellner glaubt, aus Schonung für den Meister Goethe. Die verbreitete Ansicht, dafs erst mit Carlyle die eigentliche Kenntnis Goethes in England begann, ist auch falsch. Das einzige Werk Goethes, das in England Übersetzer und Nachahmer fand und zwar nach dem Auftreten Carlyles, ist der „Faust". Brownings „Paracelsus", Baileys „Festus" und der „Dipsychus" von Clough gehen ohne Zweifel auf den „Faust" zurück. Sonst aber zeigt die englische Dichtung unserer Zeit kaum irgendwo den Einfluſs Goethes.

Oberlehrer Dr. Roſsmann-Wiesbaden: „Inwiefern unterrichten die französischen Neuphilologen unter günstigeren Bedingungen als die deutschen?“[1]) Nachdem im Jahre 1882 Herr Professor Vietor seinen Mahnruf zur Umkehr im Sprachunterricht hatte erklingen lassen, scharte sich bald um seine Fahne eine stattliche Zahl Gleichgesinnter, die an Stelle der hergebrachten grammatisierenden eine natürlichere Unterrichtsmethode zu setzen suchten. Dabei schossen anfangs allerdings manche über das Ziel hinaus; doch dadurch klärten sich die Forderungen der Reformer um so schneller, sodaſs die neuen Anschauungen in den Lehrplänen von 1892 bereits im wesentlichen sanktioniert wurden. Heute giebt es kaum noch Neuphilologen, die ausgesprochene Gegner der wichtigsten Grundsätze der neuen Methode sind. Die meisten sind allerdings an freiem Aufſluge verhindert. Sie sind nicht imstande, den neuen Grundsätzen ganz entsprechend zu arbeiten, und fühlen insbesondere, daſs bei eigener gröſserer Fertigkeit im praktischen Gebrauch der Sprache sie ihre Schüler viel weiter fördern könnten.

In der Staatsprüfung wird deshalb neuerdings auch mehr Gewicht auf praktische Fertigkeit gelegt. Man gewährt auſserdem Reisestipendien und hält Ferienkurse ab, kurz man hat ein offenes Ohr für unsere gerechten Forderungen.

Wer das Gute sucht, findet es oft bei seinen Nachbarn. Roſsmann will einen Blick werfen auf die französischen Neuphilologen, nicht um das französische System an und für sich als Muster hinzustellen, sondern nur um die Vorbildung, Lehrthätigkeit, Stundenzahl und Leistungen der französischen und deutschen Neuphilologen kritisch zu vergleichen.

Der französische Neuphilologe studiert nur eine Sprache. Die Lehrbefähigung kann er auf doppelte Weise erlangen, entweder durch die Prüfung für die Licence ès langues oder durch die für das Certificat d'aptitude à l'enseignement des langues vivantes. Für die höheren Stellen (Oberlehrerstellen) an den Lyceen (den staatlichen Anstalten) ist noch eine weitere Prüfung, die Agrégation des langues vivantes nötig. Zur Prüfung als Licencié ist das Zeugnis als Bachelier (Reifezeugnis) Vorbedingung, zur Erlangung des Certificat d'aptitude genügt auch ein anderes gleich- oder sogar minderwertiges. Roſsmann giebt die Anforderungen für die schriftlichen und mündlichen Prüfungen: Die Licentiatsprüfung

1) Der Vortrag erscheint in extenso in den „Neueren Sprachen“.

verlangt umfassendere Allgemeinkenntnisse, die Prüfung für das Certificat d'aptitude gründlichere Spezialkenntnisse.

Rofsmann ist überzeugt, dafs die aus diesen beiden Examen hervorgehenden Prüflinge ihre Fremdsprache besser beherrschen als die Mehrzahl der pro facultate geprüften Kandidaten. Wir müssen ein gleiches Mafs praktischer Kenntnisse für unsere Neuphilologen verlangen; wir erkennen aber diejenigen, welche sich nur die Licence ès langues oder das Certificat d'aptitude erworben haben, nicht als vollgiltige Neuphilologen an, weil ihnen die philologisch-historische Schulung und Vertiefung fehlt. Wir sehen in ihnen nur Sprachmeister, die eine Zwitterstellung zwischen Elementar- und höheren Lehrern einnehmen. Der Agrégé dagegen mufs sich auch mit der Entwickelungsgeschichte der Sprache und mit den älteren Sprachperioden genauer vertraut machen, allerdings nicht mit den allerältesten. Jedenfalls aber ist er für seinen praktischen Beruf weit besser vorgebildet als unsere Neuphilologen.

Die Franzosen haben eingesehen, dafs es ein Unding ist, von einem Manne die Beherrschung zweier lebenden Fremdsprachen zu verlangen; ja sie fordern die Lehrbefähigung überhaupt nur in einem Fache. Rofsmann gelangt so zu seiner **1. These:** In Zukunft studiert der Neuphilologe nur **eine** fremde Sprache als Hauptfach.

Dadurch wird ihm auch die nötige Zeit zu sprachhistorischen Studien bleiben, die für den Neu- und Altmethodler gleich wichtig sind.

Wie ist die Sprechfertigkeit zu erlangen? Die Hochschule bietet hierzu keine besondere Gelegenheit. Das sicherste und rascheste Mittel ist der Aufenthalt im Auslande. In Frankreich giebt es kaum einen Lehrer des Deutschen, der nicht längere oder kürzere Zeit in Deutschland gelebt hat. Zu diesem Zwecke stehen zahlreiche, gut bemessene Stipendien zur Verfügung. Den zukünftigen Licentiaten gewährt der Staat zweijährige Stipendien von 1200—1500 Frcs. jährlich. Das erste Jahr verbringt der Stipendiat im Auslande und erhält für Reise und Unterhalt eine besondere Beisteuer von 1200 Frcs., das zweite Jahr verbringt er auf der Hochschule. Den zukünftigen Agrégés werden ebenfalls Reisestipendien bewilligt, ebenso den angestellten Lehrern. Solcher Stipendien kommen jährlich etwa 18—20 zur Verteilung. Die französischen Neuphilologen beherrschen daher ihre fremde Sprache praktisch viel sicherer als die meisten deutschen Kollegen, besonders weil sie eben nur eine Sprache studieren. Überdies sind

die meisten Lehrer des Deutschen germanischen Ursprungs, ebenso ihre Professoren der Hochschule, ihre Examinatoren und ihre vorgesetzten Inspektoren. Unter solchem Einflusse sind naturgemäfs auch die an den Vollblutfranzosen gestellten Anforderungen in der Sprechfertigkeit sehr hohe. In den Examinandenlisten früherer Jahre finden sich fast nur deutsche Namen. Erst in den letzten Jahren mehrt sich allmählich die Zahl der französisch klingenden Namen.

Um nicht hinter den Franzosen zurückzustehen, sollten wir von jedem verlangen, dafs er ein Jahr in dem Lande weilt, dessen Sprache er zu seinem Hauptfache gewählt hat. Er mufs auch später von Zeit zu Zeit mehrere Wochen im Auslande verbringen, er mufs immer wieder in lebhafte persönliche Beziehung zu dem fremden Volke treten. — Dies führt zu der **2. These**: Jeder Neuphilologe hat vor seiner Anstellung ein Jahr und später etwa alle fünf Jahre zwei Monate im Auslande zu verbringen. Mittel hierzu bietet der Staat bezw. die Schule.

Aus dem Vorausgehenden ist zu erkennen, dafs der französische Neuphilologe Fachlehrer ist; der professeur d'allemand z. B. unterrichtet nur Deutsch und nichts anderes. Gewifs ist dies wiederum ein nicht zu unterschätzender Vorzug für die Leistungsfähigkeit in dem betreffenden Fache, sowie für die persönliche Weiterbildung des Einzelnen. Trotzdem kann sich Rofsmann nicht für das Fachlehrersystem begeistern. Ein Lehrer darf nicht Spezialist sein. Der Neuphilologe kann bis IV neben Französisch auch ohne tieferes Universitätsstudium sehr gut Deutsch, Geschichte, Geographie, Latein und etwa Turnen lehren. Nur darf die Leistungsfähigkeit des Philologen durch Nebenfächer nicht allzu sehr zum Schaden seines Hauptfaches ausgebeutet werden. In den Mittelklassen sollte er nur in seinen beiden Fremdsprachen beschäftigt sein; und in den Oberklassen, wo sich der Unterricht mehr und mehr spezialisiert und der Lehrer durch gründlichstes Wissen anregen soll, ist nach Rofsmanns Ansicht der Spezialist am Platze. Dementsprechend lautet seine **3. These**: Der Neuphilologe lehrt mehrere Fächer in den Unterklassen, nur Französisch und Englisch in den Mittelklassen, nur sein Hauptfach in den Oberklassen. Selbstverständlich soll er nicht Jahre lang Ordinarius etwa von IV sein, sondern mit den Schülern nach oben steigen, ob von VI bis I ist allerdings zweifelhaft.

In der Lehrthätigkeit unserer französischen Kollegen fällt die

geringe Anzahl ihrer Unterrichtsstunden besonders auf: wöchentlich 15 Stunden. So schöne Verhältnisse will Roſsmann nicht für uns wünschen; wir können und müssen dem Staate mehr leisten. Doch wöchentlich 22—24 Stunden Sprachunterricht nach der neuen Methode zu geben, ist eine aufreibende Thätigkeit, die uns die Frische nimmt und uns vorzeitig zu Staatspensionären macht. Die sogenannten freien Nachmittage müssen die Neuphilologen fast ausnahmslos mit Korrigieren zubringen. Diese erdrückende Mehrbelastung gegenüber den anderen Fachlehrern macht es uns unmöglich, dem Fortschreiten unserer Wissenschaft zu folgen. Sie führt zu der 4. **These**: Der Neuphilologe erteilt wöchentlich höchstens 18 Stunden.

Aus eigener Anschauung bezeugt Roſsmann hierauf, daſs die Unterrichtserfolge unserer französischen Kollegen im Deutschen jetzt recht erfreuliche sind. Er verweist auf seine Ausführungen in der „Ztschr. f. franz. Spr. u. Litt.“. Ferner macht er aufmerksam auf die neuen französischen Lehrpläne vom Jahre 1891 und hebt die Übereinstimmung der darin enthaltenen Grundsätze mit denen unserer neuen Lehrpläne hervor. Er spricht von einigen französischen Vertretern der neuen Methode und erwähnt auch die Methode Gouin. Professor Schweitzer des Lycée Janson-de-Sailly hat manche besonders wertvolle Eigentümlichkeiten in seinem Lehrverfahren.

Bei der Diskussion erhält zuerst Prof. Steinschneider-Teschen das Wort. Zur 1. These bemerkt er: In Österreich haben wir im Staatsexamen z. B. Englisch für die obersten Klassen, Französisch und Deutsch für die untersten; zu These 3: Wir steigen grundsätzlich mit den Klassen auf. Zu These 4: Der Lehrer für moderne Sprachen hat bei uns gesetzlich nicht mehr als 17—18 Stunden, die anderen nicht mehr als 20. Die klassischen Philologen an den Gymnasien haben höchstens 16—17. An den nichtstaatlichen Schulen wird jede Stunde über das Maximum besonders honoriert.

Prof. Heiner-Essen: Blieben uns nur vier Stunden in I, so könnten wir wegen des mangelhaften persönlichen Einflusses kein Ordinariat übernehmen. Damit wir unsere Stellung den übrigen Kollegen gegenüber behaupten können, müſste zu dem einen Hauptfach ein zweites, etwa Geschichte, hinzutreten. Es wird sich empfehlen, neben einer fremden Sprache ein anderes wissenschaftliches Hauptfach zu wählen.

Der Vorsitzende bemerkt, man werde nie dulden, daſs nur ein Fach für Oberklassen gewählt werde.

Prof. Kühn-Wiesbaden: Wie wird der Unterricht in I auseinandergerissen, wenn jedes Fach seinen besonderen Lehrer bekommt. Der Vorschlag, Geschichte zu nehmen, ist ihm sympathisch. Wenn aber die Regierung, wie der Vorsitzende sagte, auf den zwei Hauptfächern bestehen bleibt, dann mufs der Neuphilologe zum Französischen etwa das Lateinische, zum Englischen das Deutsche als Entsprechung nehmen. Allerdings würden für Französisch und Lateinisch die Fakultäten nicht im Handumdrehen erworben werden. Er ist nicht für These 1 in der Fassung.

Prof. Kellner-Wien hält sie für unausführbar, schon wegen des bedeutenden moralischen Einflusses, den der Ordinarius in seiner Klasse haben mufs. Vielleicht wäre es wünschenswert, wenn von demselben Lehrer der französische und der deutsche Unterricht gegeben würde, also Deutsch-Französisch oder Deutsch-Englisch.

Univ.-Prof. Stengel-Marburg ist schon in Görlitz für Rofsmanns Ideen eingetreten, aber ohne Gegenliebe zu finden. In der Theorie ist es gewifs zu wünschen, dafs der Franzose und der Engländer auch den deutschen Unterricht geben könne. Der ideale Gesichtspunkt läfst sich schwerlich durchführen. Die These in der Form könnte der Neuphilologie nur schaden.

Direktor Walter-Frankfurt a/M.: Wir müssen bedenken, dafs im Ausland der Grundsatz schon verwirklicht ist, in einer Sprache etwas Tüchtiges zu leisten. Wir können nicht verlangen, dafs der Neuphilologe ein Jahr nach Frankreich und eins nach England gehe. Beides zusammen ist nicht möglich oder nur wenigen gegeben. Wir werden in der That in den Oberklassen isoliert dastehen. Aber für die Schüler ist es wichtiger, dafs sie einen vorzüglichen Lehrer im Französischen und einen eben solchen im Englischen haben.

Bei der Abstimmung wird die These 1 mit grofser Mehrheit angenommen, da ja nach dem Wortlaut es nicht ausgeschlossen ist, dafs der Neuphilologe ein anderes nichtfremdsprachliches Fach als zweites Hauptfach dazu nimmt. Die 3. These wird fallen gelassen, weil sie mit der ersten zusammenhängt. Die zweite erhält vor ihrer Annahme eine etwas andere Fassung, und die vierte wird einstimmig angenommen. Das Ergebnis des Vortrags und der Beratung ist also in folgende Thesen zusammenzufassen:

a) Der Neuphilologe studiert nur eine fremde Sprache als Hauptfach.

b) Es ist wünschenswert, dafs der Neuphilologe vor seiner Anstellung ein Jahr und später in angemessenen

Zwischenräumen jedesmal mehrere Wochen im Auslande verbringt und dafs der Staat bezw. die Schule ausreichende Mittel hierzu bietet und den nötigen Urlaub gewährt.

c) Der Neuphilologe erteilt wöchentlich höchstens 18 Stunden.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1895.

(Beginn 8 Uhr.)

Vortrag von Prof. Morsbach-Göttingen: „Über das Verhältnis von Verleger und Drucker zum Autor in Elisabethanischer Zeit". Eine genaue Kenntnis des Verhältnisses von Verleger und Drucker zum Autor ist unerläfslich für die textkritische Behandlung älterer neuenglischer Druckwerke, für Fragen der Echtheit und Verfasserschaft, sowie der Chronologie und ganz besonders für die Geschichte des englischen Dramas.

Caxton hatte 1474 oder erst 1476 die erste Buchdruckerpresse in England errichtet. Von da ab verbreitete sich die Buchdruckerkunst schnell. Es blieb jedoch noch lange Sitte, Dichtwerke überhaupt nicht drucken, sondern in Bekannten- und Freundeskreisen handschriftlich zirkulieren zu lassen. Sidneys Arcadia ist erst nach seinem Tode gedruckt worden. Shakespeares Sonette zirkulierten lange, ehe sie, ohne Vorwissen des Verfassers, gedruckt wurden. Die Dichter schreiben eben in jener Zeit zu ihrem und ihrer Freunde Ergötzen, nicht für das grofse Publikum. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereitet sich allmählich ein Umschwung vor. Spencers Jugendgedichte würden wahrscheinlich der Welt verloren gegangen sein, wenn nicht unternehmende Verleger sie gesammelt und noch bei Spencers Lebzeiten gedruckt hätten.

Printer und publisher waren in vielen Fällen in einer Person vereinigt. Beide gehörten der Stationer Company an. Middlemen oder Agenten besorgten den Verlegern die Manuskripte zum Druck und Verlag. Dies geschah teils mit, teils ohne Vorwissen der betr. Autoren oder deren Verwandten. Ein solcher Vermittler war z. B. William Jaggard, einer der Mitverleger der Folio I der Shakespeareschen Werke.

Der publisher oder printer, der sich das Druck- und Verlagsrecht für ein Buch sichern wollte, mufste sich bei der zuständigen Behörde eine licence dafür verschaffen. War das Buch angemeldet,

so wurde es in die Stationers Registers eingetragen. Diese sind uns noch erhalten und von Arber neugedruckt worden. Hatte der Drucker bezw. Verleger sich das Druck- und Verlagsrecht gesichert, so war das betr. Buch sein Eigentum und vom Staate gesetzlich geschützt.

Umgekehrt war der Autor in der älteren neuenglischen Zeit völlig rechtlos. Der Begriff des geistigen Eigentums war noch wenig entwickelt. Die erste Copyright Act, welche die Eigentumsrechte des Verfassers regelte, wurde 1709 erlassen. So sind eine grofse Anzahl der in der älteren Zeit gedruckten und verlegten Werke Raubdrucke, die hinter dem Rücken des Verfassers gemacht worden sind. Das Unanständige dieser Handlungsweise wurde noch in Elisabethanischer Zeit so wenig empfunden, dafs die bedeutendsten Verleger der damaligen Zeit jener Sitte huldigten. Auch die Dichter sahen kein wesentliches Unrecht darin. Sie protestierten nur gegen die so häufige Verstümmelung und Entstellung ihrer Schriften und sonstige falsche Angaben über Verfasserschaft u. dgl.

Jedoch war es auch nicht selten, dafs der Verleger mit dem Autor oder dessen Freunden sich in Verbindung setzte, oder dafs der Autor dem Verleger sein Manuskript zum Druck anbot. Bei kostspieligen Werken bezahlte der Autor die Druckkosten zum Teil.

Zweierlei geht aus den angeführten Thatsachen hervor:

1) Dafs wir die Publikationen vieler litterarischer Werke in erster Linie dem Unternehmergeist der Verleger zu verdanken haben, ohne welchen uns manches Werk verloren gegangen wäre, und

2) dafs die Schriften der älteren Zeit vielfach entstellt und mit fremden vermischt in durchaus unzuverlässiger Gestalt auf uns gekommen sind.

Daher ist in jedem einzelnen Falle genau zu prüfen, unter welchen Umständen ein Werk gedruckt oder verlegt wurde. Dabei spielt der Name und die Persönlichkeit des Verlegers eine nicht unbedeutende Rolle. Diesen Verhältnissen ist bisher noch viel zu wenig Rechnung getragen worden.

Ziemlich gleichgiltig waren die Verleger und auch das Publikum in bezug auf die Verfasser dichterischer Werke. In vielen Fällen suchte man die Käufer durch einen möglichst vielversprechenden Titel anzulocken. Wenn der Name des Verfassers einen guten Klang hatte, benutzte man ihn, um schlechtere fremde Ware unter bekannter Flagge hinauszusteuern. Die Autoren haben hiergegen öfters Einspruch erhoben, verhielten sich aber in den meisten Fällen durchaus passiv. Der bloſse Name des Verfassers auf dem

Titelblatt giebt uns noch lange nicht immer die sichere Gewähr, dafs das betr. Werk auch wirklich von dem betr. Autor verfafst ist. So ist es bis auf den heutigen Tag durchaus zweifelhaft, ob das unter Shakespeares Namen überlieferte Gedicht „The Phoenix and the Turtle", das in allen Shakespeare-Ausgaben steht, auch wirklich von ihm verfafst ist.

Schlimmer noch als mit der Echtheit der Verfasserschaft steht es mit der Überlieferung des Textes. Gar zu häufig rührt schon der Titel einzig und allein von dem Verleger oder dem Redaktor in der Druckerei her. Wo gröfsere Sorgfalt auf den Druck gelegt wurde, da ist es nur im pekuniären Interesse geschehen. Die Herausgeber suchten vielfach das Publikum dadurch zu gewinnen, dafs sie gegenüber früheren, schlechten, gefälschten Ausgaben den richtigen unverfälschten Text zu besitzen vorgaben. So findet allmählich geradezu eine Korrumpierung des ursprünglichen Textes statt, die von dem Inhalt und der Sprache der ersten Ausgabe wesentlich abweicht. Der Drucker setzte vielfach und ohne metrische Bedenken die ihm geläufigeren Formen statt der ursprünglichen, metrisch richtigen des Autors ein.

Die Dramen wurden in England damals nicht zur eigentlichen Litteratur gerechnet. Noch weniger wurden sie von den Verlegern und Druckern als geistiges Eigentum betrachtet. Die Schauspieler hatten sogar das gröfste Interesse daran, dafs die Dramen überhaupt nicht gedruckt wurden. Freilich sind trotzdem manche Raubdrucke erschienen, in denen der Text oft in freiester Weise wiedergegeben ist. In manchen früheren Quartausgaben Shakespearescher Stücke hat man gegenüber späteren besseren Drucken und namentlich gegenüber der authentischen ersten Folioausgabe jüngere Fassungen sehen wollen, indem man annahm, dafs Shakespeare dasselbe Stück später einer gänzlichen Neubearbeitung unterzogen hätte. Aus dem Gesagten geht die Unwahrscheinlichkeit dieser Hypothese hervor, die auch aus vielen anderen Gründen entschieden zurückzuweisen ist. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der englischen Philologie, die Überlieferung der Dramen Shakespeares vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der damaligen Druck- und Theaterverhältnisse kritisch durchzuprüfen.

Direktor Tendering-Elberfeld: „Der Unterricht in der französischen Litteraturgeschichte". Die neuen Lehrpläne haben manches Gute gebracht, wenn sie auch vielfach angefeindet worden sind. Die Unterweisung in der französischen und englischen Litteraturgeschichte findet allerdings auch jetzt noch keine Deckung in ihnen. Doch heifst es „die Lektüre wird ausgedehnter

und eindringlicher behandelt, sodafs eine reichere Anschauung von der Entwickelung und der Eigenart der französischen Litteratur in den letzten Jahrhunderten gewonnen wird". In diesen Worten liegt eine Rechtfertigung des Betriebes der Litteraturgeschichte.

Man mufs bei der Lektüre auf gleichartige und entgegengesetzte Richtungen in der Litteratur aufmerksam machen, z. B. Corneille kann man nicht lesen, ohne den litterarischen Hintergrund zu beleuchten, von dem er sich abhebt, doch mufs alles die Schüler zu Lehrende an Bekanntes sich anschliefsen. Eigene Stunden für die Litteraturgeschichte anzusetzen, wäre vergebene Liebesmühe; was die Schüler dabei lernen würden, wäre nur Gedächtniskram, der bald vergessen wird. Auch die den Texten vorangeschickte vita des Autors wird kaum noch Verehrer finden. Ganz vermeiden läfst sich allerdings nicht, dafs mancher Name genannt wird, ohne dafs von dem Schriftsteller genug gelesen werden kann, um dem Schüler ein eigenes Urteil zu ermöglichen. Die Anknüpfung an das in der Lektüre Erarbeitete läfst das Wesentliche im Gedächtnis haften, namentlich, da es im Laufe des Unterrichts häufiger wiederkehren wird. Allerdings ist eine Gefahr dabei: Ebenso wie im grammatischen Unterricht das Ausgehen vom zufälligen Vorkommen der grammatischen Erscheinungen in der Lektüre, so ist auch der Unterricht in der Litteraturgeschichte nach der vorzuschlagenden Methode ein mehr zufälliger. Es mufs deshalb am Schlufs des Schuljahres eine Zusammenfassung des Dagewesenen stattfinden.

Redner will nun skizzieren, was aus der französischen Litteraturgeschichte für die Schüler zu wissen notwendig ist, und wie dies beispielsweise an die Lektüre der „Femmes savantes" angeschlossen werden kann.

Nicht erst mit dem 17. Jahrhundert darf die Kenntnis des Schülers mit der französischen Litteratur beginnen. Auch von der Blütezeit der mittelalterlichen Epik und der provenzalischen Lyrik mufs er etwas erfahren. Er mufs vom Rolandslied erfahren, als Muster der mittelalterlichen Epik, und von Bertran de Born, als Vertreter der provenzalischen Poesie. — Das Auftreten Martines im zweiten Akt giebt Gelegenheit, auf Rabelais einzugehen und daran schliefsen sich Mitteilungen über die Entstehung des französischen Dramas und die Art der ersten Dramen (Mystères joyeux). Beim Auftreten des Vadius (Akt III, Sz. III) bietet sich Gelegenheit, auf die Wertschätzung der Alten im damaligen Frankreich zu kommen. Damit ist von selbst der Übergang zur Renaissance-

zeit gegeben. Ronsard, die Pleyade, Montaigne würden hier am besten zu besprechen sein. Dann müfste man einen Blick auf die litterarischen Gesamtverhältnisse des 17. Jahrhunderts werfen. Namentlich vom Precieusentum, das II_1 von Clitandre charakterisiert wird, ist hier zu reden, woran leicht das Hôtel Rembouillet und dessen Bestrebungen angeschlossen werden können. Zu vergessen ist auch nicht, der Sucht der Precieusen Erwähnung zu thun, Wörter, die nach ihrer Ansicht unschön waren, aus der Sprache zu streichen; dem ist gegenüber zu stellen das Bestreben unserer modernen Schriftsteller, die Sprache aus dem Volksdialekt zu bereichern. — II_2 wird der Plan einer Akademiegründung berührt; das führt auf die Gründung der französischen Akademie, ihre Thätigkeit und ihre Stellung zu den litterarischen Fragen der damaligen Zeit. Dies wieder leitet über zur Bedeutung des Hofes in litterarischen Fragen.

Der gesamte Inhalt der Femmes savantes nötigt, auch auf die anderen Charakterkomödien des Dichters einzugehen. Die Erwähnung von Plautus' Aulularia giebt Gelegenheit, an den Avare zu erinnern. Die Erwähnung Epicurs in den philosophischen Unterhaltungen der Precieusen führt leicht auf die Jugendzeit Molières. Die Gestalt der Martine, in der Molière seine eigene Köchin dargestellt haben soll, rechtfertigt eine Besprechung der häuslichen Verhältnisse des Dichters, woran sich dann eine kurze Skizze des Lebens desselben reihen kann. — In II_3, wo davon die Rede ist, dafs die Liebe auf das Geistige beschränkt werden soll, findet sich ein Passus, der einer Stelle in Corneilles „Suite du Menteur" ähnlich ist; hier ist Gelegenheit geboten, an Frankreichs gröfste Tragödiendichter zu erinnern. Die geschraubten Verse Trissotins veranlassen die schlichten Verse Lafontaines zu erwähnen. Leicht ist dann der Übergang von diesem auf Racine. Boileau selbst wird erwähnt IV_5; dafs dabei der Art poétique gedacht werden mufs, ist selbstverständlich. Boileaus Art poétique führt leicht zu Malherbes über und an diesen schliefsen sich Balzac und Voiture an. Bei Gelegenheit der Besprechung des Hoflebens der damaligen Zeit kann Bossuet, der Erzieher des Dauphins, La Bruyère und die Sévigné, die in ihren Briefen auch das Hofleben schildert, Erwähnung finden. Auch Fénélons Name und sein Télémaque sind hier nicht zu vergessen. — In I_4 bietet sich Gelegenheit, der Romanschriftsteller des 17. Jahrhunderts zu gedenken, namentlich der Scudéry. — Das alles läfst sich leicht an die Femmes savantes selbst anschliefsen; schwerer natürlich finden sich Beziehungen zur Litteratur des 18. und 19. Jahr-

hunderts. Doch auch hierfür dürften sich Berührungspunkte genug finden. Die Besprechung des Aufbaues der Handlung im klassischen Drama, die Erwähnung der drei Einheiten nötigt zu einem Vergleich mit dem Drama des 18. und 19. Jahrhunderts. So kommt man über Voltaire zum Hauptvertreter der Romantiker, Victor Hugo, dessen sozialtendenziöse Dichtungen zu erwähnen sind. Auch der ersten Aufführung des Hernani, als des Sieges der romantischen Schule, mufs gedacht werden. Bei Besprechung des modernen Dramas werden auch Scribe und Augier Erwähnung finden müssen. Die politischen Schriften Hugos lassen an Béranger erinnern.

Am wenigsten Erwähnung haben die Romanschriftsteller gefunden. Diese, auch die Scudéry, werden besser bei Gelegenheit der Lektüre einer Novelle behandelt. Dabei kann auch Voltaire, Lesage, Bernardin de St. Pierre, Victor Hugo und schliefslich auch Zola erwähnt werden. Von letzterem mufs der Abiturient wenigstens gehört haben. — Auch die Geschichtsschreiber lassen sich besser an die historische Lektüre anknüpfen, so kann man bei Mignet leicht Thiers erwähnen u. s. w.

Unbedingt nötig ist es nun, am Ende des Jahres das Dagewesene zusammenzufassen, sonst würde alles bald der Vergessenheit anheimfallen. Woher aber vor dem Examen die Zeit dazu nehmen? Am geeignetsten hierzu ist, nach Ansicht des Redners, die Zeit zwischen dem mündlichen Examen und der Entlassung.

In der dem Vortrage folgenden Diskussion ergriff zuerst Oberlehrer Kühn-Wiesbaden das Wort.

Ganz ungesucht, meint Kühn, läfst sich doch manches nicht anknüpfen. Sehr gesucht sei z. B. die Heranziehung Lafontaines als Gegensatz zur künstlichen Dichtung der Precieusen. Lafontaine werde ja schon in den unteren Klassen auswendig gelernt. Überhaupt könne die Litteratur des 17. Jahrhunderts im Anschlufs an einzelne Stücke nicht so behandelt werden, als es der wichtige Stoff verlangt. Alles schliefst sich einfacher an ein Lesebuch an. Auch an Taines „Origines de la France contemporaine" liefse sich leicht anknüpfen. Das 19. Jahrhundert bei der Lektüre der Femmes savantes zu besprechen, sei unmöglich. Béranger müsse den Schülern schon vor der Lektüre der Femmes savantes bekannt sein. Ebenso Thiers, Mignet, Lanfrey, Taine. Die Stufenfolge der Entwickelung fehle bei der Art der Behandlung der Litteratur, wie sie Tendering vorschlägt, ganz.

Geh. Reg.-Rat Dr. Münch: Der Vortrag des Direktor Tendering ist nach seiner Ansicht nicht als ein Vorschlag aufzufassen, sondern

hat mehr den Zweck, an einem Beispiel zu zeigen, wie man an ein Stück manches aus der Litteraturgeschichte anknüpfen kann. Dafs man am Schlusse des Schuljahres nochmals alles zusammenfasse, ist ein guter Vorschlag. Die Ziele des Unterrichts in der Litteraturgeschichte sind namentlich: 1) Der Schüler soll die grofsen Namen der kulturhistorischen Bewegung kennen lernen. 2) Er soll die Erscheinungen, die kulturhistorisch wichtig sind und auch zu unserer deutschen Kulturentwickelung im Verhältnis stehen, kennen. Dabei läfst sich auch einmal vom Neuesten sprechen. 3) Er soll einen Überblick gewinnen auch über die neuere Litteratur. Dabei soll auch Zola nicht prüde übergangen werden; ganz unpraktisch wäre es, Zola ganz totzuschweigen. Die Schüler müssen einmal von ihm gehört haben, das Grofse an seinen Werken zu schätzen wissen.

Direktor Walter-Frankfurt a/M. meint, man müsse sich bei Behandlung der Litteratur auf das Nötigste beschränken. Die Zeit sei zu kurz und die Frage, wie man sie am besten verwende, müsse mafsgebend sein. Vieles Lesen sei die Hauptsache; gehe man aber zuviel auf litterarische Einzelheiten ein, so bleibe nicht viel Zeit mehr übrig. Man wähle lieber geeignete Chrestomathieen, oder schaffe welche. (Zwischenruf: „Es giebt schon zu viele!“)

Direktor Tendering: Der Zweck seines Vortrags sei von Geh.-Rat Münch richtig charakterisiert worden. Thiers werde ja schon in UII gelesen, aber man könne doch bei der Lektüre der Femmes savantes nochmals darauf hinweisen. Manches könne man übergehen oder bei anderer Gelegenheit anknüpfen. Er habe nur die Frage beantworten wollen, wie man schon an ein einziges Stück das Meiste anknüpfen könne. Selbstredend sei nicht die Lektüre eines Tertials, sondern die gesamte Lektüre des Schülers für den vorliegenden Zweck nutzbar zu machen.

Universitäts-Bibliothekar Dr. E. Seelmann-Bonn: „Über den Anteil der Kleriker an der altfranzösischen Volksepik“. Von der altfranzösischen Volksepik gilt in weiten Kreisen die Anschauung, dafs sie im Gegensatz zu der aus alten Mythen erwachsenen ‘allgemein menschlich’ sich äufsernden germanischen Heldendichtung von Anfang an einen echt national ausgeprägten und christlichen Charakter zeige. Weder das erste, das uns hier nicht angeht, noch das andere trifft zu. Nicht christlich, sondern klerikal mufs es heifsen. Und zwar ist der Anteil der Kleriker, wie gründliche Einzelforschung darthun wird, ein so ungeahnt eingreifender und umfassender, dafs man in Zukunft wahrscheinlich die ganze uns erhaltene sogen. Volksepik als klerikale oder mindestens als

klerikal gestaltete oder verarbeitete Dichtung betrachten dürfte. Ich betone ausdrücklich 'die ganze uns erhaltene sogen. Volksepik', denn es ist viel zu wenig oder noch gar nicht berücksichtigt, daſs fast alles, was uns aus älterer Zeit überliefert ist, durch Kleriker oder klerikal geschulte Männer aufs Pergament gebracht ward: klerikalem Gutdünken, klerikalem moralisierenden Ermessen blieb es überlassen, welches Stück echter oder nachgekünstelter Volksdichtung der Nachwelt übergeben, uns somit erhalten bleiben solle. Und diese Kleriker waren nicht nur wütende Gegner und Verfolger des nichts weniger als christlich-sittlichen Jongleurgeschlechtes, sie traten auch in ihrem eigenen Interesse frühzeitig als litterarische Konkurrenten auf. Es ist hier nicht Ort und Zeit, den überreichen Stoff verarbeitet vorzulegen: ich muſs mich mit Andeutungen begnügen, daſs es mir gelungen ist, selbst ein eigenes, ursprünglich wohl berechnetes, in der Folgezeit unbewuſst und ungeahnt fortgepflanztes klerikales System zu entdecken.

Klerikal ist vor allem die als Grundzug durch die gesamte altfr. volkstümliche Epik gehende unverkennbare Tendenz, die vom Volke gefeierten und von Volksdichtern demnächst wohl auch besungenen Volks- und Kriegshelden in echte Glaubenshelden, die gegen das Ausland gerichteten Kriege und Unternehmungen in reine Glaubenskämpfe umzuwandeln. Dieser Tendenz wurde jegliche historische Wahrheit geopfert, und was auch immer zersprengt von historisch-geographischen Daten den Fabeleien eingefügt ist, es läſst sich unschwer nachweisen, daſs es erst nachträglich den Klosterchroniken entnommen, in keinem Falle aber volkstümlich gewesen ist. Man hat mit groſsem Eifer gerade die Hauptführer der Heiden: Marsilie, Baligant, Agolant u. s. w. historisch nachzuweisen gesucht — sie sind ebenso wenig entdeckt, wie die Heidenstädte Naples (Noples, Noble etc.), Rise, Balide u. s. w. Ebensowenig ist es auch von jemand seither zu deuten gewuſst, weshalb gerade das ehrbare Schweizerstädtchen Lausanne in der Epik zu dem übeln Ruf kommen konnte, mit Mainz als Brutstätte des weitverzweigten Verrätergeschlechtes zu gelten, und ebenso wenig, wie das spanische, völlig unbedeutende Provinzialstädtchen Balagner in derselben Epik zu sprüchwörtlicher Berühmtheit gelangen mochte. Man wird später lächeln über die Harmlosigkeit, mit welcher nachgeborene ungelehrte Jongleurs und — hochgelehrte Romanisten das epische Losenge harmlos mit dem schweizerischen Lausanne, Genne mit Genève, Rise mit Reggio u. s. w. identifizieren mochten, und viele Jahrhunderte erst verflieſsen konnten, ehe der erheiternde Sachverhalt enthüllt ist.

Nun denn, alles das sind in Wahrheit die Nachwirkungen eines raffiniert vorarbeitenden Klerikalismus; und das vielleicht schon im 9. Jahrhundert ausgedachte System, dessen Grundzüge selbst aus der spätesten Epenschicht noch deutlich hervortreten, ist von verblüffender Einfachheit. Genau der allgemeinen Tendenz, die politischen Helden in Glaubenshelden, die äufseren Kriege in Glaubenskriege umzuwandeln, entsprechen klerikalerseits alle Weiterungen und Einzelheiten. Der Kampf des Frankentums mit dem Auslande geht auf in einen Kampf des Christentums mit dem Heidentum. Christentum und Macht des Guten, Heidentum und Macht des Bösen sind im klerikalen Epos gleichbedeutend. Sinnbildlich ist das Reich des Guten das Paradies, das Reich des Bösen die Unterwelt. Im Paradiese herrscht eitel Lust und Freude, in der Hölle Pein und Qual. Folgerichtig heifst die Burg der Christen der 'Freudenberg' (*Montjoie*), wird der Kriegsruf der Christen fortan in der gesamten französischen Volksepik '*Montjoie*', zieht der Schirmherr der Christenheit mit dem 'Freudenschwerte' (Spata Gaudeosa, *Joiuse*) in den Glaubenskampf. Der grofse Karl, der spätere Heilige der katholischen Kirche, wird sichtbar zum Werke der Vorsehung: Engel erscheinen ihm im Traum, um ihm die Befehle der Gottheit zu überbringen, Engel schirmen ihn vor den Wirkungen der furchtbaren Wunderwaffen der Heiden; Engel und Heilige treten selbst zum Schutze seiner Scharen in den Kampf ein; steht er ratlos vor unheimlichen Wegehindernissen, so erscheint als des Himmels Bote ein (weifser) Hirsch, der die Führung übernimmt; ja, ist es nötig, so geschehen Zeichen und Wunder, die Sonne hemmt ihren Lauf u. dgl. mehr. Ebenso folgerichtig sind seine Feinde der Teufel, Fürsten des Bösen, Könige, Völker und Orte der Unterwelt, des Dunkelreiches, der Finsternis, der Qual u. s. w. Es ist geradezu überraschend, wie mannigfach den einfachen Begriff 'Unterwelt' oder 'Hölle' klerikale Gelehrsamkeit und Findigkeit wiederzugeben verstanden hat. Die griechische ἄβυσσος, der Ἀχέρων, das βάραθρον, der τάρταρος, der lateinische orcus, das atrum, die poena, die tenebrae, die alttestamentliche gehenna, die altsächsische Hel, nordische Niflhel u. s. w. haben beisteuern müssen, um den Klerikern Namen für die Heidenfürsten und -Länder zu leihen. Aus der Überfülle des Stoffes sei genannt: *Nabugant roi d'Asbiesme, une terre de la* (R. v. Aspr.), *uns Sarrazins Abismes* (Rol.); *le roy Aquaron* (Godefr. de Bouill.); *dieu Baratron (Balatron, Baraton)*, bekannter vielgenannter Heidengott, auch Königsname; *le roi Tartaire* (Galien, ed. Stengel). Besonders das Reich des Orcus, *Orcanie, Orcoise,*

hat der klerikalen Epik sich dienstbar machen müssen. Bereits in einer Predigt des heil. Eligius († 659) wird vor der Anrufung des Orcus gewarnt. Von den verschiedenen Königen des Orcus-Landes sei nur genannt Lot. Da Artus als Herrscher des (unterirdischen) Feenreiches galt, so war es nur billig, wenn er zum Schwager einen *roi d'Orcanie* hatte. Im Orcus hausen die Geister der Unterwelt: (keltisch-romanische) Feen und (altnordische) Elfen. Streitrosse aus Orcus-Land, die berühmten *destriers d'Orcanie,* ein gefeites oder Feenrofs '*cheval faé*', oder schliefslich ein Elfenrofs (altnordisch alfar-hros: *destrier alfar, auferrant* (*alfar-anus), *aufarin* (*alfar-inus) sind also als 'Teufels-Pferde' ursprünglich wesensverwandt. Bekanntlich mufste auch das berühmteste Rofs der altfranzösischen Epik, der treue Bayard (ein verkapptes altnordisches Götterpferd!), erst aus einem Höllenberge geholt und dem bewachenden Teufel abgezwungen werden. Ich nenne ferner *le roy d'Atre* (Jean des Preis), *le vieil Tenebre* (Chev. Ogier), und als Sitze der Heiden *lo val Tenebrox* (Mort etym.), *Val-Penuse* (Rol.), *Valpence* (Aspr.), während *Lucifer* und Stellvertreter als Heidenfürsten gar nicht näher betrachtet werden sollen. Wie der Begriff der Unterwelt oder Hölle, so ist der des Bösen schlechthin für die heidnische Namengebung ausgebeutet. In erster Linie hat naturgemäfs das lateinische malus, fernerhin aber auch das altsächsische, in der Bibelübersetzung so häufig wiederkehrende balo 'Böses', 'Sünde' zu Namenbildungen beisteuern müssen. Karl, der mit dem Christentum zugleich das Gute beschützt und mit dem Freudenschwerte Joiuse gerüstet ist, hat zu Widersachern vornehmlich den 'Herrn des Bösen' *Marsires* etc. (Urform *Malsires, latinis. Marsirus), den 'Bösing' *Baligant, Belvigandus* (Balicanus bzw. Bäluicanus), dessen Speer 'Bosheit' *Maltet*, dessen Sohn 'Böseſürst' *Malprimes* ist. Beiden gesellt sich in einer Überlieferung als Bruder ein 'Falschling' *Falsaron* zu. Unter des 'Bösings' Baligant Scharen stammt die zehnte aus 'Bösenstedt' *Balide* (altsächs. Bal + ithi; würde Balide, Balede oder Bälde niederdeutsch geworden sein): „*c'est une gent ki unkes bien ne volt*". Vor allem aber hat es 'Bösenfurt' *Balasgued, Balegues* in der altfranzösischen Volksepik zu einer, wie schon angedeutet, sprüchwörtlichen Berühmtheit gebracht. Und um schon hier dem ungerecht verdächtigten ehrbaren Schweizerstädtchen Lausanne seinen guten Ruf wiederherzustellen, will ich verraten, dafs die epischen Verräter nur darum '*hommes de Losenge*' sind, weil sie 'Leute der Hinterlist' 'des Verrates' (altsächs. Losinga) sind, ebenso wie Ganelon nichts weniger als ein Lobredner und Speichellecker ist,

wenn er *li losengier*, d. i. losingarius, 'der hinterlistige' genannt wird. Das Zauberkraut aber, das ein ahnungsloser Jongleur im Ganfrey dem Vater des Ganelon auf fast zwei Seiten andichtet, ist nichts anderes als ein 'Betrugs- oder Trugkraut'; es heifst nämlich '*en sarrazinois*' *Durginas* — auf gut altsächsisch drugina! Ich schliefse die Kette meiner lose herausgegriffenen Beispiele klerikaler Findigkeit mit dem Namen der Epenstadt *Gene, Genne,* die von späteren Jongleurs und heutigen Romanisten leichten Sinnes mit der Schweizerstadt Genf (episch *Genve*) identifiziert ist. Dieses Gene ist der Sitz des Zauberers Bassin, der im Jehan de Lanson eine Rolle spielt, und dessen Kämpfe mit Karl d. Gr. der biedere altwallonische Jean d'Outremeuse unserem Gedächtnis glücklicherweise überliefert hat. Wie hier nicht im einzelnen nachgewiesen werden kann, stammen oder kommen alle Zauberer, Zauberdinge u. s. w. in der altfranzösischen Epik, dank klerikalen Eingreifens, von der Hölle und den Heiden und müssen daher von den Christen erst erobert, die Personen gegebenenfalls zur Umkehr zum Guten gebracht werden. Wie regelrecht, haben die Hauptnamen eine ungeahnt tiefere Bedeutung: der Zauberer *Bassin de Genne* ist nichts anderes als ein 'Zwerg aus der Hölle' (Bassinus de Gehenna), und als solcher pafste er in der Zeit, bevor er sich bekehrt und ob seiner Wunderhilfe im Dienste des Christentums von Karl d. Gr. zum Pair befördert ward, so recht zu seinem räuberischen Genossen, dem *nain Elain,* d. i. wiederum einem 'höllischen Zwerg' (nannus *Hel-anus, von der altsächs. Hel, deren Name in zahlreichen Orts- und epischen Namen wiederkehrt). Und ebenso begreift es sich, wie derselbe Bassin de Genne als 'Höllenzwerg' auch der Ersatzmann des niederländischen *Elegast* oder *Eligast,* altsächs. *Helle-gast oder *Helligast, also wiederum eines 'Höllengeistes' werden konnte. Durch die Bestimmung von Genne als gehenna wird zugleich eine merkwürdige Form im Turpin, die bisher völlig rätselhaft bleiben mufste, klar gestellt. Dasselbe Genne war (wie ganz selbstverständlich, wenn es gehenna ist) zuerst Heidenstadt und ward dann von Renier erobert, dessen Sohn daher den Zunamen de Gennes führt. Unerklärt war nun, wie im Turpin dafür ein Oliverius comes Gebenensis eintreten konnte. Das Rätsel ist gelöst, wenn man an die enge Verwandtschaft und wiederholt beobachtete Verwechslung des handschriftlichen ḥ und b denkt: auch der mittelalterliche Kopist konnte sich offenbar bei einem comes gehenensis nichts rechtes mehr denken und fafste das *h* fälschlich für *b*. — Ich gedenke den Gegenstand in weiterem Umfange und in abgerundetem System in meiner zum

Druck vorbereiteten Schrift: 'Die Sage von Agolant auf ihren Ursprung zurückgeführt. Mit einer Einleitung über Ursprung und Entwicklung der altfranzösischen Volksepik im Lichte neu entdeckter Thatsachen. Weimar, Verlag von E. Felber', wieder aufzunehmen.

Zur Diskussion ergreift Univ.-Professor Suchier-Halle das Wort, um unter freundlicher Anerkennung des durchaus Neuen und Ansprechenden gegen Identifizierung von Genne und gehenna Einspruch zu erheben. Ersteres sei bei den altfr. Epikern stets zweisilbig: *Genne, Genve,* letzteres dagegen gebe dreisilbiges *ge-hen-ne, ge-i-ne.* Der Vortragende verzichtete in Rücksicht auf die beschränkte Zeit auf eine sofortige Widerlegung, legte jedoch gleichzeitig eine von ihm hergestellte Karte vor, auf der er das fragliche epische Genne auf Grund eingehender Sonderforschungen lokalisiert nachgewiesen zu haben angab. [Von der gelehrten Fortpflanzung des biblischen gehenna zu scheiden ist die volkstümlich-dialektische Sonderentwicklung desselben gehenna in ostfranzösischen Ortsnamen. Das epische Genne ist nachweislich identisch mit dem heutigen Gesnes im Département de la Meuse, nicht weit von Vienne-le-château (dem epischen Viane) und Lançon (dem Sitze des Jehan de Lanson). Dieses Gesnes, das südlich ein Bois Emont (dialekt. = *Hel-mont 'Höllenberg') zur Seite hat, ist urkundlich bereits im 10. Jahrhundert als *Jeines*, 1272 als *Gennes* zu belegen. Zu der dialektischen Sonderstellung des epischen Genne kommen aber noch alle die übrigen Stützen für die Deutung der Genne als gehenna in Betracht, die oben angebracht, vom Herrn Opponenten aber gar nicht weiter berücksichtigt sind.]

Univ.-Professor Dr. Lindner-Rostock spricht: „Über eine Reform des neusprachlichen Staatsexamens". Nachdem der Vorsitzende darauf hingewiesen, dafs bei der Kürze der zu Gebote stehenden Zeit eine Diskussion über diese wichtige Angelegenheit sich nicht durchführen lassen könne, bittet er dieselbe bis zum nächsten Neuphilologentage in Hamburg aufzuschieben. Der Redner äufsert sich darauf etwa wie folgt: „Die eine Stunde, welche jetzt auf die Prüfung in je einem Hauptfache verwandt wird, genügt nicht. Der Examinator kann sich bei dem jetzigen Umfange der Fachwissenschaft in so kurzer Zeit kein sicheres Urteil über die Kenntnisse des Kandidaten bilden; der Examinand aber stöfst auf besondere Schwierigkeiten, indem es ihm bei der Kürze der Zeit meist unmöglich ist, eine etwaige Scharte wieder auszuwetzen. Die Folge der jetzigen Prüfungsart ist meist mechanisches Auswendiglernen, besonders der Litteraturgeschichte. Es

ist das jetzige Examen in der That mehr eine Prüfung des Gedächtnisses, als der Kenntnisse, und daher das Bestehen oder Nichtbestehen desselben grofsen Zufälligkeiten ausgesetzt.

Mein Vorschlag — mit dem ich übrigens einer Kirtingschen Anregung folge — geht nun dahin, dies Examen in zwei Prüfungen zu zerlegen. Es würde dies nichts so Ungewöhnliches sein, denn die Theologen, Mediziner und Juristen müssen sich ja auch zwei Prüfungen unterziehen, in Baiern auch die Philologen.

Die erste Prüfung müfste gleich beim Abgange von der Universität abgelegt werden und sich auf die sogenannte „Allgemeine Bildung" mit Ausnahme der Pädagogik und auf die Hauptdisziplinen der gewählten Fächer erstrecken. Sie müfste wesentlich leichter sein, als das jetzige Staatsexamen, die schriftlichen Arbeiten müfsten nur in Klausur angefertigt werden. Jeder, der seine Studienzeit einigermafsen ausgenützt hat, müfste die bestimmte Aussicht haben, dies Examen zu bestehen. In der Litteraturgeschichte dürfte nur nach dem gefragt werden, was der Kandidat selbst gelesen hat. Darauf wäre besonderes Gewicht zu legen. Denn so wie es jetzt thatsächlich steht, kann es nicht bleiben. Die Studenten lesen die Schriftsteller selbst nicht mehr — oder wenigstens nur in sehr bescheidener Ausdehnung — sie lesen, hören und eignen sich nur Urteile über dieselben an. Jeder Examinator findet sofort heraus, welches „Paukbuch" dem Examinanden seine Kenntnisse übermittelt hat. Solch auswendig gelerntes, in kürzester Zeit wieder vergessenes Zeug hat keinen Wert, weder für den Kandidaten, noch für die Schule, an der er einst unterrichten soll. Dies „Einochsen" ist schülerhaft und steht einem Studenten nicht an. Und doch läfst es sich jetzt kaum vermeiden: das Gebiet ist eben zu grofs, um es durch eigene Lektüre in verhältnismäfsig kurzer Zeit einigermafsen bewältigen zu können; die eine Prüfungsstunde entscheidet über die nächste Zukunft, was bleibt da übrig, als zum Kompendium zu greifen und sich auf das Gedächtnis zu verlassen? Nach bestandenem ersten Examen mufs der Kandidat die beiden Probejahre absolvieren. Das wird jetzt von den Meisten als eine schwere Last empfunden, weil ihre Zeit lange nicht genügend ausgefüllt wird. Da sie jetzt vor Antritt der Probejahre ihre Prüfungen schon hinter sich haben, fehlt ihnen der für viele so notwendige äufsere Anstofs zu wissenschaftlichem Fortarbeiten. Der ist aber sofort gegeben, wenn sie nach den beiden Probejahren, innerhalb deren sie die schriftlichen Arbeiten anzufertigen haben, noch eine zweite Prüfung ablegen müssen, welche etwa dem jetzigen Staatsexamen entsprechen müfste.

Die „allgemeine Bildung" mufs dabei als durch das erste Examen dargelegt betrachtet werden, die Pädagogik gehört aber erst in das zweite. Besonderes Gewicht ist auch hier darauf zu legen, dafs sich der Kandidat seine Kenntnisse in der Litteraturgeschichte nicht durch mechanisches Auswendiglernen, sondern durch eigene Lektüre angeeignet hat. Für den Examinator ist es nicht schwer, das festzustellen. Diese Forderung ist bei der Masse der Litteraturprodukte in den modernen Sprachen viel mehr im Auge zu behalten, als auf dem Gebiete der alten Philologie. Ein gewisser Kanon dessen, was zu lesen ist, wird sich durch Gewohnheit gar bald ganz von selbst feststellen.

Eine Einteilung der Zeugnisse nach Graden, je nach der Befähigung in den unteren, mittleren oder oberen Klassen unterrichten zu dürfen, müfste ganz wegfallen; entweder besteht der Kandidat das Examen ganz oder er fällt eben durch. Die Facultas für mittlere oder gar untere Klassen zu erteilen, halte ich überhaupt für recht verfehlt. Es wird dazu kaum mehr verlangt, als von einem guten Abiturienten verlangt werden kann. Wer nach mehrjährigem Studium sich zum Examen für mittlere Klassen meldet, stellt sich damit eigentlich selbst ein Armutszeugnis aus und pafst recht wenig für den Lehrerberuf. Oft wird auch die Facultas für mittlere Klassen verliehen, wenn der Kandidat den Anforderungen der Prüfung für die oberen Klassen nicht genügt. Das ist aber im Grunde genommen ebenso schlimm wie der erste Fall. Darum ist es immer am besten, wenige Fächer für obere Klassen sich auszusuchen und diese gründlich zu studieren, als daneben oder allein eine Menge mittlerer Fakultäten sich zu verschaffen. Hat jeder angestellte Lehrer das und nicht ein (mehr oder weniger gutes) Examen bestanden, dann wird dadurch auch das Ansehen des ganzen Standes gehoben werden.

Ich betrachte die ev. Einführung dieser Neuerung nicht als eine Erschwerung für die Kandidaten. Thatsächlich liegt ja jetzt doch die Sache so, dafs die meisten zweimal vor der Prüfungsbehörde erscheinen. Dadurch verlieren sie aber nur Zeit, da sie vor bestandener Prüfung die Probejahre nicht antreten dürfen. Der Hauptvorteil aber würde sein, dafs das leidige Auswendiglernen dann auf das geringste Mafs beschränkt werden würde.

Vortrag des Privatdozenten Dr. Schultz-Berlin: „Über ein wenig bekanntes litterarisches Testament J. J. Rousseaus". Das Testament ist enthalten in einem seit 1836 auf der Berliner Königlichen Bibliothek unter der Signatur As 12916 befindlichen Büchlein von 62 Seiten mit dem Titelblatt „Le Testament de

Jean Jaques Rousseau" und der Jahreszahl 1771. Wie der verdienstvolle Rousseau-Kenner Albert Jansen bemerkt, ist in den Rousseauschriften nirgends von dem Testament die Rede. Es handelt sich um die beiden Fragen: 1) Ist die Schrift echt? 2) Wie kommt es, dafs sie ganz verborgen geblieben zu sein scheint? Diesen beiden Punkten hat schon Jansen in seinem Buche: J. J. Rousseau, Fragments inédits, Recherches bibliographiques et littéraires, 1882" seine Aufmerksamkeit geschenkt, Für die Echtheit giebt es einen ziemlich starken positiven Beweis. Auf der Bibliothek zu Neufchâtel befindet sich ein unedierter Brief des Herrn v. St. Germain vom 28. Februar 1770 an Rousseau, in welchem er diesem davon abrät, nach Paris zu kommen. Rousseau wollte nämlich, da er glaubte, die Feinde wollten sein Ansehen vernichten und hätten ein Komplott gegen ihn geschmiedet, von England nach Paris zurückkehren, um seine verleumderischen Widersacher zu brandmarken. Dieser Brief nun, an dessen Authentizität Jansen keinen Augenblick zweifelt, stimmt inhaltlich mit dem Schlufs des Testamentes ziemlich überein; auch innere Grtinde sprechen für die Echtheit des Testamentes. Schwieriger aber ist es, die zweite Frage zu beantworten. Es mufs doch auffallen, dafs bei den Zeitgenossen Rousseaus nirgends von dem Testament die Rede ist. Jansen sagt, der Titel habe abgeschreckt, da das Fabrizieren von Testamenten damals sehr gewöhnlich war. Gehen wir auf den Inhalt des Testamentes, der sozusagen noch unbekannt ist, ein, so finden wir, dafs Rousseau seine Hauptwerke Revue passieren läfst und über dieselben seine Ansicht ausspricht. Er will sie nicht für sich selbst sprechen lassen, sondern geht sie einzeln durch, um gewisse Schroffheiten zu mildern, wie er sagt, und um aller Welt einen Beweis von der Güte seines Charakters zu geben. Es zeichnet sich durch einen Ton überlegener Ruhe, durch klare, lichtvolle Darstellung sowie durch seine anziehenden Urteile aus, von denen das über die Nouvelle Héloise in mehr als einer Hinsicht namentlich eigenartig ist; merkwürdigerweise hat er den Roman nicht in zwei Teile zerlegt. Die Hauptfehler des zweiten Teiles, die Weitschweifigkeit, Süfslichkeit und Sentimentalität scheint er gar nicht empfunden zu haben. Auf die Betrachtung seiner Schriften folgen mehrere Abschnitte, die anfangen mit einem je repens, je demande pardon, je regrette u. s. w.; diese sind vielfach ironisch gehalten. Er bereut es, gesagt zu haben, dafs die Mehrzahl der Akademieen lächerliche Institute seien, die Mediziner bittet er ausdrücklich um Verzeihung, dafs er ihre göttliche Kunst mifsachtet habe. Am Schlusse stehen noch einige Worte über

sein vermeintliches sonderbares Wesen, und er bereut es in gewisser Weise, das vorliegende Testament geschrieben zu haben, anstatt zu schweigen. Damit schliefst er.

Die Reihe der Vorträge schliefst mit einem Bericht des Professors Dr. Karl Vollmöller-Dresden über seinen „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie". Redner verbreitet sich näher über 1) Zweck und Ziele, 2) Plan und Einrichtung, 3) bisherige Schicksale und künftige Gestaltung seines Berichts. Derselbe soll zum erstenmal eine zusammenhängende Darstellung der gesamten Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiet der romanischen Philologie und ihrer Grenzwissenschaften innerhalb eines jeden Jahres dem Leser darbieten. Über die Zweckmäfsigkeit und Notwendigkeit eines solchen Unternehmens dürfte wohl kaum ein Zweifel bestehen. Denn die romanische Philologie empfindet mehr und mehr ein dringendes Bedürfnis nach einer periodisch-kritisch zusammenfassenden Darstellung ihrer gesamten Forschungsresultate. Sie bedarf bei ihrem Fortschreiten aber auch mehr und mehr der Resultate aller Grenzwissenschaften. Über alle den romanischen Philologen irgendwie angehenden Arbeiten auf den Grenzgebieten, z. B. der lateinischen, germanischen, keltischen, semitischen Sprach- und Litteraturwissenschaft, der Theologie, Geschichte und Rechtswissenschaft, der Kultur- und Kunstgeschichte, bringt der Jahresbericht sachkundige Referate. Auch den besonderen Bedürfnissen des Schulmanns soll er dienen. Die romanische Philologie verdankt ihren Aufschwung während der letzten Jahrzehnte vornehmlich den Anforderungen, welche die Schule stellte. So wird es stets ihr Bestreben sein, den Sprach- und Litteraturunterricht mehr und mehr zu durchgeistigen, ihn rationeller und bildender zu gestalten. Es wird darum auch der Jahresbericht stets die direkt die Schule angehenden grammatischen und litteraturgeschichtlichen Arbeiten, die Textausgaben für die Schullektüre und alle einschlägigen pädagogischen Fragen, die in der Litteratur Behandlung gefunden haben, in kritischen Referaten beleuchten.

Bei Besprechung der Schicksale seines Jahresberichts gedenkt Redner des langen und auch für weitere Kreise interessanten Prozesses, welchen er mit dem früheren Verleger des Werkes gehabt hat und aus dem er als Sieger hervorgegangen ist. Das 115 Folioseiten umfassende, für jeden Schriftsteller höchst wertvolle Urteil dieses Prozesses legt Redner der Versammlung vor. Leider ist durch den langen Streit mit dem Verleger das Erscheinen des

Berichts mehrere Jahre unterblieben; doch soll der nächste Band gleich vier Jahre (1891—94) umfassen, sodafs das Unternehmen wieder vollständig aufs Laufende kommt und doch keine Lücke entsteht. Der gröfste Teil des Manuskriptes für diesen Band ist bereits in den Händen der Redaktion. Die Leitung der Zeitschrift liegt jetzt allein in den Händen des Redners; einige Fachredakteure stehen ihm zur Seite. Schliefslich bittet er um allseitige Unterstützung seines Unternehmens und empfiehlt es auch den Lehrerbibliotheken.

Hiermit ist die Reihe der Vorträge beendet.

Mit allen gegen zwei Stimmen wird noch die in dem Berichte über die vierte allgemeine Versammlung (S. 67) mitgeteilte Resolution angenommen.

Eingelaufen ist ein Begrüfsungstelegramm des Kartellverbandes neuphilologischer Vereine, Vorort Bonn. Die ausgelegte Präsenzliste weist die stattliche, bisher unerreichte Anzahl von 125 Teilnehmern auf, unter denen zehn Universitätsprofessoren.

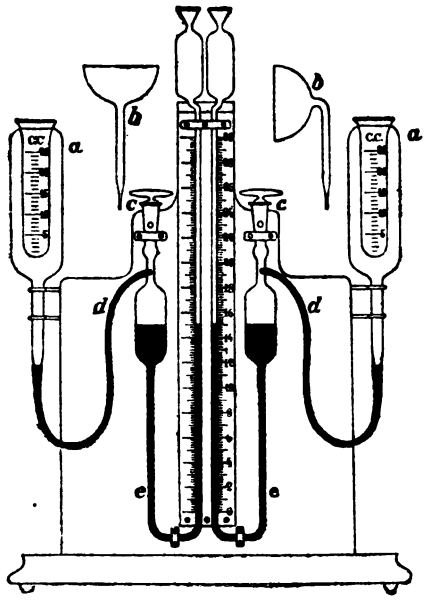
Vor Schlufs der Sitzungen dankt der Vorsitzende für die rege Teilnahme und drückt seine besondere Freude über das einmütige, ersprieſsliche Zusammenwirken von Universität und Schule aus. Den Herren, welche Vorträge gehalten, habe der allgemeine Beifall, den ihre Ausführungen fanden, und die lebhaften Diskussionen, die sich an dieselben anschlossen, gezeigt, mit welchem Interesse die Versammlung den Vorträgen gefolgt sei. Erfreulich sei es auch, dafs die Vorträge einzelner Herren einen lebhaften Meinungsaustausch über praktische Schulfragen veranlafst haben, wodurch die Lösung mancher wichtigen, die Schulreform betreffenden Frage gefördert worden sei. — Direktor Steinbarth dankt im Namen der Sektion den Vorsitzenden für die vortreffliche Leitung der Geschäfte.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion konstituierte sich unmittelbar nach dem Schlufs der ersten öffentlichen Sitzung in dem Auditorium des städtischen Realgymnasiums unter dem Vorsitze des Direktors der genannten Anstalt, Dr. Schorn. Es schrieben sich 52 Teilnehmer in die Liste ein, eine Zahl, die nach dem vorausgegangenen Kongrefs der Mathematiker in Braunschweig und der Naturforscher zu Köln vom Vorsitzenden nicht erwartet war. Derselbe gab seiner Freude hierüber Ausdruck, aber auch seinem Bedauern, dafs kein mathematischer Vortrag angemeldet sei. Es wurde alsdann der Plan festgesetzt, wie die freie Zeit in naturwissenschaftlicher Hinsicht nutzbar zu verwerten sei und alsdann die Sitzung geschlossen. Am Nachmittage desselben Tages besichtigten die Mitglieder unter Führung des Oberlehrers Dr. Hilburg, sowie der betreffenden Herren Ingenieure die städtischen Elektrizitäts- und Wasserwerke; so war die willkommene Gelegenheit geboten, diese grofsartige Anlage unter fachmännischen Erläuterungen im einzelnen kennen zu lernen.

Für Donnerstag Morgen 9 Uhr war eine Sitzung in dem Auditorium des Realgymnasiums angesagt. In den Besprechungen wurde der Antrag gestellt, ob es nicht zu ermöglichen sei, die Sammlungen der Universität Bonn besichtigen zu dürfen, wie ja auch die Archäologen zu gleichem Zwecke dorthin gefahren seien. Der Vorsitzende bemerkte, dafs von seiten der Universität keine entsprechende Aufforderung erfolgt sei, obschon das Comité die Professoren sämtlich zur Kölner Versammlung eingeladen habe. Es folgte nunmehr der von vielen schlagenden Experimenten begleitete Vortrag des Prof. Dr. Looser aus Essen über das von ihm konstruierte Differenzial-Thermoskop. Dasselbe besteht der Hauptsache nach aus zwei nebeneinanderstehenden, oben durch einen Hahn verschliefsbaren Glasröhren in der Form der Heberbarometer, die mit einer Indigolösung in Alkohol gefüllt sind und selbst

einen geringen Wärmeunterschied an der Skala deutlich sichtbar erscheinen lassen. Durch einen Gummischlauch steht je ein Schenkel der beiden Uförmig gebogenen Röhren mit seitlich angebrachten Kapseln aus Glas in Verbindung, in denen die verschiedenen Wärmeversuche vorgenommen werden; die Erwärmung resp. Abkühlung der Luft hebt resp. senkt die Flüssigkeitssäulen in ganz überraschender Weise. Es wurde nun unter anderem gezeigt: die Ausdehnung der Körper durch die Wärme beim Berühren mit der Hand, die Unterschiede der spezifischen Wärme und der Wärmeleitung der verschiedenen Körper, die bei chemischen Verbindungen



aller Art erzeugte Wärme, die beim Schmelzen verbrauchte Wärme, die freiwerdende Wärme bei der Eisbildung des unterkühlten Wassers, die Krystallisationswärme, die verschiedenen Wirkungen der Verdunstung; interessant war das Thermoskop als Manometer, z. B. Nachweis der Osmose, Verbrauch des Sauerstoffs bei der Oxydation, Absorption der Luft in Kohle und Kohlensäure, die Saugwirkung etc. etc. In all den vorgeführten Fällen gab das Thermoskop die denkbar günstigsten Resultate. Der reiche Beifall, den der Vortragende und zugleich Erfinder erntete, zeugte von der Befriedigung der Anwesenden; es dürfte auch wohl kaum ein Apparat gedacht werden, der die verschiedenen Wirkungen

der Wärme deutlicher angeben könnte, sodafs derselbe zur Anschaffung für den physikalischen Unterricht entschieden empfohlen werden kann.

Freitag Morgen erfolgte die Besichtigung des naturhistorischen Museums in der Eigelsteinthorburg, wobei der Kustos der Sammlungen, Oberlehrer Dr. Hilburg, die Führung übernahm. Im botanischen Zimmer waren von Dr. Esser verschiedene frische Präparate, wie lebende Protoplasmamasse, geflügelte Reblaus etc. aufgestellt. Dr. Hilburg machte auf die interessantesten Objekte aufmerksam; er zeigte zunächst die zoologische Sammlung, namentlich die Käfer und Schmetterlinge, dann das mineralogisch-geologische Kabinett mit vielen Merkwürdigkeiten — unter anderem ein grofses Modell des Salzbergwerks Thiederhall in Glas — und schliefslich die reichhaltige Sammlung, die der verstorbene Kaufmann van der Zypen der Stadt geschenkt hatte. Dann erbat sich Direktor Hintzmann-Elberfeld das Wort und führte aus, dafs durch die Eröffnungsrede, die der erste Vorsitzende der Kölner Versammlung am Mittwoch gehalten habe, das Ansehen und das Wirken der Spezialkollegen dem Publikum gegenüber herabgesetzt sei, indem dort den klassischen Studien fast allein die Befähigung zugesprochen wäre, die Jugend in idealer Weise zu bilden und zu leiten; er schlage also vor, folgende Resolution anzunehmen: Siehe S. 67 d. Verh.

Der Vorsitzende, Direktor Dr. Schorn, erklärte, er wolle einige Gegengründe gegen diesen Vorschlag anführen, unter denen er namentlich berührte, dafs das Bekanntwerden einer etwaigen Uneinigkeit nach aufsen hin einen unangenehmen Eindruck machen würde, auch würden die Beziehungen der klassischen und der naturwissenschaftlichen Richtung durch jene Rede und diese Resolution sich nicht wesentlich verschieben. Direktor Börner-Elberfeld entgegnete, dafs ein Gefühl der Unzufriedenheit seit jener Rede herrsche, und dafs die Tage des Beisammenseins durch die grofse Zurücksetzung der Fachgenossen teilweise ungemütlich geworden seien. Man sei es sich selbst und seiner Stellung schuldig, da die genannte Rede eine öffentliche gewesen sei, auch offen zu zeigen, welcher Meinung man sei. Nachdem noch verschiedene Stimmen in diesem Sinne sich geäufsert hatten, erklärte auch der Vorsitzende, der Resolution beitreten zu wollen, worauf dieselbe einstimmig von den anwesenden 48 Teilnehmern angenommen wurde. Direktor Schorn wurde ersucht, diesen Beschlufs dem ersten Vorsitzenden zu übermitteln, was derselbe in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Sektion übernahm. Derselbe lud auch die

Teilnehmer auf 3 Uhr nachmittags zu einer Besichtigung der reichhaltigen naturwissenschaftlichen Sammlungen des Realgymnasiums ein, wobei zugleich ein Vertreter der Firma E. Leybold Nachfolger einige neuere physikalische Apparate in Thätigkeit setzen würde. Dieser machte zunächst verschiedene Versuche über Drehstrom, zeigte Verbesserungen am Ampèreschen Gestell, erklärende Experimente zum Telephon, einen Apparat zur Bestimmung des spezifischen Gewichtes nach Drecker, eine Thermosäule nach Gülcher mit 4 Volt, verschiedene Apparate zur Entwicklung des Acetylen-Gases, einen Heifsluftmotor sowie in der dunkeln Kammer mehrere Versuche mit Strömen hoher Wechselzahl nach Tesla. Nachdem nun noch die reichhaltigen Sammlungen des städtischen Realgymnasiums für Physik und Naturgeschichte in Augenschein genommen waren, schieden die Teilnehmer mit dem Bewufstsein, für den physikalischen Unterricht manche Anregungen gefunden zu haben. In der öffentlichen Schlufssitzung gab Oberlehrer Dr. Schierning-Aachen das Referat über die Thätigkeit der Sektion.

Germanistische Sektion.

Erste (vorbereitende) Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1895.

(Beginn mittags 12½ Uhr.)

Nachdem Herr Oberlehrer Dr. Blumschein in Köln die Versammlung willkommen geheifsen hatte, wurden Prof. W. Wilmanns in Bonn und Oberlehrer Dr. Blumschein, die die vorbereitenden Arbeiten auf sich genommen hatten, zu Vorsitzenden, Privatdozent Dr. Berger in Bonn und Gymnasiallehrer W. Schollen in Barmen zu Schriftführern gewählt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1895.

(Beginn nachmittags 5 Uhr.)

Der Vorsitzende gedenkt in einer kurzen Ansprache der verstorbenen Fachgenossen und erteilt dann das Wort an den

Bibliothekar Dr. Kossinna-Berlin zu einem Vortrage „Über die deutsche Altertumskunde und die vorgeschichtliche Archäologie". Erst in neuerer Zeit hat die Mehrzahl der realen Disziplinen der germanischen Philologie an den Universitäten sichere Stellung zu gewinnen begonnen, die Privataltertümer entbehren sogar heute noch des strengeren Betriebes. Nichtsdestoweniger mufs bereits der Rahmen der germanischen Altertumskunde notwendig nach allen Seiten hin erweitert werden durch Aufnahme der unschätzbaren Errungenschaften der vorhistorischen Archäologie, die unsere durch mangelhafte Nachrichten getrübte Auffassung überall bereichert und berichtigt. Anfangs ausschliefslich in den Händen der Lokalhistoriker, später der Naturforscher, hat sie erst in allerletzter Zeit, nachdem sie ihr System ungefähr ausgebaut hat, bei einigen jüngeren Germanisten Pflege

gefunden. Nur völliger Mangel an Sachkunde kann es verschulden, wenn auch heute noch mancher vor dem vermeintlichen Vorherrschen des Laientums oder der angeblichen Unsicherheit und Unklarheit auf diesem Gebiete zurückschreckt oder gar die Grundzüge der heutigen prähistorischen Chronologie als unglaubwürdig hinzustellen sich unterfängt.

Das chronologische System einer germanischen Prähistorie mufs von dem paläolithischen Menschen der Diluvialzeit völlig absehen und kann auch bei dem neolithischen Menschen der Periode der Muschelhaufen (Kjökkenmöddinger) noch nicht einsetzen. Erst der jüngere Abschnitt der neolithischen Zeit, wo der Mensch die Anfänge des Ackerbaues kennt, die wichtigsten Haustiere besitzt, geschliffene und geglättete Steinwerkzeuge führt und eine gefällige Keramik ausübt, ist ethnographisch bestimmbar. Von diesem bereits als germanisch anzusehenden Zeitraum, der nach der Form der Steingeräte und der Grabbauten in vier Perioden geteilt wird und mindestens ein Jahrtausend gewährt haben mufs, zieht sich eine ununterbrochene Kette ganz allmählich sich ablösender Kulturverhältnisse herab bis in die geschichtliche Zeit. Da nun die Anfänge der Metallzeit, d. h. die Kupferzeit im Norden dem 17. Jahrhundert v. Chr. angehören, so fällt der Beginn der germanischen Steinzeit in den Anfang des 3. Jahrtausends.

Der Kupferzeit folgte sehr bald eine Periode zinnarmer Bronze und im 15. Jahrhundert die reife oder ältere Bronzezeit, deren in Norddeutschland und Skandinavien durchaus eigenartige Stilformen etwa bis zum Jahre 1000 reichen. Daran schliefst sich die jüngere Bronzezeit vom Ende des 11. bis Ende des 7. Jahrhunderts, in der fremde Muster stark hervortreten, und endlich die jüngste Bronzezeit, etwa 600—350 v. Chr., wo sich der Einfluſs der Hallstattformen und das erste Auftreten von Eisen bemerkbar macht. Die dann folgende La Tène-Periode, die erste volle Eisenzeit, verläuft in drei Abschnitten bis zu dem Beginn unserer Zeitrechnung und wird durch die römische, die Völkerwanderungs- und die Wikingerzeit fortgesetzt.

Die bei der Mehrzahl der römischen Historiker noch heute beliebte Verzerrung der germanischen Kultur zu barbarischer Wildheit wird in ihrer ganzen ungeschichtlichen Verkehrtheit durch nichts besser beleuchtet als durch die Ergebnisse der Archäologie. Während diese Gelehrten den Germanen römischer Zeit als Kleidung höchstens ein Stück Fell zuerkennen, finden wir schon mehr als ein Jahrtausend früher in den schleswigschen und jütländischen Eichensärgen der älteren Bronzezeit bei Männer- und Frauenleichen

die vollständigsten Bekleidungen aus Wollengewebe und nicht anders in den reichen Moorfunden der römischen Zeit.

Ebenso zeigen die zahlreichen Gräberfunde der vorrömischen Eisenzeit (La Tène-Periode), daſs das Eisen und insbesondere die Schwerter bei den Germanen nicht entfernt so spärlich vorkamen, wie die Rede des Germanikus an sein Heer bei Idisiaviso und des Tacitus Meldung in der Germania uns glauben machen könnten. Das sind eben rein römische Auffassungen.

In der Reitkunst, wie in der Schiffahrt wird die uralte Meisterschaft der Germanen durch die teils aus der älteren, teils der jüngeren Bronzezeit stammenden Felsenzeichnungen Skandinaviens mit ihren Reiterkämpfen und gewaltigen Seeschlachten erwiesen. Auch das Fahren auf vierrädrigen Wagen, das die Felsenzeichnungen und vollendeter die weit jüngeren Gesichtsurnen zeigen, scheint erst von den Germanen zu den Kelten und Römern gekommen zu sein (reda).

Für den religiösen Kult bedeutsam sind die wechselnden Bestattungsgebräuche und Grabbauten, die bis in die römische Zeit herab stets zunehmende Verkümmerung in den Beigaben der Toten, die mit dem Leichenbrand aufkommende Sitte des absichtlichen Zerstörens der wertvollsten Grabesbeigaben. Religiöse Symbole waren zweifellos die kleinen Bronzewagen (Kessel- und Deichselwagen); sakralen Zwecken dienten wohl auch die bewunderungswürdigen Bronzeblashörner (Luren) der jüngeren Bronzezeit.

In der Keramik zeigen eine verhältnismäſsig hohe Vollendung die Gefäſse der Gräberfelder vom sogenannten Lausitzer Typus der jüngsten Bronzezeit, die bemalten Gefäſse, die Gesichts- und die Hausurnen.

Bereits die Steinzeit zeigt einen weitreichenden Handel, noch viel mehr die Metallzeit, wo einerseits die Metalle, Kupfer, Bronze, Zinn und nicht zum wenigsten das Gold, andererseits der Bernstein bereits um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. weit herkamen und weit hinausgingen.

Ganz neue Grundlagen haben die Ergebnisse der Archäologie für das Wirtschaftsleben der Urzeit geliefert, indem sie mit der Vorstellung vom Nomadentum der Germanen, zu welcher Zeit immer es auch sei, vom Fehlen des Ackerbaues, von überwiegender Fleischnahrung, vom Wohnen in Zelten oder auf Wagen und wie die unklaren und widerspruchsvollen Nachrichten alle lauten mögen, vollständig aufgeräumt haben.

Welche durchaus neuen Ansichten endlich über Einwanderung und Ausbreitung der Germanen die Archäologie an die Hand

giebt, hat Vortragender auf der Anthropologenversammlung zu Kassel gezeigt.

Bereits in der frühesten Vorzeit gehören die Germanen zum Kulturgebiet Mittel- und Westeuropas und werden durch eine ungeheure Kluft geschieden von den um mehr als ein Jahrtausend zurückgebliebenen Slawen.

Am Schluſs seines Vortrags stellt Kossinna die These auf: „Die germanische Prähistorie ist ein unentbehrlicher Bestandteil der germanischen Altertumskunde und verlangt von seiten der germanischen Philologie ernste und nachhaltige Pflege". Die Sektion nimmt die These ohne Widerspruch und Erörterung an.

Den zweiten Vortrag hielt Privatdozent Dr. Röttken-Würzburg: „Über die Dichtungsarten". Der Vortragende schlägt vor, die üblichen Kapitel von den Dichtungsarten, in welche z. B. bei Carriere ein sehr groſser Teil des ganzen Buches aufgeteilt ist, aus der wissenschaftlichen Poetik auszuscheiden und an ihre Stelle andere zu setzen, in deren jedem eines der Merkmale, die den landläufigen Begriff etwa des Dramas bilden, getrennt von den anderen, aber zusammen mit den entsprechenden Merkmalen der landläufigen Begriffe Epik und Lyrik, behandelt werden soll. Es entstehen auf diese Weise an Stelle der ausfallenden folgende Kapitel: Stoffwahl, Weltanschauung des Dichters, Urteil des Dichters, die Stimmungen, der Bildzusammenhang, die Arten der Rede (Einzelrede und Gespräch), die Übermittelung der Rede (stilles Lesen, Vortrag, Aufführung, Musikbegleitung), die Komposition. Am meisten Beziehungen zu der üblichen Einteilung in Dichtungsarten hat das Kapitel vom Bildzusammenhang. Es werden hier als äuſserste Fälle kontinuierlicher Übergangsreihen geschieden ein Zusammenhang, der sich mehr nach äuſserer Association richtet (episch), einer, der die Vorstellungen der ganzen Dichtung nach den Kategorieen von Ursache und Wirkung anordnet (dramatisch), einer, bei dem die Vorstellungen nur nach ihren begrifflichen Merkmalen geordnet werden (reflektierend), endlich ein solcher, der nicht mehr bedingt ist durch die Beziehungen der Vorstellungen zu einander, sondern nur durch ihr Verhältnis zur Stimmung des Redenden (lyrisch). Aber von der üblichen Einteilung in Dichtungsarten unterscheidet sich diese Betrachtung in zwei Punkten: erstens werden überhaupt keine bestimmten festen Abteilungen gegeben, sondern nur Grenzfälle aufgestellt, zwischen denen viele, im einzelnen Falle nach den gegebenen Gesichtspunkten leicht zu beschreibende Zwischenstufen liegen, und zweitens verfolgt das Kapitel die Unterschiede der Dichtungen nur

nach einer einzigen Richtung hin, während die übliche Betrachtungsweise eine bestimmte Eigentümlichkeit der hier behandelten Seite einer Dichtung gleich mit bestimmten Eigentümlichkeiten anderer Seiten zu einem Ganzen zusammenzufassen pflegt, also z. B. beim Drama ein solches Ganzes zusammensetzt aus einem dem Grenzfalle II entsprechenden Bildzusammenhang, einem „dramatischen" Helden, der Form des Gesprächs, bequemer Aufführbarkeit u. s. w. Die so entstehenden festen Schemata erschweren die unbefangene Auffassung und Beurteilung des einzelnen Werkes. Goethes Götz mufs unter „Drama" eingereiht werden, und er ist nach dem üblichen Begriff von Drama kein gutes Drama; aber eine herrliche Dichtung ist er — und diese herrliche Dichtung findet bei der üblichen Einteilung in Dichtungsarten keine Rubrik, innerhalb deren sie gleichfalls als gut gelten dürfte!

Allerdings mufs auch unsere Betrachtungsweise sich in jedem Kapitel die Frage stellen, ob und wieweit eine bestimmte Gestalt der in dem betreffenden Kapitel behandelten Seite der Dichtung eine bestimmte Gestalt einer in einem anderen Kapitel behandelten fordere, ob also z. B. für eine zur Aufführung bestimmte Dichtung etwa eine bestimmte Art des Bildzusammenhanges besonders gut sich eigne; aber dabei werden in jedem Falle die Gründe und Bedingungen klarer und eindringlicher, aus und unter denen die einzelnen Forderungen erhoben werden, und diese erscheinen nicht als so ohne weiteres alle untrennbar mit einander verbunden, wie es bei der Aufstellung eines festen Schemas „Drama" u. s. w. der Fall ist. Es wird auf diese Weise dem Schüler näher gelegt, nicht mit einem von aufsen herangebrachten Mafsstabe zu messen, sondern jede Dichtung in ihrer Eigenheit zu würdigen und jene im allgemeinen aufgestellten Forderungen in Bezug auf ihre Berechtigung gerade bei diesem individuellen Fall zu prüfen.

Die Ausdrücke lyrisch, episch, dramatisch mögen zur ersten flüchtigen Orientierung beibehalten werden; sie stiften aber durch die Vielseitigkeit ihrer Bedeutung leicht Verwirrung, und wo es sich darum handelt, scharf und genau zu bezeichnen, wird man sie besser vermeiden.[1])

Die Diskussion, an der sich Prof. Creizenack-Krakau, Prof Böttticher-Berlin, Prof. Siebs-Greifswald beteiligten, zeigte, dafs es dem Vortragenden nicht gelungen war, die Anwesenden von der Zweckmäfsigkeit seines Systems und der Verwerflichkeit der

1) Der Vortrag wird in ausführlicherer Fassung an anderer Stelle veröffentlicht werden.

üblichen Einteilung zu überzeugen. Die einbrechende Dunkelheit zwang die Verhandlungen abzubrechen, ohne dafs in gründlicher Erörterung eine Einigung der widerstreitenden Ansichten erreicht wurde.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1895.

(Beginn 8 Uhr vormittags.)

Herr Prof. Böttticher bittet die Fachgenossen, die Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin in ihrer Bearbeitung des bekannten Jahresberichtes durch Zusendung der Publikationen, besonders der Gelegenheitsschriften und Dissertationen zu unterstützen und zu fördern.

Hierauf sprach Professor Edward Schröder-Marburg „Über die im ersten Bande der 'Deutschen Sagen' (2. Ausg. S. 275) enthaltene Geschichte von den verfluchten Tänzern von Kölbigk". Er hob im allgemeinen die Notwendigkeit hervor, den älteren Formen der von den Brüdern Grimm vielfach nur aus jugendlicher Überlieferung geschöpften Sagen und den oft wunderlichen Kanälen ihrer Ausbreitung nachzugehen, und bezeichnete die folgenden Mitteilungen als eine Probe seiner eigenen Studien auf diesem Gebiete, die aber ein Arbeitsfeld für viele freiliefsen.

Die Sage von den 18 Bauersleuten, die in einer Christnacht zur Zeit Kaiser Heinrichs II. auf dem Kirchhof zu Kölbigk im Anhaltischen in frevelndem Übermut einen Reigen begannen und von dem messelesenden Priester nach fruchtloser Warnung verwünscht, ruhelos weiter tanzen mufsten, bis sie nach Ablauf eines Jahres Erzbischof Heribert von Köln von dem grausigen Bann erlöste, diese Sage, welche die Grimms jüngeren thüringischen Geschichtsbüchern entnahmen, ist im Mittelalter über fast ganz Mitteleuropa verbreitet gewesen. Sie nahm ihren Ausgang von einem wirklichen Vorfall ums Jahr 1013, einem Ausbruch jener Tanzwut, für welche sich dem Arzte aus den folgenden Jahrhunderten noch mehrere historisch bezeugte Beispiele darbieten. Unter den Laienbrüdern des Klosters Hersfeld befand sich seit dem Jahre 1038 ein Mann Namens Rudhart, welcher nach dem Zeugnis des Historikers Lambert 'famosam illam choream in Colebecce' mitgemacht und noch 23 Jahre an den Nachwehen der Krankheit gelitten hatte.

Die sagenhafte Ausgestaltung der Geschichte, bei der die erregte Volksphantasie, geistliche Tendenz und gelegentlich schwindel-

hafte Reklame landfahrender Leute, die dabei gewesen sein wollten, zusammengewirkt haben, fällt zweifellos noch ins 11. Jahrhundert. Merkwürdig spät tritt sie bei den deutschen Historikern auf, die seit Lambert von Hersfeld fast zweihundert Jahre hindurch gar nichts davon zu wissen scheinen. Erst um 1250 begegnen wir der Sage: fast gleichzeitig bei dem Erfurter Minoriten, der dann die Quelle der späteren thüringischen Geschichtschreibung geworden ist, und bei dem damals gleichfalls schon dem Orden der Franziskaner angehörigen Albert von Stade, aus dem sie in die Chronistik der Hansestädte überging. Beide benutzten selbständig ein eigenartiges Schriftstück, das sich als der Bericht eines Teilnehmers gab.

Wir besitzen zwei solcher Berichte, die in ähnlicher Weise und fast mit den gleichen Zügen den Vorgang erzählen: den kürzeren des Otbert und den ausführlicheren des Dietrich (Theodricus); jener beruft sich auf den Erzbischof Piligrim von Köln (1021—1036) als Zeugen seiner Glaubwürdigkeit, dieser will durch den Bischof Bruno von Toul, der 1049 als Léo IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, seine Autorität verstärken. Beide gehen auf einen älteren Text zurück, der bereits eine verwandte Einkleidung hatte und jedenfalls der Kölner Diözese entstammte. Von ihm giebt der angebliche Bericht des Otbert einen knappen Auszug, der nach dem Gedächtnis hergestellt worden ist, während die Darstellung des Dietrich ihre schriftliche Vorlage mit stilistischen Prätensionen und einer bestimmten Lokaltendenz erweitert. Diese Vorlage hat sich ihrerseits wohl mit der Einfügung des sel. Heribert begnügt, im übrigen gab sie einen in der Nähe des Ereignisses und nicht allzu lange nachher entstandenen Bericht mit leidlicher Treue wieder.

Für den Text des Otbert kennt Schröder neun Handschriften, die sich auf Frankreich, Deutschland und die Niederlande verteilen. Wilhelm von Malmesbury nahm ihn fast wörtlich in die sagenhafte Partie seines Geschichtswerkes auf, und aus ihm schöpfte Vincenz von Beauvais, der wieder die Quelle ungezählter Kompendienschreiber, Anekdotenerzähler, Chronisten, Prediger geworden ist. Selbständig benutzten den 'Brief des Otbert' die beiden norddeutschen Minoriten. Wilheln von Waddington fand ein Exemplar davon in einer Handschrift der Clementinischen Recognitionen, ein anderes hat seinen Weg in die Kirche von Kölbigk gefunden, wo es noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts angeschlagen war. Abgefafst aber ist dieser Brief zweifellos in Frankreich, und verbreitet wurde er, wie uns die originelle Subskription einer auf

Mont St. Michel in der Normandie zurückgehenden Handschriftengruppe beweist, hauptsächlich durch fahrende Kleriker.

Geringer ist die Zahl der Handschriften (5), in denen der Bericht des Dietrich auf uns gekommen ist; die älteste rührt von der Hand des Ordericus Vitalis (ca. 1142) her. 'Theodricus' sollte nach vieljährigem Umherirren am Grabe der heiligen Editha von den Folgen der Tanzwut geheilt worden sein, und die im Kloster Wilton redigierte Fassung seiner Geschichte ist über England hinaus nur nach Nordfrankreich gedrungen. In England selbst verdrängte sie mehr und mehr die auf Wilhelm von Malmesbury zurückgehende kürzere Darstellung und fand auch wiederholte Behandlung in mittelenglischen Dichtwerken. Der für uns verlorene deutsche Originalbericht ist in ihr so treu bewahrt, dafs die charakteristischen niedersächsischen Namenformen der 18 nur hier vollständig genannten Teilnehmer noch deutlich erkennbar sind. Dadurch gewinnt ein merkwürdiger Einschlufs an Wert, die erste Strophe jenes Tanzliedes, welches der Bauer Gerlef improvisierte und vorsang und dessen Refrain die Rasenden ein ganzes Jahr hindurch in schauriger Ironie wiederholt haben sollen:

'Equitabat Bovo per silvam frondosam,
Ducebat sibi Mersuinden formosam.
Quid stamus? cur non imus?'

Der Vortragende erläuterte kurz dieses litterarhistorische Zeugnis, auf dessen Bedeutsamkeit zuerst Gaston Paris nachdrücklich hingewiesen habe.

Nach Deutschland ist diese vollständigere Version niemals zurückgelangt: hier fufst die breite litterarische Überlieferung der heimischen Sage ausschliefslich auf dem Briefe des Otbert, der seit dem 13. Jahrhundert in drei Ableitungen fortlebt: in der des Albert von Stade, der des Erfurter Minoriten und besonders der des Vincenz von Beauvais. Hier und da zeigt sich einmal ein spärlicher Zusatz aus der Lokaltradition, im grofsen und ganzen aber fufst die Tradition, selbst am Ausgangsort der Sage, auf jener greifbaren französischen Version, die gelegentlich ihrerseits erst wieder durch englische Vermittelung (Wilhelm von Malmesbury) über Frankreich (Vincenz von Beauvais) zu uns ihren Weg findet.

Als eine freilich unsichere Spur der deutschen Originalfassung darf man vielleicht die in mehreren Punkten eigenartige Version des 'Seelentrostes' ansehen. Jedenfalls bleibt es auffallend, dafs gerade in diesem altkölnischen Litteraturwerk, und eben nur hier, der Kölner Erzbischof fehlt. Der 'Seelentrost' ist dann wieder

ins Niederländische und Schwedische übersetzt worden und hat so zur Verbreitung auch dieser Sage beigetragen.

Der Vortragende schloſs mit einigen Bemerkungen über geistige Beziehungen zwischen Köln und dem südlichen Schweden. Der Übersetzer des 'Seelentrostes' sei wahrscheinlich einer jener Kleriker der Diöcese Lund gewesen, welche die Matrikel der Kölner Universität aufweise.

Prof. Jostes-Freiburg i. Schw. erinnert an verwandte Stoffe, namentlich an den „Rattenfänger von Hameln".

In dem folgenden Vortrag erörterte Dr. Wrede-Marburg „eine Karte des deutschen Sprachatlas".[1]) Der Redner dankt dem Präsidium für die Aufforderung zu diesem Vortrage und die dadurch gegebene Möglichkeit, den Fachgenossen, von denen bisher immer nur blinder Glaube an die unnahbare unbekannte Gröſse des Sprachatlas verlangt worden, dies oder jenes Kartenblatt leibhaftig vor Augen zu führen und damit den Atlas ihrem Verständnis und vor allem ihrem Vertrauen so nahe wie möglich zu bringen. Es wird zunächst die Kardinalfrage erörtert nach der Zuverlässigkeit des dem Sprachatlas zu Grunde liegenden statistischen Materials, gegenüber hier und da vereinzelt aufgetauchten Bedenken doktrinärer Zweifler: solche Bedenken seien samt und sonders aus bestimmten Vorurteilen geflossen, im Gegenteil sei der Glaube an die Brauchbarkeit der einzelnen Atlasformulare im Laufe der langjährigen Beschäftigung mit ihnen nicht gesunken, sondern gestiegen, und es bestehe daher im allgemeinen an dem guten Willen der ca. 50 000 Gewährsleute kein Zweifel. Eine andere ist die Frage, wie weit ihnen diese gute Absicht, das Richtige niederzuschreiben, thatsächlich geglückt sei. Den Übersetzern ist keinerlei phonetische Bezeichnungsweise vorgeschrieben gewesen; daraus folgt — und das ist der springende Punkt für das richtige Verständnis des gesamten Atlas —: die Übersetzungen und demgemäſs das, was auf den fertigen Karten steht, darf man nicht als phonetisch genaue Dialektwiedergaben auffassen, sondern jede Karte erfordert (gerade so wie jede alte Handschrift) eine besondere, häufig recht komplizierte Interpretation, wie die darauf verzeichneten Sprachformen phonetisch umzusetzen seien; aus den Karten des vorliegenden Sprachatlas müssen die Karten eines Sprachatlas an sich erst abstrahiert werden. Hingegen kann eine unrichtige Interpretation in jenem Sinne die gröſste Verwirrung anrichten. Mit zahlreichen, den vorliegenden Karten entnommenen und den verschiedensten

1) Der Vortrag ist gedruckt in: „Der Sprachatlas des deutschen Reiches. Marburg 1895".

Teilen der Grammatik angehörenden Beispielen wird nachgewiesen, dafs eine solche korrekte Interpretation des Atlas sich mit schriftsprachlicher Beeinflussung der Gewährsmänner, mit der verschiedenen dialektisch gefärbten Aussprache des Schriftdeutschen, mit diakritischen Bestrebungen in der Orthographie der Übersetzungen, mit zahlreichen umgekehrten Schreibungen u. v. ä. abzufinden habe, dafs sie alles in allem die mannigfachsten Hindernisse überwinden müsse und vor allem innigste Vertrautheit mit dem gesamten Atlasmaterial und -mechanismus voraussetze.

Nicht geringer wie diese Schwierigkeit einer richtigen Interpretation der Einzelkarten ist die einer richtigen Kombination mehrerer von ihnen. Besondere Vorsicht erfordert die ständige Gefahr voreiliger Verallgemeinerung. Es werden die problematischen Zusammenhänge von Dialekt- und alten Stammesgrenzen, ebenso die prinzipiellen Unterschiede sprachgeschichtlicher Entwickelung im deutschen Westen und Osten, d. h. im alten Stammland und auf jungem Kolonistenboden, berührt und die intimen Zusammenhänge von Sprachgeschichte und Besiedelungsgeschichte an Beispielen aus dem Atlas erläutert. Der Redner schliefst: „Mit einer derartigen höheren Bearbeitung des Sprachatlas wird es dringendste Zeit. Wir häufen in Berlin von Semester zu Semester fertige Sprachatlaskarten an, jedoch dieser Schatz, das Resultat langjähriger mühsamer Arbeit, liegt dort wie ein totes Kapital. Ja wenn diese Art einer in erster Linie mechanischen Kartenherstellung noch länger so fortdauern soll ohne sofortige weitere Nutzbarmachung im höheren Sinne, dann tritt selbst an uns eingeweihte Mitarbeiter die bedenkliche Gefahr heran, den Überblick über das Ganze zu verlieren. Und deshalb kann die Forderung nicht länger zurückgedrängt werden, dafs fortan mit der technischen Weiterführung des Atlas seine wissenschaftliche Verwertung Hand in Hand gehe. Die Andeutungen unserer beiden Vorträge[1]) hier auf dem Philologentage, ebenso die Kleinigkeiten, die ich im Anschlufs an die Atlasarbeit früher veröffentlichen durfte, es sind nur schwache Ausblicke in ein Land, in welches wir persönlich einziehen müssen, um es wirklich nutzbar machen zu können im Interesse unserer Wissenschaft von der deutschen Nationalität. Der verehrten Sektion aber würden wir zu lebhaftem Danke verpflichtet sein, wenn wir bei solchen Erweiterungsplänen des Atlasbetriebes uns auf ihr wertvolles Urteil stützen dürften."

1) Bezieht sich auf den Vortrag des Herrn Dr. Wenker in der Hauptversammlung.

Dem Wunsche des Vortragenden kam die Sektion bereitwillig nach. Der Meinungsaustausch, an dem sich die Herren Burdach-Halle, Schröder, Franck-Bonn, Wilmanns, Zipper-Lemberg, Kossinna beteiligten, führte dazu, dafs ein von Schröder gestellter Antrag: „Die Sektion möge dem Herrn Minister für die dem deutschen Sprachatlas gewährte Unterstützung ihren ehrerbietigsten Dank und zugleich die dringendste Bitte aussprechen, die zu einer gedeihlichen Fortführung und Ausbeutung des Unternehmens nötigen Mittel zu bewilligen" in voller Übereinstimmung aller Anwesenden angenommen und eine Kommission (Wilmanns, Burdach, Franck) gewählt wurde, die unter Zuziehung der Herren Dr. Wenker und Wrede den Beschlufs der Sektion ausführen und dem Herrn Minister bestimmte Vorschläge unterbreiten sollte.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1895.

(Beginn 8 Uhr.)

Nach einer geschäftlichen Mitteilung des Vorsitzenden ergriff Prof. Burdach-Halle das Wort zu einem Vortrag über „Zum Nachleben antiker Dichtung und Kunst im Mittelalter".

Die Ausführungen des Vortragenden wollen die Überzeugung erstärken, dafs die altdeutsche Philologie gut thue, ihre Grenzen zu erweitern: einerseits durch Berücksichtigung der Entwickelung der Kunst, andererseits durch Heranziehung der lateinischen Litteratur.

Dargelegt wird zunächst Verbreitung und Herkunft der allegorischen Personifikation in der altdeutschen Dichtung. Die Anwendung von Personifikationen abstrakter Wesen und ihre Darstellung in vollkommen dramatischen Allegorien stammt aus der sogenannten jüngeren Sophistik der römischen Kaiserzeit und dringt von da durch Vermittelung der mittelalterlichen Poetiker in die lateinische Schulpoesie. In die Poesie der Landessprachen hat sie ihren Weg oft durch das Medium der bildenden Kunst genommen.

Die Frage, inwieweit Kunst und Dichtung des Mittelalters parallel und unabhängig neben einander aus gemeinsamen Quellen gleichartige Motive entwickeln, inwieweit andererseits gegenseitige und in der Richtung wechselnde Beeinflussung zwischen beiden vorkomme, wird erörtert und an Beispielen erläutert.

Der deutsche Spruch des 12. Jahrhunderts von der Superbia, Heinrichs von Veldeke Darstellung Salomos auf dem Lager die Minne anrufend, Reinmers von Zweter Bild vom idealen Mann sind Belege

für die Beziehung zwischen bildlich und poetisch dargestellten Allegorien einfacherer Art. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gewinnt die Allegorie in der deutschen Dichtung ungeheuer an Umfang und Verstärkung: die allegorische Erzählung entsteht, die von bildender Kunst befruchtet, ihrerseits auf diese anregend zurückwirkt. Grofse Schatzkammern von Allegorien bildlichen Gehalts thun sich auf: Konrads von Würzburg Goldene Schmiede auf geistlichem, der Roman de la Rose auf weltlichem Gebiete. Hadumars von Labes Minnejagd überträgt Gepflogenheiten der christlichen Ikonographie ins Erotische. Alter Zusammenhang zwischen poetischer und, künstlerischer Poesie waltet in der langen Geschichte des antiken Motivs vom Glücksrad, das durch das ganze Mittelalter immer neu gestaltet worden ist. Während die Wechselbeziehungen zwischen Kunst und Dichtung in manchen Motiven (z. B. Leviathan an der Angel, Totentanz) im einzelnen höchst schwierig aufzudecken sind, kann das altdeutsche Gedicht von Christus und der Samariterin wohl als Beispiel dienen für eine Anregung durch künstlerische Abbildung.

Schliefslich weist der Vortragende an einer Miniatur-Illustration zum Welschen Gast ein antikes aus der jüngeren attischen Komödie stammendes Motiv nach und verfolgt dessen weitverschlungene Wanderung.

Die kurze Zeit, die noch übrig war, benutzte, einem Wunsche des Vorsitzenden mit dankenswerter Bereitwilligkeit entsprechend, Herr Prof. Jostes-Freiburg (Schw.) zu Mitteilungen aus Untersuchungen, die er in jüngster Zeit über die Heimat der altsächsischen Denkmäler geführt hatte.

Von den kleineren altsächsischen Denkmälern werden mit Bestimmtheit nach Westfalen und Werden verlegt: 1) die Beichte, 2) Homilie Bedas, 3) Gregoriusglossen, 4) die Evangelienglossen, welche sämtlich sich in ehemals dem Stifte Essen gehörigen Handschriften befinden. Allein diese Handschriften sind nicht in Essen entstanden, sondern nachweislich erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts von Hildesheim dorthin gelangt. (Die Beichte ist in der vorliegenden auf klösterliche Verhältnisse berechneten Fassung auch nicht älter als die Handschriften [10. Jahrhundert].)

4) Nach Werden versetzt man die jetzt Düsseldorfer Prudentiusglossen. Aber die Handschrift ist wahrscheinlich mit anderen alten Schätzen beim Beginne der Reformation in Braunschweig durch den Abt Johann von Holte aus der Filiale Helmstedt ins Mutterkloster Werden gebracht worden. Jedenfalls stammt sie aus dem Mik-Gebiet.

Somit gehört nachweislich nach Westfalen nichts anderes als die beiden Heberollen von Essen und Freckenhorst.

Die Übereinstimmung der Sprache dieser Denkmäler mit der des Heliand spricht also nicht, wie man gemeint hat, für dessen Entstehung in Westfalen (Werden immer eingeschlossen), sondern für Ostfalen. Bezüglich des Cottonianus geben uns für die Lokalisierung desselben neben einem Teile der Essen-Hildesheimer und Merseburger Glossen u. s. w. einen richtigen Fingerzeig die von Zemgenmeister aufgefundenen, in gleicher Mundart geschriebenen Vatikan-Fragmente. Eine nähere Untersuchung dieser Handschrift hat nämlich folgendes ergeben: Sie ist zu Mainz in St. Alban entstanden, wie das der in ihr befindliche Mainzer Kalender beweist. Die einzelnen Teile sind (bis auf die Notiz über den Tod Heinrichs I.) annähernd gleichzeitig, und die Fragmente von derselben Hand, aber mit verschiedener Tinte und Feder, also mit Unterbrechungen geschrieben. Der Kalender führt bereits auf: Translatio sci. Severi (834), aber weder im ursprünglichen Text, noch in den Nachträgen das 836 für die gesamte Kirche vorgeschriebene Fest Omnium sanctorum. Wir dürfen demnach die Entstehung der Stücke nicht weit über die Mitte des Jahrhunderts hinabschieben. Die Zusätze zu dem ursprünglichen Kalender sind nun zumeist von derselben Hand, die sie fast alle mit einem M. bezeichnet hat, das an zwei Stellen zu magadaburg bezw. Magab. erweitert ist. Es sind rund 40 Feste, also ein vollständiger Kalender. Dafs es wirklich der der Magdeburger Kirche ist, besagt schon das M., beweist noch schlagender aber ein Vergleich mit dem Magdeburger Missale von 1480. (Dieser Kalender ist eine überaus wichtige Quelle für die älteste Geschichte Magdeburgs, denn so ausgebildete kirchliche Verhältnisse, wie sie jene 40 Proprien für die Mitte des 9. Jahrhunderts voraussetzen, hat man bislang nicht entfernt einmal für das 10. annehmen zu dürfen geglaubt.) Der Kalender weist also nach, dafs in St. Alban zu jener Zeit sich Magdeburger aufhielten. Auffallend ist es ja auch keineswegs, dafs die Ostfalen ihre Studien in ihrer Metropole Mainz machten; vielleicht war speziell St. Alban mit der Ausbildung des ostfälischen Klerus betraut, auffallend ist es jedenfalls, dafs dieses bedeutende Kloster später ganz in St. Martin aufgeht. Erklärt es sich daraus, dafs durch die Gründung und Entwickelung der ostsächsischen Bistümer seine ursprüngliche Bestimmung in Wegfall kam?

Hiermit glaube ich zunächst soviel bewiesen zu haben, dafs man sich der Behauptung gegenüber, der Heliand stamme aus Ostsachsen, von vornherein keineswegs mehr so ganz ablehnend verhalten darf.

Als direkte Beweise für dieselbe sind meines Erachtens folgende Punkte zu betrachten:

I. Im Heliand wird den fremden Städtenamen sehr oft das Wort -burg angehängt (Rumaburg u. s. w.). Der Dichter mufs also in einer Gegend gelebt haben, wo die Städtenamen gewöhnlich auf dieses Kompositionsglied ausgingen. In Westfalen kommt aber zu jener Zeit kein einziger Städtename auf burg vor, dagegen sind sie im Osten Sachsens von Hamburg bis nach Merseburg hinauf sehr gewöhnlich und von dort auch in die slavischen Grenzlande eingedrungen. Dafs die Verbindung zwischen dem ersten und zweiten Kompositionsgliede in jener Gegend überdies ebenso wie im Heliand in vielen Fällen eine lockere war, beweisen die Ortsnamen in dem interessanten Tauschvertrag zwischen den Klöstern Hersfeld und Memleben vom Jahre 971.

II. Im Heliand allitterieren g und j; das ist bei der westfälischen Aussprache von g ganz unmöglich, nicht aber bei der ostsächsischen. Dafs die letztere nicht jungen Datums ist, beweist das Schwanken des Anlautes in den Ortsnamen der mittelalterlichen Urkunden und Schreibungen wie iamundling (Hamburger Urkundenbuch Nr. 31) und Jangolfi in dem Hildesheimer Kalender des 10. Jahrhunderts.

III. Ebenfalls in den Osten weist der Sprachschatz. Eine ganze Reihe von Wörtern lassen sich nur aus den mittelalterlichen Quellen, zum Teil auch noch aus den jetzigen Mundarten des nordöstlichen Sachsens, nicht aber des Westens belegen. Bei anderen Wörtern ist das Umgekehrte nicht der Fall.

Meines Erachtens läfst sich nun aber eine noch engere Umgrenzung der Heimat des Heliand erzielen: Die nahe Verwandtschaft in Laut und Wort mit dem Angelsächsischen, die Gemeinschaft zahlreicher Wörter speziell mit dem Friesischen und Dänischen weisen auf eine Gegend in unmittelbarer Nähe dieser Völker: auf das Heimatland der Angelsachsen. Eben dahin führt auch die Bodenbeschaffenheit der Gegend, welche dem Dichter vor Augen schwebte (Sand, Griefs, Holme). Allen Zweifel scheint mir die Umformung von Matth. VII, 27 zu beseitigen, wo von dem auf Sand gebauten, durch Wind und Regen zum Einsturz gebrachten Hause die Rede ist. Aus den „venti“ ist Vers 1820 f. westrani wind, aus den „pluvia“ und „flumina“ wago strom, sees udeon geworden. Der Dichter und sein nächstes Publikum müssen also an der Westküste eines Meeres gewohnt haben, höchst wahrscheinlich in dem späteren Erzbistum Hamburg.

Dazu stimmen sehr gut die damaligen kirchlichen Verhältnisse

und die Beziehungen Ludwigs des Frommen zu dem Gedichte. Während das übrige Sachsen mit Kirchen und Klöstern wohl versorgt war, hatte man das Hamburger Gebiet keiner Diözese zugeteilt; noch unter Anskar bestanden in dem ganzen Gebiete erst sieben Taufkirchen, und die Nähe der Normannen liefs keine dauernd geregelten Verhältnisse aufkommen. (Vgl. die Stiftungsurkunde des Bistums Hamburg von Ludwig dem Frommen.) Der Kaiser interessierte sich sehr für Hamburg, zumal er es für die als grofse Staatsaktion eingeleitete und mit grofsem Eifer betriebene Christianisierung Dänemarks als Ausgangspunkt betrachtete. Mit derselben betraute er den Erzbischof von Rheims (später auch Bischof von Hildesheim), seinen Jugendfreund Ebbo, welcher der Sohn eines deutschen (wohl sächsischen) Bauern und mit ihm zusammen aufgewachsen war. Ihm schenkte er das neugegründete Kloster Welnao (Münsterdorf in Holstein) im Jahre 823. Mit der Thätigkeit Ebbos, eines bedeutenden, aber von den Hofhistoriographen später viel geschmähten Mannes in Nordalbingien, dürfte die Abfassung des Heliand in direktem Zusammenhange stehen.

Ob aber eine der erhaltenen Heliandhandschriften aus jener Gegend stammt, ist eine andere Frage; ich möchte sie verneinen. Will man bestimmte Angaben, so glaube ich mit Sicherheit zeigen zu können, dafs der Monacensis dem nordwestlichen Gebiete Ostsachsens (etwa mit dem Mittelpunkte Hildesheim), der Cottonianus dem südöstlichen mit der Hauptstadt Magdeburg entstammt. Zwischen den beiden Städten läuft bis auf den heutigen Tag die Grenze, welche die Mundarten der beiden Handschriften von einander trennt; dort finden sich alle lautlichen Eigenschaften wieder (es ist z. B. auch die einzige Gegend, die im Mnd. noch von und sogar vun neben van hat), nicht aber in Werden, wo z. B. uo = ô erst im Liber privilegiorum major (c. 1150) auftaucht.

Bei dieser Sachlage erscheint nun auch der Fundort der Handschriften in einem anderen Lichte: C steht mit einem liber quondam Canuti regis in einer Handschrift, P klebte auf dem Deckel eines Rostocker Druckes, V ist in Metropole Ostfalens geschrieben und M ist durch Heinrich II. nach Bamberg gekommen. In Westfalen und seiner Metropole Köln hingegen ist nicht die geringste Spur einer Heliandhandschrift vorhanden, und speziell die Werdener Bibliothek ist doch schon im 16. Jahrhundert nachweislich von Gerhard Mercator auf altgermanische Texte durchsucht worden. Sollte das alles nun doch nur reiner Zufall sein?

Auf eine niedersächsische Gegend, die unmittelbar an hochdeutsches Gebiet stöfst und von demselben nicht durch einen nieder-

fränkischen Distrikt getrennt wird, weisen auch manche Schreibungen u. s. w.

Um 10 Uhr wurden die Sitzungen mit den üblichen Danksagungen für die Vortragenden und Vorsitzenden geschlossen.

In das Album der Sektion haben sich 50 Mitglieder eingezeichnet.

Historische Sektion.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1895.

(Beginn 12 Uhr.)

Zu lebhaftem Bedauern der Anwesenden erklärte Geheimrat Prof. Dr. Ritter sofort nach der Konstituierung, dafs er verhindert sei, den ihm angebotenen Vorsitz zu übernehmen. Hierauf wurde auf Vorschlag von Direktor Dr. Milz Rektor Dr. Egelhaaf vom Karlsgymnasium zu Stuttgart der Vorsitz übertragen, was Geheimrat Ritter seinerseits befürwortete.

Die folgende Sitzung wurde auf Donnerstag, den 26. September, morgens 9 Uhr anberaumt.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1895.

(Beginn 9 Uhr.)

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurde Dr. H. Loewe zum Schriftführer der Sektion gewählt. Darauf hielt Prof. Dr. Soltau einen Vortrag über: „Wie gelang es Rom in den Jahren 340—290 v. Chr. Italien zu unterwerfen?“

Diese Frage bildet den Angelpunkt, um den sich alle Forschungen über die politische Geschichte Roms vor den punischen Kriegen drehen. Der römische Staat, welcher zu Beginn der Republik nach Belochs annähernd genauen Berechnungen 100000 Hektar = 17,85 Quadratmeilen umfafste, welcher noch 390 v. Chr. durch die gallische Invasion in seiner Existenz aufs schwerste bedroht daniederlag, und selbst noch vor dem grofsen Latinerkrieg 340 v. Chr. nur den dreifachen Umfang erreicht hatte (309 580 Hektar = 50 Quadratmeilen), nahm später Rhegium, die südlichste Stadt Italiens, ein und gelangte damit in den teils mittelbaren, teils unmittelbaren

Besitz des ganzen Italiens bis zu Rubiko und Makra. Eine derartige politische Machtentfaltung steht in der Geschichte beispiellos da.

Eine Unterwerfung Italiens durch Rom wäre 100 Jahre früher, als sie Rom wirklich gelungen ist, eine völlige Unmöglichkeit gewesen. Die machtvolle Stellung, welche im ersten Jahrhundert der römischen Republik mehrere der übrigen italischen Staaten und Völkerverbände einnahmen, stand damals noch einer römischen Weltmachtstellung im Wege. Erst allmählich trat eine Verschiebung der Machtverhältnisse bei den italischen Staaten ein.

Bei dieser Sachlage erwächst der Forschung eine zwiefache Aufgabe; sie hat zunächst zu zeigen:

I. Welche politischen Veränderungen, namentlich durch das Eingreifen griechischer Mächte in die italischen Angelegenheiten, den Römern in ihren Bestrebungen förderlich gewesen sind? und sodann

II. Welche Politik die Römer selbst befolgt haben, um den grofsen Schwierigkeiten, welche ihrer Hegemonie im Wege standen, mit Erfolg entgegenzutreten und die zeitweise günstigen Umstände für sich auszunutzen.

I.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. lief das schon durch die Einfälle Dionys' des Älteren schwer heimgesuchte Grofsgriechenland Gefahr, den vordringenden Samniten und den ihnen stammverwandten Völkern zu erliegen. Es sah sich nach auswärtiger Hilfe um und fand diese mehrmals nach einander bei griechischen Fürsten mit ihren Söldnerscharen.

Die politische Macht der grofsgriechischen Städte sank mehr und mehr in diesen Kämpfen, zugleich aber erlahmte auch die Widerstandsfähigkeit ihrer Gegner. Wie später die Kraft der Vandalen unter der Sittenlosigkeit Afrikas dahin schwand, so hier die Jugendfrische der samnitischen Eindringlinge in den Genüssen der campanischen Gefilde.

Während der ganzen Dauer der Samniterkriege gelang es den Römern, Campanien und Lukanien teils neutral, teils in einem engeren Bündnis mit Rom zu erhalten. Dazu kam, dafs auch die alten Feinde der sabellischen Völkerschaften, die Apulier, sich aus Furcht vor diesen und den griechischen Söldnerführern, den Römern in die Arme warfen.

Trotzdem mufs es als ein kühnes, ja waghalsiges Unterfangen bezeichnet werden, dafs Rom um das Jahr 340 den Kampf mit der überlegenen Macht Samniums aufnahm.

Da ist es nun von besonderer Bedeutung im Zusammenhang zu überblicken, welche Vorbereitungen die Römer getroffen haben, um diesem Entscheidungskampfe gewachsen zu sein, Maßregeln so wirksamer Art, daß sie den endlichen Sieg Roms verbürgten.

Aus der Zahl und der Art ihrer Bündnisverträge und Friedensschlüsse läßt sich ein Bild ihrer diplomatischen Thätigkeit und ihrer zwar überaus gewissenlosen, aber stets schlau berechnenden Politik gewinnen.

II.

Aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. werden zahlreiche Friedens- und Freundschaftsverträge, welche die Römer mit anderen Völkern geschlossen haben, erwähnt.

So u. a. mit den Samniten 354 v. Chr. (Liv. 7, 19, 4), mit den Etruskern auf 40 Jahre 351 v. Chr. (Liv. 7, 20, 8), sodann die karthagischen Verträge, welche nach Philologus N. F. II, 141 f. um 348 und 343 v. Chr. anzusetzen sind, ferner der Friedensvertrag nach dem ersten Samnitenkrieg und nach dem Latinerkrieg (8, 2; 8, 14), der Vertrag der Römer mit Alexander von Epirus, der 30jährige Friede mit den Galliern, nach Polyb. 2, 18 f. um 328 v. Chr. abgeschlossen (vgl. Soltau, Römische Chronologie 365), das dritte Bündnis mit Karthago 306 v. Chr., die Friedensverträge nach dem zweiten Samnitenkrieg u. a. m.

Welcher Art waren diese Bündnisse? Inwieweit läßt sich aus ihnen etwas Bestimmtes über die Politik der Römer erschließen?

Zunächst dürfte schon die lange Dauer bei so vielen gleichzeitigen Friedensschlüssen und Verträgen zu beachten sein. Zwar ward auch im 5. Jahrhundert der Friede mit den Vejentern auf 40 bezw. 20 Jahre abgeschlossen. Jetzt aber bestanden nebeneinander Friedens- und Freundschaftsbündnisse mit den verschiedensten Völkerschaften zu ein und derselben Zeit von einer solchen Dauer (von 30 oder 40 Jahren), daß in dieser Kombination unzweifelhaft eine Absicht gefunden werden darf. Wenn Rom zuerst einen Freundschaftsvertrag mit den Samniten abschloß (um das Jahr 354), dann, abgesehen von jenen zwiefachen innerhalb weniger Jahre bekräftigten Verträgen mit Karthago, einen 40jährigen Frieden mit den Etruskern, einen 30jährigen Frieden mit den Galliern und dazu noch manche Bündnisse von unbestimmter oder wenigstens nicht überlieferter Zeitdauer mit den in Süditalien einflußreichen Staaten und Fürsten abgeschlossen hat, so zeigt dies klar genug, wie Rom nicht nur mit richtigem Blick in den Samniten seine Hauptgegner um die Hegemonie Italiens

erkannt hatte, sondern dafs es sich auch von langer Hand her mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, den Entscheidungskampf aufzunehmen und dabei dann gegen alle anderen Gegner durch Verträge Schutz und Deckung gesucht hat.

Dafs die Römer bei ihren Verträgen überall von der Idee, dafs ihnen der Entscheidungskampf mit den Samniten bevorstehe, geleitet worden sind, das zeigt auch die Beschaffenheit der Zugeständnisse, mit welchen sie die Friedens- und Bündnisverträge erkauft haben. Es kann nur als eine Beschränkung der Freiheit der römischen Schiffahrt angesehen werden, wenn der erste römisch-karthagische Vertrag den Römern verbot (Polyb. 3, 22, 5) *μὴ πλεῖν Ῥωμαίους, μήτε τοὺς Ῥωμαίων συμμάχους ἐπέκεινα τοῦ Καλοῦ ἀκρωτηρίου.*

Selbst diese Freiheit ist aber durch den zweiten Vertrag 3, 24, 4 noch dadurch eingeschränkt worden, dafs den Römern auch die Fahrt nach einem Teil der spanischen Küste entzogen wurde. Der zweite Vertrag sicherte die den Karthagern eingeräumten Rechte auch den Bewohnern von Tyrus und Utica zu und vermehrte obenein, wie gezeigt werden wird, die Zahl dieser Rechte.

In Bezug auf den Inhalt des 30jährigen Friedens mit den Galliern läfst sich glaubhaft machen, dafs die Römer den Galliern gröfsere Teile von Picenum eingeräumt haben, um die Gunst der Gallier zu erkaufen. Vgl. Cato bei Varro r. r. 1, 2, 7 und bei Polybius 2, 21, 7.[1]) Am deutlichsten aber zeigt sich das Bestreben Roms, seine Eroberungspolitik durch alle nur denkbaren Mittel zu unterstützen, in einigen Bestimmungen der karthagischen Verträge, in jenen nämlich, welche die aktive Hilfe der Karthager anrufen, um die unbotmäfsigen Italiker im Zaume zu halten.

Besonders deutlich sprechen die Bestimmungen des zweiten karthagischen Vertrages, welcher nur in die Zeit des grofsen Latinerkrieges selbst fallen kann. Die eigentümliche Bedeutung dieses Vertrages ist die, dafs Rom sich hierin geradezu der militärischen Macht der Karthager zu bedienen gesucht hat, um die latinischen Seestädte gewaltsam zu bezwingen, ja auch die übrigen Bundesgenossen Roms im Zaume zu halten.

Im ersten Vertrag wird noch ausdrücklich geboten *Καρχηδόνιοι δὲ μὴ ἀδικείτωσαν δῆμον Ἀρδεατῶν . . . μηδ' ἄλλον μηδένα Λατίνων, ὅσοι ἂν ὑπήκοοι,* und wenn allerdings auch in dem Schlufspassus die Möglichkeit eines feindlichen Plünderungszuges der latinischen

1) Aus Cato entlehnt vgl. Soltau, Römische Chronologie 352.

Küste angenommen ward, so heifst's doch *ἐν τῇ χώρᾳ μὴ ἐννυκτερεύτωσαν* und *τῶν πόλεων ἀπεχέσθωσαν.*

Im zweiten Vertrage wird nicht nur die frühere Aufforderung *μὴ ἀδικείτωσαν μηδένα Λατίνων* übergangen, sondern statt dessen sogar eine Prämie auf die Eroberung einer gegen Rom sich auflehnenden Latinerstadt gesetzt: *τὰ χρήματα καὶ τοὺς ἄνδρας ἐχέτωσαν, τὴν δὲ πόλιν ἀποδιδότωσαν* (im ersten Vertrag: *Ῥωμαίοις ἀποδιδότωσαν ἀκέραιον*).

Der erste Vertrag bezieht sich nur auf die socii nominis Latini, der zweite läfst den Karthagern Aktionsfreiheit auch gegen andere Bundesstaaten (§ 6).

Eine derartige, durch feierlichen Staatsvertrag gewährleistete Erlaubnis zu plündern und Sklaven zu gewinnen werden die Karthager am wenigsten da vernachlässigt haben, wo es sich darum handelte, die Handelsrivalen an der italischen Westküste zu vernichten.

Vielleicht ist es in zwei Fällen möglich, auch aus der Überlieferung diese Mitwirkung der Karthager glaubhaft zu machen.

Die Stadt Antium ist bekanntlich am Schlufs des grofsen Latinerkrieges um 338 v. Chr. mit den übrigen Latiner- und Volskerstädten in die Hand Roms gefallen.

Die gleichzeitige Verfügung aber, „dafs die Antiaten sich alles Seeverkehrs zu enthalten hätten" (interdictum mari Antiati populo est) charakterisiert mit schneidender Deutlichkeit, wie ohnmächtig damals die Römer noch zur See sich fühlten und „wie völlig ihre Seepolitik noch aufging in der Occupierung der Küstenplätze".

Wenn dem aber so ist, so mufs es völlig rätselhaft erscheinen, wie Rom diese wichtige Seestadt Antium und überhaupt die zum Teil seemächtigen Städte zwischen Tiberis und Liris in seine Hand bekommen hat. Hier kann allein der § 5 des zweiten karthagischen Vertrages Aufklärung bieten: *ἐὰν δὲ Καρχηδόνιοι λάβωσιν ἐν τῇ Λατίνῃ πόλιν τινὰ μὴ οὖσαν ὑπήκοον Ῥωμαίοις, τὰ χρήματα καὶ τοὺς ἄνδρας ἐχέτωσαν, τὴν δὲ πόλιν ἀποδιδότωσαν.*

Nicht minder eigentümlich ist die Art und Weise, wie Neapolis in die Hand der Römer gekommen ist. In der That scheint Livius 8, 25, 8 das Richtige getroffen zu haben, wenn er sagt: postremo levissimum malorum deditio ad Romanos visa. Wie anders aber war diese Erkenntnis bei einer so seemächtigen Stadt wie Neapolis möglich, wenn es nicht die Seemacht der Karthager gefürchtet hätte?

Nicht minder lehrreich ist es zu beachten, dafs Rom das-

selbe Prinzip des „divide et impera“ in meisterhafter Weise bei der Neuorganisation Italiens durchgeführt hat. Hier zeigt sich die politische Absicht unwiderleglich. Die Differenzierung in der Rechtsstellung der einzelnen Völkerschaften und Gemeinden legt ebenso ein Zeugnis ab für die berechnende Politik, wie für den wohlberechneten Erfolg.

Fast in einer raffinierten Weise gelang es Rom nach Auflösung des früheren Latinerbundes die einzelnen Teile desselben zu trennen und durch eine Abstufung ihrer rechtlichen Stellung in einen Gegensatz zu einander zu bringen. Abgesehen von Lanuvium, Aricia, Nomentum, Pedum, welche die volle Civität, und von Fundi und Formiae, welche die civitas sine suffragio erhielten, behielten nur einige wenige Städte wie Tibur und Präneste, unter Einziehung eines Teiles ihrer Mark, die gleiche Rechtsstellung wie bisher; zahlreichen anderen „connubia commerciaque et concilia inter se ademerunt“. Rechnet man dazu die eingeschränkte besondere Rechtsstellung, welche selbst die zunächst gegründeten coloniae latinae empfangen, so erhält man ein anschauliches Bild, welche Mittel das Zusammengehörige aufzulösen, die einzelnen Völkerverbände zu trennen die Römer gegen die Gemeinden latinischen Stammes angewandt haben.

Trotz alledem aber blieb die Lage der latinischen Städte eine so günstige, dafs sie selbst in den schlimmsten Zeiten des zweiten punischen Krieges nicht zu Hannibal abfielen.

Weit weniger günstig war die Lage der meisten übrigen socii foederati. Dafs ihnen wie den Latinerstädten meist ihre früheren nationalen Bündnisse genommen wurden, ward, bei ihrer ohnedies gröfseren Abhängigkeit, gewifs viel härter von ihnen empfunden. Noch schwerer mufsten sie es fühlen, dafs römische Gesetze auf ihre Verfassung und Verwaltung Einfluſs übten. Am empfindlichsten aber wurden manche der föderierten Staaten dadurch getroffen, dafs sie sowohl mit Rom, als namentlich auch untereinander nur ein beschränktes Commercium uud Connubium behalten haben werden.

Die Geschichte der äufseren Politik eines Volkes bietet nur einen sehr geringen, oft wenig erfreulichen Bruchteil seiner historischen Entwickelung. Immerhin hat sich aber aus dieser kurzen Skizze über die schnelle Ausbildung der römischen Hegemonie gezeigt, welch eine Fülle von Intelligenz, von berechnender Klugheit und klarer politischer Beurteilung anderer Staaten und Machtverhältnisse schon in dem Rom des 4. Jahrhunderts vorhanden gewesen ist. Ja, dieser Eindruck gewinnt noch dadurch an Er-

freulichem und Imponierendem, wenn zugleich die Gröfse der Aufopferungsfähigkeit und der Vaterlandsliebe, welche alle Klassen des römischen Volkes jener Zeit beseelten, beachtet wird, und wenn andererseits bedacht wird, dafs die vorzüglichen kolonisatorischen Eigenschaften des römisch-latinischen Stammes dem von schweren Kämpfen heimgesuchten Italien zu einer glücklicheren und friedlicheren Entwickelung verholfen haben.

An den Vortrag schlofs sich eine kurze Debatte an, worauf die Tagesordnung für die Sitzung am Freitag festgestellt wurde. Aufser der Diskussion über die von Prof. Soltau vorgelegten Thesen wurde auf Anregung des Vorsitzenden beschlossen, das Verhältnis der Sektion zum Deutschen Historikertag in den Kreis der Erörterungen zu ziehen.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1895.

(Beginn morgens 8 Uhr.)

Die Sitzung begann auf Vorschlag von Direktor Milz mit der Diskussion über die von Prof. Soltau vorgelegten Thesen über „Die Zeitangaben der älteren Annalen in ihrer Bedeutung für die Geschichte der römischen Annalistik“:

1. Die Zeitangaben der römischen Annalisten des 1. Jahrhunderts v. Chr. sind in Konsulatsjahren gegeben oder von Konsulatsjahren zu verstehen, auch wo es sich um die ältere republikanische Geschichte handelt. Gleichwohl stimmen Konsulatsjahre erst seit dem ersten punischen Kriege annähernd, seit 153 v. Chr. völlig mit Kalenderjahren überein. Vorher bestanden gröfsere Differenzen.

2. Die Zeitangaben der älteren Annalisten (von Fabius bis Piso), namentlich auch über die vorhistorische Zeit des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. sind von natürlichen Jahren zu verstehen.

3. Diese Beobachtung findet ihre Bestätigung durch die Überreste jener älteren Annalisten bei Polybius, Diodor, Fabius, Livius u. a. m., welche nach Kriegsjahren und Intervallen zählten und die Eponymen vernachlässigten.

4. Wenn trotzdem alle späteren Berichte über die ersten Jahrhunderte der Republik nach Eponymen geordnet sind, so ist dies auf die Ausarbeitung der Annales maximi um 120 v. Chr. zurückzuführen, welche, wie die bisherigen pontifikalen Aufzeichnungen, nach Amtsjahren geordnet waren.

5. Durch die Eintragung der älteren annalistischen Angaben

in das „Prokrustesbett" der Konsulnliste mufsten zahlreiche chronologische Verschiebungen, Doubletten u. ä. entstehen. Hierdurch, nicht durch die Annahme verschiedener Ären, sind die meisten chronologischen Abweichungen zu heben.

6. Die Zeitangaben der älteren Annalisten zeigen also:
   1) Die Beschaffenheit der älteren Aufzeichnungen (1—3),
   2) Die Thatsache einer späteren offiziellen Bearbeitung (4),
   3) Die Art und den Wert dieser Bearbeitung (5).

Zu einigen derselben gab der Vortragende nähere Erläuterungen, und zwar, da These 1 von niemand bestritten werden konnte, vorzugsweise zu These 2, 3 und These 5. Zur Rechtfertigung von These 4 wies er auch auf seine im ersten Heft des „Philologus 1896" erscheinende Abhandlung über die annales maximi hin.

Zur Begründung von These 2 und der mit ihr eng verbundenen These 3 führte der Redner manche Zeitangaben der älteren Annalisten bez. der auf sie zurückgehenden griechischen Historiker (Polybius, Diodor) an, so u. a.

1) Fabius Pictor fr. 6 (= Gellius N. A. 5, 4, 3) duodevicesimo anno postquam Galli Romam ceperunt (= varron. 365—387 mindestens 23 Amtsjahre).

2) Cato bei Nepos Cato 3 und bei Polybius 2, 18—22, welche Stelle nach Wochenschrift f. klass. Philologie 1888 Nr. 12 S. 373 f. ein Auszug aus Cato ist.

3) Piso bei Liv. 9, 44, 3 überging mehrere Konsulate bei der annalistischen Erzählung des zweiten Samnitenkrieges.

4) Die annalistische Erzählung Diodors nennt einzelne Diktatoren, Tribune, keine Eponymen.

5) Polybius folgte im ersten punischen Kriege einer römischen Quelle, welche nicht nach Konsulatsjahren, sondern nach Kriegsjahren rechnete. Weiteres s. Soltau, Römische Chronologie 438—442.

Weitere Erläuterungen wurden namentlich zu These 5 gegeben. Als bestes Beispiel für die Veränderungen und die Vervielfältigung der Berichte durch die Eintragung älterer annalistischer Angaben in die nach Eponymen geordneten späteren Annalen boten sich die Erzählungen über die Galliereinfälle dar, wie sie bei Livius (Buch 6—10) und bei Polybius 2, 18 f. vorliegen. Polybius zählt nach V. (varronisch) 365 bis zur Schlacht bei Lentinum. V. 459 vier Galliereinfälle, während Livius deren zehn ansetzt. Die nähere Erklärung des Verhältnisses beider Rechnungen

wurde dann im Anschluſs an Soltau, Römische Chronologie 357—367 gegeben.

Die Zeitangaben der älteren Annalisten zeigen also, so schloſs der Redner resumierend zu These 6:

1) Die Beschaffenheit der älteren Aufzeichnungen; dieselben waren noch nicht gleichzeitig mit den Ereignissen vorgenommen, sondern berichten über gröſsere Zeiträume; sie zeigen

2) die Thatsache einer späteren offiziellen Bearbeitung auf Grund der tabula pontificis und der pontifikalen Fastenliste bez. ihren historischen Eintragungen; und

3) die Art und den Wert dieser Bearbeitung. Dieselben ergaben sich aus dem Inhalt von These 5.

An der Debatte beteiligten sich im Anfang besonders Direktor Dr. Preuſs und Rektor Dr. Egelhaaf. Beide Redner halten zwar die Vorlegung und Erörterung der Thesen für nützlich, eine Zustimmung von seiten der Sektion indessen für unthunlich. In demselben Sinne äuſsert sich Prof. Beloch. Darauf entspann sich eine lebhafte, fesselnde Auseinandersetzung zwischen Prof. Beloch und Prof. Soltau über den Inhalt der Thesen. Prof. Beloch war mit der ersten These von Soltau ganz einverstanden, in der Hauptsache ebenso mit der fünften. Dagegen bekämpfte er die Thesen 2—4. Eine Einigung über die streitigen Punke kam nicht zustande, wurde aber auch nicht als Zweck der Debatte angesehen.

Bezüglich der Stellung der Sektion zum Deutschen Historikertag wurde nach kurzer Erörterung eine Beschluſsfassung für diesmal ausgesetzt, weil die Organisation des Historikertages noch nicht abgeschlossen und namentlich die Frage, ob er jährlich oder nur alle zwei Jahre zusammentreten solle, noch nicht endgültig entschieden sei. Sollte das letztere festgesetzt werden, so wurde von mehreren Rednern es als wünschenswert bezeichnet, daſs die beiden Versammlungen nicht in einem und demselben Jahre abgehalten würden, damit den Fachgenossen Gelegenheit geboten sei, alljährlich in der einen oder der anderen Versammlung miteinander Fühlung zu nehmen.

Teilweise im Zusammenhang mit obiger Frage folgte jetzt eine vom Vorsitzenden angeregte Diskussion über das Verhältnis der Sektion zur historisch-epigraphischen Sektion des Philologentages. An der sehr lebhaften Debatte beteiligten sich besonders Dr. Egelhaaf, Dr. Simonsfeld, Prof. Beloch, Direktor Milz, Prof. Soltau und Dr. Baldamus. Die Ansicht aller Redner ging dahin, daſs die historische Sektion des Philologentages so wie

sie ursprünglich gemeint war, aufrecht erhalten werden solle. Nur Dr. Baldamus erkannte ein ernsthaftes Bedürfnis einer Fortdauer derselben nicht an. Das Ergebnis der Erörterungen war die Annahme des Satzes, dafs die historische Sektion des 43. Philologentages der Meinung sei, dafs die diesmal hervorgetretene Trennung einer historischen und historisch-epigraphischen Sektion nicht fortdauern solle, sondern dafs die historische Sektion wie bisher ihre Thätigkeit auf das gesamte Gebiet der historischen Wissenschaft zu richten habe.

Die Liste der Sektionsteilnehmer wies 23 Namen auf.

Indogermanische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1895.

(Mittags 12 Uhr.)

In die Sektionsliste zeichnen sich 22 Mitglieder ein, somit ist die vorschriftsmäfsige Anzahl von Teilnehmern vorhanden und die Sektion zustande gekommen. Auf Vorschlag des vorbereitenden Ausschufsmitgliedes Herrn Professor Müller wird Professor Dr. Jacobi-Bonn zum ersten Vorsitzenden, sodann Professor Dr. Thurneysen-Freiburg i. Br. zum zweiten Vorsitzenden, Professor Dr. Thumb-Freiburg i. Br. und Privatdozent Dr. Solmsen-Bonn zu Schriftführern gewählt.

Sodann wird die Tagesordnung für die zweite Sitzung festgestellt.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1895.

(Beginn 8 Uhr vormittags.)

Vortrag von Prof. Dr. Osthoff-Heidelberg: „Zur griechischen Vertretung der langen Liquida sonans". Der Vortragende nimmt — abgesehen von dem Spezialfall ϱω, λω lat. *rā*, *lā*, den er als idg. Abart von $\bar{\underset{\circ}{r}}$, $\bar{\underset{\circ}{l}}$ aufser Acht läfst — ορ, ολ als griech. Vertretung von $\bar{\underset{\circ}{r}}$ $\bar{\underset{\circ}{l}}$ an: vgl. z. B. *στόρ-νυμι* zu ai. *stīrṇás*, *βούλομαι* = **gl̥-no-mai*, *φολκός* 'krummbeinig' lat. *falx* zu lat. *flecto*, *γοργός* air. *garg* (zu abg. *groza*); griech. *ἀρκέω* und lat. *arceo* sind auf verschiedene Formen, $\underset{\circ}{r}k$- und $\bar{\underset{\circ}{r}}k$, zurückzuführen. Während in den angeführten und andern Fällen ορ ολ = idg. $\bar{\underset{\circ}{r}}$ $\bar{\underset{\circ}{l}}$ mit dem einem idg. *or ol* entsprechenden ορ ολ zusammengefallen ist, scheiden sich die beiden Gruppen in der Stellung vor $\underset{\circ}{i}$: idg. *or*$\underset{\circ}{i}$ *ol*$\underset{\circ}{i}$ wird im Griechischen zu οιρ ολλ (*μοῖρα*, *κοίρανος*, *αἰόλλω*),

dagegen *r̥̄i̯ l̥̄i̯* urgriech. zu *υρι̯ υλι̯* und weiter zu *ῡρ* (aus **ῠρρ*) bezw. *υλλ*. Mit Hilfe dieses Lautgesetzes ist es nun möglich, die den ai. Präsentien *jīryati, avatīryati* entsprechenden griechischen Formen festzustellen, sowie eine Gruppe von bisher dunkeln *υ* der *ĕ*-Reihe zuzuweisen oder vielmehr zu erklären; man vergleiche z. B. Verba wie *σύ̄ρω* aus **su̯r̥̄i̯ō* neben *σαίρω* aus **su̯r̥i̯ō* zur Wz. *su̯er* oder *μύλλω* lit. *maliù* vedisch *upa-mūryamāṇas* zu slav. *melją*, und Nomina wie *σφῦρα *sp(h)r̥̄i̯a* neben *σφαῖρα *sph̥r̥i̯a* Wz. *sp(h)er* oder *φύλλον *bhl̥i̯om*, lat. *folium *bhl̥i̯om* zur Wz. *bhel* (germ. *blatt* aus **bhl-o-to-m* oder **bhl-e-to-m*). Formen mit *υρ υλ*, in denen kein *i̯* im Spiele ist, sind durch Übertragung von solchen mit *i̯* entstanden, z. B. *μύλη* nach *μύλλω*; *κῠρέω* nach **κῠρρω* (später *κύ̄ρω*). Die verschiedene Behandluug von *ορ, ολ* je nachdem es aus *r̥̄, l̥̄* odr *or, ol* entstanden war, erklärt sich daraus, daſs *ορ ολ* aus idg. *r̥̄ l̥̄* ursprünglich geschlossenen, *ορ ολ* aus idg. *or, ol* ursprünglich offenen *o*-Laut hatte, also z. B. **φορι̯ω* (*φύ̄ρω*) aber *φορυτός*. Im ersten Falle trat unter dem Einfluſs des *i̯* weitere Verdumpfung zu *υ* ein, während die übrig gebliebenen *o* mit den alten *ǫ* zusammenfielen.

An der Debatte, in der Bedenken gegen die Scheidung von urgriech. *ǫ* und *ǫ* geäuſsert, sowie sonstige Fälle von dunklen *υ* st. *o* (z. B. *νύξ, γυνή*) hervorgehoben wurden, beteiligten sich auſser dem Vortragenden die Herren Prof. Wackernagel und Dr. Solmsen. Auf den mit lebhaftem Interesse aufgenommenen Vortrag hier näher einzugehen, unterlasse ich, da eine baldige Veröffentlichung (im VI. Bande der Morphologischen Untersuchungen) zu erwarten ist. Wegen Zeitmangels muſs der Vortrag von Dr. Solmsen auf die nächste Sitzung verschoben werden. Für die vierte Sitzung wird Freitag der 27. Sept. nachmittags 4 Uhr bestimmt.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1895.

(Beginn morgens 8 Uhr.)

Prof. Dr. Jacobi-Bonn sprach „Zur Entwickelung des indischen Satzbaus". Die Eigenart des indischen Satzbaus, dem kunstvolle Periodisierung gänzlich fehlt, beruht zum groſsen Teil auf der Natur der indischen Nebensätze, speziell derjenigen, die mit Relativpronomen gebildet sind. Die Relativsätze unterscheiden sich von denen der europäischen Sprachen in mehrfacher Hinsicht. Sie stehen der Regel nach entweder vor oder

nach dem Hauptsatz. Dieselbe Stellung haben sie auch im Vedischen, im klassischen Sanskrit und im Mittel- und Neuindischen. Das Wort, auf welches sich das Relativum bezieht, steht oft in dem relativen Nebensatz. Das Relativum selbst steht am Anfang, in der Mitte oder am Ende des Nebensatzes. Im Hauptsatz steht gewöhnlich ein den Nebensatz zusammenfassendes Correlativum. Die Nebensätze enthalten nichts Nebensächliches, sondern bilden eine wesentliche Ergänzung des Hauptsatzes; man könnte sie daher erläuternde oder umschreibende Nebensätze nennen. Die Nebenumstände können also nicht durch Relativsätze ausgedrückt werden; für diese hat die indische Sprache die Komposita. Dieselben Eigentümlichkeiten wie die mit Relativpronomen weisen die mit Relativkonjunktionen gebildeten Nebensätze auf. Die Verbindung eines solchen Konjunktionalsatzes und Relativsatzes mit einem Hauptsatze, der in der Mitte steht, ist die einzige Periodenbildung im Indischen. Die Nebenumstände können auch durch diese Sätze nicht ausgedrückt werden, sondern nur durch Absolutiva oder Participia. Diese Formen sowie die obenerwähnten Komposita vertreten also die Stelle der Nebensätze und sind daher im Indischen in überreichem Maſse gebildet und angewandt, während ein eigentlicher Periodenbau sich nicht entwickeln konnte.

An der Diskussion beteiligt sich Prof. Dr. Wackernagel.

Darauf sprach Privatdozent Dr. Solmsen-Bonn „Zur Frage nach dem Wesen des griechischen Accents". Der Vortragende knüpfte an die Annahme Wackernagels an, daſs dem Accent bereits in altgriechischer Zeit, entgegen den Angaben der griechischen Grammatiker, nicht bloſs ein musikalisches, sondern auch ein exspiratorisches Moment innegewohnt habe, und fügte zu den von Wackernagel in diesem Sinne geltend gemachten lautlichen Erscheinungen zwei weitere hinzu: 1) In der ursprünglichen Lautfolge: Vokal + *u* + *s* + Vokal bleibt nach Schwund des *s* der zweite Bestandteil des Diphthongs *u* erhalten, wenn der Accent auf der Silbe ruht, er wird verflüchtigt, wenn der Accent nicht darauf ruht: *αὖος* aus **αὕσος* = lit. *saũsas*, aber *ἠώς* aus **ᾱ̓ὐσώς* zu lat. *aurōra*, ai. *ushás*; *εὖω γεύω* aus **εὕσω *γεύσω*, aber *ἀκοή ἀκήκοα* aus **ἀκουσά ἀκάκουσα*, *ἀκροαομαι* aus **ἀκρουσάομαι*; *κρούω* aus **κρούσω*, aber *κροαίνω* aus **κρουσάνίω* u. s. w. Der Vortragende besprach die scheinbaren oder wirklichen Ausnahmen von dieser Regel und entwickelte sodann eine Schluſsfolgerung, die sich aus ihr auf das Alter der speziell äolischen Accentzurückziehung (*αὔως ἀκούα* u. s. w.) ziehen läſst: er suchte wahrscheinlich zu machen, daſs diese zur Zeit der Sappho und des Alkaios be-

reits vorhanden gewesen sei. 2) Ein *o* fällt vor folgendem Vokal nicht selten aus, wenn der Accent von ihm fortrückt: hom. *ὀλοόφρων*, aber (auf einer jungen Inschrift aus Karien) *ὀλοφρονέων*; *βοηθόος*, aber *βοηθέω* aus **βοᾱθοέω* (jedoch äolisch *βᾱθόημι* mit Accent auf dem *o*!), *θυοσκόος*, aber *θυοσκεῖν*; *Φλειοῦς Ἀναγυροῦς* aus *-όεις*, aber *Φλειάσιος Ἀναγυράσιος* aus *-οάσιος*, *Τειχιόεσσα*, aber *Τειχιεσσεύς*; *Βόσπορος* aus einer ursprünglichen Flexion *Βοόσπορος*, aber *Βοσπόρου*. Auch hier erörterte der Vortragende einige widersprechende Fälle und zog zum Schluſs die Summe aus Wackernagels und seinen Untersuchungen dahin, daſs auch in altgriechischer Zeit bereits der Accent, neben dem von den Grammatikern allein berücksichtigten musikalischen, einen, wenn auch nicht allzu stark ausgeprägten, exspiratorischen Charakter getragen habe. — Der Vortrag wird vollständig erscheinen wahrscheinlich im Rahmen einer gröſseren Untersuchung zur griechischen Sprachgeschichte.

An der Diskussion beteiligen sich Prof. Osthoff, Prof. Wackernagel, Prof. Thurneysen, Prof. Thumb und Prof. H. Schenkl-Graz.

Der Vortrag von Prof. Thumb über den Wert des neugriech. Sprachstudiums für das Altgriechische wird aufgeschoben.

Vierte (Schluſs-) Sitzung.

Freitag, den 27. September 1895.

(Beginn nachmittags 4 Uhr.)

Vortrag von Prof. Dr. Thurneysen-Freiburg i/Br. „Über westindogermanische Allitterationspoesie“. Die von Westphal und Bartsch zwischen der Allitteration in der altitalischen und in der altgermanischen Poesie gezogenen Parallelen betonten die Verschiedenheit ihrer Verwendung zu wenig, wie Jordan mit Recht eingewendet hat; die oberflächliche Ähnlichkeit genügt nicht, eine gemeinsame Entwickelung bei den beiden weit auseinanderliegenden Stämmen wahrscheinlich zu machen. Die Frage gewinnt andere Gestalt, wenn man das Keltische beizieht. Die Iren, die den altkeltischen Wortaccent auf der ersten Silbe bewahren, verwenden die Allitteration noch im Mittelalter wie die alten Italiker; andererseits zeigt ihre Technik groſse Ähnlichkeit mit der germanischen, ohne daſs späte Entlehnung anzunehmen wäre. Die durch sprachliche Thatsachen erwiesene nahe Verwandtschaft zwischen Italikern und Kelten läſst hier gemeinsame Entwickelung als das Wahrscheinlichere erscheinen. Da nun alle drei westlichsten indo-

germanischen Völker die Allitteration verwenden, liegt die Vermutung nahe, dafs die Germanen sie den benachbarten Kelten entlehnt und selbständig weitergebildet haben. Der Übergang von der italo-keltischen Allitterationsweise, welche neben einander stehende Wörter verbindet, zu der germanischen, Halbverse verknüpfenden wird vermittelt durch die häufigen keltischen und italischen Verse, in denen Cäsur (oder Versende) die allitterierenden Wörter trennt (so schon C. Bötticher).

An der Diskussion beteiligen sich Prof. Dr. Suchier-Halle, Prof. Dr. Körting-Kiel und Dr. Solmsen.

Vortrag von Prof. Dr. Cornu-Prag „Über die Betonung *armáque* im lateinischen Hexameter". An der Hand eines reichen statistischen Materials weist Cornu nach, dafs im Hexameter ein Wort wie *armáque* (so betont nach dem Zeugnisse der sämtlichen römischen Grammatiker), welches der Quantität nach im ersten, vierten und fünften Fufse verwendet werden konnte, abgesehen von überaus seltenen Ausnahmen, nur als erster und fünfter Fufs vorkommt; dafs nur dessen Verwendung im ersten Fufse keine Beschränkung erleidet, dagegen im fünften gewöhnlich an die bukolische Cäsur gebunden ist, welche in der Regel dann eintritt, wenn der fünfte Daktylus die Betonung – ⏑ hat, Aus dieser Thatsache folgert er weiter, dafs die Annahme, die römischen Dichter hätten sich um den Accent nicht gekümmert, unbegründet sei; dafs sie im Gegenteil die Accentverhältnisse sehr sorgfältig beachtet haben müssen, da sie stets wufsten, dafs ein Daktylus wie *corpora* (´ ⏑) von einem Daktylus wie *armáque* (– ⏑) sich unterscheidet.

An der Diskussion beteiligen sich Prof. Leo-Göttingen und Prof. Diels-Berlin.

Der Vortrag von Prof. Thumb fällt wegen Zeitmangels aus.[1])

1) Da der Redner den Vortrag an anderer Stelle erscheinen lassen will, hat er von einem Berichte hier abgesehen.

Archäologische Sektion.

Den Sitzungen der archäologischen Sektion war eine besondere Weihe gegeben durch eine äufserst dankenswerte Veranstaltung des Direktors des Wallraf-Richartz-Museums, in dessen Hörsaale die Sitzungen stattfanden. Hofrat Aldenhoven hatte, unterstützt durch die Freigebigkeit von Kölner Gönnern, die an den Hörsaal stofsenden Räume zu einem so im grofsen noch kaum ausgeführten Versuche der Veranschaulichung antiker Polychromie hergerichtet, die Räume selbst mit antikisierender Wandmalerei von der Hand eines Schülers einst Theophilus Hansens in Wien geschmückt und in ihnen Abgüsse von Reliefs und Statuen mit vollständig durchgeführter Färbung verteilt, die Abgüsse nach Bronzen in sehr gelungener Weise bronziert, die übrigen Reliefs und Statuen bemalt. Dafs bei dieser Bemalung die Ansichten nie vollkommen übereinstimmen werden, ist gewifs; aber selbst als Anhalt für verschiedene Beurteilung hat Aldenhovens Versuch einen bleibenden Wert, so lange die Räume selbst in ihrer Ausstattung bestehen und Archäologen, Künstler und Kunstfreunde sie gewifs wiederholt besuchen werden.

Die Vorträge begann Prof. Dr. Schreiber-Leipzig mit einer Auseinandersetzung über hellenistisch-römische Kunst, vornehmlich um gegenüber den Aufstellungen Wickhoffs in der Ausgabe der Wiener Genesis der hellenistischen Kunst Priorität der Leistuug zu vindizieren. Es folgte Prof. Kohl mit einer Erläuterung des grofsen, in Kreuznach letzthin gefundenen Gladiatorenmosaiks. Dr. J. Böhlau-Cassel berichtet sodann über eine Reise nach Kleinasien und Ausgrabungen auf Samos, die er im Sommer 1895 im Auftrage und auf Kosten des Herrn Edward Habich in Cassel ausgeführt hat. Da die Publikation der Resultate in nächster Zeit bevorsteht, sieht der Vortragende von einem Referat an dieser Stelle ab. Auf Antrag des Vorsitzenden wurde Herrn Habich für seine selbstlose Förderung archäologischer Studien ein Danktelegramm der Sektion gesandt.

germanischen Völker die Allitteration verwenden, liegt die Vermutung nahe, dafs die Germanen sie den benachbarten Kelten entlehnt und selbständig weitergebildet haben. Der Übergang von der italo-keltischen Allitterationsweise, welche neben einander stehende Wörter verbindet, zu der germanischen, Halbverse verknüpfenden wird vermittelt durch die häufigen keltischen und italischen Verse, in denen Cäsur (oder Versende) die allitterierenden Wörter trennt (so schon C. Böttticher).

An der Diskussion beteiligen sich Prof. Dr. Suchier-Halle, Prof. Dr. Körting-Kiel und Dr. Solmsen.

Vortrag von Prof. Dr. Cornu-Prag „Über die Betonung *armáque* im lateinischen Hexameter". An der Hand eines reichen statistischen Materials weist Cornu nach, dafs im Hexameter ein Wort wie *armáque* (so betont nach dem Zeugnisse der sämtlichen römischen Grammatiker), welches der Quantität nach im ersten, vierten und fünften Fufse verwendet werden konnte, abgesehen von überaus seltenen Ausnahmen, nur als erster und fünfter Fufs vorkommt; dafs nur dessen Verwendung im ersten Fufse keine Beschränkung erleidet, dagegen im fünften gewöhnlich an die bukolische Cäsur gebunden ist, welche in der Regel dann eintritt, wenn der fünfte Daktylus die Betonung – ◡ hat. Aus dieser Thatsache folgert er weiter, dafs die Annahme, die römischen Dichter hätten sich um den Accent nicht gekümmert, unbegründet sei; dafs sie im Gegenteil die Accentverhältnisse sehr sorgfältig beachtet haben müssen, da sie stets wufsten, dafs ein Daktylus wie *corpora* (◟ ◡) von einem Daktylus wie *armáque* (– ◡) sich unterscheidet.

An der Diskussion beteiligen sich Prof. Leo-Göttingen und Prof. Diels-Berlin.

Der Vortrag von Prof. Thumb fällt wegen Zeitmangels aus.[1])

1) Da der Redner den Vortrag an anderer Stelle erscheinen lassen will, hat er von einem Berichte hier abgesehen.

Archäologische Sektion.

Den Sitzungen der archäologischen Sektion war eine besondere Weihe gegeben durch eine äufserst dankenswerte Veranstaltung des Direktors des Wallraf-Richartz-Museums, in dessen Hörsaale die Sitzungen stattfanden. Hofrat Aldenhoven hatte, unterstützt durch die Freigebigkeit von Kölner Gönnern, die an den Hörsaal stofsenden Räume zu einem so im grofsen noch kaum ausgeführten Versuche der Veranschaulichung antiker Polychromie hergerichtet, die Räume selbst mit antikisierender Wandmalerei von der Hand eines Schülers einst Theophilus Hansens in Wien geschmückt und in ihnen Abgüsse von Reliefs und Statuen mit vollständig durchgeführter Färbung verteilt, die Abgüsse nach Bronzen in sehr gelungener Weise bronziert, die übrigen Reliefs und Statuen bemalt. Dafs bei dieser Bemalung die Ansichten nie vollkommen übereinstimmen werden, ist gewifs; aber selbst als Anhalt für verschiedene Beurteilung hat Aldenhovens Versuch einen bleibenden Wert, so lange die Räume selbst in ihrer Ausstattung bestehen und Archäologen, Künstler und Kunstfreunde sie gewifs wiederholt besuchen werden.

Die Vorträge begann Prof. Dr. Schreiber-Leipzig mit einer Auseinandersetzung über hellenistisch-römische Kunst, vornehmlich um gegenüber den Aufstellungen Wickhoffs in der Ausgabe der Wiener Genesis der hellenistischen Kunst Priorität der Leistung zu vindizieren. Es folgte Prof. Kohl mit einer Erläuterung des grofsen, in Kreuznach letzthin gefundenen Gladiatorenmosaiks. Dr. J. Böhlau-Cassel berichtet sodann über eine Reise nach Kleinasien und Ausgrabungen auf Samos, die er im Sommer 1895 im Auftrage und auf Kosten des Herrn Edward Habich in Cassel ausgeführt hat. Da die Publikation der Resultate in nächster Zeit bevorsteht, sieht der Vortragende von einem Referat an dieser Stelle ab. Auf Antrag des Vorsitzenden wurde Herrn Habich für seine selbstlose Förderung archäologischer Studien ein Danktelegramm der Sektion gesandt.

Nicht vollständig gebilligt von den Mitgliedern der archäologischen Sektion hatte sich, wie schon das vorige Mal in Wien, eine neue Sektion als historisch-epigraphische gebildet, welcher der Vortrag von Patsch-Serajewo über die archäologisch-epigraphischen Entdeckungen und Forschungen in Bosnien und der Herzegowina zu teil wurde. Einmal vereinigten sich aber beide Sektionen zu einer gemeinsamen Sitzung. Hier berichtete Tocilescu-Bukarest über die Entdeckung eines Grabmals gefallener römischer Soldaten zu Adamklissi in der Dobrudscha; hierdurch erscheine die in der Publikation des Trajanischen Denkmals ausgesprochene Ansicht bestätigt, dafs dieses Denkmal auf Anlafs eines an jener Stelle über die Daker erfochtenen Sieges errichtet sei. Für die Untersuchungen zu Adamklissi votierten die vereinigten Sektionen einen Dank S. M. dem Könige von Rumänien und Herrn Nicolaus Dumba in Wien, ebenso auf Anlafs des Herrn Patsch der österreichischen Regierung von Bosnien und der Herzegowina. Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. von Duhn-Heidelberg über die archäologische Erforschung Italiens im letzten Jahrzehnt, ein erfreuliches Bild der auch auf wissenschaftlichem Gebiete erfolgten Einigung Italiens entrollend.[1])

An einem Nachmittage begaben sich die Mitglieder der archäologischen und der historischen Sektion nach Bonn, um das Provinzial-Museum und die Abgufssammlung der Universität in Augenschein zu nehmen. Im Provinzial-Museum führten die Herren Klein, Nissen, Sonnenburg und Loeschcke, letzterer auch im Universitäts-Museum, wo er die Besucher begrüfste mit einigen Worten pietätvoller Erinnerung an den ἀρχηγέτης der Bonner Archäologie, F. G. Welcker, dessen Totenmaske ausgestellt war. Gegenstand der Diskussion wurde auch ein aus Welckers Nachlasse stammendes Medaillonporträt, signiert: Heuberger fec. 1829, von dem Loeschcke nach Umfrage bei Personen, die Welcker in jüngeren Jahren gekannt haben, jetzt versichern kann, dafs es nicht Welcker darstellt.

Bei dem Rundgange durch die Sammlung erläuterte Prof. Dr. Loeschcke einige Zusammenstellungen, Datierungen und Ergänzungen. Er vermutete z. B., dafs die Gruppe des Odysseus und Polyphem, aus welcher die Vatikanische Odysseusstatuette erhalten ist, von demselben Künstler herrühre, wie der Pasquino, vielleicht habe auch die Skyllagruppe zu derselben Reihe „homerischer Gruppen"

1) Der Vortrag erscheint in den „N. Heidelberger Jahrbüchern" 1896 Heft 1.

gehört. Den Silen mit dem Dionysoskinde schrieb der Vortragende aus stilistischen Gründen und wegen der Ähnlichkeit der Komposition mit dem Herakles im Palazzo Pitti dem lysippischen Kreise zu, ebenso den „sitzenden Dichter in Villa Borghese", in dem, wie in dem nächst verwandten Kopfe des britischen Museums, er ein Beispiel der *non traditi voltus* erhalten sehen wollte, die Lysipp zuerst gebildet. Dabei bemerkte er, dafs auch der früher sogenannte „Seneca" wegen der Hebung des Kopfes und der Öffnung des Mundes zur Statue eines zur Leier singenden Dichters zu gehören scheine. Von Ergänzungen wurden die von Prof. A. Küppers ausgeführten einer in Köln gefundenen Replik des Kopfes der Parthenos und die der sogenannten Iris im Ostgiebel des Parthenons vorgewiesen. Sodann sprach Prof. Dr. Koerte-Rostock über die Jünglingsstatue von Subiaco (Antike Denkmäler des Instituts I, Taf. 56), die Figur für Hylas erklärend. Die mit Beifall aufgenommene Ausführung wird im Jahrbuche des archäologischen Instituts gedruckt werden.

Die archäologische Sektion erwies sich ganz wie in Wien so lebenskräftig, dafs sie den Schlufs der Philologenversammlung überdauerte. Sie trat am Sonnabend nach der letzten Plenarsitzung noch einmal zusammen, um mehrere angekündigte Vorträge, die man sich ungern hätte entgehen lassen, zu hören.

Dr. Sauer-Giefsen sprach über „Kresilas". Kresilas von Kydonia, so führte der Vortragende aus, ist einer der wenigen Künstler zweiten Ranges, von dem uns verhältnismäfsig viel bekannt ist. Wir kennen von ihm unter anderem drei sehr eigenartige Werke: einen Verwundeten, dem man ansehen konnte, wie viel Leben noch in ihm sei, eine verwundete Amazone und das Porträt des Perikles, dazu fünf Inschriften, die ihn vorwiegend in Athen, aufserdem für Hermione und Delphi thätig zeigen. Auf Grund dieser reichlichen Überlieferung hat man versucht, Nachbildungen von Werken dieses Künstlers zu finden und als Ausgangspunkt früher meist die Amazone des kapitolinischen Typus benutzt. Vorsichtiger ist es, die Amazone zunächst unbestimmt zu lassen und vom Verwundeten und vom Perikles auszugehen.

Der Verwundete war identisch mit dem von Pausanias erwähnten Erzbild des von Pfeilen getroffenen Diitrephes, dessen Basis, mit der Künstlerinschrift des Kresilas und der Weihinschrift des Hermolykos, Sohnes des Diitrephes, auf der athenischen Akropolis erhalten ist. Den Namen Diitrephes verdankte der Dargestellte nur einer aus der Weihinschrift herausgesponnenen Periegetenlegende, sodafs chronologische Schwierigkeiten wegfallen. Es

war ein von Pfeilen tödlich verwundeter, dennoch aufrechtstehender Krieger, der, dem Charakter der Inschrift nach, bald nach der Mitte des 5. Jahrhunderts entstanden war. Ein Krieger in dieser eigentümlichen Situation erscheint wiederholt auf Sarkophagen und geschnittenen Steinen, wie auch ein Niobide in einem pompejanischen Wandbild den Typus jener Darstellungen übernimmt; einmal aber ist derselbe auch statuarisch vertreten, in einem als Gladiator ergänzten Marmortorso in Neapel, dessen Stil auf die Mitte des 5. Jahrhunderts hinweist.

Die Züge des Perikles sind uns durch drei Wiederholungen eines Hermenkopfes bekannt, die man schon längst vermutungsweise auf Kresilas zurückführte. Die wiedergefundene Inschrift des einst auf der Akropolis aufgestellten Porträts stand auf einem schmalen Block, der nicht auf eine Statue, sondern auf eine Herme und sehr gut zu den Maſsen der erhaltenen paſst; es war also ziemlich sicher das von Plinius dem Kresilas zugeschriebene Porträt identisch mit dem von Pausanias ohne Künstlernamen genannten athenischen und dem Vorbild der erhaltenen Hermenköpfe.

Daſs diese beiden Werke auch stilistisch eng zusammengehören, ergiebt sich aus der dem Torso verwandten ludovisischen „Theseus"-herme, deren Kopf zugleich mit dem besser erhaltenen perinthischen Jünglingskopf in Dresden das nächste stilistische Analogon des Perikles ist. Die so gewonnenen Werke des Kresilas gehören in die Zeit zwischen 460 und 440.

Noch zu suchen bleibt nun die verwundete Amazone. Keine der erhaltenen gehört in jene beiden Jahrzehnte, wir haben nur die Wahl zwischen einer etwas jüngeren, der des kapitolinischen Typus, und einer etwas älteren, der Wiener, die als Verkleinerung einer ebenfalls ca. 2 m hohen, in den Maſsen also mit den sogenannten ephesischen Amazonen übereinstimmenden Statue zu betrachten ist. Motiv und Stil sprechen dafür, daſs die Wiener, nicht die kapitolinische Figur das Werk des Kresilas wiedergiebt; die Amazone war ein Jugendwerk des Künstlers und zeigt ihn, wie selbst noch der Verwundete, auf den Spuren des Kritios und Nesiotes.

Werke der späteren Zeit des Künstlers lassen sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Das Original des Münchener Diomedes steht ihm mindestens sehr nahe, die noch jüngeren von Furtwängler dem Meister selbst zugewiesenen Werke entfernen sich zum Teil selbst von seiner Richtung. Der Furtwänglersche Kresilas ist im ganzen zu jung; die Inschriften und der Stil der mit Sicherheit auf ihn zurückzuführenden Werke verlegen seine ἀκμή in die

fünfziger und vierziger Jahre, und er erscheint als ziemlich genauer Zeitgenosse des Perikles und Phidias.

Prof. Dr. Marx-Breslau trug über die Pompejanische Casa del Fauno vor.

Sodann sprach Prof. Dr. Körte-Rostock über „Römische Königsgeschichte in etruskischer Überlieferung". Von den römischen Königen haben nur die drei letzten gewissermafsen Körper: die Tarquinier, zwischen die Servius Tullius eingeschaltet ist. Die offenbar vom nationalen Standpunkte aus zurechtgemachten Angaben der römischen Annalisten über sie sind zu berichtigen aus der in Bruchstücken auf uns gekommenen etruskischen Überlieferung.

Solche Bruchstücke liegen uns vor in der Rede des Kaisers Claudius über die Ehrenrechte der Gallier (Bronzeinschrift von Lyon, nach Neuvergleichung des Originals abgedruckt in Bruns *fontes iur. Rom. ant.* ed. V p. 177 f.) und in dem Wandgemälde eines Grabes von Vulci, jetzt im Museo Torlonia in Rom. (Die einzig brauchbare Publikation bietet: Raff. Garrucci, *tavole fotogr. delle pitture vulcenti staccate da un ipogeo etrusco presso al Ponte della Badia.* Roma 1866 Taf. III, IV, während die vielfach wiederholte von Noël des Vergers, *l'Étrurie et les Étrusques* III pl. XXVIII, XXV, XXX stilistisch und sachlich ungenau ist.) Claudius berichtet nach etruskischer Überlieferung: Servius Tullius, mit seinem etruskischen Namen *Mastarna* geheifsen, sei ein Freund eines etruskischen Heerführers *Caelius Vibenna* gewesen und habe mit den Überresten von dessen Heer den Mons Caelius (welchen er jenem zu Ehren so nannte) besetzt und später die römische Königswürde erlangt. Diese Angaben werden nun bestätigt, bezw. vervollständigt durch die Darstellung des Wandgemäldes, welches höchst wahrscheinlich noch ins vierte Jahrhundert v. Chr. zu setzen ist. *Macstrna* durchschneidet dort die Fesseln eines Gefangenen, *Caile Vipinas* (= Caelius Vibenna); seine Genossen machen die von ihnen überfallenen, daher wehrlosen Wächter des Gefangenen nieder. Zu dieser Darstellung ist nach der äufseren Erscheinung der dargestellten Figuren zweifellos zu ziehen die auf der anstofsenden Wand gemalte Gruppe: *Marce Camitlnas* (oder *Camitrnas*) den *Cneve Tarχu*[1]) *Rumaχ* niederstofsend. Der letztgenannte, der einzige Bärtige der unterliegenden Partei, ist als deren Haupt zu betrachten, als der König von Rom (*Cnaeus Tarquinius*

1) So, nicht *Tarχunies* (des Vergers pl. XXX), ist nach Ausweis der Photographie bei Garrucci sicher zu lesen.

Romanus d. i. der Tarquinius Priscus der römischen Überlieferung). Wir gewinnen also als etruskische Überlieferung, daſs der römische König Tarquinius (Priscus) durch ein von *Macstrna* (zweifellos = *Mastarna* = *Servius Tullius* nach Claudius) geführtes Heer Thron und Leben verliert.

Die Wichtigkeit dieses Zeugnisses für die römische Königsgeschichte ist auch von V. Gardthausen (*Mastarna oder Servius Tullius.* Leipzig 1882) richtig gewürdigt worden; die Art aber, wie er dasselbe verwertet, muſs als verfehlt bezeichnet werden. Den Namen *Macstrna* zerlegt er in *Marces-tarna* = *tarχna* = Tarquinius und findet denselben Namen wieder in *Marce-Camitrnas* (t(a)rnas zusammengesetzt mit cami), welcher demnach mit *Macstrna* identisch sein soll. Daſs eine und dieselbe Person in gleichzeitig ausgeführten Gemälden desselben Grabes verschieden bezeichnet sei, ist unmöglich anzunehmen. Daſs die beiden Aias in demselben Grabe durch Zusetzung des cognomen unterschieden sind, spricht nicht für, sondern gegen Gardthausens Hypothese. Aber auch die (allgemein geteilte) Voraussetzung, von der Gardthausen ausgeht, daſs der Name Tarquinius etruskisch *Tarχnas* laute, ist sicher irrig. Diese Gleichsetzung ist sprachlich unmöglich und wird durch das Zeugnis des vulcenter Grabgemäldes (*Tarχu* = Tarquinius) widerlegt. Das sogen. Tarquinier-Grab in Caere hat mit den aus Rom vertriebenen Tarquiniern nichts zu thun; schon deshalb nicht, weil es seinem Typus nach frühestens noch ins vierte Jahrhundert hinaufreicht; es gehört einer etruskischen Familie *Tarχnas* an (der Name wird in drei lateinischen Inschriften des Grabes, Fabretti *C. i. i.* 2363, 2388, 2391, in *Tarcna* transskribiert, der Name Tarquinius findet sich in denselben überhaupt nicht, nur einmal Tarquin[os] und einmal Tarquitius), die wir so oder in der erweichten Form *Tarnas* auch in Veji, Viterbo und Vulci (vgl. das Geschlechtergrab Gsell, *fouilles de Vulci* p. 237 ff.) wiederfinden. Damit ist der Gardthausenschen Geschichtskonstruktion der Boden entzogen. Vielmehr wird durch das Grabgemälde von Vulci die Ansicht von Niebuhr und Schwegler bestätigt, daſs die Tarquinier eine römische gens waren. Der ältere Tarquinius fällt durch einen etruskischen Condottiere, dieser behauptet sich lange Zeit und zum Segen des Staates in Rom, wird aber schlieſslich von einem Angehörigen der nationalen Königsfamilie, dem jüngeren Tarquinius, gestürzt. Es kann kein Zufall sein, daſs auch nach römischer Darstellung während seiner Regierung sich die stärksten Einflüsse der überlegenen etruskischen Kultur und Kunst bemerkbar machen. Die römische Überlieferung

hat die Art, wie Servius Tullius die Herrschaft gewann, und seine etruskische Herkunft im Sinne des römischen Nationalstolzes verschleiert; kein Zweifel, dafs die etruskische Überlieferung von der Eroberung Roms durch *Macstrna* mehr Glauben verdient.

Eine lang andauernde Herrschaft der Etrusker über Latium, oder gar das ganze Land bis einschliefslich Campanien, wie sie Gardthausen annimmt, ist auch deshalb im höchsten Grade unwahrscheinlich, weil Spuren derselben in den Gräberfunden fehlen.

Die Gebrüder *Vipinas* (Vibenna) kennen wir als etruskische Nationalhelden auch noch aus anderen etruskischen Monumenten (s. Körte in Ed. Gerhards Etruskische Spiegel Bd. V Taf. 127 S. 166ff.).

Zum Schlusse legte Dr. Lehner-Trier die Pläne der von ihm ausgegrabenen „römischen Stadtbefestigung von Trier" vor und erläuterte sie. Redner verglich zunächst zur Orientierung den Umfang des römischen Trier mit dem des mittelalterlichen und modernen an der Hand eines Stadtplanes und zeigte, wie der antike Stadtkomplex etwa doppelt so grofs war, als der durch die mittelalterliche Befestigung angedeutete. Dann beschrieb er den Lauf der antiken Stadtmauer, wie er durch die neuesten Ausgrabungen ermittelt worden ist, im einzelnen unter besonderer Betonung der eigentümlichen Beziehungen zwischen Stadtmauer und Amphitheater sowie der daraus sich ergebenden chronologischen und fortifikatorischen Erwägungen. Die Länge des ganzen römischen Mauerrings läfst sich auf etwa $6\frac{1}{2}$ Kilometer angeben; Schlüsse aus dieser Ausdehnung auf die Bevölkerungszahl sind jedoch nicht möglich, da über die Dichtigkeit der Besiedlung noch zu wenig bekannt ist. Wichtiger ist die Frage nach dem Alter der ganzen Anlage. — Wenn der Mauergürtel eine fortschreitende Erweiterung erfahren hätte, die sich über Jahrhunderte erstreckte, so müfste dies in der Konstruktion der Befestigung irgendwie zum Ausdruck kommen. Eine Verschiedenheit der einzelnen Mauerteile von einander ist aber absolut nicht zu konstatieren. Die ganze Anlage mit ihren Türmen und Thoren macht einen durchaus einheitlichen Eindruck, wie an einer Reihe von Skizzen und Photographieen dargethan wird. Die Mauerkonstruktion, die Bauart und Verteilung der Türme sowie der Stadtthore wird bei dieser Gelegenheit genau beschrieben. Wenn man danach für die ganze Stadtmaueranlage, so wie sie sich jetzt präsentiert, ein und dieselbe Erbauungszeit annehmen darf, so bleibt die andere Frage noch zu beantworten, ob der Stadtumfang in der Ausdehnung, wie

ihn die Mauer angiebt, das Resultat der spätesten Erweiterung der Stadt war, oder ob er schon von früher Zeit her bestanden hat. Der Vortragende ist geneigt, das letztere anzunehmen, und zwar aus folgendem Grunde. Vor den beiden römischen Stadtthoren im Norden und Süden der Stadt dehnen sich die römischen Gräberfelder aus. Das im Norden vor der Porta nigra gelegene ist nach Ausweis der Grabfunde vom Anfang des 1. Jahrhunderts bis in spätrömische Zeit zu demselben Zweck verwendet worden, und man hat deshalb mit Recht angenommen, dafs sich die Stadt im Norden stets bis zu der Linie ausgedehnt hat, welche die Porta nigra angiebt. Aber auch das südliche Gräberfeld geht bis mindestens in die Mitte des ersten Jahrhunderts zurück, wie neuere Funde gezeigt haben; dazu kommt, dafs innerhalb des südlichen römischen Mauerberings keine römischen Gräber gefunden worden sind. Daraus geht mit ziemlicher Sicherheit hervor, dafs der Stadtumfang bereits um die Mitte des ersten Jahrhunderts bis an die Grenze gereicht hat, welche das südliche römische Stadtthor andeutet. Wenn Redner demnach also annehmen zu dürfen glaubte, dafs das römische Trier schon von früher Zeit an die grofse Ausdehnung hatte, welche seine römische Befestigung uns anzeigt, so warnte er zum Schlufs davor, aus dieser Beobachtung ohne weiteres auch auf eine so frühe Erbauung der Mauer und namentlich der Thore zu schliefsen. Für deren endgültige Datierung müfsten sichere Indizien noch abgewartet werden.

Ein ausführlicher Ausgrabungsbericht mit allen näheren Belegen für die ausgesprochenen Behauptungen wird für nächste Zeit in Aussicht gestellt.

Auch an zwei Ausflügen, dem einen am Sonnabend nachmittags, dem andern am Sonntage, beteiligten sich vorzugsweise Mitglieder der archäologischen Sektion. Am Sonnabend folgte man der Einladung des Streckenkommissars der Reichs-Limes-Kommission, Oberstlieutenant Dahm, zur Besichtigung des von ihm ausgegrabenen Kastells Niederberg bei Ehrenbreitstein. Am Sonntage aber führte Loeschcke auf die von ihm als Kommissar der Reichs-Limes-Kommission untersuchte Strecke zwischen Grenzhausen und Sayn und bot nach den vielfach unvermeidlicherweise zerstreuenden und für die mannigfaltigsten Dinge in Anspruch nehmenden Tagen der Versammlung dem Archäologen den Genufs aus der Hand des Forschers selbst von den Feinheiten einer meisterhaft geführten Einzeluntersuchung an der Quelle zu kosten. Das in Bayern schon vor Jahren vom Pfarrer Maier gesehene, durch

Soldans glücklichen Blick und Jacobis scharfsinnige Untersuchung am Taunus weiter verfolgte, seitdem auch an anderen Stellen beobachtete „Gräbchen", welches die Limesmauer oder den Limeswall meist auf der Aufsenseite begleitet, ist für Loeschcke nicht mehr nur bloſse Limitation, gleichzeitig dem Wall und der Mauer, sondern eine ältere, später durch Wall oder Mauer ersetzte äufsere Abgrenzung, die Bettung eines Pallisadenzaunes. Auch die von Jacobi für Mefsstationen gehaltenen Anlagen erklärt Loeschcke anders, nämlich für ältere aus Holz aufgeführte Wachttürme, die später durch die Steintürme ersetzt worden seien. Zu diesen Auffassungen, nach welchen wir zwei, über ein Jahrhundert auseinanderliegende Perioden des Limes zu unterscheiden hätten, nahm bereits Hettner in seinem Vortrage im Plenum Stellung.

Wie auf den drei vorangegangenen Philologen-Versammlungen fand auch eine Besprechung über die Beziehungen der Archäologie zum Gymnasialunterrichte statt, auch dieses Mal bei zahlreicher Beteiligung. Die Mehrzahl der deutschen Regierungen hatte ihr Interesse für die Sache durch Abordnung eines Vertreters bekundet; derart waren erschienen von Preufsen Herr Deiters, von Bayern Herr Arnold, von Württemberg Herr von Schwabe, von Sachsen Herr Peter, von Baden Herr Wagner, von Mecklenburg Herr Kühne, von Hessen Herr Soldan, von Sachsen-Weimar Herr Weniger, von Sachsen-Coburg-Gotha Herr Rauch, von Braunschweig Herr Dauber, von Anhalt Herr Krüger, von Schwarzburg-Sondershausen Herr Fritsch und von Bremen Herr Sander.

Zunächst beschäftigte man sich mit den Hülfsmitteln zur Veranschaulichung der antiken Welt, wie sie jetzt immer zahlreicher für den Gymnasialunterricht geboten werden und deren einige ansehnliche neue ausgestellt waren. Zuerst nahmen ihrer drei, die nicht aus Privatunternehmung hervorgegangen sind, die Aufmerksamkeit in Anspruch.

Hierzu nahm zunächst das Wort Gymnasialrektor Dr. Arnold-München, Delegierter des K. bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten:

Schon gelegentlich der Philologen-Versammlung zu München im Jahre 1891 entwickelte Geheimrat Dr. von Brunn den Gedanken, behufs Verwertung der Archäologie für den Gymnasialunterricht aus den Denkmälern griechischer und römischer Skulptur, welche unter seiner Leitung im Bruckmannschen Verlage zu München erschienen, eine Auswahl für Gymnasien zu veranstalten.

Auf der Philologen-Versammlung zu Wien im Jahre 1893

wurde, wie schon Herr Professor Conze erwähnte, auf Antrag des Gymnasialrektors Dr. Lechner von Nürnberg ein Beschluſs dahin gehend gefaſst, es möchte das Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut als eine dafür geeignete Centralstelle bei den Regierungen dahin wirken, daſs eine mustergültige, nicht zu teuere Sammlung von Wandtafeln für den archäologischen Anschauungs-Unterricht an den Gymnasien zustande komme, zu deren Herstellung unter Mitwirkung des Institutes eine gemischte Kommission gebildet werden könnte. Diesem Antrage gegenüber behielt die K. bayerische Regierung sich die Entschlieſsung zunächst noch vor, später entschied sie sich auf ein Gutachten ihres zu der Wiener Versammlung abgeordneten Delegierten dahin, von einer Gewinnung der in Frage stehenden archäologischen Anschauungsmittel im Wege der Vereinbarung zwischen beteiligten Staaten mit Rücksicht auf die Weitwendigkeiten einer solchen Maſsnahme abzusehen und vielmehr zunächst für Bayern aus den Brunn-Bruckmannschen Denkmälern eine angemessene Auswahl für Schulzwecke zu treffen.

Zur Durchführung dieser Maſsnahme wurde eine eigene Kommission niedergesetzt, bestehend aus den Universitäts-Professoren Dr. von Brunn, Dr. von Christ, Dr. von Müller, den Gymnasialrektoren Dr. Markhauser, Dr. Arnold, Dr. Wecklein und dem Gymnasiallehrer Dr. Urlichs.

Die Beratungen dieser Kommission zogen sich in die Länge infolge der Erkrankung des Geheimrates Dr. von Brunn, welchem der Vorsitz in dieser Kommission übertragen war.

Nach dem tiefbeklagten Ableben des hochverdienten Archäologen übernahm Geheimrat Dr. von Christ den Vorsitz und Prof. Dr. Furtwängler trat in die Kommission ein.

Nunmehr nahmen die Beratungen der Kommission einen rascheren Verlauf und ihr Ergebnis war, daſs im Benehmen mit der Verlagsanstalt eine entsprechende Auswahl aus dem Brunn-Bruckmannschen Werke für Zwecke des Gymnasialunterrichtes getroffen worden ist. Ein Probeexemplar der ersten Lieferung dieser Auswahl für den Schulgebrauch konnte noch rechtzeitig fertiggestellt werden und im Auftrage des K. Staatsministeriums beehre ich mich der Versammlung dieses Probeexemplar zur Ansicht vorzulegen.

Das Werk führt den Titel: Denkmäler Griechischer und Römischer Sculptur. Auswahl für den Schulgebrauch aus der von Heinrich Brunn und Friedrich Bruckmann herausgegebenen Sammlung. Im Auftrage des K. Bayerischen Staatsministeriums des

Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten veranstaltet und mit erläuterndem Text versehen von A. Furtwängler und H. L. Urlichs. 1. Lieferung. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann. 1895.

Nach dem Prospekte, den ich hier in Händen habe, soll das Werk in fünf Lieferungen zu je 10 Tafeln nebst begleitendem Text erscheinen, die sich in Abständen von etwa drei Monaten folgen sollen.

Die erste Lieferung, welche zur Ansicht ausgestellt ist, enthält:

1.	Athene Parthenos	Athen
2.	Büste des Perikles	London
3.	Athena von Velletri	Paris
4.	Apollon Kitharodos	München
5.	Niobe mit Tochter	Florenz
6.	Apoll von Belvedere	Rom
7.	Sterbender Gallier	Rom
8.	Statue des Nil	Rom
9.	Sophokles	Rom
10.	Demosthenes	Rom.

Für die folgenden Lieferungen sind die nachstehenden Skulpturen in Aussicht genommen:

11.	Apoll von Tenea	München
12.	Archaische Statue der Akropolis	Athen
13.	Athena Lemnia	Dresden
14.	Relief vom Parthenonfries	Athen
15.	Sogen. Tauschwestern vom Ostgiebel des Parthenon	London
16.	Sogen. Theseus vom Ostgiebel des Parthenon	London
17.	Relief von Eleusis	Athen
18.	Relief vom Grabe der Hegeso	Athen
19.	Relief mit Orpheus, Eurydike und Hermes	Neapel
20.	Reliefs von der Nikebalustrade	Athen
21.	Karyatide vom Erechtheion	London
22.	Nike des Paionios	Olympia
23.	Medusa Rondanini	München
24.	Eirene und Plutos	München
25.	Artemis von Gabii	Paris
26.	Hermes des Praxiteles	Olympia
27.	Musenstatue	Vatican
28.	Apollon Kitharodos	Vatican
29.	Weibliche Statue aus Herkulanum	Dresden
30.	Gruppe des Künstlers Menelaos	Rom

31.	Zeus von Otricoli	Rom
32.	Artemis von Versailles	Paris
33.	Sarkophag von Sidon, Klagefrauen	Konstantinopel
34. 35.	Sarkophag von Sidon, mit Alexander	Konstantinopel
36.	Kopf der Statue des Alexander	München
37.	Kopf des Euripides	Neapel
38.	Kopf des Sokrates	unbestimmt
39.	Kopf des Homer	unbestimmt
40.	Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos	Florenz
41.	Gruppe des Laokoon	Rom
42.	Sogen. Thusnelda	Florenz
43.	Reliefs von Pergamon	Berlin
44.	Reliefs vom Titusbogen	Rom
45.	Reliefs von der Trajanssäule	Rom
46.	Gefangener Barbar	Rom
47.	Statue eines Togatus	London
48.	Statue des Augustus	Vatican
49.	Hera Ludovisi	Rom
50.	Äsop	Rom.

Für etwa zehn Tafeln dieser Liste bleibt indes eine Änderung vorbehalten, um Wünschen aus den Kreisen der Abnehmer Folge geben zu können.

Bei der Auswahl wurden aus didaktisch-pädagogischen Rücksichten möglichst wenige und nur solche Werke in Betracht gezogen, welche in künstlerischer Hinsicht oder doch wenigstens für den Unterricht von Bedeutung sind.

Für die Abfassung des Textes wurden, um den Forderungen der Wissenschaft und des Unterrichtes in gleicher Weise Rechnung zu tragen, ein archäologischer Fachgelehrter (Universitätsprofessor) und ein archäologisch geschulter Gymnasiallehrer herangezogen. Der Text selbst erläutert die Tafeln derart, dafs auch ältere Gymnasiallehrer, welche auf der Universität noch keine archäologische Vorbildung erhalten haben, die Bildwerke mit Nutzen für den Unterricht verwerten können: bei jedem Bildwerk wird Fundstätte, Standort, Beschreibung und künstlerische Würdigung vorgeführt.

Die Bilder leisten, wie schon Brunn anerkannt hat, das Beste, was mit den jetzigen technischen Mitteln photographischer Reproduktion erreichbar ist. Durch den dunklen Grund erzielen sie aufserdem eine plastische Fernwirkung und es dürfen daher auf sie die Worte des Berliner Protokolls angewendet werden: „Hier tritt schon bei guter Ausführung der Abbildung das Moment einer

gewissen Gröſse, welche ruhige Betrachtung auch einer Mehrzahl von Schülern gestattet, wie man es bei den Wiener Verhandlungen verlangte, erfreulich hervor." Eine solche ruhige Betrachtung wird aber um so mehr ermöglicht, als die Bilder ja gerade deshalb auf starken Karton aufgezogen sind, um nicht nur ständig beim Unterricht verwendet, sondern insbesondere auch längere Zeit im Lehrzimmer ausgestellt werden zu können.

Die Texte zu den Tafeln sind doppelt gedruckt, einmal auf der Rückseite aufgeklebt, einmal als loses Blatt, das neben dem Bilde ausgehängt werden kann.

Der Preis einer jeden Lieferung beträgt 20 Mark, der des ganzen Werkes 100 Mark. Dieser Preis bezieht sich jedoch nur auf den Buchhandel. Für die bayerischen humanistischen und Real-Gymnasien wird das Werk auf Staatskosten zu dem ermäſsigten Preise von 70 Mark angekauft, da die K. bayerische Regierung das Honorar für den Text übernommen hat.

Indem ich mich gerne bereit erkläre, weitere Aufschlüsse zu erteilen sowie allenfallsige Wünsche aus der Versammlung entgegenzunehmen und zu übermitteln, empfehle ich das bayerische Unternehmen Ihrer freundlichen Aufnahme.

Am Schlusse der Beratung gab Professor Dr. Conze im Namen der Versammlung dem Wunsche Ausdruck, es möchte die Schulausgabe der Brunn-Bruckmannschen „Denkmäler" auch den nichtbayerischen Anstalten um den ermäſsigten Preis von 70 Mark zugänglich gemacht werden. Rektor Dr. Arnold erklärte sich gerne bereit, diesen Wunsch der K. bayerischen Regierung zu übermitteln und seine Erfüllung wärmstens zu befürworten.

Weniger ansehnlich, dafür aber durch ihren Preis leichter zugänglich sind die Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer, welche Herr Feodor Hoppe-Wien als auf Veranlassung der Kaiserlich österreichischen Regierung von ihm selbst unter Mitwirkung der K. K. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproduktionsverfahren herausgegeben vorlegte. Sie werden in fünf Lieferungen zu je sechs Tafeln und mit einem kurzen Texte erscheinen, jede Lieferung zum Preise von 1 Gulden. Bildgröſse 39 : 34 cm, Carl Grasers Verlag, Wien und Olmütz. Die Sammlung umfaſst Götter- und Heroengestalten, Bildnisse historischer Persönlichkeiten und mythologische Szenen. Zugleich mit der fünften Lieferung wird ein Textbuch mäſsigen Umfangs erscheinen.

Aufserdem brachte Herr Hoppe die erfreuliche Mitteilung, daſs der auf der Wiener Versammlung gegebenen Anregung zufolge die

archäologische Kommission für die österreichischen Gymnasien das zerlegbare Modell eines griechischen Tempels durch Prof. Niemann zur Herstellung bringen lasse. Dessen Erscheinen wird ohne Zweifel auch bei den archäologischen Lehrapparaten der Universitäten begrüfst werden.

Auf der Versammlung in Wien war noch eine andere Anregung gegeben, anstatt zu vieler kleiner Abbildungen, wie sie namentlich manche als Privatunternehmen geschaffene Bilderhefte bringen, ganz wenige, gewählte antike Kunstwerke in grofsem Mafsstabe und möglichst künstlerisch befriedigender Wiedergabe den Schulen darzubieten. Der Wunsch, sich solcher Herstellung anzunehmen, war in Wien an das archäologische Institut gerichtet worden. Das Institut hatte nunmehr eine in der früher Bruckmannschen Anstalt in München hergestellte derartige Tafel ausgestellt, einen Lichtdruck der Grabstele der Hegeso vom Dipylon in etwa $^2/_3$ der Originalgröfse. Der Preis für das zum Aushängen in der Schule fertig hergerichtete Bild soll bei Bestellung durch Vermittlung des Instituts (Berlin W., Corneliusstr. 2), einschliefslich der Verpackung, aber ausschliefslich des Porto, 5 Mark 80 Pf. betragen, sobald eine Abnahme von 100 Exemplaren gesichert sein wird. Man würde bei günstiger Aufnahme des Blattes bis zur nächsten Philologen-Versammlung etwa ein zweites Stück gleicher Art herzustellen denken. Die Abnahme von 100 Exemplaren und damit der mäfsige Preis der Tafel ist inzwischen bereits reichlich gesichert.

Von Abgüssen, welche den Schulen durch die Formerei der Königlichen Museen zu Berlin angeboten werden sollen, wurde ein Verzeichnis im ersten Hefte des „Anzeigers" des Jahrbuchs des archäologischen Instituts in Aussicht gestellt.

Unter den als private Unternehmung jüngst neu entstandenen Hülfsmitteln waren von der Seemannschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig deren „Wandbilder von Meisterwerken der Kunst", so weit bis jetzt erschienen, im Versammlungsraume ausgestellt. Für ihr Zustandekommen ist, wenn wir recht unterrichtet sind, Herr Richard Meister besonders eingetreten. In 10 Lieferungen, einer jeden von 10 Blättern, sollen diese Wandbilder ein weites Gebiet der Kunst umfassen, von den griechischen Tempeln bis auf Lenbachs Bismarckporträt, Sophienkirche und Alhambra, Kölner Dom, Peterskirche und Berliner Schlofs, Skulpturen des Praxiteles und Donatello, Raphaels Sistina und Rembrandts Nachtwache. Es wird hiermit also den bei den Wiener Besprechungen hervorgetretenen Wünschen

Rechnung getragen, den Schulen nicht nur die Antike näher zu bringen.

Hensells Modelle zur Veranschaulichung des antiken Lebens, bei Diesterweg in Frankfurt a. M. erschienen, kamen nicht bei den Besprechungen, über welche wir hier berichten, sondern in der pädagogischen Sektion zur Vorführung.

Prof. Klufsmann-Hamburg machte noch mit Vorzeigung von zwei Proben auf einen von ihm veranlafsten Versuch der Fabrik von Triebner, Ens u. Co. in Volkstedt bei Rudolstadt aufmerksam, Figuren auch zu Unterrichtszwecken in Porzellan herzustellen. Die Proben waren die Statue des Petrus im Vatican (Preis 9 Mark) und die kapitolinische Wölfin (Preis 5 Mark).

Der Vortragende ging davon aus, dafs es dem Schüler recht schwer würde, von einem Grundrifs zu einer klaren Vorstellung des Körperlichen vorzudringen, wie schon in München von Schmalz und Loher festgestellt worden sei. Aus diesem Grunde habe er die Fabrik zu der Herstellung der zwei Figuren veranlafst, denen weitere folgen würden, falls die vorgelegten Beifall fänden. Porzellanfiguren hätten vor Gipsfiguren den Vorzug gröfserer Haltbarkeit, die es möglich mache sie ohne Bedenken im Unterricht von Hand zu Hand gehen zu lassen und liefsen sich ohne Kosten leicht reinigen. Der Petrus liefse sich auch im Unterricht in der Kirchengeschichte, die auch die christliche Archäologie behandeln müsse, verwerten.

Über sämtliche, der Versammlung neu vorgelegten Anschauungshülfsmittel sprach sich Krüger-Dessau, die einzelnen charakterisierend, aus. Hierbei wurde auch des von Martens-Elberfeld in der pädagogischen Sektion aufs neue empfohlenen Skioptikons Erwähnung gethan und die Adresse des Amateur-Photographen Ed. Lange in München-Gladbach angegeben, von wo die für ein Skioptikon erforderlichen Bilder sehr billig zu beziehen sind.

Je mehr die Hülfsmittel anwachsen, desto gröfsere Anforderung erwächst auch an den Lehrer in Bezug auf Auswahl und Art der Verwertung. Hierüber sprachen in der Versammlung Schreiber-Leipzig, Luckenbach-Karlsruhe und Gurlitt-Steglitz.

Schreiber hatte über Wege und Ziele der für Gymnasiallehrer seit mehreren Jahren eingerichteten Ferienkurse ausführlicher sprechen wollen, beschränkte sich aber bei vorrückender Zeit darauf, nur auf zwei Hauptaufgaben dieser Kurse hinzuweisen, auf die Erweckung einer lebendigen Anschauung von der Kultur der Alten mit Hülfe der Denkmäler und eine Weckung des Kunstsinnes bei den Schülern, eines Verständnisses der formalen Gesetze

der klassischen Kunst. Er verweilte zumal bei dem letzteren Punkte mit Ausführung einzelner Beispiele.

Luckenbach und Gurlitt traten mit Überzeugungen auf, die auf eifrig geübter Praxis beruhen. Luckenbach verlangte, ohne zu sehr im einzelnen vorschreiben zu wollen, doch eine einigermafsen kanonische Auswahl der Bildwerke, welche im Schulunterricht vorgeführt werden sollten, etwa wie bei den Lesebüchern etwas Ähnliches sich Geltung verschafft habe. Die Auswahl aber habe sich nach zwei Richtungen zu bewegen, einmal auf Monumente derjenigen Orte, in welchen das antike Leben seine höchste Entfaltung gewonnen habe; hierbei stände die Architektur im Vordergrunde, während die Plastik bei der zweiten Richtung, bei der die historische Entwicklung leitende Idee sein solle, in den Vordergrund träte; hier kämen die bekannten Werke der grofsen Meister zur Verwertung. Die nach der ersten Richtung getroffene Auswahl wollte der Vortragende vornehmlich dem Geschichtsunterrichte eingereiht wissen, beginnend in der Sekunda. Daran solle sich die Verwertung des nach beiden Richtungen hin gewählten Stoffes im griechischen, lateinischen und deutschen Unterrichte der Prima schliefsen, wobei zur Lektüre das Übermafs der Illustration, wie sie namentlich das Homer-Lesen oft beeinträchtige, zu vermeiden sei. Zum homerischen Palaste werde sich der Lehrer allerdings die Entdeckungen auf Tiryns nicht entgehen lassen, wo spätere Dichter sich an Kunstwerke anlehnten, würde er diese natürlich herbeiziehen. Als besonders fruchtbar würde sich noch immer das Vorführen von Werken in historischem Rahmen und eingehende Besprechung, nicht nur Anschauung und Wirkenlassen einzelner Kunstwerke, erweisen. Der Vortragende erläuterte seine Ausführungen noch an einem von ihm hergestellten Plane des Forum Romanum, auf welchem Grundrifs und perspektivische Rekonstruktion vereinigt zur Anwendung gebracht sind und empfiehlt für die historische Auswahl seine Abbildungen zur alten Geschichte, die sich in der Schulpraxis nicht nur in Karlsruhe bewährt hätten.

Gurlitt trat dafür ein, dafs der Lehrer möglichst selbst alles leisten solle, in Darbietung der Anschauung und ihrer Erläuterung. Je weniger Zeit die Gymnasien erübrigen könnten, desto mehr solle jede Gelegenheit benutzt werden. Er legte von ihm selbst gezeichnete Tafeln vor, wie sie namentlich zum Gebrauche in den mittleren Klassen mehr Anschauungsbild als Kunstwerk sein sollten. Das ästhetische Moment könne erst in den oberen Klassen und da besonders auch im Zeichenunterrichte wirksam

werden, dazu müsse aber möglichst der philologisch gebildete Lehrer zugleich der Zeichenlehrer sein, und er stellte sich selbst als wohl den Ersten vor, der dieser Forderung genügt und die Lehrberechtigung auch im Zeichnen erlangt habe.

Zum Schlusse suchte der Vorsitzende noch die Aufmerksamkeit darauf zu richten, wie anerkanntermaſsen der angehende Lehrer während seines Universitätsstudiums den Grund legen müsse, um den in der Versammlung besprochenen Anforderungen zu genügen, wie das aber auf die Frage führe, wie denn der Universitätslehrer sich dazu zu verhalten habe, ein Thema, das bei gegebener Gelegenheit, wenn man sonst auch diese Besprechungen nicht allzusehr fortzusetzen geneigt sein möchte, vielleicht einmal erörtert werden könnte.

Historisch-epigraphische Sektion.

Die Sektion für alte Geschichte und Epigraphik konstituierte sich am Mittwoch. Professor Dr. Bormann-Wien wurde Vorsitzender, Dr. Ritterling-Wiesbaden Schriftführer. Die Zahl der Teilnehmer war etwa 30.

Eine gesonderte Sitzung fand am Donnerstag von 8 bis 10 Uhr statt.

In derselben legte zunächst Dr. Sieglin-Leipzig den Probeband der von ihm übernommenen Neubearbeitung von Spruners historischem Atlas vor, der 21 von den 34 Karten enthält, die die erste Abteilung, den 'Atlas antiquus' bilden sollen. Bei der den zahlreichen Forschungsreisen der letzten Zeit in den Ländern der antiken Welt verdankten grofsartigen Erweiterung unseres Wissens hatte der Vortragende ein völlig neues Werk zu liefern. Er legte dar, wie er innerhalb des Rahmens von 34 ihm zur Verfügung stehenden Platten den Ansprüchen an Deutlichkeit wie an Vollständigkeit zu genügen gesucht habe, indem er für die Übersichtskarten einen verhältnismäfsig grofsen Mafsstab wählte und eine sehr grofse Zahl von Nebenkarten und von historischen Karten (nicht weniger als 94) in kleinerem Mafsstab beigab. Der Anerkennung, die die Trefflichkeit der Leistung bei den Anwesenden fand, gab auch der Vorsitzende Ausdruck.

Sodann sprach Prof. Dr. v. Scala-Innsbruck über „Den hellenischen Bund des Demosthenes im Jahre 343/2 mit Berücksichtigung zweier athenischer Inschriften". Die Nachricht der Scholien zu Aischines *κατὰ Κτησιφ.* 83, die vom Abschlufs förmlicher Bündnisse zwischen Athen und einzelnen peloponnesischen Staaten berichtet, hat wenig Glauben gefunden. Nur Beloch hat in seiner attischen Politik 367 ff. die betreffende Stelle (*Ἀθηναῖοι ἐπὶ Πυθοδότου ἄρχοντος .... ἔπεμψαν πολλαχοῦ τῆς Ἑλλάδος πρεσβείας περὶ συμμαχίας .... ἐγένοντο μὲν οὖν αὐτοῖς τότε σύμμαχοι Ἀχαιοί, Ἀρκάδες οἱ μετὰ Μαν-*

τινέων, *Ἀργεῖοι, Μεγαλοπολῖται, Μεσσήνιοι*) als vollinhaltlich richtig erklärt und ihm ist Verfasser dieser Zeilen aus quellenhistorischen Gründen (die Aischin. Scholien enthalten auch sonst vorzügliches Material; zudem hat [Plut.] Leben der X Redner 815 a ähnliches) gefolgt. Bei erneuter Durchforschung der athenischen Inschriften der Sitzungsberichte der Berl. Akademie 1888 zum Zwecke der Herausgabe der Staatsverträge ergab sich, dafs hier S. 248 ein Bündnisvertrag mit den Messeniern vorliege, der nach den Präskripten zwischen 368/7 und 338/7 anzusetzen war. Die Möglichkeit, ihn zu ergänzen, wurde erschwert durch den Umstand, dafs die Inschrift nicht *στοιχηδόν* eingehauen war. Aber bei dem Schreiber ..... *σθένους Αἰγιλιεύς* war ein Anhaltspunkt zu gewinnen, da in demselben aller Wahrscheinlichkeit nach der *γραμματεὺς κατὰ πρυτανείαν* der Inschrift CIA II 114 C. 1. 2 steckte: *Κλεόστρατος Τιμοσθένους Αἰγιλιεύς*, der Sohn jenes Timosthenes, der Demosth. 49, 31 genannt wird. Diese Inschrift CIA II 114 stammt aber aus dem Archontenjahr des Pythodotos 343/2. So konnte der Bündnisvertrag SBBA 1888, 248 wohl so ergänzt werden:

[*Ἐπὶ Πυθοδότου ἄρχοντος ἔ*]*πὶ τῆς Αἰγηΐδος*
[— — *πρυτανείας· τετά*]*ρτῃ τῆς πρυτανείας·*
[— — — —]*λείδης Παιανιεύς*
[... *Κλεόστρατος Τιμο*]*σθένους Αἰγιλιεὺς ἐ-*
[*γραμμάτευεν*] frei *Συμμαχία τοῦ* [*δήμ-*
[*ου τοῦ Ἀθηναίων καὶ*] *Μεσσηνίω*[*ν.*

Aber nun ergab sich überraschenderweise aus dem Beschlusse BCH 12, 176 (= SBBA 1887, 1188) mit Sicherheit, dafs das Bündnis in das Jahr 343/2 gehöre, da dieser Beschlufs (*στοιχηδόν* eingegraben) unter demselben Vorsitzenden - - - - ς *Παιανιεύς*, also unter der Prytanie der Aigeis (nur *Οἰνηΐ*]*δος* wäre für die 31 Buchstaben der Zeile noch möglich, aber angesichts aller übrigen Übereinstimmungen unwahrscheinlich), ja am selben vierten Tage der Prytanie abgefafst worden war. Mit Rücksicht auf diese Inschrift:

Θε[*οί*].
ἦ Κλεόστρατος Τιμοσθένους Αἰ[*γιλιεὺς ἐγραμμάτευεν*]
Ἐπὶ Πυθοδότου ἄρχο[*ντος ἐπὶ τῆς Αἰγηΐ-*]
δος δεκάτης, τετάρ[*τῃ τῆς πρυτανείας*]·
τῶν προέδρων ἐπεψή[*φιζεν .....λείδη*]-
ς Παιανιεύς· Ἀριστοφῶν .....
[*Ἀζη*]*ν*[*ιε*]*ὺς εἶ*[*πεν·*

waren nun auch die Bündnispräskripte auszufüllen:

['Επὶ Πυθοδότου ἄρχοντος, ἐ]πὶ τῆς Αἰγηΐδος
[δεκάτης πρυτανείας, τετά]ρτη τῆς πρυτανείας·
[ἔδοξεν τῷ δήμῳ· .....]λείδης Παιανιεὺς
[ἐπεστάτει· Κλεόστρατος Τιμο]σθένους Αἰγιλιεὺς ἐ-
[γραμμάτευεν.

Der Vorsitzende mag Δημοκ]λείδης oder Χαρικ]λείδης geheifsen haben.

Die Folgerungen für die Politik des Demosthenes, die aus dem Abschlufs einer Reihe von Einzelbündnissen gezogen werden müssen, sind tiefgreifend: ist es der Begeisterung des Unermüdlichen auch nicht gelungen, einen wirklichen hellenischen Bund zu schaffen, so sind doch 343/2 einzelne Staaten in ein festes Bundesverhältnis zu Athen getreten.[1])

An die schönen und einleuchtend richtigen Kombinationen des Vortragenden schlofs sich eine kurze Debatte, in der unter andern Prof. Beloch auf eine Bestätigung durch das spätere Verhalten der Messenier hinwies.

Sodann sprach Dr. Strack-Bonn über: „Die Thronfolge und das Thronrecht der Ptolemäer". Ausdrückliche Zeugnisse über ein Thronerbrecht im Hause der Ptolemäer sind uns nicht überliefert und es kann zweifelhaft erscheinen, ob in der vollständigen Litteratur jener Zeit eine Schrift existiert hat, die diese Frage zum Vorwurf hatte. Ja es kann der Zweifel aufkommen, ob eine solche Schrift in den wirren Zeitläuften nach dem Tode Alexanders verfafst werden konnte, ob nicht Zufall und Willkür den einzelnen Fürsten die Krone zugetragen hat.

In diesem Sinne ist die Frage für andere Dynastieen — für die Königshäuser in Makedonien und Syrien — von neueren Gelehrten beantwortet worden. Mit Unrecht. Vielleicht reichen die zur Zeit vorhandenen Mittel nicht aus, die Erbgesetze zu erkennen, ihre Existenz darf nicht geleugnet werden. Man würde die aus griechischen Geschlechtern hervorgegangenen Dynastieen damit auf eine tiefere Stufe stellen als den gemeinen griechischen Bürger oder den einheimischen Bauern; andererseits bleiben die Reklamationen ganz unverständlich, die gegen Schlufs der makedonischen Epoche immer häufiger von seiten einzelner Mitglieder der Fürstenhäuser bei dem römischen Senate einliefen.

Die Frage gliedert sich von selbst in die zwei Teile: wer

1) Inzwischen hat Koehler im CIA IV 2 n. 114 c fast ganz dieselben Ergänzungen gegeben und dieselben Schlufsfolgerungen gezogen.

hat thatsächlich regiert und weiter, unter welchem Rechtstitel hat dieser und jener die Zügel der Regierung geführt?

Die Antwort auf die erste Frage ergeben die Präskripte der Papyri, zu denen sich nur die datierten Münzen und einige wenige datierte Inschriften als vollwichtige Beweise gesellen. Alle sonstigen Merkmale wie Titel, Name, Vergötterung, Münzbildung und Münzlegende sind für sich nicht ausreichend, um die Herrschaft eines Ptolemäers über jeden Zweifel zu erheben.

Als Resultat ergiebt sich die überraschende Erkenntnis, dafs im absolutistisch regierten Ptolemäerstaate die Institution der Herrschaftsteilung gang und gebe gewesen ist, und dafs wir für mindestens zwei Drittel der absoluten Könige einen Mitherrscher oder einen Samtherrscher, einen minderberechtigten oder gleichstehenden Genossen in der Gewalt nachweisen können. Und weiterhin ergiebt sich, dafs diese Samtherrscher in der zweiten Hälfte der Dynastie die Frauen sind, die Kleopatren, die sich Schritt vor Schritt aus der Stellung einer Königsgemahlin zu der einer herrschenden Frau emporgearbeitet haben. Des öfteren findet man mehrere gleichberechtigte Herrscher.

Mit welchem Erbrecht läfst sich diese Thronfolgeordnung in Einklang bringen?

Dafs sich die Ptolemäer nicht ein ganz neues Hausgesetz geschaffen haben, ist von sich aus wahrscheinlich, da die Successionsordnungen regierender Häuser meist unter, nicht über oder neben dem Rechte ihres Volkes stehen; bewiesen wird es durch das Verhalten des ersten Königs. Ptolemäus I. Soter wählte zu seinem Nachfolger den jüngsten seiner sechs Söhne; Demetrius von Phaleron widerriet dieser Wahl und warnte vor der Übergehung des Erstgeborenen. Mag diese Warnung wahr oder erdichtet sein, jedenfalls setzt sie irgend eine Thronfolgeordnung voraus, und da Soter sie nicht innegehalten, so hat er sie nicht gegeben, sondern überkommen. Zu beachten ist in diesem Falle, dafs keiner der Söhne sich mit der Wahl zufrieden gegeben und alle gegen Philadelphus konspiriert haben.

Woher stammte das Gesetz?

Nach dem Grundsatze, dafs Fürstenrecht unter dem Volksrecht steht, das natürlich für die gleichmäfsige Thronfolge zugestutzt sein kann, verengt sich die Frage dahin: sind die letzten Könige Ägyptens griechischem oder ägyptischem Rechte gefolgt, d. h., um den springenden Punkt hervorzuheben: sind die Töchter erbberechtigt oder nicht?

Die berüchtigten Geschwisterheiraten der Ptolemäer scheinen

die Antwort, das fremde Recht sei von den griechischen Königen angenommen, sicher zu stellen; sie ist denn auch meist gegeben. Mit Unrecht.

Die Geschwisterheiraten der Ptolemäer stehen nicht allein. Mithradates Eupator war mit seiner Schwester Laodike vermählt; unter den Seleukiden haben nicht weniger als vier Könige vor der Heirat mit der Schwester nicht zurückgescheut. Die Zeit des Hellenismus ist die Zeit der politischen Heiraten κατ' ἐξοχήν. Ein jedes Bündnis wird durch Knüpfung von Familienbeziehungen noch fester zu gestalten gesucht. Die Töchter sind schliefslich nicht viel anders wie Geiseln. Die Heirat verhüllt den wahren Zweck, der offen zutage liegt bei der Entsendung eines Sohnes an den fremden Fürstenhof. Niemals hört man von Erbansprüchen an den Thron auf Grund einer solchen Heirat, solange der Mannesstamm noch bestand. Man hat nur die Wahl, einen jedesmaligen Erbverzicht anzunehmen oder den Erbanspruch der Töchter zu streichen. Die Entscheidung dürfte zu Gunsten der zweiten Möglichkeit ausfallen.

Die Geschwisterheiraten lassen sich anderweitig erklären. Es thut nicht Not, für alle denselben Grund zu fordern. Ein Teil erklärt sich ungezwungen aus der oben festgestellten Thatsache, dafs in der zweiten Hälfte der Dynastie die Königin gleichberechtigte Herrscherin war; ein anderer aus dem Eigenbesitz der Töchter, der ihnen durch die Mitgift zufiel. Die Geschwisterheirat vermeidet die Verwicklungen, die aus fremden Heiraten entstehen können und thatsächlich im Ptolemäerreich auf Grund einer Mitgift einmal entstanden sind. Die einzige Ehe im Hause der Ptolemäer, die dem zu widersprechen scheint, die der Adelphen, ist schon von Droysen richtig durch den Hinweis auf den thrakischen Besitz der Arsinoe erklärt worden.

Damit fällt die Hauptstütze für die Behauptung, ägyptisches Recht habe gegolten. Von den weiteren Erbrechtsfragen sieht Redner ab und giebt nur das Endresultat in folgenden Sätzen:

Im Hause der Ptolemäer ist die Krone erblich im Mannesstamme, vielleicht — gemäfs dem griechischen Privatrecht — mit dem Prinzip der Reichsteilung unter die vorhandenen Söhne ohne wesentliches Präcipuum der Erstgeburt.

Seit der Erlangung der politischen Gleichberechtigung seitens der Königin, seit Kleopatra II., bleibt der überlebenden Königin die Krone mit der Verpflichtung, mindestens ein männliches Glied der Familie zur Teilnahme an der Regierung zu berufen.

Die Töchter haben keinen Anspruch auf die Krone, solange legitime männliche Erben vorhanden sind.

Illegitime Kinder sind nicht erbberechtigt.

In der an den Vortrag sich anschliefsenden Debatte wurde von den Professoren Wolff und Seeck auf die Analogie der Reichsteilungen in den Monarchien der Merovinger und Karolinger hingewiesen.

Hierauf sprach Kustos Dr. Patsch-Sarajevo über: „Archäologisch-epigraphische Forschungen in Bosnien und der Hercegovina seit dem Jahre 1893". Im Jahre 1893 wurde am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo eine selbständige Abteilung für die Durchforschung der römischen Vergangenheit der beiden okkupierten Provinzen und ihrer Nachbarländer errichtet. Hatten bereits die früheren Untersuchungen gelehrt, dafs die Binnenteile der Provinz Dalmatien reich an römischen Überresten sind, so wurde durch die seit dem Jahre 1893 systematisch unternommenen Reisen und Forschungen die noch in allerletzter Zeit vertretene Ansicht, dafs Bosnien und die Hercegovina von römischer Kultur wenig berührt worden seien, völlig als haltlos erwiesen. Es wurde eine ganz bedeutende Zahl von römisch gebauten, ausgestatteten und konstituierten Ortschaften und der sie verbindenden Strafsen festgestellt. Allerdings fehlen bei vielen noch die Namen, doch lassen die Funde von Bistua-Zenica, Domavia-Srebrenica, in dem Japodengau u. s. w. die Hoffnung als begründet erscheinen, dafs wir auch hierin bald besser unterrichtet sein werden.

Bei der knapp bemessenen Zeit können hier nicht alle gefundenen Monumente vorgeführt werden; der Berichterstatter mufs sich auf die wichtigsten beschränken und für das Übrige auf die ausgestellten Pläne, Zeichnungen, Photographien und Publikationen verweisen.

Durch die Auffindung von Ziegeln der pannonischen legio XIIII gemina in Velika kladuša und eines Altars des L. Sicinius Macrinus b(eneficiarius) co(n)s(ularis) P(annoniae) s(uperioris) in Banjaluka wurde die bisher nur hypothetisch angenommene Grenze zwischen Dalmatien und Oberpannonien an zwei Punkten näher bestimmt.

In Županjae wurde eine Ansiedelung von 15 ha Ausdehnung konstatiert. Dies sowie die Blofslegung eines Steines, der Decurionen nennt, beseitigt den letzten Zweifel an der Richtigkeit der Meinung, dafs Delminium nicht bei Trilj, sondern im Duvno polje lag.

Bei der Privilicaquelle, unweit von Bihač (Bastinium?) wurde eine ganze Reihe von Votivaltären zu Tage gefördert, die „Bindus-Neptunus“ von den „praepositi“ und „principes Iapodum“ gestiftet worden sind. Die Wohnsitze der Japoden sind darnach und nach neuen „prähistorischen“ Funden weiter nach Osten und Süden, als bisher angenommen wurde, auszudehnen. Aufserdem geben die Aren Aufschluſs über die Art der Verwaltung, der politischen, religiösen und kulturellen Zustände dieses Theiles Bosniens.

In Zenica wurden Gebäudereste von grofser Mächtigkeit aufgedeckt; sie bezeugen, daſs hier eine der beiden Städte Bistua mit Namen gewesen ist.

Ein bei Domavia entdeckter Grabstein lehrt im Verein mit dem Stempel ΓLΥKΩN eines in Domavia selbst erzeugten Kessels, daſs sich im Osten der Provinz Dalmatien griechisch redende Bevölkerung angesiedelt hat. Die Spuren dieser Enklave lassen sich bis nach Sirmium und Belgrad verfolgen. Diese Kolonie dürfte sich von Osten her, aus Moesia inferior, wo bereits beide Reichssprachen gesprochen wurden, gebildet haben.

Im Juli 1895 konstatierte der Vortragende in Skelani an der Drina eine gröfsere Stadt. Die Lage des Forums wird durch Statuenbasen und Ehreninschriften bestimmt; auf die Basilika führte eine Inschrift; ein Jupitertempel in der Nähe der Stadt wurde mit Hülfe einiger Steine der dortigen Beneficiariistation gefunden. Im Jahre 1896 werden hier wie in dem bereits erwähnten Domavia, das neuerdings einige Kaiser- und Prokuratoreninschriften gespendet hat, umfassende Ausgrabungen angestellt werden.

Bezüglich der Resultate der Durchforschung des Sandschaks Novibazar und einiger Teile Bosniens und der Hercegovina sowie der Aufnahme der Museen in Knin (schöne Sarkophagreliefs), Fojnica u. s. w. muſs auf die Publikationen im „Glasnik“ und in den „Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Hercegovina“ verwiesen werden.

Die Sektion nahm diese Mitteilungen über die rührige und erfolgreiche Erforschung von Landschaften, die bis vor kurzem zu den unbekanntesten der antiken Welt gehört hatten, mit lebhaftem Interesse auf und ermächtigte den Vorsitzenden der bosnischen Landesregierung zu danken „für die Förderung archäologischer und epigraphischer Forschungen, über die Dr. Patsch berichtet hat“.

Sodann schlug Prof. Dr. Bormann eine neue Erörterung der von ihm vor längerer Zeit aufgeworfenen Frage nach Veranlassung und Zweck der ‘Königin’ der lateinischen Inschriften,

des sogenannten *Monumentum Ancyranum* vor. In der einigen Beiträgen zur Ergänzung und Erklärung des ersten Teiles dieses Textes vorausgeschickten Besprechung[1]) hatte er aufgestellt, dafs Augustus denselben niedergeschrieben habe, damit er für seine Grabschrift diene. In den nächsten Jahren erschien eine Reihe von Schriften[2]), in denen dieser Gedanke teils gebilligt, teils bekämpft wurde, letzteres namentlich von Wilamowitz, Wölfflin und Th. Mommsen, und von letzterem[3]) mit Gründen, die wohl vielfach als durchaus einleuchtend befunden worden sind.

Für die Erörterung schlug der Vortragende vor, zunächst Schriftstücke zu erwägen, die auch von Kaiser Augustus abgefafst worden sind und einem gleichartigen Zwecke dienten, bei denen aber die beiden bei dem *Monumentum Ancyranum* für die Beurteilung erschwerenden Umstände wegfallen: 1) dafs die Persönlichkeit, von der die Rede ist, eine einzig dastehende ist; 2) dafs die Eingrabung nach des Verfassers Tode, also ohne seine Mitwirkung stattgefunden hat und daher in anderer Weise ausgeführt sein kann, als der Verfasser vorausgesetzt hatte.

Entsprechende Schriftstücke glaubte der Vortragende nämlich unter den uns bekannten Inschriften vom Mausoleum des Augustus zu finden, die im CIL VI unter n. 884—895 zusammengestellt sind, und die der Sektion in hektographischen Kopien vorlagen. Diese Inschriften zerfallen in drei Gruppen. Eine bilden einfache, einst an dem zum Mausoleum gehörigen *ustrinum* aufgestellte Cippen, die die Stelle bezeichneten, an der die Leichname verbrannt waren. Eine zweite bilden diejenigen Inschriften, die man zunächst als die Grabschriften bezeichnen möchte, die Aufschriften auf den Marmorurnen, die die Asche der Verstorbenen enthielten. Von den uns bekannten dieser Gruppe ist eine zu Lebzeiten des Augustus eingegraben, die auf der Urne seines ältesten leiblichen Enkels und Adoptivsohnes. Auf dieser stand, wie auf den anderen dieser Gruppe, das Wort *ossa* mit dem Namen des Verstorbenen im Genetiv, hier also (CIL VI 884) *ossa C. Caesaris, Augusti f(ilii), principis iuventutis.*

Aber die Marmorurnen mit der Asche der Verstorbenen befanden sich innerhalb des Mausoleums, in, wie der Plan lehrt, kellerartigen finsteren Räumen, und geöffnet wurde das Thor des Mausoleums überhaupt nur, wenn wieder ein Mitglied der kaiser-

1) Marburger Rektoratsprogramm 1884.

2) Ein Verzeichnis giebt E. Hübner in Iwan Müllers Handbuch I² S. 688 A. 2.

3) In Sybel's historischer Zeitschrift 57 S. 385 ff.

lichen Familie beigesetzt wurde. So sind diese Urnen mit ihren Inschriften fast nie von jemandem gesehen worden. Die Frage drängt sich auf, ob nicht an zugänglichen Stellen Inschriften angebracht waren, aus denen das römische Publikum ersah, wer in dem Grabmal bestattet war.

Wie man es zu gleicher Zeit in einem entsprechenden Fall gehalten hatte, ersehen wir an einem grofsenteils erhaltenen Grabmal derselben Form, dem der Plautier an der von Rom nach Tibur führenden Strafse. Erbaut hat dies M. Plautius Silvanus, der im J. 2 vor Chr. mit Augustus Konsul war, zunächst für sich und seine Gattin, und er liefs deshalb am Grabmal selbst, an der der Strafse zugewendeten Stelle, die Inschrift eingraben (CIL XIV 3605): *M. Plautius] M. f. A. n. Sil[vanus | cos., VII] vir epul[on(um).* | *Huic senatu]s triu[mphalia]* | *ornamen[ta] decre[vit ob]* | *res in Ilyrico bene [gestas].* | *Lartia Cn(aei) f(ilia).* Nun starb wohl noch zu seinen Lebzeiten ein Sohn von ihm im Knabenalter, den er im Grabmal beisetzen liefs. Damals wohl hat er vor dem Grabmal der Strafse entlang eine durch Pilaster gegliederte Art von Wand aufführen lassen, die mit dem Grabmal durch kleine Mauern verbunden wurde, und in einer Abteilung dieser Wand befindet sich noch jetzt eine gewaltige Marmorplatte, in der die eben angegebene Inschrift wiederholt ist, mit Hinzufügung des Namens des Sohnes (C XIV 3606), also: *M. Plautius M. f. A. n.* | *Silvanus* | *cos., VII vir epulón.* | *Huic senátus triumphália* | (5) *órnámenta décrévit* | *ob rés in Ilyrico* | *bene gestás.* | *Lartia Cn. f. uxor.* | *A. Plautius M. f.* | (10) *Urgulánius,* | *vixit ann. IX.* In den anderen Abteilungen sind dann im Laufe der Zeit Inschriften für andere im Grabmal bestattete Angehörige und Nachkommen des Erbauers angebracht worden, von denen wir zwei kennen: eine aus der Zeit des Claudius (XIV 3607) noch im Nominativ, eine aus der Zeit des Vespasian (XIV 3608) mit ausführlichem Bericht über die Verdienste des Verstorbenen in seiner amtlichen Thätigkeit, im Dativ.

Also waren schon zur Zeit des Augustus vor dem Mausoleum der Plautier Platten angebracht, die die Namen der im Inneren Beigesetzten enthielten und bei dem reichlichen Raum die Möglichkeit boten, eine ausführliche Angabe der erreichten Ehren hinzuzufügen. Dafs Ähnliches am Mausoleum des Augustus geschehen ist, beweist die dritte Gruppe der dorther stammenden Inschriften CIL VI 894. 895 (S. 159 u. 840). Es sind nur drei verhältnismäfsig geringe Bruchstücke. Zwei, die zu derselben Inschrift gehörten, sind nach dem Zeugnis des Accursius ‘*effossa pridie idus Iul. 1519*

ex tegumento exteriori Augustorum mausolei' und damit stimmt die Angabe des Architekten S. Peruzzi überein (Uffizien, disegni n. 2067): 'queste lictere erano nel basam(en)to del sepulcro deli Augusti in la ripa del tibero'. Sie werden sich in der Verkleidung der Aufsenwände des Unterbaues befunden haben. Mit einigen im Corpus (894 a. b) zugefügten Ergänzungen haben sie folgenden Wortlaut:

anteq. AM·PER·LE *ges liceret*
consilii S·PVBLICIS· *interesset*
cum luci ·FRÁTRE·SV *o*
senatu S·DÉCRÉVIT·V

ORVM·IN·DÉDITIÓNE *m recepi*
qui NQVENNIVM·INTERCES *si*
IS·QVI·PRÓ·CONSVLE·C
senatus cons VLTÓ·VÓTA·PER·CÓNSVLES
viri femi IAEQVE·LVXERVNT·HON *or*
TALIBVS·INFERRI·SOLERE *nt*
i PSIVS·ET·QVANDÓ

Das dritte Bruchstück VI 895, das im 16. Jahrhundert sich zu Rom in einem Privatgebäude befand, ist nur vermutungsweise, aber mit hoher Wahrscheinlichkeit dem Mausoleum des Augustus zugewiesen worden. Es war nach Metellus ein 'fragmentum marmoreum quod videtur fuisse basis alicuius statuae, litteris et elegantissimis et optimis' und der Text, der mit n. 894 zum Teil wörtlich zu stimmen scheint, lautet ohne Ergänzungen:

CONSILIIS·PVBLICIS·COI
ANNVM·EXPLETVRVS
MORTEM·EIVS·IVSTITIO·PER·CON
OMNES·LVXERVNT·CENSV
5 INSIGNIBVS·DECORATA·C

Die Bruchstücke sind im Corpus auf die beiden leiblichen Enkel und Adoptivsöhne des Augustus, Gaius Caesar und Lucius Caesar bezogen worden. Der Vortragende hielt dies auch jetzt

noch für richtig; unbezweifelt aber ist, dafs eine der beiden Inschriften sich auf einen dieser Prinzen bezog. Damit ist erwiesen, dafs wenigstens in der späteren Lebenszeit des Augustus, wenn ein Mitglied seiner Familie das Gemeindeämter bekleidet hatte, gestorben war, aufser der Aufschrift auf der Urne, aufsen am Mausoleum, anscheinend am Unterbau, ein ausführlicher Text angebracht wurde, in welchem die Ehren, die der Verstorbene bei seinen Mitbürgern im Leben und nach dem Tode erreicht hatte, in erzählenden Sätzen berichtet waren. Zu welcher Klasse sollen diese Inschriften gerechnet werden? Die Grabschriften sind sie nicht, denn die auf dieselben Personen sich beziehenden Aufschriften der Urnen sind zweifellos Grabschriften. Andererseits sind jene Texte nicht aus einem zufälligen Grunde am Grabe angebrachte Schriftstücke, wie etwa hin und wieder am Grabe das Testament des Verstorbenen oder ein Teil desselben eingegraben worden ist, sondern es sind die Inschriften, aus denen das Publikum ersah, wer innerhalb des Mausoleums bestattet war. Die Teilnehmer der Sektion waren ausnahmslos mit dem Vortragenden der Ansicht, dafs diese Inschriften als *elogia sepulcralia* zu bezeichnen seien und dafs sie zu den Inschriften auf den Urnen in ähnlichem Verhältnis stehen, wie die berühmten Elogien des Scipio Barbatus und seines Sohnes in saturnischen Versen (CIL I 30; VI 1285) *Cornelius Lucius Scipio Barbatus | Gnaivod patre prognatus fortis vir sapiensque* | ff. und (I 32; VI 1287) *honc oino ploirume cosentiont R[omane] | duonoro optumo fuise viro | Luciom Scipione filios Barbati* | ff. zu den gemalten Grabschriften der beiden, des ersten (I 29; VI 1284) *L. Corneli]o Cn. f. Scipio*, des zweiten (I 31; VI 1286) *L. Cornelio L. f. Scipio | aidiles, cosol, cesor.*

Nach dieser Einigung über die Inschriften des Mausoleums des Augustus ging der Vortragende zum Monumentum Ancyranum über. Dieser Text ist in 3 Teile gegliedert. Im ersten, Kapitel 1—14, führt Augustus dasjenige an, was nach römischer Anschauung zu seinem *cursus honorum* gehört; im 2. Teil, K. 15—24, seine Aufwendungen für die römische Gemeinde an Geld und Geldeswert; im dritten, K. 25 bis etwa zum Schlufs, eine Auswahl von Thaten, durch welche die *maiestas* der römischen Gemeinde Steigerung oder Glanz erhielt. Nur die beiden letzten Kapitel weichen etwas ab. Der Anfang des vorletzten (34.) Kapitels enthält das Verdienst, das Augustus sich durch die Wiederherstellung der Verfassung erwarb; es schliefsen an die deshalb ihm erwiesenen Ehren, namentlich die Verleihung des Namens *Augustus*. Das

letzte (35.) Kapitel enthält seine Ehrung mit dem Namen *pater patriae* und den Schlufssatz *[cum scri]psi haec, annum agebam septuagensu[mum sextum].*

Indes sollte dieser Text nach der Absicht des Augustus, wie der Vortragende für sicher hielt, vor der Eingrabung noch geändert werden.

Schon Mommsen hat (S. 397 = 13) als einleuchtend bezeichnet 'dafs für eine Zusammenfassung dieser Art die Fortführung bis an die Grenze der öffentlichen Wirksamkeit unerläfslich war' und Paul Geppert hat in einer Abhandlung[1]), die vor dem Artikel Mommsens geschrieben, aber diesem unbekannt geblieben war, dargelegt, dafs Augustus selbst die Vervollständigung und Umänderung des von ihm hinterlassenen Textes gewünscht und erwartet habe. Ein Beweis dafür liege in den Worten K. 9 Lat. II 16. 17 *[ex iis] votis s[ae]pe fecerunt vivo | me [ludos]*; das *vivo me* gewinne (S. 5. 6) 'erst seine Bedeutung, wenn man sich hinzugesetzt denkt, was nach dem Tode oder vielmehr nach dem excessus des Kaisers ihm an Ehren erwiesen ist'. Da man aber den Kaiser selbst nicht gut sagen lassen konnte, was nach seinem Ende geschehen sei, so hätte man überall das 'Ich' in ein 'Er' verwandeln müssen, 'wie das auch gewifs in der Intention des Augustus gelegen hat'.

Augustus habe aber auch verständlich angedeutet, an welchen Stellen voraussetzlich eine Änderung nötig sein würde, nämlich bei der Angabe der Zahlen von 1) seinen Konsulaten und tribunicischen Jahren (Lat. I 29); 2) seinen senatorischen Mitkämpfern, die es zum Konsulat oder zu einer Priesterwürde gebracht hätten (V 8); 3) der Dauer seiner Stellung als *princeps senatus* (Gr. IV 4. 5 = Lat. I 45); 4) seinen Lebensjahren (am Schlufs VI 27. 28). Diese Stellen habe er durch den Zusatz von *cum scribebam haec* oder einer ähnlichen Wendung bezeichnet; dies 'sollte fortfallen und die definitive Zahl eingefügt werden'.

Der Vortragende erklärte mit diesen Darlegungen Gepperts völlig übereinzustimmen; das Gleiche habe ihm schon bei seiner früheren Schrift vorgeschwebt. Er legte nun der Sektion in hektographischen Abzügen die vier ersten Kapitel des Monumentum Ancyranum mit der Umgestaltung vor, wie sie nach Gepperts und seiner Auffassung Kaiser Augustus etwa für die definitive Redaktion erwartet hatte, abgesehen von etwaigen stilistischen Modifikationen. Die vorgenommenen Änderungen waren durch andere Tinte her-

1) Programm des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster 1887 'Zum Monumentum Ancyranum'.

vorgehoben worden (hier ist dafür die Cursive eingesetzt worden), während die abweichende Lesung des Denkmals unten bemerkt ist. [Der Text steht auf S. 188. 189.]

Ebenso legte er den Schluſs des Ganzen, Kapitel 35, vor. Darüber hatte Geppert S. 6 geschrieben: 'Hier sollte, unter Weglassung des cum scripsi haec die Zahl der Jahre eingefügt werden, die Augustus in Wirklichkeit erreicht hat. Vielleicht sollte dann auch noch an dieser Stelle von der Konsekration die Rede sein, auf welche der Kaiser bestimmt hoffte. Daſs durch die Erwähnung der Konsekration ein würdigerer Schluſs gebildet worden wäre, liegt auf der Hand; der jetzige befriedigt, wie auch von anderer Seite anerkannt ist, in keiner Weise'.

Der Vortragende meinte auch, daſs nach der Absicht des Augustus hier die Ehren folgen sollten, die nach seinem *excessus* ihm beschlossen wären. So erklärt sich die Abweichung von der Gliederung. Während die *honores* im Teil I stehen, hervorragende Thaten im Teil III, enthalten die beiden letzten Kapitel wieder Ehren, K. 34 die Benennung als *Augustus*, K. 35 die als *pater patriae*, und diese beiden bisher höchsten Benennungen bilden passend den Übergang zu einer noch höheren, die nach dem Tode ausgesprochen wird. [Der Text steht auf S. 189.]

Hält man die sich so ergebende Fassung des Monumentum Ancyranum mit den vorher besprochenen als *elogia sepulcralia* der Adoptivsöhne des Augustus bezeichneten Texten zusammen, so ergiebt sich die Gleichartigkeit. Hier wie dort werden die *honores*, die die Verstorbenen im Leben und nach dem Tode bei ihren Mitbürgern erreicht haben, in Sätzen angeführt, die kurze untereinander nicht verbundene, durch Vorrücken bezeichnete Abschnitte bildeten. Wenn in den Elogien des Gaius und Lucius das gefehlt hat, was den beiden Anhängen des Monumentum Ancyranum entspricht — Teil II und III mit der Anführung der besonderen Verdienste um die römische Gemeinde, durch Freigebigkeit und durch ruhmreiche Thaten — so war der Unterschied in der Sachlage begründet, da die beiden jungen Leute solche Verdienste nicht aufzuweisen hatten. Ist also die Bezeichnung *elogium sepulcrale* für die Texte auf Gaius und Lucius Caesar die angemessene, so ist sie es auch für das Monumentum Ancyranum, nämlich für die Fassung desselben, die Augustus erwartet hatte.[1])

1) Diese Folgerung war von dem Vortragenden bereits im Marburger Programm S. 7 dargelegt worden, ist aber in den Gegenschriften regelmäſsig unberücksichtigt geblieben. Nur Hirschfeld, Wiener Studien 7 (1885) S. 173 erwähnt die Texte auf Gaius und Lucius Caesar, fügt aber

Aber in diese Fassung ist der von Augustus hinterlassene Text nicht gebracht, sondern ohne Änderung eingegraben worden. Wie erklärt es sich, dafs diese Umwandlung unterblieb?

Die Gründe, die dafür bestimmend gewesen sein können, hat zum Teil schon Geppert angeführt. Augustus starb wenige Monate nachdem er die Schrift abgefafst hatte; so fehlte die Nötigung die Zahlen zu ändern, da sie auch als definitive richtig waren, und etwas aus der öffentlichen Thätigkeit hinzuzufügen, da in der kurzen Zeit nichts ausgeführt war, das Erwähnung verlangt hätte.

Ferner ergab sich eine Schwierigkeit für die Vervollständigung des Textes daraus, dafs Augustus zum *divus* erklärt war. Eine Grabschrift, sei es auch eine rühmende, für einen Gott! Die Schwierigkeit bestand gleich für den Anfang, der auch bei den Elogien des Mausoleums wohl aus dem Namen bestand. Sollte da der Name des Gottes stehen und darauf die Ehrenlaufbahn des Menschen folgen?

Wenn deshalb Tiberius sich entschlofs von jeder Redaktion abzusehen und das von Augustus Geschriebene eingraben zu lassen, so braucht damit die Anordnung des Augustus nicht verletzt worden zu sein. Sein Auftrag kann etwa gelautet haben, das von ihm Hinterlassene in der Fassung *(in eam formam)* einzugraben und am Mausoleum anzubringen, wie es Tiberius als recht erachten würde, *ut ei e republica fideque sua videretur*. Damit konnte auch ein völliges Unterlassen einer Redaktion verträglich erscheinen. Es mochte auch Tiberius bei seiner grofsen Pietät gegen Augustus jede Änderung an dessen Worten scheuen und mochte finden, dafs mit der Umwandlung der ersten in die dritte Person der Text den Wert einer unmittelbaren Äufserung verlor und damit etwas an seiner Wirkung einbüfste.

Genug er entschlofs sich den Text ungeändert vor der Grabstätte zur Aufstellung zu bringen. Damit hörte derselbe allerdings auf eine Grabschrift zu sein oder vielmehr er wurde nicht mehr zu einer solchen, und Mommsens Darlegung besteht zu Recht, dafs ein derartiges Schriftstück, ohne Nennung des Namens, in erster Person, und mit dem wiederholten *cum scripsi haec* formell

---

andere hinzu und widerlegt mit diesen von ihm hinzugefügten: 'Dafs nun diese Fragmente, wie auch die sogenannten *elogia clarorum virorum* mit dem Monumentum Ancyranum eine gewisse Ähnlichkeit . . . zeigen, wird niemand leugnen wollen . . . Aber die aus dieser Ähnlichkeit gezogene Folgerung, dafs der Text des Monumentum Ancyranum als Grabschrift zu fassen sei, ist schon darum ein Fehlschlufs, weil die Elogia auf dem Forum des Augustus keine Grabschriften . . . sind . . .'

c. 1 I 1 Annós undéviginti natus exercitum priváto consilio et privatá impensá
2 comparávit, per quem rem publicam [do]minatione factionis oppressam
3 in libertátem vindicá[vit. Propter quae sen]atus decretís honor[ifi]cís in
4 ordinem suum e[*um* adlegit C. Pansa A. Hirti]o consulibu[s, c]on[sula-
5 rem locum s[ententiae dicendae tribuens, et im]perium *ei* dedit,
6 rés publica n[e quid detrimenti caperet, *eum*] pro praetore simul cum
7 consulibus pro[videre iubens. Populus] autem eódem anno *eum*
8 consulem, cum [uterque consul ceci]disset, et trium virum reí publi-
9 cae constituend[ae creavit.]
c. 2 10 Quí parentem *eius* [interfecer]un[t, eó]s in exilium expul*it* iudiciís legi-
11 timís ultus eórum [fa]cin[us, e]t posteá bellum inferentís reí publicae
12 vícit b[is a]cie.
c. 3 13 B]ella terra et mari c[ivilia exter]naque tóto in orbe terrarum s[aepe gess*it*
14 victorque omnibus ..... us cívibus peperc*it*. Exte[rnas
15 gentés, quibus túto [ignosci pot]ui[t, co]nserváre quam excídere m[alu*it*.
16 Míllia civium Róma[norum adacta] sacrámento *eius* fuerant circiter [quingen-
17 ta. Ex quibus dedú[x*it* in coloni]ás aut remís*it* in municipia sua stipen[dis emeri-
18 tis millia aliquant[o plura qu]am trecenta et iís omnibus agrós a[dsignav*it*
19 aut pecuniam pró p[raemis milit]iae ded*it*. Naves cép*it* sescen[tas praeter
20 eás, si quae minóre[s quam trir]emes fuerunt.
c. 4 21 Bis] ováns triumpha[v*it*, tris eg*it* c]urulís triumphós et appellá[tus *est* viciens
22 se]mel imperátor. [Cum autem plú]rís triumphos *ei* se[natus decrevisset,

23 eis su]persed*it*. [Laurum de fascib]us deposu*it*, in Capi[tolio votis, quae
24 quóque bello nuncu[pavera*t*, solu]tís. Ob res *a*[*b eo* aut per legatos
25 *eius* auspicís *eius* terra m[ariqu]e pr[o]spere gestás qu[inquagiens et quin-
26 quiens decrevit senátus supp[lica]ndum esse dís immo[rtalibus. Dies autem,
27 pe]r quós ex senátús consulto [s]upplicátum est, fuere DC[CCLXXXX. In triumphis
28 *eius*] ducti sunt ante currum *eius* regés aut r[eg]um lib[eri novem. Consul
29 fu]*it* terdeciens,
30 tribu]niciae potestatis *[septies et tricies]*.

Abweichungen des (ergänzten) Textes: 2 comparávi 3 vindicá[vi 4 m[e 5 mihi 6 [me] 7 mé 10 meum expulí 12 víci 13 [gessi] 14 pepercí 15 m[alui] 16 meo 17 dedú[xi] remísi 18 a[dsignavi] 19 dedí cépi 21 triumpha[vi] [egi] [sum] 22 mihi 23 [su]persedi deposuí 24 nuncu[paveram] á [me] 25 meós meis 28 [meis] m[e]um 29. 30 fuer]am terdeciens, c[u]m [scribeb]a[m] haec [et eram se]p[timum et trigensimum | tribu]niciae potestatis.

---

c. 35 VI 24 Tertium dec[i]mum consulátu[m cum gereba*t*, senatus et equ]ester ordo
25 populusq[ue] Románus úniversus [appellavit *eum* patrem p]atriae idque
26 in vestibu[lo a]edium *eius* inscriben[dum esse et in curia e]t in foró Aug.
27 sub quadrig[i]s, quae *ei* [ex] s. c. pos[itae sunt, decrevit.
28 Annum a*gens* septuagensu[mum sextum *excessit* . . . .

---

24 [gerebam] 25 [me] 26 meárum 27 mihi 27. 28 Cum scri]psi haec | annum agebam septuagen-su[mum sextum.

---

keine Grabschrift sei. Publiziert wurde dasselbe als letzte Kundgebung des verstorbenen Kaisers an die Bürgerschaft in der für kaiserliche Kundgebungen herkömmlichen Weise durch Eingraben auf Bronze[1]). So unterschied sich die auf den Stifter des Grabmals sich beziehende Inschrift auch durch das Material von den in der Nähe befindlichen Inschriften der übrigen im Mausoleum bestatteten Mitglieder des Kaiserhauses; diese waren auf Marmortafeln eingegraben, die wohl, wie oben bemerkt, als Wandverkleidung dienten.

Nach der in Ancyra erhaltenen Kopie hatte das Original in Rom die Überschrift: *res gestae divi Augusti, quibus orbem terrarum imperio populi Romani subiecit, et inpensae, quas in rem publicam populumque Romanum fecit.* Es wäre also eine Kundgebung des Augustus über seine Verdienste um die römische Gemeinde, teils durch gewaltige Thaten, teils durch seine Freigebigkeit. In Wirklichkeit ist die erste Hälfte der Überschrift im Ausdruck sehr übertrieben und bezeichnet die ganze nur Teil III (ohne den Schluſs) und Teil II, also nur die Anhänge des Schriftstücks und zugleich dasjenige, wodurch es von den Elogien der kaiserlichen Prinzen sich unterscheidet. Der ganze erste Teil und damit die Hauptsache, der Bericht über die bei der Bürgerschaft erreichten Ehren, ist in der Überschrift unberücksichtigt geblieben. Es ist das eine Folge der Denaturierung des Schriftstückes. Nachdem es keine Grabschrift mehr war, wurde auch in der Bezeichnung das unterdrückt, was den wesentlichen Inhalt jeder Grabschrift eines gewesenen römischen Magistrates und damit auch dieser bildete, der *cursus honorum.*

Der Vortragende faſste zusammen: der von Augustus niedergeschriebene (oder diktierte) Text, wie wir ihn haben, ist nicht ein *elogium sepulcrale* geworden, sollte es aber nach der Absicht des Verfassers werden. Wie Kaiser Augustus, wenn ein erwachsenes männliches Mitglied seiner Familie gestorben und im Kaisergrabmal beigesetzt war, das *elogium sepulcrale* abgefaſst hatte, das draufsen am Grabmal eingegraben verkündete, welche

---

1) Vielleicht dienten die Bronzeplatten, die den Text enthielten, zur Verkleidung der Pilaster, die das Thor des Mausoleums beiderseits einrahmten. Sueton Aug. 101 *complexus est (Augustus), altero (volumine) indicem rerum a se gestarum, quem vellet incidi in aeneis tabulis quae ante Mausoleum statuerentur* läſst von Augustus aufser der Stelle auch das Material angeordnet sein. Aber es kann dies ebenso auf Suetons Autopsie zurückgehen, wie die Bezeichnung als *index rerum gestarum,* die der Überschrift der Bronze *res gestae divi cet.* entnommen ist.

Ehren der Verstorbene innerhalb der römischen Gemeinde im Leben und nach dem Tode erreicht hatte, so hat er, als er sein Haus bestellte, das *elogium sepulcrale* für sich so weit vorbereitet, als er konnte, indem er die Gemeindeehren aufschrieb, die er bis dahin erreicht hatte, und zwei Anhänge mit seinen besonderen Verdiensten um die Gemeinde hinzufügte. Die Vervollständigung durch die Angabe der Ehren in der letzten Lebenszeit und nach dem Tode, sowie die definitive Redaktion[1]) überliefs er seinem Erben und Nachfolger. So wird das Schriftstück nach Anlafs, Inhalt und Form verständlich.[2])

In der sich anschliefsenden Diskussion zeigte sich die Zustimmung der überwiegenden Mehrzahl der Anwesenden. Einwendungen erhoben Rektor Hermann Peter und Professor Ernst v. Herzog. Ersterer erinnerte an die Analogie ägyptischer Denkmäler. Prof. Bormann erwiderte, er habe gerade den Zusammenhang mit den übrigen Elogien des Mausoleums darlegen wollen. Bei der Abfassung der Elogien auf Gaius Caesar und Lucius Caesar seien auswärtige Vorbilder ausgeschlossen und wenn Augustus später einen Text für sich selbst jenen entsprechend gestaltet habe, so fehle überhaupt ein Anlafs eine fremde Analogie zu suchen. — Prof. v. Herzog hob in der als beabsichtigt vorausgesetzten Umwandlung Härten hervor und meinte namentlich, dafs, wenn Augustus bei der Niederschrift wirklich die Verwendung des Textes zu seiner Grabschrift beabsichtigt hätte, er wohl gleich in dritter Person geschrieben haben würde. Ihm trat Dr. Sieglin entgegen: der gesamte Verlauf, wie er sich ergebe, sei durchaus einleuchtend, und besonders wäre es für Augustus, als er eine Grundlage für seine eigene Grabschrift schrieb, unnatürlich gewesen von sich selbst in der dritten Person zu sprechen.

In dem oben S. 188f. abgedruckten Text ist die Herstellung in Mommsens zweiter Sonderausgabe zu Grunde gelegt worden; für einzelne Abweichungen fügt Prof. Bormann eine kurze Begründung hinzu.

Gegen Ende von Kap. 1 (Z. 8) hatte Mommsen wegen der griechischen Übersetzung *ἀμφοτέρων* [*τῶν ὑπάτων π*]*ολέμῳ πεπτω-*

1) Damit hat Geppert S. 7 zutreffend 'die kleinen Unebenheiten und Ungenauigkeiten im Text des Monumentum' erklärt; 'in einem Schriftstück, welches noch einer Überarbeitung bedurfte, . . . kann es nicht befremden, wenn sich der Verfasser zuweilen gehen läfst'.

2) In seiner früheren Schrift S. 7 ff. hatte der Vortragende dies mehr ausgeführt.

[κ]ό[τ]ων geschrieben *cum [consul uterque bello ceci]disset.* Hierin hat Bergk 'propter interstitii angustias' die Abkürzung *cos.* eingesetzt und Mommsen ist in der neuen Ausgabe ihm gefolgt. Aber diese Abkürzung ist in einer zusammenhängenden Erzählung, aufser wenn sie zur Zeitbestimmung dient, gegen den Gebrauch, nicht nur im Monumentum Ancyranum, was Bergk selbst zugiebt, sondern überhaupt im Lateinischen. Vielmehr wird *bello* wegzulassen sein, wie das einfache *cadere* bei demselben Ereignis auch Ovid braucht, fast. IV 10,6 *cum cecidit fato consul uterque pari.* Der griechische Übersetzer aber hat πίπτειν allein nicht verwenden zu können geglaubt und daher πολέμῳ zugefügt.[1])

Der Anfang von Kap. 3 (Z. 13) lautet jetzt bei Mommsen *b]ella terra et mari c[ivilia exter]naque toto in orbe terrarum s[uscepi] | victorque c.* und im griechischen Text [πολέμους καὶ κατὰ γῆν] καὶ κατὰ θάλασσαν ἐμφυ-|[λίους καὶ ἐξωτικοὺς] ἐν ὅλῃ τῇ οἰκουμένῃ πολ-|[λοὺς ἀνεδεξάμην, νεικ]ήσας τε c. Die Ergänzung πολ[λοὺς, während Kirchhoff in der ersten Ausgabe von Mommsen πολ[εμῶν geschrieben hatte, geht auf Bergk zurück, der hinzufügte: 'πολλοὺς interpres non inepte de suo addidit, ut alibi quoque latini indicis verba amplificare solet'.

Dies ist übertrieben; vielmehr verpflichtet die im ganzen äufserst genaue Übereinstimmung von Original und Übersetzung auch hier entsprechende Ergänzungen zu suchen. Das oben vorgeschlagene *s[aepe gessi* würde einem πολ[λάκις ἐποίησα genau entsprechen und ist sachlich, wie mir scheint, recht angemessen. Der Raum aber reicht nach dem Lichtbild dafür aus.

Von Kap. 4 lautet der erste Teil (Z. 21 ff.) in der Mommsenschen Herstellung jetzt: *Bis] ováns triumpha[vi, tris egi c]urulis triumphós et appellá[tus sum viciens | se]mel imperator. [Cum deinde plú]ris triumphos mihi se[natus decrevisset, | eis su]persedi. I[tem saepe laur]us deposui, in Capi[tolio votis, quae] | quoque bello nuncu[paveram, solu]tis.* Im Kommentar giebt er das *i[tem saepe laur]us* als exempli causa gesetzt an und stellt daneben *i[s ex bellis laur]us* zur Wahl. In den dieser Stelle entsprechenden Zeilen des griechischen Textes ist nur ωντην erhalten, doch führen diese Reste wie ich meine zu einer richtigeren Herstellung. Nach τὴν kann, wie auch Mommsen ergänzt, nur δάφνην gefolgt sein. Eine Änderung des Numerus durch den Übersetzer erscheint wenig

1) Von befreundeter Seite ist mir der Vorschlag mitgeteilt worden, vielmehr *consul* wegzulassen. Aber dafs im griechischen Text τῶν ὑπάτων stand, ergeben die Raumverhältnisse, und wie ich meine, pafst es gar nicht zu der Weise des Übersetzers einen derartigen Zusatz zu machen.

glaublich, es wird daher das erhaltene *us* nicht zu *laurus* zu ergänzen, sondern das *laurum* vorher anzusetzen sein. Die meines Erachtens richtige Ergänzung hat, als diese Stelle in unseren Seminarübungen gelesen wurde, ein Teilnehmer an denselben, Pater Thomas Wehofer, vorgeschlagen: *L[aurum de fascib]us deposui,* der im Griechischen entsprechen würde *ἀπὸ τῶν ῥάβδ]ων τὴν [δάφνην κατεθέμην.* Das folgende *votis, quae quoque bello nuncupaveram, solutis* beweist schon allein, daſs das unmittelbar Vorangehende sich auf alle *rite* von Augustus geführten Kriege bezieht, auch auf die in Z. 1 dieses Kapitels (Z. 21) gemeinten, die ihm Ehren des Triumphs oder imperatorische Begrüſsungen gebracht haben. Die Reihenfolge ist, daſs Augustus erst diese Ehren aufzählt, dann die ausgeschlagenen Triumphe erwähnt und schlieſslich hervorhebt, daſs er in jedem Kriege das Abzeichen des Sieges, den Lorbeer, der die Fasces schmückte, nur bis zur religiösen Dankesfeier führte. Die Stelle wird damit auch staatsrechtlich bedeutungsvoll. Der Diktator Caesar hatte das Recht erhalten dauernd den Lorbeer an den Fasces zu führen (Dio 44, 4, 3 *τοῖς ῥαβδούχοις δαφνηφορεῖσιν ἀεὶ χρῆσθαι*); sein Adoptivsohn hat demnach auf diese Ehre verzichtet, wie auf manches andere, das der republikanischen Ordnung auffällig widersprach. Mommsen hat allerdings gemeint Staatsrecht I³ S. 358 = I³ S. 374): 'Folgeweise ist mit der lebenslänglichen Führung des Imperatortitels auch die dauernde Führung der *fasces laureati* zuerst dem Diktator Caesar und sodann den Kaisern eingeräumt, bald auch beides auf dieselben beschränkt worden, so daſs die kaiserlichen Fasces von den übrigen sich durch den Lorbeer unterschieden'. Aber die angeführten Beweisstellen beziehen sich auf spätere Zeit; dagegen die Stelle von Tacitus, die Mommsen auch anführt, *ann.* 13, 9: *Nero . . . sic evulgari iussit, ob res a Quadrato et Corbulone prospere gestas laurum fascibus imperatoriis addi* verträgt sich kaum mit der stetigen Führung des Lorbeers an den kaiserlichen Fasces in jener Zeit.

Wegen der vorgerückten Zeit konnten die noch auf der Tagesordnung stehenden Gegenstände 'Die Urkundensammlung des Mucianus' (Prof. Seeck) und 'Neueste Funde von Carnuntum' nicht mehr behandelt werden.

Am Freitag, den 27. September, fand eine gemeinsame Sitzung mit der archäologischen Sektion statt, in welcher Professor Dr. Tocilescu-Bukarest „Über die Ausgrabungen in der Stadt Tropaeensium civitas" sprach. Unter den Dörfern der Dobrudscha genieſst Adamklissi den Vorzug einer flieſsenden Quelle. Ein dünner Wasserfaden rinnt von ihr gegen

Nordwesten in das Thal von Urluja und ward vermutlich in der Römerzeit die Veranlassung zur Gründung der Niederlassung. Diese Niederlassung nimmt ein etwa 400 Meter langes und 330 Meter in der Queraxe messendes Plateau ein, das einen Flächeninhalt von etwa $10^1/_2$ Hektar hat. An dasselbe schliefst sich im Südosten an den Abhang eine Vergröfserung von etwa 1 Hektar. Die Stadt schliefst sich mit ihren Mauern dem Terrain vollständig an.

Von der Stadtmauer sind nur einzelne Teile freigelegt, doch ist es jetzt schon wahrscheinlich, dafs bei ihrer Anlage nicht allein fortifikatorische Rücksichten mafsgebend gewesen sind, wenigstens in späterer Zeit, da einzelne Wohnbauten bis fast an die Mauer geführt sind.

Sichtbar sind nunmehr drei Thore, zwei gröfsere im Westen und Osten und ein schmaler Treppenaufgang im Süden. Sie liegen in den Hauptaxen der Stadt, von denen die ost-westliche [Decumanus] mit der Hauptstrafse und dem unter dieser befindlichen gedeckten Kanale zusammenfällt. Der Kanal war in erster Linie zur Aufnahme des Tageswassers bestimmt, das durch die Fugen der etwa 1 Fufs dicken Decksteine, die zugleich als Strafsenpflaster dienten, einsickerte. Die Richtung des Kanales ergiebt zugleich die Hauptstrafse, längs der schon einige Bauwerke freigelegt sind.

Von den einzelnen Gebäuden, die untersucht wurden, bietet am meisten Interesse eines, das nach seiner dreischiffigen Anlage mit einer Apsis zu urteilen, eine Basilika in ihrer eigentlichen Bedeutung, ein bedeckter Raum für Handel und Verkehr gewesen ist.

Die Basilika ist rings umbaut von Mauern von rohem Mauerwerk, die als Unterlage für leichtere Bauten, etwa Verkaufshallen gedient haben mögen.

Die Kanalanlage sowohl wie die an die Mauer anstofsenden Gebäude, die an sämtlichen Thoren bemerkbare Verengerung durch Inschriftensteine aufweisen, sowie der Umstand, dafs das westliche Thor mit seiner Axe weder zur Stadtmauer, noch zur Hauptaxe der Stadt rechtwinklig sitzt, lassen es als sicher annehmen, dafs in Konstantinischer Zeit eine dürftige Rekonstruktion der Stadt stattgefunden hat.

Diese Annahme wird durch die im Sommer 1893 bei Ausgrabung des grofsen Thores gefundene Inschrift (Arch.-Epigraph. Mitteilungen XVII, 108) zur Gewifsheit. Neben dieser Inschrift lag auch ein 2,65 m hohes Tropaeum aus Kalkstein, das nach

Lage und Resten des Thores auf dessen Höhe gestanden zu haben scheint.

Die Urkunde stammt aus der Zeit nach dem 18. Oktober 315 und vor dem 26. Juli 317, wie Th. Mommsen lehrt, und ist ein wichtiges Zeugnis für die sich wiederholenden gleichen Schicksale der Gegend.

Die mit dem Siegesdenkmal Trajans entstandene Stadt Tropaeum Trajani, die nach ihren Inschriften Municipium war und dem Kaiser Trajan im Jahre 116 eine Statue setzte, war durch einen Barbareneinfall, höchst wahrscheinlich zu Ende des dritten Jahrhunderts durch Goten, zerstört worden. Kaiser Konstantin und sein Mitregent Licinianus hatten die Barbaren geschlagen und zur dauernden Sicherung des Grenzgebietes unter anderen schützenden Maſsregeln 'auch die Stadt der Tropaeenser von Grund aus glücklich aufgebaut'. Das Tropaeum war also mit der Inschrift seiner Basis ein Denkmal jenes Sieges und zugleich ein Wahrzeichen der neuen Stadt, genau so, wie es für die alte der Siegesbau Trajans gewesen war.

Als auffallend mag noch der Mangel an Kleinfunden bezeichnet werden, was im Vereine mit dem Fehlen groſser Brandschichten, wie sie andere römische Niederlassungen aufweisen, darauf hindeutet, daſs die Stadt von ihren Bewohnern friedlich verlassen worden ist.

Über den weiteren Verlauf der Ausgrabungen, deren Abschluſs frühestens nach 10 Jahren erfolgen dürfte, ist zu sagen, daſs im nächsten Jahre das Forum, sowie die byzantinische Kirche und das Bad freigelegt werden sollen.

Es erübrigt zum Schlusse noch auf zwei Entdeckungen aufmerksam zu machen, die in der Nähe des Tropaeum selbst gemacht wurden und welche zu demselben in enger Beziehung stehen. Von diesen ist eine durch ihre Eigentümlichkeit, die andere durch ihre wichtigen historischen Ergebnisse bemerkenswert.

Die eine fand sich in einem 5—6 m hohen Hügel, dessen Durchmesser 50 m beträgt. Bei sorgfältiger Ausgrabung desselben fand sich in der Mitte ein rundes turmartiges Bauwerk von einem äuſseren Durchmesser von 10,30 m. Dieses Mauerwerk konnte keinen Hohlraum einschlieſsen, sondern nur als Verkleidung für eine innere Ausfüllung dienen, wie denn auch das ganze Innere mit unzähligen unbehauenen Steinen aller Gröſse und Erde ausgefüllt ist.

In der Mitte des Innenraumes fand sich eine kreisrunde Vertiefung von 1,30 m Tiefe und 1,20 m Durchmesser in den Natur-

boden eingegraben. In dieser befindet sich wieder ein Gräbchen von 1 m Tiefe und 50 cm Breite, etwa in der Richtung Nordost nach Südwest. Seine Herstellung muſs äuſserst schwierig gewesen sein, da auch jetzt beim Ausgraben ein Mensch kaum sich darin bewegen und arbeiten kann — ein Beweis, daſs seine Anlage unbedingt nötig war. Es war ausgekeilt mit Steinen, und auf dem Boden lagen zwei groſse Knochen, wie es scheint, von Ochsen.

In einer Entfernung von 5,25 m liegt eine mit der inneren konzentrische Mauer und im Abstande von 70 cm von dieser abermals ein Mauerring von 90 cm Stärke, der auf einem breiteren Sockel aus Trockenmauerwerk aufsitzt, aber ebenso wenig wie die übrigen Mauern über die Erdoberfläche hervorsieht. Zwischen den beiden inneren Ringen ist eine Holzkonstruktion erhalten geblieben, die sich vermutlich um den ganzen inneren Kern herumzieht.

Der Zweck des Hügels kann erst im Zusammenhang mit den übrigen näher untersucht werden. Es ist möglich, daſs die Holzkonstruktion zu einem Turme mit Galerie gehörte, nach Art der Limestürme.

Diese Hügel werden jedenfalls noch untersucht werden.

Die andere Entdeckung ist ein groſses Denkmal einer bisher unbekannten Gattung.

Im Verfolg der Grabungen von Adamklissi ist im verflossenen Sommer 200 m östlich vom Tropaeum ein Hügel von 2,50 m Höhe und 20 m Durchmesser aufgedeckt worden, der sich als ein quadratischer Bau herausstellte, zu dem auf allen Seiten fünf Stufen hinaufführten. Die Hauptseite ist die östliche. Von dieser ist auſser architektonischen Stücken eine Reihe Platten gefunden worden, die mit Inschriften bedeckt waren. Auf drei aneinander schlieſsenden Platten stehen zunächst zwei Zeilen mit gewaltigen Buchstaben, nämlich:

Zeile 1. O R I A M ꝏ FORTIS
E ꝏ P ꝏ MORTE ꝏ OCCVBV

darunter folgen in kleineren Buchstaben Namenlisten augenscheinlich von römischen Bürgern, die als Soldaten dienten: immer Vornamen, Gentilnamen, Cognomen, und darauf die Angaben einer Stadt, augenscheinlich die Heimat (domus) der Soldaten. Die Ergänzung der beiden ersten Zeilen, die wir rasch fanden, ist bestätigt worden durch eine Platte, die von Adamklissi nach Cernavoda gekommen war. Danach stand sicher

in Zeile 1: *memoriam fortis[simorum;*
in Zeile 2: *pro rep(ublica) morte occubu[erunt.*

Ferner war eine Platte mit allerdings nur drei und einem halben Buchstaben gefunden worden, nämlich B𐌑ΡO*t*, was einem Epigraphiker beweist, daſs *tri]b(unicia) po[t(estate)]*, und also ein Kaisername da stand. Und ein schon vor zwei Jahren gefundenes Stück stellt sich, da es aus den riesigen Buchstaben M Ρ besteht, als Anfang der ganzen Inschrift heraus.

Es kann kein Zweifel sein, wir haben hier ein von einem Kaiser errichtetes Denkmal für in der Schlacht gefallene Soldaten, und daſs es der Kaiser Trajan ist, ergiebt sich auſser den Heimatsangaben, die eine ungefähre Datierung gestatten, daraus, daſs die Ornamente mit dem Tropaeum übereinstimmen.

Meine Ergänzung, die im ganzen Professor Mommsens Beifall gefunden hat, ist:

I]mp(erator) [Caes(ar) divi Nervae f(ilius) Nerva Traianus Aug(ustus) Germ(anicus) Dacicus, tri]b(unicia) po[t(estate) XIII, co(n)s(ul) V, p(ater) p(atriae), in honorem et] memoriam fortis[simorum virorum qui bello Dacico(?)] pro re p(ublica) morte occubu[erunt f(ecit).

Dann folgt eine Langzeile, von der etwa die zweite Hälfte erhalten ist, mit:

POL · PONT · DOMICIL · NEAPOL · ITALIAE PRAEf

also: *domicil(io) Neapol(i) Italiae,* das heiſst Wohnort *Neapel,* das zum Unterschied von anderen Städten dieses Namens den Zusatz *Italiae* hat. Die Angabe des Wohnorts findet sich in dieser Inschrift meines Wissens zum erstenmal in einem Soldatennamen; es folgt daraus, daſs die vorhergehenden Reste die Heimat bezeichnen; also, wie Professor Mommsen bemerkt, *Nico]pol(i) Pont(i),* das ebenfalls durch den Zusatz des Landes von anderen gleichnamigen unterschieden werden muſste. Seine Stellung war sicher die eines Praefectus; ob nun *praetorio* oder *alae,* oder *cohortis,* ist nicht auszumachen.

Dann folgen lange Listen der Soldaten. Auf der ersten Platte, der von Cernavoda, scheinen Prätorianer zu stehen, da von den sieben angegebenen Heimatsorten fünf:

Cemen(elo)
Hadri(a)
Polen(tia, für Pollentia, vgl. C. J. L. V p. 860)
Roma
Segusi(one)

nach Italien gehören. Dazu kommt:

Cluni(a) in der Tarraconensis, und
Hor[ta] in Italien oder Hore(stis) in Macedonien.

Auf den folgenden Platten sind Legionare verzeichnet. Unter den Heimatsangaben findet sich auffallend oft *Agri* oder *Agrip* sicher *Agrippina*, also das heutige Köln, während es früher gewöhnlich *Claudia Ara* genannt wurde. Ferner findet sich:

Aequ(um) in Dalmatien
Caes(area), entweder das Mauritanische oder das Kappadokische
Cele(ia) in Noricum
Ceme(nelum) in Italien
Dert(ona) in Italien
For(um) Jul(ii) in Narbonensis
Hera(clea), wahrscheinlich das Makedonische
Isind(a) in Pisidien
Juvav(um) in Noricum
Nici, wahrscheinlich das bithynische Nicaea
Vien(na) in der Narbonensis.

Von der Nordseite haben wir auch eine Platte. Danach fehlten auf den Nebenseiten die grofsgeschriebenen Zeilen, und es standen dort nur die Namen der Soldaten. Die gefundene Platte enthält das Ende einer Kolumne und den Anfang einer zweiten; und in dieser die Überschrift: *Coh(ors) II Bat(avorum)*: also waren hier die Auxilia verzeichnet. Bei der ersten Kolumne sind die Heimatsangaben erhalten: Bat(avus), Bel(lovacus), Brit(to), Cananef(as), Cas(tulone), Lex(ovius), Luc(ensis), Lusit(anus), Nerv(ius), Nor(icus), Raet(us), Tun(ger). Nämlich: bei Peregrinen wird nicht die Stadt angegeben, sondern die Völkerschaft. Merkwürdig ist, dafs zwischen diesen auch Agrippina vorkommt. Es haben also wohl einige römische Bürger in Kohorten gedient. In der zweiten Kolumne sind die Anfänge der Namen erhalten, nämlich: Individualnamen mit Angabe des Vaters. Merkwürdig ist der Schlufs: Von Zeile 5 an, erst T. *Flavius Ca* (etwa Ca[ndidus]), dann das Wort *missici*(i), und darauf wieder Peregrinennamen. Wir erfahren damit den technischen Namen der Soldaten, die eigentlich schon entlassen waren, aber noch festgehalten wurden. Das ist das Wort, welches die Gelehrten noch nicht haben finden können, das Tacitus meint: Annal. I, 17, wo die Veteranen klagen, dafs sie *alio vocabulo* dieselben Lasten hätten.

Wenn wir uns nun die Frage stellen, um welche Schlacht kann es sich hier handeln und aus welcher Zeit stammt das Mausoleum, so ergeben sich nur zwei Möglichkeiten.

Da nach der Form der Buchstaben, nach dem Charakter der dekorativen Partien, die namentlich in der eigenartigen Darstellung der Palmbäume grofse Ähnlichkeit mit den Skulpturen am Tro-

paeum Trajans zeigen, ferner nach dem Namen der Soldaten und anderen kleinen Indizien hin zu urteilen, das Mausoleum aus der Zeit Trajans stammt, so kann man entweder voraussetzen, dafs es sich auf eine in der Nähe gelieferte Schlacht unter Domitian bezieht und dafs Trajan, nach Besiegung der Dacier, sich für verpflichtet hielt, dem Mars Ultor in der Nähe des Ortes der einstigen Niederlage ein Denkmal zu weihen, und daneben den wackeren Soldaten, die unter Domitian gefallen waren, ein Mausoleum zu setzen. Oder, und diese zweite Möglichkeit halte ich für die wahrscheinlichere, es ist, da das Tropaeum sich auf den Verlauf des ganzen Krieges bezieht, die Veranlassung der Errichtung an diesem Orte, sowie der Errichtung des Mausoleums für die gefallenen Soldaten eine rein persönliche.

Da nach den Darstellungen auf der Trajanssäule der Kaiser selbst an keiner anderen Schlacht in eigener Person teilgenommen hat, so hat man in Anbetracht dessen, dafs der Sieg von Adamklissi ein persönlicher Erfolg Trajans war, das Siegesdenkmal für den ganzen Krieg an dem Schauplatze dieses denkwürdigen Ereignisses errichten zu müssen geglaubt. Und das Mausoleum, mit der ganz einzig dastehenden namentlichen Aufzählung der Gefallenen, würde sich aus dem Umstande erklären, dafs sie an der Seite des Kaisers kämpfend ihren Tod gefunden hatten.

Bis jetzt ist nur ein Teil der Platten gefunden worden, die Inschriften trugen, der Rest bleibt für die kommenden Jahre, und ich kann diese meine Mitteilungen nicht schliefsen, ohne die Hoffnung auszusprechen, dafs wir mit der Zeit in der Lage sein werden, das Ganze oder wenigstens den gröfseren Teil dieses für römisches Altertum einzig dastehenden wichtigen Denkmals kennen zu lernen.

Für uns Rumänen ist es zugleich auch das Denkmal der Bildung unserer Nationalität und es wird damit die Ähnlichkeit mit den vielen Denkmälern des Krieges, dessen Erinnerung in diesen Tagen in Deutschland gefeiert worden ist, noch schlagender, indem diese, aufser der Pietät für die Gefallenen, auch der Begründung des neuen Deutschen Reiches gelten.

Zu diesem Berichte Prof. Tocilescus fügte Prof. Bormann auf Einladung des Vorsitzenden eine Bemerkung über den Zusammenhang des neu gefundenen Denkmals von Adamklissi mit dem bisher bekannten hinzu, dem gewaltigen Tropaeum, das von Tocilescu und den Professoren Benndorf und Niemann herausgegeben ist. In diesem Werke hatte Benndorf bei Beantwortung der Frage, warum das Tropaeum gerade an dieser Stelle errichtet

worden sei, aus einer scharfen Interpretation der ersten auf den zweiten Dakerkrieg sich beziehenden Darstellungen der Trajanssäule abgeleitet, dafs hier Trajan persönlich einen auf der Säule dargestellten Sieg über die Feinde gewonnen habe. Wenige Wochen nachdem das Buch gedruckt ist, hat sich nun das Mausoleum gefunden, das hier der Kaiser Trajan seinen gefallenen Kameraden errichtet hat, und damit ist die methodische Beweisführung durch die Sprache der Steine vollinhaltlich bestätigt worden.

Die beiden vereinigten Sektionen wollten der Befriedigung über die stattliche Publikation und die weiteren Forschungen auch dadurch Ausdruck geben, dafs sie ihre Vorsitzenden beauftragten telegraphisch Seiner Majestät dem König Karl von Rumänien 'den ehrfurchtsvollen Dank für die hochherzige Förderung der Arbeiten auszusprechen, über die Tocilescu berichtet hat' und ebenso Wiens Ehrenbürger, Nikolaus Dumba, der die Kosten der Publikation getragen hat, den Dank 'für das Werk von Adamklissi'.[1])

Freitag Nachmittag besuchte die Sektion gemeinsam mit der archäologischen Bonn und namentlich das Provinzialmuseum. Eine grofse Zahl nahm an der Ergänzungssitzung am Sonnabend teil, über die oben S. 159ff. berichtet worden ist.

Am Sonnabend Nachmittag besichtigten mehrere Mitglieder der Sektion unter Führung des Herrn Oberstlieutenants Dahm das bei Ehrenbreitenstein ausgegrabene Kastell.

---

1) Die Antworten lauteten: 'Ich freue mich, dafs die archäologischen Sektionen den Arbeiten des Herrn Tocilescu warme Anerkennung zollen und wünsche von Herzen, dafs die Forschungen und Bemühungen der deutschen Philologen und Schulmänner von den besten Erfolgen begleitet sein mögen. Carol' und: 'Eben von einem Gebirgsausflug zurückkehrend finde ich die mich hoch ehrende und erfreuende Kundgebung Ihrer archäologischen Sektion und bitte ich Sie und die geehrten Mitglieder meinen tiefgefühlten, innigen Dank freundlichst entgegenzunehmen. Nikolaus Dumba'.

Pädagogische Sektion.

Erste Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1895.

(Beginn morgens 8 Uhr.)

Den Vorsitz in der pädagogischen Sektion führten Geh. Oberregierungsrat Dr. Schrader-Halle und Rektor Dr. Bender-Ulm; Schriftführer waren Oberl. Dr. Wiesenthal-Barmen und Hülfslehrer Smidt-Elberfeld.

In der ersten Sitzung hielt den ersten Vortrag Geh.-Rat Prov.-Schulrat Dr. Münch-Coblenz über „Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen". Wie der Baumeister, der unter der Erde baut, fortwährend auf stille Verschiebungen, gefährliche Gegenwirkungen acht geben muſs, so muſs der Schulmann, der an dem groſsen Ganzen der öffentlichen geistigen Erziehung beteiligt ist, nicht nur das sich entwickelnde Leben des einzelnen Zöglings stetig beobachten, sondern auch die thatsächlichen Erscheinungen des geistigen Gesamtlebens, das uns umgiebt, innerhalb dessen auch unsere Zöglinge stehen und stehen werden. Nicht sollen wir uns vor jedem Luftzuge des Zeitgeistes beugen, nein, öfter wohl gilt es gegen den breiten Strom des Lebens standzuhalten. Ich will jedoch nicht von der Gestaltung der Lehrpläne oder der Wahl der Lehrstoffe reden, sondern die Ausführung des Gegebenen, die persönliche Durchführung der gestellten Aufgaben, die auch nur dann gedeihen kann, wenn man ein offenes Auge für die Wirklichkeit unseres Kulturlebens hat, zum Gegenstand meines Vortrags machen. Nicht jedem Auge stellt sich das Bild der Gegenwart gleichartig dar und es kommt nicht sowohl darauf an, nach Gebrechen oder Vorzügen der Zeit auszuschauen, als das Wirkliche als solches zu erkennen und zu verstehen.

Während sich im 18. Jahrhundert die innere Kultur vertieft hat, kann man das 19. als eine Periode der fortschreitenden

äufseren Kultur bezeichnen. Von grofsem Einflufs, auch auf das innere Leben der Kinder, sind natürlich die grofsen Erfindungen dieses Jahrhunderts; die Hauptwirkung derselben ist ohne Zweifel Beschleunigung des Lebenstempos, d. h. das Tempo des inneren Lebens der Einzelnen ist ein so viel belebteres geworden; die Reize folgen einander rascher und die Reizbedürftigkeit wird erhöht. Das ganze Innenleben befindet sich gewissermafsen in einem flüssigeren Zustande. Damit tritt diese Gegenwartsmenschheit in einen erfreulichen Gegensatz zu manchem, was man mit sehr verständlichem Wort als Philistertum zusammenfassen kann. Es ist in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts im deutschen Lande viel Phlegma, viel Dumpfheit und Enge besiegt worden; das Blickfeld der Einzelnen sehr erweitert, ihr Wesen belebter; und auch zum Handeln ist man leichter bereit. Das Wesen des modernen Menschen ist überaus impulsiv. Dieses impulsive Wesen erscheint nicht unliebenswürdig, aber ein festes Innere bildet sich oder erhält sich dabei nicht leicht. Unser Geschlecht ist am stärksten in Massengefühlen und in Rauschgefühlen. Die Regungen wie z. B. Entrüstung, Erbarmen, Begeisterung gehen wie ein Sturmwind durch Millionen von Seelen, haben aber nicht viel Tiefe und vor allem wenig Dauer. Auch das Gedankenleben der Einzelnen ist infolge des äufserlich reichlichen Durcheinanderwirbelns der Menschen bei innerer Fremdheit ein ganz anderes geworden. Neue Gedanken durchlaufen rasch die vielgliedrige Kette der Individuen, sie wohnen einen Augenblick in dem Einzelnen als seine Gedanken und lassen eigene Gedankenbildung nicht aufkommen Es berühren sich also hier die äufsersten Gegensätze. Wie bei den Menschen in den einfachsten Kulturverhältnissen sich die Herdennatur noch sehr deutlich fühlbar macht, so führt die Kultur, nachdem sie die Einzelnen mehr oder weniger über solche Abhängigkeit erhoben, von diesem Banne des Verwachsenseins erlöst hat, doch wieder zu den gleichen Schranken zurück.

Wie die Zahl derjenigen, die im zusammenhängenden Gedankenleben zu einer eigenen, geklärten Weltanschauung gelangen, sicherlich geringer geworden ist, so ist auch der wirklich innere und persönliche Besitz einer religiösen Weltanschauung viel seltener als es scheinen mag; denn auch dazu bedarf es eines lebendigen Etwas im Innern des Menschen. Schon dem einfachen inneren Gleichgewicht des Einzelnen, das so nahe verwandt ist mit Ruhe und Bescheidung, ist das Gesamtleben der Zeit wenig günstig, noch viel weniger der Bildung von Individualitäten und Charakteren. Auf der gleichen Linie, wie der weithin fühlbare Mangel

an Zufriedenheit und die überaus reizbare Empfindlichkeit liegen die grofsen Krankheitserscheinungen. Dazu wirkt auch die gesteigerte äufsere Schwierigkeit des Lebens mit, hervorgerufen durch die Wirkung der technischen Erfindungen und die sich daraus ergebenden Hemmnisse, ferner die grofse Anspannung der Kräfte des Einzelnen, nicht nur des Erwerbenden, sondern auch in der Amtswelt wie im Heere, in der Wissenschaft und Kunst. Diese Züge zeigen sich uns zunächst in unserer nationalen Welt; in ihr treten uns noch andere Erscheinungen entgegen, bei denen wir einen Augenblick verweilen müssen.

Jene Impulsivität, die wir den Menschen der Gegenwart zuschreiben mufsten, macht sich auch in den Gemeinschaften fühlbar, zu welchen sich dieselben zusammenschliefsen oder natürlich verbunden sind. Wenn auch z. B. das Nationalgefühl wacher und erregbarer ist als je zuvor, so ist es vielfach doch nur Rausch und Phrase oder Schlagwort. Durch viele Feste sucht man es zu sichern, während sich die dem gemeinsamen Vaterland feindlichen Gruppen im Innern immer fester zusammenballen. Auch das ist ein Charakterzug der Zeit, dafs viele sich zu Gemeinschaften von elementarer Dichtigkeit zusammenschliefsen; selten kämpft der Einzelne für eine ihm eigentümliche Überzeugung.

Der alten Scheidung der Stände ist im wesentlichen die der Berufs- und Interessengemeinschaften gefolgt. Auch die Einteilung in Gebildete und Volk verwischt sich mehr und mehr. Immer reichlicher und rascher drängt man sich aus den unteren Schichten in den Stand der Gebildeten. Noch weniger erfreulich als dieses erscheint es, dafs sich in demselben Mafse sehr deutlich eine obere Schicht der Gesellschaft abzuheben trachtet, die, wie immer die späteren Auflagen der Vornehmheit, aus den Kreisen der Gewinner im grofsen gewerblichen Lebensspiel ihren Hauptzuwachs erhält und die sich durch ein konsequentes Zusammenschliefsen mit Pflege aller Vorteile und Verbindungen gegen die aufserhalb dieser guten Schicht Lebenden sichert und befestigt und dadurch vielfach an das Gespreizt-Ceremonielle und Hohle des 17. Jahrhunderts erinnert. Inmitten all dieser Erscheinungen ist die Frage nach dem Bildungsideal der Gegenwart eine der wichtigsten, die es giebt. Es scheint mir, als ob auf dem Wegweiser, auf dem früher das Wort „Humanität" gestanden hat, gegenwärtig eine andere Inschrift steht: „Hinbildung zum Weltverständnis". Dabei liegt denn der Zweck der Weltbeherrschung sehr nahe, und das Ideal erhält eine mehr praktische Färbung und zugleich eine mehr stoffliche Natur, und damit eine weniger ethisch-persönliche, und eine weniger einheit-

liche. Allerlei ältere Bildungsideale leben thatsächlich unter uns fort und leben miteinander und vertragen sich ungefähr so gut, wie die verschiedenen architektonischen Stilarten, die gegenwärtig in Hast erneuert werden und nebeneinander aufmarschieren.

Diese Verschiedenheit berührt sich nahe mit einer anderen. Wie die bekannte politische Formel lautet: Le roi règne, mais il ne gouverne pas, so treten neben das eigentliche, allgemein menschliche Bildungsideal Standesbildungsideale, und in Wirklichkeit für die meisten an die Stelle jenes ersteren; sie enthalten viel Zufälliges und sind stark legiert mit Unidealem und damit um so viel haltbarer und kursfähiger.

Eine weitere Teilung aber wird hervorgerufen durch den ungeheuren Umfang dessen, was die stoffliche Seite des oben so bezeichneten Weltverständnisses ausmacht, und auch durch die Mannigfaltigkeit der im einzelnen in Anspruch genommenen Kräfte, so dafs die Fachbildung der Bildung im allgemeinen und immerhin höheren Sinne nur noch wenig läfst. Diese sogenannte allgemeine Bildung ist sehr in Gefahr gekommen, ein unbestimmtes, fragwürdiges Etwas zu sein, das eine ethische Schätzung kaum noch verdient.

Zum mindesten wird jede Zeit das allgemein Gedachte doch in einseitiger Richtung verfolgen. Im Gegensatz zur eigentlichen Humanitätsperiode war das Bildungsstreben unseres Jahrhunderts vorwiegend intellektualistisch; Wissensbildung erlangte eine Schätzung ungefähr wie das blanke Kapital im wirtschaftlichen Leben, im Zusammenhang mit der Wissensfreude des Jahrhunderts und mit den Erfolgen der Wissenschaft.

Aber es hat sich in dieser Hinsicht doch schon eine Wandlung vollzogen; geschätzt werden Wissen und Verstandesbildung, dafs ich so sage, so weit als sie fühlbar den Weltwert der Persönlichkeit erhöhen, Sinnesschulung verlangt man und man schätzt ein ausgebildetes Beobachtungsvermögen; ferner ist körperliche Schulung und Tüchtigkeit in der Schätzung gestiegen, aber Ruhe und Mafs scheinen auch hierin unserem Geschlecht nicht beschieden zu sein. Überall, sogar in der Kunst, verlangt der Mensch starke Reize, neue Erregungen, ungewöhnliche, überraschende Gestaltungen.

Es kann mir nicht obliegen, das Bild der Zeit in allen seinen Linien zu verfolgen. Stumm gehen wir vorüber an all den eigentlichen Nachtseiten unseres Kulturlebens, aber nicht unbewegt im Innern, nicht mit abgewandten Augen; denn es steht dem Erzieher wohl an, eine reiche Kenntnis der wirklichen Welt zu haben, in die er seine Zöglinge senden wird. Aber nicht minder als all

dem Fehlenden sei unser wacher Blick auch dem Positiven und Tüchtigen, das die Zeit darbietet, zugewandt, so z. B. dem kräftigen Streben nach fortschreitender Vervollkommnung der Lebensbedingungen, der Fruchtbarkeit gemeinsamer Arbeit auf so vielen Gebieten, namentlich aber dem erwachenden Bewufstsein von der Mitverantwortlichkeit des Einzelnen und der einzelnen Gruppen für das Leben des Ganzen.

Es kann nicht wohl anders sein, als dafs alle jene Züge in dem geistigen Leben der Zeit ihre Wirkung auch auf die höhere Schule üben; denn Zöglinge wie Lehrer werden von der Zeit, in der sie leben, beeinflufst, ferner auch das Verhältnis zwischen der öffentlichen Meinung und der höheren Schule. Vielfach wird über dieselbe geklagt, unerfüllbare Forderungen werden an sie gestellt; schlimmer aber als dies ist der Umstand, dafs gerade für alle jene geistig-moralische Unvollkommenheit der Zeit der Schule die Verantwortung zugeschoben wird, und dafs man von ihr fordert, eine bessere Zukunft zu gewährleisten.

Weil wir, wie es heifst, die Jugend haben, sollen wir die wünschenswerte Zukunft liefern. Aber wir „haben“ die Jugend nicht in Wirklichkeit, an ihr haben noch mehrere andere Eigentümer teil. Was die Schule an Verantwortung trägt, was sie insbesondere vermag, um die Jugend gegen die inneren Gefahren der Zeit stark zu machen und gegen die äufseren Schwierigkeiten, das freilich wird sie sich immer neu und immer voller klar zu machen haben.

Den Weg, die Jugend zu dem richtigen Ziele zu führen, halten diejenigen für sehr leicht, die am wenigsten in der Sache stehen. Man glaubt z. B. Vaterlandsliebe durch unausgesetztes Preisen und Rühmen des Vaterländischen zu erwecken, Religiosität zu sichern durch die Breite der Einwirkung und durch Aufrichten der steilsten Schranken zwischen der Welt des Glaubens und der des Denkens; ebenso leicht denkt man es sich, die Jugend für alles Wahre, Schöne und Gute zu begeistern, ebenso die von Hause mitgebrachte körperliche Gebrechlichkeit durch Leibesübungen zu beseitigen.

In mehr als einer Hinsicht verlangen die Nöte der Zeit von uns nichts gewisser, als dafs die Schule sich selbst treu bleibe, dafs wir beharren bei dem, was von je die Schule zur Schule machte, und sagen wir auch: die deutsche Schule zur deutschen. Wir müssen nach wie vor die jugendlichen Geister in die Zucht

bestimmten und zusammenhängenden Denkens nehmen, dabei auf unerbittliche Genauigkeit auch im Kleinen halten; wir müssen das „du sollst" seine bewährte Rolle spielen lassen und darauf achten, dass nicht die Eitelkeit und der Ehrgeiz der jungen Seelen erregt wird. Uns gilt es die Erziehung zum Pflichtbewufstsein. Nach wie vor suchen wir die männliche Jugend zur Schätzung des dauernd Wertvollen und Schönen hinzuführen und das Bedürfnis nach stetem Wechsel, nach dem reizvoll Neuen, nach dem blofs Spannenden und Aufregenden niederzuhalten. Und in Zukunft wollen wir doch auch wie früher wirkliche Leistungen fordern und unsere Prüfungen sollten ein ernstes Ding bleiben trotz allen Zitterns und Zagens der Freundschaft der Prüflinge.

Und vielleicht ist an dem, was trotz allem unsere nationale Gegenwart noch besitzt von zuverlässigem geistig-ethischem Werte, von innerem Ernst und Berufstreue, doch die höhere Schule ein klein wenig (ich möchte nicht unbescheiden sein) mit schuld. Vielleicht blickt man auch deshalb so nachsichtig auf die Ausartungen akademischen Lebens, weil man unbewufst doch zu sehr an den Wert des vorher gelegten Grundes glaubt.

Wir müssen, wie das vaterländische Kriegsheer nach immer weiterer Vervollkommnung strebt, unablässig beobachten, uns selbst und unser Werk und Ergebnis, und diese am Ideal und am Bedürfnis immer wieder messen. Ich will meinerseits auf einige Punkte bestimmter hindeuten, ohne dafs ich andere, die nicht zur Erwähnung kommen werden, darum als bedeutungslos angesehen wissen möchte.

Die Begriffe „Ideal" und „Bedürfnis", so tiefen Gegensatz sie vielleicht auszudrücken scheinen, fallen doch nicht so unbedingt auseinander, dafs sie nicht zugleich und zusammen den rechten Mafsstab abgeben könnten. Das Ideal hätte keinen wirklichen Wert, das über allen Zeiten und Verhältnissen schwebend dennoch die Zeiten und Verhältnisse beherrschen wollte. Und das Bedürfnis im tiefsten und reichsten Sinne genommen, schliefst eben das Ideal ein. Selbst die besonderen Gebrechen einer bestimmten Zeit vermögen wohl zu echterer Erfassung des Ideals hinzuführen. Gilt es nicht, aus der Not eine Tugend zu machen, so mag doch die Not und Schwierigkeit neue Tugend hervorrufen. So mufs der Unterricht unserer heutigen Jugend von der rechten Lebendigkeit getragen sein; dabei müssen wir uns aber hüten vor jeglicher Überreizung, besonders auch mit der körperlichen Widerstandskraft der heutigen Zöglinge rechnen, ferner vorsichtig sein in der moralischen Behandlung der Zöglinge, im Tadel, im Lob. Es gilt

eben, sich in mannigfacher Beziehung in die Zeit schicken. Da dieselbe an den Menschen vielerlei Ansprüche stellt und der deutsche Lehrer eine natürliche Neigung zur Gründlichkeit hat und die Erfüllung der mancherlei schwierigen Anforderungen innerhalb fest beschränkter Zeit in streng geregelten Prüfungen von sehr konkreter Tragweite nachgewiesen werden soll, so liegt immer der Abweg nahe, dafs man eigentlich mehr abrichte als ausbilde. Und wollen wir den Forderungen der Zeit gerecht werden, dann müssen wir noch manche alte Gepflogenheiten überwinden, z. B. die übliche Vernachlässigung der sprachlichen Form und der begrifflichen Schulung in den Unterrichtsfächern von vorwiegend stofflicher Bedeutung und andererseits das breite Sichbewegen in rein formalen Übungen ohne lebendige Beziehung zum Inhalt, wie das im Sprachunterricht noch keineswegs genug überwunden ist, ferner die alte und breite Vorherrschaft einer rein verstandesmäfsigen Behandlung auch derjenigen Dinge, die unmittelbar durch das Gefühl erfafst sein wollen, die noch immer zu geringe Inanspruchnahme der Selbstthätigkeit der Schüler, die Gleichgültigkeit gegen das Tempo des Könnens, überhaupt die enge und einseitige Fassung des Begriffs der formalen Bildung, die als logische ganz wesentlich gedacht und nur als solche geschätzt und erstrebt zu werden pflegt.

Doch genügt es wohl nicht, dafs wir uns der Mängel bewufst werden, die im einzelnen zu überwinden wären. Ich möchte das positive Gesamtziel, wie es mir nach allem Gesagten die Gegenwart mit besonderer Deutlichkeit zu fordern scheint, kurz bezeichnen, und es würde dann heifsen: echte Personenbildung. Person sein heifst in unserem Sinne: nicht blofs etwas sein in der Masse, nicht blofs ein sogenanntes Individuum, das in Wirklichkeit durchaus dividuum ist, sondern, wie mich dünkt, macht die Person dreierlei; einmal: Zusammenhang des inneren Lebens, eine gewisse Organisation der Gedanken und Strebungen; dann zweitens: Verfügung über die eigenen Kräfte; und drittens: ein Centrum echten und wirklichen Fühlens.

Dieses Dreifache ihren Zöglingen möglichst sicher zu teil werden zu lassen, sollten meiner Überzeugung nach die höheren Schulen immer von neuem streben und sinnen. Je breiter sich der Wissensstoff in den einzelnen Fächern neben einander hindehnt, um so mehr müssen wir den Zusammenhang derselben pflegen. Der gute Betrieb ist der, dafs das stofflich-utilitarische, das formal-schulende und das ideal-bildende Moment in jedem Falle mit einander gepflegt werden, denn keins derselben ist auch nur einem

einzigen Gegenstande fremd, wenn sie auch bei den verschiedenen Gegenständen in verschiedener Weise zur Geltung kommen.

Und dies mag sogleich hinüberführen zu der Forderung der Erweiterung des Begriffs der formalen Bildung. Formale Bildung darf schliefslich doch nur gleichbedeutend sein mit Kräftebildung schlechthin, keineswegs bloſs der logischen. Es ist bei den heutigen Verhältnissen nichts weniger als gleichgültig, bis zu welchem Maſse der sicheren, unmittelbaren, leichten Verfügung über das Erworbene der einzelne Schüler es gebracht hat; wie schon angedeutet, das Tempo des Könnens kann uns nicht mehr gleichgültig sein.

Damit nun aber in dem einzelnen Menschen ein Centrum, ein Herd wirklichen und eigenen Empfindens sich bilde, muſs die erzieherische Einwirkung recht sicher ins Centrum zu treffen wissen. Diese Aufgabe ist eine der schwersten. Wieviel abstrakte Buchphrase, wieviel akademischer Ausdruck, auch wieviel stumpfe Alltagswendungen müſsten verschwinden, die von den Schülern mit bloſsem Ohr aufgefaſst, auf Verlangen äuſserlich wiedergegeben werden. In diesem Punkte handelt es sich um eine dauernde Selbsterziehung, die den Lehrer wirklich dem Künstler nahe bringt, und ihn auch mit Künstlerfreudigkeit erfüllen kann, die wiederum das beste Mittel ist, auf Seelen zu wirken.

Es hat nun zwar den Anschein, als ob dieses Streben nach schönem Können so lange zurückgestellt werden soll, bis zuvörderst das äuſsere Behagen ganz gesichert ist. Ich will nicht weiter davon reden, aber für eins möchte auch ich hier mein Zeugnis abgeben: jene Erhöhung der persönlichen Unterrichtskunst kann nicht gefördert werden durch Erhöhung des Umfangs der regelmäſsigen Arbeitspflicht, sondern durch Verminderung.

Auf welchen Punkten es besonders wichtig sei, daſs die erzieherische Bethätigung des Lehrers wirklich in das Innere des Schülers rühre, darüber wird keine groſse Meinungsverschiedenheit sein. Man soll nicht über die guten und schönen Dinge so viel reden, man soll sie selbst ihre Sprache reden lassen. Noch auf eine andere Seite der Gemütsbildung möchte ich mit einem Worte zu reden kommen. Ich sprach vorhin von dem gesunden sozialen Zuge, der durch unsere Welt zu gehen beginne. Das kommende Jahrhundert bedarf eines mächtigen Gemeinschaftssinns, und ihn muſs die Schule durch alle ihre Einrichtungen und Normen, durch ihr Leben und ihre Lehre wecken. Zwei Dinge scheinen vielleicht nahe bei einander zu liegen und sind doch etwas ganz Verschiedenes, das eine übel und das andere gut: nämlich die innere

Abhängigkeit von der Gemeinschaft, das Mitgetragenwerden von der Masse und andererseits das freie und starke Fühlen für die Gemeinschaft, die Hingabe des Willens bei Selbständigkeit des Urteils. Nicht bloſs für die Ehre des groſsen Vaterlandes mit Leib und Leben einzutreten, sondern auch für das Glück der Volksgenossen, der Geringen und Eingeengten, Herz und Sinn offen zu haben, dazu muſs die Jugend erzogen werden.

Wir werden freilich immer nur Saatkörner ausstreuen können, und von ihnen werden immerdar viele an den Weg fallen oder auf das Steinichte oder in die Dornen; aber doch ist ein Unterschied zwischen der Umsicht und dem Erfolg der Säenden, und es ist der Mühe wert, daſs man nicht achtlos einherschreite und verstreue.

Anhangsweise will ich noch der einzelnen Unterrichtsfächer gedenken und der Aufgaben, die im Sinne unseres Gedankengangs die Gegenwart dort ins Licht zu rücken scheint. Zeigt sich nicht, um mit dem Deutschen zu beginnen, gerade auch im Gebrauch der Muttersprache recht deutlich die geistige Flüchtigkeit und Fahrigkeit, daran die Gegenwart leidet, und nicht minder die unerfreulich gleichmacherische Wirkung unserer Kultur? Gleichgültigkeit gegen sorgfältige Handhabung der Muttersprache wie gegen das Verständnis ihrer inneren Gesetze ist ein Stück unserer nationalen Gebrechen, und nach dieser Seite muſs der deutsche Unterricht besonders kräftig eingreifen und wirken. Wir müssen die Schüler zu demjenigen Maſse sprachlichen Ernstes und begrifflicher Echtheit erziehen, welches ihnen je nach ihrer Stufe erreichbar ist, und vermeiden auf dem zarten Gebiete der Aufsätze Abrichtung statt Durchbildung zu leisten.

Auch die Behandlung unserer edlen klassischen Bildung muſs sich vor den Irrwegen der Zeit hüten oder von ihnen zurückkehren. Am allerwenigsten dürfen wir den Zöglingen die Freude an dem edlen Gut der unsterblichen Dichtung verleiden. Unsere Jugend soll in den klassischen Dramen in eine psychologisch geklärte, reiche und schön durchleuchtete innere Menschenwelt blicken und sich den eigenen Blick für das Leben daran erhalten, aber nicht statt dessen im Nachrechnen technischer Mittel und Mittelchen geübt werden. Die Prosalektüre und der an sie angeschlossene Aufsatz soll sich mit der wertvollsten Gedankenwelt unserer Zeit, soweit sie dem Schüler zugänglich ist, befassen.

Was die alten Sprachen betrifft, so hat an unseren Schulen die Beschäftigung mit diesen vor allem anderen gewirkt, den Geist stetig zu machen. Der Wert derselben ist nicht zu leugnen, und

wenn ihr Feld etwas eingeengt ist, so ist daran nicht der Zweifel an ihrem pädagogischen Wert schuld, sondern dies, daſs andere Bildungsstoffe unabweisbar Einlaſs fordern. Man darf aber nicht denken, daſs dieses ältere Ziel das höhere war und das jetzige ein so viel niedrigeres. Nach mehr als einer Hinsicht hat auch bei den alten Sprachen das innere Bedürfnis der Zeit in pädagogischen Forderungen Ausdruck gefunden, so z. B. darin, daſs die Beobachtung allenthalben den Ausgang bilden soll, nicht Übermittelung von Gesetzen. Zwar, das ist mehr Phrase der wohlmeinenden Laien, daſs man schnurstracks in den „Geist des Altertums" einzuführen habe und daſs damit dann die Schuldigkeit gegen die Jugend gethan sei, aber das rechte Verhältnis von Wissen und Können ist doch auch auf dem Gebiete der alten Sprachen natürliche Forderung der Zeit. Lebendigkeit des Unterrichtsverlaufs ist Bedingung der Tauglichkeit; mündliches Können hat nicht mehr hinter dem schriftlichen zurückzustehen, gute Wiedergabe des Autors soll überall zum richtigen Verständnis hinzukommen. Dann erst erfüllen auch die alten Sprachen ganz ihre Aufgabe der persönlichen Schulung, und sichern ihre Wertschätzung auch für neue Zeiten.

Bei den lebenden Sprachen ist der Unterschied von sonst und jetzt weit gröſser und weit mehr erörtert. Eine Stoffaneignung, die den Zögling lebenstüchtiger macht, und eine Kräftebildung, die sich in ihrer Eigenart zwischen oder neben das sonst an der Schule Erstrebte stellt, das sind die beiden Grundzüge. Durch das sehr wesentliche physische Moment bei der Aneignung dieser Sprachen, die Aufgabe der Erzielung einer feinen körperlichen oder doch körperlich-geistigen Fertigkeit tritt das Fach gewissermaſsen zwischen die alten Sprachen und die „technischen Fertigkeiten" und verbindet Gegensätze, die am allerweitesten auseinander zu liegen scheinen. Und so wird auch der Streit zwischen den beiden Gruppen um Bedeutung, Gleichwertigkeit, Vorzüge sich nun wohl schlichten. Auch bei den neueren Sprachen bringt die Gegenwart nicht bloſs Klärung und Fortschritt, sondern auch Gefahr und Irrung. Würde aus dem ganzen Prozeſs eine wirkliche Veräuſserlichung des neusprachlichen Unterrichts, dann wäre freilich der Zeit eine unschöne Konzession gemacht. Daſs sie nicht gemacht zu werden braucht, ist meine Überzeugung.

Wie es auch beim Geschichtsunterricht gilt, die rechten Bedürfnisse der Zeit zu verstehen und zu befriedigen, ist sichtlich längst gefühlt und oft betont worden. Daſs das Vermögen, die Gegenwart und ihre groſsen geschichtlichen Aufgaben zu verstehen,

das natürliche letzte Ziel sei, darüber ist man wohl im Grunde einig; ebenso einig darüber, dafs es vor allem darauf ankomme, das Vaterland zu kennen und zu würdigen. Dabei darf man aber nicht in den Fehler hineingeraten, die Fremde zu sehr zu vernachlässigen oder gar gering zu schätzen. Die Anschauung der gröfsten Vorgänge und Gestalten aller Zeiten mufs doch zum geistigen Gemeingut nach wie vor gehören.

Was den Religionsunterricht betrifft, so kann man es wohl nicht als Eigentümlichkeit unserer Zeit hervorheben und tadeln, dafs er unter dem Ideal bleibt, aber charakteristisch ist es, dafs man überall nach dem richtigsten Programm sucht und emsig die beste Theorie und die sichersten Kunstmittel festzulegen trachtet, während die Personen von unmittelbarem Beruf und sicherem Herzen so vielfach fehlen. In der Kraft zur Selbstüberwindung und Heiligung und zum innersten Ernst und zur wirksamen Liebe liegt die gröfste Aufgabe für diese Zeit und kommende Zeiten.

In den übrigen Fächern treten ähnliche Züge wie die gekennzeichneten hervor. Selbst die Mathematik sucht mehr als früher Beziehung zur konkreten Welt; bei den Naturwissenschaften strebt man mit Erfolg nach vollkommener pädagogischer Ausnützung; in der Naturgeschichte lenkt man den Blick von der Unterscheidung des einzelnen auf das zusammenhängende Leben der Naturwesen; die Erdkunde baut man an als ein Fach von der schönsten Konzentrationskraft. Beim Zeichnen zeigt sich wenigstens hier und da das Streben, hinüberzuführen zur Freude am selbstthätigen Schaffen des Schönen. Dem gebundenen Turnen haben sich die freien Spiele weithin als glückliche Ergänzung angeschlossen. Der Gesang, dessen erzieherische Bedeutung man wieder voller anerkennt als ehedem, ist durch den Eifer der Leiter vielerorten zu fast allzu künstlerischen Leistungen gelangt, sodafs über dem Reiz des Konzerterfolgs, den man den Schülern giebt, die Freude am schönen deutschen Liede verloren zu gehen droht. — Immerhin ist so auf vielen Gebieten Ergänzung, Ersatz, Läuterung eines einstmaligen, allzu einseitigen Schulbildungsideals unleugbar. Die Harmonie des Lehrplanes ist gestiegen.

Aber der aufzulösenden Differenzen, der abzuwehrenden Auswüchse, der zu ordnenden Fragen bleiben darum genug übrig; und die wechselnde Zeit läfst sie in immer neuem Wechsel entstehen.

Manches habe ich hier nur leicht berührt und nur lose verknüpft, was weit voller ergründet und enger verwoben werden kann; verschiedenes habe ich an anderer Stelle näher ver-

folgt[1]). Und aus mancherlei Stückwerk könnte immerhin ein Ganzes sich zusammenfinden. Viel besser noch, wenn die Gedanken vieler Beteiligten zusammenstimmten und ihr gleichartiges Bemühen wertvolle Wirkung thäte!

Darauf sprach Privatdozent Prof. Dr. Ed. Martinak-Graz: „Zur Begriffsbestimmung der intellektuellen Gefühle und des Interesses". Ausgehend von der Wahrnehmung, dafs sowohl der Begriff der intellektuellen Gefühle in der wissenschaftlichen Psychologie als auch der des Interesses in der Pädagogik sehr vieldeutig und schwankend gebraucht werde, will der Vortragende es versuchen, die Grenzen dieser Begriffe genauer zu bestimmen. Bisher pflegte man recht heterogene Dinge unter dem Namen der „intellektuellen Gefühle" zusammenzufassen. Dem könne dadurch gesteuert werden, dafs man sich genauer als bisher frage, an welche psychische Bethätigungen diese Gefühle sich anschlössen und in welcher Beziehung das Gefühl zu ihnen stehe.

Wenn man, den scharfsinnigen Aufstellungen A. Meinongs (Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Wert-Theorie, Graz, 1894) folgend, die Gefühle in Vorstellungs- und Urteilsgefühle sondere, ergebe sich von selbst, dafs nur in das Gebiet der letzteren die intellektuellen Gefühle fallen müssen. Aber auch da sei die ganze grofse Gruppe von Werthaltungen auszuscheiden, weil dies nicht nur schon der Sprachgebrauch verlange, sondern weil hier das Gefühl sich nicht an den betreffenden Erkenntnisakt als solchen anschliefse, vielmehr an den Erkenntnisgegenstand geknüpft sei. Nur wo ersteres der Fall sei, könne man von wahrhaft intellektuellem Gefühle sprechen. Dies sei aber verwirklicht

1) in jenen Gefühlen der Lust und Unlust, die mit geistiger Arbeit oder Ermüdung als solcher verknüpft sind,

2) im Falle der Lust an Gewifsheit und Unlust am Zweifel und schliefslich

3) in dem sogenannten „reinen" oder „theoretischen" Interesse am Wissen, am Erkennen.

Man könne denn als intellektuelle Gefühle jene Urteilsgefühle bezeichnen, die in erster Linie an den Urteilsakt geknüpft sind.

Folgerichtig müsse aber dann aus der Lehre von den intel-

---

1) So insbesondere in den Büchern: „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst." Berlin, Gaertner; und „Neue pädagogische Beiträge", ebenda.

lektuellen Gefühlen ausgeschaltet werden 1) das sogenannte „Urteilen nach dem Gefühle", „Wahrheitsgefühl", „Evidenzgefühl"; 2) die Lust an Übereinstimmung bezw. Unlust an Widerstreit und 3) die „Beeinflussung des Urteils durch Gefühle". Denn das unter 1) und 3) Angeführte falle in die Urteilslehre und zwar speziell unter Urteilsbegründung; das 2) aber seien aller Wahrscheinlichkeit nach ästhetische Gefühle.

Was nun speziell das „Interesse" anlange, so sei hier der Sprachgebrauch von geradezu verwirrender Mannigfaltigkeit. Immerhin aber liefsen sich zwei Hauptgruppen scheiden: materielles Interesse und „geistiges", „theoretisches", „reines" Interesse. Ersteres sei gleich Werthaltung und deshalb ohne weiteres auszusondern. Aber auch bei letzterem sei genau zu beachten, ob nicht mitunter mit der Wendung „Interesse für Schönes, Edles" blofs soviel gemeint sei wie eben Empfänglichkeit für Schönes u. s. f. Denn so wichtig und ethisch wertvoll eine solche Empfänglichkeit auch sein mag, mit dem Ausdrucke Interesse solle doch nur eine Lust am Erkennen als solchem, also das theoretische Interesse bezeichnet werden. Dieser Vorschlag werde durch den Sprachgebrauch insoferne begünstigt, als in den Worten „interessant" und „interessieren" diese Einschränkung thatsächlich vollzogen und daher ein Vorbild geschaffen sei. Der Trunk sei für den Dürstenden wohlthuend, wertvoll in höchstem Grade, aber „interessant" doch wohl nicht. Dies würde er nur dann, wenn der Betreffende nun auch etwa Freude daran empfände, über diesen Trunk Wassers irgend etwas zu erfahren, zu wissen.

Zugleich zeige sich aber auch, was zur Charakteristik des wahren Interesses noch fehle: der wesentliche Zusatz, dafs hier nicht isoliertes Fühlen vorliege, sondern dafs es stets und untrennbar mit dem Begehren nach weiterer Erkenntnis verknüpft sei.

Ferner müsse man wohl beachten, dafs „Interesse" mindestens ebenso häufig als aktuelles psychisches Phänomen, wie anderseits blofs als psychische Disposition, als Anlage zu bestimmtem Fühlen, gemeint sei. Wer Interesse hat an Musikgeschichte, empfindet dieses Lustgefühl nicht immer, sondern er ist nur so beschaffen, so veranlagt, dafs er derartige Gefühle gegebenenfalls hegen kann.

Das so bestimmte Interesse sei nun aber im wirklichen geistigen Leben nur höchst selten rein und unvermischt gegeben. Vielmehr sei, wie sonst so oft, auch hier die Komplikation die

Regel, die Isoliertheit die Ausnahme. Am wichtigsten sei hierbei der häufig eintretende Fall, dafs Gefühle anderer Art imstande sind, reines, theoretisches Interesse hervorzurufen, zu vermitteln; in erster Linie sei dies bei praktischen Interessen der Fall. Lediglich aus Nützlichkeitsgründen lernt jemand eine fremde Sprache und er gewinnt z. B. reines, wissenschaftliches Interesse an ihr; der Forstmann studiert aus eminent praktischen Gründen die Witterungsverhältnisse seines Revieres und findet nach und nach Gefallen an meteorologischer Forschung überhaupt. — Und dies habe auch in der Geschichte der Wissenschaften eine hervorragende Rolle gespielt: die Menschheit habe lange Zeit aus höchst praktischen Interessen den Stein der Weisen gesucht und daraus sei die reine Wissenschaft der Chemie entstanden; aus praktischer Erdmessung die Geometrie. — Wenn ferner die von aller Pädagogik so sehr verpönte Erweckung des Ehrgeizes im Schüler als solche gewifs nicht zu billigen sei, so möge man doch dann milder urteilen, wenn der Schüler, den anfangs vielleicht wirklich nur Ehrgeiz zum Lernen getrieben, nach und nach reines Interesse an dem Gegenstande gewinne.

Ähnlich sei es mit dem ästhetischen Wohlgefallen. — Der Liebe zur Kunst, zur Musik, zur Poesie verdankten gar manche Wissenszweige — also auch theoretische Interessen — ihr Entstehen: Musiktheorie, Musikgeschichte, Kunstgeschichte, Ästhetik, Textkritik, Metrik, Litteraturgeschichte. Und auch im Unterrichte spiele das rein ästhetische Wohlgefallen eine Rolle: wer könne wissen, ob nicht mitunter die blofse, rein ästhetische Freude an einem schön gelungenen, farbenprächtigen physikalischen Versuche den ersten Keim zu späterem theoretischem Interesse für Physik gelegt habe, oder künstlerisch ausgeführte bildliche Darstellungen den Sinn für Geschichte u. s. f.

Schliefslich seien auch moralische Gefühle gar oft Anlafs zu rein theoretischem Interesse: nicht selten sei es doch anfangs nur die Achtung vor der Persönlichkeit des Lehrers, die den Jungen zum Lernen treibe, bis nach und nach erst die Liebe zum Gegenstande selbst, das Interesse, erwache.

Dieses so mannigfach vermittelte Interesse sei nun aber keineswegs zu identifizieren mit den bekannten Herbartschen Interessen; von diesen seien nur zwei als intellektuelles oder reines Interesse zu bezeichnen: das „empirische“ und das „spekulative“. Die anderen vier aber seien eben Gefühle, bezw. Gefühlsdispositionen anderer Art, Kunstsinn, Tugend,

Menschenliebe, Religiosität. Verwirrend habe es da gewirkt, für all dies den Namen Interesse zu gebrauchen.

Wissenschaftliche Klarheit verlange es vielmehr dringend, letzteren Begriff in der oben charakterisierten Weise einzuschränken.

Der Vortragende schliefst hierauf mit dem Wunsche, es möge dem Unterrichte gerade in unserer Zeit gelingen, jenes reine, wissenschaftliche Interesse, jene reine Freude an geistiger Arbeit, an Erkenntnis zu wecken und zu erhalten, die seit jeher den Stolz der deutschen Wissenschaft gebildet habe und hoffentlich immer bilden werde.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 27. September 1895.

(Beginn vormittags 8 Uhr.)

Prof. Dr. Kehrbach-Berlin erstattete „Bericht über die wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte". In dem auf der Wiener Philologen-Versammlung gegebenen Berichte über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, über den gegenwärtigen Stand der Editionsarbeiten, der „Monumenta Germaniae Paedagogica" und der „Mitteilungen" der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, und über die von der Gesellschaft zur Beförderung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten getroffenen Maſsnahmen wurde hervorgehoben, daſs der noch ausstehende Band XII der M. G. P., ferner Band XV und XVI im Druck befindlich bald erscheinen würden. Diese Bände sind denn auch seit den Tagen der Wiener Philologen-Versammlung erschienen. Band XII enthält die Ausgabe des Doctrinale des Alexander de Villa Dei von Prof. Dr. Dietrich Reichling in Heiligenstadt, eine Ausgabe, die in dem früheren Berichte bereits charakterisiert worden ist.

Band XV (Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge. 3. Band, Österreich. Von B. Poten, Oberst a. D.) ist der dritte Teil des Potenschen Unternehmens, einer Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Militärbildungswesens Deutschlands, Österreichs und der Schweiz, und enthält die Geschichte des österreichischen Militärbildungswesens.

Mit Band XVI (Ratio studiorum et institutiones scholasticae S. Jesu IV) wird die Ausgabe der ratio studiorum

und der institutiones scholasticae des Jesuitenordens abgeschlossen, und zwar ist der Band, zu dem das Manuskript bis auf einige weniger bedeutende Zugaben noch von Pachtler hergestellt worden war, jetzt nach seinem Tode von P. Duhr ediert und mit einem ausführlichen auf alle vier Bände der Jesuitica sich erstreckenden Namen- und Sachregister versehen worden. Auch diese beiden Bände wurden bereits auf der vorigen Philologen-Versammlung charakterisiert. Es bestehen somit jetzt die M. G. P. aus einer ununterbrochenen Reihe von 16 stattlichen Bänden.

Band XVII, im Manuskript bereits seit längerer Zeit vorliegend, wird jetzt gedruckt. Dieser Band wird eine weitere Fortsetzung von Potens Unternehmen sein und die Geschichte des Militärbildungswesens in Preufsen bringen. Von den Hohenzollernfürsten war Albrecht I., der letzte Hochmeister des deutschen Ordens, der erste, der die Notwendigkeit wissenschaftlicher Bildung der Offiziere erkannte. Die erste praktische Veranstaltung aber rührt vom grofsen Kurfürsten her, der durch Gründung der Ritterakademie in Colberg 1653 eine Anstalt zur Ausbildung seiner Offiziere ins Leben rief. Poten giebt ein deutliches Bild von den verschiedenartigen Bestrebungen auf dem Gebiete des Militärbildungswesens unter den einzelnen preufsischen Königen und bietet zuletzt eine Darstellung des Entwickelungsganges der militärischen Fachschulen für Artillerie, Ingenieure, Pioniere u. s. w. Das Werk ist das erste, das eine zusammenhängende Geschichte der gesamten preufsischen Militärerziehung darbietet und damit zugleich einen wichtigen Faktor zur Erkenntnis der Entwickelung des preufsischen Staates, der seine politische Gröfse, die ja dem gesamten deutschen Vaterlande zu gute gekommen ist, hauptsächlich der vorzüglichen Erziehung seines Militärs verdankt.

Hier sei auch gleich eines Werkes gedacht, durch das Potens Darstellung so manche Ergänzung erhalten wird. Die Herausgabe der Akten zur Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen des Hohenzollernhauses hat sich bisher verzögert; es steht aber zu hoffen, dafs wenigstens der I. Band, der mit der Erziehung der Kinder des grofsen Kurfürsten abschliefsen soll, bis zur nächsten Philologen-Versammlung fertig gestellt sein wird. Es wird sich da zeigen, was in früheren Berichten schon hervorgehoben worden ist, wie wichtig diese Publikationen auch für den Historiker der politischen Geschichte sind, und dafs man bedauern mufs, dafs diese Dokumente nicht schon früher ans Tageslicht gezogen worden sind. Aber nicht minder grofs ist ihre Wichtigkeit

für ein Gebiet, an das wohl zunächst dabei nicht gedacht wird, nämlich für die Geschichte der Unterrichtstechnik, weil in den grofsen Archiven der fürstlichen Geschlechter vielfach in grofser Auswahl die Schulhefte und Schulbücher der fürstlichen Kinder aufbewahrt werden, und es selbstverständlich ist, dafs die bei den Prinzen angewandten Methoden von denen in den Schulen geübten nicht abweichen.

Ein Gegenstück zu dem Hohenzollernwerke wird die Arbeit von Felzel über Erziehung und Unterricht bei den Habsburgern bilden. Von den seit geraumer Zeit in Angriff genommenen, aber aus verschiedenartigen Gründen sistierten Werken steht zur Zeit nur ein umfangreiches Manuskript, das die Schulordnungen eines norddeutschen Staates enthält (Schulordnungen im Sinne der Monumenta genommen) zur Verfügung.

Dieses Manuskript ist eine auf Wunsch des Redaktionsausschusses der Gesellschaft veranstaltete Umarbeitung einer früheren Redaktion, die aus verschiedenen Gründen nicht als druckreif bezeichnet werden konnte. Ob die vorliegende Bearbeitung genügen wird, ist noch nicht festgestellt worden.

Von den übrigen Arbeiten, die bereits in der Beilage des „Planes der M. G. P. von 1883" als in Angriff genommen oder in Angriff zu nehmende verzeichnet waren, haben einzelne inzwischen eine mehr greifbare Gestalt gewonnen:

Die Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion, die, wie im Plane von 1883 bereits berichtet wurde, von Prof. Dr. Kawerau in Breslau, damals noch in Magdeburg, übernommen worden war, hat jetzt der Pastor Ferdinand Cohrs in Markoldendorf (Hannover), ein Schüler Kawerau's, übernommen. Kawerau hatte wegen anderweitiger dringlicherer Verpflichtungen die Arbeit schon frühzeitig unterbrechen müssen, wie aus dem auf der Züricher Philologen-Versammlung erstatteten Berichte hervorgeht; aber er wird wenigstens mit seinem schätzbaren Rate seinem Schüler Cohrs, dem er die Arbeit übertragen hat, beistehen.

Eine grofse Schwierigkeit besteht zunächst in der Herstellung einer genauen Bibliographie, der Vorbedingung textkritischer Arbeit. Im letzten Hefte der „Mitteilungen" der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte hat der Redaktionsausschufs unter Beifügung eines Verzeichnisses der Katechismen, deren Edition in Aussicht genommen ist, einen Aufruf um litterarische Unterstützung veröffentlicht. Dieser Aufruf wird demnächst in weitere Kreise, an Bibliotheken, einzelne Gelehrte, Zeit-

schriften, versandt werden. Beiläufig sei erwähnt, dafs der gröfste Teil dieser vorlutherischen evangelischen Katechismen bereits in der dem Plane der M. G. P. 1883 beigegebenen Liste von Schulbüchern des 16. Jahrhunderts, einem Produkte jahrelanger, mühevoller und auch kostspieliger Arbeiten des Herausgebers des Planes, verzeichnet ist.

In einzelnen Fällen wird übrigens auch erst noch festgestellt werden müssen, ob die betreffenden Katechismen als evangelische anzusehen sind.

Die gröfste Schwierigkeit aber besteht darin, den Nachweis zu liefern, ob, wo, wann, wie lange und wie diese Katechismen im Unterrichte benutzt worden sind. Hier fliefsen die Quellen, die Kunde geben könnten, noch viel zu spärlich. Vormbaums evangelische Schulordnungen sind selbst für eine annähernd befriedigende Erledigung dieser Fragen ganz unzureichend; sie sind es auch hinsichtlich der lutherischen und nachlutherischen evangelischen Katechismen, wie überhaupt für eine billigen Anforderungen genügende Darstellung der Geschichte des Unterrichtsbetriebes der übrigen Unterrichtsfächer evangelischer Schulen.

Damit soll übrigens das Verdienst Vormbaums, zuerst an die Sammlung evangelischer Schulordnungen gedacht zu haben, keineswegs geschmälert werden. Nur möge man nicht glauben, was Vormbaum ja auch selbst nicht geglaubt hat, dafs durch seine Editionen ein plastisches Bild vom evangelischen Schulbetriebe gegeben worden, seine Arbeit also als abgeschlossen zu betrachten sei.

Wo? wann? wie lange? kann nur aus dem Materiale zur Geschichte einzelner Schulen erkannt werden. Kunde geben da nur Einzel-Schulordnungen, Stundenpläne, Vorreden der Schulbücher und Visitationsprotokolle. Nur diese ermöglichen eine Statistik und Topographie der Unterrichtsbücher und bereichern in einzelnen Fällen das bibliographische Material.

Die Frage: wie, in welcher Weise die Bücher im Unterrichte benutzt worden sind, wird zum Teil auch durch diese Dokumente beantwortet, aber aufserdem noch durch Tagebücher, Briefe, Abhandlungen zur Pädagogik u. s. w.

Da von diesen Materialien, die in Verkennung ihres Wertes mancher als „Quisquilien" bezeichnen zu müssen glaubte, noch zu wenige an die Oberfläche gehoben worden sind, und also die bei verschiedenen Editionen notwendige Beantwortung der eben angeführten Fragen nicht möglich ist, so sind einzelne für die „Monumenta" und für die „Texte und Forschungen" in Angriff genommene Werke nicht zum Abschlufs gebracht worden.

Die Ausgabe der artes epistolandi, der artes versificandi, der griechischen Grammatiken der Neugriechen, der deutschen Grammatiken des 16. Jahrhunderts, der Lehrmittel für den geographischen, philosophischen, mathematischen u. s. w. Unterricht des 16. Jahrhunderts mufsten, obwohl teilweise die Herausgeber mühevolle Vorarbeiten erledigt hatten, eben deswegen zurückgestellt werden. Ja, auf die Veröffentlichung eines Werkes, dessen Inangriffnahme dem verstorbenen Spitta verdankt wird, die Ausgabe der Synopsis musices von Crüger, mufste verzichtet werden, weil die Arbeit — ein Zeugnis erstaunlicher Akribie und Fachkenntnis — zwar die Stellung abgrenzte, die das bedeutsame Werk in der Geschichte der Musikwissenschaft eingenommen hat, nicht aber die pädagogische Bedeutung darlegen konnte. Es mufste daher das von Spittas Schüler, Dr. Gehrmann, gelieferte Manuskript zurückgewiesen werden, und die Klage, die bei der Gründung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte erhoben worden war, dafs die geschichtliche Entwickelung des musikalischen Unterrichts bisher so gut wie unbekannt geblieben ist, — eine Thatsache, die um so auffälliger ist, als sich mit der Herrschaft, die der Musikunterricht Jahrhunderte hindurch in den Schulen behauptet hat, höchstens das Lateinische messen kann — mufs von neuem erhoben werden.

Obwohl die Bildung einer Ordensgruppe, durch die in systematischer Weise das Material zu einer Darstellung der pädagogischen Thätigkeit der einzelnen katholischen Ordensverbindungen zur Darstellung gelangen soll, noch nicht gelungen ist, so ist doch ein Fortschritt in den Veröffentlichungen zu verzeichnen. Die österreichische Gruppe der Gesellschaft beabsichtigt, nachdem vor Jahresfrist etwa von dem Sektionsrat Dr. Karl Schrauf in Wien ein Codex mit den interessanten Constitutiones des Piaristenordens aufgefunden worden ist, eine Edition dieser Constitutiones. Da aber durch eine solche Veröffentlichung ein deutliches Bild von dem faktischen Bestande von Unterricht und Erziehung bei den Piaristen sicher ebenso wenig gegeben wird, wie durch die grofsen Landesschulordnungen über den faktischen Bestand von Unterricht und Erziehung in den betreffenden Ländern, so ist von dem Berliner Redaktionsausschufs die Anregung gegeben worden, durch Darstellung des Unterrichtsbetriebes einzelner Piaristenschulen, also wiederum durch Heranziehung des oben erwähnten „Quisquilien"-Materials, die Editionen zu bereichern, ferner aber auch zu versuchen, noch nach anderen Ausgaben der Piaristen-

Konstitutionen Nachforschungen anzustellen, um etwaige Abweichungen zu verzeichnen.

Da allem Anscheine nach über die erzieherische Thätigkeit der Piaristen hinreichend schriftliche Mitteilungen vorhanden sind, so steht zu erwarten, dafs wir alsdann durch eine Ausgabe der Constitutiones ein deutliches Bild davon erhalten werden.

Leider bereitet ein Orden, der während des frühen Mittelalters die unbestrittene Herrschaft auf dem Gebiete von Erziehung und Unterricht behauptet hat, der Benediktinerorden, in dieser Hinsicht viele Schwierigkeiten; hier überwiegt die mündliche Tradition, während schriftliche Aufzeichnungen von Verordnungen für den Schulbetrieb augenscheinlich nur in ganz geringer Zahl vorhanden sind.

Zur Förderung der vielgestaltigen Arbeiten der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte sind, wie bereits in früheren Berichten hervorgehoben worden ist, Gruppen und zwar zunächst territoriale gebildet worden. Solche Gruppen bestehen in Anhalt, Baden, Braunschweig, Oldenburg, Pommern, den Rheinlanden, der Schweiz, Westfalen, Württemberg. Seit der Wiener Philologen-Versammlung sind dazu noch die Gruppen Österreich und Hessen-Nassau-Waldeck gekommen. Über die rege Thätigkeit der österreichischen Gruppe ist das Nähere aus dem Austriahefte der „Mitteilungen" der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte (Mitteilungen Jahrgang V [1895] Heft 3), das unserer Philologen-Versammlung gewidmet ist, zu ersehen.

Die Thätigkeit der Gruppe Hessen-Nassau-Waldeck wird demnächst beginnen, nachdem der von zahlreichen Kuratorial-Mitgliedern unterzeichnete Aufruf innerhalb des Landes verbreitet sein wird. Inzwischen sind bereits in den Mitteilungen vom derzeitigen Geschäftsführer der Gruppe, Oberlehrer Dr. Knabe in Kassel, Lehrpläne von Bürger- und Realschulen der Provinz Hessen-Nassau aus der Zeit der französischen Fremdherrschaft veröffentlicht worden.

Endlich kann berichtet werden, dafs voraussichtlich noch in diesem Jahre die Gruppe Bayern gegründet werden wird. Es stehen dann nur noch das Königreich Sachsen, Elsafs-Lothringen, Mecklenburg und die Hansastädte, sowie einzelne preufsische Provinzen aus.

Hier haben die Bemühungen des Berliner Hauptvorstandes noch keine Erfolge gehabt. Das ist um so bedaulicher, als dadurch

gerade die wichtigsten und grundlegenden Arbeiten der in Thätigkeit befindlichen Gruppen, nämlich die Herstellung von Verzeichnissen der gedruckten Litteratur und handschriftlicher Materialien zur Erziehungs- und Schulgeschichte der einzelnen Landesgebiete, mannigfach gehemmt werden.

Infolge der territorialen Verschiebungen, die alle deutschen Länder betroffen haben, ist, um Wiederholungen zu vermeiden, eine Abgrenzung der Arbeitsgebiete der einzelnen Gruppen unbedingt notwendig. Ein Verzeichnis der historisch-pädagogischen Litteratur der Rheinlande haben die Vorstände der Rheinland-Gruppe, die Herren Geheimen Räte Deiters und Jürgen Bona-Meyer fertig gestellt. Es war vorgeschlagen worden, dieses Verzeichnis unserer Versammlung zu widmen. Da aber bereits die Gruppe Österreich ihr Widmungsheft vorbereitet hatte, so mufste die Ausführung dieser Absicht unterbleiben.

Neben diesem grundlegenden bibliographischen Materiale werden von einzelnen Gruppen auch bereits Verzeichnisse der in den einzelnen Gebieten benutzten oder gedruckten Schulbücher hergestellt. Die Gruppe Westfalen hat eine Sammlung urkundlicher Belege für die Existenz von Schulen Westfalens im frühen Mittelalter herausgegeben. Der Autor dieses bedeutsamen Werkes ist der unter uns weilende Herr Direktor Jos. Frey aus Münster.

Das Ziel aller Gruppen aber ist die Herausgabe der Schulordnungen ihrer Länder (Schulordnungen im Sinne der Monumenta genommen).

Da ohne Unterstützung der Behörden schwerlich ein gedeihlicher Fortgang der Gruppenarbeiten möglich ist, so hat der Hauptvorstand sich an die Regierungen Preufsens, Bayerns, Württembergs, Sachsens und Elsafs-Lothringens mit der Bitte um Unterstützung gewandt. Die Regierungen dieser Länder haben auch ihre Beihilfe entweder bereits bethätigt oder doch zugesichert. Nur Sachsen will erst eine sich bietende Gelegenheit abwarten. Als ob die Gelegenheit sich erst noch bieten müfste!

Die Regierung von Anhalt hat auf Anregung des Vorsitzenden der anhaltischen Gruppe, des Herrn Oberschulrats Professor Dr. Krüger, bereits seit längerer Zeit eine jährliche Subvention für die Publikationen der Gesellschaft zur Verfügung gestellt. Was Österreich anbelangt, so haben sowohl die österreichische Regierung als auch der Kaiser von Österreich, der im Mai d. Js. den Obmann der österreichischen Gruppe, Herrn Regierungsrat Professor Dr. Egger von Möllwald, in Audienz empfangen hat, ihre Unterstützung zugesagt.

Wenn die Bestrebungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte auch fernerhin von Segen begleitet, wenn die Zahl der Mitarbeiter vergrößert, die an das Tageslicht gehobenen Dokumente zahlreicher geworden sein werden, so wird zunächst die Geschichtsschreibung der Pädagogik in absehbarer Zeit ein vollständig anderes Gepräge tragen wie jetzt. Die Geschichte der Pädagogik ist jetzt noch immer eine Geschichte der Pädagogik im engeren Sinne, der Erziehungswissenschaft, der pädagogischen Systeme, und das biographische Element wiegt vor. Daſs durch die Darstellung der Systeme, selbst derer, von denen eine lebendige Wirkung sich nachweisen läſst, Unterricht und Erziehung, wie sie in gewissen Zeiträumen und Ländern thatsächlich gewesen sind, nicht veranschaulicht werden können, ist ohne weiteres klar. Manches System hat von seiner abstrakten Höhe aus nun aber überhaupt nur geringen oder gar keinen Einfluſs auf die wirkliche Gestaltung von Erziehung und Unterricht gehabt. Es hat auch lange Zeiträume und weite Gebiete gegeben, in denen pädagogische Systeme gar nicht existiert haben. Trotzdem hat es in diesen Perioden doch nicht an Grundsätzen gefehlt, nach denen Erziehung und Unterricht eingerichtet waren. Aber auch da, wo von mit Bewuſstsein befolgten Grundsätzen nichts wahrzunehmen ist, hat die Erziehung trotzdem nach Sitte und Gewohnheit ihren Einfluſs auf das heranwachsende Geschlecht ausgeübt und in dem deutschen Volke tiefe Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen und das Geistes- und Seelenleben breiter Schichten mehr beeinfluſst, als manche in den Geschichtsbüchern gepriesene Haupt- und Staatsaktion.

Alle diese Dokumente, die uns ein Bild von der faktischen Erziehung geben, zu sammeln und zu sichten, ist die Aufgabe unserer Gesellschaft. Kommen die Resultate dieser Forschungen zunächst der Geschichtsschreibung der Pädagogik zu gute, so können sie auch geeignet sein, wie bereits in früheren Berichten hervorgehoben worden ist, fruchtbar einzuwirken auf die Praxis von Unterricht und Erziehung der Gegenwart. Aber nicht nur das. Auch für die Erkenntnis geschichtlicher Entwickelungsstufen auf anderen Gebieten, in der Politik, in der Kunst, in der Litteratur, in der Theologie, überhaupt in den verschiedenen Fachwissenschaften werden sie wichtige Dienste leisten, und auch der Kulturgeschichte im weitesten Umfange werden sie neue Kräfte zuführen. Denn wenn Gustav Freytag von der Geschichtsschreibung fordert, daſs sie uns vorführe, wie das Volk in Gemüt, Lebensgewohnheit, in seiner Thätigkeit gewesen ist, wie es sich gewandelt hat, und

wie dadurch nicht nur sein Staatswesen, sondern seine ganze Existenz fortgebildet wurde, so hätte er noch hinzufügen müssen, dafs eine Hauptwurzel, aus der alles dieses hervorgewachsen ist, Unterricht und Erziehung bilden.

Und wenn dem so ist, mufs dann der durch den Einblick in die Bestrebungen unserer Gesellschaft gestärkte Gedanke, im grofsen historischen Zusammenhange zu wirken, nicht die Ursache werden, dafs in den Kreisen deutscher Erzieher und Lehrer das echte Standesbewufstsein zum Segen des Standes, der Erziehungswissenschaft und des deutschen Volkes sich steigert? Und wird man nicht nach dem eben Gesagten den Worten des hl. Chrysostomus Beifall spenden müssen:

> „Mehr als alle Maler, Bildhauer und alle dergleichen Künstler schätze ich den, welcher die jugendlichen Gemüter zu bilden versteht"?

Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden im Namen der Versammlung, obwohl die Versammlung schon selbst ihren Dank in den lebhaften Beifallsäufserungen ausgedrückt habe.

Hierauf nahm Prof. Dr. Hensell-Darmstadt zur angekündigten „Vorführung und Erläuterung seiner Modelle zur Veranschaulichung antiken Lebens" das Wort. Wegen der vorgerückten Stunde konnte er von seinen in der Aula des Marzellengymnasiums ausgestellten Modellen[1]) nur den homerischen Streitwagen, die homerische Thür, den Spinnapparat, den aufrechten Webstuhl und die sieben Belagerungsmaschinen eingehender besprechen. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über den Wert des Modells für den Schüler und Lehrer zeigte der Vortragende zunächst an drei von ihm angefertigten Modellen die Versuche von Buchholz (Homer. Realien) und Fink (Der Verschlufs bei Griechen und Römern), das homerische Thürschlofs zu rekonstruieren. Auf Grund von Od. 21, 6 und 41 ff. sowie 1, 441 ff., wonach der ἱμάς lediglich zum Verschlusse, nicht zur Öffnung der Thür verwendet wird, wies er die Unwahrscheinlichkeit dieser Versuche nach, da bei beiden der ἱμάς auch bei der Öffnung der Thür notwendig ist. Dazu kommt, dafs einerseits bei dem Versuche von Buchholz ohne Anwendung eines entgegengesetzt geformten zweiten Schlüssels und eines zweiten Riemens sich die Thür nicht von innen, bei dem von Fink sich überhaupt durch jeden nur genügend langen Schlüssel öffnen läfst,

1) Homerischer Streitwagen, homer. Thür, Spinnapparat, aufrechter Webstuhl, sieben Belagerungsmaschinen, röm. Katapulte, röm. Haus, Diptychon mit Stilus und Buchrolle, sämtlich in dem Verlage von Moritz Diesterweg in Frankfurt erschienen.

und daſs andererseits das auch von δρέπανον (Sichel, besser Sense) gebrauchte Beiwort des Schlüssels ἑνκαμπής weder auf den lakonischen noch den Finkschen Schlüssel paſst. Hensell läſst bei seinem Modell, indem er sich den Autenriethschen Rekonstruktionsversuch aneignet, das Prinzip des Fallriegels als für die ältesten Zeiten verfrüht fallen und schlieſst die Thür durch einen einfachen Querriegel. Sie läſst sich allein durch den in die untere Schlüsselfuge des Riegels eingeführten sensenförmigen Schlüssel öffnen und durch den Riemen schlieſsen. Eine Mannigfaltigkeit der Schlüssel ist durch die verschiedene Gestalt der Schlüsselfuge gegeben. Eine auch an der inneren Seite der Thür angenommene κορώνη ermöglicht ihren Verschluſs von innen mit Hilfe des hereingezogenen ἱμάς.

Nachdem der Redner sodann an seinem in natürlicher Gröſse hergestellten Modelle des Spinnrockens dessen einzelne Teile erklärt und seine Handhabung gezeigt hatte, ging er zur Erläuterung seines Modells, des aufrechten Webstuhls über. Dieses ist eine sechsfache Vergröſserung des Webstuhles auf der von Froehner publizierten Vase aus der Sammlung Branteghem und nach der Darstellung auf der chiusinischen Vase gearbeitet. Der Vortragende erklärte an dem Modelle die Entstehung des Gewebes durch Anknüpfen der Kettenfäden (μίτος) an den Zeugbaum und deren Beschwerung durch Zeddelstrecker, wofür er gröſstenteils die zahlreichen von Schliemann gefundenen Spinnwirtel hält, und durch Einführung des auf die nadelförmige lange κερκίς gewickelten Einschlagfadens (πηνίον). Das Weben war zuerst ein einfaches Flechten. Ein Fortschritt war die Umschlingung der Kettenfäden mit Litzen (καῖρος) und deren Befestigung an einem bezw. zwei Querstäben (Litzenbäumen, κανών, κάλαμος). Dadurch wird das natürliche und das künstliche Fach geschaffen und die gleichzeitige Vorziehung sämtlicher geraden bezw. ungeraden Kettenfäden möglich. Der Einschlagfaden wird bei weniger dichten Geweben durch den Kamm nach oben festgedrückt, bei dichteren mit der Holzspathe festgeschlagen. Erst durch die Betrachtung des Modells erhält die lange Zeit, die Penelope zur Herstellung ihres Gewebes verwenden durfte, die Stellung der Frau, der Wert der Gewänder und ihre Verwendung als kostbare Geschenke ihre volle Beleuchtung.

Darauf wendet sich der Redner zur Erläuterung seines Modells des homerischen Streitwagens. Es ist nach Helbig, Buchholz, Grashoff und den Denkmälern im Verhältnis von 1 : 8 gearbeitet und zeigt den Wagen von zwei Pferden gezogen nebst deren Anschirrung. Im Gegensatz zu der bisherigen Erklärung des Plurals ἄντυγες, wonach darunter die beiden sich nach dem Trittbrette zu

senkenden Geländer der einen oberen ἄντυξ verstanden werden, sind an dem Modelle eine obere, der früheren Auffassung entsprechende ἄντυξ und unterhalb des Trittbrettes eine zweite untere ἄντυξ angebracht, die der oberen parallel läuft. Die Behauptung, dafs die senkrechten Stäbe in das Trittbrett eingestemmt seien, ist aus technischen Gründen zu verwerfen, da an den Enden von Hirnholz eingestemmte Hölzer dieses zumal bei einer starken Erschütterung zum Bruch bringen müssen. Und die Richtigkeit der Behauptung zugegeben müfste das Trittbrett so dick sein, dafs der Wagen im Widerspruch mit VIII, 179. X, 505. XI, 533. 534. XX, 498. 499. XXIII, 533 zu schwer würde. Es entsteht also aus dem oberen und unteren Rande und den dazwischen eingestemmten senkrechten Stäben ein fester, nicht sehr hoher Wagenstuhl, der mit Holzgetäfel oder Flechtwerk geschlossen wird. Die Vermutung Grashofs, dafs die zweite ἄντυξ an dem Wagen der Hera direkt unterhalb der oberen zur Verstärkung angebracht gewesen wäre, ist bereits von Helbig auf Grund der Denkmäler zurückgewiesen; auch aus technischen Gründen erscheint eine solche Verstärkung an dem niedrigen Wagenstuhle überflüssig. Dafs unter den ἄντυγες nicht die Biegungen eines Randes zu verstehen sind, dafür spricht auch der Umstand, dafs selbst dem mykenischen Schilde nur eine ἄντυξ, niemals ἄντυγες beigelegt werden. Durch die gegebene Deutung der ἄντυγες finden die Stellen V, 728. XXI, 38 und namentlich XI, 534 ff. sowie XX, 499 ff. leicht ihre Erklärung. Der Streitwagen ist nur getäfelt, damit er den nötigen Schutz gewähren und die öfters erwähnten Metallverzierungen (IV, 226. X, 393. 438. XXIII, 503) aufnehmen kann. Dagegen beziehen sich die Beiwörter ἐυπλεκής und ἐύπλεκτος, die allein im 23. Buche bei der Erwähnung der Leichenspiele zu Ehren des Patroklos vorkommen, nur auf den Rennwagen, wie denn auch die Rennwagen auf den Vasen des Dipylonstiles deutlich Flechtwerk erkennen lassen. Der Wagen der Hera, der nicht im Kampfe gebraucht wird, hat ein Flechtwerk aus silbernen und goldenen Streifen. — Die übrigen Teile des Wagenmodells entsprechen den bisherigen Annahmen. Das Joch aus zähem Buchsbaumholze bricht nur einmal XXIII, 392 und hier lediglich durch göttliche Einwirkung, da es XVI, 470 nicht bricht, sondern nur kracht. Die an ihm befindlichen οἴηκες sind der Grundbedeutung des Wortes entsprechend die nach oben gekrümmten, vielleicht mit Metall beschlagenen Enden. Aufser durch κρίκος und ἔστωρ wird das Joch an der Deichsel noch durch den Jochriemen (ζυγόδεσμον) auch beim zweirädrigen Wagen (V, 730) befestigt. Er ist nach XXIV, 270 neun Ellen lang. Helbig glaubt,

dafs $2\frac{1}{2}$ Ellen genügen, um ihn dreimal um die Deichsel und das Joch zu binden, und die übrig bleibenden Enden von je $3\frac{1}{4}$ Ellen nach dem Vorbilde der Denkmäler von der Spitze der Deichsel aus, um diese zu verstärken, nach dem Wagenrande hinübergespannt und an ihm befestigt seien. Indes würde der etwa 4,16 m lange, doppelt genommen also nur 2,08 m lange Riemen, selbst wenn man ihn gar nicht dreimal um Joch und Deichsel herumschlänge, kaum zu diesem Zwecke ausreichen. — Die λέπαδνα, einmal XVI, 475 ῥυτῆρες genannt, sind wahrscheinlich gepolstert und mit Ringen in den am Joch befindlichen Haken befestigt. Sprungriemen, Bauchriemen, Kopfgeschirr, Zügel u. s. w. sind nach den Angaben von Helbig, Grashof, Frieb u. a. angebracht.

Der Vortragende führte hierauf der Versammlung seine sieben Modelle von Belagerungsmaschinen vor, die nach den Angaben von Vitruv, Vegetius, Rüstow-Köchly u. a. hergestellt sind, und erklärte bei der Schilderung einer oppugnatio die Verwendung der Schutzwand, der Grabschildkröte, der Schüttschildkröte zur Ausfüllung des Stadtgrabens, der Schutzhalle, der Brechschildkröte, der Widderschildkröte und des kleinen Belagerungsturmes von Diades, der in Wirklichkeit über 26 m hoch ist. Sämtliche Modelle sind im Verhältnis von 1 : 30 gearbeitet und nur auf einer Seite (der Turm auf zwei Seiten) geschlossen, damit ein Einblick in das Innere und die notwendige, ungemein kräftige Bauart möglich ist. Infolge ihres einheitlichen Mafsstabes geben die Modelle im Gegensatz zu den Abbildungen in den Lehrbüchern, die, nach verschiedenen Mafsstäben gezeichnet, z. B. die Schutzwand gröfser darstellen als die Schüttschildkröte, zum ersten Mal eine richtige Anschauung von den wirklichen Gröfsenverhältnissen. Bei der Schüttschildkröte hat sich in die Lehrbücher ein Irrtum bez. ihrer Gröfse eingeschlichen, indem sie behaupten, dafs sie nach Vitruv 25 Fufs lang und breit sei. Das Mafs stimmt zwar für den inneren quadratischen Rost, es wurde indes übersehen, dafs dieser durch vorspringende Balken erweitert werden mufs und sich hierdurch die Breite auf 37 Fufs, die Länge auf 39 Fufs erhöht.

Zum Schlufs sprach Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem-Wien „Über Psychologie im Dienste des Sprachunterrichtes". Die psychologische Betrachtungsweise, welche für die Sprachwissenschaft schon lange die herrschende ist, findet im Schulunterrichte trotz Ziemers anerkennenswerter Bemühungen noch immer nicht die gebührende Berücksichtigung. Dieselbe kann aber für Grammatik und Interpretation sehr fruchtbar gemacht werden. In jedem der von einem Individuum gesprochenen oder geschriebenen

Hier sind zwei Momente zu unterscheiden: das generelle und das individuelle. Das generelle Moment besteht in der den Sprachgenossen allgemein verständlichen Deutung der gebrauchten Wörter und der angewendeten Verbindungsweise derselben. Das individuelle ist in den besonderen Bezeichnungen, den Associationen von Vorstellungen und Gefühlen, welche gerade bei diesem Individuum eben jetzt, wo der ganz gesammelte oder gesprochen wird, wirksam sind. Das generelle Moment ist nicht zu verwechseln mit der logischen Bedeutung. Alles Logische ist allgemein, aber nicht alles Allgemeine logisch. So gehört es zur generellen Bedeutung des Prädicats in Wahrnehmungsurtheilen, dass dabei die räumlich-zeitliche Umgebung des Sprechenden mitvorgestellt wird, während die Logik es überhaupt nur mit Begriffsurtheilen, die unabhängig von individuellen Beziehungen gelten, zu thun hat. Das generelle Moment ist Gegenstand der Grammatik und des Lexikons, das individuelle Gegenstand der Interpretation.

Der Vortragende zeigt nun, wie die Bedeutung des Imperfectums, des Futurums, der Fragepartikeln und der Bedingungssätze durch Berücksichtigung des psychologischen Gesichtspunktes richtiger erfasst und wie die betreffenden Regeln der Grammatik richtiger formuliert werden können. Der Vortragende erweist dabei mehrfach auf sein im Mai 1895 erschienenes Werk „Die Urtheilsfunction" Wien, Braumüller, wo die verschiedenen Urtheilsformen einer eingehenden psychologischen Analyse unterzogen wurden.

Auf dem Gebiete der Interpretation ergibt sich zunächst die erste Aufgabe, die grammatischen Analysen zu erweitern und zum vollen Verständnis derselben zu gelangen, womit das wirkliche Verständnis des Gelesenen allein erreicht werden kann.

Aber auch für das ästhetische und historische Verständnis der Classiker ist die Übung psychologischer Analyse nicht minder wichtig. Die Kürze der Zeit gestattet dem Vortragenden nicht, dies durch zahlreiche Beispiele zu begründen. Doch wird das Gesagte wenigstens an einigen Stellen aus Hom. Il. illustriert. Der Vortragende spricht zum Schlusse den Wunsch aus, dass die Studierenden der Philologie auf der Universität eingehend sich mit Psychologie beschäftigen und dass ihnen Gelegenheit gegeben werde, sich in psychologischer Analyse sprachlicher Erscheinungen zu üben. Er erachtet es ferner als wünschenswert, dass in unseren Schulgrammatiken bei der Fassung der Regeln der psychologische Gesichtspunkt mehr als bisher berücksichtigt werde.

Festbericht.

Es bleibt noch übrig, einige Worte über die gesellige Seite der Versammlung, welche der wissenschaftlichen Arbeit zur Seite geht und nicht unwesentlich für Erfolg und Wirksamkeit solcher Vereinigungen ist, zu sagen.

Nachdem im Jahre 1893 die 42. Versammlung in Wien so aufserordentlich schön verlaufen war, dachte mancher, besonders die Kölner, mit Bangen daran, ob wohl die für die Tage vom 24.—28. September in Köln tagende 43. Versammlung nicht allzusehr hinter der letzten zurückstehen würde. Allein mit berechtigtem Stolz darf man die Thatsache verzeichnen, dafs die alte Metropole des Rheinlandes, die ja im Reiche der Wissenschaft das Szepter an ihre Nachbarin abgegeben hat, auch heute noch auf gelehrte Männer eine mächtige Anziehung ausübt. Das zeigte sich gleich bei Beginn der Versammlung; denn einschliefslich der Ehrengäste betrug die Zahl der Teilnehmer 1019, eine Zahl, die bis dahin nicht erreicht worden war. Sicherlich hat manchen der herrliche, heitere Septembersommer bewogen, seine Schritte an den Rhein zu lenken, vor allem aber auch das alte, gastliche Köln.

Am Abend des 24. September fand eine vorläufige Begrüfsung der erschienenen Gäste im grofsen Saale der Lesegesellschaft statt. Aus allen Teilen Deutschlands und darüber hinaus, besonders aus Österreich waren sie herbeigekommen: die Liste zeigte bereits mehr als 700. Das kurze Begrüfsungswort des ersten Präsidenten, des Gymnasialdirektors Dr. Jaeger-Köln, weckte eine warme und freudige Stimmung. Am andern Morgen um 10 Uhr erfolgte im grofsen Saale des Gürzenich die eigentliche Eröffnung (s. Seite 1 d. Verh.). Nach Schlufs derselben konstituierten sich die einzelnen Sektionen. Diese tagten Donnerstag bis Sonnabend von 8—10, zum Teil auch nachmittags, während die Hauptverhandlungen von 10—1 Uhr stattfanden. Die Nachmittage wurden zum Teil der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt gewidmet, die in der zuvorkommendsten Weise alles gethan hatte, den Gästen den Besuch derselben zu ermöglichen.

Was aber wohl für jeden einzelnen neben ernster Arbeit, neben der Förderung des Wissens diese Versammlung zu einer so erfreulichen gemacht hat, waren die der Erholung gewidmeten Stunden. Am Mittwoch Abend fand eine grofse Festvorstellung im Stadttheater statt, die durch einen grofse Begeisterung hervorrufenden Prolog von Dr. Kreutzer-Köln eröffnet wurde. Es wurde zum ersten Mal auf einer deutschen Bühne Ad. Wilbrandts Frauenherrschaft, eine Nachbildung von Aristophanes' Lysistrate und Ekklesiazusen, aufgeführt. Als die Vorstellung zu Ende war, füllten sich schnell die Räume der Bürgergesellschaft; der hier abgehaltene Kommers war schon von einer begeisterten Stimmung getragen und nahm einen überaus schönen Verlauf.

Am Nachmittag des folgenden Tages fand das Festmahl im grofsen Saal des Gürzenich statt. Wenn es in der Welt irgend einen Festsaal giebt, der eine Versammlung schon durch sein Äufseres erheben und in festliche Stimmung versetzen kann, so ist es der Kölner Gürzenich. Es war daher kein Wunder, dafs die Teilnehmer der Versammlung, deren Herzen rheinisches Wesen schon gleich von Beginn der Versammlung an gefangen hatte, in die froheste und begeistertste Festesstimmung versetzt wurden. Das Mahl, das bei der grofsen Zahl von 600 Teilnehmern, Männern und Frauen, gleichwohl in schönster erhebender, zugleich und gemütlicher Weise verlief; die Lieder von Prof. Dr. Hübner, A. Fabricius (Dr. A. Schmits, Chefredakteur der Kölnischen Zeitung), Dr. van Hoffs, vor allem aber die Reden werden die Erinnerung an dieses Fest nicht aus den Herzen der Teilnehmer schwinden lassen. Der erste Vorsitzende Direktor Dr. Jaeger brachte das Hoch auf unsern Kaiser aus. Nicht blofs aus dankbarem, sondern aus aufrichtigem Herzen, so führte er aus, wie es den Wahrern der Wahrheit, den Philologen gezieme, komme das Hoch. Wer griechisches und römisches Altertum studiert habe, der habe auch volles Verständnis für Wesen und Bedeutung der Monarchie und den Fortschritt, der mit der Ausgestaltung des konstitutionellen Königtums gemacht wurde, das hier in Preufsen und Deutschland zugleich ein patriarchalisches geblieben sei. Wir Deutsche vor allen andern Nationen sollten uns freuen, dafs wir jetzt in einem Nationalstaate lebten und jedes Stück deutscher Erde jetzt nicht blofs als Vaterland, sondern in vollem Sinn als Heimat betrachten dürften. Dies Bewufstsein in der Heimat zu sein, das wäre nicht möglich, wenn man nicht an der Spitze des Staates einen mächtigen und friedliebenden Herrscher hätte. Was ein konstitutionelles zugleich und patriarchalisches Königtum bedeute, das habe man voll und

klar vor zwei Jahren in der Hofburg zu Wien empfinden dürfen. Unter diesem Eindruck, der sich im Angesicht dieser Versammlung in seiner vollen Kraft erneuere, bringe er im Namen einer Versammlung von Philologen und Schulmännern, wie sie in deutschen Landen so zahlreich noch nicht gesehen worden sei, im Namen der Männer, die den schwersten aber auch schönsten Beruf der Wissenschaft und ihrer Verkündigung sich gewählt hätten, aus jugendlichem und frohem Herzen das Hoch auf den Herrscher dieses unseres Landes aus.

Darauf ergriff Geheimrat Prof. Dr. Bücheler das Wort. Besonderen Dank schuldeten wir denen, die von jenseits der politischen Grenzen gekommen seien, vor allen Dingen den Österreichern, die von jeher zu den deutschen Philologen gehörten. Wir Deutschen schätzten die Anwesenheit dieser Herren besonders hoch als Zeichen der Anerkennung, welche sie den Deutschen widerfahren liefsen und als Ausdruck der allgemeinen Überzeugung, dafs die politischen Grenzpfähle nicht auch die der Geister seien. Besonders begrüfse er es, dafs man Köln als den Ort der Versammlung gewählt habe, gerade in dieser Stadt habe der Kongrefs eine hohe Bedeutung gewonnen. Hier habe 1518 Hermannus Buschius (Hermann von dem Lische) sein berühmtes vallum humanitatis in die Welt gehen lassen, und so sei Köln, in dem die viri obscuri nur kurzes Leben gefristet, wieder als ein vallum humanitatis hervorgetreten, es bilde einen festen Punkt gegen die Angriffe der Modisten, die gern vergäfsen, auf welchen Grundpfeilern der Kölner Brückenbau beruhe. Als die notwendigste Taktik im Streite pflege er die geräuschlose Arbeit eines jeden an sich und die Vervollkommnung der Wissenschaft zu betrachten. Daher hoffe er, dafs dieser Kongrefs und die Verbindungen, die hier geknüpft würden, neue Kraft den Philologen und Schulmännern gebe, dafs das Feuer in der Schmiede des Gelehrten und des Schulmannes neu angefacht werde und nie und nimmer verglimmen und erlöschen möge. Und so erhebe er sein Glas auf sämtliche Teilnehmer, besonders auf die aus der Fremde herbeigeeilten Gäste.

Direktor Dr. Jaeger verlas darauf die Telegramme an den deutschen Kaiser: „Ew. Kaiserlichen Majestät bittet die aus dem Reich wie den benachbarten und befreundeten Ländern aufserordentlich zahlreich besuchte 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln, dankbare und ehrfurchtsvolle Huldigung darbringen zu dürfen“ und an den Kaiser von Österreich: „Dankbar gedenkend des huldvollen Empfangs, mit dem Ew. Kaiserliche Majestät die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schul-

männer zu ehren geruhten, bittet die 43. zu Köln tagende Versammlung Ew. Majestät, den Ausdruck ihrer ehrfurchtsvollen Huldigung entgegenzunehmen". Wie nach dem Hoch auf unsern Kaiser, so erhob sich die Versammlung nach der Rede des Professors Bücheler und sang in begeisterter Stimmung das österreichische Nationallied: „Gott erhalte Franz den Kaiser".

Darauf sprach Hofrat v. Hartel-Wien, der Vorsitzende der Versammlung in Wien. Seine mit hoher Begeisterung vorgetragene Rede wurde mit nicht endenwollendem Jubel von der Versammlung aufgenommen. Er habe mit der gröfsten Freude vernommen, dafs die deutschen Philologen und Schulmänner sich in Wien so wohl gefühlt hätten. Die Deutschen seien in so grofser Zahl dorthin gekommen, um ihr Interesse für Kunst und Wissenschaft zu bethätigen, die durch den Minister v. Thun so reich angeregt und gefördert worden seien. Hier in der fernen Hansastadt seien nun die Österreicher als Brüder empfangen worden und fühlten, dafs der Schnitt des grofsen deutschen Chirurgen, der die Glieder trennte, nur dazu gedient habe, sie wieder um so fester und unzertrennlicher zu einem Bande zusammenzubringen, das alle guten und bösen Tage der Zukunft nicht mehr zu trennen vermöchten. Wie in Wien, so habe es sich nun in Köln wiederholt, dafs von allen Nationen deutschen Landes die Männer gekommen seien, um der Wissenschaft zu huldigen, und gerade in Köln hätten sie den fruchtbarsten Boden gefunden. Nirgendwo als im rheinischen Lande habe die geistige Kultur so feste Wurzeln geschlagen, und besonders in Köln, das sich die gröfsten Verdienste um Kunst und Wissenschaft erworben habe, fände man eine unendliche Fülle der geistigen Anregung. Diese Stadt habe gezeigt, wie Fleifs und Intelligenz des Bürgertums im neuen deutschen Reiche Hohes und Herrliches zustande bringen können. So habe Köln sich nicht gefürchtet, eine deutsche Wanderversammlung aufzunehmen, die Heuschreckenschwärmen gleich jetzt die deutschen Lande zu durchziehen pflegen, es habe sich nicht gescheut, Schulmänner zu begrüfsen, die Vätern und Müttern oft so schwere Sorgen bereiteten, und habe den Gästen so frohe und schöne Tage bereitet, wie sie nur Köln zu bieten vermöge, und so bringe er denn dieser Stadt, die niemals die Pflege der Kunst, der Wissenschaft, der Schulen hintenangesetzt habe, sein begeistertes dreifaches Hoch aus.

Darauf antwortete Oberbürgermeister Becker, mit wahrer Herzensfreude habe Köln diese Versammlung in seinen Mauern aufgenommen. Zwar sei Köln nicht mehr die stolze Stadt des Mittelalters mit der berühmten Universität, die sei nach Bonn gekommen,

das Polytechnikum nach Aachen, die Kunstakademie nach Düsseldorf, nur den Festungsgürtel hätten diese Städte nicht genommen; der habe zwar das Gute, dafs er die Gelehrsamkeit nicht herauslasse, aber auch das Schlimme, dafs er sie nicht hereinlasse. Um so freudiger begrüfse er es daher, dafs der Philologentag nach Köln verlegt worden sei, denn gerade diese geistige Anregung gebe ein nicht zu unterschätzendes Gegengewicht gegen den materiellen Sinn, den eine Handels- und Industriestadt doch immer mit sich bringe. So spreche er den herzlichsten Dank aus dafür, dafs diese Versammlung Köln zum Sitze ihrer Beratungen gewählt habe. Nur eins habe er zu monieren: wenn diese Versammlung wieder 60 Jahre zögere, um nach Köln zu kommen, so würde die Bude hier zugemacht werden. Daher rufe er ihr denn ein baldiges Wiedersehen zu; vor allem aber wünsche er, indem er das Hoch auf diese Versammlung ausbringe, derselben den reichsten Segen für die Teilnehmer, für Köln und unser herrliches deutsches Vaterland. Gewaltiger Beifall durchbrauste den Gürzenich nach dieser humorvollen, fein durchdachten und mit so warmem Gefühl gesprochenen Rede.

Auch das Hoch auf die Damen, welches Direktor Dr. Uhlig aus Heidelberg ausbrachte, der in begeisterten Worten die deutschen Frauen feierte, fand allgemeinen, sich immer wiederholenden Beifall.

Am Freitag Abend gab die Stadt Köln zu Ehren der Versammlung einen Festtrunk im Volksgarten. Beide Worte Festtrunk und Volksgarten bergen in sich einen so eigenartigen Zauber, dafs über die Wirkung derselben eigentlich nichts weiteres zu sagen wäre. Die vom Beigeordneten Mann getroffene Anordnung der strahlenförmig nach dem Restaurationsgebäude zu laufenden Tische, die vorzügliche Bedienung, die herrliche Beleuchtung, das feenhafte Feuerwerk, das den Weiher mit seinen Baumgruppen in wundervollstem Licht erstrahlen liefs, die reiche Bewirtung, die von der Stadt den Gästen geboten wurde, der vorzügliche Wein und das Münchener Bier, die schönen Lieder, verbunden mit einer Sommernacht, wie man sie am 28. September noch nicht erlebt hat, riefen unter der gewaltigen Versammlung sehr bald eine Feststimmung hervor, wie sie eben nur Köln und der Rhein geben kann. Oberbürgermeister Becker eröffnete das Fest mit einer launigen Begrüfsung, in der er auf die Kölner Gastlichkeit und den unerschöpflich fliefsenden und alles jung und frisch erhaltenden Jungbrunnen des rheinischen, besonders des Kölner Humors hinwies und das mit lautem anhaltendem Beifall aufgenommene Hoch auf die Gäste ausbrachte.

Dann übergab er das Szepter des Präsidiums der kundigen

Hand des Prof. Moldenhauer (Köln), der in einer kurzen, ebenso humoristischen Rede die Versammlung aufforderte, den Feind der Menschheit, den Griesgram, mit den von der Stadt so reichlich und herrlich gebotenen Waffen erfolgreich zu bekämpfen. Das ist denn auch in der durchschlagendsten Weise geschehen. Ganz besonders mundete der von der Stadt ausgewählte Festtrunk 1892er Niersteiner Riesling. Derselbe war von der Weingrofshandlung Karl Joh. Engels-Köln geliefert worden.

Oberschulrat Direktor Dr. Peter (Meifsen) sprach darauf im Namen aller Philologen und Schulmänner den aus tiefem Herzen kommenden Dank aus für das von der Stadt gegebene Ehrenfest und der sich immer wiederholende brausende Hochruf auf Köln bewies, wie trefflich er mit seinen Worten den Gefühlen der Versammlung Ausdruck gegeben hatte. Nach ihm rief Geheimrat Gomperz aus Wien die Begeisterung wach, indem er den Dank der österreichischen Gäste aussprach für all das Liebe und Gute, was ihnen in diesen Tagen in Köln zuteil geworden sei. Sein Hoch auf Köln beantwortete dann Prof. Moldenhauer mit einem ebenso begeistert aufgenommenen Hoch auf Wien.

Den Frauen, den besten Philologen, „der Pädagogik Meisterschaft in unseres Reiches Gauen" brachte Oberstaatsanwalt Hamm das Hoch aus. Mit seiner fein durchdachten, witzsprühenden Rede entzündete er die Festgenossen, die mit nicht enden wollendem Beifall dem so beliebten Redner den Dank für dieses herrliche Hoch darbrachten.

Auch der Vertreter Rumäniens, Senator Prof. Tocilescu aus Bukarest, brachte ein Hoch auf Köln aus, das von der Versammlung mit einem „Hoch Rumänien" erwidert wurde. Damit war die Reihe der Reden geschlossen und nun begann das fröhliche Treiben und Leben im Saal. Erst recht spät trennten sich die Festgenossen. Es war ein Fest, so schön, so herrlich, dafs Colonia hospitalis nicht aus dem Herzen der Philologen und Schulmänner schwinden wird.

Nach der Schlufssitzung am Sonnabend füllten sich gegen 11 Uhr die beiden flaggen- und wimpelgeschmückten Dampfer „Lohengrin" und „Drachenfels" mit einer stattlichen Zahl von Gästen, die von Köln nicht scheiden wollten, ohne zuvor dem Vater Rhein und seinen sieben Bergen ihre Huldigung darzubringen. Wohl war angesichts des niedrigen Wasserstandes die Befürchtung laut geworden, dafs die Fahrt sich nicht werde ausführen lassen. Aber wenn auch der „Drachenfels" einmal mit unheimlichem Knirschen über eine Sandbank strich, so ging doch die Fahrt ohne weitere

Störung von statten. Übrigens war für den Fall eines Festfahrens gesorgt, indem ein Witzbold einige Eimer Wasser bereit stellte, um sie im äufsersten Notfall in den Rhein zu schütten und das Schiff wieder flott zu machen. Ein frohes Leben herrschte auf den beiden Schiffen, die unter den Klängen der Musik durch den strahlenden Septembertag dahinfuhren. In bunten Gruppen standen und safsen die Gäste zusammen, hier Gedanken fröhlicher, dort Fäden ernsterer Art spinnend. Eine Landung in Bonn, die man ursprünglich beabsichtigt hatte, erwies sich wegen der Kürze der Zeit und der schwierigen Wasserverhältnisse als unmöglich. Erst kurz vor 3 Uhr kamen die Schiffe in Königswinter an, und hier wurde den Gästen, bevor sie ans Land gingen, nochmals eindringlich geraten, sich pünktlich um 6 Uhr zur Rückfahrt einzufinden. Dafs diese Frist vielen zu kurz erschien, versteht jeder, der den Zauber der sieben Berge empfunden hat. Denn worin derselbe immer bestehen mag, nie hat ein Auge an den lieblichen Bildern, die ihm dort entgegentreten, sich satt gesehen, nie ein Ohr an den Lauten der Freude und des Entzückens, die dort aus dem Grunde der Seelen emporsteigen, sich satt gehört! Aber ändern liefs sich die Bestimmung der Schiffsleitung nicht, und zur angesetzten Stunde begann die Heimfahrt. Lange noch weilte manches sinnende Auge auf den zauberumwobenen Höhen, die allmählich in dem Dämmerungsschleier des schnell heraufziehenden Abends zurücktraten. Gegen 7 Uhr näherten die Schiffe sich Bonn. Tücher wehten und grüfsten zum Alten Zoll hinüber. Tücher — und Gedanken. Unter den Klängen des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du geschwunden?“ fuhren die alten Musensöhne huldigend an der Alma mater vorüber. Unterhalb Bonns bot sich ein Schauspiel seltener Art: flufsabwärts im Rhein eine unvergleichlich schöne Wiederspiegelung des von den letzten Strahlen der Sonne dunkelrot und goldig verbrämten Himmels, und rückwärts in den bewegten Wellen das tanzende und glitzernde Silberlicht des Mondes. Dazwischen bewegten sich auf den Schiffen nach den heitern Klängen der Musik, schwebend und neigend, fröhliche Paare, ein ungewohnter und unvergefslicher Anblick für die Gäste aus dem Osten.

War die Hinfahrt manchem etwas lang geworden, so wurde die Rückfahrt allen zu kurz. Schon tauchten die Schatten der Marienburg am hellern Horizont empor, und etwas weiter dehnt sich in unabsehbarer Linie die unvergleichlich schöne Lichtkette des Kölner Rheinufers. Als die Schiffe sich näherten, wurden sie durch Raketen und Feuerkugeln begrüfst, und das Ufer erstrahlte wirkungsvoll im Lichte bengalischer Flammen.

Die Kölner Tage sind zu Ende. Dauern aber werden sie, weil die Hoffnung sich erfüllt hat, die Direktor Jaeger in seiner Eröffnungsrede aussprach: dafs die Kölner Versammlung die Lebenskraft der philologischen Wissenschaft beweisen und stärken möge. Bewiesen hat sie diese Lebenskraft durch die fast unübersehbare Menge von Arbeit, die in den Sektionen und im Plenum geleistet worden ist, und gestärkt wurde diese Kraft durch die Gewifsheit, dafs die preufsische Unterrichtsverwaltung entschlossen ist, den Betrieb der altklassischen Studien auf unsern Mittelschulen vor weiterer Einbufse zu bewahren und ihm die Möglichkeit einer bessern Erreichung seiner Ziele nicht zu versagen. Ein weiterer Gewinn des Kölner Philologentages ist die von neuem erfolgte Bestätigung des Zusammenhangs der deutschen Wissenschaft, deren Einheit durch keine politische Sonderbildungen, auch nicht durch die schwarz-weifs-roten Grenzpfähle durchbrochen wird. Es war kein blofser Zufall, auch nicht die Wirkung vorübergehender Wallungen, dafs jeder Hinweis auf das Band, welches unsere Kultur mit der des österreichischen Volkes verknüpft, den lautesten Beifall weckte. Inzwischen ist, um das hier einzuschalten, auf das an den Kaiser Franz Joseph abgesandte Huldigungstelegramm der allerhöchste Dank eingetroffen, dem nach kurzem auch ein huldvolles Wort unseres Kaisers folgte. Wenn man nun ferner hier und da geglaubt hat, dafs auf der Kölner Versammlung die alte Philologie auf Kosten einiger anderer Fächer zu sehr betont worden sei, so können wir nach bester Überzeugung erklären, dafs dabei der Gedanke einer Zurücksetzung fern gelegen hat. Nach den schweren Angriffen, die das preufsische Gymnasium besonders wegen seines Betriebs der alten Sprachen in den letzten Jahren erfahren hatte, war es selbstverständlich, dafs auf der ersten Philologenversammlung, die seitdem auf preufsischem Boden zusammentrat, die Ansicht der Fachmänner über jene Angriffe zum Ausdruck kam. Dafs aber bei der bisherigen Ordnung einzelne Interessen der nationalen Erziehung zu Schaden kommen, wird jetzt an mafsgebender Stelle zugegeben, und man kann es den Philologen nicht verdenken, wenn sie sich dieses Erfolges freuen. Andererseits aber würde jede einseitige Wertschätzung der altklassischen Jugenderziehung von schlimmen Folgen sein. Denn von dem, was in den übrigen Fächern geleistet wird, die unmittelbarer als das Lateinische und Griechische zum Verständnis der Gegenwart

führen, darf nichts preisgegeben werden. Auch die Vertreter der altklassischen Studien, die sich des Zieles, taugliche Männer für die Gegenwart heranzubilden, bewufst sind, werden den hohen Wert der modernen Sprachstudien und des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts neidlos anerkennen. Zu Eifersüchteleien ist heute weniger Zeit als je zuvor, und es wäre schlimm, wenn der häusliche Streit zwischen den Vertretern der verschiedenen Fächer, der schon einmal zum Schaden des nationalen Erziehungswerkes dem Dilettantismus eine Art von Schiedsrichteramt ermöglicht hat, nicht endlich zur Ruhe käme. Gewaltige Klüfte thun sich innerhalb der modernen Völker auf: zur Überbrückung dieser Klüfte aber bedarf es vor allem eines einheitlichen Geistes bei allen denen, die die vaterländische Jugend erziehen, damit das heranwachsende Geschlecht als ein starkes und wohl gerüstetes in das nächste Jahrhundert eintrete, welches, wenn nicht alle Zeichen trügen, kein Jahrhundert der Ruhe, sondern ein Jahrhundert der Stürme und Kämpfe sein wird.

Die Teilnehmer an dieser Versammlung wurden durch ein täglich erscheinendes Tageblatt über alle Versammlungen, Sehenswürdigkeiten u. s. w. genau unterrichtet, ebenso über Namen und Wohnung der neu Angekommenen durch ein viermal herausgegebenes alphabetisches Register; beider Herausgabe besorgte Herr Prof. Moldenhauer-Köln. Als Festbeigabe zum Tageblatt hatte Herr Archivar Dr. Keussen die Namen der Kölner Gelehrten seit dem Jahre 1000 n. Chr. in dankenswerter Weise ermittelt und zusammengestellt. Aufserdem wurden den Teilnehmern folgende Festschriften überreicht:

1. Festschrift der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von den höheren Lehranstalten Kölns. 251 S. 4^0. Bonn, C. Georgi, 95, enthält 1) A. Chambalu: Die wiederverschüttete Besitzung der Julia Felix beim Amphitheater in Pompeji. (S. 1—20, mit einer Tafel in Steindruck.) Jos. Franke: De Sili Italici Punicorum figuris. (S. 21—60.) Abeck: Die Shakespeare-Bacon-Frage. (S. 61—101.) Finsterwalder: Auswahl der Lektüre für Untersekunda nach den Grundsätzen der Konzentration. (S. 102—162.) Alph. Simon: Zur Anordnung der Oden des Horaz. (S. 163—172.) Joh. Friedr. Marcks: Kleine Studien zur Taciteischen Germania. (S. 173—192.) Joh. Jos. Hoeveler: Die Excerpta Latina Barbari. (S. 193—214.) Ant. Decker: Die Hildeboldsche Manuscriptensammlung des Kölner Domes. (S. 215—251, mit der Wiedergabe eines Handschriftblattes in Lichtdruck.)

2. Geschichte des höheren Schulwesens der Rheinprovinz unter preufsischer Regierung von Fr. Moldenhauer, Prof. am Königl. Fr.-W.-Gymn. zu Köln, überreicht im Auftrage des Vereins Rheinischer Schulmänner. IV und 120 S. 8°. Köln, Neubner, 95.

3. Vorlage für pädagogische Besprechungen in preufs. Seminaren. Der pädagogischen Sektion dargebracht von Osc. Jäger, Direktor des Königl. Fr.-W.-Gymnasiums zu Köln. 20 S. 8°. Wiesbaden, C. G. Kuntzes Nachfolger, 95.

4. Die Bereicherung des Wortschatzes unserer Muttersprache von Prof. Dr. H. Dunger, Conr. am Wettiner Gymn. zu Dresden. 23 S. Sonderabdruck aus den Wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschr. d. allgem. deutschen Schulvereins. 9. X. 95.

5. Köln-Führer von Fr. Th. Helmken.

6. Colonia Agrippinensis. Festschrift der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln, gewidmet vom Verein von Altertumsforschern im Rheinlande. Sonderausgabe des 99. Heftes der Jahrb. d. Vereins. 171 S. gr. 8°, mit 17 Tafeln in Stein- und Lichtdruck. Den lokalantiquarischen Teil haben die Bauinspektoren Rudolf Schultze vom Hochbauamt und Carl Steuernagel vom Tiefbauamt verfafst. Der allgemeine Teil: Zur Geschichte des römischen Köln rührt von Geh.-Rat Dr. K. Nissen in Bonn her.

7. Festschrift der Oberrealschule zu Düren. Der mittelalterliche Minnedienst in Deutschland von Dr. Reinhold Becker, Direktor der Oberrealschule zu Düren. Leipzig, Ernst Frank. 70 S. 8°.

8. Festschrift des Klassisch-Philologischen Vereins in Bonn zur Begrüfsung der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln. Philodemi Volumina Rhetorica edidit Siegfried Sudhaus, Supplementum. (Leipzig 1895, B. G. Teubner.) 62 S.

9. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Karl Kehrbach. Austriaheft, herausgegeben und der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln gewidmet von der Gruppe Österreich. 112 S.

10. Dionysii Halicarnasei quae fertur Ars Rhetorica recens. Hermannus Usener, Philologicorum Praeceptorumque Germaniae Concilio Coloniensi Universitas Litterarum Fridericia Guilelmia Rhenana hoc Donum dedicavit. Leipzig 1895, B. G. Teubner. 166 S.

11. Asbach, Dr. Jul., Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schaefer. Mit einem Bildnis Schaefers. Leipzig 1895, B. G. Teubner. 80 S.

Diesen Sonderschriften reihen sich an die folgenden Festnummern von Zeitschriften:

12. Jahrbuch des kais. deutschen archäologischen Instituts. Bd. X. Heft II. (Archäol. Anzeiger 1895. 2.)

13. Zeitschr. f. vergleichende Litteraturgeschichte von Dr. Max Koch, a. o. Prof. an der Universität Breslau. Neue Folge. Bd. IX. Heft 1 und 2.

14. Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins X, 9 (1. IX. 1895).

15. Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen, herausgeg. von Dr. J. Wychgram. Leipzig, R. Voigtländer. Einführungsheft. September 1895.

16. An die Kenner und Verehrer der deutschen Sprache. (Ein Aufruf zur Unterstützung der Häufigkeitsuntersuchungen; vgl. Zeitschrift d. allgem. deutschen Sprachvereins, wissenschaftl. Beiheft. VI. Mai 1894.)

Von den 1019 Teilnehmern der Versammlung waren 153 aus Köln, 497 aus der sonstigen Rheinprovinz, 149 aus dem übrigen Preufsen, 87 aus dem übrigen Deutschland, 36 aus Österreich, je 2 aus der Schweiz und Belgien, je 1 aus Dänemark, Luxemburg, Rumänien, Syrien.

Das finanzielle Ergebnis war ein so günstiges, dafs sämtlichen höheren Lehranstalten Kölns je 300 Mk. für ihre Bibliotheken, 350 Mk. dem archäologischen Institut zu Bonn übergeben und der Stadt Köln ein Wetterhäuschen mit Uhr im Volksgarten als eine Huldigung an das schöne Wetter, das bei diesem Feste und überhaupt die Versammlung begünstigte, und als ein Zeichen des Dankes für die herzliche Aufnahme von seiten der Stadt Köln zur Erinnerung an die Tage vom 24.—28. September 1895 errichtet werden konnte.

Wenn der Bericht zum ersten Male in verkürzter Form erscheint, so entspricht die Verlagsbuchhandlung damit den vielen Wünschen, die ihr aus den Kreisen der Teilnehmer geäufsert worden sind. Diese Zusammenfassung des Berichtes erforderte jedoch eine derartige Arbeit, dafs der Herausgeber sich verpflichtet fühlt, allen denen, die ihn durch Zusendung von Exzerpten, Protokollen, durch Korrekturlesen dabei unterstützt haben, namentlich auch den Herren Geisler und Habich in Köln seinen Dank auszusprechen.

Alphabetische Liste der Teilnehmer

an der

43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Abeck, Dr., Oberl., Köln.
Adeneuer, Oberl., Köln.
Ahrend, Prof., Düsseldorf.
Albermann, Stadtrat, Köln.
Aldenhoven, Hofr., Dr., Museumsdir., Köln.
Allers, Dr., Oberl., Holzminden.
Amann, Dr., Oberl., Oldenburg.
Ammon, Dr., Gymnasiall., München.
Andries, Dr., Oberl., Köln.
Anthes, Dr., Oberl., Darmstadt.
Appel, Dr., wiss. L., Grevenbroich.
Arens, Dr., Gymnasiall., Vreden.
Arnold, Dr., Rektor, München.
Asbach, Dr., Dir., Prüm.
Aschenberg, Oberl., M.-Gladbach.
Ascherson, Prof. Dr., Oberbibliothekar, Berlin.
Auers, Dr., Prof., Frankfurt a. M.
Auler, Dr., Oberl., Barmen.

Bachem, A., Dr., Redakteur, Köln.
Backes, Dr., Oberl., Essen.
Backhaus, Dr., Prof., Köln.
Baedorf, Probekandidat, Köln.
Baier, Dr., Prof., Frankfurt.
Baist, Dr., Universitätsprf., Freiburg.
Baldamus, Dr., Leipzig-Gohlis.
Bankó, J., cand. phil., Wien.
Barlen, Dr., Dir., Trarbach.
Bartels, Oberl., Berlin.
Bastgen, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Bastgen, Dr., Oberl., Essen.
Bauer, Regierungs- u. Schulr., Köln.
Bauer, Stadtrat, Köln-Lindenthal.
Baum, Dr., Oberl., Köln.
Bausch, Oberl., Köln.
Bebber, van, Prof., Andernach.
Beck, Dir., Köln.
Becker, Oberbürgermstr., Köln.
Becker, Dr., Dir., Düren.
Becker, Oberl., Cleve.
Becker, Dr., Oberl., Elberfeld.
Becker, Dr., Oberl., Köln.
Becker, Dr., Gymnasiall., Berlin.
Becker, cand. phil., Leipzig.
Beckers, Dr., Oberl, Köln-Nippes.
Beckey, Pastor, Köln.
Beckmann, Dr., Oberl., Mülh. a. Rh.
Beloch, Dr., U.-Prof., Bruneck (Tirol).
Bender, Dr., Rektor, Ulm.
Bender, Hülfsl., Düsseldorf.
Benrath, Dr., Oberl., Aachen.
Berger, Dr., Prof., Berlin.
Berger, Dr., Privatdozent, Bonn.
Berghoff, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Berlage, Dr., Domprobst, Köln.
Bernbach, Dr., Oberl., Münstereifel.
Bernhardt, Oberl., Solingen.
Bettingen, Dr., Prof., Krefeld.
Beume, Oberl., Köln.
Beuriger, Oberl., Neuwied.
Biese, Prof. Dr., Dir., Essen.
Billstein, Stadtrat, Köln.
Birk, Dr., Prof., Mülheim a. Rh.
Birkle, Oberl., Köln.
Bitting, v., stud. phil., Berlin.
Blase, Dr., Prof., Gießen.
Blenke, Dr., Oberl., Essen.
Blumschein, Dr., Oberl., Köln.
Bockhorn, Oberl., Solingen.
Bode, Prof., Mülheim a. Rh.
Bodewig, Stadtrat, Köln.
Böhlau, Dr., Assist. d. Mus., Kassel.
Boehmer, Prof., Aachen.
Boehmer, Oberl., Krefeld.
Bölte, Dr., Oberl., Frankfurt.
Börner, Dr., Gymnasialdir., Elberfeld.
Börsch, Dr., Oberl., Köln.
Boesch, Dr. phil., Berlin.

Boesche, Dr., Dir., Eisleben.
Boetticher, Dr., Prof., Berlin.
Bohle, Oberl., Krefeld.
Bohnhardt, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Bolte, Dr., Prof., Köln.
Bone, Dr., Prof., Düsseldorf.
Borgass, Oberl., Bonn.
Bormann, Dr., Universitätsprf., Wien.
Boss, cand. phil., Köln.
Bramscheid, Oberl., Barmen.
Brandes, Oberl., Aachen.
Brandt, Dr., Oberl., M.-Gladbach.
Braubach, Dr., Stadtrat, Köln.
Braubach, Prof., Neufs.
Braun, Dr., Prof., Düsseldorf.
Braun, Dr., Prof., Wesel.
Braun, wissenschaftl. Hülfsl., Essen.
Brauneck, Prof., Köln.
Bredtmann, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Brems, Stadtrat, Köln.
Brinkmann, Dr., Privatdoz., Bonn.
Brockhues, Dr., Dir., Köln.
Brockhues, Prof., Köln.
Brockhues, cand. jur., Köln.
Brockmeier, Oberl., M.-Gladbach.
Broker, Prof., Essen.
Brück, Dr., Rektor, Ürdingen.
Brückmann, Rentner, Köln.
Brüll, Dr., Dir., Andernach.
Brusis, Prof., Köln.
Bubendey, Dr., Prof., Hamburg.
Buchenau, Dr., Dir., Marburg.
Buchhold, Dr., Oberl., Darmstadt.
Buchkremer, Dr., Oberl., Aachen.
Buckendahl, Dr., Prof., Düsseldorf.
Bücheler, Geh. Rat, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Bücheler, Prof., Wiesbaden.
Bücheler, Referendar, Bonn.
Bünger, Dr., Prof., Strafsburg.
Büsch, Oberl., Malmedy.
Bützler, Oberl., Düsseldorf.
Burdach, Dr., Univ.-Prof., Halle a/S.
Burgass, Dr., Oberl., Elberfeld.
Burkhard, Dr., Prof., Wien.
Busch, Oberl., Barmen.
Busch, Dr., Oberl., M.-Gladbach.

Caesar, Dr., Oberl., Köln.
Capelle, Dr., Prof., Oberhausen.
Cardauns, Dr., Chef-Red., Köln.
Castendyck, Dr., Prof., Elberfeld.
Chambalu, Dr., Oberl., Köln.
Christ, Dr., k. k. Prof., Prag.
Christa, Oberl., Siegburg.
Claes, Dr., Prof., Eschweiler.
Claus, Dr., Probekandid., Elberfeld.
Conrads, Dr., Prof., Essen.
Conrath, Dr., Oberl., Köln.
Contzen, Dr., Dir., Bonn.
Conze, Geh.-Rat, Dr., Prof., Berlin.
Cornu, Dr., Univ.-Prof., Prag.
Corsen, Oberl., Lennep.
Cramer, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Creizenach, Dr., Prof., Frankfurt a. M.
Cremans, Dr., Prof., Düsseldorf.
Cremer, Oberl., Cleve.
Crusius, Dr., Univ.-Prof., Tübingen.
Cüppers, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Cüppers, Dr., Oberl., Köln.
Cumont, Dr., Univ.-Prof., Gent.
Cuntz, Dr., Privatdoz., Strafsburg i. E.
Curtius, Dr., Oberl., Köln.
Czoernig, Frhr. v., k. k. Landesger.-Präs., Innsbruck.

Dahm, Dr., Oberl., Brühl.
Dahmen, Dr., Prof., Köln.
Dahmen, Dr., Oberl., Köln.
Dahmen, Gymnasiall., Köln.
Danzenbrink, Dr., Oberl., Prüm.
Dapperich, Dr., Oberl., Barmen.
Dauber, Dr., Dir., Braunschweig.
Degenhardt, Dr., Oberl., Wiesbaden.
Deiters, Geh. Rat, Dr., Prov.-Schulr., Coblenz.
Deiters, stud. phil., Bonn.
Dennert, Dr., Oberl., Godesberg.
Depenthal, Prof., Kleve.
Deubner, Oberl., Wiesbaden.
Deussen, Prof., Essen.
Deussen, Dr., Oberl., Münstereifel.
Dibbler, Dr., Sinzig.
Dickmann, Dr., Oberl., Köln.
Diderich, Dr., Oberl., Mülheim a. Rh.
Didolff, Dr., Prof., Köln.
Diehl, Dr., Dir., Bedburg.
Diehl, stud. phil., Bonn.
Diels, Dr. Univ.-Prof., Berlin.
Diener, Oberl., Mülheim a. Rh.
Dietrich, Dr., Univ.-Prof., Marburg.
Dietrich, Probandus, Leipzig.
Dillenburger, Dr., Oberl., Andernach.
Dissel, Dr., Oberl., Hamburg.
Dörwald, Dr., Oberl., Ohlen.
Dohmen, Gymnasiall., Duisburg.
Dorfeld, Dr., Gymnasiall., Giefsen.
Dorschel, Dr., Prof., Stargard i. P.
Drecher, Dr., Privatdoz., Münster.
Drecker, Dr., Oberl., Aachen.
Drerup, Dr. phil., Borghorst.
Dreyse, v., Dr., Landrat, Köln.
Dröder, Dr., Oberl., Barmen.
Düben, wiss. Hülfsl., Grevenbroich.

Dünner, Stadtrat, Köln-Nippes.
Düntzer, Dr., Prof., Köln.
Duhn, Dr. v., Univ.-Prof., Heidelberg.
Du Mont, Jul., Generalinsp., Köln.
Dumont, stud. math., Köln.
Dylewski, wiss. Hülfsl., Koblenz.

Eberhard, Dr., Dir., Sigmaringen.
Eck, Dr., wissensch. Hülfsl., Köln.
Eckertz, Dr., Oberl., Wiesbaden.
Edelhoff, Dr., Probekandid., Köln.
Effer, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Egelhaaf, Dr., Rektor, Stuttgart.
Egen, Dr., Oberl., Münster.
Ehlen, Prof., Köln.
Eichenberg, Oberl., Godesberg.
Eichler, Dr., Bibliothekar, Graz.
Eickhoff, Dr., Oberl., Remscheid.
Elfes, Dr., Oberl., Trarbach.
Ellenbeck, Dr., Oberl., Krefeld.
Elter, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Elven, Justizrat, Stadtrat, Köln.
Engels, Dr., Oberl., Aachen.
Erkelenz, Dr., Prof., Dir., Köln.
Erbe, Prof., Stuttgart.
Erckmann, Dr., Dir., Mülheim a. Rh.
Erich, Dr., Prof., Krefeld.
Ernst, Rektor, Grevenbroich.
Eschbach, Dr., wiss. Hülfsl., Duisburg.
Esser, Dr., Dir. d. bot. Inst., Köln.
Esser, Oberl., Prüm.
Evers, Prof., Dir., Barmen.

Fehre, Dr., Oberfinanzrat, Steuerdir., Köln.
Fehrs, Dr., Dir., Wetzlar.
Feldmann, Oberl., Bonn.
Feldmann, Oberl., Koblenz.
Feller, Prof., Duisburg.
Felten, Dr., Oberl., Neufs.
Fenner, Oberl., Barmen.
Finken, Dr., Dir. d. Flora, Köln.
Finsterwalder, Dr., Prof., Köln.
Fisch, Dr., Prof., Bonn.
Fischer, Dr., Weihbischof, Köln.
Fischer, Dr., Dir., Leipzig.
Fischer, Dr., Dir., Lennep.
Fischer, Dir., Saarbrücken.
Fischer, Dr., Prof., Kempen.
Fischer, Dr., wiss. Hülfsl., Münstereifel.
Fleer, Oberl., Neuwied.
Flöck, Dr., Prof., Neufs.
Flöck, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Florax, Oberl., Viersen.
Floss, Kand. d. h. Schulamts, Köln.
Foerster, Dr., Oberl., Rheydt.
Franck, Dr., Oberl., Krefeld.
Frank, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Frank, Dr., Prf., Reichenberg (Böhm.).
Franke, Oberl., Boppard.
Franke, Dr., Oberl., Köln.
Franke, A., cand. phil., Leipzig.
Frankfurter, Dr., Aman. d. k. k. Univ.-Bibl., Wien.
Franz, Dr., Dir., Wandsbeck.
Franz, Oberl., Essen.
Freund, Dr., Oberl., Krefeld.
Frey, Dr., Dir., Münster.
Frey, A., Ingen., Köln.
Freytag, Verlagsbuchh., Prag.
Friedersdorff, Dr., Dir., Halle a. S.
Fritsch, W., Dir., Sondershausen.
Fromm, Dr., Oberl., Köln.
Fuchs, Pfarrer, Köln.
Fuchs, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Fuchs, Gymnasiall., M.-Gladbach.
Füchtjohann, Dr., Oberl., Bonn.
Fürth, Dr., Oberl., Bonn.
Fuhr, Dr., Prof., Berlin.

Gandtner, Geheimr., Dr., Kurat., Bonn.
Geciow, Prof., Rzeszow.
Geercke, Dr., Univ.-Prof., Greifswald.
Geissler, wiss. Hülfsl., Köln.
Gemoll, Dr., Dir., Liegnitz.
Genniges, Dr., Oberl., Bonn.
Gerber, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Gesthuysen, Oberl., M.-Gladbach.
Geyr, Dr., Oberl., Wesel.
Geyser, Dr., Prof., M.-Gladbach.
Giesecke, Dr., Verlagsbuchh., Leipzig.
Glaser, Dr., Prof., Wetzlar.
Goebel, Dr., Prof., Koblenz.
Goldbach, Dr., wiss. Hülfsl., Köln.
Goldscheider, Dr., Prof., Elberfeld.
Gomperz, Hofrat, Wien.
Goossens, Dr., Oberl., M.-Gladbach.
Gräf, Dr., Privatdoz., Berlin.
Grätzel, Dr. v., Oberl., Hannover.
Grafe, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Greeven, Dr., Oberl., Rheydt.
Grein, Konsul, Köln.
Grein, Dr., Oberl., M.-Gladbach.
Greve, Dr., Prof., Aachen.
Grimm, Dr., wiss. Hülfsl., Essen.
Grimmendahl, Dr., Oberl., Aachen.
Gronau, Dr., Dir., Elbing.
Gross, Prof., Kempen.
Grote, Oberl., Münstereifel.
Grünefeld, Oberl., Elberfeld.
Gruhn, Oberl., Essen.
Gülde, Dr., Oberl., Bonn.
Gundlach, Dr., Oberl., Weilburg.
Gurlitt, Dr., Oberl., Steglitz.

Haack, Oberl., Köln.
Haasen, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Habich, Dr., wiss. Hülfsl., Köln.
Hackenberg, Oberl., Barmen.
Häffling, Dr., Dir., Dülken.
Haenisch, Dr., Prof., Wetzlar.
Hagelücken, Oberl., Aachen.
Hagen, G., Stadtrat, Köln.
Hahn, Dr., Prof., Köln.
Halfmann, Dr., Oberl., Barmen.
Halfmann, Dr., Oberl., Wittenberg.
Hamelbeck, Oberl., Mülheim a. Rh.
Hamm, Geheimrat, Oberstaatsanw., Köln.
Hansen, Dr., Archiv-Dir., Köln.
Hartel, Dr. v., Univ.-Prof., Wien.
Hartmann, Rektor, Kettwig.
Hartmann, Dr., Oberl., Oranienstein.
Hassencamp, Dr., Prof., Düsseldorf.
Hastenpflug, Oberl., Neuwied.
Hauber, Dr., Prof., Stuttgart.
Hauler, Dr., Privatdoz., Wien.
Hausknecht, Dr., Dir., Berlin.
Hausrath, Dr., Oberl., Karlsruhe.
Hecker, Dr., Oberl., Neufs.
Hecker, cand. phil., Köln.
Heep, Dr., Oberl., Wetzlar.
Heiberg, Dr., Prof., Kopenhagen.
Heidhues, B., Oberl., Köln.
Heidsiek, Dr., Oberl., Koblenz.
Heilermann, Dr., Geh. Reg.-Rat, Godesberg.
Heim, Dr., Probekand., Aachen.
Heimhalt, Oberl., Wesel.
Heine, Dir., Solingen.
Heine, Dr., Oberl., Ostrowo.
Heine, H., Apotheker, Bairut (Syrien).
Heinekamp, Prof., Siegburg.
Heiner, Dr., Prof., Essen.
Heinrichs, Dr., Oberl., Köln.
Heinze, Dr., Pr.-Doz., Strafsburg i. E.
Heitmann, Dr., Oberl., Krefeld.
Heitzmann, Dr., Oberl., Neuwied.
Hellmuth, Oberl., Krefeld.
Helm, Dr., Gymnasiall., Darmstadt.
Hemmerling, Prof., Köln.
Hemmerling, Oberl., Kempen.
Hengstenberg, Prof., Elberfeld.
Henning, Dr., Prov.-Schulr., Koblenz.
Hensell, Dr., Prof., Darmstadt.
Herbig, Stadtrat, Köln-Ehrenfeld.
Hermes, Dr., Prof., Mörs.
Hermes, Dr., Prof., Prüm.
ten Hermsen, Prof., Köln.
Herold, Oberl., M.-Gladbach.
Herr, wiss. Hülfsl., Mörs.
Herwig, Dr., Prof., Attendorn.
Herwig, Dr., Oberl., Saarbrücken.
Herzog, Dr., Univ.-Prof., Tübingen.
Herzog, Rud., Dr., Professoratskand., Tübingen.
Hespers, Prof., Dr., Ehrendomherr, Köln.
Hettner, Dr., Prof., Trier.
Heuschen, Rektor, Köln.
Heuser, A., Geheimr., Stadtr., Köln.
Heuser, R., Kommerzienr., Stadtr., Köln.
Heussler, Prof., Wesel.
Heyden, v. d., Essen.
Heydenreich, Prof., Elberfeld.
Hilburg, Dr., Oberl., Köln.
Hild, Oberl., Aachen.
Hilgard, Dr., Prof., Heidelberg.
Hill, Dr., Prof., Elberfeld.
Hintzmann, Dir., Elberfeld.
Hippenstiel, Dr., wiss. Hülfsl., Grevenbroich.
Hirschberg, Dr., Prof., Mörs.
Höfer, wiss. Hülfsl., Köln.
Hoeffling, Dr., Dir., Dülken.
Hölscher, Dr., Dir., Bonn.
Hoeres, Dr., Oberl., Köln.
Höter, Eisenb.-Präs., Köln.
Hoeveler, Dr., Oberl., Köln.
Hoffmann, Oberl., M.-Gladbach.
Hoffmann, Dr., Oberl., Köln.
Hoffmann, Dr., Probekand., Köln.
Hofmann, Theaterdir., Köln.
Hofmann, Dr., Oberl., Ems.
Holder, Dr., Hofbibliothekar, Karlsruhe.
Holstein, Dr., Oberl., Remscheid.
Holtzingen, Dr., Prof., Hannover.
Holzapfel, Dr., Privatgel., Giefsen.
Holzinger, v., Univ.-Prof., Prag.
Hoppe, Prof., Wien.
Hosius, Dr. C., Privatdoz., Münster.
Hottenrott, Dr., Prof., Köln.
Hoyer, Dr., Oberl., Kreuznach.
Hoymann, Dr., Rektor, Köln.
Hübner, Dr., Prof., Köln.
Hülsen, Dr., Prof., Berlin.
Hülskötter, Oberl., Geisenheim.
Hülsmann, Oberl., Aachen.
Hürten, Oberl., Münstereifel.
Huisgen, Dr., Prof., Köln.
Hummerich, wiss. Hülfsl., Mörs.

Ihm, Dr. M., Privatdoz., Halle.
Ilberg, Dr., Oberl., Leipzig.
Ilse, Oberl., Mülheim a. Rh.
Iltgen, Dr., Dir., Culm.
Imelmann, Dr., Prof., Berlin.
Imme, Dr., Prof., Essen.
Israel-Holtzwacht, Prof., Frankf. a. M.

Jacobi, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Jäde, Dr., Oberl., Köln.
Jäger, Dr. O., Dir., Köln.
Jäger, Dr. G., Oberl., Duisburg.
Jan, von, Dr. phil., Strafsburg.
Jansen, Beigeordneter, Köln.
Jansen, Oberl., Essen.
Jardon, Dr., Eschweiler.
Jerusalem, Dr., Prof., Wien.
Jesse, Beigeordn., Köln-Ehrenfeld.
Joesten, Dr., Stadtr., Köln-Ehrenfeld.
Jordan, Oberl., Essen.
Jorissen, Stadtrat, Köln.
Jostes, Dr., Prof., Freiburg (Schweiz).
Judeich, Dr., Privatdoz., Marburg.
Juncker, Dr., Oberl., Krefeld.
Juris, Dr., Oberl., Kreuznach.

Kahnt, Oberl., Duisburg.
Kaiser, Dr., Dir., Barmen.
Kaiser, Dr., Prof., Barmen.
Kaiser, Prof., Köln.
Kalkuhl, Institutsvorst., Obercassel.
Kallmann, Dr., Hülfsl., Barmen.
Kammer, Prof., Dr., Prov.-Schulrat, Schleswig.
Kammerer, Prof., Braunschweig.
Kannengiesser, Dr., Oberl., Schalke.
Kaphengst, Dr., Prof., Elberfeld.
Karajan, Dr. von, Univ.-Prof. u. Reg.-Rat, Graz.
Kauff, Oberl., M.-Gladbach.
Kehrbach, Dr., Prof., Charlottenburg.
Kellner, Dr., Privatdoz., Wien.
Kellner, Dr., Oberl., Elberfeld.
Kempe, Dr., Oberl., Remscheid.
Kerber, Oberl., Neuwied.
Kerp, Gymnasiall., Bonn.
Keseberg, Dr., Oberl., Eupen.
Kiel, Dr., Oberl., Bonn.
Kins, Dr., Prof., Kassel.
Kirchner, Dr., Oberl., Wismar.
Kirchrath, Oberl., Mülheim (Ruhr).
Kirsten, Dr., Gymnasiall., Breslau.
Klapperich, Dr., Oberl., Elberfeld.
Klee, Dr., wiss. Hülfsl., Köln.
Klein, Dr., Dir., Bonn.
Klein, Sanitätsr., Dr., Stadtr., Köln.
Kleine, Dr., Dir., Wesel.
Kleinen, Prof., Köln.
Kleinsorge, Oberl., Siegburg.
Klinkenberg, Dr., Oberl., Köln.
Klingenburg, Oberl., Lennep.
Klotz, cand. phil., Leipzig.
Klussmann, Beigeordn., Köln-Riehl.
Klussmann, Dr., Gymnasiall., Gera.
Klussmann, Dr., Hamburg.
Knaack, Dr., Oberl., Stettin.
Knaupp, Dr., Oberl., Boppard.
Kniffer, Prof., Münstereifel.
Knipen, Oberl., Münstereifel.
Knippschild, Oberl., Remscheid.
Knögel, Dr., Oberl., Frankfurt a. M.
Knublauch, Oberl., Mörs.
Koch, Prof., Siegburg.
Koch, Oberl., Barmen.
Koch, Oberl., Lennep.
Koch, Dr., Probekand., Düsseldorf.
Köhler, Rektor, Köln.
Köllmann, Dr., Oberl., Remscheid.
König, v., Polizei-Präs., Köln.
Koenigsbeck, Dr., Dir., Neustadt (Westpr.).
Körber, Dr., Prof., Mainz.
Koernicke, Dr., wiss. Hülfsl., Mülheim a. Rh.
Körte, Prof., Rostock.
Körting, Dr., Univ.-Prof., Kiel.
Kohl, Prof., Kreuznach.
Kohn, Dr., Hülfsl., Neufs.
Komp, Dr., Oberl., Aachen.
Konen, Prof., Köln.
Konz, Oberl., Bedburg.
Korll, Oberl., Wesel.
Korten, Dr., Oberl., Bonn.
Kortz, Dr., wiss. Hülfsl., Köln.
Koschwitz, Dr., Univ.-Prof., Greifswald.
Kossinna, Dr., Bibliothekar, Berlin.
Kownatzky, Prof., Köln.
Kracht, Gymnasiall., Koblenz.
Krack, Oberl., Mülheim (Ruhr).
Krause, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Krementz, Em. Dr., Kard.-Erzb., Köln.
Kretschmann, Dr., Dir., Danzig.
Kretzer, Stadtrat, Köln-Nippes.
Kreuser, Dr., Oberl., Prüm.
Kreutzer, Dr., Oberl., Köln.
Krick, Dr., Prof., Aachen.
Kriege, Dr., Oberl., Barmen.
Kröger, Doktor, Elberfeld.
Kroll, Dr., Privatdoz., Breslau.
Krüger, Prof., Dr., O.-Schulr., Dessau.
Krüger, Prof., Bonn.
Kruscewski, Dr., Oberl., Aachen.
Kruse, Dr., Geh. Reg.- u. Prov.-Schulrat, Danzig.
Kühlewein, Dr., Prof., Ilfeld.
Kühlwetter, Geh. R., Stadtr., Köln.
Kühn, Dr., Prof., Wiesbaden.
Kühne, Dr., Dir., Doberan.
Kühne, Rektor, Godesberg.
Küppers, Dr., Oberl., Aachen.
Kulczynsky, Dr., Dir., Krakau.
Kuntze, Oberl., Jülich.
Kyll, Th., Stadtrat, Köln.

Lamer, Joh., stud. phil., Leipzig.
Lang, Oberl., Kreuznach.
Lange, Dr., Oberl., Marburg.
Langen, R., Geheimr., Stadtr., Köln.
Langenberg, Oberl., Elberfeld.
Langsdorf, Dr., Prof., Dillenburg.
Larfeld, Dr., Oberl., Remscheid.
Lauer, Dr., Prof., Köln.
Lausberg, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Lehmann, v., Dir., Ruhrort.
Lehmann, Dr., Oberl., Siegen.
Lehner, Dr., Museumsdir., Trier.
Leimbach, Dr., wiss. Hülfsl., Köln.
Leimers, cand. phil., Bonn.
Leisen, Oberl., Dülken.
Leipziger, v., Excell., Gen.-L., Gouv. von Köln.
Lemkes, Dr., Prof., Köln.
Lemmen, Dr., Oberl., Prüm.
Lennarz, stud. phil., Düsseldorf.
Lent, Geheimr., Dr., Stadtr., Köln.
Leo, Dr., Univ.-Prof., Göttingen.
Lessenich, Oberl., Köln.
Levison, stud. phil., Düsseldorf.
Lewin, Dr., Oberl., Wiesbaden.
Ley, Oberl., Düsseldorf.
Liebmann, Stadtrat, Köln.
Liedeking, Oberl., Köln.
Liesegang, Dr., Dir., Cleve.
Liessem, Dr., Prof., Köln.
Lilie, Dr., Prof., Magdeburg.
Lindner, Dr., Univ.-Prof., Rostock.
Lingenberg, Dr., Prof., Krefeld.
Linnig, Geh. Rg.- u. Schulr., Koblenz.
Litter, Prof., Bedburg.
Löbell, Dr., Prof., Darmstadt.
Löhrer, Dr., Oberl., Mülheim a. Rh.
Loeschke, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Löwe, Dr., Oberl., Köln.
Löwe, Oberl., Köln.
Lohr, Dr., Oberl., Wiesbaden.
Lommatzsch, Dr., Kand. d. h. Schulamts, Bonn.
Look, Dr. van, Redakt., Köln.
Lork, Dr., wiss. Hülfsl., Essen.
Luckenbach, Dr., Prof., Karlsruhe.
Luczakowski, Dr., Prof., Lemberg.
Ludwig, Gymnasiall., Bremen.
Lümkemann, Oberl., Düren.
Lüngen, Oberl., Köln.
Lüthgen, Dr., Prof., Bochum.
Lüttgen, Aachen.
Luthe, Dr., Prof., Bonn.

Mabe, Dr., wiss. Hülfsl., Essen.
Machens, Oberl., Bonn.
Mädge, Dr., Oberl., Elberfeld.
Mahn, Dr., wiss. Hülfsl., Essen.
Mallinckrodt, Dr. jur., Kaufm., Köln.
Mann, Beigeordn., Köln-Mannsfeld.
Marcks, Dr., Oberl., Köln.
Martens, Dr., Prof., Elberfeld.
Martinak, E., Dr., Prof., Graz.
Martini, Dr., Oberl., Koblenz.
Marx, Dr. Fr., Univ.-Prof., Breslau.
Masberg, Prof., Düsseldorf.
Matthias, Dr., Dir., Düsseldorf.
Maurenbrecher, Dr., Pr.-Doz., Halle S.
Maurer, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Maus, Dr., Oberl., Barmen.
Mayer, Probekand., Heidelberg.
Meder, Oberl., Aachen.
Meese, Dr., wiss. Hülfsl., Köln.
Meien, Gymnasiall., Grevenbroich.
Meier, W., Dr. phil., Köln.
Meiners, Dr., Oberl., Elberfeld.
Meinhold, wiss. Hülfsl., Bonn.
Melchior, Dr., Oberl., Elberfeld.
Menden, Dr., Prof., Köln.
Menge, Dr., Dir., Boppard.
Mengering, Bankdir., Stadtr., Köln-D.
Mertens, Dr., Dir., Brühl.
Mertens, Oberl., Düren.
Mertz, Oberl., Köln.
Mesam, Oberl., Prüm.
Meurer, Dr., Prof., Köln.
Meurer, Dr., Oberl., Aachen.
Meurer, C., Probekand., Koblenz.
Meuser, Stadtrat, Köln.
Mevissen, Geh.-R. v., Staatsr., Köln.
Meyer, Dr., Prof., Essen.
Meyer, P., Prof., M.-Gladbach.
Meyer, Prof., Koblenz.
Meyer, Oberl., Köln.
Meyer, Oberl., Oberhausen.
Meyer, Dr., Probekand., Köln.
Michaelis, stud. phil., Berlin.
Michels, Geheimr., Stadtr. u. Präs. d. Handelsk., Köln.
Middell, Dr., Oberl., Essen.
Milan, Recitator, Köln.
Milz, Prof. Dr., Dir., Köln.
Minten, Beigeordn., Köln.
Mintus, Oberl., Duisburg.
Möllwald, Reg.-R. Dr. Ritt. v., Gymnasialdir., Wien.
Mönch, Oberl., Boppard.
Moers, Prof., Bonn.
Moldenhauer, Fr., Prof., Köln.
Morf, Dr., Prof., Zürich.
Morsbach, Dr., U.-Prof., Göttingen.
Mosengel, Dr., Oberl., Elberfeld.
Most, Dr., Dir., Koblenz.
Much, Prof., Kreuznach.
Müllemeister, Dr., Obl., Emmerich.
Müller, Gottlieb, Prof., Elberfeld.

Müller, Prof., Köln.
Müller, Dr., Oberl., Köln.
Müller, Dr., Oberl., Köln.
Müller, Dr., wiss. Hülfsl., Essen.
Münch, Geheimr. Dr., Prov.-Schulr., Koblenz.
Münnich, v., Exc., Gen.-L., Köln.
Mummenthey, Prof., Wesel.
Mushacke, Dr., Oberl, Krefeld.
Mutzbauer, Prof., Neuwied.

Nagelschmidt, Stadtrat, Köln.
Nagy, Dr, v., Oberl., Halle.
Nebe, Dr., Oberl., Elberfeld.
Nelson, Dr., Prof., Aachen.
Neuber, Oberl, Wetzlar.
Neumann, Dr., Prof., Breslau.
Neven-Du-Mont, Dr., Stadtr., Köln.
Niepmann, Oberl., Düsseldorf.
Niessen, Dr., wiss. Hülfsl., Bedburg.
Nissen, Geheimr. Dr., Rect. magnif. Bonn.
Nodnagel, Dir., Darmstadt.
Norden, Dr., Univ.-Prof., Greifswald.
Nordmeier, Dr., wiss. Hülfsl., Mörs.
Nornberg, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Nussbaum, V., k. k. Gymnasialprof., Suczawa (Bukowina).
Nuth, stud. phil., Bonn.

Ochsenkopf, Oberl., Holzminden.
Oder, Oberl., Berlin.
Oehley, wiss. Hülfsl., Köln.
Onstein, Dr., Oberl., Aachen.
Ophüls, Dr., wiss. Hülfsl., Köln.
Oppenhoff, Oberl., Aachen.
Osthoff, Dr., Univ.-Prof., Heidelberg.
Oxé, Dr., Oberl., Krefeld.

Paehler, Dr., Prov.-Schulrat, Kassel.
Pappenheim, Oberl., Koblenz.
Patsch, Dr., Museumsdir., Sarajewo.
Pauli, Stadtrat, Köln.
Pauls, Aachen.
Peerenboom, Oberl., Aachen.
Pelissier, Dr., Oberl., Frankfurt a. M.
Pelman, Beigeordn., Köln.
Pernice, Dr., Privatdoz., Greifswald.
Pesch, Dr., Prof., Koblenz.
Peter, Dr., Rekt., O.-Schulr., Meifsen.
Peters, Oberl., Düsseldorf.
Petri, Dir., Höxter.
Petry, Dr., Dir., Remscheid.
Peveling, Aachen.
Pfeifer, Stadtrat, Köln.
Pflaume, Geheimr., Stadtr., Köln.
Philips, Dr., Oberl., Köln.
Piecq, Beigeordn., Köln.
Pieper, Prof., Mülheim a. d. Ruhr.
Pilgram, Dr., Stadtr., Köln-Nippes.
Pirig, Dr., Oberl., Köln.
Piwko, Oberl., Viersen.
Poetsch, Dr., Prof., Linz.
Pohl, Dr., Dir., Kempen a. Rh.
Pohlmey, Dr., Prof., Gütersloh.
Poppelreuter, Dr., Dir., Oberhausen.
Poppelreuter, Dr., Oberl., Bonn.
Prenzel, Oberl., Fild bei Mörs.
Preuss, Dr., Dir., Neumark (W.-Pr.).
Preuss, A., stud. phil., Leipzig.
Prollius, Dr., Oberl., Essen.
Prott, Dr. v., Probekand., Bonn.
Prym, Dr., Univ.-Prof., Bonn.

Rademacher, Dr., Gymnasiall., Prüm.
Rassow, Dr., Oberl., Elberfeld.
Rath, E. vom, Kommerzienr., Stadtr., Köln.
Raths, Dr., Oberl., St. Wendel.
Rauch, Dr., Oberschulrat, Gotha.
Rautenstrauch, Stadtrat, Köln.
Reinkens, Prof., Köln.
Reisch, Dr. E., U.-Prof., Innsbruck.
Reisch, Beigeordn., Köln-Deutz.
Rentrop, Oberl., Rheydt.
Rettig, Dr., Prof., Köln.
Reuss, Dr., Prof., Frankfurt a. M.
Reuss, Dr., Prof., Trarbach.
Rheinbold, Oberl., Köln.
Richter, Prof. Dr., Rektor, Leipzig.
Richter, Bankdirektor, Köln.
Richter, Dr., Oberl., Mülheim a. Rh.
Richthofen, Frhr. v., Reg.-Präs., Köln.
Rick, Oberl., Kempen.
Riese, Dr., Prof., Frankfurt a. M.
Rieth, Justizrat, Stadtrat, Köln.
Ritter, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Ritterling, Dr., Privatgel. Wiesbaden.
Rittinghaus, Dr., Oberl., Lennep.
Rochels, Gymnasiall., Andernach.
Roden, von, Oberl., Elberfeld.
Roder, Dr., Prof., Trier.
Roesen, Prof., Krefeld.
Röskens, Dr., Oberl., Eupen.
Roetteken, Dr. H., Privatdoz., Würzburg.
Rohrdantz, Oberl., Barmen.
Rolfs, Dr., Prof., Köln.
Roosen, Oberl., Bonn.
Rosbach, Prof., Trier.
Rosen, Oberl., Kempen.
Rosenbaum, Dr., Oberl., Essen.
Rossmann, Dr., Oberl., Wiesbaden.
Rothert, Dr., Prof., Düsseldorf.
Rütten, Oberl., Bonn.
Ruhle, Oberl., Oberhausen.

Lamer, J. [illegible]
Lang, Oberl. [illegible]
Lange, Dr., O[illegible]
Langen, R., Geheim[illegible]
La[illegible]
Langsdorf, Dr., Prof. [illegible]
Larfeld, Dr., [illegible]
Lauer, Dr., Prof. [illegible]
Lausberg, Dr., [illegible]
Lehmann, v., Dir. [illegible]
Lehmann, Dr., Oberl. [illegible]
Lehner, Dr., [illegible]
Leimbach, Dr., [illegible]
Leimers, [illegible]
Leisen, Oberl., [illegible]
Leipziger, v., [illegible]
von Köln.
Lemkes, Dr., Prof., Köln.
Lemmen, Dr., [illegible]
Lennarz, stud. phil. [illegible]
Lent, Geheimr., Dr. [illegible]
Leo, Dr., Univ.-Prof. [illegible]
Lessenich, Oberl., Köln.
Levison, stud. [illegible]
Lewin, Dr., Oberl., [illegible]
Ley, Oberl., Düsseldorf.
Liebmann, Stadtrat, Köln.
Liedeking, Oberl., Köln.
Liesegang, Dr., Dir., [illegible]
Liessem, Dr., Prof., [illegible]
Lilie, Dr., Prof., Mag[illegible]
Lindner, Dr., Univ. [illegible]
Lingenberg, Dr., Prof. [illegible]
Linnig, Geh. Rg.-u. [illegible]
Litter, Prof., Bedburg.
Löbell, Dr., Prof., [illegible]
Löhrer, Dr., Oberl., [illegible]
Loeschke, Dr., Univ. [illegible]
Löwe, Dr., Oberl., [illegible]
Löwe, Oberl., [illegible]
Lohr, Dr., Oberl., [illegible]
Lommatzsch, Dr., [illegible]
amts, Bonn.
Look, Dr. van,
Lork, Dr., [illegible]
Luckenbach, [illegible]
Luczakowski, [illegible]
Ludwig, Gym[illegible]
Lümkemann, [illegible]
Lüngen, Oberl. [illegible]
Lüthgen, Dr., [illegible]
Lüttgen, [illegible]
Luthe, Dr., [illegible]

Mabe, Dr. [illegible]
Machens, [illegible]
Mädge, D[illegible]
Mahn, Dr., [illegible]

Sommer, Prof., Aachen.
Sonnenburg, Dr., Oberl., Bonn.
Sonnenburg, Dr. L., Obrl., Düsseldorf.
Sonntag, Dr., Prof., Frankfurt a. O.
Spelter, Oberl., Solingen.
Spiehs, Dr., Oberl., Krefeld.
Spiritus, Oberbürgermstr., Bonn.
Sporleder, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Stah, von, Oberl., Elberfeld.
Stahl, Geheimrat, Dr., Univ.-Prof., Münster (Westf.).
Stanger, Landschulinsp., Innsbruck.
Steffens, Dr., Bonn.
Steiger, Probekand., Wiesbaden.
Steil, Oberl., Mörs.
Stein, L., Prof., Köln.
Stein, Fel., Prof., Köln.
Stein, Dr. Ferd., Prof., Köln.
Stein, Dr., Oberl., Bonn.
Steinbach, Dr., Dir., Duisburg.
Steinschneider, Dr., Prof., Teschen.
Stelzmann, Stadtrat, Köln.
Stengel, Dr. P., Univ.-Prof., Berlin.
Stengel, Dr., Univ.-Prof., Marburg.
Stephan, Dr., Oberl., Köln.
Sternberg, Dr., Berlin.
Sternberg, Dr., Liegnitz.
Steubing, Dr., Goarshausen.
Steuder, Dr., Prof., M.-Gladbach.
Stier, Oberl., Elberfeld.
Stier, Dr., Oberl., Magdeburg.
Stimming, Dr., U.-Prof., Göttingen.
Stobbe, Hauptmann, Schneidemühl.
Stoffels, Dr., Oberl., Krefeld.
Stowasser, Dr., Prof., Wien.
Strack, Dr., Privatdoz., Bonn.
Strauch, Dr., Univ.-Prof., Halle.
Struckmann, Wirkl. Geh. O.-Just.-R., O.-Landesger.-Präs., Köln.
Stübben, Kgl. Baurat, Beig., Köln.
Stünkel, Dr., Prof., Metz.
Suchier, Univ.-Prof., Halle a. S.
Sudhaus, Dr., Oberl., Bonn.
Sugg, Beigeordn., Köln.

Tägert, Oberl., Ems.
Tellering, cand. phil., Köln.
Tendering, Dr., Dir., Elberfeld.
Terwelp, Dr., Prof., Kempen.
Teusch, Dr., Oberl., Prüm.
Theis, Dr., Prof., Bedburg.
Theissen, Dr., Oberl., Emmerich.
Thelen, Dr., Oberl., Oberhausen.
Thewalt, Beigeordn., Köln.
Thiele, Dr., Dir., Erfurt.
Thienemann, Dr., Oberl., Essen.
Thönnissen, Stdtr., Köln-Mannsfeld.
Thomé, Prof. Dr., Dir, Köln.
Thumb, Dr., U.-Prof., Freiburg i. B.
Thurneysen, Dr., U.-Pr., Freiburg i. B
Tienes, Oberl., Barmen.
Tietzel, Dr., Oberl., Wetzlar.
Tocilesco, Univ.-Prof., Bukarest.
Töpel, Dr., Institutsl., Oberkassel.
Triller, Dr., Oberl., Krefeld.
Trimborn, Rechtsanw., Stadtr., Köln.
Türk, Dr., Kand. d. h. Schulw., Breslau.

Uerlichs, Oberl., Köln.
Uerpmann, Oberl., Köln.
Ufer, Probekand., Köln.
Uhlig, Dr., Dir., Heidelberg.
Unger, Dr. Oberl., Köln.
Uppenkamp, Dr., Dir., Düsseldorf.
Usener, Geheimrat, Dr., U.-Pr., Bonn.
Usener, stud. phil., Bonn.

Valentin, Dr., Prof., Frankfurt a. M.
Velten, Dr., Prof., Köln.
Villate, Dr., Prof., Dortmund.
Vins, Oberl., Köln.
Völcker, Dr., Kreisschulinspektor, Gelsenkirchen.
Völker, Dr., Oberl., Köln.
Vogels, Dr., Oberl., Krefeld.
Vogt, Dr., Oberl., Neuss.
Voigt, Prof., Marburg.
Voigtel, Geh. Baurat, Köln.
Volckenrath, Dr., Prf., Mülheim a. Rh.
Vollmöller, Dr., Prof., Tölz (Öst.).
Voltz, Oberl., Köln.
Vorländer, Dr., Oberl., Solingen.

Wachendorf, Dr., Prof., Düsseldorf.
Wackernagel, Dr., U.-Prof., Basel.
Wagener, Ober-Postdir., Köln.
Wagener, Dr., Prof., Karlsruhe.
Wagener, Dr., Oberl., Bremen.
Wagener, Dr., Oberl., Remscheid.
Wagenfuhr, Dr., Oberl., Helmstedt.
Wahl, Dr., Privatgel., Bonn.
Wahl, Oberl., Koblenz.
Wahl, v., stud. phil., Bonn.
Walbe, Oberl., Wesel.
Walde, Dr. vorm, Dir., Siegburg.
Waldeyer, Dr., Dir., Köln.
Waldeyer, Oberl., Bonn.
Walte, Oberl., Wesel.
Walter, Dir., Frankfurt a. M.
Wandelt, Dr., Oberl., Remscheid.
Wangrin, Dr., Oberl., Krefeld.
Weber, Dr., Oberl., Essen.
Weber, Dr., Oberl., Heiligenstadt.
Weckerling, Prof., Worms.
Wedekind, Prof., Köln.
Weegmann, Dr., Oberl., Bonn.

Rumpen, Dr, Prof., Köln.
Ruppenthal, Oberl., Köln.
Ruppersberg, Dr., Obl., Saarbrücken.

Sadée, Dr., wiss. Hülfsl., Bonn.
Sakolowsky, Dr., Sekr. d. Thes. ling. lat., Göttingen.
Sander, Dr., Schulrat, Bremen.
Sarrazin, wiss. Hülfsl., Bonn.
Sarwey, Exc., Generall. z. D., Heidelberg.
Sauer, Prof., Stettin.
Sauer, Dr., Privatdoz, Gießen.
Saurenbach, Oberl., Barmen.
Savelsberg, Dr., Oberl., Aachen.
Scala, Dr. v., Prof., Innsbruck.
Schacht, Dr., Oberl., Lemgo
Schäfer, Dr., Oberl., Aachen.
Schäfer, Dr., Oberl., Marburg.
Schäfer, Dr., Oberl., Siegburg.
Schantz, Dr., wiss. Hülfsl., Essen.
Schanenburg, Geh. Rat, Dr., Direkt., Krefeld.
Schaurte, Stadtrat, Köln-Deutz.
Scheibe, Dir., Elberfeld.
Scheich, R., Prof., M.-Weißkirchen.
Scheindler, Gymnasialdir., Wien.
Schenkheld, Oberl., Marburg.
Schenkl, Dr., Prof., Graz.
Scherer, Dr., Gymn.-Dir., Arnsberg.
Scherling, cand. phil., Leipzig.
Schirmer, Dr., Dir., Lippstadt.
Schjerning, Dr., Oberl., Aachen.
Schleyer, Dr., Prof., Neuß.
Schlickum, Dr., Probekand., Koblenz.
Schmalbein, Stadtrat, Köln.
Schmick, Dr., Prof., Köln.
Schmick, Probekand., Köln.
Schmidt, Dr., Dir., Sobernheim.
Schmidt, Dr., Spezialarzt, Köln.
Schmidt, wiss. Hülfsl., Köln.
Schmidt, Dr., Probekand., Köln-Ehrenfeld.
Schmitter, Prof., Köln.
Schmitz, Dr., Weihbischof, Köln.
Schmitz, Geh. Rat, Dr., Dir., Köln.
Schmitz, Dr., Dir., Echternach.
Schmitz, Dr. M., Prof., Aachen.
Schmitz, Dr., Prof., Bonn.
Schmitz, Stadtrat, Köln.
Schmitz, H., Oberl., Aachen.
Schmitz, Dr., Oberl., Essen.
Schmitz, Oberl., Köln.
Schmitz, Oberl., Köln.
Schneider, Oberl., Bonn.
Schneider, Dr., Oberl., Wiesbaden.
Schnütgen, Dr., Dir., Eupen.
Schöne, Dr., Probekand., Köln.
Scholten, Gymnasiall., Barmen.
Schorn, Prof. Dr., Dir., Köln.
Schrader, Geh. Ober-Rg.-R., Halle S.
Schrammen, Prof., Köln.
Schrammen, J., Prof., Köln.
Schreiber, Dr., Univ.-Prof., Leipzig.
Schreiber, Oberl., Neuwied.
Schröder, Dr., Prof., Berlin.
Schröder, Dr., Univ.-Prof., Marburg.
Schröder, Dr., Prof., Kleve.
Schüller, Dr., Prof., Aachen.
Schütz, Dr. v., Prof., Essen.
Schugt, Dr., Prof., Köln.
Schulte, Oberl., Bonn.
Schulte, Oberl., Dülken.
Schultz, Dr, Privatdoz., Berlin.
Schulze, Prof., Barmen.
Schumacher, Dr., Prof., Düren.
Schumacher, Dr., Prof., Karlsruhe.
Schumacher, Dr., Oberl., Koblenz.
Schunck, Prof., Krefeld.
Schunck, Oberl., Bonn.
Schurz, Dr., Oberl., M.-Gladbach.
Schwab, Oberl., Krefeld.
Schwabe, Dr., Univ.-Prof., Tübingen.
Schwabe, Dr., Prof., Krefeld.
Schwarz, Dr., Oberl., Köln.
Schwarz, Dr., Oberl., Saarlouis.
Schweikert, Dr., Dir., M.-Gladbach.
Schwemer, Dr., Oberl., Frankfurt a. M.
Schwering, Dr., Dir., Düren.
Schwertzell, Dr., Prof., Bonn.
Seché, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Seeck, Dr., Univ.-Prof., Greifswald.
Seelbach, Dr., Oberl., Elberfeld.
Seemann, Oberl., Köln.
Seelmann, Dr., Bibliothekar, Bonn.
Seidel, Dr., Oberl., Boppard.
Seitz, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Seitz, Dr., Oberl., Elberfeld.
Sellentin, Dr., Prof., Elberfeld.
Senzie, Prof., Löwen.
Serf, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Sieberger, Dr., Prof., Aachen.
Siebs, Univ.-Prof., Greifswald.
Sieburg, Dr., Oberl., Krefeld.
Sieglin, Dr., Bibliothekar, Leipzig.
Silomon, Oberl., Barmen.
Simon, Prof., Boppard.
Simon, Dr., Oberl., Köln.
Simons, Dr., Oberl., Magdeburg.
Simons, wiss. Hülfsl., Essen.
Simonsfeld, Dr., Pr.-Doz., München.
Sitzler, Dr., Dir., Durlach.
Smolle, Dr., Prof., Wien.
Soldan, Dr., O.-Schulr., Darmstadt.
Solmsen, Dr., Privatdoz., Bonn.
Soltau, Dr., Prof., Zabern.

Sommer, Prof., Aachen.
Sonnenburg, Dr., Oberl., Bonn.
Sonnenburg, Dr. L., Obrl., Düsseldorf.
Sonntag, Dr., Prof., Frankfurt a. O.
Spelter, Oberl., Solingen.
Spiehs, Dr., Oberl., Krefeld.
Spiritus, Oberbürgermstr., Bonn.
Sporleder, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Stah, von, Oberl., Elberfeld.
Stahl, Geheimrat, Dr., Univ.-Prof., Münster (Westf.).
Stanger, Landschulinsp., Innsbruck.
Steffens, Dr., Bonn.
Steiger, Probekand., Wiesbaden.
Steil, Oberl., Mörs.
Stein, L., Prof., Köln.
Stein, Fel., Prof., Köln.
Stein, Dr. Ferd., Prof., Köln.
Stein, Dr., Oberl., Bonn.
Steinbach, Dr., Dir., Duisburg.
Steinschneider, Dr., Prof., Teschen.
Stelzmann, Stadtrat, Köln.
Stengel, Dr. P., Univ.-Prof., Berlin.
Stengel, Dr., Univ.-Prof., Marburg.
Stephan, Dr., Oberl., Köln.
Sternberg, Dr., Berlin.
Sternberg, Dr., Liegnitz.
Steubing, Dr., Goarshausen.
Steuder, Dr., Prof., M.-Gladbach.
Stier, Oberl., Elberfeld.
Stier, Dr., Oberl., Magdeburg.
Stimming, Dr., U.-Prof., Göttingen.
Stobbe, Hauptmann, Schneidemühl.
Stoffels, Dr., Oberl., Krefeld.
Stowasser, Dr., Prof., Wien.
Strack, Dr., Privatdoz., Bonn.
Strauch, Dr., Univ.-Prof., Halle.
Struckmann, Wirkl. Geh. O.-Just.-R., O.-Landesger.-Präs., Köln.
Stübben, Kgl. Baurat, Beig., Köln.
Stünkel, Dr., Prof., Metz.
Suchier, Univ.-Prof., Halle a. S.
Sudhaus, Dr., Oberl., Bonn.
Sugg, Beigeordn., Köln.

Tägert, Oberl., Ems.
Tellering, cand. phil., Köln.
Tendering, Dr., Dir., Elberfeld.
Terwelp, Dr., Prof., Kempen.
Teusch, Dr., Oberl., Prüm.
Theis, Dr., Prof., Bedburg.
Theissen, Dr., Oberl., Emmerich.
Thelen, Dr., Oberl., Oberhausen.
Thewalt, Beigeordn., Köln.
Thiele, Dr., Dir., Erfurt.
Thienemann, Dr., Oberl., Essen.
Thönnissen, Stdtr., Köln-Mannsfeld.
Thomé, Prof. Dr., Dir, Köln.
Thumb, Dr., U.-Prof., Freiburg i. B.
Thurneysen, Dr., U.-Pr., Freiburg i. B.
Tienes, Oberl., Barmen.
Tietzel, Dr., Oberl., Wetzlar.
Tocilesco, Univ.-Prof., Bukarest.
Töpel, Dr., Institutsl., Oberkassel.
Triller, Dr., Oberl., Krefeld.
Trimborn, Rechtsanw., Stadtr., Köln.
Türk, Dr., Kand. d. h. Schulw., Breslau.

Uerlichs, Oberl., Köln.
Uerpmann, Oberl., Köln.
Ufer, Probekand., Köln.
Uhlig, Dr., Dir., Heidelberg.
Unger, Dr. Oberl., Köln.
Uppenkamp, Dr., Dir., Düsseldorf.
Usener, Geheimrat, Dr., U.-Pr., Bonn.
Usener, stud. phil., Bonn.

Valentin, Dr., Prof., Frankfurt a. M.
Velten, Dr., Prof., Köln.
Villate, Dr., Prof., Dortmund.
Vins, Oberl., Köln.
Völcker, Dr., Kreisschulinspektor, Gelsenkirchen.
Völker, Dr., Oberl., Köln.
Vogels, Dr., Oberl., Krefeld.
Vogt, Dr., Oberl., Neufs.
Voigt, Prof., Marburg.
Voigtel, Geh. Baurat, Köln.
Volckenrath, Dr., Prf., Mülheim a. Rh.
Vollmöller, Dr., Prof., Tölz (Öst.).
Voltz, Oberl., Köln.
Vorländer, Dr., Oberl., Solingen.

Wachendorf, Dr., Prof., Düsseldorf.
Wackernagel, Dr., U.-Prof., Basel.
Wagener, Ober-Postdir., Köln.
Wagener, Dr., Prof., Karlsruhe.
Wagener, Dr., Oberl., Bremen.
Wagener, Dr., Oberl., Remscheid.
Wagenfuhr, Dr., Oberl., Helmstedt.
Wahl, Dr., Privatgel., Bonn.
Wahl, Oberl., Koblenz.
Wahl, v., stud. phil., Bonn.
Walbe, Oberl., Wesel.
Walde, Dr. vorm, Dir., Siegburg.
Waldeyer, Dr., Dir., Köln.
Waldeyer, Oberl., Bonn.
Walte, Oberl., Wesel.
Walter, Dir., Frankfurt a. M.
Wandelt, Dr., Oberl., Remscheid.
Wangrin, Dr., Oberl., Krefeld.
Weber, Dr., Oberl., Essen.
Weber, Dr., Oberl., Heiligenstadt.
Weckerling, Prof., Worms.
Wedekind, Prof., Köln.
Weegmann, Dr., Oberl., Bonn.

Wegehaupt, Prof., Dir., Hamburg.
Weichhardt, Oberl., Duisburg.
Weidemann, Prof., Wesel.
Weidgen, Dir., Koblenz.
Weiland, Prof., Köln.
Weinand, Dr., Prof., Aachen.
Weinmann, Dr., Probekand., Koblenz.
Weise, Dr., Oberl., Krefeld.
Weissbrodt, Geh. Reg.-R., Prof., Dr., Braunsberg.
Weissbrodt, Braunschweig.
Welter, Dr., Dir., Essen.
Wencker, Dr., Bibliothek., Marburg.
Wendlandt, Dr., Prof., Remscheid.
Wendt, Geheimr. Dr., Dir., Karlsruhe.
Weniger, Hofr. Dr., Dir., Weimar.
Wernicke, Oberl., Mülheim a. d. Ruhr.
Werres, Stadtrat, Köln.
Werth, Alb., Hülfsl., Duisburg.
Werth, A., cand. phil., Remscheid.
Wetzel, Dr., Prof., Barmen.
Wetzel, Dr., Oberl., Paderborn.
Weuster, Prof., Eschweiler.
Weyman, Dr., Privatdoz., München.
Wichmann, Dr., Oberl., Essen.
Wickel, Dr., Oberl., Wiesbaden.
Widmann, Dr., Dir., Oberlahnstein.
Wiedel, Dr., Prof., Köln.
Wiedemann, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Wiedmann, Dr., Oberl., Köln.
Wiepen, Dr., Prof., Köln.
Wiesenthal, Dr., Oberl., Barmen.
Wilkens, Dr., Oberl., Essen.
Wilkens, Oberl., Saarbrücken.
Will, Prof., Wesel.
Wilmanns, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Wimmenauer, Dr., Prof., Mörs.
Wimmer, Dr., Oberl., Duisburg.
Wimmers, Sem.-Dir., Siegburg.
Windeck, Civ.-Ing., Köln.
Winterfeld, Dr., Obl., Mülheim a. Rh.
Wirtz, A., Gymnasiall., Neufs.
Wisbaum, Dr., Oberl., Bonn.
Witte, Prof., Wesel.
Wittenhaus, Dr., Dir., Rheydt.
Wittich, Dr., Dir., Kassel.
Wohlhage, Oberl., Andernach.
Wohlrab, Rektor, Dresden-Neustadt.
Wolf, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Wolff, Dr., Prof., Frankfurt a. M.
Wollmann, Dr., Prof., Köln.
Wollseifen, Dir., Krefeld.
Wolters, Dr., Sekr. d. Inst. in Athen, Bonn.
Worms, Dr., Oberl., Rheydt.
Worrings, Oberl., Siegburg.
Wrede, Dr., Prof., Köln.
Wrede, Dr., Privatdoz., Marburg.
Wünnenberg, Dr., Oberl., Duisburg.
Wünsch, Dr., Privatgel., Wetzlar.
Wulff, Oberl., Köln.
Wunderlich, Dr., Dir. d. Zool. Gart., Köln.
Wytzes, Oberl., M.-Gladbach.

Zahn, Dr., Dir., Mörs.
Zawadsky, Dr., Oberl., Ruhrort.
Zerwes, Dr., Rektor, Steele.
Ziebarth, Dr., Probekd., Göttingen.
Ziegler, Dr., U.-Prof., Strafsburg i. E.
Ziemer, Dr., Prof., Kolberg.
Zilkens, Stadtrat, Köln-Ehrenfeld.
Zimmer, Institutsvorst., Köln.
Zimmermann, Beigeordn., Köln.
Zimmermann, L., Regisseur, Köln.
Zippel, Dir., Greiz.
Zipper, Dr., Prof., Lemberg.
Zohren, Oberl., Bedburg.
Zunkley, Prof., Eupen.
Zypen, van der, Stadtrat, Köln.

Druckfehlerverzeichnis.

S. 54 Z. 13 von oben lies: wurden statt: worden.
S. 56 Z. 1 „ „ „ als Aufenthaltsort statt: als dem Aufenthaltsort.
S. 57 Z. 23 „ „ „ erweisen statt: zuweisen.
S. 61 Z. 18 „ „ „ Oropos statt: Oupos.
S. 63 Z. 17 von unten lies: Zuschauerraum statt: Zwischenraum.
S. 64 Z. 5 von oben lies: in statt: an.

VERHANDLUNGEN

DER

VIERUNDVIERZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

DRESDEN

VOM 29. SEPTEMBER BIS ZUM 2. OKTOBER 1897.

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS

ZUSAMMENGESTELLT VON

DR. REINHARD ALBRECHT,
OBERLEHRER AM KGL. GYMNASIUM ZU DRESDEN-N.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1897.

Boesche, Dr., Dir., Eisleben.
Boetticher, Dr., Prof., Berlin.
Bohle, Oberl., Krefeld.
Bohnhardt, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Bolte, Dr., Prof., Köln.
Bone, Dr., Prof., Düsseldorf.
Borgass, Oberl., Bonn.
Bormann, Dr., Universitätsprf., Wien.
Boss, cand. phil., Köln.
Bramscheid, Oberl., Barmen.
Brandes, Oberl., Aachen.
Brandt, Dr., Oberl., M.-Gladbach.
Braubach, Dr., Stadtrat, Köln.
Braubach, Prof., Neufs.
Braun, Dr., Prof., Düsseldorf.
Braun, Dr., Prof., Wesel.
Braun, wissenschaftl. Hülfsl., Essen.
Brauneck, Prof., Köln.
Bredtmann, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Brems, Stadtrat, Köln.
Brinkmann, Dr., Privatdoz., Bonn.
Brockhues, Dr., Dir., Köln.
Brockhues, Prof., Köln.
Brockhues, cand. jur., Köln.
Brockmeier, Oberl., M.-Gladbach.
Broker, Prof., Essen.
Brück, Dr., Rektor, Urdingen.
Brückmann, Rentner, Köln.
Brüll, Dr., Dir., Andernach.
Brusis, Prof., Köln.
Bubendey, Dr., Prof., Hamburg.
Buchenau, Dr., Dir., Marburg.
Buchhold, Dr., Oberl., Darmstadt.
Buchkremer, Dr., Oberl., Aachen.
Buckendahl, Dr., Prof., Düsseldorf.
Bücheler, Geh. Rat, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Bücheler, Prof., Wiesbaden.
Bücheler, Referendar, Bonn.
Bünger, Dr., Prof., Strafsburg.
Büsch, Oberl., Malmedy.
Bützler, Oberl., Düsseldorf.
Burdach, Dr., Univ.-Prof., Halle a/S.
Burgass, Dr., Oberl., Elberfeld.
Burkhard, Dr., Prof., Wien.
Busch, Oberl., Barmen.
Busch, Dr., Oberl., M.-Gladbach.

Caesar, Dr., Oberl., Köln.
Capelle, Dr., Prof., Oberhausen.
Cardauns, Dr., Chef-Red., Köln.
Castendyck, Dr., Prof., Elberfeld.
Chambalu, Dr., Oberl., Köln.
Christ, Dr., k. k. Prof., Prag.
Christa, Oberl., Siegburg.
Claes, Dr., Prof., Eschweiler.
Claus, Dr., Probekandid., Elberfeld.
Conrads, Dr., Prof., Essen.
Conrath, Dr., Oberl., Köln.
Contzen, Dr., Dir., Bonn.
Conze, Geh.-Rat, Dr., Prof., Berlin.
Cornu, Dr., Univ.-Prof., Prag.
Corsen, Oberl., Lennep.
Cramer, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Creizenach, Dr., Prof., Frankfurt a. M.
Cremans, Dr., Prof., Düsseldorf.
Cremer, Oberl., Cleve.
Crusius, Dr., Univ.-Prof., Tübingen.
Cüppers, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Cüppers, Dr., Oberl., Köln.
Cumont, Dr., Univ.-Prof., Gent.
Cuntz, Dr., Privatdoz., Strafsburg i. E.
Curtius, Dr., Oberl., Köln.
Czoernig, Frhr. v., k. k. Landesger.-Präs., Innsbruck.

Dahm, Dr., Oberl., Brühl.
Dahmen, Dr., Prof., Köln.
Dahmen, Dr., Oberl., Köln.
Dahmen, Gymnasiall., Köln.
Danzenbrink, Dr., Oberl., Prüm.
Dapperich, Dr., Oberl., Barmen.
Dauber, Dr., Dir., Braunschweig.
Degenhardt, Dr., Oberl., Wiesbaden.
Deiters, Geh. Rat, Dr., Prov.-Schulr., Coblenz.
Deiters, stud. phil., Bonn.
Dennert, Dr., Oberl., Godesberg.
Depenthal, Prof., Kleve.
Deubner, Oberl., Wiesbaden.
Deussen, Prof., Essen.
Deussen, Dr., Oberl., Münstereifel.
Dibbler, Dr., Sinzig.
Dickmann, Dr., Oberl., Köln.
Diderich, Dr., Oberl., Mülheim a. Rh.
Didolff, Dr., Prof., Köln.
Diehl, Dr., Dir., Bedburg.
Diehl, stud. phil., Bonn.
Diels, Dr. Univ.-Prof., Berlin.
Diener, Oberl., Mülheim a. Rh.
Dietrich, Dr., Univ.-Prof., Marburg.
Dietrich, Probandus, Leipzig.
Dillenburger, Dr., Oberl., Andernach.
Dissel, Dr., Oberl., Hamburg.
Dörwald, Dr., Oberl., Ohlen.
Dohmen, Gymnasiall., Duisburg.
Dorfeld, Dr., Gymnasiall., Giefsen.
Dorschel, Dr., Prof., Stargard i. P.
Drecher, Dr., Privatdoz., Münster.
Drecker, Dr., Oberl., Aachen.
Drerup, Dr. phil., Borghorst.
Dreyse, v., Dr., Landrat, Köln.
Dröder, Dr., Oberl., Barmen.
Düben, wiss. Hülfsl., Grevenbroich.

Dünner, Stadtrat, Köln-Nippes.
Düntzer, Dr., Prof., Köln.
Duhn, Dr. v., Univ.-Prof., Heidelberg.
Du Mont, Jul., Generalinsp., Köln.
Dumont, stud. math., Köln.
Dylewski, wiss. Hülfsl., Koblenz.

Eberhard, Dr., Dir., Sigmaringen.
Eck, Dr., wissensch. Hülfsl., Köln.
Eckertz, Dr., Oberl., Wiesbaden.
Edelhoff, Dr., Probekandid., Köln.
Effer, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Egelhaaf, Dr., Rektor, Stuttgart.
Egen, Dr., Oberl., Münster.
Ehlen, Prof., Köln.
Eichenberg, Oberl., Godesberg.
Eichler, Dr., Bibliothekar, Graz.
Eickhoff, Dr., Oberl., Remscheid.
Elfes, Dr., Oberl., Trarbach.
Ellenbeck, Dr., Oberl., Krefeld.
Elter, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Elven, Justizrat, Stadtrat, Köln.
Engels, Dr., Oberl., Aachen.
Erkelenz, Dr., Prof., Dir., Köln.
Erbe, Prof., Stuttgart.
Erckmann, Dr., Dir., Mülheim a. Rh.
Erich, Dr., Prof., Krefeld.
Ernst, Rektor, Grevenbroich.
Eschbach, Dr., wiss. Hülfsl., Duisburg.
Esser, Dr., Dir. d. bot. Inst., Köln.
Esser, Oberl., Prüm.
Evers, Prof., Dir., Barmen.

Fehre, Dr., Oberfinanzrat, Steuerdir., Köln.
Fehrs, Dr., Dir., Wetzlar.
Feldmann, Oberl., Bonn.
Feldmann, Oberl., Koblenz.
Feller, Prof., Duisburg.
Felten, Dr., Oberl., Neufs.
Fenner, Oberl., Barmen.
Finken, Dr., Dir. d. Flora, Köln.
Finsterwalder, Dr., Prof., Köln.
Fisch, Dr., Prof., Bonn.
Fischer, Dr., Weihbischof, Köln.
Fischer, Dr., Dir., Leipzig.
Fischer, Dr., Dir., Lennep.
Fischer, Dir., Saarbrücken.
Fischer, Dr., Prof., Kempen.
Fischer, Dr., wiss. Hülfsl., Münstereifel.
Fleer, Oberl., Neuwied.
Flöck, Dr., Prof., Neufs.
Flöck, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Florax, Oberl., Viersen.
Floss, Kand. d. h. Schulamts, Köln.
Foerster, Dr., Oberl., Rheydt.
Franck, Dr., Oberl., Krefeld.
Frank, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Frank, Dr., Prf., Reichenberg (Böhm.).
Franke, Oberl., Boppard.
Franke, Dr., Oberl., Köln.
Franke, A., cand. phil., Leipzig.
Frankfurter, Dr., Aman. d. k. k. Univ.-Bibl., Wien.
Franz, Dr., Dir., Wandsbeck.
Franz, Oberl., Essen.
Freund, Dr., Oberl., Krefeld.
Frey, Dr., Dir., Münster.
Frey, A., Ingen., Köln.
Freytag, Verlagsbuchh., Prag.
Friedersdorff, Dr., Dir., Halle a. S.
Fritsch, W., Dir., Sondershausen.
Fromm, Dr., Oberl., Köln.
Fuchs, Pfarrer, Köln.
Fuchs, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Fuchs, Gymnasiall., M.-Gladbach.
Füchtjohann, Dr., Oberl., Bonn.
Fürth, Dr., Oberl., Bonn.
Fuhr, Dr., Prof., Berlin.

Gandtner, Geheimr., Dr., Kurat., Bonn.
Geciow, Prof., Rzeszow.
Geercke, Dr., Univ.-Prof., Greifswald.
Geissler, wiss. Hülfsl., Köln.
Gemoll, Dr., Dir., Liegnitz.
Genniges, Dr., Oberl., Bonn.
Gerber, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Gesthuysen, Oberl., M.-Gladbach.
Geyr, Dr., Oberl., Wesel.
Geyser, Dr., Prof., M.-Gladbach.
Giesecke, Dr., Verlagsbuchh., Leipzig.
Glaser, Dr., Prof., Wetzlar.
Goebel, Dr., Prof., Koblenz.
Goldbach, Dr., wiss. Hülfsl., Köln.
Goldscheider, Dr., Prof., Elberfeld.
Gomperz, Hofrat, Wien.
Goossens, Dr., Oberl., M.-Gladbach.
Gräf, Dr., Privatdoz., Berlin.
Grätzel, Dr. v., Oberl., Hannover.
Grafe, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Greeven, Dr., Oberl., Rheydt.
Grein, Konsul, Köln.
Grein, Dr., Oberl., M.-Gladbach.
Greve, Dr., Prof., Aachen.
Grimm, Dr., wiss. Hülfsl., Essen.
Grimmendahl, Dr., Oberl., Aachen.
Gronau, Dr., Dir., Elbing.
Gross, Prof., Kempen.
Grote, Oberl., Münstereifel.
Grünefeld, Oberl., Elberfeld.
Gruhn, Oberl., Essen.
Gülde, Dr., Oberl., Bonn.
Gundlach, Dr., Oberl., Weilburg.
Gurlitt, Dr., Oberl., Steglitz.

Inhalt.

Seite

Erste allgemeine Versammlung . . . . . 1—21
Wohlrab: Eröffnungsrede über die Entwicklung der Sektionen 1—11. Begrüfsungen 12—17. Totenschau 17. Treu: Winckelmann und die neue Bildhauerei 17—21.

Zweite allgemeine Versammlung . . . . . 22—28
Förster: Antiochia. Zum Gedächtnis Otfried Müllers 22—25. Delbrück: Vergleichende Syntax 25. Wissowa: Römische Götterbilder 25—28.

Dritte allgemeine Versammlung . . . . . 28—42
Burdach: Zur Entstehung des mittelalterlichen Romans 28—31. Dieterich: Über den Ursprung des Sarapis 31—33. Kehrbach: Bericht über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und über die Thätigkeit einzelner Gruppen 33—42.

Vierte allgemeine Versammlung . . . . . 42—46
Studniczka: Menander 42. Sektionsbericht 43—44. Schlufsworte 44—46.

I. Philologische Sektion . . . . . 47—56

Erste (konstituierende) Sitzung 47

Zweite Sitzung im Verein mit der archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion 47

Dritte Sitzung . . . . . 47—56
Immisch: Über Theophrasts Charaktere 48. Knaack: Über die Hirten bei Theokrit 48—49. Fuchs: Bericht über die Fortschritte auf dem Gebiete der Heilkunde in den letzten zwei Jahren 50—53. Lincke: Sokrates und seine Apologeten 53—55. Wellmann: Dioskurides 55.

Vierte Sitzung im Verein mit der archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion 56

II. Pädagogische Sektion . . . . . 57—71

Erste (konstituierende) Sitzung 57

Zweite Sitzung . . . . . 57—65
Seeliger: Über die Aufgaben des griechischen Unterrichts in der Gegenwart 57—58. Volkelt: Psychologie und Pädagogik 58—61. Uhlig: Über die Abschlufsprüfung am Ende der Untersekunda 61—65.

Dritte Sitzung . . . . . 65—71
Lyon: Die Ziele des deutschen Unterrichts in unserem Zeitalter 65—67. Richter: Die Bedeutung der Geld-

Seite

frage in der Gymnasialpädagogik 67—68. Stürenburg: Zwei lateinische Knabenbriefe des jetzigen Königs Albert von Sachsen 68—69. Sedlmayr: Über die Prinzipienfrage einer Reform der Aussprache des Lateinischen in den Gymnasien des Deutschen Reiches 69—71.

III. Archäologische Sektion . . . . . 72—82
Besprechung über Gymnasium u. Archäologie 73—82

IV. Historisch-epigraphische Sektion . . . . . 83—101
Erste (konstituierende) Sitzung 83
Zweite Sitzung im Verein mit der archäologischen und der philologischen Sektion . . . . . 83—86
Hiller von Gaertringen: Die archaische Kultur der Insel Thera 83—84. Pick: Über das '*Corpus nummorum*' 85—86. Wilcken: Über die griechischen Papyrusforschungen 86.
Dritte Sitzung im Vereine mit der archäologischen Sektion . . . . . 87—98
Rofsbach: Über die Nemesis des Agorakritos und den sitzenden Faustkämpfer im Thermenmuseum zu Rom 87. Tocilesco: Über die neuen Ausgrabungen in Rumänien 87—91. Bormann: Über die antiquarischen Forschungen in Österreich und in Bulgarien 91—93. Patsch: Über das Mithräum von Konjica 93. Steindorff: Die älteste Geschichte und Civilisation Ägyptens 93—98.
Vierte Sitzung im Verein mit der historischen Sektion 98
Beloch: Über die Bürgerzahl Athens im 4. und 5. Jahrhundert v. Chr. 98.
Fünfte Sitzung im Verein mit der philologischen und der archäologischen Sektion . . . . . 99—101
Diels: Besprechung der von *Dr. Patsch* entworfenen und in den bosnisch-herzegowinischen Mittelschulen eingeführten Wandtafeln zur Veranschaulichung des römischen Provinziallebens 99. Mitteis: Über die juristische Bedeutung der Papyruspublikationen 99—101.

V. Historische Sektion . . . . . 102—104
Einzige Sitzung im Vereine mit der historisch-epigraphischen Sektion . . . . . 102—104
Lamprecht: Über die im Jahre 1896 neu begründete Kgl. Sächsische Kommission für Geschichte 102—104.

VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion . . . . 105—117
Erste Sitzung . . . . . 105—106
Helm: Über das Rechnen mit Mafseinheiten beim mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht 105—106. Hoffmann: Referat über die Verhandlungen der mathematischen Sektion der Naturforscherversammlung in Braunschweig 106.
Zweite Sitzung . . . . . 106—110
Böttcher: Über bewegliche Schülermodelle zur Geometrie 106—109. Rohn: Anwendung räumlicher

Seite

Beziehungen zur Ableitung planimetrischer Sätze 109—110.

Demonstrationen im Physikalischen Institut der Kgl. Technischen Hochschule . . . . . 110—111

Pockels: Neuere Methoden zur objektiven Sichtbarmachung der Ausbreitung elektrischer Schwingungen im Raume 110. Toepler: Über Schichtung und Strahlenbildung elektrischen Lichtes in evakuierten Röhren sowie in freier Luft u. a. m. 110—111.

Dritte Sitzung . . . . . 111—114

Krause: Bemerkungen zum mathematischen Unterricht in der Oberprima der Realgymnasien 111—113. Kalkowsky: Über den Unterricht in Krystallographie mit Demonstrationen im Mineralogischen Institut der Technischen Hochschule 113—114. Rohn: Erläuterungen von Modellen für darstellende Geometrie 114.

Demonstrationen im Physikalischen Institut des Annenrealgymnasiums . . . . . 114—117

Henke: Besichtigung des Neubaues für den physikalischen und chemischen Unterricht am Annenrealgymnasium 114. Looser: a) Versuche zur kinetischen Gastheorie, b) Experimenteller Nachweis des Jouleschen Gesetzes für feste und flüssige Leiter, c) Einige Versuche über Wärmestrahlung 114—116. Lohmann und Gebhardt: Einige Schulversuche aus der Elektrostatik 116—117.

VII. Germanistische Sektion . . . . . 118—141

Erste Sitzung . . . . . 118—121

Siebs: Thesen über eine Regelung der deutschen Bühnenaussprache 118—121. Meier: Volkslied und Kunstlied 121.

Zweite Sitzung . . . . . 121—128

Streitberg: Über das sogenannte '*Opus imperfectum*' 121—122. Kraus: Über die Sprache Heinrichs von Veldeke 122—124. Zwierzina: Über Reimwörterbücher zu den höfischen Epikern 124—126. Bremer: Über die Aufgaben der deutschen Mundartenforschung 126—128. Schullerus: Bericht über den Stand der Vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch 128.

Dritte Sitzung . . . . . 128—141

Reuschel: Über die ältesten Lutherspiele 129—131. Hauffen: Johann Fischarts Bibliothek 131—132. Drescher: Der Verfasser der pseudo-Stainhöwelschen Decameroneübersetzung 132—136. Uhl: Benennung und Wesen der deutschen Priamel 136—141.

VIII. Neuphilologische Sektion . . . . . 142—161

Erste Sitzung . . . . . 142—145

Luick: Über Quantitätsveränderungen im Laufe der englischen Sprachentwicklung 142—145.

Seite

Zweite Sitzung . . . . . 145—151
Schneegans: Die affektische Diphthongierung in den romanischen Sprachen 145—147. Vetter: Robert Greene und seine Prosa 147—151.

Dritte Sitzung . . . . . 151—161
Scheffler: Über Molières Bühne und das Komödienhaus am Kursächsischen Hofe 151—155. Vollhardt: Die Vorbilder Shakespeares für Oberon und Titania 155—157. Schumann: Über mittelalterliche Illustrationen zu Benoît's de Sainte-More Roman de Troie als Vorbilder zu Wandteppichen 157—159. Varnhagen: Über die Prüfungen der Kandidaten für den neusprachlichen Unterricht in Bayern 159—161.

IX. Orientalische Sektion . . . . . 162—164

A. Deutsche Morgenländische Gesellschaft. . . 162—163

Erste Sitzung . . . . . 162—163
Delitzsch: Assyrische Notizen zur hebräischen Formenlehre 162—163.

Zweite Sitzung 163
Häntzsche: Das Geschlechtsleben in Persien 163. Kautzsch: Bericht über den Internationalen Orientalistenkongreſs in Paris 163.

B. Deutscher Palästinaverein . . . . . 163—164
Kersten: Über die bisherigen Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen in Palästina 163. Guthe: Bericht über die Vermessung des Ostjordanlandes 164. Sieglin: Über die neuestens in Mādebā aufgefundene Mosaiklandkarte von Palästina und den angrenzenden Ländern 164.

X. Indogermanische Sektion . . . . . 165—174

Erste Sitzung . . . . . 165—166
Streitberg: Die Entstehung des Injunktivs im Indogermanischen 165—166.

Zweite Sitzung . . . . . 166—170
Prellwitz: Zur Wortbildung im Indogermanischen. Die Herkunft der lateinischen Suffixe *-ārius* und *-tūrus* 166—168. Brugmann: Dissimilatorische Veränderung von ē im Griechischen und Aristarchs Regel über den homerischen Wechsel von η und ει vor Vokalen 168—170.

Dritte Sitzung . . . . . 170—174
Hoffmann: Die Entstehung des grammatischen Geschlechts in den indogermanischen Sprachen 170—171. Schrader: Über die Begriffe '*Familie, Sippe und Stamm*'. Etymologische Beiträge zu einem Sachwörterbuche der indogermanischen Altertumskunde 171—173. Hirt: Bemerkungen zur litauischen Betonung 173.

XI. Sektion für Bibliothekswesen . . . . . 175—189

Erste Sitzung . . . . . 175—177
Schwenke: Über die Erforschung des deutschen Bucheinbandes des 15. und 16. Jahrhunderts 176—177.

Seite

Zweite Sitzung . . . . . 177—180
Dziatzko: Über die modernen Bestrebungen einer Generalkatalogisierung 178—180.

Dritte Sitzung . . . . . 180—187
Luther: Die Reformationsbibliographie und die Geschichte der deutschen Sprache 181—183. Milchsack: Die Buchformate, historisch und ästhetisch entwickelt 183—185. Gräsel, Über Bibliotheksmuseen 185—187.

Vierte Sitzung . . . . . 187—189
Gerhard: Antrag betr. den von der preufsischen Regierung unternommenen Gesamtkatalog 187. Schwenke-Lohmeyer: Antrag betr. die Vorbereitung einer zweiten Versammlung der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten 187—188. Molsdorf: Die Photographie im Dienste der Bibliographie mit besonderer Berücksichtigung älterer Drucke 188. Nörrenberg: Thesen über die Einrichtung von Bücher- und Lesehallen 188—189.

Festbericht . . . . . 190—202
Darunter: Festschriften und Festgaben 198—201. Beteiligung der einzelnen Staaten 201.

Alphabetische Liste der Teilnehmer an der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 203—215

Allgemeine Sitzungen

im grofsen Saale des Vereinshauses (Zinzendorfstrafse 17).

Erste allgemeine Versammlung.

Mittwoch, den 29. September 1897.

(Beginn 9 Uhr.)

Vorsitzender: der I. Präsident Oberschulrat Dr. Wohlrab.

Die feierliche Eröffnung der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, zu der zahlreiche Vertreter des Staates, der Stadt und der Wissenschaft als Ehrengäste geladen und erschienen waren, wurde durch die Gegenwart Sr. Majestät des Königs Albert und Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachsen, ausgezeichnet. Sobald Se. Majestät, von den beiden Präsidenten der Versammlung ehrfurchtsvoll geleitet, punkt 9 Uhr den festlich geschmückten Saal betreten hatten, bestieg Oberschulrat Wohlrab das Podium, brachte zuerst auf Se. Majestät den König ein dreifaches, von der Versammlung begeistert aufgenommenes Hoch aus, für das Se. Majestät huldreichst dankten, und hielt sodann folgende Eröffnungsrede:

„Königliche Majestät!

Königliche Hoheit!

Hochansehnliche Versammlung!

In Gemäfsheit des mir in Köln gewordenen Auftrages habe ich die Ehre die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu eröffnen.

Von den Städten deutscher Zunge ist Dresden die zweite, in der diese Wanderversammlung zum zweiten Male tagt. Die erste war die Kaiserstadt Wien. Die Vorgängerin der heutigen Dresdner Versammlung war die vom Jahre 1844, im ganzen die siebente. 53 Jahre liegen zwischen heute und damals, eine Kluft, weit genug, dafs persönliche Verhältnisse sie kaum überspannen. Und doch ist uns ein solcher Zusammenhang gegönnt. Unter den Gottbegnadeten, die jene Tage gesehen haben und die wir heute wieder

begrüfsen dürfen, steht obenan des Sachsenkönigs Albert Majestät, dem als dem einzig noch überlebenden der grofsen Heerführer des ruhmreichen letzten Krieges jede deutsche Versammlung, als dem Förderer aller auf Wissenschaft und Bildung gerichteten Bestrebungen jede Versammlung von Gelehrten und Lehrern ehrfurchtsvolle Bewunderung darbringen wird. An der Seite seines erlauchten Vaters, des damaligen Prinzen, späteren Königs Johann, den ebenso sehr die Tugenden des Gelehrten wie des Regenten zierten, wohnte damals Se. Königliche Hoheit Prinz Albert allen öffentlichen Sitzungen bei. Haben doch überhaupt die Wettiner, die Ernestiner wie die Albertiner, unseren Versammlungen eine Huld und Teilnahme gezeigt wie keines der übrigen deutschen Fürstenhäuser. Das wufste schon der kundige Eckstein in seinem der 25. Versammlung dargebotenen geschichtlichen Überblick zu rühmen. Und so bin ich der freudigen Zustimmung dieser hochansehnlichen Versammlung gewifs, wenn ich dem allerdurchlauchtigsten Sächsischen Königshause, voran Ew. Königlichen Majestät, den allerunterthänigsten Dank für den Erweis fortgesetzter Huld und Gnade zu Füfsen lege.

Als Teilnehmer an der ersten Dresdner Versammlung darf ich ferner noch begrüfsen und beglückwünschen Herrn Geheimen Hofrat Dr. Ackermann, in dem die Bürgerschaft Dresdens schon über 32 Jahre lang den Vorsitzenden ihrer Vertreter verehrt, und Herrn Oberschulrat Dr. Erler, vormals Rektor des Gymnasiums zu Zwickau.

Und an dieser Stelle gebührt es sich wohl auch den unter uns weilenden Senior der Präsidenten unsrer Versammlung, Alfred Fleckeisen, zu begrüfsen, der vor 36 Jahren die Frankfurter Versammlung mit Classen geleitet hat, und an dem Zeitpunkte, an dem er die Redaktion der Jahrbücher niederlegt, ihm im Namen aller Philologen zu danken für die Hingabe ohne Gleichen, die er 45 Jahre lang dieser ältesten, durch ihn so hochangesehenen philologischen Zeitschrift gewidmet hat.

Nach diesem erhebenden Rückblicke auf die Vergangenheit wende ich mich der erfreulichen Gegenwart zu und entbiete im Namen des Vorstandes allen, die seinem Rufe gefolgt sind, einen herzlichen Willkommengrufs. Möchte das, was Sie hier finden, nicht zu weit hinter dem zurückbleiben, was Sie erwarten!

Welch ein Unterschied zwischen sonst und jetzt trotz des lebendigen Zusammenhanges, dessen wir uns freuen dürfen! Die erste Dresdner Versammlung hatte in dem Leipziger Philologenfürsten Gottfried Hermann so recht eigentlich ihren Mittelpunkt. Schon 1840 hatte ihm die Versammlung in Gotha durch die von Ritschl verfafste Votivtafel als *criticorum princeps* gehuldigt; in

noch viel reicherem Maſse that das die Dresdner. Wie Hermann selbst in seiner Eröffnungsrede seinem Lehrer Reiz ein Ehrendenkmal von bleibendem Werte setzte, so konnte er von seinen Schülern und Verehrern, die trotz der Beschwerden der Reise vom fernsten Osten und Westen herbeigeströmt waren, bewundernde Liebe und Anerkennung in Fülle ernten. War es ihm damals doch vergönnt auf 50 Jahre einer ebenso in die Tiefe wie in die Weite gehenden Wirksamkeit zurückzublicken, die er als Lehrer an ein- und derselben Hochschule verbracht hatte.

Daſs jemals noch eine unsrer Versammlungen etwas von solcher Traulichkeit und Wärme eines Familienfestes an sich trage, ist ausgeschlossen durch die groſsen Verhältnisse, die sie angenommen haben, durch die zahlreiche Vertretung der mannigfaltigen Studiengebiete, die sie in sich schlieſsen. War es doch gerade die erste Dresdner Versammlung, die die ursprünglichen Grenzen erweiterte; in ihr traten zum ersten Male Sektionen auf. Um dieses ihres Anfanges willen und deshalb, weil sie nun zumal durch die heute sich vollziehende Begründung einer Sektion für Bibliothekswesen zu einem gewissen Abschlusse gekommen sein dürften, sei es gestattet, ihrer Entwicklung in kurzem nachzugehen.

Die erste Sektion, die sich auf Fleischers Anregung bildete, war die orientalische. Schon ein Jahr vorher waren in Leipzig die vorbereitenden Schritte gethan worden. Am zweiten Sitzungstage, am 3. Oktober 1844, beschloſs man die Gründung der Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes und die Herausgabe der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, von der jetzt 50 stattliche Bände vorliegen. So hat Dresden den Ruhm, der Geburtsort dieser die Orientalisten Deutschlands zusammenfassenden Gesellschaft zu sein, wenn sie sich auch erst im folgenden Jahre in Darmstadt durch die Festsetzung ihrer Statuten konstituierte. Die Berechtigung dieser Sektionsbildung ist wohl ohne weiteres klar; die Orientalisten wie die klassischen Philologen erkannten, daſs sie sich einander nicht eben viel zu bieten hätten. Und so wurden denn auch unsre Versammlungen von der Jenaer bis zur Meiſsner, von 1846 bis 1863, als Versammlungen der Philologen, Schulmänner und Orientalisten bezeichnet. Erst nachdem sich auch die Germanisten selbständig gemacht hatten, muſste es richtiger erscheinen, den Namen Philologen in seinem umfassenden Sinne allein wieder anzuwenden.

Weiter schlossen sich in Dresden an unsere Versammlungen die Theologen an und zwar als Exegeten. Doch haben sie sich nicht wieder eingefunden. Die Theologie — ein Anbau an die

Philologie — würde ja in der That das Verhältnis völlig umgekehrt haben, in dem beide Wissenschaften ursprünglich zu einander standen.

Von diesen Anfängen aus entwickelten sich die Sektionen nach den zwei Richtungen hin, die durch den Namen unsrer Versammlung gegeben waren, nach der Seite der philologischen Gelehrsamkeit und nach der Seite der schulmännischen Praxis.

Hatte in Dresden die Philologie eine Erweiterung erfahren, so traten schon im folgenden Jahre in Darmstadt die Schulmänner zu einer besonderen Sektion zusammen. Diese hauptsächlich durch Köchly herbeigeführte Secession mag beim ersten Anblick etwas Auffallendes haben. Bei der Begründung unseres Vereines waren die Universitätsprofessoren entschieden in der Mehrheit, in den Versammlungen selbst aus naheliegenden Gründen die Schulmänner. Und so überwogen denn in den ersten Zeiten auch deren praktische Interessen die rein wissenschaftlichen in den Verhandlungen. Und doch sonderten sie sich ab? Die Antwort darauf findet man leicht, wenn man einen Einblick thut in die Verhandlungen der neuen Sektion. In Jena debattierte man an drei Tagen über Lateinschreiben und -sprechen, im Jahre darauf in Basel an zwei Tagen über den griechischen Unterricht. Es war ja gegen das Ende der vierziger Jahre, daſs die das Gymnasium betreffenden Fragen einer eingehenden Revision unterzogen wurden. Wenn aber zu irgend einer Zeit, so sind in Zeiten, die Neuerungen bringen, Versammlungen von Fachmännern von gröſstem Segen. Was jeder erdacht, erprobt, erstrebt, erlebt hat, möchte er an dem Urteil und der Erfahrung der Mitarbeiter prüfen und so zu gröſserer Klarheit und tieferer Einsicht gelangen. Daſs sich dazu aber die allgemeinen Sitzungen nicht eignen, ist ohne weiteres klar; denn in ihnen wird immer der zusammenhängende Vortrag überwiegen, nicht die Aussprache der einzelnen, die Debatte. Demgemäſs ist es denn bei den Pädagogen in der That meist so gewesen, daſs an eine kurze Anregung, an vorher bekannt gemachte Thesen sich ein sehr ergiebiger Gedankenaustausch angeschlossen hat. Doch hatte diese Separation nicht die Folge, daſs in den allgemeinen Sitzungen von nun an Vorträge pädagogischen Inhaltes gänzlich fehlten.

Aber auch die Interessen der Schulmänner waren zu vielseitig, als daſs es möglich gewesen wäre, sie auf die Dauer zusammenzuhalten. War doch damit, daſs die Alleinherrschaft der Philologen an den höheren Schulen ihr Ende erreicht hatte, eine Zeit angebrochen, welche die Vertretung der übrigen Fächer durch Männer von zum Teil sehr zweifelhafter Qualifikation nicht mehr

duldete. Hatten doch schon die ersten, 1837 in Göttingen abgefafsten Statuten unter Schulmännern keineswegs blofs die philologisch gebildeten verstanden. Es heifst da: 'Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren Unterrichtes, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie, besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen teilzunehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.'

Es war sonach eine natürliche Weiterentwicklung, wenn zuerst die Mathematiker und Naturwissenschaftler, die bisher vielleicht zu wenig ihre Rechnung gefunden hatten, zur Pflege ihrer Disciplinen eine besondere Sektion wünschten. Sie wurde ihnen auf Antrag Buchbinders 1864 in Hannover gewährt und fand sich mit wenig Ausnahmen fast bei jeder Versammlung ein. Dafs aber die Mathematiker zuerst neben den Philologen sich selbständig machten, lag wohl nicht nur in der Bedeutung ihrer Wissenschaft, sondern auch darin begründet, dafs sie schon treffliche Lehrer auf den Universitäten hatten.

Die Abhängigkeit der höheren Schulen von den Hochschulen trat auch auf dem Gebiete der Geschichte klar hervor. Seitdem diese Wissenschaft einen neuen Aufschwung genommen hatte, gewann sie sich besondere Vertreter an den höheren Schulen, die sich nicht mehr damit begnügen wollten, die Geschichte der Völker und Staaten nach alter Väter Weise der Jugend zu überliefern. Sie bildeten 1885 in Gieſsen eine eigene Sektion. Nicht dafs ihr Fach sich über Vernachlässigung auf unseren Versammlungen zu beklagen gehabt hätte — Vorträge aus dem Gebiete der alten Geschichte waren vielmehr jederzeit in den öffentlichen Sitzungen geboten und dankbar entgegengenommen worden —, aber die Geschichtslehrer an den höheren Schulen vermifsten die Berücksichtigung der mittleren und neueren Geschichte. Ihren Bedürfnissen suchte Oncken durch die Bildung der neuen Sektion zu entsprechen, in der Berichte über neue Forschungen, neu erschlossene Quellen, den Stand wichtiger Streitfragen gegeben werden, aber auch die Methode des Unterrichtes Gegenstand der Verhandlung sein sollte.

Fruchtbarer als die schulmännische Praxis zeigte sich hinsichtlich der Sektionsbildung die wissenschaftliche Philologie, allerdings nicht ohne auf jene vielfältig Rücksicht zu nehmen. Forderten doch dazu die Statuten auf, indem sie als Zweck des Vereines angaben, das Studium der Philologie in der Weise zu fördern, dafs es alle Teile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfafste.

Nächst den Orientalisten empfanden die Archäologen das Bedürfnis, innerhalb der Versammlungen eine eigene Stellung ein-

zunehmen. Auf Overbecks Antrag wurde ihnen 1855 in Hamburg eine Sektion gewährt; sie hofften dadurch ihrer Wissenschaft zu gröfserer Anerkennung zu verhelfen. Ihren Sitzungen war vor allem das wachsende Interesse förderlich, das die Ausgrabungen auf klassischem Boden wach riefen. Aber auch die Schulmänner wendeten ihnen mit der Zeit immer mehr Teilnahme zu. Dazu trug einerseits die Erkenntnis von der Bedeutung der Anschauungsmittel für den Unterricht bei, andererseits das Streben, den Sinn für Kunst in der Jugend zu heben.

Da es ferner die Erweiterung unsrer Versammlungen mit sich brachte, dafs in den Plenarsitzungen nur philologische Fragen von allgemeinerem Interesse behandelt werden konnten, so suchte Köchly den Sonderinteressen der altklassischen Philologen dadurch zu dienen, dafs er in Heidelberg 1865 eine Sektion für Kritik und Exegese ins Leben rief. So sehr nun auch beides im Mittelpunkte ihrer Thätigkeit stehen mag, so erwies sich diese Beschränkung doch nicht als praktisch, zumal da man die Erfahrung machte, dafs Versammlungen wie die unsere nicht sowohl Stätten der wissenschaftlichen Forschung als vielmehr Stätten der Mitteilung des Erforschten sind. Darum fand Useners Vorschlag 1877 in Wiesbaden Anklang, diese Neubildung zu einer Sektion für klassische Philologie zu erweitern, deren Specialgebiet gegenüber der archäologischen sich durch den Unterschied litterarischer und monumentaler Überlieferung abgrenzen lasse. In der Folge bezeichnete man sie meist als die philologische.

Die jüngste Sektion ist die historisch-epigraphische. Sie ist 1893 in Wien auf Bormanns Antrag gegründet worden. Legte doch gerade Wien die Berücksichtigung dieses Faches nahe, das internationale Beziehungen, internationale Arbeit voraussetzt. Und so hatten wir denn auch die Ehre, seitdem Gelehrte aus nichtdeutschen Ländern als Teilnehmer in unseren Versammlungen zu sehen.

Ferner machten sich die Erweiterungen geltend, die die philologische Wissenschaft erfuhr. Dafs neue Zweige auf den Hochschulen eigene Vertreter fanden, hatte zur Folge, dafs die Alteingesessenen auf den Versammlungen bald neue Genossen begrüfsen konnten; und so wurden diese zu einer Art Marksteine in der Geschichte dieser Fachwissenschaften.

In Frankfurt beantragten 1861 Bartsch, von Raumer und Wackernagel eine germanistische Sektion, und die Versammlung genehmigte sie. Sie trat zum ersten Male im folgenden Jahre in Augsburg zusammen. Da aber schon 1863 in Meifsen unter Zarnckes

Vorsitz in dieser Sektion auch Vorträge von Romanisten gehalten wurden, so führte sie von Hannover an (1864) den Namen germanistisch-romanische. Sie widmete sich vorwiegend der Erforschung der germanischen und romanischen Sprachen in ihren mittelalterlichen Äufserungen.

Das Studium der neueren und neuesten Gestaltung dieser Sprachen, vorzugsweise des Französichen und Englischen, fand seine Vertretung in der neuphilologischen Sektion, die auf Anregung von Mätzner und Kern zum ersten Male 1872 in Leipzig zusammentrat, sich aber erst seit der Stettiner Versammlung 1880 regelmäfsig einfand. Es war wohl eine naturgemäfse Weiterentwickelung, wenn sie seit der Münchner Versammlung 1891 die Romanisten von den Germanisten trennte und zu sich herüberzog. Gerade diese Sektion war für die höheren Schulen, zumal für die Realschulen, von grofser Bedeutung. Waren doch an diesen die neueren Sprachen auffallend lange in den Händen von Männern, die die Fähigkeit, sie zu lehren, gar nicht nachzuweisen hatten, zumal da es an den Universitäten keine Professuren dafür gab. Da in diesem Unterrichtszweige noch manches nachzuholen war, so ist es nicht zu verwundern, wenn sich die neue Sektion vielfach mit Erörterungen über die Methode desselben beschäftigte, zugleich also wissenschaftliche und praktische Ziele verfolgte.

Ebenfalls 1872 in Leipzig wurde unter dem Einflusse von Georg Curtius die Sektion für die indogermanischen Sprachen begründet, die allerdings schon längere Zeit auf den Universitäten vertreten waren, als die neuen Sprachen. Nachdem sie in Innsbruck 1874 zunächst mit der orientalischen zusammen getagt, auch eine Sitzung für sich gehalten hatte, trat sie erst 1891 in München wieder auf, um von da an regelmäfsig auf dem Platze zu sein.

Wie diese überaus reiche Entwicklung unsrer Versammlungen ein erfreuliches Zeichen innerer Lebenskraft und Berechtigung ist, so fehlte ihnen auch nicht innerer Zusammenhang und Notwendigkeit. Es hatte insofern ein günstiger Stern über der Geburtsstunde unseres Vereins gewaltet, als Vertreter fast aller heute in ihm vorhandenen Richtungen anwesend waren. Fiel sie doch in die Feier des hundertjährigen Jubiläums der Georgia Augusta. So hat die Vereinsstatuten als erster Friedrich Thiersch unterzeichnet, der ebenso als Philolog wie als Schulmann in Ehren stand, als zweiter Friedrich Kohlrausch, dem namentlich die Entwicklung des Realschulwesens in Hannover so viel verdankt. Am zahlreichsten sind die Unterschriften der altklassischen Philologen; ich nenne nur

Otfried Müller, Schneidewin, Göttling, Welcker, Ritschl. Aber vertreten war auch die germanistische Philologie durch ihre Begründer, die Gebrüder Grimm, die orientalische durch Ewald, die indogermanische durch Pott; schliefslich waren vertreten die Historiker durch Dahlmann. Von den Schulmännern seien nur der Göttinger Rektor Ferdinand Ranke, Grotefend, Ahrens und Rost hervorgehoben. Der Konstituierung aber dieses so viele und grofse geistige Interessen umfassenden Vereines wohnte der vielumfassende Gelehrte Alexander von Humboldt bei.

Dieser weiten Anlage entsprechend gestalteten sich denn auch die ersten Versammlungen. Dafs man von Anfang an den Begriff Philologie im umfassendsten Sinne verstand, beweist der Umstand, dafs der erste Vortrag, den die erste Versammlung, die in Nürnberg stattfand, entgegennahm, der des Missionars Dr. Schmid über die tamulische Sprache war. Und so war gewifs Gottfried Hermann im Recht, wenn er in der Dresdner Versammlung den Anschlufs der Orientalisten begünstigte und freudigst begrüfste. Auch das verdient hervorgehoben zu werden, dafs er erklärte, auch ohne Anfrage müsse die altdeutsche und romanische Litteratur, als in den Umfang der Philologie gehörig, willkommen geheifsen werden.

Und sehr weise war es, dafs man unter Schulmännern von Anfang an nicht blofs philologische verstanden und dadurch eine Scheidewand gegen die nichtphilologischen errichtet hat. Das wäre sicherlich für das Gedeihen unseres höheren Schulwesens, das auf beide angewiesen ist, geradezu verhängnisvoll geworden. Versammlungen, wie die unsere, sind eine Macht, eine Macht, die binden, eine Macht, die lösen kann. In der That war denn auch schon auf der ersten Versammlung der mathematische und geschichtliche Unterricht Gegenstand eines Vortrages; Vorträge über den neusprachlichen folgten auf den nächsten.

So war von Anfang an jede Einseitigkeit ausgeschlossen. Zunächst ging auch das Streben dahin, alle diese verschiedenen Zuflüsse in einem Bette weiterzuleiten. Das hatte ja bei der verhältnismäfsig geringen Zahl der Mitglieder in den ersten Versammlungen keine sonderliche Schwierigkeit, erwies sich aber bei der zunehmenden Ausdehnung als nicht mehr durchführbar. Leicht vollzog sich die Abzweigung der Orientalisten; aber erst nach langem Sträuben und Kämpfen gelang es den Pädagogen, sich selbständig zu machen. Die in Berlin 1850 revidierten Statuten erkennen denn auch aufser den allgemeinen philologischen Versammlungen ausdrücklich Sektionsversammlungen 1. für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände, 2. der Orientalisten an und

bestimmen mit offenbarer Rücksicht auf die ersteren, dafs die Themata zu den Besprechungen einige Monate vor der Versammlung vom Präsidium bekannt zu machen sind.

Die principielle und bis heute giltige, recht glückliche Regelung des Sektionswesens erfolgte 1868 in Würzburg und fand in der dritten Statutenänderung ihren Ausdruck. Durch diese werden aufser den allgemeinen philologischen Versammlungen ständige und vorübergehende anerkannt. Als ständige werden vier angeführt, die pädagogisch-didaktische, die der Orientalisten, die der Germanisten und Romanisten und die archäologische. Für die vorübergehenden wird die Bestimmung getroffen, dafs sie für besondere Gegenstände auf den Antrag von 20 Mitgliedern durch das Präsidium gebildet und dadurch zu ständigen werden, dafs sie in drei aufeinander folgenden Versammlungen zustande kommen. Überdies sollen die Sektionssitzungen, um Kollisionen mit den allgemeinen zu vermeiden, entweder an den Vormittagen vor Beginn der letzteren oder an den Nachmittagen des zweiten oder dritten Tages angesetzt werden, an welchen keinerlei Vergnügungen stattfinden dürfen. In diesen Bestimmungen hat die letzte 1884 in Dessau erfolgte Revision der Statuten keine Änderung gebracht.

Nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge haben sich den Anspruch auf den Namen ständiger Sektionen erworben aufser den eben genannten vier folgende sechs: die mathematisch-naturwissenschaftliche, die philologische, die indogermanische, die neuphilologische, die historische und mit der heutigen Sitzung die historisch-epigraphische. In der diesjährigen Tagung tritt auf Dziatzkos Anregung die Sektion für das Bibliothekswesen zunächst als eine vorübergehende auf. Da die wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten von jeher vollberechtigte Mitglieder unserer Versammlung waren, so konnte ihr mit 105 Unterschriften versehener Antrag auf Bildung einer Sektion nicht abgewiesen werden. Und so begrüfsen wir denn diese freundlichen Förderer wissenschaftlicher Arbeit mit den besten Wünschen für das weitere Gedeihen ihrer Vereinigung.

Nur eins ist an dieser Entwickelung der Dinge zu beklagen und in der That schon vielfach beklagt worden. Da es nicht zu vermeiden ist, dafs alle Sektionen gleichzeitig tagen, wird es immer vorkommen, dafs gleichzeitig zwei, ja mehr Gegenstände verhandelt werden, für die man sich interessiert. Da entringt sich wohl manchem der Seufzer des Faust: 'zwei Seelen wohnen — ach! — in meiner Brust.' Nun fehlt es allerdings nicht an einem Bande, das die Sondersitzungen an die allgemeinen anknüpft: am Schlusse der letzteren wird eine Übersicht über das gegeben, was getrieben

worden ist. Diese pflegt freilich kurz zu sein; aber unsere Verhandlungen, deren Veröffentlichung den Sitzungen möglichst rasch auf dem Fuſse nachfolgen soll, bringen alles Wesentliche über den Verlauf und die Ergebnisse der Vorträge. Noch wirksamer wird es freilich sein, dadurch wieder gröſsere Einheiten zu bilden, daſs man Sektionen kombiniert. So wird sich diesmal die historische Sektion der historisch-epigraphischen anschlieſsen, und beide werden sich wenigstens in einer Sitzung mit der archäologischen verbinden.

Fragen wir nun: welches war denn die treibende Kraft, die unseren Versammlungen eine so reiche Entfaltung verschaffte?, so haben die Verfasser des ursprünglichen Statutes sie richtig erkannt und bezeichnet, wenn sie sagen, daſs es für die Philologen das Bedürfnis war, die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Übereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren, für die Schulmänner das Bedürfnis, die Methoden des Unterrichtes mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doktrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichtes nach Möglichkeit auszugleichen. Diese herrlichen Worte gelten heute noch, wie sie vor nunmehr 60 Jahren galten.

Für die Philologen war es zur Zeit der Begründung unsres Vereins der Streit der Sprach- und Sachphilologen, der einen Ausgleich suchte. Wer könnte zweifeln, daſs die häufigen Begegnungen der Anhänger beider Richtungen viel dazu beigetragen haben, eine gerechte Würdigung derselben herbeizuführen und die höhere Einheit zu finden, die beide umschlieſst? Widmete doch in Gotha das Haupt der einen, Gottfried Hermann, dem früh verstorbenen Otfried Müller, mit dem er einen so harten Strauſs durchgefochten hatte, ehrende Worte der Erinnerung, sah man doch in Jena, wie er seinem heftig bekämpften Gegner August Böckh freundlich die Hand reichte, wie beide Arm in Arm spazieren gingen. Wie oft mögen Schäden, die die spitze Feder verursachte, durch einen Druck der Hand geheilt worden sein, die diese Feder geführt hatte!

Für die Schulmänner lagen ähnliche Differenzen vor in dem Verhältnis der Sprachen zu den Realien. Der Kampf um die Abgrenzung der beiderseitigen Berechtigungen verschärfte sich auf diesem Gebiete noch durch die rasche und reiche Entwicklung des Realschulwesens. Ja, es kam so weit, daſs die Realschulmänner sich von unseren Versammlungen lossagten und eigene abhielten. Doch überzeugten sie sich bald, daſs sie von Anfang an nicht aus-

geschlossen waren und dafs die Gymnasiallehrer ihr Ausscheiden ehrlich beklagten. So haben sie sich denn zu Hannover 1864 wieder zu uns gefunden und sind uns verbunden geblieben.

War es so der Streit, der gute Streit, der klärt und fördert, und der nicht ruhen wird, solange es strebende Menschen giebt, dem unser Verein sein Dasein dankt, so wird es wohl schon viele Versammlungen gegeben haben, in denen man wenig von ihm gespürt hat. Denn noch ein anderes ist es, was ihnen Wert und Reiz verleiht. Was sie bieten, soll Fortschritte in der Wissenschaft oder in ihrer Verwertung für die Schule bezeichnen, neue Thatsachen, neue Beobachtungen, neue Erfahrungen, neue Aufschlüsse zugänglich machen. Das alles aber nicht auf dem Umwege durch die Druckereien, sondern durch den Mund der Berufenen zu erfahren, die Wirkung von Person zu Person, das ist der besondere Reiz, den unsere Sitzungen haben. Wie mancher hat in ihnen einen Trunk reinster Begeisterung gethan, der ihn mit neuem Feuer für sein Wirken durchglühte! Und auch die Aussicht, die Träger von Namen, die uns wert und wichtig geworden sind, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, hat wohl immer eine grofse Anziehungskraft ausgeübt.

Wenn so von Anfang an bis heute dasselbe Bedürfnis, durch persönlichen Gedankenaustausch zur Verständigung, durch persönliche Begegnung zu gegenseitiger Anerkennung zu gelangen, uns zusammengeführt hat, und eigentlich neue Gesichtspunkte und Ziele nicht hervorgetreten sind, so ist doch nicht zu verkennen, dafs in der gestiegenen Zahl der Mitglieder, die jedes Fach uns sendet, Schwierigkeiten liegen, die frühere Zeiten nicht gekannt haben. Umfafst doch unsere Versammlung jetzt die Angehörigen fast der ganzen philosophischen Fakultät und die aus ihr hervorgegangenen Schulmänner. Da wird die treibende Kraft noch lebendiger sein müssen als am Anfang, der gute, der beste Wille, Verständigung zu suchen und zu finden, und gegenüber der auf so vielen Gebieten herrschenden Zeitströmung zu trennen und zu zerstören vielmehr der Wille zu verbinden und aufzubauen. Und das wird uns mit Gottes Hilfe gelingen, wenn wir uns an das alte bewährte Wort halten: *in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.*

Und somit erkläre ich die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet. Ich thue das, indem ich daran die Bitte anschliefse, den Männern, die Sie, hochzuverehrende Herren, an diesen ehrenvollen Posten gestellt haben, Ihre Hilfe und Nachsicht angedeihen zu lassen und sie in ihrem Streben zu unterstützen, in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu wahren."

Hierauf schritt der Vorsitzende zur Bildung des Bureaus für die allgemeinen Sitzungen und schlug als Sekretäre vor: die Gymnasialoberlehrer Dr. Albrecht aus Dresden, Dr. Heyden aus Meifsen, Dr. Koch aus Zittau und den Realgymnasialoberlehrer Dr. Lüder aus Dresden, die nach allgemeiner Zustimmung ihren Platz einnahmen.

Im Namen der Kgl. Sächsischen Regierung begrüfste zuerst Se. Excellenz Herr Staatsminister von Seydewitz die Versammlung mit folgender Ansprache: „Königliche Majestät! Durchlauchtigster Prinz! Hochverehrte Versammlung! Ich habe die Ehre, die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Namen der Königlich Sächsischen Regierung zu begrüfsen, und ich thue dies sehr gern, weil wir Ihren Bestrebungen lebendiges Interesse und warme Sympathie entgegenbringen.

Der Verein deutscher Philologen und Schulmänner darf, da seine ersten Statuten vom 20. September 1837 datieren, in dieser Tagung auf eine 60jährige erfolgreiche Wirksamkeit zurückblicken. Hierin liegt nicht nur ein Anlafs für uns, den Verein zu dem schönen Jubelfeste, das er in unseren sächsischen Landen feiert, herzlich zu beglückwünschen, es liegt hierin zugleich der Beweis dafür, dafs der Verein einem weithin empfundenen Bedürfnisse Rechnung getragen und die an seine Begründung geknüpften hohen Erwartungen erfüllt hat. Der Verein hat seine Lebenskraft durch zahlreiche wertvolle Anregungen bewiesen, die er teils auf dem Gebiete theoretischer Forschung, teils im Rahmen praktischer Schulthätigkeit gegeben und durch die er segensvoll für unsere Jugend, dieses kostbarste Gut deutscher Nation, gewirkt hat. Wenn Sie, meine Herren, nach Ihren grundlegenden Satzungen vor allem auch 'die Methode des Unterrichts an den höheren Lehranstalten mehr und mehr bildend machen' wollen, so dürfen wir in Ihrem in so glücklicher Weise aus ausgezeichneten Gelehrten und praktischen Schulmännern zusammengesetzten Vereine unseren natürlichen Bundesgenossen, einen treuen Mitarbeiter an der eigenen Lebensarbeit erblicken, denn auch wir streben unausgesetzt danach, die Fortschritte der Wissenschaft für die Schulpraxis zu verwerten und auf diese Weise die Lehrmethode in der Schule zu verbessern.

Das Ihrer und unserer Fürsorge anvertraute deutsche Gymnasium ist in neuerer Zeit Gegenstand heftiger Angriffe gewesen. Schriftlich und mündlich, in grofsen und kleinen, berufenen und nicht berufenen Kreisen hat man die Frage seiner Existenzberechtigung in der Gegenwart aufgeworfen und in allem Ernste verneint. Man hat — um von anderem zu schweigen — behauptet, dafs

der Deutsche durch die eingehende Beschäftigung mit der antiken Welt auf dem Gymnasium den Sinn für deutsches Denken und Fühlen, das Verständnis für deutsche nationale Gröfse verliere, man scheute sich nicht, diesen Vorwurf etwa ein Jahrzehnt nach dem grofsen Kriege von 1870/71 zu erheben. Man hat kurz und bündig die ganze Unterrichts- und Erziehungsweise auf unserem Gymnasium als eine grundverkehrte bezeichnet.

Es wird nicht der ausdrücklichen Versicherung bedürfen, dafs die Sächsische Regierung diese Auffassung nicht teilt. Ich möchte aber hier noch eine doppelte Bemerkung hinzufügen.

Auch wir wissen, dafs das Gymnasium in seiner jetzigen Verfassung nicht vollkommen, sondern verbesserungsfähig ist. Wir haben deshalb in Sachsen nicht jeden Reformgedanken zurückgewiesen, wir haben nicht verkannt, dafs in der allgemeinen Schulbewegung manch gesunder Gedanke lag, wir haben deshalb die Frage, ob und inwieweit am Gymnasium zu ändern sei, sehr eingehend, *sine ira et studio* geprüft und wir haben insoweit, als uns eine Umgestaltung angezeigt erschien, offen und ehrlich reformiert. Wir haben in dieser Beziehung — ich darf hier wiederholen, was ich schon einmal öffentlich ausgesprochen habe — der Stärkung und Stählung des Körpers gröfsere Sorgfalt zugewendet, wir haben der Mathematik, den Naturwissenschaften und den neueren Sprachen den Raum im Lehrplane gegeben, den sie nach ihrem Bildungswerte beanspruchen dürfen, wir haben die Pflege unserer deutschen Muttersprache mehr in den Vordergrund gerückt und im Geschichtsunterricht den Hauptwert auf die Geschichtserkenntnis im Gegensatz zur blofsen Kenntnis geschichtlicher Thatsachen gelegt, und wir haben endlich durch eine Beschränkung des grammatikalischen und des syntaktisch-stilistischen Stoffs die Freude und den Genufs an den unvergänglichen Werken der griechischen und römischen Autoren zu erhöhen gesucht. Und das alles war gewifs zum Vorteile des Gymnasiums. Aber wir haben bei aller Reform unentwegt daran festgehalten und werden immer daran festhalten, dafs die Einführung in das klassische Altertum der Mittelpunkt des Gymnasialunterrichtes sein und bleiben müsse.

Die andere Bemerkung, die ich machen möchte, ist die:

Es giebt Kreise in unserem Volke, die eine Unterweisung der Jugend in dem Sinne wünschen müssen, dafs bei der Auswahl des Lernstoffes vorwiegend auf dessen Verwendbarkeit für gewisse praktische Zwecke Rücksicht genommen werde. Diesem berechtigten Verlangen wollen bestimmt ausgeprägte Schulorganismen Rechnung tragen, die die Regierung in wohlwollendster Weise

fördert und unterstützt Aber daneben bestehen und werden, wie ich zuversichtlich hoffe, immer bestehen bleiben weite Kreise, die eine Unterweisung der Jugend in dem Sinne wünschen, dafs der Lernstoff nicht nach naheliegenden Nützlichkeitsrücksichten, sondern vornehmlich nach seinem inneren Bildungswerte für Geist und Gemüt der Jugend bestimmt werde. Diesem Verlangen wollen unsere vorwiegend ideal gerichteten Gymnasien Rechnung tragen. Auch diese Schulgattung hat gewifs Anspruch auf den Schutz und die Förderung des Staates.

Die Gegner des Gymnasiums sind mitunter von kleinen Gesichtspunkten ausgegangen. Wir wollen im wohlthuenden Gegensatze hierzu die grofsen unerschütterlichen Grundlagen, auf denen das Gymnasium ruht, die grofsen idealen Ziele, die es verfolgt, die grofsen unanfechtbaren Erfolge, die es an den Besten unseres Volkes aufzuweisen hat, nie aus den Augen verlieren. Man klagt wohl, dafs unsere Zeit hier und da den wünschenswerten grofsen Zug vermissen lasse; ich hoffe, dafs dem Kampfe für das Gymnasium immer jener grofse Zug zu eigen bleiben werde!

Als der Verein deutscher Philologen und Schulmänner im Jahre 1844 seine Schritte zum erstenmale nach Dresden lenkte, da haben zwei Glieder unseres hohen Königshauses, Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Johann und Albert, seinen Verhandlungen ganz besonders eingehende persönliche Teilnahme zugewendet und dadurch bekundet, dafs sie den Wert der Philologie und der auf ihr ruhenden klassischen Bildung wohl zu würdigen wufsten. Vom Jahre 1854 bis zum Jahre 1873 hat die Regierung unseres Landes in den Händen des ersten jener beiden Prinzen, Sr. Majestät des Hochseligen Königs Johann, geruht und seit dem Jahre 1873 ruht die Regierung unseres Landes in den Händen des anderen jener beiden Prinzen, Sr. Majestät des Königs Albert. Beide Herrscher sind in Fortführung des schon im Jahre 1844 bethätigten hohen Sinnes zu jeder Zeit, auch in kritisch bewegter Zeit, mit aller Kraft und Entschiedenheit, aber auch mit aller Ruhe und Besonnenheit eingetreten für die grundsätzliche Beibehaltung der klassischen Bildung und für die Hochschätzung der Männer, die die Vermittelung dieser Bildung auf den Hoch- oder Mittelschulen sich zum Lebensberuf gewählt haben. Und die Herrscher wufsten und wissen sich hierin einig mit den Räten der Krone und mit vielen Einsichtigen in unserem Volke.

Darum wird eine Versammlung wie die Ihre immer auf freundliche Aufnahme in unserem Lande rechnen dürfen und darum freuen wir uns, dafs Sie in diesem Jahre wieder zu uns gekommen sind.

Ich heifse Sie noch einmal herzlich willkommen und wünsche, dafs auch die Verhandlungen dieser Tagung von reichem Erfolge begleitet sein mögen."

Sodann bewillkommnete Herr Oberbürgermeister Geh. Finanzrat Beutler die Versammlung im Namen der Stadt Dresden: „Königliche Majestät! Königliche Hoheit! Hochgeehrte Herren! Es sei mir gestattet, die deutschen Philologen und Schulmänner auch namens der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Dresden herzlich zu begrüfsen und willkommen zu heifsen.

Dafs Sie, meine Herren, unsere Stadt nach langen Jahren wieder einmal zum Orte Ihrer Versammlung und Verhandlungen gewählt haben, hat, dessen bescheiden wir uns, seinen Grund wohl nicht darin, dafs Dresden in seiner Geschichte oder in seinen Baudenkmälern oder in seinen Lehrinstituten gerade für den klassischen Philologen eine besondere Ausbeute verspricht oder einen besonderen Anreiz bietet. In dieser Beziehung können wir uns jedenfalls mit den deutschen Universitätsstädten und insbesondere mit unserer sächsischen Schwesterstadt Leipzig, die seit Jahrhunderten die altberühmte Pflanzstätte der Wissenschaften in sich birgt, nicht messen. Wie wir aber aus den einleitenden Worten des Herrn Vorsitzenden gehört und aus Ihrem Programm ersehen haben, erstreckt sich Ihre Thätigkeit über das Gebiet der eigentlichen Philologie weit hinaus auf die Gebiete der Archäologie, der Pädagogik, der Mathematik und Naturwissenschaften, der Bibliothekswissenschaft und der Geschichte. Auf vielen dieser Gebiete, ebenso wie auf dem Gebiete der klassischen Philologie, werden Sie in Dresden nicht nur hervorragende Männer finden, die die einschlagenden Zweige der Wissenschaften hier beruflich in bester Weise vertreten, sondern Sie werden auch in unseren höheren Schulen und vor allen Dingen in der Königlichen Technischen Hochschule und den Königlichen Sammlungen Anstalten sehen, die einen Vergleich mit anderen ähnlichen Instituten sicher nicht zu scheuen brauchen. In einem Punkte aber weifs ich es sicher, dafs wir uns allen Städten, die Sie bisher in der langen Geschichte Ihrer Vereinigung besucht haben, mindestens gleichstellen können: nämlich in der Freude über Ihren Besuch und in dem Bestreben, Ihnen den Aufenthalt in der Versammlungsstadt thunlichst angenehm zu gestalten. Denn das brauche ich ja kaum besonders zu versichern, dafs die städtischen Behörden und die Bürgerschaft Dresdens, dem erhabenen Beispiele Sr. Majestät des Königs folgend, die Bedeutung Ihrer Vereinigung im vollsten Mafse zu würdigen wissen. Beherrscht doch die Philologie im wesentlichen die Erziehung

der Jugend für alle Berufe, welche eine akademische Bildung erfordern; hat doch die Wissenschaft der lebenden Sprachen gerade in unserer Zeit durch die Leichtigkeit und die Erweiterung des Weltverkehrs und das Eintreten vieler bisher in Barbarei oder Abgeschlossenheit lebender Völker in die Reihe der Kulturstaaten eine erhöhte Bedeutung auch für das praktische, für das geschäftliche Leben erhalten, und wird doch endlich aller wahren Wissenschaft, wie überall in Deutschland, so auch bei uns in Dresden, ohne dafs zuerst die moderne Frage „*cui bono?*" gestellt und auf ihre Beantwortung gewartet wird, die gröfste Achtung und Wertschätzung entgegengebracht.

Ich hoffe und wünsche, dafs die von Ihnen vertretenen Wissenschaften auch aus ihren Dresdener Verhandlungen neue Anregung und reiche Förderung erhalten mögen, und dafs Sie alle persönlich, die Sie von fern und nah hierher gekommen sind, nur angenehme und freundliche Eindrücke von unserem Dresden erhalten mögen.

Willkommen noch einmal in Dresden!"

Endlich überbrachte Herr Senator Dr. Tocilesco, Professor an der Universität in Bukarest, folgenden Gruſs aus Rumänien: „Hochansehnliche Versammlung! Die rumänische Akademie der Wissenschaften, deren Vicepräsident zu sein ich die Ehre habe, und die rumänische Regierung haben mich entsendet, um die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu begrüfsen und für ihre Beratungen neuen Stoff aus unserem Teile des *orbis Romanus* beizusteuern. Zum Gruſse glaube ich nichts Besseres sagen zu können, als die Worte zu wiederholen, die mein König, der Hohenzoller auf Rumäniens Thron, an die vorige Philologenversammlung nach Köln gerichtet hat, erst ein paar freundliche Worte für meine Beteiligung an der Kölner Versammlung und dann: 'Ich wünsche von Herzen, dafs die Forschungen und Bemühungen der deutschen Philologen und Schulmänner von den besten Erfolgen begleitet sein mögen'. In der grofsen Aufgabe, die unser Hohenzoller übernommen und, wie wir mit Dank erkennen, grofsenteils geleistet hat, unser zurückgebliebenes Land auf die Stufe der westeuropäischen Staaten zu erheben, war zwar die Sorge für Heer und Verwaltung das dringlichste, aber sein erleuchteter Sinn weifs auch das hohe Princip zu würdigen, dessen Bethätigung die deutschen Schulen zu den ersten der Welt gemacht hat, Erziehung durch Wissenschaft, Wissenschaft durch Erziehung. In gleicher Empfindung begrüfse ich, ein bescheidener Schüler deutscher Wissenschaft und deutscher Erziehung, die lebendige Verkörperung dieses

Princips, die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner!"

Nachdem der Vorsitzende jedem der genannten Redner gedankt hatte, erfüllte er, einem alten ernsten Brauche folgend, eine Pflicht der Pietät, indem er aus der langen Reihe der seit den Tagen der Kölner Versammlung dahingeschiedenen Standesgenossen folgende der allgemeinen Teilnahme sichere Namen anführte. Er nannte:

Overbeck, den Begründer der archäologischen Sektion, Ernst Curtius, der auf fünf Philologenversammlungen in den allgemeinen Sitzungen einen Vortrag geboten hat, Human, der in Smyrna, Buresch, der in Athen forschend sein Ende fand, die Dorpater Hörschelmann und Mendelssohn, Dümmler in Basel, den Numismatiker der Orientalisten Stickel, den Sanskritisten Roth in Tübingen, die Historiker von Treitschke und Wattenbach, den Litterarhistoriker Michael Bernays, die Mathematiker Weierstrafs, Erler und Bardey, den Physiker Reis, den Philosophen Jürgen Bona Meyer in Bonn, zwei Vertreter der Schulverwaltung: Gandtner in Bonn und Stauder in Berlin, und zwei Männer der Schulpraxis: die Gymnasialrektoren Bender in Ulm und Kreufsler in Bautzen, einen der Sekretäre der ersten Dresdner Versammlung.

Zu Ehren der Toten erhoben sich alle Anwesenden von ihren Sitzen.

Prof. Dr. Georg Treu, Direktor der Kgl. Skulpturensammlung in Dresden, ergriff nunmehr das Wort zu seinem Vortrage über Winckelmann und die neue Bildhauerei.[1])

Dresden ist dem Altertumsfreund auch die Stadt Winckelmanns. Sechs Jahre hat er nahebei in Nöthnitz, ein siebentes (1755) bei Oeser in Dresden selbst zugebracht. Es war das letzte Jahr vor seiner Übersiedelung nach Rom, das entscheidende seines Lebens; das Jahr, in dem die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei- und Bildhauerkunst" entstanden. Diese Erstlingsschrift ist das Programm seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit geworden.

Schon Justi urteilte, dafs die innere Wandlung Winckelmanns damals durch keine andere Stadt Deutschlands so hätte gefördert werden können, wie durch Dresden. Denn Dresden war unter August II. und III. eine in den Norden vorgeschobene Kolonie des Südens, Italiens und der Künste geworden; vor allem auch durch seine Sammlungen. Als ein Zeugnis von Winckelmanns Studien

1) Der Vortrag wird bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinen.

in der Gemäldegallerie steht in seiner Erstlingsschrift die kanonisch gewordene Verherrlichung der Sixtinischen Madonna. Die ausgelassenen Allüren der zeitgenössischen Bildhauerei konnte Winckelmann in den Werken Berninis und dessen Nachfolger kennen lernen, von deren Hand mehr als 150 Gruppen und Statuen, Hermen und Vasen damals noch den Grofsen Garten schmückten. Ebenda standen in drei Pavillons die Antiken; freilich „wie Heringe gepackt und zu sehen, aber nicht zu betrachten". Besser aufgestellt waren jene berühmten Ehren- oder Grabstatuen vornehmer herkulanischer Frauen, deren praxitelische Urbilder für uns jetzt immer deutlicher hervortreten. An der milden und keuschen, stillen und hoheitsvollen Schönheit dieser Frauengestalten und ihrem Gegensatz zu der lärmenden Aufdringlichkeit und der gespreizten Unnatur berninesker Schöpfungen wird sich Winckelmann jener „edlen Einfalt und stillen Gröfse" hellenischer Kunst bewufst geworden sein, die er der Welt als neue Botschaft verkündete. Sie weckt noch bis in unsere Tage hinein in jeder empfindenden Seele begeisterten Widerhall.

Wie aber steht es mit den Ratschlägen, mit denen Winckelmann die Krankheit seiner Zeit auf dem Gebiete der Kunst zu heilen gedachte? Wie haben diese in den 150 Jahren seit dem Erscheinen seines Buches gewirkt?

„Der einzige Weg für uns, grofs, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten." Man mufs sich einen Augenblick vorstellen, dafs diese erstaunlichen Worte *jetzt* geschrieben würden, um der ungeheueren Kluft bewufst zu werden, die uns von den Zeitgenossen Winckelmanns scheidet. *Nachahmen*, um *unnachahmlich* zu werden! Und nun gar grofs! Als ob Nachahmung nicht der sicherste Weg zum Verderben wäre. Vollends die *Griechen* nachahmen. Winckelmann selbst hat schon die Förderung geschildert, welche die *einzigartige* Gunst von Klima und Sitte in Griechenland dem Bildhauer gewährte; Taine, tiefer grabend, seitdem an die Schicksale des hellenischen Volkes erinnert. Dieser hat an dem Beispiele Spartas gezeigt, wie erst die Niederwerfung der einheimischen Bevölkerung durch dorische Stämme, dann deren Siedelung in offener Stadt inmitten einer zehnfachen Übermacht von Pächtern und Sklaven die harte soziale Notwendigkeit erzeugte, den starken, gewandten, körperlich vollendeten Menschen gewissermafsen von Staats- und Gesellschaftswegen zu züchten, Jahrhunderte lang, bevor die Kunst es unternahm, dieses Ideal der Zeit leibhaftig vor Augen zu stellen, erst tastend, dann sicherer, endlich in unerreichbarer Vollendung. Nur

um den Preis der Wiederkehr solcher altgriechischer Zustände könnten wir auch eine griechische Kunst wieder haben.

Den geschichtlichen Beweis hierfür liefert Thorwaldsen. Was er gab und der Natur der Sache nach nur geben konnte, war eine geschmackvolle, aber abgeschwächte Wiederbringung dessen, was unvergleichlich besser und in seiner lebendigen Ursprünglichkeit auch ergreifender in der Antike bereits vorhanden war. Und dieses Abhängigkeitsverhältnis mufste er mit dem vollkommenen Verzicht auf Wahrheit, Leben und Gegenwart bezahlen. Fern von seiner Heimat und unbekümmert um den Weltenbrand rings um ihn, schuf er seine marmorkalten Griechenbilder in ihrer blutlosen Schönheit.

Auch in Deutschland hat die Flut des Antikisierens fast alle Eigenart unserer heimischen Bildhauerei für mehr als ein Jahrhundert weggeschwemmt. Aber doch nicht so vollständig, dafs nicht hie und da ein starkes staatliches und geistiges Leben seine trotzigen Klippen über das seichte Wasser empor getrieben hätte. Ein glorreiches Beispiel hierfür ist der alte Schadow mit seinem Zietendenkmal, vor allem mit dessen köstlichen Reliefs, die wie ein Menzel in Marmor anmuten. Rauchs auf die Antike gestimmter Schönheitssinn konnte sich auch in seinen glücklichsten Schöpfungen zum vollen Anschlufs an das Leben nicht entschliefsen. Seine Schöpfungen haben sich daher den Zeitgenossen weit weniger tief eingeprägt, als die bodenwüchsigeren Gestalten unseres grofsen Rietschel: dessen streitbarer Lessing, seine Schiller-Goethe-Gruppe, vor allem sein Luther, dessen mächtige Geberde unsere Einbildungskraft mit der Gewalt eines Typus bannt. Auch ihm aber verdarb die antikisierende Zeitströmung seine ergreifende Pietà wenigstens in der Gestalt des Christus. Schlimmer aber äufserten sich die Folgen antikisierender Gewöhnung darin, dafs sie auch in der Folgezeit die Bildhauerei auf den Weg der Anlehnung an bereits gefundene Formen der Vergangenheit verwiesen hat. Es verschlägt hierbei wenig, dafs die Antike allmählich von der Frührenaissance und zuletzt vom Barock abgelöst wurde.

Wir stehen jetzt also nach fast anderthalb Jahrhunderten in manchen Bildhauerwerken wieder ziemlich ebenda, wo Winckelmann mit seinem Mahnruf eingriff. Soll nun der Kreislauf der Nachahmung nochmals beginnen? Oder soll die Bildhauerei ihre Rettung in bedingungsloser Naturnachbildung suchen?

Auch dieser Versuch ist gemacht worden, und zwar von den virtuosen Marmortechnikern der Carrarischen Steinbrüche und ihren Handwerksgenossen in Rom und Florenz. Zahllose Marmorbüsten mit kunstvollen Spitzenschleiern, Genrestatuetten von Kindern in

gesteiften Röckchen und zierlichen Knöpfstiefelchen, Hunderte von prunkvollen Grabmälern sind aus diesen Werkstätten hervorgegangen, in welchen die Darstellung der am Grabe trauernden Hinterbliebenen zum Vorwand genommen wurde für die eingehendste Wiedergabe moderner Toiletten in erstaunlich geschickter Durchführung aller Einzelheiten, der Kleiderfalten, Rüschen, Spitzen, Bänder u. dergl.

Wen nun diese aufdringliche Ausbreitung leerster und vergänglichster menschlicher Eitelkeiten, zumal an der ernsten Stätte des Todes, abstöfst, dem kommen damit auch die Mahnungen Winckelmanns wieder in den Sinn, und das in ihrer tieferen Wahrheit.

Allerdings werden wir nicht von jedem plastischen Kunstwerk „edle Einfalt und stille Gröfse" verlangen, wohl aber dies, dafs es auch nach seiner inneren Bedeutung dessen wert sei, zu dauernder Betrachtung und Nachempfindung hingestellt zu werden (Lotze). Nicht im höchsten Sinne schön braucht jedes Bildwerk zu sein, wohl aber in irgend einem bedeutsamen Sinne typisch oder doch charakteristisch. Auch die Hellenen bildeten Typen nicht nur vom Gott, sondern auch vom Satyr, bis herab zum Tier; und beim menschlich Anziehenden haben sie am häufigsten geweilt. Ein Typus aber ist eine solche Bildung, bei dem die Einzelzüge derart gewählt und abgestuft sind, dafs wir das Innenleben des dargestellten Wesens deutlich nachzufühlen meinen, und es als einen seelisch-körperlichen Wert empfinden. Nur denjenigen nennen wir einen Künstler, der aus dem scheinbaren Wirrsal des Lebens solche Phantasiewerte herauszufühlen weifs und sie für Mit- und Nachwelt zwingend darzustellen vermag. Das Kleben an bedeutungslosen Einzelheiten ist Handwerksart.

Auch hier führte den Griechen schon seine Technik glücklicher und fast unwillkürlich auf künstlerische Wirkungen höherer Art hin. Der griechische Marmorbildner begann seine Arbeit, wenigstens in der Blütezeit der griechischen Kunst, nicht, wie der Bildhauer unserer Zeit, mit der Anfertigung eines grofsen durchgeführten Modells, sondern höchstens mit einer flüchtigen Skizze und im übrigen unmittelbar vor der Marmorplatte oder dem rechteckig zugehauenen Steinblock selbst. Auf die Vorderseite dieses Blockes reifst er die Umrisse seiner Gestalt auf und holt ihre Formen alsdann mit Bohrer und Meifsel aus dem Stein heraus. Ein solches Verfahren sichert seinem Werke von vorne herein die Geschlossenheit der Umrisse, eine gewisse Deutlichkeit des Motivs und nötigt den Künstler die Einzelform überall den Anforderungen des Materials gemäfs und in stetem Hinblick auf ihre Wirkung

im Verhältnis zum Ganzen zu bilden. Kein Wunder, dafs noch neuerdings ein Künstler wie Hildebrand die Rückkehr zu dieser wirklichen „Bildhauerei" als das Mittel zur Wiedererweckung echten plastischen Stilgefühls empfehlen konnte. Für gewisse Aufgaben von ernsterem Stimmungsgehalt und monumentalem Charakter bietet diese Weise in der That grofse künstlerische Vorteile. Äufsere Abgeschlossenheit und Klarheit des Motivs, deutliche Fernwirkung sind hier noch nicht einmal Alles. Das Beste bleibt, wie ich an einem anderen Orte ausführen konnte, die „gesetzte", in sich selbst ruhende, von den Zufälligkeiten der Umgebung und den wechselnden Zeitläuften unabhängige Seele, welche unsere leiblich-geistige Organisation uns zwingt, in die tote Masse eines in vollem Gleichgewicht befindlichen und in der geschilderten Weise behauenen Steines hineinzudichten.

Der ewigen Bedeutung solcher wertvollster Ideenassociationen sich an den Werken der Alten bewufst geworden zu sein und sie zuerst in ihrem geschichtlichen Werden und Wachsen begriffen zu haben, ist Winckelmanns dauerndes Verdienst um die Kunst. Sein verhängnisvoller Irrtum war es, diese Gedankenverbindungen für unauflöslich verknüpft zu halten mit den besonderen Formen und Gegenständen der griechischen Kunst. Diesen für seine Zeit nur zu natürlichen Irrtum erklärt Justi mit Recht daraus, dafs Winckelmann in einer Epoche des Kunstverfalls lebte, welche das Schöne in der Vergangenheit suchte und seine Wiederbringung nicht von neuer Schöpferkraft, sondern von einer verständigen und geschmackvollen Auswahl aus dem Erbe einer grofsen Vergangenheit erhoffte. Winckelmann und die Seinen lebten ferner in einer Zeit, in welcher sich unser Volk aus dumpfer Enge in die freieren und weiteren Lebens- und Kunstformen hinsehnte, welche der Süden in alter und neuer Zeit ausgebildet hatte. Wir dagegen erfreuen uns des eigenen, aufsteigenden Volkstums in neuem Hoffen und neuem Schaffen.

Für diese neuen Werte nach neuen Formen zu suchen, ist jetzt auch unsere Bildhauerei zu ihrem besseren Teile am Werke, und nicht zum wenigsten hier in Dresden. Unter den auswärtigen Künstlern aber, deren Werke unsere internationale Kunstausstellung den versammelten Fachgenossen eben jetzt vorführt, ist einer, der uns besonders überzeugend und schön zu zeigen vermag, wie man von der griechischen Vergangenheit in tieferem und freierem Sinne lernen kann, das Leben der Gegenwart in grofse und dauernde Formen zu fassen. Es ist dies der Belgier Constantin Meunier.

Nachdem der Vorsitzende dem Redner gedankt hatte, schlofs um 11 Uhr die erste allgemeine Sitzung mit einem vom Geh. Hofrat Dr. Ribbeck ausgebrachten Hoch auf Se. Majestät den König Albert.

Zweite allgemeine Versammlung.

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Beginn 11 Uhr 15 Min.).

Vorsitzender: der II. Präsident Geh. Hofrat Dr. Ribbeck.

Der Vorsitzende teilte zunächst folgende noch am Mittwoch abend eingelaufene telegraphische Antwort auf das Huldigungstelegramm, welches das Präsidium während der Festtafel an Se. Majestät den König gerichtet hatte, mit:

„Bitte, der Versammlung Meinen Dank für den übersandten Gruſs auszusprechen. Es war Mir eine groſse Freude, der Eröffnungssitzung beizuwohnen, und wünsche ich der Versammlung gedeihlichen Fortgang. Albert."

Hierauf folgten drei Vorträge ohne jede Diskussion.

Zuerst hielt Geh. Regierungsrat Dr. Richard Förster, Professor an der Universität Breslau, einen von einer ausgestellten Terrainskizze und zahlreichen eigenen Originalaufnahmen unterstützten Vortrag über das Thema: Antiochia. Zum Gedächtnis Otfried Müllers, von dem der Redner nur folgende Einleitung an dieser Stelle veröffentlicht zu sehen wünscht:[1])

Am 28. August dieses Jahres haben wir mit dem 148. Geburtstage Goethes zugleich den Tag gefeiert, an welchem vor 100 Jahren der Mann das Licht der Welt erblickt hat, welcher wie kein zweiter in unserem Jahrhundert die klassische Altertumswissenschaft auf den von Winckelmann, Heyne und Goethe selbst gewiesenen Wegen weiter geführt hat — Karl Otfried Müller. 57 Jahre ruht bereits, was an ihm sterblich war, auf dem Kolonos in attischer Erde. Nur noch wenige leben von denen, welche einst zu seinen Füſsen gesessen haben. Aber unvergänglich bleibt das Gedächtnis dessen, welcher wie kein zweiter die der klassischen Altertumswissenschaft Deutschlands in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eigenen Bestrebungen in sich verkörpert, in der allseitigen Erfassung des klassischen Altertums alle überragt, auf manchem Gebiet auch heut noch ein Wegweiser ist, ein *Praeceptor Germaniae* gewesen ist und sich einen Ehrenplatz unter den Schriftstellern deutscher Prosa errungen hat. Besonders ziemt es der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, seinen Manen zu huldigen. Er gehört zu ihren Gründern. Und „Todtenfeier Otfried Müllers" lautete die Aufschrift der ergreifenden Dichtung,

1) Der Vortrag selbst ist im Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts, Bd. XII (Berlin 1897), S. 104—149, abgedruckt.

mit welcher Adolf Bube die dritte Versammlung, die zu Gotha, am 29. September 1840 begrüfste. Und kein Geringerer als Gottfried Hermann, sein grofser Gegner, war es, der tags darauf ihm — und damit sich selbst zur Ehre — den Epitaphios hielt und auch die Apostrophe jener Dichtung zu der seinigen machte:

Erscheine, hoher Geist, in diesen Hallen!
Dich grüfset uns'rer Liebe wärmster Gruſs.
O wolle segnend uns'ren Kreis durchwallen,
Und geben uns'rer Stirn den Weihekuſs!
So wie Apoll, des Saitenspieles Rührer,
Dem von der Lippe Geist und Anmuth weht,
Auf dem Parnaſs erscheint als Musenführer,
So sei Du uns ein treuer Musaget!

Die nächste Versammlung, die zu Bonn, war es, welche ihm in einer Medaille mit der klassischen Inschrift: *Ingenio doctrina industria de antiquitatis studiis immortaliter meritum* ein Ehrendenkmal setzte.

Aber auch die Stätte selbst, auf welcher wir uns befinden, ladet zum Gedenken an ihn ein. Dresden ist für Otfried Müller fast dasselbe geworden, wie für Winckelmann, dasselbe, was Mannheim für Goethen. Im unmittelbaren Verkehr mit den Werken griechischer Plastik ist ihm der Sinn für die schlichte Einfachheit und Gröfse der klassischen Kunst aufgegangen.

Im Alter von 22 Jahren als *Collega sextus* des Maria-Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau nach Göttingen berufen, nahm er in Dresden den heifsersehnten längeren Aufenthalt, um sich durch die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Antiken für den archäologischen Teil seines Lehramtes, denjenigen, welcher der wirkungsvollste für die lernbegierige Jugend Deutschlands werden sollte, vorzubereiten. „Auf dem Antikensaal bin ich bald einheimisch und ich bringe," so schreibt er am 10. September 1819 an Böckh, „fast alle Morgen und Nachmittage in aufmerksamer und nachdenklicher Beschauung der merkwürdigsten Antiken zu." Von einer der bedeutendsten, der Dreifufsbasis, geht er in seiner ersten archäologischen Abhandlung (*de tripode Delphico,* 1820) aus, ihr entnahm er Anregungen für seine erste öffentliche Vorlesung „über Orakel und Weissagungen der Alten". Aber auch die Fülle der übrigen Kunstwerke, besonders die Sixtinische Madonna, liefs er im Verkehr mit gleichgestimmten Seelen auf sich wirken und gab sich den Reizen der Naturschönheiten, dem Zauber des *genius loci,* der geistigen Anziehungskraft und Liebenswürdigkeit der Bewohner der Stadt hin.

Es ist nicht meine Absicht, in dieser Stunde vor Ihnen das Bild seiner Persönlichkeit zu erneuern und das Werk seines Lebens zu schildern, wohl aber schien es mir, dem Landsmanne, geziemend, ein Blatt aus dem Kranze seiner Studien, welche auch die meinigen geworden sind, auf seinem Grabe niederzulegen.

Immer auf Zusammenfassung des Vereinzelten gerichtet, wufste er, dafs ein einheitliches Bild des antiken Lebens nur zu gewinnen sei, wenn die von dem Boden, den Denkmälern, den Inschriften, den Mythen, der Litteratur, der Sprache, dem Versmafs ausgehenden Einzelstrahlen gesammelt würden. Er wufste auch, dafs diese Strahlen nach den verschiedenen Zeiten verschieden seien. Aber mit seinem Böckh Hauptvertreter der Ansicht, dafs die klassische Philologie eine historische Wissenschaft sei, sah er nirgends jähen Wechsel, vielmehr überall Übergang und Entwicklung, und es reizte ihn gerade die Aufgabe, scheinbar verlorene Mittelglieder nicht blofs für die ältesten sagenhaften Zeiten, sondern auch für die späteren Perioden aufzufinden. So war er der erste, welcher die Bedeutung der Diadochenzeit erkannte, insofern er in ihr nicht nur das Erbe der klassischen Periode, sondern auch die Keime der römischen Kultur fand.

Dies führte ihn im letzten Jahrzehnt seines nur zu kurzen Lebens zur Beschäftigung mit der Residenz der Seleuciden, der Metropole des Orients, der Wiege des Christentums, der Weltstadt Antiochia am Orontes. In seiner letzten und reifsten Abhandlung, den *Antiquitates Antiochenae*, entwarf er die Geschichte der Stadt von ihren Anfängen bis zum Untergange. Er hat fast alle ihm erreichbaren antiken Nachrichten über die Stadt, sowie die Beschreibungen und Terrainskizzen neuerer Reisenden herangezogen und durch besonnene und scharfsinnige Kombination dieser Zeugnisse ein Bild der geschichtlichen Entwicklung der Stadt gegeben, welches in seinen Grundzügen wohl unverrückbare Geltung beanspruchen dürfte. Und während das kartographische Interesse sich bisher ausschliefslich dem Antiochia der Kreuzfahrerzeit zugewandt hatte, war er der erste, welcher einen Grundrifs der antiken Stadt in eine Terrainskizze eintrug. Für beides, litterarische Darstellung und Plan, hat er fast unbedingte Zustimmung bei allen, die auf Antiochia zu sprechen kamen, gefunden. Erst in neuester Zeit ward ein anderes, absprechendes Urteil laut in dem Werke des Abbé Le Camus, *Notre voyage aux pays bibliques, t. III* (Paris 1890), und zugleich ein ganz anderes Bild von der geschichtlichen Entwicklung der Stadt gegeben. Aber dieses Bild samt dem Plane ist nichts als ein Phantasiebild, so sehr sich auch sein Schöpfer seiner Autopsie rühmt.

Wenn ich selbst im Folgenden einiges mehr, einiges anders als Müller biete, so ist dies weniger einer veränderten Stellung zu den Quellen, als zwei äufseren Vorteilen zuzuschreiben: dem im Laufe von 60 Jahren erfolgten Zuwachs an Material und der lebendigen Anschauung der Örtlichkeit. Es war mir vergönnt, auf meiner Orientreise im vorigen Jahre 12 Tage (18.—29. März) in Antâkieh, der Stätte des alten Antiochia, die freilich nur ein Zehntel der alten einnimmt, zu weilen. Wenn ich mit meinen Aufstellungen das Richtige getroffen habe, so danke ich das nicht zum wenigsten Müller selbst, welcher mir mit dem Geiste auch seines geschriebenen Wortes das Auge geschärft und in Wachsamkeit gegen den toten Buchstaben erhalten hat.

Sodann hielt Dr. Berthold Delbrück, Professor an der Universität Jena, einen Vortrag, von dem auf den ausdrücklichen Wunsch des Redners kein Auszug gegeben, sondern nur der Titel: Vergleichende Syntax angeführt werden soll.

Zuletzt sprach Dr. Georg Wissowa, Professor an der Universität Halle, über Römische Götterbilder.[1])

Nach einem bekannten Ausspruche des Varro haben die Römer mehr als 170 Jahre lang ihre Götter ohne Bilder verehrt, d. h., wie sich aus einer Nachrechnung leicht ergiebt, der im kapitolinischen Tempel aufgestellte Juppiter fictilis des Volcas von Veji war nach Varros Meinung das älteste römische Götterbild. In der That gehören all die Kulthandlungen, in denen das Götterbild eine Rolle spielt, entweder in den Bereich des kapitolinischen Kultes oder zu den noch später in Rom eingeführten griechischen Gottesdiensten, wie die Nachahmung der Tempelstatue des Juppiter O. M. durch den Triumphator, der Aufzug der Götterbilder bei der *pompa circensis*, die Götterbewirtungen bei den Lectisternien und beim *epulum Iovis*. Im schroffen Gegensatze zu der in derartigen Schaustellungen der Götter sich äufsernden Auffassung kennt die altrömische Religion nur eine bildlose Verehrung der Götter: die alten *di indigetes*, deren Kreis lange vor dem Auftreten des kapitolinischen Kultes abgeschlossen war, walten in der Natur und in den Dingen, die den Menschen umgeben, sie sind durchaus untrennbar von den Gegenständen, in denen sich ihre Wirksamkeit zeigt; Janus ist der Thorbogen, Tellus ist das Saatfeld, man kann nicht den Gott im Bilde neben die Sache stellen. Dieser alte Glaube

---

1) Der Vortrag wird vollständig veröffentlicht werden in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, hrsgeg. von Ilberg und Richter.

an unpersönliche und unkörperliche Gottheiten wird seit Ausgang der Königszeit mehr und mehr zurückgedrängt durch die farbenreichen und sinnfälligen griechischen Kulte, die teils von Unteritalien, teils von den früh dem griechischen Einflusse geöffneten Nachbarstädten Latiums (Tibur, Tusculum) her in Rom Eingang finden. Sie alle bringen die griechischen Bilder der Gottheit mit, und diese drängen sich bald um so mehr auch in den römischen Kult ein, als die griechischen Götter vielfach Namen altrömischer *di indigetes* annektieren (Ceres, Liber, Neptunus) und damit ganz an ihre Stelle treten. Zur Zeit des zweiten punischen Krieges ist die Gleichsetzung mit griechischen Gottheiten und die Darstellung unter dem entsprechenden griechischen Bilde vollzogen für den Kreis der grofsen Götter griechischer Anschauung, denn bei dem Lectisternium des Jahres 217 erscheinen 6 Götterpaare, Juppiter und Juno, Neptunus und Minerva, Mars und Venus, Apollo und Diana, Volcanus und Vesta, Mercurius und Ceres, nach Auswahl und Anordnung die griechischen Zwölfgötter, aber unter römischen Namen. Das Bedürfnis nach Darstellung im Bilde macht sich aber auch im Bereiche derjenigen altrömischen Gottheiten geltend, die, eigenartig römischer Anschauung entsprungen, in der griechischen Religion keine unmittelbaren Parallelen finden. Hier müssen neue Bilder geschaffen werden. Da aber die römische Religion keine Göttersage kennt, kann nicht der in Leben und Thaten ausgeprägte Charakter des Gottes die Grundlage für das Bild abgeben, sondern nur die Bedeutung und Wirksamkeit, die man ihm im Kulte zuschreibt. Man wählt aus dem griechischen Typenvorrat die Darstellung einer Gottheit annähernd ähnlicher Bedeutung und pafst sie durch Beigabe von Attributen und sonstige Modifikationen den Besonderheiten römischer Anschauung an. Nicht immer ist die Schöpfung eine nach allen Seiten hin gelungene, oft sind die Anknüpfungspunkte, die die Wahl des bildlichen Ausdruckes veranlassen, mehr äufserliche, die das Wesen des Gottes nicht treffen, so z. B. wenn der bereits in der Zeit des Naevius nachweisbare Typus der *Lares Compitales* sie nach bacchischem Vorbilde tanzend und Wein einschenkend darstellt, im Gedanken an die ausgelassene Festfreude der Compitalienfeier, aber ohne Beziehung auf die Wirksamkeit der Laren als Beschützer des Grundstückes. Wenn Dius Fidius in einem archaischen Apollotypus wiedergegeben wird, so bildet der Umstand, dafs Dius Fidius wie Apollo als Schwur- und Bündnisgott verehrt wird, das *tertium comparationis,* nicht Rechnung getragen aber ist der Thatsache, dafs Dius Fidius nur eine Sonderform des Juppiter, ein *Ζεὺς πίστιος*, ist. Nach dem Vorbilde des

Apollo, und zwar des Todesgottes mit den verderbenbringenden Pfeilen in der Hand, ist auch das alte Holzbild des Totengottes Vejovis gebildet gewesen, römische Zuthat ist die ihm beigegebene Ziege, welche auf die Unterwelt hinweist. Überhaupt bildet die Ausstattung der Götterbilder mit bezeichnenden Attributen eine Eigenart und Stärke der römischen Sacralkunst, die dabei ganz logisch verfährt, wie wenn in der Sprache ein Substantivbegriff durch attributive Adjektive eingeengt und präcisiert wird. Solche glücklich gewählte redende Attribute sind z. B. das Füllhorn des Genius als bildlicher Ausdruck der *genialis copia* oder der *ramus felicis olivae* als Übersetzung des Beiwortes *felix* in die Sprache der Kunst; manche Bilder, wie das des Silvanus oder der Venus Pompejana grenzen durch eine gröfsere Anzahl von Attributen gewissermafsen den Begriff der Gottheit nach allen Seiten hin ab. Der Satz, dafs das Götterbild ebenso wie die angebliche Göttersage in Rom nicht ursprünglich sind, sondern sekundär durch Reflexion und Kombination von Griechen und griechisch gebildeten Römern geschaffen wurden, erfährt auch zu Gunsten der gemeinhin als uritalisch geltenden doppelgesichtigen Janusbildung keine Ausnahme. Die alte Kultstätte des Gottes, das Doppelthor am Forum, kannte kein Bild des Gottes, und was von einer angeblich von Numa herrührenden Janusstatue gefabelt wird, erweist sich leicht als Märchen. Die ältesten Janusbilder sind also die Doppelköpfe auf dem As der ältesten römischen Kupferprägung, aus denen man gewöhnlich auf eine entsprechende Kultstatue des Gottes schliefst, die das Vorbild abgegeben habe. Aber dieser Schlufs ist übereilt: der Doppelkopf ist ebenso vortrefflich für die Ausfüllung des Münzrundes geeignet, wie die Bildung einer Kultstatue in ganzer Figur mit einem Körper und doppeltem Gesichte unorganisch und widersinnig ist. Sie ist nur zu verstehen, wenn der Doppelkopf bereits etwas Gegebenes war, mit dem man sich wohl oder übel abfinden mufste. Der Doppelkopf selbst aber wurde nach griechischem Vorbilde gewählt, weil man auf das erste Nominal gern den Kopf des Gottes setzen wollte, von dem es hiefs *penes Ianum sunt prima,* und weil das Doppelgesicht eine geeignete Übersetzung des nach Osten und Westen schauenden *ianus geminus* ins Menschlich-Figürliche zu bieten schien. Die erste Kultstatue des Janus in voller Figur stand wahrscheinlich in dem von C. Duilius 260 gelobten Janustempel am *Forum holitorium.* In demselben Tempel weihte Augustus eine von ihm aus Ägypten mitgebrachte Statue des *Ianus pater*, deren Urheberschaft zwischen Skopas und Praxiteles streitig war. Natürlich war es kein Janus, sondern wahrscheinlich ein zweiköpfiger

Hermes, es wurde also schlechthin das griechische Bild auf den römischen Gott umgetauft. Diese letzte Art gewaltsamer Hellenisierung der römischen Götter im Bilde ist namentlich in der augusteischen Poesie geläufig, die z. B. den altrömischen Herden- und Befruchtungsgott Faunus nach dem Vorbilde des Pan zu einem gehörnten und bocksfüfsigen Gesellen macht und eine Mehrheit von Fauni im bacchischen Thiasos schwärmen läfst. Von ihr ist unser moderner Sprachgebrauch und unsere Vorstellung vielfach beeinflufst, und wenn wir von „faunischem Lächeln" sprechen, denken wir nicht daran, wie weit wir uns damit von altrömischer Auffassung entfernen.

Jedem der genannten Redner sprach der Vorsitzende im Namen der Versammlung seinen Dank aus und schlofs die zweite allgemeine Sitzung um 1 Uhr 25 Min.

Dritte allgemeine Versammlung.

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Beginn 11 Uhr 15 Min.).

Vorsitzender: Oberschulrat Wohlrab.

Es wurden drei Vorträge gehalten, für die der Vorsitzende jedem Redner besonders dankte und an die sich keinerlei Diskussion anschlofs.

Zuerst behandelte Dr. Konrad Burdach, Professor an der Universität Halle, das Thema: Zur Entstehung des mittelalterlichen Romans.[1])

Der Typus des mittelalterlichen Romans ist in der lateinischen Litteratur des Mittelalters ausgebildet worden. Während die älteste nationale epische Dichtung bei Angelsachsen, Nieder- und Hochdeutschen ererbten heimischen Stoff treu bewahrte und den festen epischen Stil beibehielt, änderte sich Stoff und Verhältnis des Dichters zu ihm von Grund aus in der christlichen Epik des 8. und 9. Jahrhunderts. Ein neuer epischer Stoff war damit gegeben voll parabolischer und transscendenter Elemente. Dem neuen Testamente gesellt sich das alte, und zum Verständnisse müssen die theologischen Kommentare mit ihrer Allegorik und Symbolik herbeigezogen werden. Auch die frühere poetische Gestaltung des heiligen Stoffes durch christliche Kunstdichter, sowie die Apokryphen der Bibel und die Heiligen- und Märtyrerlegende, ferner die

1) Der Vortrag, von dem hier nur ein Auszug gegeben wird, erscheint erweitert in der Deutschen Rundschau und bald danach in besonderem Abdruck (Verlag von Gebrüder Pätel in Berlin).

Homilie wirken bestimmend ein. So strömen in jene altenglische und altdeutsche christliche Epik mehr und mehr fabulose, märchenhaft-phantastische Bestandteile.

Bei diesem Umwandlungsprozefs spielt die künstlerische und litterarische Fortwirkung des Altertums in christlichen Formen die wichtigste Rolle, und diese auf dem Gebiete der Stoffe, Motive und des Stils zu untersuchen, verheifst die reichsten Lorbeeren. Die apokryphen Evangelien und Apostelgeschichten und die christlichen Legenden haben sich nach dem Vorbilde des griechischen Romans entwickelt. Das überlieferte Schema wird mit christlichem Inhalte erfüllt. Trennung und Wiederfinden von Familienmitgliedern, Schiffbruch, Räuber (besonders Piraten), Kindesaussetzung, Verkauf in die Sklaverei, Träume, Orakel, Scheintod, Magie, Verfolgung durch Dämonen oder begehrliche Liebhaber, Gefahren in wunderbaren fernen Ländern durch fabelhafte Völker, Tiere und Pflanzen, Herrlichkeiten paradiesischer Gegenden mit zauberhaften Gärten und Palästen, Kunstwerken — das sind die Hauptmotive. An den pseudo-clementinischen Schriften, an dem Leben des heiligen Paulus aus Theben von Hieronymus, der Vita des heiligen Antonius vom angeblichen Athanasius, den *„Vitae patrum"* des Palladius, der Mönchsgeschichte des Rufinus, den apokryphischen Akten des Apostels Andreas unter den Menschenfressern, der altenglischen Andreaslegende, der altenglischen Legende vom heiligen Guthlac legt der Vortragende dies mit zahlreichen Beispielen dar.

Auch die Form der Einkleidung der übernommenen Romanmotive ist vielfach antiken Ursprungs. Fünf typische Arten sind besonders zu bemerken: die Vision; die fingierte urkundliche Beglaubigung der Erzählung; der traditionelle Eingang der Ich-Erzählung; die Unterbrechung der epischen Darstellung durch Einschaltung eines erzählenden Rückblicks in der Ich-Form (Rede oder Brief: Odyssee, Pseudocallisthenes' Alexanderroman); die geistliche Tiersymbolik.

Die Vision ist ein litterarisches Motiv, das von der Nekyia der Odyssee, der Unterweltsreise der Nostoi, den Conceptionen der Mysterien-Conventikel andauert. Platos Vision des Pamphyliers in dem Buch vom Staat, Ciceros rationalistische Nachahmung im *„Somnium Scipionis"* (durch Macrobius zum Gemeingut des Mittelalters geworden), die Hadesfahrt des Aeneas und der Sibylle Deïphobe bei Virgil, die Vision des Thespesius bei Plutarch bilden diese Gattung epischer Erzählung aus. Der Roman der jüngeren Sophisten (z. B. die Hadesfahrt der Derkyllis bei Antonius Diogenes), der christliche Familienroman der Pseudoclementinen pflanzen

es fort. Die Mysterien in ihren Schreckbildern der Kathartik, die spätantike und frühchristliche bildende Kunst prägen es der Phantasie ein. Der einflufsreiche Theoretiker der jüngeren Sophistik Aelius Aristides arbeitet die Vision zu einem festen Requisit des rhetorischen Stils aus, das vielleicht durch Apulejus in den Isisvisionen, die die Entzauberung des in einen Esel verwandelten Lucius herbeiführen, parodiert wird: man erinnere sich an das von seinem wenig jüngern Landsmann Tertullian erwähnte Gemälde eines Mannes in Eselsgestalt, an das sogenannte Spottcrucifix vom Palatin, an die von Wünsch erläuterten Eselsköpfe auf der Bleitafel des gnostischen Sethianers, die volkstümlichen Eselsparodien der christlichen Liturgie in den Kirchen Italiens und Frankreichs bis zum 13. Jahrhundert. Die Visionen selbst sind verschiedener Art: Wiedererwachen eines Scheintoten; Auferstehung eines wirklich Verstorbenen; Reise nach Himmel und Hölle oder Auffahrt und Niederfahrt; Entrückung; Traum.

Es gelingt weder in Deutschland noch in Frankreich, noch in England während des 9. Jahrhunderts, einen festen Stil für die erzählende Litteratur auszubilden. Seit dem 10. Jahrhundert jedoch, während der Ottonischen Renaissance, drängen universelle und realistisch-konkrete, nationale Elemente mächtig hervor. Die populäre historische Liederdichtung in lateinischer Sprache, die anekdotenhafte volkstümliche Umgestaltung der Geschichtsschreibung, die im Stoff modernere, antikisierende Legende (Hrotsvith v. Gandersheim), die Schwank- und Novellendichtung in Sequenzenform, das Hervortreten der Spielleute, die Wechselbeziehungen zwischen französischen und deutschen Spielmannsüberlieferungen bezeichnen den Umschwung. Um 1030 entstand der erste mittelalterliche frei erfundene Roman „Ruodlieb". Eine Zusammenkunft des Kaisers Heinrich II. und des Königs Robert von Frankreich vom Jahre 1023 bildet den historischen Kern, der frei und märchenhaft-novellistisch ausgeschmückt ist. Den poetischen Kern giebt ein Märchen, welches aus einer Rahmenerzählung (Belohnung zehnjährigen Dienstes durch Weisheitslehren und zwei Brote, die erst nach der Heimkehr angeschnitten werden dürfen) Novellen herausspinnt. Gewisse Züge stammen aus der Heldensage, aber von ihnen abgesehen, die zurücktreten, befinden wir uns hier in einer völlig neuen Sphäre. Der Roman stellt ein neues Ideal weltlicher Sittlichkeit auf (Verfeinerung des Lebens, strenge Einhaltung äufserer Lebensformen, die Galanterie gegen die Frauen, Anklänge des Minnebegriffs). Die Psychologie des Weiblichen ist lebendig und voll feiner Beobachtung. Der König giebt das romanhafte Idealbild, wie es später König

Artus wiederholt. Eine edle Humanität durchzieht das Gedicht. Die Charakteristik idealisiert und übertreibt. Der Dichter liebt das Genrehafte und das Elegische, was reiche Beispiele belegen. Die Erzählung aller äußeren Vorgänge erfolgt mit Homerischer Vollständigkeit. Die äußeren Gegenstände, namentlich Kunstwerke und Luxusprodukte, werden detailliert beschrieben: Waffen, Kleider, Möbel, Jagdausrüstung, Speisen, Gerätschaften, Schmucksachen; ferner fremdländische Tiere, die verschenkt werden, und namentlich dressierte Tiere, die sprechen oder Kunststücke machen; ausländische Pflanzen, Edelsteine märchenhafter Provenienz; merkwürdige mechanische Kunstwerke (fliegende Adler mit Krystallkugeln im Schnabel, worauf drei Vögel schwebend dargestellt sind); byzantinische Goldmünzen, Becher mit eingelegter Arbeit und geschnitzten Darstellungen. All das ist altes Requisit romanhafter Dichtung: in letztem Grunde aus der Alexandrinischen Dichtung stammend, ist es durch den sophistischen und frühmittelalterlichen Roman dem Mittelalter übermittelt. Auch die Komposition, die Grundmotive, die Technik mit ihren Reden und Botenberichten, mit ihren Briefen erinnern an den griechischen Roman. Rhetorische und glossographische Studien, die in Tegernsee blühten, mögen manches dem Dichter verschafft haben. Doch müssen auch spielmännische Einflüsse angenommen werden. Aber auch sie reichen zur Erklärung nicht aus. Wahrscheinlich stammen einzelne Züge, stammt die Manier der Rahmenerzählung, manches auch im Stile, aus byzantinischen Quellen. Dorthin weisen die byzantinischen Münzen, das Schachspiel, die eingestreuten griechischen Worte, die gezähmten Tiere, die kostbaren Zelte, die email- und edelsteingeschmückten Kunstwerke. Der Dichter dürfte ein Hofmann gewesen sein, vielleicht hat er zeitweilig der königlichen Kanzlei angehört.

Der Ruodlieb lüftet den Vorhang vor einer sonst nicht zu verfolgenden Bewegung. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts war der Typus des mittelalterlichen Romans fertig. Aus dem antiken Alexander-Roman und Apollonius-Roman und aus des Gottfried von Monmouth Verquickung keltischer Volkssagen mit legendenreicher Historiographie erwachsen dann im 12. Jahrhundert die ersten frei erfundenen Romane in den Landessprachen.

An zweiter Stelle sprach Dr. Albrecht Dieterich, Professor an der Universität Gießen, Über den Ursprung des Sarapis.

Die Schöpfung des Sarapis ist die wesentlichste Erscheinung, durch die jene gewaltige Bewegung, die wir Synkretismus nennen, eingeleitet und schnell ausgebreitet wurde. Von geringen Ansätzen, die sich vorher zeigen, abgesehen, ist sie deren Ursprung und kann

dank ausgezeichneter Überlieferungen klar analysiert werden. Es ist ein religionsgeschichtlich einzig dastehender Vorgang, dafs ein König und sein Kultusminister im geheimen Kabinett einen Gott gemacht haben. — Die Erzählungen bei Tacitus und Plutarch stimmen, ohne voneinander abhängig zu sein, ganz überein. In drei Varianten, deren Quellen faſsbar sind, gehen alle Überlieferungen auf. Jene Erzählungen geben die echte Tempellegende, die ursprüngliche Kulteinführungslegende. — Sie ist nur zu verstehen, wenn wir alte Legendenmotive in ihr erkennen; es ist der alte Mythus von der wunderbaren Götterfahrt und Götterepiphanie, von der Hyperboreerfahrt mit ihren bestimmten Routen und Stationen, unter denen auch Sinope seine Rolle spielt. Weiter sind Kulteinführungslegenden der gleichen hellenistischen Epoche (z. B. die des Asklepioskultes nach Rom) zu vergleichen. Aus den alten mythischen, von selbst wieder wirksamen Motiven und den in ihr nachgebildeten Legenden anderer Kulte der Zeit ist die Einführungssage des Sarapis zu verstehen. Die gleichen Motive sind immer wieder wirksam, noch bei den Legenden von Übertragung mancher Heiligenreliquien bei den romanischen Völkern. Als Inschrift wird der ἱερὸς λόγος im Sarapistempel gestanden haben; Timotheos aus Athen, der Eumolpide, der eleusinische Priester, war ihr Verfasser.

Schöpfer des Kultbildes war Bryaxis, der berühmte athenische Künstler dieses Namens. Es wurde gezeigt, dafs die Nachrichten von ihm zu der Einführung des Sarapiskultes im Anfang der Ptolemäerregierung passen.

Weiter wurde die Gleichsetzung des Sarapis mit Osiris Apis besprochen, seine ägyptischen Heiligtümer, seine Namensformen Ὀσόραπις und Σάραπις. Eine Anzahl Nachrichten, namentlich eine aus den Ephemeriden Alexanders zwingen zur Annahme, dafs der Name des Gottes schon in Babylon vorhanden war. Nur mit grofser Vorsicht wurde die Angabe eines babylonischen Götterverzeichnisses angezogen, wonach der babylonische Unterweltsgott Nergal auch Sarrapu geheifsen hat.[1]) — Die Hauptelemente der Entstehung, die griechisch sind, bleiben deutlich erkennbar. Von den Einführungskämpfen des neuen Kultes, aus denen die memphitischen Papyri kleine Bilder geben, von den κάτοχοι des Gottes und ihrer Fortsetzung, von Pachomios, dessen Sarapisdienst jetzt bezeugt ist, dem Gründer der ersten christlichen Cönobien, konnte

1) Ich wage um so weniger jetzt zu entscheiden, ehe C. F. Lehmann den Sarapis als (Ea) šar apsî näher begründet hat, Zeitschr. f. Assyriologie XII 1, 112.

wegen der drängenden Zeit nur andeutungsweise gesprochen werden. Die Hauptbedeutung der Einführung des Sarapis ist die, dafs er durch die Initiative eines Mannes als eine höhere Einheit über die bisher verehrten Hauptgötter gesetzt wird, die durch ihre plastische Ausgestaltung den Schritt weiterer Abstraktion hinderten: der Gott, der zwar einen Namen mitbringt und als eine Person erscheint, aber durch kein vorhandenes Bild umgrenzt ist in seinem Wesen, der vor allem mythenlos ist. Die Gleichsetzung mit Zeus, Helios, Dionysos, Asklepios, Osiris, Apis hat die mannigfachste Bedeutung und die Frage, warum Ptolemaios diesen Gott einführte, warum er ihn so gestaltete, führt nicht blofs auf politische, sondern auch auf tief religiöse Motive. Es ist der Gott, den die Seele der Völker suchte. Sein Kult bahnt dem 'Synkretismus', bahnt durch ihn dem Glauben an einen Gott den Weg.

Wie wir für Mithras ein mustergiltiges Urkundenbuch besitzen, brauchen wir solche für Isis, Attis, Sarapis u. a. Ehe wir die Geschichte des Synkretismus und seiner Kulte genau analysieren können, ist die grofse Frage nach der Genesis des Christentums unlösbar.

Auf jene Aufgaben unserer Arbeit hinzuweisen, war der Hauptzweck des Vortrags. Er wird veröffentlicht werden, wenn sich einige Fragen mit Hilfe der Kenner babylonischer und ägyptischer Dinge schärfer und einwandfreier erledigen lassen.

Zum Schlufs gab Prof. Dr. Karl Kehrbach aus Berlin folgenden Bericht[1]) über die Veröffentlichungen[2]) der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und über die Thätigkeit einzelner Gruppen.

Als ich auf der letzten Philologenversammlung meinen Bericht über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte erstattete, konnte ich darauf hinweisen, dafs die Ausgabe der *Monumenta Germaniae Paedagogica* bis zum 17. Bande gediehen war. Dieser 17. Band enthält die Geschichte eines wichtigen Bildungsfaktors des preufsischen Staates, nämlich die Darstellung der Entwicklung des gesamten preufsischen Militär-Bildungswesens. Damit war die Geschichte des gesamten Militär-Bildungswesens in den Ländern deutscher

1) Der Bericht über die Arbeiten der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte bildet einen ständigen Teil des Programms einer jeden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

2) „*Monumenta Germaniae Paedagogica*", „Mitteilungen", „Texte und Forschungen", „Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge."

Zunge (Deutschlands, Österreichs und der Schweiz) bis zu ihrem vorletzten Bande gelangt. Inzwischen ist nun mit dem 18. Bande der letzte Teil dieses wichtigen Zweiges der Pädagogik erschienen, und es trifft sich gut, dafs gerade dieser Band in erster Linie dem Lande gewidmet ist, dessen Gastfreundschaft wir in diesen Tagen genieſsen. Die von dem Oberst B. Poten gegebene Darlegung der Entwicklung des gesamten Militär-Bildungswesens im jetzigen Königreiche Sachsen giebt zum ersten Male auf Grund von bisher noch nicht benutztem Aktenmateriale ein deutliches Bild von den sämtlichen Anstalten, die für Unterricht und Erziehung des sächsischen Militärs bestanden haben und zum Teil noch bestehen. Dies umfassende Bild zu entwerfen, war dem Verfasser nur möglich, weil Se. Majestät, der König von Sachsen, vor nunmehr über 10 Jahren weitgehende Erlaubnis zur Benutzung des reichen Aktenmaterials gab, war nur möglich, weil das sächsische Kriegsministerium und andere hohe Behörden des Königreiches ihn bei seinem längeren Studienaufenthalte in Dresden in hervorragend liebenswürdiger Weise unterstützt und mit Rat und That ihm beigestanden hatten. Ich entledige mich hiermit des ehrenvollen Auftrages, für diese im Interesse des Fortgangs unseres Werkes von Sr. Majestät dem König von Sachsen und den hohen sächsischen Behörden bewiesene werkthätige Unterstützung den Dank unsrer Gesellschaft auszusprechen.

Unbekannt dürfte wohl den meisten der hochverehrten Anwesenden sein, dafs das im Jahre 1692 in Dresden begründete sächsische Kadettencorps „die älteste unter den gegenwärtig in den Landen deutscher Zunge bestehenden militärischen Erziehungsanstalten“ ist. Aufser Sachsen werden in demselben 18. Bande der *M. G. P.* nach der alphabetischen Reihenfolge die gleichartigen Bestrebungen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe, der Schweiz, dem Königreich Westfalen und Württemberg behandelt. Es verlohnt sich hierbei vielleicht, darauf hinzuweisen, dafs die Schaumburg-Lippische Anstalt auf dem Wilhelmsstein im Steinhuder Meere „die eigentliche und ursprüngliche Heimatstätte unserer Offiziers-Unterrichtsanstalten“ ist. Zwei bedeutende Schüler dieser Anstalt, Scharnhorst und sein Freund von Zeschau, waren berufen, an der Reform, jener des preufsischen, dieser des sächsischen Militärbildungswesens als sächsischer Kriegsminister, hervorragenden Anteil zu nehmen. So bekannt die Anstalt auf dem Wilhelmsstein ist, so unbekannt dürfte es sein, dafs während der Erhebung der Elbherzogtümer gegen Dänemark die Schleswig-Holsteinische Armee Anstalten besessen hat, in denen Führer herangebildet werden

sollten. — Konnte sich überall in dem vorliegenden Bande die Darstellung auf bisher nicht benutztem, unbekanntem oder wenig bekanntem Aktenmaterial aufbauen, so versagten diese wichtigen Hilfsmittel bei der Geschichte für das Königreich Westfalen (1808—1813) gänzlich, da die hervorragenden Einrichtungen unter Jérôme zugleich mit den darauf bezüglichen Urkunden nach der Wiedererrichtung des Kurfürstentums vernichtet wurden.

Zu unserm Bedauern war unsere Gesellschaft nicht in der Lage, ein auf der letzten Philologenversammlung in Köln gegebenes Versprechen einzulösen, nämlich das Versprechen, dafs in der Zeit bis zu unserer jetzigen Tagung ein weiterer Band der *M. G. P.* — und zwar Teil I der Akten zur Erziehungsgeschichte des Fürstenhauses der Hohenzollern — erschienen sein würde. Im Laufe der Sammlung, Sichtung und wissenschaftlichen Bearbeitung der überallher zusammengetragenen Materialien sind nämlich Spuren weiterer noch unbekannter bloſsgelegt worden, denen nachzugehen die drei Bearbeiter des Werkes, die Königlichen Hausarchivare Grofsmann und Schuster und der Professor Wagner sich nicht entziehen können. Da Se. Majestät der König von Preufsen noch vor kurzem die allseitige Benutzung der archivalischen Bestände zu diesem Zwecke gestattet hat, so darf ich die Hoffnung aussprechen, dafs die entgegenstehenden Hindernisse in nicht zu langer Zeit überwunden werden. Merkwürdigerweise aber haben sich Hemmungen auf einem Gebiete der Geschichte des Hohenzollernhauses gezeigt, von dem man es am allerwenigsten erwartet hätte, nämlich auf dem Gebiete der Genealogie. Es mufste hier auf breiter Grundlage eine durchaus neue Arbeit geschaffen werden, da die Stammtafel des Grafen Stillfried nicht nur Ungenauigkeiten, sondern auch Lücken aufweist. Schon jetzt hat sich übrigens in einzelnen Fällen herausgestellt, was bereits auf früheren Philologenversammlungen hervorgehoben wurde, wie wichtig diese Zeugnisse über Fürstenerziehung sind für die deutliche Erfassung der Charaktere einzelner Fürsten und einer gründlichen Erklärung ihrer Handlungsweise. Zu der Beantwortung der Frage, wie einzelne Fürsten und Fürstinnen des Hohenzollernhauses das geworden sind, als was sie im späteren Leben auftraten, wird unsere Erziehungsgeschichte sehr wichtige Beiträge beisteuern. Weder in Rankes zwölf Büchern preufsischer Geschichte, noch in Droysens Geschichte der preufsischen Politik finden sich irgendwie „befriedigende Nachrichten über diese Punkte.“ Und wenn ja über einzelne Fürsten aus dem Hohenzollernhause anderswo ausführlicher und gründlicher berichtet wird, so handelt es sich in solchen Fällen doch immer nur um die

regierenden Fürsten; von deren Geschwistern, so bedeutende und einflufsreiche Persönlichkeiten sich auch darunter befinden, ist gar nicht oder wenig die Rede.

Leider konnten aufser diesem Werke über die Hohenzollern und dem über die Habsburger und Wittelsbacher entsprechende über andere deutsche Fürstenhäuser nicht in Angriff genommen werden. Von dem Werke über die Wittelsbacher liegt bereits der 2. Band, der über die pfälzische Linie dieses Fürstenhauses berichtet, wenigstens im Manuskripte, vor und wird demnächst zum Drucke kommen. Was andere Fürstenhäuser anbelangt, so war es nicht möglich, in den betreffenden Ländern geneigte Bearbeiter zu gewinnen. Um so mehr hat sich der Vorstand der Gesellschaft gefreut, aus berufener Feder in dem Hefte der Mitteilungen, das unserer Versammlung gewidmet ist, einen kleinen, aber, wie jeder zugestehen wird, ungemein wichtigen Beitrag zur Prinzenerziehung des Fürstenhauses der Wettiner aus den Jahren 1608—1610 darbieten zu können.

Dieses heute hier verteilte Widmungsheft kann so recht als Sachsenheft gelten, weil sein nur aus *Saxonicis* bestehender wertvoller Inhalt ausschliefslich von sächsischen Schulmännern, denen der Vorstand unserer Gesellschaft zu innigem Dank verpflichtet ist, bearbeitet worden ist. Übrigens haben die redaktionellen Vorarbeiten zur Herstellung dieses Heftes wieder einmal gezeigt, dafs es nötig sein wird, die von den sächsischen Schulmännern so eifrig betriebenen historisch-pädagogischen Studien zu organisieren und vor allem eine genaue Bibliographie der sächsischen Schulgeschichte herzustellen, eine Vorbedingung für die stetige Entwicklung der seit geraumer Zeit für die *M. G. P.* begonnenen Ausgabe der sächsischen Schulordnungen. Die für die *M. G. P.* unternommene, auf der letzten Philologenversammlung charakterisierte Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion von Pastor Ferdinand Cohrs entwickelt sich leider nur langsam.

Aus einer demnächst in den Mitteilungen zu veröffentlichenden Monographie über Joh. Toltz, einen sächsischen Schulmann der Reformationszeit und Verfasser vorlutherischer Katechismen, wird man einen Begriff von der Mühe bekommen, die diese wichtige Arbeit in sich schliefst.

Von den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte sind innerhalb der Zeit zwischen der vorigen und jetzigen Philologenversammlung acht Hefte erschienen, deren Inhalt sich erstreckt über die Geschichte fast aller Arten

von Bildungsanstalten. Hervorgehoben zu werden verdienen die Ergänzungen zur Pestalozzi-Bibliographie und die Ausgabe der *Epistola mythologica* des *Bartholomaeus Coloniensis*, einer Art Schulhumoreske aus der Zeit des Frühhumanismus, die einen interessanten Beitrag zur Schul- und Universitätsgeschichte darbietet.

Mit freudiger Genugthuung kann der Vorstand der Gesellschaft Ihnen mitteilen lassen, dafs soeben die seit dem Jahre 1893 beabsichtigten „Texte und Forschungen" endlich angefangen haben zu erscheinen, nachdem sich schon frühzeitig als Notwendigkeit herausgestellt hatte, eine neue Art der Veröffentlichungen zwischen die *M. G. P.* und die Mitteilungen einzuschieben. Das erste Heft enthält den ersten Teil der lateinischen Schülergespräche der Humanisten, von A. Bömer, eine Edition, deren Notwendigkeit bereits im Plane der *M. G. P.* vom Jahre 1883 betont worden war, und umfafst die Zeit von 1480—1520, vom *Manuale scholarium* bis *Hegendorffinus,* und enthält wertvolle Zusätze zur Bibliographie des Niavis, Erasmus, Mosellanus und Hegendorffinus. — Noch während des Druckes des ersten Bändchens der „Texte und Forschungen" machte es sich notwendig, eine Anzahl von Arbeiten, die sich auf die Entwicklung der Universitäten bezogen, aus den „Texten und Forschungen" auszuscheiden und aus diesen eine besondere Gruppe zu bilden. Der Vorstand der Gesellschaft hoffte, Ihnen auch das erste Werk dieser Beiträge zur Geschichte der Universitäten in den Ländern deutscher Zunge, nämlich „Die Anfänge der Universität Frankfurt a. O. und die Entwicklung des geistigen Lebens an der Hochschule (1506—1540) von Prof. Dr. G. Bauch in Breslau überreichen zu können. Wenn dies nicht geschieht, so hat das seinen Grund in dem Umstande, dafs während der Drucklegung dieses Werkes im Königl. Preufsischen Kultusministerium ein gröfserer, das gesamte Universitätswesen umfassender Plan zur Erwägung gekommen ist, sodafs es sich nunmehr um die Frage handelt, ob es nicht zweckmäfsig erscheine, die beiden Unternehmungen miteinander zu vereinigen.

Beuge vor! ist ein Mahnwort, das jetzt überall auf politischem, socialen und anderen Gebieten erschallt. An dieses Wort hat unsere Gesellschaft gedacht, als sie es unternahm, im vorigen Jahre mit einem Werke zu beginnen, das — soweit unsere Nachforschungen es ergeben haben — seinesgleichen wohl nirgend hat. Wie schon mehrfach auf diesen Versammlungen hervorgehoben, bereiten die Zustände, die innerhalb der Bibliographie, dem Grundstein wissenschaftlicher Forschungen, bestehen, unserer Gesellschaft die gröfsten Schwierigkeiten. Um für spätere Zeiten diese Hemmungen aus dem

Wege zu räumen und zugleich ein Werk von grofser aktueller Bedeutung zu schaffen, hat die Gesellschaft es unternommen, ein grofses bibliographisches Werk unter dem Titel: „Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge" erscheinen zu lassen, durch welches sie ihre sonstigen bibliographischen Arbeiten zu einem gewissen Abschlufs bringt. Diese Bibliographie wird mit jedem Jahrgang ein genaues Verzeichnis aller Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft nebst Mitteilungen über neu entstandene Lehrmittel des betreffenden Jahres geben. Welchen Umfang das Unternehmen, an dessen letztem Hefte und grofsem Register noch gearbeitet wird und das der Vorstand bedauert nicht in einem abgeschlossenen Jahrgange vorlegen zu können, genommen hat, geht wohl am besten hervor aus der in Ihren Händen befindlichen Zusammenstellung der Hauptrubriken, von denen in den einzelnen Heften bisher gehandelt worden ist. Sie sehen schon aus dieser Darstellung, dafs Theobald Ziegler in der That recht hat, wenn er dieses neue Werk als eine Art von Verwirklichung des Pestalozzischen Gedankens von der organischen Zusammengehörigkeit aller der Erziehung und dem Unterricht dienenden Veranstaltungen begrüfst hat (in der Münchener Allgemeinen Zeitung). Um kurz zu werden, will ich nur exemplifizieren auf das Gebiet des höheren Schulwesens. Hier kann ich mitteilen, dafs das bibliographische Werk ein Nachschlagewerk werden wird, das nicht nur über die bedeutenderen Bestrebungen, sondern auch über die leisesten und fernsten Bewegungen auf diesem weiten Gebiete rasch und sicher orientieren wird. Sie werden also über das, was während eines Jahres, z. B. in den philologischen, historischen oder mathematischen Fächern des höheren Schulwesens, in Büchern, Aufsätzen und behördlichen Verordnungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz geleistet worden ist, sofort zuverlässig unterrichtet. Es läfst sich schon jetzt übersehen, dafs alle bisher erschienenen und zur Zeit erscheinenden bibliographischen Werke und Zusammenstellungen zur Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft von uns überholt werden.

Es kann aber auch noch hinzugefügt werden, dafs unsere Bibliographie in allen Einzelgebieten als Orientierungsmittel immer noch alle die diesen Einzelgebieten gewidmeten Zeitschriften übertrifft, und das ist auch nicht auffällig, wenn man bedenkt, dafs unsere Gesellschaft in der Lage war, für den ersten, noch nicht abgeschlossenen Jahrgang 1896 bis jetzt gegen 1400 Bücher und 950 Zeitschriften und sonstige Periodica heranziehen zu können.

Diese Resultate konnten, abgesehen von der Organisation, die für die Bearbeitung und Bewältigung des Materials eingerichtet worden ist, nur erreicht werden durch das grofse Entgegenkommen vor allem der Staatsregierungen, von denen einige mit der Zusendung des amtlichen Materials nicht erst warteten, bis ein officielles Gesuch an sie gerichtet wurde. Zu Dank sind wir auch dem Verlagsbuchhandel und den Verfassern verpflichtet. Es sei dabei noch bemerkt, dafs jedes Regest vor dem Imprimatur erst noch dem Urteil des Verlegers und des Verfassers unterbreitet worden ist. Gegenüber diesen erfreulichen Erscheinungen fallen einige Unfreundlichkeiten, die wir erfahren haben, nicht sonderlich ins Gewicht.

Es erübrigt noch, über die Thätigkeit der Landes- und Provinzialgruppen der Gesellschaft einige Punkte hervorzuheben. Die Gruppen sind gebildet, damit sie innerhalb ihrer Territorien die Sammlung, Sichtung und wissenschaftliche Bearbeitung aller der auf die Schulgeschichte eines Landes, einer Provinz u. s. w. bezüglichen Materialien vornehmen. Es soll also zur Darstellung gelangen, was jedes Land auf diesem Gebiete geleistet hat, damit sich aus diesen Einzelarbeiten schliefslich als Summe eine Geschichte des gesamten deutschen Bildungswesens aufbaue. Die in der Zeit zwischen der letzten und der jetzigen Philologenversammlung gegründete Gruppe Königreich Bayern, zu deren Mitgliedern, was ich beiläufig erwähnen will, alsbald nach der Gründung der bayrische Kultusminister und der höchste kirchliche Würdenträger zählten, hat bereits ein Zeichen ihrer fruchtbaren Wirksamkeit in dem in unserer Versammlung ausliegenden Bayernhefte gegeben, einem Hefte von ungemein reichhaltigem Inhalt, der sich über einen weiten Zeitraum — vom 12. Jahrhundert bis zur Jetztzeit — und über ein weites Gebiet des bayrischen Bildungswesens erstreckt. Die auf Anregung des kunstsinnigen geistlichen Rats und Professors der Theologie Dr. Joseph Bech in München beigegebenen Abbildungen aus dem Lehrer- und Schülerleben des Mittelalters werden, wie die in den früheren Heften dargebotenen Bilder, benutzt werden für einen von der Gesellschaft herauszugebenden umfassenden Atlas zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.

Im grofsen Stil hat sich die Gruppe Österreich entwickelt, die nach dem letzten gedruckten Jahresberichte in sämtlichen Kronländern, teilweise mit Unterstützung der Staatsbehörden, eine reiche Thätigkeit entfaltet, und die mit Subventionen Sr. Majestät des Kaisers von Österreich und des unsere Bestrebungen so fördernden Kultusministers von Gautsch bereits angefangen hat, Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte zu veröffentlichen,

deren erster Band, vorzüglich ausgestattet und dem Kultusminister gewidmet, die Geschichte der Savoyischen Ritterakademie in Wien von Prof. Dr. Schwarz enthält.

Während einige Gruppen dabei sind, Verzeichnisse zunächst der in Programmen niedergelegten Arbeiten zur Schulgeschichte ihrer Territorien abzufassen nach Analogie der im Auftrage der Gruppe Rheinland von den Geheimräten Deiters und dem inzwischen verstorbenen Jürgen Bona Meyer hergestellten, will die Gruppe Pommern ein Verzeichnis aller in den Schulen Pommerns seit dem 15. Jahrhundert benutzten oder in den Officinen dieser Provinz gedruckten Lehrbücher herausgeben, von der Voraussetzung ausgehend, dafs diese Bücher die besten Quellen sind für die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Methodik aller Schulfächer. Aber nicht nur das! Diese Schulbücher — Fibeln, Lesebücher, Grammatiken, Katechismen, Rechen-, Liederbücher u. s. w. —, diese anspruchslosen Werke sind oft die einzige systematische geistige Nahrung grofser Bevölkerungsklassen durch Generationen hindurch gewesen, haben ihrer Denk- und Handlungsweise das Gepräge aufgedrückt und haben tiefere Spuren in der deutschen Volksseele hinterlassen, als viele anspruchsvoll auftretende, hochpolitische Begebenheiten, die mit viel Behagen geschildert und von der Nachwelt gefeiert werden. Leider sind aber gerade diese wichtigen Denkmäler in den Bibliotheken nur spärlich aufzufinden, wie denn überhaupt das Pädagogische in den grofsen Bibliotheken früher eine ungenügende Beachtung gefunden hat. Es wird daher von Ihnen, hochverehrte Anwesende, sicher freudig begrüfst werden, dafs — was mitzuteilen ich ermächtigt bin — das preufsische Kultusministerium beabsichtigt, eine Centralsammelstelle für alle Lehrbücher — allerdings nur des höheren Unterrichtswesens — einzurichten. Es sollen vorerst alle Lehrbücher gesammelt werden, die jetzt im Gebrauche sind. Die Notwendigkeit einer solchen Sammelstelle ist vom praktischen Standpunkte aus ohne weiteres klar. Diese Sammlung soll sodann mit einer Auskunftsstelle verbunden werden, die allen Behörden, Schulmännern, überhaupt allen interessierten Kreisen zugänglich gemacht werden wird, und man hofft, dadurch wohlthätigen Einfluſs auf den Modus der Einführung neuer Schulbücher zu gewinnen; denn da jedem dann Gelegenheit gegeben ist, eine zulängliche Vergleichung unter den Schulbüchern einer Gattung eintreten lassen zu können, so werden diejenigen, deren Stellung es mit sich bringt, die in den Schulen zu benutzenden Bücher zu empfehlen oder ihre Einführung zu bestimmen, dann sicherer davor geschützt werden, ungeeignete Hilfsmittel in die

Hände der Lehrer und Schüler zu legen, und sie somit bewahren vor dem so häufig beklagten Wechsel der Schulbücher.

Zu diesem Vorteil, der bei der „Schulbüchernot" nicht hoch genug anzuschlagen ist, kommt aber der weitere, dafs diese Centralstelle einen heilsamen Einfluſs ausüben muſs auf die litterarische Produktion auf diesem Gebiete. Viele Erzeugnisse sind hier entstanden und entstehen noch, weil die Verfasser ohne Kenntnis sind von dem, was auf diesem Gebiete schon vorliegt. Koldewey hatte ganz recht, wenn er im ersten Bande der *M. G. P.* es aussprach, dafs mancher pädagogische Heros, der heutzutage mit seiner Methode sich breit mache, bescheidener auftreten würde, wenn er wüfste, dafs das Produkt seines Scharfsinnes schon lange vor seiner Geburt einmal erdacht, erprobt und — vergessen worden sei. Viele Mängel in der Herstellung von Lehrbüchern sind nur zu erklären aus dem Umstande, dafs die Autoren die Entwicklung, die die Methodik eines Faches genommen hat, nicht haben studieren können, dafs also dann vielfach naturgemäfs die nötige Kontinuität fehlte.

Es hofft darum das preufsische Kultusministerium dafür sorgen zu können, dafs, sobald die Centralsammelstelle eröffnet worden ist, sie nach rückwärts ergänzt wird, und dafs aufser den Schulbüchern auch noch andere Werke zur Didaktik des höheren Schulwesens eingefügt werden. Indem ich mit meinem Berichte zu Ende komme, bemerke ich, dafs ich natürlich nur wenige springende Punkte hervorgehoben habe; denn über jede einzelne Art der Veröffentlichungen der Gesellschaft und auch über die anderen Einrichtungen zur Erreichung ihrer Ziele liefsen sich besondere und eingehende Einzelberichte erstatten.

Es ist bekannt, dafs in den letzten Jahren in den Kreisen der Historiker vielfach die Fragen über das Wesen und die Aufgaben der Geschichte erwogen worden sind. Ob aber Vertreter der Kulturgeschichte oder der politischen und Staatengeschichte, ob sie für „Massenbeobachtung" oder für „Individualität" u. s. w. sprachen, darin scheinen sich alle einig gewesen zu sein, dafs sie der Schul- und Erziehungsgeschichte in keiner Weise gerecht geworden sind. Und doch, bei Beantwortung der Carlyleschen, das Wesen der Geschichte betreffenden Frage: wie und was waren die Menschen damals, wie sind sie so geworden? werden unter den Faktoren, die hierauf zu antworten berufen sind, in erster Reihe Schule und Erziehung stehen müssen. Unser Schrader verlangte vor kurzem von unseren Lehrern recht viel Begeisterung für ihren Beruf. Nun, wenn etwas Begeisterung hervorbringen kann, so ist es das Studium der Unterrichts- und Erziehungsgeschichte; denn es scheint mir, dafs gerade

auf dieses zu wenig beachtete Gebiet der Gesamtgeschichte das Goethische Wort pafst, das schöne Wort, dafs es das Beste an der Geschichte sei, dafs sie Enthusiasmus erwecke.

Aufser dem unter den Festschriften aufgeführten „Sachsenhefte" wurde den Mitgliedern der Versammlung noch das Programm des von der Gesellschaft unternommenen bibliographischen Unternehmens, das unter dem Titel: „Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge" zu erscheinen begonnen hat, zugleich mit dem Inhaltsverzeichnis der bisher erschienenen 11 Hefte überreicht. In der von der Gesellschaft veranstalteten Ausstellung ihrer Veröffentlichungen waren vertreten:

1. Die bisher erschienenen 18 Bände der *Monumenta Germaniae Paedagogica,*
2. die bisher erschienenen 6 Jahrgänge und 2 Hefte der „Mitteilungen",
3. das eben vollendete 1. Heft der „Texte und Forschungen": „A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten, 1. Teil. Vom *Manuale scholarium* bis Hegendorffinus 1480—1520",
4. eine Anzahl von Exemplaren der Bibliographie: „Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge",
5. in besonderen Ausgaben die von den Gruppen Österreich und Bayern veranstalteten Hefte der Mitteilungen,
6. der erste Band der von der Gruppe Österreich begonnenen „Beiträge zur österreichischen Erziehungs- uud Schulgeschichte": Geschichte der Savoyischen Ritterakademie in Wien von Johann Schwarz.

Der Schlufs der dritten allgemeinen Sitzung fand um 1 Uhr 20 Min. statt.

Vierte allgemeine Versammlung.

Sonnabend, den 2. Oktober 1897.

(Beginn 9 Uhr.)

Vorsitzender: Geh. Hofrat Ribbeck.

Dr. Franz Studniczka, Professor an der Universität Leipzig, begann die letzte allgemeine Sitzung mit seinem Vortrage über Menander. Er wies auf Grund der beglaubigten Marmorbildnisse des Menander nach, dafs die bekannte Vatikanische Statue eines Komikers diesen nicht darstellen könne, und nahm als sein Porträt vielmehr den ihm in 18 Exemplaren bekannten Kopf in Anspruch, der früher Pompejus genannt wurde. Zur Stütze der Beweisführung waren zahlreiche Gipsabgüsse und Photographieen aufgestellt.[1])

Der Vorsitzende dankte dem Redner und stellte sodann den mit lautem Beifall aufgenommenen Antrag, dem Senior der klas-

1) Die Untersuchung wird in einer besonderen Schrift veröffentlicht. Vgl. inzwischen: Berliner Philol. Wochenschrift 1895, S. 1627.

sischen Altertumswissenschaft Theodor Mommsen folgendes Telegramm zu senden: „Die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner begrüfst den grofsen Meister der klassischen Altertumswissenschaft mit verehrungsvollen Glückwünschen zu seinem bevorstehenden 80. Geburtstage. Das Präsidium.“ Am Abend desselben Tages traf aus Charlottenburg folgende Antwort ein: „Der Jugend, die des Alten gedenkt, sagt der Alte seinen Gruſs und seinen Dank im Bewufstsein dauernder Arbeitsgemeinschaft. Mommsen.“

Hieran reihten sich die Berichte über die Sitzungen der 11 Sektionen. Sie wurden von deren Vorsitzenden oder Obmännern in folgender durch die Verwandtschaft der Fächer bestimmten Reihenfolge erstattet:

für die philologische Sektion vom Geh. Hofrat Dr. Lipsius über die Vorträge von Mitteis, Immisch, Knaack, Lincke, Fuchs, Wellmann;

für die pädagogische Sektion vom Geh. Oberregierungsrat Dr. Schrader über die Vorträge von Seeliger, Volkelt, Uhlig, Lyon, Richter, Sedlmayr;

für die mit der historisch-epigraphischen und der philologischen Sektion vereinigte archäologische Sektion vom Kaiserl. Generalsekretar Prof. Dr. Conze über die Vorträge von Hiller von Gärtringen, Pick, Wilcken, Rofsbach, Tocilesco, Bormann, Patsch, Steindorff, sowie über die Besprechungen des Verhältnisses der Archäologie zum Gymnasialunterricht;

für die vereinigte historisch-epigrapische und historische Sektion von Oberlehrer Dr. Poland über die Vorträge von Beloch, Lamprecht;

für die indogermanische Sektion von Prof. Dr. Brugmann über die Vorträge von Streitberg, Prellwitz, Brugmann, Hoffmann, Schrader, Hirt;

für die orientalische Sektion vom Geh. Hofrat Dr. Windisch über die Vorträge in den Sitzungen der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Delitzsch, Häntzsche, Kautzsch) und des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas (Kersten, Guthe, Sieglin);

für die germanistische Sektion von Prof. Dr. Sievers über die Vorträge von Siebs, Meier, Streitberg, Kraus, Zwierzina, Bremer, Schullerus, Reuschel, Hauffen, Drescher, Uhl;

für die neuphilologische Sektion von Prof. Dr. Wülker über die Vorträge von Luick, Schneegans, Vetter, Scheffler, Vollhardt, Schumann, Varnhagen;

für die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion von Rektor Prof. Dr. Böttcher über die Vorträge, Demonstrationen und Experimente von Helm, Hoffmann, Böttcher, Rohn, Pockels und Toepler, Krause, Kalkowsky, Henke, Looser, Lohmann und Gebhardt, sowie über einen Brief von Reishaus;

für die Sektion für Bibliothekswesen von Direktor Prof. Dr. Schnorr von Carolsfeld über die Vorträge von Schwenke, Dziatzko, Luther, Milchsack, Gräsel, Molsdorf, Nörrenberg.

Darauf ergriff Geh. Hofrat Ribbeck das Wort zur Wahl des Ortes für die nächste Philologenversammlung: „Meine Herren, ich habe zunächst Bericht zu erstatten über den Beschluſs der Kommission betreffs des Ortes für die nächste Versammlung. Infolge des auſserordentlich entgegenkommenden Verhaltens von seiten der Stadt Bremen hat sich die Kommission entschlossen, da Lübeck und Bremen in Frage gestellt war und Bremen sich zuerst angeboten hatte, Ihnen Bremen als nächsten Versammlungsort vorzuschlagen, und ich setze voraus, wenn kein Widerspruch erfolgt, daſs die Versammlung den Beschluſs genehmigt."

Laute Zustimmung entschied für Bremen.

Schulrat Sander aus Bremen: „Meine Herren, der Senat der freien Hansestadt Bremen hat mich hierher abgeordnet, um die früher schon ausgesprochene Einladung der deutschen Philologen und Schulmänner nach Bremen für 1899 hier noch, wenn nötig, zu unterstützen. Nach dem aber, was ich soeben gehört habe, habe ich nur zu danken, daſs Sie Bremen gewählt haben, und hinzuzufügen, daſs Sie mit Freuden werden willkommen geheiſsen werden. Ein Bedenken freilich hatten wir: ob wir in unserem schlicht bürgerlichen Gemeinwesen nach den herrlichen Tagen von München, Wien, Köln und Dresden ein Gleiches würden bieten können. Es gilt in Bremen ein alter Spruch, der lautet: ‚Bremen, wês bedächtig, lât nich mêr in, as du bist mächtig!' Indes haben sich neuerdings wiederholt Versammlungen von ähnlichem Umfange und ähnlicher Bedeutung unter uns wohl gefühlt, und so lassen Sie mich hoffen, daſs auch die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Raum genug finden und mit der *δόσις ὀλίγη τε φίλη τε*, die wir zu reichen vermögen, vorlieb nehmen werde. Möge, was jetzt hier beschlossen worden ist, in zwei Jahren unter glücklichen Auspicien zur Ausführung kommen. Ich werde mich freuen, Sie in recht groſser Anzahl, auch von den verehrten Gönnerinnen, deren Anwesenheit uns diese Tage so ganz besonders verschönte, recht viele dort begrüſsen zu dürfen. Auf Wiedersehen in Bremen!"

Geheimer Hofrat Ribbeck: „Meine Herren, wir stehen am

Schlusse unserer Versammlungstage. Sie werden das Bewufstsein in sich tragen, dafs wir diese Tage nicht verloren haben, dafs wir fleifsig gewesen sind, dafs die Wissenschaft, deren Vertreter sich hier versammelt haben, sich somit eines regen, reichen Lebens erfreut, das sich nicht auf die vier Wände beschränkt, sondern auch auf das Leben sich auszudehnen bestrebt ist. Darf ich auf die klassische Philologie, deren Vertreter ich nun einmal bin, noch etwas eingehen, so habe ich die beruhigende Sicherheit, dafs sie nicht im Absterben begriffen ist. Sie steht im Zeitalter einer zweiten Renaissance, neue Probleme tauchen auf, die mit gröfstem Eifer gepflegt werden. Freilich, wie das im Renaissance-Zeitalter natürlich ist, haben den Löwenanteil die Monumente, aber nicht nur die steinernen und bronzenen, sondern auch die papiernen, die Papyri, von denen wir unermefsliche Geschenke erwarten. Die klassische Altertumswissenschaft ist längst aus den Kinderschuhen heraus, in denen sie zu den Zeiten Gottfried Hermanns und Böckhs stand, wo man sich stritt über die Grenzen der Wissenschaft: jetzt ist der Horizont der klassischen Altertumswissenschaft ein unendlicher. Wir reichen über unsere Grenzen nach allen Seiten hinaus, holen uns Rat aus allen Wissenschaften, und das wird hoffentlich immer noch mehr stattfinden. Nun freilich hat dieser Reichtum und dieses Interesse, das auch der einzelne Gelehrte an der benachbarten Wissenschaft nimmt, in diesen Verhandlungen von den Einzelnen nicht ausgebeutet werden können wegen der Fülle des Stoffes, der uns geboten worden ist von allen Seiten, und wegen der Unmöglichkeit, zu gleicher Zeit in den verschiedenen Sektionen anwesend zu sein. Die heutigen Berichte haben gewifs Bedauern erweckt darüber, wie viel wir haben versäumen müssen. Dem ist schwer abzuhelfen. Man kann nur wünschen, dafs die Zersplitterung nicht noch weitere Fortschritte mache. Sonst müssen wir uns elektrische Bahnen bauen oder Telephone einrichten oder noch einen andern Ausweg suchen: die Tage ausdehnen zu einem sogenannten Ferienkursus auf vier Wochen —, ich fürchte, dafs die Zeit noch kommt, wo der Antrag gestellt wird. — Ich erlaube mir noch den Dank auszusprechen im Namen des Präsidiums für die rege Teilnahme, mit der Sie den Verhandlungen gefolgt sind, für die Liebenswürdigkeit, mit der Sie den Verkehr gepflegt und mit der Sie alles Gebotene entgegengenommen haben. Und ich danke auch für alles, was die Versammlung von aufsen her erfahren hat, ich danke für all die Huld, Güte, Liberalität und Munificenz, deren wir uns erfreut haben in diesen Tagen. Damit rufe ich Ihnen ein herzliches Lebewohl zu, verehrte

Herren, und den Wunsch: Auf Wiedersehen in Bremen! Ich habe noch Herrn Professor Moldenhauer aus Köln das Wort zu erteilen."

Prof. Moldenhauer: „Meine Herren, auch uns erübrigt jetzt noch der Dank, die schöne Pflicht der Dankbarkeit allen den Männern gegenüber, die zu dem herrlichen Gelingen dieser Versammlung beigetragen haben. Wir scheiden von der herrlichen Stadt, von dem schönen Elbflorenz, mit dem erhebenden Gefühl der vollen Einmütigkeit, das alle die Männer, die aus den Gauen Deutschlands, aus Nord und Süd, aus Ost und West herbeigeeilt sind, beseelt, daſs wir alle fest und unverbrüchlich zusammenwirken zum wahren Wohle der deutschen Wissenschaft und Erziehung. Meine Herren, das glänzende Gelingen des Festes verdanken wir vor allem dem Präsidium: beide Namen, die an der Spitze standen, Wohlrab und Ribbeck, verbürgten von vorn herein, daſs alles, wozu wir gerufen wurden, so herrlich gelang. Ihnen zur Seite muſsten aber noch andere Kräfte zur Unterstützung stehen. Ich weiſs am besten aus eigner Erfahrung, welche Schwierigkeiten die Vorbereitungen solcher Versammlungen und Feste bereiten. Darum auch unseren Dank denen, die diese Arbeiten gethan haben und deren Wirken unter den Namen Rachel, Stürenburg und Meltzer zusammengefaſst werden möge! Weiter sagen wir unseren Dank den Bürgern dieser herrlichen Stadt. Wir am Rhein werden wegen unseres Frohsinns gepriesen, hier aber haben wir die weltbekannte sächsische Gemütlichkeit kennen gelernt, so wie sie uns geschildert worden ist. Und in dem Feste dort im Ausstellungspalast, da bethätigte sich diese echte Gemütlichkeit und vor allem die kunstsinnige Richtung von Dresden. Meine Herren, wir nehmen aus diesen Tagen die schönste Erinnerung mit nach Hause und versprechen, in voller Dankbarkeit dieser Tage zu gedenken. So, meine Herren, bitte ich Sie, an die Oberleitung, die unterstützenden Kräfte, die Stadt Dresden jetzt dadurch unseren Dank auszudrücken, daſs Sie sich von Ihren Plätzen erheben."

Zum Schlusse dankte Herr Stadtrat Fischer im Namen des Rates und der Bürgerschaft für die der Stadt Dresden von seiten der Versammlung erwiesene Ehre und schloſs seine humorvolle, mit lebhaftem Beifall aufgenommene Erwiderung mit dem Wunsche: „Auf Wiedersehen in Dresden im nächsten Jahrhundert!"

Philologische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung

im kleinen Saale des Vereinshauses (Zinzendorfstraße 17).

Mittwoch, den 29. September 1897.
(Mittag 12 Uhr.)

Zu Vorsitzenden wurden auf Vorschlag des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Usener aus Bonn durch Acclamation gewählt: Geh. Hofrat Prof. Dr. Lipsius aus Leipzig und Prof. Dr. Büttner-Wobst in Dresden, zum Schriftführer: Oberlehrer Dr. Schwarze in Dresden.

Zweite Sitzung

im Olympiasaal des Albertinums (Brühlscher Garten 2).

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Vormittag 8 bis 10 Uhr.)

Die philologische Sektion vereinigte sich mit der archäologischen und der historisch-epigraphischen, um folgende drei Vorträge anzuhören, deren Inhalt unter der historisch-epigraphischen Sektion näher angegeben werden soll:

1) Dr. Hiller von Gaertringen aus Berlin: Die archaische Kultur der Insel Thera.
2) Prof. Dr. Pick aus Gotha: Über das *Corpus nummorum*.
3) Prof. Dr. Wilcken aus Breslau: Über die griechischen Papyrusforschungen.

Dritte Sitzung

im kleinen Saale des Vereinshauses.

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Vormittag 8 bis ½11 Uhr.)

Vorsitzender: Geh. Hofrat Prof. Dr. Lipsius.

Es wurden fünf Vorträge gehalten, an die sich wegen der zu geringen verfügbaren Zeit eine Diskussion nicht anschloſs. Der

von Prof. Dr. Jurenka in Wien angekündigte Vortrag: Eine neue Erklärung der zweiten Sapphischen Ode fiel aus.

Zuerst sprach Dr. Otto Immisch, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium und Professor an der Universität Leipzig: Über Theophrasts Charaktere.[1])

Da die von der philologischen Gesellschaft zu Leipzig der Versammlung gewidmete Ausgabe von Theophrasts Charakteren die Behandlung des litterarhistorischen Problems ausschlofs, so legte der Vortragende dar, welche Ansicht er während der Beteiligung an dieser Ausgabe sich über diese Frage gebildet hat.

Indem er die Geschichte des Problems mit Beziehung auf die Darstellung von Gomperz (Wiener S. B. 117, 1888) beiseite liefs, besprach er kurz, was sich für die Echtheit und relative Ursprünglichkeit des Erhaltenen geltend machen läfst, um sich alsdann der besondern Frage zuzuwenden, welche Absicht Theophrast mit der Schrift verfolgt haben möchte. Die Meinung des Vortragenden ging dahin, dafs das Verständnis des Büchleins bisher besonders darunter gelitten habe, dafs es Theophrasts ethischer Schriftstellerei beigeordnet wurde. Er suchte es vielmehr als eine rhetorische Schrift zu erweisen. Dafür spricht, dafs der Gesichtspunkt, unter dem diese Kompositionen entworfen sind, ungezwungener Weise nur als ein ästhetischer aufgefafst werden kann. Ferner verschwinden die Schwierigkeiten, welche bei der entgegengesetzten Ansicht die Auswahl der Charaktere und die Form der Darstellung hervorrufen. Auch die Art der Überlieferung und die Betitlung stimmen besser zu einer rhetorischen Schrift. Es handelt sich um eine Sammlung von Motiven und Farben, analog den Büchern ἕλεοι, προοίμια u. a. m. Zudem ergeben sich Berührungen des Büchleins mit Theophrasts Schüler Dinarch. Besonders verwertbar war das Büchlein ferner für die peripatetischen θέσεις und Deklamationen. Zuletzt fügt es sich wohl ein in eine historische Analyse der rhetorischen Lehre vom ἦθος.

Im Anschlufs an diesen Vortrag wurde die unter den Festschriften aufgeführte neue Ausgabe von Theophrasts Charakteren an die Mitglieder der philologischen Sektion verteilt, wofür Geh. Hofrat Dr. Lipsius der Leipziger philologischen Gesellschaft, sowie der Teubnerschen Verlagsbuchhandlung den Dank der Versammlung ausprach.

An zweiter Stelle sprach Dr. Georg Knaack, Oberlehrer

---

1) Der Inhalt des Vortrags wird im Philologus vollständig veröffentlicht.

an dem Marienstifts-Gymnasium zu Stettin: Über die Hirten bei Theokrit.[1])

Der Vortragende wies in der Einleitung darauf hin, dafs das von ihm behandelte Thema eins der am meisten umstrittenen Probleme der neueren Forschung sei; auf der einen Seite glaube man an eine wirkliche volkstümliche Bukolik, auf der andern an eine allegorische Hirtenpoesie, deren dichterische Vertreter unter der Maske theokriteischer Hirten erschienen. Nach einer kurzen Charakteristik der neueren Forschungen bis auf Reitzensteins Buch „Epigramm und Skolion" (Gieſsen 1893), zu dessen Ergebnissen der Vortragende (doch nur unter gewissen Einschränkungen) sich zustimmend verhielt, wurde zunächst auf den inneren Zusammenhang der nach handschriftlicher Überlieferung so zu ordnenden Idyllen I VII III IV V hingewiesen und die bukolische Maskerade in den Thalysien (VII) eingehend besprochen. Aufser Simichidas = Theokrit, Lykidas = Dosiades, sei auch in Tityros eine dichterische Persönlichkeit, wahrscheinlich Alexandros aus Aitolien (so bereits Meineke) zu erkennen. Da derselbe Tityros in III auftrete (ὁ *Τίτυρος* v. 2), so müsse auch sein Gefährte, der ungenannte, aber nach seinem Aussehn charakterisierte Ziegenhirt eine reale Persönlichkeit sein. Die von diesem gefeierte Hirtin Amaryllis kehrt im nächstfolgenden Stück IV wieder, wie der Dichter durch ein Selbstcitat (IV 38 = III 6) angedeutet hat; sie erscheint hier als die Geliebte des Rinderhirten Aigon, in dem der Vortragende eine historische Person aus Kroton einen Zeitgenossen des Athleten Milon, nachwies (Iamblich. Vit. Pythag. 218). Das von Aigon erzählte Kraftstück ist nach Ausweis des Scholiasten von dem Milesier Astyanax auf ihn übertragen worden; da nun der letztere von seinem Landsmann Pyrrhos gefeiert worden sei (Herm. XXV 84), so dürfe man von Aigon das Gleiche vermuten und an einen krotonischen Lokaldichter denken, an dessen Kunst Theokrit durch den Mund des Hirten Battos eine wenig schmeichelhafte Kritik übe. Auch in diesem Hirten glaubte der Vortragende eine wirkliche, nicht fingierte Person (vielleicht Kallimachos) erkennen zu dürfen, wie in dem deutlich markierten Gegensatz zwischen Korydon und Lakon in V die Fehde zwischen zwei Dichterschulen. Mit einem Ausblick auf den unteritalischen Kulturkreis und den hinter den bukolischen Bestrebungen des koischen Dichterverbandes stehenden Philetas schlofs der Vortrag.

An dritter Stelle erstattete Dr. phil. Robert Fuchs, Mit-

1) Was in diesem Vortrage nur skizzenhaft gegeben werden konnte, soll mit ausführlicher Begründung demnächst in Buchform erscheinen.

glied des Kgl. stenographischen Instituts in Dresden, einen Bericht über die Fortschritte auf dem Gebiete der Geschichte der Heilkunde in den letzten zwei Jahren und machte Mitteilungen, die 1) den *Auctor anonymus der Diagnosis acutorum et tardorum morborum* und 2) das *Iatrosophium Hippocratis, Galeni, Magni et Erasistrati* betreffen.

Es giebt zwei Jahresberichte über die Fortschritte unserer geschichtlich-medizinischen Kenntnisse des Altertums. Sie haben trotz ihrer Vortrefflichkeit doch auch einige Mängel, die nicht verschwiegen werden dürfen. Der medizinische, betitelt: „Jahresberichte über die Leistungen und Fortschritte in der gesamten Medizin, herausgeg. von Rudolf Virchow", im 31. Jahrgange stehend und zuletzt über das Jahr 1896 berichtend (Berlin 1897), ist von Puschmann und von Töply verfafst und für Ärzte bestimmt, der philologische, Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft, zuletzt von Susemihl 1895 verfafst, ist für Philologen berechnet. Mithin übergeht der erstgenannte Bericht mancherlei, was für die philologische Seite des gemeinsamen Forschungsgebietes von Wert ist, der letztgenannte befriedigt umgekehrt die Ärzte nicht in dem erwünschten Mafse. Hierzu kommt, dafs sich beide Berichte in einen grofsen Gesamtbericht einordnen müssen und daher natürlicherweise zum Teile erst ein bis zwei Jahre nach dem Erscheinen der betreffenden Werke über sie belehren können. Für eine Zweijahrsversammlung, wie die Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner eine ist, hat aber ein den Ereignissen möglichst auf dem Fufse folgender Bericht mehr Wert als ein viel später erscheinendes Nachschlagewerk, selbst wenn es, wie in diesem Falle, für alle Zeiten seine hohe Bedeutung behält. Zudem sind beide Berichte, in eins vereinigt, nicht vollständig. Absolute Vollständigkeit ist indessen leider auch so noch blofs erstrebenswert, nicht erreichbar. So lange unsere Bibliotheken, die gröfsten nicht ausgeschlossen, nicht über unbeschränkte Mittel verfügen, wie das Britische Museum, kann nur eine kleine Auslese aus dem grofsen Gebiete geboten werden. Dabei sind zwar von Ärzten verfafste Abhandlungen und die Veterinärmedizin billigerweise mit einzubeziehen, müssen aber auf der anderen Seite viele mehr unterhaltende als belehrende Aufsätze und die Referate und Kritiken nebst den nicht erhältlichen Werken ausgeschieden werden. Es sind vom September 1895 bis dahin 1897 nach des Vortragenden Berechnung im ganzen 143 Abhandlungen über die klassische Medizin erschienen. Davon entfallen auf deutsche oder von Deutschen verfafste Abhandlungen 104, auf französische 15,

auf englische 16, auf italienische 4, auf russische 2, auf czechische 1, Dreisprachigkeit weist eine Zeitschrift auf. Über die klassische Heilkunde im allgemeinen handeln 56 Arbeiten, über Veterinärmedizin 5, vorhippokratische Heilkunde 8, hippokratische 28, nachhippokratische und alexandrinische 9, römische 12, griechische im Römerreiche mit Ausschluſs von Dioskurides und Galenos 10, Dioskurides 6, Galenos 10. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit des behandelten Gegenstandes läſst auch die knappste Wiedergabe des Inhaltes des Vortrages nicht zu.

Meine Herren, ich möchte Sie mit einem neuen griechischen Schriftsteller der methodischen Schule bekannt machen. Auſser des Soranos Schrift *περὶ γυναικείων* besitzen wir bekanntlich kein einziges erwähnenswertes griechisch geschriebenes Werk oder Bruchstück eines Methodikers. Als wichtigste Quelle ihrer Lehre kam neben zerstreuten Bemerkungen, namentlich bei Galenos, bloſs die lateinische Übersetzung der Soranischen Schrift *περὶ ὀξέων καὶ χρονίων παθῶν* von Caelius Aurelianus in Betracht. Im Jahre 1890 verwies Kostomiris (Rev. d. ét. grecq. III, 146) auf einen anonymen Traktat des cod. Paris. suppl. Graec. 636 s. XVII, betitelt *Διάγνωσις περὶ τῶν ὀξέων* (cod. *ἕξεων*) *καὶ χρονίων νοσημάτων*. Auf fol. 21—82 ist der Traktat in schlechter Schrift eingetragen. Er zerfällt in 48 Kapitel, deren jedes die *αἰτία*, *σημεῖα* und *θεραπεία* einer anderen Krankheit umfaſst. Es gelang mir, eine andere recensio des Anonymus im Par. Graec. 2324 s. XVI, fol. 147^{v}—209^{v} zu entdecken. Dort sind von den 48 Kapiteln bloſs 29 erhalten, viel schlechter, aber oft vollständiger erhalten, einmal fehlt bloſs die Semasiologie, einmal die Ätiologie, von dem letzten, 29. genannten, Kapitel ist nur die erste Zeile niedergeschrieben. Der Par. 2324 hat dafür zwei Kapitel mehr, das über *lienis inflammatio* und *lienis scirrus*. Die Ätiologie des Anonymus allein habe ich im Rhein. Mus. Bd. 49, 532—558 veröffentlicht, weil damals zum Prüfen der Schrift keine Zeit war. Man hat den Verfasser des inhaltlich ausgezeichneten Werkes als Soranos angesprochen, der bekanntlich ein doxographisches Werk *περὶ αἰτιῶν* hinterlassen hat. Ich kann den von mir selbst vertretenen Glauben heute nicht mehr aufrecht erhalten. Zunächst will ich erweisen, daſs der Verfasser ein Methodiker ist. Der Gedanke des Laxum und Strictum, sowie die Metasynkrisis (recorporatio) finden sich zwar nicht, aber die Therapie ist echt methodisch. Auf Schritt und Tritt begegnen der Aderlaſs *μετὰ κατασχασμοῦ* oder *ἀμύξεως* (Schröpfung), Blutegel, Abwaschungen, Bähungen, Bäder, Kataplasmen, Wein, das Hauptmittel *diacodion* (Mohn),

Senfpflaster, der Fastencyklus nach Dreitagsfristen (*τὴν διάτριτον*), Tragen in der Sänfte, Sitzen auf dem schwebenden Stuhle, Handwagen-, Wagenfahren, Reiten, Land- und Seereisen. Fortwährend wird auf die Kräfte des Patienten verwiesen, jede Behandlung wird bis zum äufsersten Punkte getrieben, welchen die Kräfte erlauben. Zimmerhygieine wird sehr betont, unterirdische Grotten werden als Aufenthaltsort empfohlen, kurz es ist die aus Soranos als methodisch bekannte Behandlung. Semasiologie und Therapie stimmen nicht zu Caelius oder Soranos. Wichtige Punkte fehlen bald hier, bald da; Wortlaut, Disposition, Reihenfolge, Wichtigkeit der Symptome sind bei beiden von Grund verschieden. Es mufs ein anderer Verfasser sein. Darum ist es auch unwahrscheinlich, dafs die Ätiologie von dem sonst verschmähten Soranos stammt. Soranos erwähnt alle seine Vorgänger, besonders häufig aufser Praxagoras, Diokles, Erasistratos und Hippokrates den Asklepiades, Demetrios, Herakleides, Herophilos, Soranos, Themison, Thessalos, der Anonymus in der Ätiologie blofs Praxagoras, Diokles, Erasistratos und Hippokrates in typischer Reihenfolge. Sonst begegnen aufserordentlich selten Andron und Polyeides und Mnaseas, sehr entgegen der Gewohnheit des Soranos. Da nicht einmal die Hauptvertreter der methodischen Schule genannt werden, selbst nicht Soranos, ist man geneigt, diesen Traktat für älter zu halten. Von der sprachlichen Seite steht dem durchaus nichts im Wege. Weitere Vermutungen sind der nach reiflichem Studium zu verfassenden Praefatio zu überlassen, deren Bearbeitung für später vorbehalten wird, aber jetzt wenigstens angekündigt werden sollte.

Meine Herren, der cod. Paris. Graec. 2324 s. XVI enthält, auf den Folien ohne Nummer, A—G und 1—249^{v}, das Iatrosophium des Hippokrates, Galenos, Magnos und Erasistratos, d. h. eine Sammlung von Hausarzneimitteln aus diesen Schriftstellern. Es sind im ganzen 302 Kapitel, ohne jeden Plan zusammengeschrieben von einem des Inhaltes unkundigen Schreiber. Den Inhalt habe ich im 50. Bande (S. 596—599) des Rhein. Mus. mitgeteilt. Das meiste stammt aus Galenos, dann kommt Hippokrates, dann Magnos, besonders in dem Abschnitte über den Urin, in Betracht, wohl nur einmal wird Erasistratos eingeführt (in dem Kapitel über Epilepsie, Rhein. Mus. a. a. O.). Sehr interessant ist die Einleitung des Verfassers des Iatrosophiums; denn in ihm werden die Gewährsmänner häufig abfällig kritisiert, ihre Lehren werden mit Selbstgefälligkeit berichtigt und ergänzt. Es fällt ferner die Sucht auf, alles einzuleiten und einzuteilen. Mit schulmäfsigen Ausdrücken heifst es, ähnlich wie bei Apollonios von Kition: „wir

werden nun betrachten" — „nachdem wir nun betrachtet haben, werden wir weiter erwägen" u. s. w. Infolge der Unkenntnis des Schreibers sind hier und da ganze Sätze unverständlich. Ein einziges Mal wird der Iatrosophist Magnos (um 300 n. Chr.) „Magnentios" genannt. Bestimmte Anhaltspunkte für die Datierung der Schrift haben sich leider nicht ergeben. Die Zurechtweisung der alten Autoren, namentlich des Galenos, scheint auf eine frühere Zeit hinzuweisen, denn je später die Zeit, desto mehr ist Galenos Evangelium. Dafs eine jetzt verlorene Schrift des Erasistratos benutzt ist, läfst ebenfalls keine Zeitbestimmung zu. Zwar berichtet Galenos (Kühn XI, 221), dafs zu seiner Zeit bereits einige Werke des Erasistratos verloren waren, andererseits aber hat der im 16. Jahrhundert lebende grofse Brüsseler Anatom Andreas Vesalius (*de hum. corp. fabrica,* Basil. 1543, pag. 526) eine uns sonst unbekannte Notiz augenscheinlich aus ihm noch verfügbarer Überlieferung geschöpft. Eingehendere Studien des Textes sind hier ebenso erforderlich wie bei drei anatomischen, wenigstens mittelgriechischen, vielleicht altgriechischen Zeichnungen des Paris. suppl. Graec. 636 und den zahlreichen medizinischen Bruchstücken dieses und des vorgenannten Codex.

An vierter Stelle behandelte Dr. Karl Lincke, Professor am Gymnasium in Jena, das Thema: Sokrates und seine Apologeten.[1])

Zwei Probleme sind es, die Sokrates — wie in Windelbands Geschichte der Philosophie scharf hervorgehoben wird — erfafste: das Problem der Wissenschaft und der Sittlichkeit. In Bezug auf sein Verdienst um die Lösung des ersteren hat man dem Philosophen, der die Wahrheit suchte, den Sophisten gegenüber im ganzen wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sokrates erfafste die Idee des Wissens. Um den höchsten ethischen Begriff, den Begriff des Guten, aber soll er — so meint man vielfach — sich vergeblich bemüht und das Gute immer wieder mit dem Angenehmen und mit dem Nützlichen verwechselt haben. Diese Ansicht von dem relativen Werte des Guten stimmt nicht überein mit der Überlieferung, dafs sich Sokrates bei der Beurteilung des Wertes einer Handlung von einem Dämonion leiten liefs. Das sokratische Dämonion war kein unbewufstes Gefühl, es war ihm der klare, obgleich seinem Ursprunge nach verborgene Quell der Erkenntnis des unbedingt Guten. Diese Überzeugung bewährte sich ihm bei

1) Der Vortrag selbst wird in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen zum Abdruck gelangen.

seinem Tode, wie Hermogenes berichtet. Die Wirkung der Philosophie des Sokrates auf seine Zeitgenossen können wir nach zwei Richtungen beobachten. Anregend und begeisternd war das gemeinsame Aufsuchen und Feststellen der höchsten Begriffe. Anderseits war die freie, ideale Autorität des Dämonions sehr unbequem für die Mantikpriester, deren Einfluſs im täglichen Leben der Athener nicht übersehen werden darf.

Plato verfaſste zur Rechtfertigung des Sokrates verschiedene Schriften. Einen durchschlagenden Erfolg hatte vor allen die „Apologie des Sokrates". Unter dem Gesichtspunkte eines Stenogramms der Rede des Sokrates betrachtet, ruft diese Schrift Bedenken hervor, die namentlich Schanz mit Recht zu gunsten einer freieren Auffassung geltend macht. Das Gewicht dieser Gründe läſst sich noch verstärken, wenn man die Selbstverherrlichung des Sprechers und den Bericht des Hermogenes über das Verbot des Dämonions in Betracht zieht. Daſs die platonische Apologie eine allgemeinere Bedeutung für ganz Athen haben sollte, zeigt die Disposition, die bei wesentlich gleichartigen Anklagepunkten ältere und neuere Ankläger unterscheidet. Plato wollte Sokrates zu der gesamten Bürgerschaft sprechen lassen. Er schildert seinen Mitbürgern in Sokrates den wahrhaft Weisen, den Typus des wissenschaftlichen Charakters. Er läſst ihn Punkt für Punkt eine Reihe von Grundsätzen wissenschaftlicher, ethischer, politischer Art entwickeln, die seitdem gröſstenteils für den Akademiker maſsgebend geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Mit besserem Rechte als der Phädrus oder das Symposion darf die Apologie des Sokrates, die keinesfalls in den ersten Jahren unmittelbar nach dem Prozesse verfaſst ist, ihrer ganzen Anlage nach als das „Programm der Akademie" bezeichnet werden.

Xenophon berücksichtigt in seinen apologetischen Ausführungen die wissenschaftliche Bedeutung des Sokrates und zugleich die Vorwürfe und Bedenken der Mantikgläubigen. Er würdigt es als das natürliche Recht und die Pflicht des Menschen, sich der ihm verliehenen Vernunft zu bedienen. Die Ansprüche der Mantikpriester läſst er gelten, soweit sie sich auf Erforschung der Zukunft bezogen. Bei diesem für die Kulturgeschichte Athens beachtenswerten Vermittelungsversuche hat den dankbaren Verehrer des Sokrates ein zuverlässiger Gewährsmann durch wertvolle Mitteilungen unterstützt: Hermogenes, der Sohn des Hipponikos. Einer jüngeren Reihe der „Denkwürdigkeiten" eigentümlich ist erstens die Betonung der Mantikgläubigkeit mit Verleugnung sowohl des Dämonionglaubens als auch des Naturrechtes der menschlichen Vernunft,

zweitens die Verneinung jedes wissenschaftlichen, rein philosophischen Principes, namentlich des an sich Guten, und die frivole Verehrung des Nützlichen. Eigentümlich ist dieser neuen Dialogreihe ferner das Bestreben, alle Gebiete und Stoffe des Unterrichtes zu umfassen und zu verwerten. Die Memorabilien in ihrer überlieferten Gestalt sind ein planmäfsig allmählich ausgearbeitetes Schulbuch, mit einer aufklärungsfeindlichen Tendenz gegen den wissenschaftlichen Einfluſs und Unterricht der Akademie.

Mit Beachtung der angedeuteten Eigentümlichkeiten ist die Frage nach der geschichtlichen Treue in der Schilderung des Sokrates bei Xenophon und bei Plato zu behandeln.

An fünfter Stelle endlich sprach Dr. Max Wellmann, Oberlehrer am Marienstifts-Gymnasium in Stettin, über Dioskurides.[1])

Der Vortragende, der im Auftrage der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen eine neue Ausgabe des Dioskurides vorbereitet, beleuchtet die hohe Bedeutung seiner *materia medica* nicht nur für die Heilkunde und Botanik, sondern auch für die Kulturgeschichte, die vergleichende Sprachwissenschaft und die Kunstgeschichte. Durch ihn sind wir in den Stand gesetzt, das älteste Kräuterbuch der Griechen, das die letzte Quelle alles botanisch-pharmakologischen Wissens geworden ist, das Werk des Diokles von Karystos, eines Zeitgenossen des Plato, zu rekonstruieren, er ist seit dem Ausgang des 1. Jahrhunderts n. Chr. bis ins 16. Jahrhundert der anerkannte Hauptschriftsteller auf dem Gebiet der Pharmakologie und Botanik gewesen: die Griechen, die Römer, die Araber legten ihn ihren botanischen Studien zu Grunde, in den Schulen von Salerno und Montpellier, in Spanien und in Deutschland ist er der Urquell der Naturwissenschaft und Botanik geworden. Durch ihn sind uns ganze Reihen von synonymen Ausdrücken für Heilpflanzen aus den Sprachen des Mittelmeergebietes erhalten, die, wenn sie auch mit dem echten Dioskurides nichts zu thun haben, doch für die Sprachwissenschaft von hohem Werte sind. Dem Umstande, daſs der Text des Dioskurides mit der illustrierten Pharmakopöe des Krateuas, des Leibarztes des groſsen Mithridates, vereinigt worden ist, verdanken wir die Erhaltung des ersten illustrierten Buches auf griechischem Boden, von dem wir litterarische Kunde haben, sowie einer Reihe von Bruchstücken dieses berühmten Pharmakologen in den beiden ältesten Handschriften des Dioskurides, dem Constantinopolitanus und dem Neapoli-

1) Der Vortrag soll anderweitig veröffentlicht werden, vielleicht im Hermes.

tanus. Durch die beiden Bilder mit Ärztedarstellungen auf fol. 2ᵛ und 3ᵛ des Constantinopolitanus wird unsere Kenntnis antiker Porträts bereichert, durch sie gewinnen wir eine lebendige Vorstellung von dem biographischen Bilderbuch des Varro, seinen Hebdomaden. Von den Schriften, die dem Dioskurides zugeschrieben werden, ist nur die *materia medica* echt: die *Euporista*, welche Oribasius im Proömion zu seinen *Εὐπόριστα πρὸς Εὐνάπιον* und Aëtius an verschiedenen Stellen seines Tetrabiblon als dioskurideisch kennen, sind im 3. oder Anfang des 4. Jahrhunderts auf den Namen des Dioskurides gefälscht und bieten in Verkleidung und Anlage eine schlagende Parallele zu der *medicina Plinii*.

Vierte Sitzung

(im kleinen Saale des Vereinshauses)
im Verein mit der archäologischen und historisch-epigraphischen Sektion.

Sonnabend, den 2. Oktober 1897.
(Vormittag 8 bis 9 Uhr.)

Vorsitzender: Geh. Hofrat Dr. Lipsius.

Den Gegenstand dieser letzten, gemeinsamen Sitzung bildete zweierlei, worüber das Nähere unter der historisch-epigraphischen Sektion zu finden ist:

1. eine kurze Besprechung der von Dr. Patsch auf Grund von Funden aus dem Bereiche Bosniens und der Herzegowina entworfenen und in den bosnischen Mittelschulen eingeführten Schulwandtafeln für den klassisch-historisch-philologischen Unterricht durch den Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Diels aus Berlin.

j 2. der Vortrag von Prof. Dr. Mitteis aus Wien: Über die uristische Bedeutung der Papyruspublikationen.

In die Präsenzliste der philologischen Sektion haben sich im ganzen 137 Mitglieder eingezeichnet.

Pädagogische Sektion

in der Aula der Kreuzschule (Georgplatz 6).

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 29. September 1897.
(Mittag 12 Uhr 5 Min. bis ¼1 Uhr.)

Rektor Prof. Dr. Richter aus Leipzig begrüfste als erster Obmann die Anwesenden und teilte bei der Feststellung der Tagesordnungen mit, dafs der von Prof. Weinberg in Trautenau angekündigte Vortrag über die Hygiene beim Mittelschulunterricht ausfalle und der von Prof. Dr. Kehrbach aus Berlin zu erstattende Bericht auf eine der allgemeinen Sitzungen verlegt werden solle. Auf seinen Vorschlag wurde sodann unter allgemeinem Beifall Geheimer Oberregierungsrat Dr. Schrader aus Halle zum ersten Vorsitzenden und auf dessen Vorschlag wiederum Rektor Prof. Dr. Richter aus Leipzig zum stellvertretenden Vorsitzenden erwählt. Als Schriftführer wurden vom zweiten Vorsitzenden die beiden Gymnasialoberlehrer Dr. Weber aus Leipzig und Dr. Nowack in Dresden vorgeschlagen und gewählt.

Zur Verteilung gelangte die Festschrift von Fiebiger: Ein Gutachten Gottfried Hermanns über den lateinischen und griechischen Sprachunterricht.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Vormittag 8 Uhr 10 Min. bis 10 Uhr 55 Min.)

Von der aus etwa 150 Mitgliedern bestehenden Versammlung erbat sich Geh. Oberregierungsrat Dr. Schrader zunächst die Genehmigung zur Absendung eines telegraphischen Glückwunsches an Herrn Prof. Dr. Autenrieth in Nürnberg, der morgen sein 25jähriges Rektorjubiläum feiere, und erteilte sodann Prof. Dr. Konrad Seeliger, Rektor des Gymnasiums in Zittau, das Wort zu seinem

Vortrage: Über die Aufgaben des griechischen Unterrichts in der Gegenwart.[1])

Der Redner begründet die Notwendigkeit des griechischen Unterrichts in dem Gymnasium durch den Nachweis, dafs die Bestrebungen und Forderungen der Gegenwart auf vielen Gebieten die Kenntnis des griechischen Geisteslebens zur Voraussetzung haben, seine Wiedererweckung nicht eine überwundene Kulturstufe, sondern die noch lebendige Schöpfung des scheidenden Jahrhunderts sei. Aus der Rücksicht auf die Geistesströmungen der Gegenwart, ihre Vorzüge und ihre Mängel, gewinnt er die Gesichtspunkte für die Aufgaben des griechischen Unterrichts. Als überspannte Forderungen weist er zurück: 1) das Viellesen, wodurch sich der Vorschlag erledigt, durch den Gebrauch von Übersetzungen die Kenntnis der griechischen Schriftwerke zu erweitern, und 2) die Einführung in alle Einzelheiten des griechischen Lebens durch ein Übermafs von Realien und Bildern. Vielmehr soll das Schriftwerk der Mittelpunkt der Lektüre sein und sein volles Verständnis erarbeitet werden. Dabei sind folgende Forderungen zu erfüllen: 1) Die Lektüre mufs auf eine gediegene grammatische Bildung gegründet sein. 2) Durch das Eindringen in den fremden Sprachgeist und durch die lebendige Vorstellung des Schriftinhalts soll nicht nur der Verstand, sondern auch Gefühl und Einbildungskraft gebildet werden. 3) Besonderes Gewicht ist auf die Charakteristik zu legen und der psychologische Gehalt des Schriftwerks möglichst zu erschöpfen. 4) Die Vergleichung moderner, insbesondere deutscher Schriftwerke mit den griechischen dient zur Ausbildung eines gesunden Kunsturteils. 5) Der sittliche Gehalt der Schriftwerke soll mitwirken, die Schüler über gewisse Verirrungen moderner Weltanschauung aufzuklären. 6) Insbesondere bietet die griechische Litteratur und Geschichte reiche Gelegenheit, die Schüler in die socialen Probleme der Gegenwart einzuführen und sie mit dem Gefühl für staatliche Gemeinschaft und die sittliche Hoheit des Staates zu erfüllen.

An zweiter Stelle sprach Dr. Johannes Volkelt, Professor an der Universität Leipzig, über: Psychologie und Pädagogik.[2])

Der Vortragende geht von der Thatsache aus, dafs infolge der zunehmenden Strenge und Feinheit der psychologischen Forschung seit längerer Zeit das Bestreben besteht, den wissenschaft-

1) Der Vortrag wird in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik abgedruckt werden.

2) Vollständig wird der Vortrag in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik erscheinen.

lichen Charakter der Pädagogik durch sorgfältiges und umfassendes Begründen derselben auf Psychologie zu steigern; und er fügt die Überzeugung hinzu: es sei eine unwidersprechliche Wahrheit, dafs erst im Anschlufs an die Psychologie auf dem Gebiete der Pädagogik Genauigkeit, Begründung, Zusammenhang zu erreichen ist. Und ebenso sei auch für die Ausübung der erziehenden Thätigkeit Kenntnis des Seelenlebens von unberechenbarem Nutzen. Freilich dürfe hierunter nicht blofs das wissenschaftliche Studium der Psychologie verstanden werden; vielmehr sei für den Lehrer die gelegentliche, gefühlsmäfsige Psychologie des Lebens und Verkehrs, die praktische psychologische Fühlung mit dem umgebenden Menschlichen von mindestens ebenso grofser Wichtigkeit. Da dem Vortragenden die Unentbehrlichkeit der Psychologie für die Theorie und Praxis der Pädagogik als etwas Erwiesenes und nahezu allgemein Zugegebenes gilt, so will er seine Aufmerksamkeit lieber auf die Schranken der Leistungen lenken, deren die Psychologie für die Pädagogik fähig ist. Er hält das Eingehen auf diese Frage schon darum für wichtig, weil gegenwärtig die Bedeutung der Psychologie für die Pädagogik von manchen Seiten überschätzt werde und sich nicht selten übertriebene Erwartungen an die exakt psychologische Grundlegung der Pädagogik knüpfen.

Schon die Frage nach dem Ziel des Erziehens, nach dem Idealmenschen, der dem Erzieher vorschweben soll, bedeutet, so führt der Vortragende weiter aus, eine gewaltige Schranke für die Anwendung der Psychologie. Diese Wissenschaft zeigt überall nur Thatsachen und Gesetze auf; über das Erstrebens- und Wünschenswerte sagt sie nichts Entscheidendes. Nun ist aber die Pädagogik in allen ihren Teilen von Zielfragen geradezu durchsetzt. Man nehme etwa die Frage: soll die Erziehung intellektualistisch oder moralistisch oder vorwiegend religiös eingerichtet werden? in welches Verhältnis, in welche Über- und Unter- oder vielleicht Nebenordnung sollen die Ziele des Wissens, der Sittlichkeit, der Religion zu einander gesetzt werden? Oder man denke an die Frage: soll die Erziehung mehr in socialem oder mehr in individualistischem Geiste geleitet werden? Je nach der Stellung zu den angedeuteten Möglichkeiten nimmt die Pädagogik bis ins Besondere und Einzelne hinein eine verschiedene Gestaltung und Färbung an. Bei der Psychologie aber wird man vergebens für diese Zweifel eine Lösung suchen.

Was nun die Zielfragen der Pädagogik anlangt, so ist es vor allem die Ethik, von der sie in dieser Beziehung abhängt. Dieser einleuchtenden Sache widmet der Vortragende nur eine kurze Er-

örterung, um dann länger bei einem anderen Abhängigkeitsverhältnis zu verweilen. Will man die für die Zielfragen der Pädagogik maſsgebenden Wissenschaften bezeichnen, so ist zu der Ethik vor allem noch die Kulturgeschichte, und namentlich die der Gegenwart, hinzuzufügen. Wer in pädagogischen Dingen reif und gediegen urteilen will, muſs die Interessen und Bedürfnisse der Gegenwart, die edlen und niedrigen Kräfte, von denen sie bewegt wird, ihre Kämpfe und Hoffnungen, das Zusammenstimmende und Zerrissene, das Siegreiche und Fragliche in ihrer Kultur kennen und verstehen. Eine Pädagogik, die so allgemein ist, daſs sie für alle Zeiten, für alle Kulturverhältnisse gelten soll, wird kaum über triviale Allgemeinheiten hinauskommen. Aber nicht nur in den Zielfragen, sondern auch hinsichtlich der Gegenstände, in denen unterrichtet werden soll, hat das kulturgeschichtliche Erwägen ein bestimmendes Wort mitzusprechen. Nur wer zu seinen ethischen und psychologischen Gesichtspunkten auch enge und vielseitige Fühlung mit der Zeitlage mitbringt, darf hoffen, über die Stellung der alten Sprachen, der muttersprachlichen Litteratur, der naturwissenschaftlichen Fächer im Unterricht u. s. w. ein begründetes Wort zu sagen.

Besonderen Nachdruck legt der Vortragende auf eine sich aus dieser Sachlage ergebende Folgerung. Er betrachtet es als eine Illusion, wenn man glaubt, es könne die Pädagogik auch nur annähernd zu einer so exakten Wissenschaft werden, wie es etwa die Psychologie ist. Die Pädagogik ist von ethischen und kulturgeschichtlichen Werturteilen wahrhaft durchtränkt. Damit ist aber ihre weitreichende Abhängigkeit von persönlichen Gewiſsheitsquellen gegeben. Der Vortragende hebt hervor, daſs Mangel an Exaktheit auch nicht entfernt die Aufhebung des wissenschaftlichen Charakters zur Folge habe. Wissenschaft ist überall dort vorhanden, wo sich mit den Mitteln des Denkens ein Erfahrungsgebiet zusammenhängend und methodisch bearbeiten läſst; ob dies mit unwidersprechlichem Einleuchten, mit unbedingt zwingender Kraft geschehen kann, ist eine weitere Frage. Auch ist nicht zu vergessen, daſs bei solchen Wissenschaften, wie Ethik und Pädagogik, der Mangel an Exaktheit durch den höheren menschlichen Wert dieser Wissenschaften, d. i. durch ihre nahe Beziehung zu Gesinnung und Gemüt, zu menschlichem Wert und Glück, zur aufstrebenden, kämpfenden Persönlichkeit aufgewogen wird.

Indem der Vortragende die pädagogische Methodenlehre in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, ergiebt sich eine neue

Schranke für die Leistungsfähigkeit der Psychologie auf pädagogischem Gebiet. Zwischen der Theorie der Methode und der pädagogischen Wirklichkeit nämlich besteht eine ungeheure Kluft. Jede Unterrichtsmethode ist typisch und durchschnittsmäfsig, sie rechnet mit Normalschülern und Normallehrern. Der Verlauf einer Unterrichtsstunde dagegen ist von Augenblick zu Augenblick individuell bestimmt, zeigt eine Fülle des Unregelmäfsigen, Unvorhergesehenen, Überraschenden, zum Andersmachen Auffordernden. Besonders weist der Vortragende auf die Persönlichkeit des Lehrers als eine Macht hin, die in die Unterrichtsmethoden nicht nur ausgestaltend, sondern auch in weitem Umfange abändernd, abbiegend einzugreifen bestimmt ist. Auch die feinste Psychologie kann die pädagogische Methodenlehre vielfach nur zu Bestimmungen von relativer Gültigkeit führen. Die höchsten Grundsätze der Didaktik freilich sind von allgemeingültiger Art (z. B. zuerst Anschauung, dann Begriff! überall an Bekanntes und Naheliegendes anknüpfen! u. s. w.). Geht man dagegen mehr ins Besondere, so kann zumeist nur noch von mehr oder weniger Zweckmäfsigem, von durchschnittlich Gültigem, von Empfehlenswertem die Rede sein. Der pädagogische Methodiker wird daher seine Aufstellungen eher etwas skeptisch als dogmatisch zu machen haben. Diese Maxime bleibt auch dann in Geltung, wenn die experimentelle Psychologie für die Pädagogik verwertet wird. Angesichts der abergläubischen Erwartungen, die viele hiervon für die Pädagogik hegen, spricht der Vortragende es als seine Überzeugung aus, dafs von dem psychologischen Experiment, vermöge der Natur desselben, nur innerhalb sehr enger Grenzen ein Nutzen für die Pädagogik zu hoffen ist. Das Experiment wird fast nur das Äufserliche, Mechanische, Eintönige am Unterricht und die groben, auffälligen Wirkungen desselben (z. B. geistige Ermüdung) in seinen Bereich ziehen können.

Zum Schlufs sprach Geh. Hofrat Dr. Gustav Uhlig, Direktor des Gymnasiums und Professor an der Universität in Heidelberg: Über die Abschlufsprüfung am Ende der Untersekunda.[1])

Redner ging davon aus, dafs an den preufsischen Lehrplänen vom Jahre 1892 gar manches ausgesetzt werden könne, dafs man aber dabei nicht vergessen solle, was in ihnen Gutes sei. Indem er gegen eine durch jene Neuordnung gebrachte Einrichtung sprechen wolle, habe er das Bedürfnis, vorher das Gefühl der Dankbarkeit

1) Vollständig abgedruckt wird die Verhandlung werden in dem Doppelhefte III/IV des Jahrgangs 1897 der von Uhlig herausgegebenen Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium".

gegen einen jüngst Verstorbenen, gegen Geheimrat Stauder, zum Ausdruck zu bringen, der bei jener Reform redlich bestrebt gewesen sei, dem preufsischen Gymnasium von dem bewährten Guten das zu wahren, was damals hätte erhalten werden können, der insbesondere allezeit an dem festgehalten habe, womit das humanistische Gymnasium stehe und falle, an dem allgemein verbindlichen griechischen Unterricht. Weiter wurde folgendes ausgeführt:

Als die Verfügung über das Abschlufsexamen in Preufsen erschien, auch schon als die Sache auf der Konferenz des Jahres 1890 verhandelt wurde, herrschte ein ziemlich allgemeines Entsetzen in pädagogischen Kreisen über die Institution, und auch in der Tagespresse wurde diesem Gefühl lebhaft Ausdruck gegeben. Man nahm dabei den Mund zu voll. Doch andererseits mufs zugegeben werden, dafs das Abschlufsexamen nicht das leistet, was von ihm erwartet wurde, und dafs es starke Übelstände mit sich gebracht hat. Adoptiert ist es von Bayern, Elsafs-Lothringen und Braunschweig. Von Vertretern anderer deutscher Staaten aber ist gelegentlich entschiedene Einsprache dagegen in der Reichsschulkommission erhoben worden. Wieder andere scheinen noch nicht schlüssig, ob sie die Institution einführen sollen oder nicht. Deshalb scheint ein Meinungsaustausch darüber in einer aus den verschiedensten Teilen von Deutschland besuchten Versammlung sehr wohl am Platz, während im übrigen vielleicht momentan angezeigt ist, widersprucherregende Punkte in der letzten preufsischen Schulreform nicht zu diskutieren um der Ruhe willen, die jetzt vor allem die höheren Schulen notwendig haben.

Es ist gehofft worden, die ganze Masse derer, die im Gymnasium nur bis zur Erlangung des Zeugnisses für den Einjährigendienst säfsen, würde vom Gymnasium zur Realschule abgewandt werden, sobald die Gymnasien nicht mehr vor den siebenklassigen Schulen den Vorzug hätten, lediglich mit der Erklärung über erfolgreichen Besuch der Untersekunda, nicht erst auf Grund eines besonderen Examens das gewünschte Zeugnis auszustellen. Doch, soweit die Erkundigungen des Redners reichen, ist der erwartete Erfolg auch nicht annähernd durch das neue Examen erreicht worden, und begreiflicherweise: denn, was so manche in die Gymnasien geführt hat, die nach Erlangung des Einjährigenzeugnisses die Anstalt verliefsen, das war jedenfalls bei der grofsen Mehrzahl nicht jener Vorzug des Gymnasiums, sondern andere Gründe, die noch bestehen und wirksam sind. — Die preufsische Militärverwaltung führte ferner in der Schulkonferenz des Jahres 1890 als einen Vorteil des Abschlufsexamens an, dafs mit ihm die Brauch-

barkeit der von Untersekunda Abgehenden für den Einjährigendienst wesentlich erhöht werden würde, wogegen zu bemerken ist, dafs im allgemeinen gröfsere Strenge bei der Frage walten wird, ob jemand fähig sei in der Obersekunda Schritt zu halten, als wenn erklärt werden soll, ob jemand eine Prüfung bestanden hat, die nur hinlängliche Bewältigung des Untersekundanerpensums konstatieren will. Denn bei solchem Examen kann viel eher die Kompensation ungenügender Leistungen der Schüler in einem Fach durch mehr als hinlängliche in anderen zugelassen werden.

Von Übelständen aber, die sich im Gefolge des Abschlufsexamens eingestellt haben, treten zwei stark hervor. Wo die Beschaffenheit der Schüler durch eine förmliche, schriftliche und mündliche Prüfung, nicht blofs durch die Mittel festgestellt wird, die der Lauf des Unterrichts bietet, da werden hierdurch erfahrungsgemäfs (besonders in den das Gedächtnis stärker beanspruchenden Fächern) Vorbereitungen veranlafst, die nicht blofs ohne irgend welchen dauernden Nutzen sind, sondern den Unterricht durch starken Zeitaufwand geradezu schädigen; und in höherem Grade stellt sich dieser Mifsstand da ein, wo eine aufserhalb der Schule stehende Persönlichkeit bei der Prüfung mitwirkt oder doch mitwirken kann. Ist ja doch aus den Beobachtungen solches sterilen Lernens für die Prüfung mancher Einwand auch gegen das Abiturientenexamen hervorgegangen. Überanstrengung der Schüler ist mit solchen Vorbereitungen nicht notwendig verbunden; dafs sie aber bei besonders eifrigen oder solchen, die sich gefährdet fühlen, vorkommt, ist auch nicht zu leugnen, und so ist denn der Angriff begreiflich, den das Abschlufsexamen auf dem letzten Ärztetag erfuhr mit specieller Rücksicht darauf, dafs es bei der Mehrzahl der Schüler in die Zeit der Pubertätsentwicklung fällt. — Ein anderer durch diese Prüfung in Preufsen veranlafster Mifsstand liegt darin, dafs der Lehrplan der Gymnasien wesentliche Änderungen erfuhr, um eine Art von Abschlufs in verschiedenen Lehrfächern am Ende der Untersekunda herzustellen. Denn zu dem Zwecke schien es notwendig, von Materien, die bisher auf die obersten Klassen beschränkt waren, dies und jenes schon in die Untersekunda zu verlegen (so in der Mathematik) und anderes, was bis dahin in der Untersekunda lag, auf die Obersekunda zu verschieben (so die Hälfte der alten Geschichte). Und dafs dies keine Besserungen des Lehrplans sind, ist von den verschiedensten Seiten ausgesprochen worden. Bayern, das das Abschlufsexamen zwar adoptiert, aber die Disposition der Lehrstoffe darum nicht geändert hat, zeigt allerdings, dafs solche Alterierung des Lehrplans nicht mit dem Abschlufsexamen eintreten mufs;

doch die logische Konsequenz ist es. Ganz und gar unlogisch aber erscheint es, wenn man in Preußen mit der Abschlußprüfung diejenigen vom Gymnasium fernhalten wollte, die nur nach dem Einjährigenschein streben, und wenn man nun den Lehrplan gerade zu Gunsten dieser Schüler umgestaltet hat.

Am 18. März 1890 gab der damalige preußische Kultusminister im Abgeordnetenhaus eine Erklärung ab, wonach zu hoffen war, daß in Preußen das Einjährigenberechtigungswesen aus der Behandlung der organisatorischen Unterrichtsfragen ganz ausscheiden werde, eine Erklärung, die nicht bloß in der preußischen, sondern auch in der bayerischen und badischen Zweiten Kammer mit lebhaftem Beifall begrüßt wurde. Das Gegenteil von dem damals in Aussicht Gestellten ist geschehen. Der unglückliche Einfluß jenes Berechtigungswesens auf die Unterrichtsorganisation an den neunklassigen höheren Schulen hat sich in noch ungleich stärkerem Grade als früher geltend gemacht.

An der Debatte beteiligten sich Geh. Oberregierungsrat Dr. Schrader, Gymnasialdirektor Prof. Dr. Kübler aus Berlin, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat Dr. Kruse aus Danzig, Geh. Rat und Gymnasialdirektor Dr. Wendt aus Karlsruhe und der Vortragende.

Nur Direktor Kübler sprach auch von günstigen Folgen der Prüfung. Zwar beklagte er sehr die veränderte Verteilung der Unterrichtspensa zwischen Unter- und Obersekunda, jedoch nach Einführung des Abschlußexamens habe er jene Änderung als unvermeidlich angesehen, und eine Erschwerung für die Schüler finde er in dem Examen nicht. Einen Vorteil aber erblicke er darin, daß jetzt die Bedingungen für die Versetzung nach Obersekunda fest normiert und daß diese Normen überhaupt maßgebend für das Versetzungsverfahren geworden seien. Auch hätten die früheren Bestimmungen über Erteilung des Einjährigenzeugnisses zu Verschiedenheiten in der Anwendung geführt, zu einer Unterscheidung zwischen jenem Zeugnis und dem der Versetzung nach Obersekunda: diese Mißstände seien jetzt weggefallen.

In einem Schlußwort drückte Direktor Uhlig seine Befriedigung darüber aus, daß niemand habe raten mögen, die Prüfung da einzuführen, wo sie noch nicht bestehe, daß auch Direktor Kübler einen aus dem Examen entspringenden Übelstand entschieden beklage. Die Vorteile, die Herr Kübler aus der Prüfung in Preußen hergeleitet habe, könnten durchaus auch auf andere Weise erzielt werden und seien anderwärts ohne Abschlußexamen erreicht.

Eine Abstimmung über die Frage wünschte der Vortragende

selbst nicht vorgenommen. Doch war, nach äufseren Zeichen zu schliefsen, die weit überwiegende Anzahl der Versammelten sehr entschieden gegen die Prüfung.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Vorm. 8 Uhr 10 Min. bis 9 Uhr 55 Min.)

Nach Eröffnung der Sitzung, an der gegen 200 Mitglieder teilnahmen, berichtete vor Eintritt in die Tagesordnung Gymnasialrektor Dr. Arnold nachträglich einiges über die bayrische Abschlufsprüfung in Untersekunda, wonach diese Prüfung in Bayern lediglich eine Versetzungsprüfung ist.

Hierauf erhielt Dr. Otto Lyon, Oberlehrer am Annenrealgymnasium in Dresden, das Wort zu seinem Vortrage über: Die Ziele des deutschen Unterrichts in unserem Zeitalter.[1])

Die allgemeinen Ziele des deutschen Unterrichts, dafs er den Schüler zur Sicherheit und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, sowie zu der Fähigkeit, die Hauptwerke unserer Dichtung zu genieſsen und zu verstehen, hinzuführen habe, werden als anerkannt vorausgesetzt. Nur von solchen Zielen ist hier die Rede, die aus den eigenartigen Bestrebungen und Lebensbedingungen, aus den Fortschritten und Aufgaben unseres Zeitalters hervorgehen. Sie lassen sich in folgende drei Leitsätze fassen:

I. Der Schüler mufs zu der sicheren Erkenntnis und dem deutlichen Gefühle geführt werden, dafs das Deutsche eine lebende Sprache ist.

Vorausgeschickt sei, dafs eine strenge grammatische Schulung und sprachlich-stilistische Unterweisung auch im Unterrichte in der Muttersprache unerläfslich ist, da ja unsere Schriftsprache auf grammatischer Regelung beruht und ein künstliches Gebilde ist, das von jedem sorgfältig erlernt und geübt werden mufs, wenn er zu einiger Fertigkeit und Gewandtheit darin gelangen will. Aber man soll das eine thun und das andere nicht lassen. Neben der gesetzgebenden soll man vor allen Dingen auch der historischen Grammatik Thür und Thor in unseren Schulen weit öffnen. Frisches Blut aus germanistischem Studium, das ist's, was unserm deutschen Unterrichte auch heute noch dringend not thut. Die geschichtliche Betrachtung der Sprache allein führt uns in ihr wahres Leben ein

1) Der Vortrag erscheint vollständig in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht XII, 1. Heft.

und kann den Schüler nach und nach zu der Erkenntnis bringen, wie sehr sich eine lebende Sprache von einer toten unterscheidet und wie eine lebende Sprache in wirklich vollendeter Weise zu handhaben ist. Diesem Ziele wird vor allem die richtig geleitete Besprechung der Schwankungen im Sprachgebrauche dienen. In unsere Schulgrammatik mufs der Begriff der sprachrichtigen Schwankung eingeführt werden, und die Schüler müssen schon in den mittleren Klassen zu der Erkenntnis geführt werden, dafs in der lebendigen Sprache, im Gegensatze zu der schematisierten toten Sprache, sehr oft zweierlei, ja vierer- und fünferlei gleich richtig sein kann. Ursprünglich ist es ja unbedingt nötig, dem Schüler scharfe und bestimmte grammatische Regeln zu geben, und zum Zwecke der sprachlichen Schulung ist es unerläfslich, dafs diese Regeln anfangs streng gehandhabt und sorgfältig geübt werden. Aber wir dürfen nicht immer bei diesen grammatischen Fingerübungen stehen bleiben. Wir müssen schon die Übungsbeispiele zur Grammatik wirklichen Dichtungen und lebendigen Sprachstücken entnehmen, nicht etwa willkürlich zugestutzte und fabrizierte Beispiele geben. Namentlich mufs auch das Lesebuch das Sprachleben in seiner bunten Mannigfaltigkeit zeigen und darf nicht etwa die Sprache unserer Schriftsteller und Dichter nach willkürlichen Regeln für die Schüler zurechtmachen. Ferner mufs der Schüler auf die Mundarten, als eine Hauptquelle aller Sprachschwankungen, nachdrücklich hingewiesen werden. Er mufs erkennen lernen, dafs wir in den Mundarten die natürlich gewachsene und geschichtlich gewordene Form unserer Muttersprache haben. Ein so erzogener Mensch wird die Mundart, in der doch das eigentliche Sprachleben ruht, bald nicht mehr verachten, sondern er wird sie nach und nach mit Ehrfurcht betrachten lernen, als etwas Heiliges und Ehrwürdiges, das uns von unseren Vorfahren genau so überliefert ist wie Religion und Staat.

II. Um die einseitige Schulung des Verstandes, die beim Betrachten der Wort- und Satzform überwiegt, in gesunder Weise zu ergänzen, hat der deutsche Unterricht bei der Besprechung der hervorragendsten Werke unserer Litteratur vor allem auch auf Phantasie, Gefühl und Willen einzuwirken und auf deren Gleichberechtigung mit dem Verstande hinzuweisen.

Gutes, aber nicht theatralisches Vorlesen wird hier viel wirken. Vor allem ist aber der Sprachinhalt, die historische Entwickelung, der Bedeutungswandel und der kulturgeschichtliche Hintergrund der Wörter zu berücksichtigen. Es sind lebendige Sprachbilder

zu geben. Die lexikalische Seite der Sprache, die Wortgeschichte und Wortentwickelung, verdient dieselbe Berücksichtigung wie die grammatische.

III. Der Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte, sowie die Erläuterung der Dichtungen hat überall von den Personen der Dichter und deren Seelenleben auszugehen und ebenso die Charaktere und die Seelenbewegung der in den Dichtungen auftretenden Personen eingehend zu betrachten, um so dem Unterrichte mehr Innerlichkeit zu geben und ein Gegengewicht zu schaffen gegen den äufserlichen Schematismus, zu dem leicht die bloſse logische Zergliederung der Dichtungen nach ihren Haupt- und Nebenteilen u. s. w. erstarrt, und gegen die ästhetische Verschwommenheit, wie sie durch das mechanische Arbeiten mit Schlagwörtern der älteren Ästhetik erzeugt wird. Mit andern Worten: Wir verlangen vom deutschen Unterrichte psychologische Vertiefung.

Um dies zu erreichen, muſs man überall die dichterischen Motive aufsuchen, sowohl das von der anschaulichen Phantasie aufgestellte Grundmotiv, das ganz besonders nach seiner Gröſse und Tiefe zu betrachten ist, als die durch die kombinatorische Phantasie mit diesem verknüpften Motive, die im Verlaufe der dichterischen Begebenheit hinzutreten. Da das Ästhetische in der Auslösung aller in einem Gegenstande ruhenden oder mit diesem verbundenen Gefühlswerte besteht, so hat die ästhetische Betrachtung besonders die gesamte Gefühlswelt nach ihrem Inhalte und Umfange zu besprechen nnd dem Schüler zum Bewuſstsein zu bringen. Geht man von der Betrachtung der Gefühlswerte aus, so wird man bald zu neuen Bestimmungen des Schönen, des Tragischen u. s. w. gelangen, die für den Schüler klar, einfach und faſsbar und deshalb für die Erhöhung des ästhetischen Genusses weit wirksamer sind als die unklaren Schlagwörter der älteren Ästhetik und Rhetorik.

Alsdann behandelte Prof. Dr. Richard Richter, Rektor des Kgl. Gymnasiums und Professor an der Universität zu Leipzig, das Thema: Die Bedeutung der Geldfrage in der Gymnasialpädagogik[1]).

Der Vortragende ging davon aus, daſs es eines Beweises für die Abhängigkeit des Gymnasialwesens von finanziellen Rücksichten nicht bedürfe. Zweckmäſsiger wäre zu fragen, was man am ersten

1) In den von ihm herausgegebenen Neuen Jahrbüchern für Pädagogik 1898. Heft 2 wird er den Vortrag vollständig veröffentlichen.

und was man am schwersten entbehren könne von solchen Einrichtungen, die der Kosten wegen noch unvollkommen oder noch gar nicht erreicht wären. Als entbehrlichen Luxus könnte man die jetzt gebräuchlichen Jahresberichte der einzelnen Schulen preisgeben; auch auf freie Dienstwohnungen wird, wenn nicht überall, so doch mancherorten als auf eine finanziell zu unvorteilhafte und unpraktische Naturallieferung besser verzichtet werden. Weiter wurden eingehend behandelt die Schulhäuser und die Ausstattung, sowie die Beschaffung der Lehrmittel. Dabei wurde unter näherer Begründung betont, dafs man mit dem bereits Gebotenen und mit den sicher in Aussicht stehenden Fortschritten wohl zufrieden sein könnte. Nachdrücklich warnte der Redner in eingehender Ausführung vor den Übertreibungen des „illustrierten Unterrichts". Ebenso wendete er sich bei der nächsten Frage — Aufwand für Gymnastik — gegen überspannte Forderungen; er beklagte hier auch die Teilnahmslosigkeit der Familie gegen die von der Schule veranstalteten Bewegungsspiele und die Ausartung dieser zum Sport. Hier wurde auch des Schularztes, im ganzen beifällig, gedacht. Eine längere Betrachtung wurde weiterhin den Frequenzverhältnissen der höheren Schulen gewidmet und dabei die Notwendigkeit der Mehrheitserziehung dargestellt, auch die Wichtigkeit der Individualisierung, die sich auch in vollen Klassen von tüchtigen Lehrern anwenden lasse. Ermäfsigung hoher Klassenfrequenzen ist auch angesichts der steigenden Schwierigkeit der Lehraufgaben wünschenswert. Dagegen solle man auf den vergeblichen Versuch, Teilung von Doppelschulen zu erreichen, lieber verzichten; die etwaigen pädagogischen Nachteile dieser Einrichtung seien nicht erheblich. Schliefslich berührte der Redner auch die Lehrerbesoldungen: der Beweis, dafs auskömmliche Lehrergehalte pädagogische Bedeutung hätten, erscheine in dieser Versammlung durchaus überflüssig. Der Redner erklärte, er sei selbstverständlich für reichliche Gehalte, so reichlich, als man sie nach den öffentlichen Verhältnissen haben könne, er sei aber auch für reichliche Arbeit im Amte, nicht sowohl in extensivem, als vielmehr in intensivem Sinne, also für Vertiefung und Verfeinerung der Lehr- und Erziehungsleistung. Mit einer Verwahrung gegen unnötige Reformversuche schlofs der Vortrag.

Während der folgenden Pause verlas Rektor Prof. Dr. Stürenburg zwei lateinische Knabenbriefe, geschrieben von der Hand des damaligen Prinzen und jetzigen Königs Albert von Sachsen, die beide (der eine vom Januar 1840, der andere vom April 1842) nach mehr als 50 Jahren aus einer kurländischen

Brieflade hervorgezogen und mit Allerhöchster Genehmigung inzwischen von Herrn Archidiakonus Dr. Neubert der Öffentlichkeit übergeben worden sind. Sie sind an den damaligen Konrektor der Kreuzschule, Dr. Julius Sillig, gerichtet, der von 1838 bis 1843 mit dem lateinischen Unterrichte des Prinzen betraut war.

Zuletzt sprach Gymnasialprofessor a. D. Alfons Sedlmayr aus Westheim bei Augsburg: Über die Prinzipienfrage einer Reform der Aussprache des Lateinischen in den Gymnasien des deutschen Reiches.

Hochgeehrte Versammlung! Den ursprünglich von mir eingereichten Antrag auf Einsetzung einer Kommission behufs Einführung einer richtigeren Aussprache des Lateinischen habe ich zurückgezogen. Dagegen werde ich mir erlauben, die verehrten Herren zu einer Meinungsäußerung prinzipieller Natur zu veranlassen.

Meine Herren! Das Bestreben, die Aussprache des Lateinischen zu verbessern, macht sich in philologischen Kreisen seit mehr als zwei Decennien geltend, und Männer von hohem wissenschaftlichen Rufe haben sich schon daran beteiligt. Zum Beweise hierfür brauche ich nur Namen wie Andreas Spengel, Friedrich Ritschl, Wendelin Förster, Franz Bücheler zu nennen.

Eine ganz wesentliche Forderung erhielt die Sache im Jahre 1885 durch Emil Seelmanns tiefdurchdachtes Werk: „Die Aussprache des Lateins nach physiologisch-historischen Grundsätzen." Durch diese Arbeit sind wir, theoretisch wenigstens, so ziemlich in den Stand gesetzt, die antike Sprache Roms zu neuem Leben zu erwecken; praktisch allerdings ist dies nicht ganz durchführbar, da eine besondere phonetische Schulung der Lehrenden und weiterhin eine entsprechende Trainierung der Schüler unbedingtes Erfordernis wäre, welchem schwerlich jemals Rechnung getragen werden kann.

Etwas anderes ist die Frage, ob nicht aus dem Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen Seelmanns irgend ein Gewinn für die Schule zu ziehen ist. Letzteres muß entschieden bejaht werden. Man kann eine nahezu vollkommene Aussprache erreichen, wenn nur für das Lateinische jene Laute, die wir im Deutschen besitzen, in richtige Verwendung kommen. Das ist doch, denke ich, eine Sache, die wert ist, ins Auge gefaßt zu werden.

Vielfach jedoch will man von irgendwelchen Änderungen an der üblichen Aussprache nichts wissen. Man sagt: Es wäre ja ganz schön und gut, wenn wir das Lateinische so sprechen würden, wie einst die alten Römer es gesprochen haben, aber zu besonderer

Betonung und Einübung einer anderen als der bisher gebräuchlichen Aussprache fehlt es absolut an Zeit. Man kann gerade zufrieden sein, wenn man das Pensum für Sexta — und um diese handelt es sich in erster Linie — richtig absolviert.

Meine Herren! Ich glaube es und beklage es tief. Die Schwierigkeit, vielleicht Unmöglichkeit, der Aussprache eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, wird so lange fortbestehen, als der Lehrstoff im Lateinischen für die unterste Klasse nicht reduziert oder die Zahl der Stunden hierfür nicht vermehrt wird. Wäre es aber nicht weitaus besser, meine Herren, die Knaben würden, statt sich etwa 1000 Wörter und Formen mehr oder minder falsch einzuprägen, deren 800 sich richtig aneignen?

Ferner sagt man zuweilen und denkt sich vielleicht noch öfter: Es ist von keiner so grofsen Bedeutung, ob man eine nicht mehr lebende Sprache korrekt spreche oder nicht.

Hiergegen liefse sich vieles sagen, ich beschränke mich aber darauf, einen hier völlig zutreffenden Satz des Pädagogen v. Hartel anzuführen: „Irrtümer, die einmal erkannt sind, dürfen sich nicht behaupten.“ Der Stand der heutigen Wissenschaft fordert unabweisbar, dafs man die groben Verstöfse gegen die richtige Aussprache des Lateinischen so rasch als möglich beseitige.

Welche Wege nun einzuschlagen sind, um bei einer Umgestaltung der Sprechweise eine weitere Belastung von Lehrern und Schülern thunlichst zu vermeiden, dies ausfindig zu machen, mufs unsere nächste Aufgabe sein. Mein Gedanke ist, es soll zunächst aus dem, was Seelmann und andere in dieser Sache zu Tage gefördert haben, gleichsam die Quintessenz gezogen und für die Zwecke der Schule präpariert werden. Ich selbst werde, soweit es in meinen Kräften steht, nach dieser Richtung hin thätig sein und mir vor Abschlufs meiner Arbeit noch den Rat erfahrener und in der vorliegenden Materie bewanderter Männer erholen. Hoffentlich gelingt es mir, ein hierher einschlägiges Werkchen so rechtzeitig zu veröffentlichen, dafs die Herren noch Zeit haben, bis zu einer nächsten deutschen Philologenversammlung mit ihrem Urteile über die Sache ins Reine zu kommen.

Zu solchem Schaffen kann man sich aber nur angeregt fühlen, wenn man die Überzeugung hat, dafs von den Vertretern der philologischen Wissenschaft dem Gegenstande ein gewisses Interesse entgegengebracht wird. Zur Bestätigung, dafs dies wirklich der Fall ist, möchte ich die hochverehrten Herren, Freunde sowohl als Gegner einer Reform, dringend gebeten haben, folgendem Ihre Zustimmung zu geben:

„Die anwesenden Mitglieder der pädagogischen Sektion der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklären sich einverstanden, dafs der Frage hinsichtlich einer Reform der Aussprache des Lateinischen näher getreten werde."

Mit dem Ausdrucke des lebhaften Wunsches, dafs dies einstimmig geschehe, schliefse ich meinen Vortrag.

Der Antrag wurde fast einhellig angenommen.

Der Vorsitzende Geh. Oberregierungsrat Dr. Schrader dankte hierauf dem Rektor der Kreuzschule für die Überlassung des schönen Raumes, konstatierte, dafs die Präsenzliste mit ihren 209 Namen eine der höchsten Ziffern aufweise, die jemals auf einer Philologenversammlung in dieser Sektion erreicht worden sei, und sprach den Wunsch aus, dafs alle Vorträge in extenso gedruckt werden möchten. Mit herzlichem Dank an alle Teilnehmer, besonders aber an die Verfasser der anregenden Vorträge, schlofs er die letzte Sitzung.

Rektor Prof. Dr. Richter sprach dem Vorsitzenden, der in voller Jugendfrische die Sitzungen geleitet habe, den wärmsten Dank aus und knüpfte daran den Wunsch, ihn auf der nächsten Philologenversammlung an derselben Stelle begrüfsen zu können.

Zur Verteilung gelangte das 1. Heft der Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, hrsgeg. von Dr. Ilberg und Rektor Prof. Dr. Richter.

Archäologische Sektion

im Olympiasaale des Albertinums (Brühlscher Garten 2).

Schon der unvergleichliche Sitzungsraum der archäologischen Sektion übte offenbar eine grofse Anziehungskraft aus. Es haben 154 Teilnehmer ihre Namen in die ausliegende Liste eingezeichnet und als Andenken an den Dresdner Olympiasaal einen Lichtdruck der beiden Giebelgruppen des Zeustempels zu Olympia nach der Treu'schen Aufstellung und Ergänzung im Albertinum zwar nicht sofort in Empfang genommen, aber doch die Anwartschaft auf kostenfreie Zusendung dieser wertvollen Festgabe der Kgl. Skulpturensammlung sich damit erworben.

Da von den drei Obmännern der archäologischen Sektion, die die vorbereitenden Geschäfte geführt hatten: Dr. Studniczka, Professor an der Universität Leipzig, Prof. Dr. Treu, Direktor der Skulpturensammlung in Dresden, und Hofrat Dr. Schreiber, Professor an der Universität Leipzig, der zuletzt genannte nicht erschienen war und dadurch der von ihm angekündigte Vortrag über Palast und Villa in Alexandrien wegfiel, ebenso wie der vom Privatdocenten Dr. Schulten in Göttingen angemeldete Vortrag über die archäologische Erforschung des römischen Afrika, so ist in der Sektion nur ein Vortrag rein archäologischer Natur gehalten worden, vom Universitätsprofessor Dr. Rofsbach aus Königsberg über die Nemesis des Agorakritos und den sitzenden Faustkämpfer im Thermenmuseum zu Rom.

Da überdies an allen vier Vormittagssitzungen der archäologischen Sektion die historisch-epigraphische, am Donnerstag und Sonnabend auch die philologische teilnahm und die von Hiller v. Gaertringen, Pick, Patsch und Steindorff gehaltenen Vorträge für die vereinigte archäologische und historisch-epigraphische Sektion angemeldet waren, so sollen diese vier Vorträge samt dem Rofsbachschen der bequemeren Übersicht und der Raumersparnis wegen zur historisch-epigraphischen Sektion gezogen und hier nur Bericht erstattet werden von der genau genommen allerdings nicht als Verhandlung einer Sektion behandelten

Besprechung über Gymnasium und Archäologie.

Mittwoch, den 29. September 1897.
(Nachmittag 1 bis ½4 Uhr.)

Vorsitzender: Generalsekretar Prof. Dr. Conze aus Berlin.
Schriftführer: Direktorialassistent Dr. Herrmann in Dresden.
Gymnasiallehrer Ruoff in Dresden.

Der Generalsekretar des Kaiserlichen archäologischen Instituts, welcher zu der Besprechung aufgefordert hatte, eröffnete im Olympiasaale des Albertinums die zahlreich besuchte Versammlung, indem er an den Auftrag erinnerte, welchen das Institut von den Versammlungen in Görlitz, München, Wien und Köln her zu haben glaube, die Beziehungen der Archäologie zu den Gymnasialkreisen nach Kräften zu fördern.

Einem besonderen in Wien ausgesprochenen Wunsche habe das Institut, wie in Köln durch Vorlage der Wandtafel mit der Grabstele der Hegeso, so jetzt durch die im ersten Drucke ausgestellte Wandtafel mit dem sogenannten Alexandersarkophage aus Sidon entsprechen können, da die Direktion des Kaiserlich Ottomanischen Museums in Konstantinopel das Negativ zum Besten der deutschen Schulen zur Verfügung gestellt habe, wofür der wärmste Dank zu sagen sei. Die Tafel ist zu demselben Preise wie die Hegeso-Tafel (5 Mk. 80 mit Verpackung) bei Bestellung durch den Generalsekretar des archäologischen Instituts (Berlin W. Corneliusstr. 2, II) zu beziehen. Die Übersendung so bestellter Exemplare erfolgt direkt von der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann A.-G. in München, an welche auch direkt zu zahlen ist.

Im Anschlusse hieran wies Gymnasialrektor Arnold als Vertreter der Königlich Bayerischen Regierung auf die ausgestellte vierte Lieferung der Schulausgabe der Brunn-Bruckmann'schen Denkmäler antiker Skulptur hin; er bemerkte, dies um so lieber zu thun, als vor kurzem dieser Schulausgabe gerade aus Dresden durch Julius Sahr im neuesten Heft der Zeitschrift für den deutschen Unterricht eine aufserordentlich anerkennende Besprechung zu teil geworden sei. Ferner machte er aufmerksam auf einige zur Stelle gebrachte Proben von Glasphotogrammen (Diapositiven), welche das archäologische Seminar der Universität München von antiken Bild- und Bauwerken ägyptischen, mykenischen, griechischen und römischen Ursprungs in einer auf das Beste und Bedeutsamste sich beschränkenden Auswahl für den Schulgebrauch hat herstellen lassen. Diese Glasphotogramme können für jeden

Projektionsapparat (Skioptikon) verwendet werden. Sie sind ebenso wie das Verzeichnis der Projektionsbilder, von welchem hundert Exemplare unter die Anwesenden verteilt wurden, nur durch Vermittelung des Seminars (München, Galleriestr. 4) zu beziehen. Der Preis eines Stückes beträgt 1 Mk. Schliefslich gab Rektor Arnold auf mehrfach an ihn gerichtete Anfragen noch bekannt, dafs die Brunn-Bruckmann'sche Schulausgabe mit Genehmigung des Bayerischen Staatsministeriums auch nicht-bayerischen Anstalten zu dem Vorzugspreise von 70 Mk. geliefert werde, wenn die Bestellungen bei der vorgesetzten Unterrichtsbehörde konzentriert und von da aus der Verlagsanstalt übermittelt würden. Übrigens erklärte sich Rektor Arnold auch persönlich bereit, jede mögliche Vermittelung bei der Verlagsanstalt zu übernehmen.

Direktor Treu machte sodann noch auf vier im Albertinum veranstaltete Sonderausstellungen aufmerksam: 1) Eine Sammlung von fast tausend Photographien antiker Bildwerke, veranstaltet von der Arnold'schen Hofkunsthandlung in Dresden, mit dem Verzeichnisse von P. Herrmann. 2) Seemann's Wandbilder. 3) Original-Aquarelle zu Weichardt's Pompeji. Aufserdem wies Direktor Treu 4) hin auf George Niemann's zerlegbares Parthenon-Modell, welches, ebenfalls im Albertinum ausgestellt, bei der Führung durch die Sammlung noch besonders erläutert wurde. Auf Anlafs eines auf der Wiener Philologenversammlung geäufserten Wunsches durch Fürsorge der Kaiserlich Österreichischen Unterrichts-Verwaltung hergestellt, ist es äufserst sauber ausgeführt und sehr lehrreich. Da jedoch die einzelnen Teile nicht in Formen gegossen werden konnten, vielmehr mit der Hand ausgeführt werden mufsten, kann der Preis kein niedriger sein. Er beträgt 800 Gulden und 150 Gulden aufserdem für Verpackung, Transport und Aufstellung. Zu beziehen ist es durch die Vermittelung des Professors Niemann (Wien I, Akademie der bildenden Künste) vom Bildhauer Matauschek in Wien (IV, Louiensengasse 15).

Man ging dann zum Hauptgegenstande der Besprechung über. Der Vorsitzende erinnerte daran, dafs nach den Verhandlungen auf den vier letzten Philologenversammlungen eine Doppelfrage allein noch zur Erörterung übrig sei: wie der künftige Lehrer seine Vorbildung in Archäologie auf der Universität finden und wie der Staat etwa davon Rechenschaft in der Lehramtsprüfung fordern solle. Zu dem ersten Teile der Frage seien wohl besonders die Universitätslehrer zur Äufserung berufen, und es seien alle archäologischen Docenten an deutschen und österreichischen Universitäten von der Absicht, diese Besprechung zu veranlassen,

vorher in Kenntnis gesetzt worden. Zu der Prüfungsfrage würden dagegen die Vertreter von Regierungen die erste Stimme haben. Es hätten die folgenden Regierungen Vertreter entsandt: Preußen den Provinzialschulrat Genz, Bayern den Gymnasialrektor Arnold, Württemberg den Oberstudienrat Rapp, Sachsen den Direktor Treu, Baden den Geheimen Rat Wendt, Hessen den Geh. Oberschulrat Soldan, Braunschweig den Schulrat Koldewey, Anhalt den Oberschulrat Krüger, Schwarzburg-Sondershausen den Schulrat Fritsch, Bremen den Schulrat Sander. Als Vertreter der österreichischen Schulverwaltung stellte sich der Landesschulinspektor Scheindler vor.

Von diesen Herren ergriff zuerst Gymnasialrektor Arnold das Wort und teilte mit, daß in Bayern die Archäologie bereits seit 1873 obligatorischer Gegenstand mündlicher Prüfung sei. In der neuen Prüfungsordnung vom Jahre 1895 mache sie einen Bestandteil des zweiten Prüfungsabschnittes aus, der nach Beendigung des vierten Universitätsjahres abzulegen sei. Hierbei hätten diejenigen Kandidaten, welche eine Arbeit aus der klassischen Philologie einschließlich der griechischen und römischen Geschichte eingereicht hätten, außer dem schon bei der Anmeldung zu erbringenden Nachweis des Besuches einer ordentlichen archäologischen Vorlesung auch noch Beweise ihrer Kenntnisse in der Archäologie zu geben. Welche Anforderungen hierbei gestellt würden, legte er sodann des näheren dar. Schließlich wies er noch darauf hin, daß die Königl. Bayerische Regierung auch noch bei den Gymnasiallehrern durch Einrichtung von Ferienkursen, Verleihung ansehnlicher Reisestipendien und reichliche Unterstützung der Teilnehmer an außerbayerischen Kursen, insbesondere an den vom archäologischen Institut in Italien veranstalteten Anschauungskursen, die Verwertung der Archäologie an den Gymnasien in erfahrungsgemäß höchst ersprießlicher Weise fördere.

Landesschulinspektor Scheindler erklärte, daß in Österreich in einer neuen Prüfungsordnung vom 27. August d. J. der Archäologie volle Geltung verschafft worden sei, wie außerdem die Pflege der Archäologie in Österreich zur Gründung eines Österreichischen archäologischen Instituts, welches alsbald ins Leben treten würde, geführt habe. Außerdem erwähnte er die Vollendung der ersten Serie des Hoppe'schen Werkes, die Stabilisierung des Betrages von 10000 Fl. für die Stipendien, die Schaffung einer Centralstelle für Diapositive, die Einrichtung archäologischer Sammlungen an mehreren Gymnasien, die Vollendung des Parthenonmodelles von Prof. Niemann und wie sich im Schulleben bereits vielfache

Anzeichen fänden, dafs die Bestrebungen der Regierung fruchtbaren Boden gefunden hätten.

Auch Oberstudienrat Rapp berichtete, dafs in einer neuen Württembergischen Prüfungsordnung die Archäologie ihren Platz finden würde, mit Forderungen nicht so sehr an einen ausgedehnten Wissensstoff, als an Kenntnis der Hilfsmittel des Fachs und an gewonnene Anschauung. Hierzu werde den künftigen Lehrern auch durch Reisestipendien und durch Unterstützung zur Teilnahme an archäologischen Kursen wie bisher Gelegenheit gegeben werden.

Geh. Oberschulrat Soldan teilte mit, dafs in Hessen die Archäologie zwar nicht Prüfungsgegenstand sei, wohl aber die archäologische Ausbildung der Lehrer sonst gefördert werde und werden solle, letzteres durch Einführung eines archäologischen Kursus im pädagogischen Seminar. Seinen Teilnehmern an den archäologischen Kursen gewähre Hessen durchweg die Geldmittel dazu und sichere sich dadurch die Auswahl der geeignetsten Personen.

Schulrat Koldewey konstatierte das in Braunschweig für die Sache vorhandene Interesse. Den Teilnehmern an den archäologischen Kursen würden von der herzoglichen Regierung ausgiebige Beihülfen gezahlt, ein Ersatz der Vertretungskosten nicht gefordert. Im pädagogischen Seminar fänden archäologische Unterweisungen statt. Er sprach den Wunsch aus, dafs die Unterstützung der Teilnahme an den Kursen wie in Hessen allgemein werden und so die Wahl der würdigsten, nicht immer zugleich wohlhabendsten Teilnehmer mehr und mehr gesichert werden möge.

Oberschulrat Krüger gab an, dafs in Anhalt diese Unterstützung stattfinde, man aber besonderen Wert auf die Vorbildung auf der Universität legen müsse und im Examen neben bezüglichen Kenntnissen Befähigung in methodischem Interpretieren von Bildwerken zu fordern sei. Oberschulrat Krüger wünschte, das Verlangen nach zweckentsprechender Vorbereitung auf der Universität und nach Forderung archäologischen Wissens und Könnens im Examen in einer Resolution der Versammlung ausgesprochen zu sehen. Auf die von Oberschulrat Krüger gestellte Forderung bemerkte Rektor Arnold, dafs bei der bayerischen Prüfung den Kandidaten auch Bildwerke zur Interpretation vorgelegt würden.

Geh. Rat Wendt konnte auf die äufserst thätige Förderung archäologischer Studien der Gymnasiallehrer in Baden hinweisen, äufserte aber Bedenken gegen eine Einreihung der Archäologie unter die Prüfungsgegenstände.

Geh. Hofrat Weniger legte dar, was im Grofsherzogtum Weimar zur Förderung archäologischer Studien geschehe.

Provinzialschulrat Genz schlofs sich den Bedenken des Geh. Rates Wendt an und riet daher, nicht zuviel in dieser Beziehung von einer in Preufsen vorbereiteten neuen Prüfungsordnung, deren Inhalt er zwar noch nicht kenne, zu erwarten.

Gymnasialprofessor Herrlich aus Berlin warf den Wunsch in die Diskussion, dafs, was ihm nahe liege, die städtischen Behörden in der Erteilung von Urlaub zu archäologischen Studienreisen der Gymnasiallehrer nicht zu sparsam sein möchten.

Von anwesenden Universitätslehrern äufserte sich zuerst Professor Studniczka, indem er nach seinen an der Universität Freiburg gemachten Erfahrungen für notwendig erklärte, die Philologie-Studierenden durch die Forderung archäologischer Studien, als deren Nachweis doch wohl, bei der gegenwärtigen Studienordnung, nur ein Examen denkbar sei, mit einem leisen Zwang zu dem sonst sehr vernachlässigten Studium der Archäologie auf der Universität zu veranlassen.

Geh. Regierungsrat Förster aus Breslau betonte die Zugehörigkeit der Archäologie zum Ganzen der Philologie und verlangte, dafs auf der Universität dem Rechnung getragen würde, wünschte aber, dafs den Studierenden selbst durch die Professoren der Philologie in Vorlesungen und Gesprächen die Unerläfslichkeit der Teilnahme an archäologischen Vorlesungen und Übungen zum Bewufstsein gebracht würde.

Rektor Arnold konnte mitteilen, dafs die archäologischen Kollegien und Übungen an der Universität in München den Bedürfnissen der künftigen Gymnasiallehrer ausdrücklich angepafst seien.

Von Universitätslehrern, welche sich am Besuche der Versammlung verhindert sahen, hatten aufser mehr gelegentlichen brieflichen Äufserungen auch anderer die Professoren Kekule von Stradonitz in Berlin und Robert in Halle ein schriftliches Votum zur Sache dem Vorsitzenden zugehen lassen.

Mit der Verlesung der Äufserung des Universitätsprofessors Kekule von Stradonitz durch den Vorsitzenden schlofs die Besprechung dieses ersten Tages. Professor Kekule verlangt, dafs solchen Studierenden der Philologie, welche sich auf der Universität ernstlich mit Archäologie neben den philologischen Studien beschäftigten, die so erworbenen Kenntnisse im Examen zu gute kämen, während eine allgemein gleichmäfsige Anforderung an solche Ausbildung nicht geraten scheine.

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Nachmittag 2 bis ¼5 Uhr.)

Nach einer nochmaligen Beachtung der neuen Vorlagen für den Unterricht, über welche schon berichtet ist, kehrte man zur Fortsetzung der gestrigen Besprechung zurück, indem das schriftlich abgegebene Votum des Universitätsprofessors Robert in Halle vom Vorsitzenden verlesen wurde. Professor Robert wendet sich zunächst gegen die anscheinend erhobene Forderung, dafs der Universitätslehrer Rücksicht auf die spätere Lebensstellung seiner Zuhörer nehmen solle. Eines Antriebes zur selbstverständlichen Teilnahme richtiger philologischer Studenten an archäologischen Vorlesungen durch das Examen bedürfe es unter normalen Verhältnissen nicht. Diese seien aber gestört durch die Veranstaltung der Ferienkurse für Gymnasiallehrer, welche falsche Vorstellungen erweckten, als sei Archäologie bequem in einigen Tagen oder Wochen zu erlernen; das wirke von den Lehrern weiter auf die Schüler, und diese hielten daher das Studium der Archäologie auf der Universität nicht für nötig, ein Zustand, dem der Professor der Archäologie nun mit um so gröfserer Anstrengung entgegenzuarbeiten habe. Dabei müsse ihm nun freilich eine Anforderung, und zwar eine unerläfsliche, im Examen zu Hülfe kommen. Besser würde es ja sein, den Examenzwang entbehrlich zu machen durch Abschaffung der Ferienkurse und der Kollektivreisen, deren Nachteile und deren Entbehrlichkeit noch weiter nachzuweisen seien.

Oberschulrat Krüger kehrt dann zu seiner gestern gegebenen Ausführung zurück und bringt den folgenden, unter besonderer Berücksichtigung der erfahrungsmäfsig vorhandenen Bedürfnisse der Gymnasien formulierten Entwurf einer Resolution ein:

„Im Anschlufs an die Münchener Resolution vom Jahre 1891 bezeichnet die Versammlung als wünschenswert:

1. dafs auf der Universität von seiten der Docenten der Archäologie den besonderen Bedürfnissen der künftigen Gymnasiallehrer sowohl in Vorlesungen, wie insbesondere bei bezüglichen Übungen mehr als bisher Rechnung getragen werde;
2. dafs der künftige Gymnasiallehrer während seines akademischen Studiums neben einem ausreichenden Mafse mythologisch-archäologischer Kenntnisse die Grundgesetze archäologischer Hermeneutik auch durch Beteiligung an bezüglichen Übungen sich aneigne und darüber, wie weit

insbesondere letzteres ihm gelungen ist, bei Ablegung der Prüfung pro facultate docendi sich ausweise."

Geh. Schulrat Vogel in Dresden äufsert seine persönliche Ansicht dahin, dafs in Preufsen und Sachsen ja die Forderung archäologischer Kenntnisse in den Prüfungsordnungen schon ausgesprochen sei, man auch dem Kandidaten gestatten könne, Archäologie als ein Prüfungsfach sich zu wählen, dafs aber eine Verlängerung des Studiums durchaus zu vermeiden, die obligatorische Prüfung in Archäologie daher abzulehnen sein dürfte. In gleichem Sinne äufserte sich nachher Schulrat Koldewey, indem er auf analoge Bestimmungen bezüglich der philosophischen Prüfung hinwies. Wie auf diesem Gebiete von jedem Kandidaten die sogenannte allgemeine Bildung gefordert werde, daneben aber eine besondere Prüfung in philosophischer Propädeutik beantragt werden könne, so sei s. E. von jedem eine Bekanntschaft mit den archäologischen Elementen zu verlangen, eine tiefer gehende Prüfung aber in das Ermessen der Examinanden zu stellen.

Universitätsprofessor Studniczka nimmt dann Bezug auf Professor Robert's Votum, das er im übrigen nicht unterschreiben würde, in dessen Verwerfung der Ferienkurse aber ein Kern des Richtigen sei, indem deren Leistungsfähigkeit gemeiniglich überschätzt werde. Sie seien nicht im stande, die auf der Universität verabsäumte Schulung zu ersetzen, deren Erwerbung nur ein wie immer eingeschränktes Examen in der Archäologie gewährleisten könne.

Direktor Treu spricht zu Gunsten der Kurse und für eine fakultative Sonderprüfung in Archäologie; man könne etwas, das specifische Begabung fordere, nicht von einem jeden verlangen, wogegen Rektor Arnold für den obligatorischen Charakter, den die Prüfung in Archäologie in der bayerischen Prüfung habe, auch noch geltend machte, dafs er in innerem Zusammenhang stehe mit der Organisation der Gymnasien (Klassenlehrersystem), durch die jeder Lehrer in die Lage versetzt werde, im Unterrichte auf antike Kunstwerke Bezug zu nehmen, wozu er sich doch ein gewisses Mafs von archäologischer Vorbildung erworben haben müsse; ein solches sei aber auch ohne specifische Befähigung zu gewinnen. Von letzterer hänge allerdings die geschickte und geschmackvolle Verwertung im Unterrichte ab; allein das Gleiche sei auch in der klassischen Philologie hinsichtlich der Behandlung der Schriftstellerlektüre der Fall; dennoch werde hier bei der Prüfung kein Unterschied gemacht.

In Bezug auf die Stellung der Archäologie in einer Prüfungs-

ordnung macht sodann Provinzialschulrat Genz auch seinerseits Bedenken gegen die obligatorische Anforderung geltend, einer fakultativen spricht er sich geneigter aus. Übrigens sei es vielleicht thunlich und wünschenswert, auf entsprechende frühzeitige Berücksichtigung der Archäologie dem Studierenden einen Hinweis zu geben; alsdann müsse aber auch der Universitätsunterricht zunächst die Elemente der Kunstanschauung ins Auge fassen, um so dem Anfänger dasjenige zu bieten, was er am meisten braucht.

Gymnasialprofessor Herrlich möchte die obligatorische Prüfung zugleich in Archäologie höchstens für das Fach der alten Geschichte gelten lassen, da man sich in der That schwer denken könne, wie dieses fernerhin ohne Kenntnis der Kunstleistungen, zumal der Griechen, zu lehren sei.

Dasselbe behauptet Professor Studniczka aber auch von der Schriftstellerlektüre, die von jedem Lehrer ein gewisses Mafs archäologischer Schulung fordere.

Oberschulrat Peter aus Meifsen tritt dem mit der Befürchtung entgegen, dafs eine zu gleichmäfsige Einführung des archäologischen Moments in den Unterricht durch alle Klassen hindurch ebenso ermüdend auf den Schüler wirken möchte, wie andere Einseitigkeiten. Die preufsische und die sächsische Fassung der Prüfungsordnung genüge; man solle, was man früher „Latitude" nannte, gelten lassen. Die Ferienkurse seien eine segensreiche Einrichtung und nicht nur für die Teilnehmer, sondern durch sie auch für das übrige Lehrerkollegium.

Während Oberschulrat Krüger mit besonderem Hinweise auf das notorisch vorhandene Bedürfnis der Gymnasien noch einmal für die bestimmtere, aber mafsvolle Forderung bei der Prüfung eintritt, ebenso Professor Studniczka, konstatiert Rektor Arnold, dafs auch in Bayern trotz der obligatorischen Prüfung doch nicht zu viel in Archäologie verlangt würde, und redet ebenfalls den Ferienkursen das Wort.

Oberlehrer Michalsky aus Sagan wünscht, wenn in Archäologie geprüft werden solle, dafs nicht ein Professor der Archäologie, sondern ein Schulmann der Prüfende sei.

Universitätsprofessor Reisch aus Innsbruck konstatiert, dafs über ein gewisses Mafs der Anforderung alle einig scheinen; das möchte den Regierungen zur Geltung zu bringen empfohlen werden.

Geh. Regierungsrat Förster betont dann noch einmal die Zugehörigkeit der Archäologie zur Philologie.

Gegen das Obligatorische im Examen spricht sich dann nach dem Eindrucke auch alles Erörterten Geh. Rat Wendt aus; die

Studienreisen nennt er eine segensreiche Einrichtung. Er beruft sich auf die in Baden gemachten Erfahrungen. Mochten immerhin einige unter den etwa zwölf Teilnehmern der erst nach Hellas, dann nach Sicilien und Karthago gerichteten Studienreisen nicht ausreichend vorgebildet sein, obwohl die meisten schon lange vor der Reise die Zeit zu gründlichen Vorstudien benutzten: mehrere haben jedenfalls nachher durch vortreffliche Vorträge oder anerkannt tüchtige Publikationen bewiesen, daſs sie groſsen Nutzen von ihrer Reise gehabt haben. Dieser wiegt jedenfalls reichlich den Nachteil auf, daſs die einigen Teilnehmern gewährte Unterstützung vielleicht weniger Frucht getragen hat. — Mit der Bekanntschaft der Elemente der Archäologie oder einiger Thatsachen der Kunstgeschichte ist wenig erreicht; das genügt nicht, um erwachsenen Schülern den Blick für die Schönheit architektonischer oder plastischer Werke zu erschlieſsen. Dazu bedarf es einer gewissen künstlerischen Begabung, die keineswegs bei allen jungen Philologen vorausgesetzt werden kann, so wenig als etwa das Verständnis für die Musik. Jedenfalls paſst der Hinweis auf die Poesie nicht. Denn diese, die sich des allgemein verständlichen Mittels der Sprache bedient, hat denn doch in weit höherem Maſse Anspruch auf die Empfänglichkeit bei einem jeden. — Übrigens aber ginge man in der That zu weit, wenn man einem Philologen, dessen Neigung mehr der grammatischen oder rhetorischen Richtung folgt, als sich das Verständnis der poetischen Werke und deren Erklärung angelegen sein läſst, die Lehrbefähigung absprechen wollte. Ähnlich äuſsert sich Geh. Oberschulrat Soldan. Ihren Gründen in Bezug auf das Examen tritt Professor Studniczka noch einmal entgegen.

Der Vorsitzende stellt fest, daſs als förmlicher Antrag nur der des Oberschulrats Krüger mit dem Entwurfe einer Resolution vorliege. Der Vorsitzende wendet sich aber gegen Punkt 1 dieses Entwurfs; dem Universitätslehrer solle man nicht in dieser Form eine Vorschrift machen, auch könne man nicht sagen, daſs nicht bereits richtig verfahren würde. Die von der Jahn'schen Schule her fortbestehenden archäologischen Übungen für Anfänger sollten, wie es gewiſs auch vielfach geschehe, in jedem Semester gehalten werden, nicht etwa eigens für den künftigen Gymnasiallehrer; sie seien als Anfang für jeden am Platze. Solche Übungen, eine Stunde wöchentlich oder eine Stunde alle vierzehn Tage, dem kursorischen, aber genauen „Lesen“ der Bildwerke gewidmet, brächten keine Überbürdung. Der künftige Lehrer könne sie womöglich durch alle seine Semester mitmachen und so in ein

lebendiges Verhältnis zu den Kunstwerken treten. Wer weiter wolle, müsse in Übungen höherer Stufe, welche nebenher gehalten werden müfsten, übergehen und den archäologischen Vorlesungen folgen. Was ferner die Prüfung anlange, so habe die Diskussion gezeigt, dafs für eine obligatorische, für alle gültige Einführung der Archäologie in das Examen keine Majorität oder wenigstens keine Einstimmigkeit dieser Versammlung zu haben sein würde. Man möge nicht mehr beschliefsen wollen als das, worüber alle einig seien. Dem scheine ihm der Vorschlag einer Resolution wie folgt zu entsprechen:

„Es möge in den Prüfungsordnungen wenigstens in so weit auf die Zugehörigkeit der Archäologie zur Philologie im weiteren Sinne Rücksicht genommen werden, dafs die Voraussetzung ausgesprochen würde, es habe jeder Kandidat auf der Universität mit den Elementen der Archäologie sich bekannt gemacht, und dafs dem Fortgeschritteneren Gelegenheit geboten würde, seine archäologische Bildung in der Prüfung zur Geltung zu bringen."

Oberschulrat Krüger konstatiert die Zustimmung, welche seine Stellung zur Sache auch bei anwesenden Universitätsprofessoren gefunden habe, zieht aber, um einen einstimmigen Beschlufs zu ermöglichen, seinen Resolutionsvorschlag zurück.

Die vom Vorsitzenden beantragte Resolution wird darauf einstimmig angenommen; nur enthält sich Rektor Arnold der Abstimmung mit Rücksicht darauf, dafs das in Bayern Bestehende über das jetzt Geforderte bereits hinausgehe und sich bewährt habe.

Endlich stimmt die Versammlung noch dem Antrage des Vorsitzenden zu, es möge der Wunsch ausgesprochen werden, dafs die Teilnehmer an den Ferienkursen allgemeiner pekuniär unterstützt würden, damit nicht nur wohlhabende, sondern auch minder bemittelte Tüchtige der Gunst dieser Einrichtung teilhaftig werden könnten.

Historisch-epigraphische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung

im Vereine mit der archäologischen Sektion
(im Olympiasaale des Albertinums).

Mittwoch, den 29. September 1897.
(Mittag 12 Uhr.)

Auf Vorschlag des Geh. Hofrats Dr. Wachsmuth wurde der Vorsitz in den gemeinsamen Sitzungen dem Generalsekretar des Kaiserl. archäologischen Instituts Prof. Dr. Conze aus Berlin übertragen. Geh. Hofrat Dr. Wachsmuth, Professor an der Universität Leipzig, der die vorbereitenden Geschäfte geführt hatte, wurde für die gemeinsamen Sitzungen zum zweiten, für die besondere Sitzung der historisch-epigraphischen Sektion zum ersten Vorsitzenden gewählt.

Zweite Sitzung

im Verein mit der archäologischen und der philologischen Sektion
(im Olympiasaale des Albertinums).

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Vormittag 8 bis ½11 Uhr.)

Vorsitzender: Generalsekretar Prof. Dr. Conze aus Berlin.
Schriftführer: Direktorialassistent Dr. Herrmann in Dresden.
Gymnasiallehrer Ruoff in Dresden.

Es wurden drei Vorträge gehalten. Zuerst sprach Freiherr Dr. Friedrich Hiller von Gaertringen, Privatdocent an der Universität Berlin, auf Grund seiner im Sommer 1896 unternommenen Ausgrabungen über: Die archaische Kultur der Insel Thera.[1]) Sein Vortrag wurde durch einen grofsen von

1) Unter diesem selben Titel ist der Vortrag als Monographie im Verlag von Georg Reimer in Berlin noch 1897 erschienen.

Herrn Landmesser Wilski entworfenen Stadtplan und zahlreiche Photographien erläutert.

Nachdem Thera schon öfter, namentlich durch die vulkanische Eruption von 1866 und deren Folgen, das allgemeine Interesse auf sich gezogen hatte, war Vortragender durch seine inschriftlichen Studien zu einer neuen, genauen Erforschung namentlich des alten Stadtberges gekommen. Die von ihm gemachten Funde waren besonders wichtig für die Erkenntnis der archaischen Kultur der Insel. Um von dieser eine Anschauung zu geben, wird zunächst die Bodengestaltung der Insel betrachtet, sodann die auf einem hohen Vorgebirge gelegene Stadt selbst, deren Gebäude meist einfach und kunstlos hergestellt, teilweise sogar aus dem gewachsenen Fels herausgehauen sind. Baugeschichtlich von grofser Bedeutung war die Aufdeckung der „Stoa Basilike" mit einer einzigen Säulenstellung in der Mitte; denn sie bildet, abgesehen von der noch nicht sicher nachgewiesenen athenischen Stoa Basileios, die älteste Basilika, die wir kennen. Die wichtigste Quelle unserer Kenntnis sind die archaischen Inschriften; auch die Gräberfunde mit zahllosen Vasen des geometrischen Stils, Terracotten und Grabsteinen sind sehr lehrreich.

Aus diesem Material läfst sich vor allem über die Gottesverehrung, die Namen und das Wesen der einzelnen in Thera verehrten Gottheiten und namentlich den Kult des Hauptgottes, des Apollon Karneios, mancherlei feststellen. Zu der Festfeier der Karneen gehörten auch Knabentänze, an die sich manche rohe Sitten anschlossen, von denen gerade die ältesten Inschriften in naiver Weise berichten. Nahe der Stelle, wo diese Inschriften auf dem Felsen selbst eingegraben sind, stand später ein Gymnasion, in welchem unter andern auch ein Quader mit Sprüchen von einigen der Sieben Weisen gefunden ist. Ein wahres Athletenkunststück weist die Inschrift eines etwa zehn Centner schweren Lavasteins nach, den ein Mann sich rühmt gehoben zu haben. Kunst und Handwerk lehren uns die Gräberfunde und die bekannte Statue des sogenannten Apoll von Thera, Stand und Pflege der Landwirtschaft späte Katasterinschriften kennen; danach hat früher auf der Insel, die jetzt ganz mit Weinstöcken bedeckt ist, Getreidebau und Ölbaumkultur weit überwogen. Die Bevölkerung war dorisch. Die Betrachtung schliefst mit dem Eintritt Theras in den attischen Seebund im Jahre 426. In dieser Zeit erwarb Archedamos von Thera das attische Bürgerrecht und schmückte, ganz im Geiste seiner alten Heimat, die berühmte Nymphengrotte von Vari, zwischen Athen und Sunion, mit Reliefdarstellungen und Inschriften aus.

An zweiter Stelle sprach Prof. Dr. Behrendt Pick aus Gotha: Über das „Corpus nummorum".

Wenn die antiken Münzen nicht so ausgiebig für die Erkenntnis des Altertums verwertet werden, wie es ihrer allgemein anerkannten Wichtigkeit entspricht, so liegt das wohl daran, dafs sie vielen Forschern nicht bequem genug zugänglich zu sein scheinen. Es ist aber mit dem numismatischen Material thatsächlich gar nicht so schlecht bestellt. Schon Eckhel hat die schlimmen Fälschungen in der älteren Litteratur unschädlich gemacht, und fast alle wichtigeren Beschreibungen daraus hat Mionnet in sein Werk aufgenommen, das immer noch als eine Art von Corpus der griechischen Münzen gelten kann und brauchbar ist, wenn man nur die Excerpte aus schlechten Autoren mit gebührender Vorsicht behandelt. Dazu kamen dann in neuerer Zeit die musterhaften Kataloge des British Museum und zum Teil auch anderer Sammlungen, sowie die Publikationen ausgewählter, besonders interessanter Münzen durch Privatsammler, unter denen namentlich die Arbeiten von Imhoof die griechische Numismatik sehr gefördert haben. Darüber hinaus fehlt es aber auch nicht an grofsen Sammelwerken, die die ganze ältere Litteratur für ihr Gebiet entbehrlich machen. Aufser Cohens Büchern über die römischen Münzen, die zwar ganz unwissenschaftlich, aber als Materialsammlungen sehr wertvoll sind, sind da besonders die weit höher stehenden Werke von L. Müller über Alexander d. Gr., über Lysimachos und über Afrika und das von Svoronos über Kreta zu nennen. Es blieb aber das Bedürfnis bestehen, weitere Gebiete des griechischen Münzwesens in einheitlichen Werken zu behandeln; und das Verdienst, eine festere Grundlage für alle künftige Arbeit auf diesem Felde erstrebt und schliefslich mit geschaffen zu haben, gebührt Theodor Mommsen. Als es ihm gelungen war, sich die wertvolle Mitwirkung von Fr. Imhoof-Blumer in Winterthur zu sichern, nahm die Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin eine Publikation der antiken Münzen Nordgriechenlands in Angriff. Ein allgemeines „Corpus nummorum" zu schaffen, ist nicht beabsichtigt, obwohl diese unrichtige Bezeichnung des Werkes sich schon festgesetzt zu haben scheint; sondern man beschränkte sich auf die Sammlung der Münzen eines bestimmten Gebiets, der dann ähnliche Werke für andere Gebiete folgen sollten. Wenn weitere Werke dieser Art von anderer Seite in Angriff genommen würden, so wäre das nur erwünscht. — Die Arbeit an dem nordgriechischen Münzwerk wurde nach mancherlei Schwierigkeiten so verteilt, dafs dem Vortragenden die Bearbeitung der beiden ersten Bände übertragen

wurde, die des dritten Herrn Dr. Gaebler in Berlin. Der Druck des ersten Bandes, welcher die Münzen von Dacia, Moesia superior, Moesia inferior und Sarmatia enthalten wird, ist bis zum 33. Bogen vorgeschritten; für den zweiten Band (Thracia) liegt das Material gesammelt und geordnet bereit; die Arbeit am dritten Band, welcher die makedonischen Münzen bringen wird, ist soweit gefördert, dafs der Druck in den nächsten Wochen beginnen kann. Bekanntlich hat dann Herr Professor Mommsen den Ertrag der Stiftung, die ihm bei seinem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum überreicht wurde, zur Fortführung der numismatischen Sammelarbeit bestimmt, und die Akademie hat beschlossen, für die Münzen Kleinasiens ähnliche Werke zu schaffen. Dafür ist die Litteratur unter Leitung von Professor Kubitschek bereits excerpiert worden, und es werden bald die weiteren Vorarbeiten für einige Bände beginnen. — Zum Schlufs legt der Vortragende die fertig gedruckten Teile des ersten Bandes nebst den dazu gehörenden zwanzig Tafeln vor und erklärt die Einrichtung des Werkes.

Zuletzt hielt Dr. Ulrich Wilcken, Professor an der Universität Breslau, einen Vortrag: Über die griechischen Papyrusforschungen.[1])

Nach einem Rückblick auf die Papyrusfunde und Papyruspublikationen gab der Vortragende zunächst eine Übersicht über den Inhalt der Urkunden, indem er an der Hand des für den II. Band der Berliner Urkundenpublikation von ihm ausgearbeiteten „Urkundenverzeichnisses" die wichtigsten Rubriken kurz vorführte. Darauf skizzierte er, nach welchen Richtungen nicht nur die Altertumsgeschichte, im besonderen die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, sondern auch die meisten Nachbargebiete aus diesem einzigartigen archivalischen Material reichen Gewinn ziehen werden. Die praktischen Vorschläge des Redners, die einmal auf die Entsendung von Expeditionen zum Zweck systematischer Papyrusausgrabungen in Ägypten und andrerseits auf die Begründung eines Centralorgans für Papyrusforschungen hinzielten, fanden durch eine auf Antrag des Vorsitzenden, Professor Conze, gefafste Resolution Unterstützung.

---

1) Der Vortrag wird in etwas erweiterter Gestalt im Verlage von Georg Reimer, Berlin, in Buchform erscheinen.

Dritte Sitzung

im Vereine mit der archäologischen Sektion
(im Olympiasaale des Albertinums).

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Vormittag 8 bis 11 Uhr.)

Vorsitzender: Generalsekretar Prof. Dr. Conze.
Schriftführer: Direktorialassistent Dr. Herrmann.
Gymnasiallehrer Ruoff.

Es wurden fünf Vorträge gehalten. Zuerst sprach Dr. Otto Roſsbach, Professor an der Universität Königsberg: Über die Nemesis des Agorakritos und den sitzenden Faustkämpfer im Thermenmuseum zu Rom.[1])

Nach einer Einleitung über die in Smyrna verehrte archaische Gruppe von zwei Nemeseis, von der einiges durch Pausanias und smyrnäische Münzen feststeht, gab der Vortragende eine durch Skizzen erläuterte Rekonstruktion des marmornen Kultbildes von Agorakritos in Rhamnus und des Reliefschmuckes seiner Basis. Mit Hülfe der erhaltenen Beschreibungen und der noch vorhandenen Bruchstücke war es möglich, ein in allem Wesentlichen sicheres Bild zu entwerfen.

Anhangsweise wurde die Erzstatue des sitzenden Faustkämpfers im Thermenmuseum zu Rom für den Gegner des Polydeukes im Faustkampfe, Amykos, erklärt und zum Beweise eine spartanische Münze, zwei etruskische Spiegel und eine Stelle des Theokrit herangezogen.

An den Vortrag schloſs sich eine kurze Debatte. Universitätsprofessor Blümner aus Zürich glaubte einen vom Vortragenden als nebensächlich bezeichneten Gestus der Hand bei einer der archaischen Statuen in Smyrna doch für bedeutungsvoll erklären zu müssen, und Universitätsprofessor Studniczka aus Leipzig wendete gegen die Roſsbachsche Erklärung des sitzenden Faustkämpfers ein, daſs dieser, wie die Andeutung von Blutstropfen und Verwundungen zeige, nach dem Kampfe und nicht, wie Amykos aufgefaſst sein müſste, vor dem Kampfe an der Quelle dargestellt sei.

An zweiter Stelle sprach Dr. Gr. G. Tocilesco, Professor an der Universität Bukarest: Über die neuen Ausgrabungen in Rumänien.

---

1) Der erste Teil des Vortrags wird in Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie veröffentlicht werden, der zweite in einer binnen kurzem erscheinenden Festschrift.

„Bei der Kürze der Zeit begnüge ich mich, von meinen Ausgrabungen und Forschungen in den letzten Jahren das Wichtigste hervorzuheben. Von den letztlich aufgedeckten zehn Kastellen am *limes Alutanus* und an der römischen Chaussee Drubeta-Romula-Apulum habe ich nur die Pläne eines einzigen, desjenigen von Turn-Severin, zur Ansicht ausgestellt. Seine Ruinen liegen auf einem gegen die Donau zu abfallenden Hügel. Wir haben erkannt, dafs die Trümmer aus vier Perioden stammen, die hier durch verschiedene Farben bezeichnet sind. Zu den Anlagen trajanischer Zeit (schwarz) gehören namentlich die Überreste des Brückenkopfs Trajans und die Festungsmauer mit den nach innen zu gelegenen 15 Türmen sowie das Praetorium. Der zweiten Periode, der des Konstantin (rot), sind vier Gebäude mit 80 Gemächern oder *cubicula* mit vorgelegtem Arkadengang zuzuweisen, ferner die sieben äufseren Türme. Aus der dritten Periode (gelb), der Zeit Justinians, stammt der von Prokop erwähnte Rundturm. In demselben waren neun grofse Grabsteine verbaut, die zumeist von Soldatengräbern der Zeit kurz nach Trajan herzurühren scheinen. Die vierte Periode ist durch Kultusgebäude: eine Kirche und eine Kapelle aufserhalb der Mauern vertreten. Von Einzelfunden hebe ich hervor die auf einem Ziegel eingeritzte noch nicht enträtselte Inschrift in eigentümlichem, anscheinend orientalischem Alphabet.

Lassen Sie mich nun zu dem gigantischen Tropäumsbau von Adamklissi übergehen, den mein im Vereine mit Benndorf und Niemann herausgegebenes Werk zu allgemeiner Kenntnis brachte. Die Reste der am Fufse des Tropäums angebrachten monumentalen Kaiserinschrift, von der die beiden gröfsten Stücke noch auf dem Dache des Baues lagen, ergaben die Widmung Marti Ultori und den Namen Trajans als Dedicanten, als Datum das Jahr 109 n. Chr. Daraus und aus dem inschriftlich beglaubigten Namen der unweit gelegenen Stadt Tropaeum Traiani, deren Einwohner *Traianenses Tropaeenses* hiefsen, folgerten wir, dafs das Tropäum von Trajan nach dem zweiten dakischen Kriege errichtet wurde. Unsere Aufstellungen werden von verschiedenen Seiten angefochten und das Monument aus denselben (von dem Kunstcharakter, den Typen der Barbaren und der Bewaffnung hergenommenen) Indicien bald der Zeit des Augustus, bald der des Konstantin zugewiesen. Diese in sich widerspruchsvollen Hypothesen, zu denen Benndorf bereits Stellung nahm, lehren eindringlich, wie sehr es bei dergleichen Untersuchungen geboten ist, sich bei den Thatsachen der monumentalen Überlieferung zu bescheiden, nicht dieselben nach

subjektiven, aus unzulänglichem Material gewonnenen Anschauungen zu korrigieren. Angesichts des dargelegten, inschriftlich gesicherten Sachverhaltes haben wir von unseren Aufstellungen nichts zurückzunehmen.

Nur in einem unwesentlichen Punkte haben die durch unser Werk angeregten Untersuchungen eine thatsächliche Förderung gebracht. Wir liefsen die Anordnung der Inschrift unentschieden, und Prof. Niemann hatte sich genötigt gesehen, sie auf zwei Seiten des die Basis des Tropäums bildenden Hexagons zu verteilen. In Furtwänglers zweiter Abhandlung schlägt nun Architekt Buhlmann eine neue Anordnung vor, wonach die Inschrift sich auf einer Platte befand, die auf der der Gruppe der Gefangenen entgegengesetzten Seite angebracht war; ich bin umsomehr geneigt, dem beizupflichten, als sich aus den einzelnen Stücken, wie auch uns nicht entgangen war, eine fortlaufende Bruchlinie ergiebt. Der Eckpfeiler indes, den Buhlmann zur Erhöhung der Inschrifttafel verwendet, ist, wie Niemann erkannt hat, sicher nicht zum Denkmal gehörig.

Noch nicht publiziert und erst nach der Herausgabe unseres Werks aufgedeckt ist das zweite in seiner Art eben so merkwürdige Denkmal von Adamklissi, der Altarbau mit den Namen der im Kampf gefallenen römischen Soldaten; er ist beiläufig zweihundert Meter östlich von den Trümmermassen des Tropäumbaues gelegen. Von dem unteren Teil der Vorderseite hat Prof. Niemann eine Rekonstruktion ausgeführt, die ich in einer Reihe von Exemplaren zur Verfügung stellen kann, ebenso wie Hektographien von den erhaltenen Stücken der Inschrift. Die grofsen Buchstaben MP (sicher von IMP), E, B· POT (sicher von TRIB· POT) gehören zum Namen des Kaisers, dann ist erhalten

MEMORIAM · FORTIS |
PRO · REP · MORTE OCCVBV

was ich ergänze zu: *I]mp(erator) Caes(ar), divi Nervae f. Nerva Traianus Aug. Germ. Dacicus pont. max. tri]b. pot. [XIII, cos. V, p. p. in honorem et] memoriam fortis[simorum virorum qui bello Dacico] pro rep(ublica) morte occubu[erunt fecit.*

Darunter stand in einer Langzeile der Name eines Offiziers, von dem erhalten ist POL · PONT · DOMICIL · NEAPOL · ITALIAE · PRAE *f.* Sicher ist der Schluſs *domicil(io) Neapol(i) Italiae* und dann *prae[f(ectus) praetorii* oder *alae* oder *cohortis.* Vorher hatte Mommsen ergänzt *Nico]poli Pont(i).* Indessen schienen Professor Bormann, der vor einigen Tagen mit mir die Reste verglich, die

Spuren vor *pol* mehr zu *Neapol* zu passen. Eine *Neapolis Ponti* gab es seit Pompejus, der nach Strabo und Stephanus von Byzanz eine Stadt im Pontus Phazemon Neapolis genannt hatte. Der Grund für die auffallende, bisher in keiner Inschrift vorkommende, Nennung des Wohnorts *domicil(ium)* wäre also in dem eigentümlichen Zufall zu suchen, daſs derselbe mit seiner Heimat gleichnamig war. Darauf folgten Namen der Soldaten, zunächst der Prätorianer, dann der Legionare, während auf den Nebenseiten die Namen der Auxiliaren verzeichnet waren. Anscheinend waren auf der Vorderseite wie auf den Nebenseiten zehn Platten nebeneinander, auf die aber, wie Prof. Niemann mit Grund annimmt, eine untere Reihe folgte. Daſs die Namen der Soldaten und damit das ganze Denkmal der Zeit Trajans angehören, wird jetzt meines Wissens von niemandem mehr bezweifelt. Wie vortrefflich sich das zu dem trajanischen Ursprung des Tropäums fügt, brauche ich nicht zu betonen. Für die Rekonstruktion des Oberbaues war nicht der mindeste Anhalt zu gewinnen. — Das dritte Denkmal, neben Tropäum und Mausoleum ist ein groſser Tumulus, der in diesem Sommer groſsenteils aufgedeckt wurde. Ich lege Abbildungen vor, die als Kern des Tumulus mehrere konzentrische Mauerringe zeigen. Ob in dem Bau ein gewaltiges Grabmal oder etwa eine militärische Anlage zu erkennen ist, will ich nicht erörtern.

Schon seit 1891 währen die Ausgrabungen der etwa einen Kilometer vom Tropäum entfernten Stadt, der nach der Bauinschrift von Kaiser Konstantin neu erbauten *Civitas Tropaeensium*. Ich begnüge mich, die Pläne des bis jetzt Aufgedeckten vorzuweisen: der drei Thore, des Ost- und West-Thores, also der Enden der *via principalis*, des Südthores und der vortrefflich erhaltenen Umfassungsmauer nördlich vom Westthore, mit fünf weit vorspringenden Türmen und vorgelegter Aufsenmauer. Im Inneren sind namentlich drei Basiliken aufgedeckt: eine byzantinische mit Crypta; ihr gegenüber eine ältere, die ich *forensis* genannt habe, und eine gewaltige, wohl noch in trajanische Zeit zurückreichende. Die Aufsenlänge dieser Basilika beträgt einschlieſslich des späteren Anbaues 56,22 m, die Breite 22,44 m. Der Innenraum ist durch zwei groſsenteils erhaltene Reihen von je 18 Säulenbasen in drei durchlaufende Schiffe geteilt. Sie besitzt zwei Eingänge, einen östlichen und einen nördlichen, deren Breite 2 bis 2,22 m beträgt.

Diese stattlichen Reste bilden zusammen einen geringen Teil der Stadt, die man vielleicht einst als *Pompeji der Dobrudscha* bezeichnen wird. Die ganze Stadt aufzudecken und damit die Geschichte der trajanischen und konstantinischen Stadt wieder zu

gewinnen, ist eine schwierige und langwierige Aufgabe. Aber die Teilnahme und die Unterstützung, die ich in deutschen gelehrten Kreisen gefunden habe, hat mir auch etwas von deutscher Ausdauer und Zähigkeit verliehen, und meine Landsleute glauben mit mir, dafs ‚*Teutonica patientia omnia vincit*'."

Im Anschlufs an diesen von Tocilescu erstatteten Bericht über die antiquarischen Forschungen in Rumänien legte der nächste Vortragende Dr. Eugen Bormann, Professor an der Universität Wien, dar, wie diese Studien ebenso wie die entsprechenden in Österreich selbst und in andern Balkanländern, namentlich Bulgarien, ihren Mittelpunkt in einem einfachen Universitätsinstitute hätten, dem Wiener archäologisch-epigraphischen Seminar, und in dessen Zeitschrift, den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn.

In dieser Beziehung sei jetzt eine Wandlung im Zuge, die das Seminar mehr zurücktreten lassen werde; aber es sei dies erfreulich, da die gleiche Thätigkeit umfassender und wirksamer von kräftigeren Organen übernommen werde, dem österreichischen archäologischen Institut, das seine Wirksamkeit Anfang 1898 beginnen solle, und der Wiener Akademie der Wissenschaften. Bei letzterem, das infolge der hochherzigen Stiftung eines einfachen Wiener Bürgers, des im Jahre 1895 verstorbenen Treitl, reichere Mittel habe, seien in diesem Jahre zwei Kommissionen errichtet worden, die für die antiquarische Forschung Wichtigkeit hätten, die Limeskommission und die Balkankommission. Erstere solle die Erforschung des römischen Limes, wie sie für Deutschland vom Deutschen Reiche vor einer Reihe von Jahren organisiert ist, für das österreichische Gebiet in Angriff nehmen, letztere die der Balkanländer in mehrfacher Beziehung, auch in antiquarisch-epigraphischer. Beide haben in diesem Sommer ihre Thätigkeit begonnen. Der von der Limeskommission entsendete Oberst v. Groller habe die Arbeit am Limes in Deutschland in Begleitung des Vorsitzenden der reichsdeutschen Limeskommission Generallieutenant v. Sarwey studiert und sei nach seiner in diesen Tagen erfolgten Rückkehr damit beschäftigt, die römischen Strafsen bei Carnuntum zu erkunden. Ebenso habe die Balkankommission zum ersten Male vor kurzem mehrere Expeditionen ausgesendet, darunter eine, an der der Vortragende teilgenommen hat, nach Bulgarien und besonders dessen Küstenstrecke am Schwarzen Meer.

Zum Schlufs wollte der Vortragende aus diesem Forschungsgebiet der Donauländer einzelne neue Funde vorlegen und wählte dazu, da Rumänien bereits durch Tocilescu's Vortrag vertreten war,

einen aus Bulgarien und einen aus Carnuntum, dessen Aufdeckung und Erforschung seit einer Reihe von Jahren von einem besonderen, gleichfalls vom Wiener Seminar ausgegangenen, Verein gleichen Namens betrieben wird. In Carnuntum ist vor kurzem infolge der Vereinsgrabungen die eigentümliche Wanddekoration eines Zimmers gefunden worden, leider nur in heruntergefallenen Brocken des Wandverputzes, bestehend aus Wandmalereien mit beigefügten Inschriften, überwiegend in griechischer Sprache. Ein paar Stücke waren ausgestellt, von vielen andern lagen Zeichnungen vor. Ein Stück mit Resten von drei aufeinanderfolgenden Zeilen, mit ein paar Ergänzungen etwa lautend . . . *Σ]μυρναῖος* | . . . *νικ]ήσας τὴν πεν[τετηρίδα]* | . . . *ἐστ]εφανώθη*, und unter den Bruchstücken von Malereien nackter männlicher Gestalten namentlich eines, das oberhalb des Kniees eine grüne Binde, wohl eine Siegesbinde zeigt, deuteten an, daſs auf den Wänden Sieger in alle vier Jahre stattfindenden Wettkämpfen dargestellt seien. Weiteres Nachsuchen an der Fundstelle hat diese Annahme dadurch bestätigt, daſs ein Brocken mehrere Siegeskränze zeigt und darüber Inschriftenreste, welche die Angabe des Siegespreises mit ∞ ∞ ∞ ∞ (*IIII milia*) zu enthalten scheinen. Wenn ein andres Stück die Reste einer männlichen Gestalt in der Stellung eines Redenden zeigt mit der Beischrift *diserte dixti* (trefflich gesprochen), so ist vielleicht der Sieger in der Kunst der Rede dargestellt. In den von Domitian im J. 86 begründeten, alle vier Jahre stattfindenden kapitolinischen Agonen, die hier gemeint oder der hier gemeinten Vorbild gewesen sein können, gab es, wie im Laufen, Fahren u. s. w., auch musische Wettkämpfe und darunter, wie Sueton Domit. 13 ausdrücklich angiebt, auch *prosa oratione Graece Latineque.*

Aus Bulgarien legte der Vortragende im Einverständnis mit dem anwesenden Direktor des Museums in Sofia, Professor V. Dobruský, ein bei Widdin zum Vorschein gekommenes und dem Museum in Sofia geschenktes, vollständig erhaltenes römisches Militärdiplom vom 19. Oktober 93 vor, das sich auf Obermoesien bezieht. Dasselbe bietet auffallend viel Bemerkenswertes. Zunächst das Datum selbst, das zum ersten Mal den von Domitian eingeführten Monatsnamen *Domitianus* (für den November) zeigt: *XIII k(alendas) Domit(ianas).* Von der Truppe, der der Entlassene angehört, der *cohors I Cisipadensium,* gab es bisher nur eine verstümmelte und daher nicht erkannte Erwähnung. Das Consulnpaar ist neu, nennt aber einen berühmten Namen. Selbst der Name des Kommandanten der Cohorte *L. Cilnius L. f. Pom(ptina) Secundus* hat ein gewisses Interesse, da die, wie die Tribusangabe bestätigt,

aus Arezzo stammende Persönlichkeit mit Maecenas in verwandtschaftlichem Zusammenhang gestanden haben wird.

An vierter Stelle sprach Dr. Carl Patsch, Gymnasialoberlehrer und Custos am Landesmuseum in Sarajevo: Über das Mithraeum von Konjica.[1])

Dieses Mithraeum unterscheidet sich von anderen in doppelter Hinsicht: einmal durch die Anlage der Cella, die, ganz oberirdisch, mit einem grofsen Vorraum versehen ist (wie er sich auch in Carnuntum findet), sodann durch das besonders bedeutungsvolle Kultbild, das aus einer auf beiden Seiten mit Reliefs geschmückten Kalksteinplatte besteht. Auf der Vorderseite ist der stiertötende Mithras, auf der Rückseite dagegen eine gemeinsame, in Äufserlichkeiten an das christliche Liebesmahl in beiderlei Gestalt erinnernde Mahlzeit der Mysten dargestellt und hier zum ersten Male in bildlicher Wiedergabe nachgewiesen, während bisher nur aus Schriften der Kirchenväter bekannt war, dafs die Mysten Brot und Wein empfingen.

Heliogravüren und Photographien der beiden Reliefs wurden in gröfserer Anzahl unter die Anwesenden verteilt.

Im Anschlufs an diesen Vortrag sprach der Vorsitzende den Herren aus Österreich den besonderen Dank der Versammlung aus.

Zuletzt sprach Dr. Georg Steindorff, Professor an der Universität Leipzig, über: Die älteste Geschichte und Civilisation Ägyptens.

Die älteste Geschichte und Civilisation Ägyptens ist bis vor kurzem eine terra incognita gewesen. Für die Zeiten vor der IV. Dynastie Manetho's waren wir lediglich auf die mit sagenhaften Zusätzen versehenen Angaben Manetho's, auf die älteren Quellen entnommenen einheimisch-ägyptischen Königslisten aus der Zeit des neuen Reichs, sowie auf gelegentliche Bemerkungen der ägyptischen Inschriften und Texte des alten Reichs und der späteren Zeiten angewiesen. Hieraus erfuhren wir aber kaum mehr als die Namen und die ungefähre Reihenfolge der Könige, die von Menes bis auf Snofru und seinen Nachfolger Cheops regiert haben. Von Denkmälern aus dieser Zeit waren nur die Grabpyramide des Zoser (Stufenpyramide von Sakkâra) und einige Reste von Grabbauten (Mastabas) aus der III. Dynastie bekannt. Bei dieser mangelhaften Art der Überlieferung konnte es kommen, dafs auch

1) Vgl. C. Patsch, Das Mithraeum von Konjica, in den Wissenschaftl. Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina, Bd. VI, woher auch die Heliogravüren entnommen waren.

von ernsten Gelehrten die Könige dieser ältesten Periode für mythische Persönlichkeiten angesehen oder doch die ägyptischen Listen als künstliche Konstruktionen betrachtet wurden.

Durch die seit 1895 an mehreren Stellen Ägyptens veranstalteten Ausgrabungen beginnt allmählich auch in diese entlegensten Perioden der altägyptischen Geschichte Licht zu dringen. Das Verdienst, auch hier zuerst Bahn gebrochen zu haben, gebührt dem englischen Ägyptologen Flinders Petrie. Im Anfang des Jahres 1895 hat er, in Gemeinschaft mit seinem Schüler Quibell, auf dem westlichen Nilufer in der Nähe von Tûch (zwischen den Ortschaften Ballâs und Naḳâda) mehrere Nekropolen aufgedeckt, deren Inhalt sich von den sonst in Ägypten bekannten Gräbern wesentlich unterschied und die er deshalb für unägyptisch hielt und einer neuen, wahrscheinlich libyschen Rasse zuschrieb. Während in den ägyptischen Gräbern die Leichen — mit wenigen Ausnahmen — in ausgestreckter Lage, auf der Seite oder auf dem Rücken ruhend, vorgefunden wurden, lagen sie hier zusammengekauert, die Knie in die Höhe gezogen, die Hände vors Gesicht gelegt, auf der linken Seite. In anderen Gräbern, die nachweisbar nicht durchwühlt waren, waren einzelne Körperteile vom Rumpfe abgelöst oder der ganze Körper zerstückelt. Auch die Beigaben boten viel Absonderliches. Unter den zahlreichen, den Toten mit ins Grab gegebenen, Töpfen tritt vor allem eine rotgestrichene und geglättete Vase mit schwarzem Rande hervor; ferner hellbraune Töpfe mit wellenförmigen Henkelansätzen; Töpfe mit rotbraunen Malereien (Böte, Steinböcke, Straufse, Spiralen, Wellenlinien) auf hellbraunem Grunde; schwarze Schalen mit eingeritzten und weifs ausgefüllten Verzierungen u. a. Neben diesen besseren Arten finden sich auch ganz rohe, mit der Hand geformte Töpfe. Besonders zahlreich sind Steingefäfse aus verschiedenem Material (u. a. Breccie, Alabaster, Diorit), die mit bewunderungswertem Geschick gearbeitet und poliert sind. Dieselbe vollendete Technik in der Bearbeitung des Steins zeigen auch die in den Gräbern gefundenen Feuersteinwaffen, die an vorzüglicher Arbeit alles übertreffen, was bisher an Werken dieser Art überhaupt bekannt war. Charakteristisch für diese Gräber sind auch die zahlreichen Platten aus grünem Schiefer, meist in Tierformen oder mit Vogelköpfen verziert, die teils zum Zerreiben von Schminkfarben gedient haben, teils auch als Amulette getragen worden sind, sowie die aus Knochen gefertigten Haarnadeln und Kämme, die in ähnlicher Weise ornamentiert waren. Metallgeräte fanden sich verhältnismäfsig selten.

Ähnliche Nekropolen wie die hier beschriebene sind in den Jahren 1896 und 1897 an verschiedenen Stellen Oberägyptens, meist durch de Morgan oder doch wenigstens auf seine Veranlassung untersucht worden: die südlichste beim Gebel Silsile (eine noch südlicher gelegene soll sich nach Petrie bei Kom Ombo befinden), die nördlichste bei Kawamil (westlich von Menschîje). Da auch in ihnen verhältnismäfsig wenig Gegenstände aus Kupfer oder Bronze vorkommen, sind sie von Morgan als „neolithisch" bezeichnet und einer vorgeschichtlichen Periode zugewiesen worden.

Alle diese Grabstätten sind einfach ausgestattet und gehörten Privatpersonen an; abgesehen von Marken auf Töpfen haben sich keinerlei Inschriften in ihnen gefunden. Um so wichtiger war die dem französischen Ägyptologen Amélineau in den Wintern 1895 bis 1896 und 1896—97 gelungene Entdeckung von fünf grofsen Königsgräbern, in denen sich zahlreiche, wenn auch nur kurze hieroglyphische Inschriften fanden. Diese Gräber liegen bei der altheiligen Stadt Abydos, etwa 2 km westlich vom Tempel Sethos' I. in den Umm el-gaab genannten Schutthügeln. Nach den in ihnen gefundenen Grabstelen oder sonstigen Inschriften gehörten sie den Königen Q-á („hocharmig"), 'eb-sed („buntschwänzig"), Den, Ze und Cha'-sechmui (?) an. Es sind rechteckige, im Felsboden vertieft angelegte Säle, deren Wände mit Luftziegeln ausgemauert waren. In den Gräbern der beiden letztgenannten Herrscher lagen um einen Mittelsaal, in dem wohl die Leiche des Königs beigesetzt war, noch kleinere Kammern, in denen, nach den darin gefundenen Grabsteinen zu schliefsen, die irdischen Begleiter des Königs, seine Weiber, Zwerge und Hunde bestattet oder die auch zur Niederlegung von allerlei Opfergaben bestimmt waren. Aufserdem lagen noch in der Umgebung der Königsgräber, genau wie um die Pyramiden, kleinere Grabbauten für die Vornehmen des Reichs. Unter den in diesen Gräbern gemachten Fundstücken sind aufser den bereits genannten Grabsteinen zu nennen: Thönerne Bierkrüge mit Lehmpfropfen, die Abdrücke von Siegelcylindern (ähnlich den babylonischen) tragen; zahlreiche Bruchstücke von Steingefäfsen; vortreffliche Elfenbeinschnitzereien; Feuersteinwaffen von bester Arbeit; grofse Alabasterkrüge; Kupfergeräte; Bruchstücke von Thongefäfsen verschiedener Art u. a. m. Die Gleichartigkeit der hier gefundenen Stücke und der in den oben beschriebenen Nekropolen von Tûch u. s. w. ausgegrabenen Beigaben lassen keinen Zweifel darüber, dafs sie alle derselben Zeit und derselben Kulturperiode angehören.

In diesem Frühjahre hat nun Morgan noch ein sechstes Königsgrab derselben Zeit in der Nähe von Nakâda entdeckt, das im

Gegensatz zu den abydenischen ein ganz aus Luftziegeln errichteter Freibau war, in der Anlage aber mit jenen wesentlich übereinstimmte. Es gehörte dem Könige Ehe („Kämpfer"), dessen Name schon durch Inschriften aus den Gräbern von Abydos bekannt war. Auch in ihm fanden sich Bruchstücke von Steingefäfsen, Thonkrüge mit allerlei Opfergaben, eine Elfenbeinplatte mit Darstellungen u. a.

Was nun die in all diesen Gräbern zu Tage getretene Civilisation betrifft, so kann kein Zweifel darüber obwalten, dafs sie ägyptisch ist und nicht einem anderen Volke, wie Petrie zuerst annahm, zugewiesen werden darf. Schon die hier gefundenen Inschriften in ägyptischer Schrift beweisen dies. Nicht ganz so leicht ist ihre zeitliche Feststellung. Die oben genannten Königsnamen, deren Reihe noch vermehrt werden kann, geben keinen Anhalt dazu; denn es sind die damals gebräuchlichen offiziellen Namen der Herrscher, mit denen sie als Gott „Horus" bezeichnet wurden, während die ägyptischen Königslisten und die bei Manetho überlieferten Reihen die Könige mit ihren Geburtsnamen aufführen. Glücklicherweise sind nun auf zwei Steinscherben drei Herrscher auch bei ihren Geburtsnamen benannt, und in diesen letzteren hat Sethe die sowohl in den einheimischen Listen wie bei Manetho erwähnten Könige *Οὐσαφαΐς*, *Μιεβιδός* und *Σεμεμψής* erkannt, die alle der ersten Dynastie angehören.[1]) Dadurch ist nun auch ein festes Datum für die übrigen in Umm el-gaab gefundenen Gegenstände und die Königsgräber selbst gewonnen, ein Datum, das auch sonst noch Bestätigung findet. Ungefähr derselben Zeit gehören dann auch die übrigen Nekropolen dieser Art in Oberägypten an; doch mögen einzelne dieser Gräber auch noch etwas älter sein, vielleicht der Zeit unmittelbar vor Menes angehören, während andere noch in das alte Reich hineinreichen können.

Durch diese Funde ist uns zum ersten Male ein Einblick in die ägyptische Civilisation der ersten Dynastien gewährt worden. Während sie sich in vielen Punkten mit der des alten Reichs berührt, weicht sie doch auch vielfach wesentlich von dieser ab. Vor allem ist die Art der Bestattung auffällig, die möglicherweise auf eine von der späteren verschiedene Anschauung vom Leben nach dem Tode zurückzuführen ist. Leichen in zu-

1) Nachdem dieser Vortrag gehalten war, hat Dr. L. Borchardt in Kairo auf Grund eines im Grabe des Ehe gefundenen Elfenbeintäfelchens festgestellt, dafs „Ehe" der Vorname des Menes, des ersten ägyptischen Königs ist, und dafs demnach das Grab von Naḳâda diesem Herrscher angehört.

sammengekauerter Stellung haben sich übrigens auch noch in der vierten Dynastie auf dem Armenfriedhof in Mêdûm gefunden. Ob die Sitte, die Leichen in Stücken beizusetzen, mit jener anderen gleichzeitig war, wie es nach den Funden von Tûch den Anschein hat, und wie weit sie überhaupt verbreitet war, bedarf noch eingehender Untersuchung. Jedenfalls scheint, worauf Schweinfurth hingewiesen, hier eine sekundäre Bestattung vorzuliegen: man begrub die Leichen zuerst in der Nähe der irdischen Wohnung und setzte das Skelett erst nach bestimmter Zeit auf dem Friedhofe bei. Diese stückweise Bestattung setzen wohl auch die Pyramidentexte voraus, wenn sie von einer Zusammensetzung der Knochen des Toten reden. Auch an die Sage von Osiris ist vielleicht zu erinnern, dessen Glieder einzeln in verschiedenen Gräbern begraben worden sind. Wie in späterer Zeit, so findet sich auch hier schon die Sitte, dem Toten Speisen und Getränke, Waffen und kostbare Gefäfse für Salben, Schmuckgegenstände u. a. mitzugeben. Bei der Bestattung sind grofse Feuer angezündet worden, deren Reste sich noch gefunden haben; die Asche der verbrannten Opfergegenstände wurde gesammelt und in grofsen Töpfen beigesetzt. Von einer Verbrennung der Leichen, wie sie z. B. in Babylonien Sitte war, hat sich aber bis jetzt keine Spur gefunden. Die Steingefäfse scheinen bei der Leichenfeier der Könige zerbrochen und die Stücke ins Grab geworfen worden zu sein, eine Sitte, die sich in den Privatgräbern nicht hat nachweisen lassen.

Über die Tracht und die Schmuckgegenstände erhalten wir sowohl durch die Gräberfunde, als auch durch Reliefdarstellungen, die Steindorff dieser ältesten Zeit zugewiesen hat, Auskunft (vgl. *Aegyptiaca,* Festschrift für G. Ebers). Sowohl Schminken als auch Tättowieren war Sitte.

Die Töpferkunst war bereits sehr ausgebildet; mit der Töpferscheibe war man vertraut. Besondere Geschicklichkeit besafs man in der Steinbearbeitung, die sowohl in den prächtigen Steingefäfsen, wie in den Feuersteinwaffen zu Tage tritt. Auch die Fayencefabrikation, in der die spätere Zeit so Grofses geleistet hat, war dieser Periode nicht unbekannt.

Neben Steinen wurde auch Metall verarbeitet, besonders Kupfer, das man wohl schon wie später aus den Bergwerken auf der Sinaïhalbinsel bezog. Doch tritt es verhältnismäfsig selten auf.

Dafs man auch die Kunst des Spinnens und Webens kannte, bezeugen die aufgefundenen steinernen Spinnwirtel und die Reste von Stoffen. Die Kleider wurden mit kupfernen Nadeln genäht.

Die bildende Kunst stand in sehr hoher Blüte; neben Werken, die stilistisch denen aus dem Beginn des alten Reichs sehr nahe stehen, finden sich andere, die noch einen altertümlichen, auch in der Art der Zeichnung vielfach von dem späteren abweichenden Stil aufweisen.

Dafs diese neuen Funde uns auch noch viele Rätsel aufgeben, bedarf kaum besonderer Hervorhebung. Wir werden sie, soweit dies überhaupt möglich ist, aber nur lösen können, wenn wir uns den Blick nicht durch vorgefafste Meinungen trüben lassen. Vor allem darf nicht vergessen werden, dafs wir uns auf geschichtlichem Boden befinden und dafs die Zeit, in die uns die neuen Funde versetzen, nach unten fast unmittelbar an die des alten Reichs anschliefst. Von der sogenannten Urzeit, der Periode, in der Ägyptens Volkstum noch im Werden war, in der Völker verschiedenen Stammes vielleicht miteinander rangen und eine gemeinägyptische Kultur etwa erst begründet wurde, lassen unsere Funde nichts verspüren. Nichts spricht dagegen (auch nicht die an babylonischen Gebrauch erinnernden Abdrücke vom Siegelcylinder), dafs die neu gefundene Civilisation eine rein ägyptische, auf dem Boden des Nilthals erwachsene ist.

Vierte Sitzung

im Verein mit der historischen Sektion[1])
(im kleinen Saale des Vereinshauses).

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Nachmittag 4 bis 6 Uhr.)

Vorsitzender: Geh. Hofrat Prof. Dr. Wachsmuth aus Leipzig.
Obmann: Oberlehrer Dr. Poland in Dresden.
Schriftführer: Gymnasiallehrer Ruoff in Dresden.

Zuerst sprach Dr. Julius Beloch, Professor an der Universität zu Rom: Über die Bürgerzahl Athens im 4. und 5. Jahrhundert v. Chr. mit besonderer Rücksicht auf die Methode der Forschung.

Hierauf erstattete Dr. Karl Lamprecht, Professor an der Universität Leipzig, Bericht: Über die 1896 ins Leben gerufene Kommission für sächsische Geschichte.

---

1) Vgl. S. 102.

Fünfte Sitzung

im Verein mit der philologischen und der archäologischen Sektion (im kleinen Saale des Vereinshauses).

Sonnabend, den 2. Oktober 1897.
(Vormittag 8 bis 9 Uhr).

Vorsitzender: Geh. Hofrat Prof. Dr. Lipsius aus Leipzig.
Schriftführer: Gymnasiallehrer Ruoff in Dresden.

Auf Wunsch des Kaiserl. Generalsekretars Prof. Dr. Conze aus Berlin legte Geh. Regierungsrat Dr. Diels, Professor an der Universität Berlin, zu Beginn der Sitzung die von Dr. Carl Patsch, Gymnasialoberlehrer und Custos am Landesmuseum in Sarajevo, im Auftrage des k. k. Reichsfinanzministeriums entworfenen und in den bosnisch-herzegowinischen Mittelschulen eingeführten Wandtafeln zur Veranschaulichung des römischen Provinziallebens vor, hob die Wichtigkeit der Benutzung der heimischen Funde beim klassisch-philologischen und historischen Unterricht hervor und empfahl die Nachahmung dieser glücklichen Idee in den deutschen Ländern, die zum *orbis Romanus* gehört haben.

Sodann hielt Dr. Ludwig Mitteis, Professor an der Universität Wien, seinen Vortrag: Über die juristische Bedeutung der Papyruspublikationen.

Man darf wohl behaupten, dafs das Papyrusstudium, obwohl erst seit etwa 20 Jahren zum Rang einer selbständigen Wissenschaft erhoben, doch schon jetzt der Epigraphik im wahren Sinne des Wortes, der Kunde der Stein- und Bronzeinschriften, ebenbürtig zur Seite tritt. Insbesondere die Rechtsgeschichte ist es, welche von den Papyruspublikationen in ganz besonderem Umfang ihren Nutzen zieht. Um die juristische Bedeutung des Papyrus zu würdigen, mufs man zunächst, wie auf jedem Gebiet der klassischen Altertumskunde, zwischen dem griechischen und dem römischen Kreis unterscheiden. Was zunächst das griechische Recht anlangt, so ist hier vor allem eine Thatsache von grundlegender Bedeutung hervorzuheben, welche durch die Papyri zur vollen Evidenz erhärtet wird, nämlich die Einheit des griechischen Rechts im gesamten Umfang des gräco-macedonischen Hellenismus. Diese Thatsache, welche bisher nur vermutet und jedenfalls nicht ausreichend erwiesen werden konnte, ist von der gröfsten Bedeutung sowohl für die Würdigung der hellenistischen Kultur im allgemeinen, als für die Methode und Behandlung des griechischen Rechts insbesondere und für die Würdigung der Stellung des griechischen

Rechts im römischen Reiche. Aufser diesem an Tragweite alles übrige überragenden Ergebnis fördern die Papyri aber noch eine grofse Menge der wertvollsten Details zu Tage. Beispielsweise scheint sich aus Nr. 19 der Berliner ägyptischen Urkunden zu ergeben, dafs nach Satzung der alexandrinischen Griechen Enkel neben Kindern des ersten Grades am Vermögen der Grofseltern kein Erbrecht hatten, also keine Repräsentation der vorverstorbenen Kinder durch ihre Nachkommenschaft stattfand, ähnlich wie im alten deutschen Recht. Ferner wird der vom Vortragenden schon aus älteren Quellen abgeleitete, aber nur durch einen komplizierten Beweis herzustellende Satz, dafs die Tochter aufser ihrer Mitgift keinen weiteren Erbanspruch hat, solange Söhne vorhanden sind, also als abgefunden gilt, in den Papyri direkt ausgesprochen (Berliner Sammlung Nr. 592). Sehr wertvolle weitere Mitteilungen erhalten wir über die Stadtarchive, über die Funktionen der Wechsler (Trapeziten), über Exekutivurkunden u. a. — Was das römische Recht anlangt, so läfst sich das, was der Romanist von den Papyri erwartet, in drei Kategorien einteilen: Überlieferungen aus der römischen Rechtslitteratur, Überreste von Original-Rechtsquellen (Gesetzen und Verordnungen), endlich Urkunden über den Rechtsverkehr des täglichen Lebens. Die relativ geringste Ausbeute hat sich bisher in der erstbezeichneten Richtung gefunden; doch giebt der kürzlich veröffentlichte Fund zweier Bruchstücke aus dem Ediktskommentar des Julius Paulus neuerlich die Hoffnung, dafs auch auf diesem Gebiet Gröfseres zu erwarten ist. Beträchtlich ist ferner schon jetzt die Ausbeute an neuen bislang unbekannten Senatsbeschlüssen und kaiserlichen Verordnungen. Am reichsten freilich und geradezu erdrückend ist das Material an Urkunden über den praktischen Rechtsverkehr: an Prozefsschriften und Verhandlungsakten, Kauf-, Miet-, Pacht- und Darlehnsverträgen, Testamenten, Ehekontrakten, dann Akten der Staats-, Gemeinde- und Tempelverwaltung, insbesondere der Volkszählung, Besteuerung u. s. w. Wir erhalten hier einen Einblick in die Ausgestaltung des römischen, respektive römisch-griechischen Rechtslebens, wie wir ihn noch vor kurzem nie zu erhoffen gewagt hätten; immer klarer und schärfer tritt die Verwaltung der Provinzen, namentlich die bis vor kurzem noch ganz ungeklärte Gerichtsorganisation derselben, hervor; zahlreiche Streitfragen der römischen Rechtsgeschichte gehen an der Hand dieser Akten ihrer endgiltigen Lösung entgegen und neue Perspektiven werden geboten. Nirgends tritt so scharf wie hier die grofsartige Einheitlichkeit der römischen Verwaltung in allen Teilen des

Reiches hervor, während gleichzeitig auf dem Gebiete des reinen Privatrechtes die Fortdauer der nationalen Rechtsüberzeugung immer deutlicher sich zeigt. Und demnach kann schon jetzt mit Sicherheit behauptet werden, dafs die Papyrusurkunden, wie sie auf dem Gebiete des griechischen Rechtes eine tiefgreifende Umänderung der bisherigen Anschauungen mit sich bringen, so auch für das römische eine neue Ära mit neuen Aufgaben und Gesichtspunkten eröffnen.

In die Specialliste der historisch-epigraphischen Sektion haben sich 102 Mitglieder eingezeichnet.

Historische Sektion.

Obmänner: Prof. Dr. Lamprecht aus Leipzig.
Prof. Dr. Diestel, Konrektor a. D., in Dresden.

Einzige Sitzung

im Vereine mit der historisch-epigraphischen Sektion[1])
(im kleinen Saale des Vereinshauses).

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Nachmittag 4 bis 6 Uhr.)

Vorsitzender: Geh. Hofrat Prof. Dr. Wachsmuth aus Leipzig.
Schriftführer: Gymnasiallehrer Ruoff in Dresden.

Zuerst sprach Prof. Dr. Julius Beloch aus Rom: Über die Bürgerzahl Athens im IV. und V. Jahrhundert v. Chr.

Sodann dankte Dr. Karl Lamprecht, Professor an der Universität Leipzig, dem Vorsitzenden der historisch-epigraphischen Sektion für die freundliche Aufnahme der wenigen Mitglieder der diesmal fast verwaisten historischen Sektion. Diese Sektion habe durch die neuerdings errichteten Historikertage allerdings einen schweren Wettbewerb erhalten, der indes dadurch im wesentlichen ausgeglichen sei, dafs die Historikertage von nun ab der Regel nach in den von den Philologenversammlungen freigelassenen Jahren stattfinden werden. Hierauf wies der Vortragende mit kurzen Ausführungen auf die im Jahre 1896 neu begründete Kgl. Sächsische Kommission für Geschichte hin:

Die landesgeschichtlichen Studien haben neuerdings durch ein sehr erfreuliches Zusammentreffen gewisser Entwicklungsrichtungen in der Geschichte der Geschichtswissenschaft eine besondere Bedeutung und grofsen Aufschwung erlangt. Aus der Entwickelung noch der zweiten Häfte des 17. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ragt bis in die Gegenwart hinein der Begriff der Staatengeschichte, der sich damals durch Einwirken der naturrechtlichen Richtung auf den bis dahin rein antiquarisch behandelten

1) Vgl. S. 98.

historischen Stoff bildete. Aus diesem Begriff der Staatengeschichte her hat sich unter mannigfachen Wandlungen, die teils von der Philosophie (Kant) ausgingen, teils der Einführung des pragmatischen Elementes verdankt wurden, der heutige Begriff der historisch-politischen Geschichte ausgebildet. Die von ihm getragene Richtung geht in der Geschichte vor allem auf die Darstellung des Singulären aus. Hierin liegt es begründet, wenn sie zunächst Reichs- und Herrschergeschichte war, dann vielfach Minister- und Diplomatengeschichte wurde, und zugleich, nach Bearbeitung der reichsgeschichtlichen Gebiete, ihr Interesse auf die Landesgeschichte übertrug.

Inzwischen aber war seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts eine andere Auffassung des geschichtlichen Werdens neben die staatengeschichtliche getreten: die kulturgeschichtliche. Deren Anfänge, anknüpfend an Winckelmann und Herder, werden vom Vortragenden genauer verfolgt. Es ist eine Richtung, die, dem Geiste der neuen mit etwa 1750 anbrechenden Kulturperiode vornehmlich entsprechend, doch seit den dreifsiger Jahren des 19. Jahrhunderts infolge besonderer politischer Schicksale der Nation (politische Einheitsbestrebungen u. s. w.) in Deutschland auf mehr als eine Generation zurückgedrängt, seit den siebziger Jahren wieder die ihr gebührende Stellung einzunehmen beginnt. Die kulturgeschichtliche Wissenschaft des 19. Jahrhunderts aber ist vergleichend: sie sucht nicht das Singuläre, sondern das Typische. Sie kann indes in Deutschland bei der ungeheueren Masse des geschichtlich Überlieferten dies Typische zunächst nicht für den Gesamtbereich der Nation feststellen: sonst würde sie im Stoffe versinken: sondern nur für einzelne, territorial begrenzte Teile. So wird denn auch diese Richtung auf das Studium der Landesgeschichte hingewiesen.

Indem nun beide Richtungen, die politisch-geschichtliche wie die kulturgeschichtliche, in diesem Punkte, in der Förderung der Landesgeschichte, zusammentrafen, ist neuerdings eine ganze Anzahl von Institutionen geschaffen worden, territoriale Gesellschaften, Vereine, Kommissionen, die die wissenschaftliche Bearbeitung der Landesgeschichte, vornehmlich zunächst durch Herausgabe wichtigster Quellen, zum Ziele haben. Die älteste dieser Institutionen ist die vom Vortragenden im Jahre 1881 ins Leben gerufene Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, eine der jüngsten die Kgl. Sächsische Kommission.

Der Vortragende, der die Absicht gehabt hatte, auf die von dieser Kommission ins Auge gefafsten teilweis recht wichtigen und

von neuen Gesichtspunkten ausgehenden Unternehmungen genauer einzugehen, verzichtet hierauf mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit und beschränkt sich auf Angabe der einzelnen Titel mit kurzen zugefügten Bemerkungen. Die zunächst in Angriff genommenen Arbeiten sind die folgenden:

1. Grundkarten (Karten mit Eintragung des Flufsnetzes, der Örtlichkeiten und Gemeindegrenzen als Grundlage für politische und kulturgeschichtliche Karten jedweder Art und Zeit) im Mafsstabe 1 : 100 000.
2. Flurkarten-Atlas (Typen sächsischer Fluranlagen zur Besiedelungsgeschichte des Landes, sowie Mitteldeutschlands überhaupt, nebst einer agrargeschichtlichen Darstellung).
3. Lehnsbuch Friedrichs des Strengen (1349).
4. Akten und Briefe des Herzogs Georg des Bärtigen (1500 bis 1539).
5. Briefe des Hans von der Planitz (Politische Berichte an den Kurfürsten Friedrich den Weisen aus den grofsen Jahren der Reformationszeit 1521—1523).
6. Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland.
7. Akten und Briefe des Kurfürsten Moritz (1541—1553).
8. Akten zur Geschichte der sächsischen Landesverwaltung.
9. Landtagsakten.
10. Instruktion eines Vorwerksverwalters durch Kurfürst August (Das erste Lehrbuch der Landwirtschaft auf Grund deutscher Erfahrungen, vom Jahre 1570).
11. Geschichte des sächsischen Finanzwesens.
12. Briefwechsel der Kurfürstin Maria Antonia mit der Kaiserin Maria Theresia.

Infolge des erfreulichen Ergebnisses der Subskription auf ihre Schriften, die allein im Königreich Sachsen gegen 200 Subskribenten ergeben hat, besteht jetzt bei der Kommission die Absicht, auch kunstgeschichtliche Publikationen zu veranstalten.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion[1]).

Erste Sitzung

im Auditorium Nr. 60 der Kgl. Techn. Hochschule (Bismarckplatz 18).

Mittwoch, den 29. September 1897.
(Mittag 12 bis 1¼ Uhr.)

Vorsitzender: Geh. Hofrat Dr. Krause, Professor an der Kgl. Technischen Hochschule in Dresden.

I. Nach Begrüfsung der 38 Anwesenden durch den Vorsitzenden wird Dr. Witting, Oberlehrer an der Kreuzschule und Assistent an der Kgl. Technischen Hochschule in Dresden, zum Schriftführer gewählt. Sodann verliest Herr Rektor Prof. Dr. Böttcher aus Leipzig einen Brief über das 11. Axiom Euklids vom Subrektor Prof. Dr. Theodor Reishaus am Gymnasium in Stralsund, der aufserdem eine Anzahl Exemplare seiner Schrift: Beweis des Parallelen-Satzes etc., Stralsund 1894, zur Verteilung übersandt hatte.

II. Feststellung der Tagesordnungen.

III. Dr. Georg Helm, Prof. an der Kgl. Technischen Hochschule in Dresden: Über das Rechnen mit Mafseinheiten beim mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichte.

Der Vortragende beabsichtigt vor allem auf die Methodik des Verfahrens einzugehen und bemerkt dabei, dafs noch recht selten im Unterricht mit Mafseinheiten gerechnet werde und dafs häufig sogar direkt Fehler mit unterlaufen, was an zwei Beispielen aus einer kürzlich veröffentlichten Abhandlung belegt wird.

Die Ergebnisse seiner Darlegungen fafst er in die beiden Sätze zusammen:

---

1) Die Referate über die in dieser Sektion gehaltenen Vorträge finden sich auch, z. T. in erweiterter Form, in der Zeitschr. f. mathem. u. naturwiss. Unterr. von Prof. J. C. V. Hoffmann, Leipzig, B. G. Teubner.

a) Wenn man mit Maßeinheiten rechnet, versteht man darunter [illegible] Zahlen, die ihnen bei Messung durch eine beliebige neue [illegible] bekommen.

b) Daher rechnet man mit ihnen nach der Berechnungsformel, durch welche überhaupt die gemessenen Größen verknüpft sind.

IV. Prof. J. C. V. Hoffmann aus Leipzig: Referat über die Verhandlungen der mathematischen Sektion der [illegible]versammlung in Braunschweig.

Nach einer Bemerkung über den Fortbestand der Sektion für [illegible] und naturwissenschaftlichen Unterricht jener Vereinigung und nach Überbringung einzelner Grüße referiert der Vortragende über den Eindruck, den er von den in der mathematischen Sektion gehaltenen Vorträgen und von den sich anschließenden Diskussionen gewonnen hat.

V. Für die Sitzung am Donnerstag wird Herr Rektor Prof. Dr. Böttcher aus Leipzig zum Vorsitzenden gewählt.

Zweite Sitzung

(im Auditorium Nr. 60 der Königl. Technischen Hochschule).

Donnerstag, den 30. September 1897.

(Vormittag 8¼ bis 10 Uhr.)

Vorsitzender: Rektor Professor Dr. Böttcher aus Leipzig.

Anwesend waren 42 Mitglieder.

I. Prof. Dr. Eduard Böttcher, Rektor des Realgymnasiums in Leipzig: Über bewegliche Schülermodelle zur Geometrie.

Dieser Vortrag ward erläutert durch zahlreiche wirklich gebrauchte Modelle; bei ihnen allen war es nicht sowohl auf das gefälligste Äußere abgesehen, als auf solche Einfachheit, daß die Schüler selber sie rasch und leicht fertigen konnten, und auf unmittelbare Fruchtbarkeit für den Unterricht. Darstellungen dieser Art sind vergleichbar der Physica pauperum oder den Freihand-Experimenten, wie sie neuerdings Professor Schwalbe wieder zu Ehren gebracht hat.

Was ist zu halten von geometrischen Figuren und Modellen überhaupt? von Schüler-Modellen? von beweglichen Schüler-Modellen?

Die Wichtigkeit des Philosophenspruchs: *nil est in intellectu, quin ante fuerit in sensu* ist für den geometrischen Unterricht [illegible] Zeit anerkannt worden — wenn auch nicht immer mit [illegible] Dem formenfrohen 15. und 16. Jahrhundert war die

fortwährende Veranschaulichung geometrischer Betrachtungen selbstverständlich (Albr. Dürers „Unterweisung" — Guido Ubaldis Perspektive — die Artes Gnomonicae jener Tage etc.). Technisch scheute man z. B. nicht drehbare Papierscheiben in gedruckten und gebundenen Büchern (Apianus); in der wissenschaftlichen Methodik mahnt noch Isaac Newton: *Geometrica geometrice!* — Das ward gründlich anders in dem Jahrhundert nach ihm, dem der Analysten. — Erst mit dem Aufschwung der Geometrie von Frankreich her (vorab der darstellenden und projektiven) wächst wieder die Lust am Zeichnen (Jac. Steiners Spott gegen das Konstruieren „bloſs mittelst der Zunge") und die Freude am Modellieren (in München und Leipzig durch Prof. Felix Klein, — Modelle von Prof. Burmester — von Prof. Karl Rohn).

Mehr noch als die Forschung ist der geometrische Jugendunterricht auf die Beihilfe der Sinne angewiesen (vgl. schon C. G. J. Jacobis Vorwort zu Buschs Vorschule der Darst. G.). Doch haben hier Figuren und Modelle ändre Zwecke und müssen auch anderer Art sein. Fremde Modelle wirken wenig; die Schüler müssen sie selber fertigen. Drum je einfacher, desto besser: ein paar gebrochne Stücken steifen Papiers, einige Fäden oder dergl.! Auch soll der Phantasie noch etwas zu thun bleiben.

Wie das sich machen lasse, ward nun vorgeführt in freiem Anschluſs an den gewöhnlichen geometrischen Schulkurs von Anfang bis zu Ende. Weil sich aber der Hauptinhalt des folgenden an die vorgezeigten einzelnen Modelle anschloſs, so ist eine kurze Wiedergabe nur in den äuſserlichsten Umrissen möglich.

Schon in dem unerläſslichen Vorkurs, der nach Quarta gehört, der „Ouverture zum thematischen Reichtum der ganzen Geometrie auf der Schule", sind Modelle nicht zu entbehren. Denn die erste der drei Aufgaben, die dieser Vorkurs hat, ist ja, die Vorstellungen zu klären und zu sichten, die der Knabe halbunbewuſst aus seiner Umgebung — der körperlichen! — mitbringt. Da werden Körpernetze gebraucht. Vorgearbeitet ist durch das beliebte Zusammenkleben von Modellierkartons. — Bald regt sich das Verlangen — und das ist der zweite Zweck — das Angeschaute nachzubilden, die Lust zur *exstructio* und *constructio*. Die frühesten Konstruktionen vollziehen sich ohne Zirkel und Lineal, durch bloſses Brechen von Papier — nur darf das wichtigste (häufig übersehene) Werkzeug planimetrischen Konstruierens nicht fehlen: eine plane Tafel zum Auflegen. Dabei werden, zunächst erfahrungsmäſsig erkannt, symmetrische und centrische Figuren verwendet — etwa im Sinne von Henrici und Trentlein,

Hubert Müller u. a. — Bei manchen dieser Aufgaben nun, z. B. dem Finden des Inkreiscentrums eines Dreiecks durch bloſses Brechen, erlebt der Schüler Dinge, die sich von selber einstellen oder auch von selber verbieten; und so wird er drittens angereizt, nach dem Warum zu fragen. — Schieben — Drehen — Wenden, und ihre sinnliche Darstellung.

Beim eigentlichen Konstruieren im Gebiet der Kongruenz ist das „Decken" wirklich auszuführen. Dann kommen die geometrischen Örter (Fundörter), die meisten leicht darstellbar durch wirkliche Bewegung, vor allem schon bei Dreiecken, die unvollständig, nur durch zwei Stücke, bestimmt sind. Nutzanwendung später, bei der Diskussion z. B. des Cosinus-Satzes. Konstruktion 1. eines einzigen Punktes von vorgeschriebner Eigenschaft, 2. beliebig vieler solcher Punkte, die fest liegen, und 3. (synonym damit) die Bahn eines „Laufpunktes". — Flächengleichheit. Den Ausgangssatz von den inhaltsgleichen Parallelogrammen bringt ein hin- und hergeschobenes Trapez schnell und sicher zum Bewuſstsein. Streng analog damit später bei Prismen von gemeinsamem Querschnitt. Einfache Beweise durch Mosaikspiele: bei gleichbasigen und gleichhohen Dreiecken; bei neun kongruenten Vierecken, die ein einziges (ähnliches) ergeben; Beweise des Pythagoreischen Lehrsatzes u. s. w. — Ähnlichkeit. Wichtige Lage ähnlicher Dreiecke: Hauptlage — Drehlage — Wendelage — Drehwendlage. Drehbare Figuren mit konstantem Quadrat auf der Kathete oder dem Hypotenusenlot oder der Halbsehne u. s. w. — Trigonometrie. Sinustafel mit drehbarem Radius; bewegliche Figuren zur Diskussion der Fundamentalsätze.

Stereometrie, als das Gebiet des Modells im eigentlichen Sinne. Diesen Namen verdient schon jedes gebrochene Blatt, von dem ein Stück in den Raum hinaus aufgerichtet wird. Anschaulichste Herleitung von Eulers Polyedersatze durch wirkliches Ausbreiten einer Oberfläche zum Netz; dieses kann für denselben Körper mancherlei Gestalt haben, immer aber giebt es $(e-1)$ Schlitzkanten, $(f-1)$ Bruchkanten, zusammen k. — Einführung in die Trigonometrie des rw. sphärischen Dreiecks durch ein (variables) Modell zweier zusammenstoſsender Hausdächer. — Vom Modell der dreiseitigen Kugelpyramide (aus dem Kreissektor) geht man gleich leicht zum Eckraum einerseits, wie andererseits zum sphärischen Dreieck über. — Cavalieris, Guldins Regel, u. s. w. — Kegel und ihre Schnitte in allen möglichen Lagen!

Projektion. In der darstellenden Geometrie soll der Schüler sein Blatt brechen und beim Studieren fortwährend aufrichten

umlegen, umlegen aufrichten. — Abwickeln, z. B. eines schräggeschnittenen Cylindermantels — Sinuskurve. — Schrägbilder im Sonnenlicht; Normalaxonometrie; Centralprojektion mit Kerze.

In der analytischen Geometrie, die zunächst zur Ebene zurückkehrt, wird natürlich an die geometrischen Örter angeknüpft: ein fester Punkt hat konstante Koordinaten, ein Laufpunkt variable. — Allerhand Figurenreihen für Diskussionen. Selbsterdachte und -gefertigte Instrumentchen zum Zeichnen von Kegelschnitten, Konchoiden u. s. w. — Übergang von einer Figur zu einer affinen, wenn sich alle Koordinaten an einem beweglichen Modell zugleich drehen u. s. w. —

Ausblicke auf bewegliche Modelle für Nachbargebiete: das Rechnen, die Erd- und Himmelskunde.

Der Vortrag schloſs mit einer doppelten Bitte: Viele Kollegen huldigen ähnlichen Bestrebungen eines wirksamen Veranschaulichens; möchten sie sich nicht durch falsche Scham abhalten lassen, das von ihnen Erdachte bekannt zu geben. Wem aber solches Streben noch irgendwie verdächtig scheint, der mache ja den einen oder anderen thatsächlichen Versuch; dann wird sich bald zeigen, ob auch viel Einzelnes vom Schüler vergessen werden mag, daſs er doch einmal in seinem Leben nicht anders gekonnt hat, als geometrische Dinge sich lebhaft und allseitig vorzustellen und geometrisch zu denken.

II. Dr. Karl Rohn, Professor an der Königl. Technischen Hochschule in Dresden: Anwendung räumlicher Beziehungen zur Ableitung planimetrischer Sätze.

Nach Hervorhebung der Wichtigkeit einer räumlichen Anschauung für die verschiedensten Wissenszweige der Neuzeit entwickelt der Vortragende zunächst kurz, wie geeignet die Bewegungen: Verschiebung, Drehung, Verschraubung nebst deren Zusammensetzung für die Schulung der räumlichen Anschauung sind, und wendet sich dann zum eigentlichen Thema, indem er zeigt, wie durch den Übergang von der räumlichen zur ebenen Perspektive leicht Sätze gewonnen werden können, deren Beweis in der Ebene schon ziemlich umständlich ist, und wie diese Verknüpfung von ebenen und räumlichen Figuren das Interesse der Schüler weckt und ihr Anschauungsvermögen bildet. Daran schlieſst sich die Ableitung einiger Sätze aus der Kreislehre, insbesondere der Beziehung zwischen Pol und Polare, und der Hinweis auf die Behandlung der Kegelschnitte durch Betrachtungen an räumlichen Figuren selbst und deren Projektion.

Rektor Professor Dr. Böttcher weist auf die Merkator-

projektion hin, sowie auf die praktische Ausführung der Deckung zweier kongruenter Landkarten durch Drehung um einen Punkt.

Demonstrationen

im Physikalischen Institut der Kgl. Technischen Hochschule.

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Nachmittag ½5 bis ½7 Uhr.)

I. Dr. Friedrich Pockels, Professor an der Königl. Technischen Hochschule in Dresden, spricht über neuere Methoden zur objektiven Sichtbarmachung der Ausbreitung elektrischer Schwingungen im Raume. Die Schwingungen werden, gemäfs der von A. Toepler in Bd. 46, S. 309 von Wied. Annalen beschriebenen Versuchsanordnung, durch die Entladung eines durch eine Influenzmaschine zu ladenden Doppelkondensators ausgelöst; der Oscillator, sowie der Resonator haben stabförmige Gestalt, wobei die günstigste Länge des letzteren nahezu gleich der halben Wellenlänge ist. Nach A. Toepler werden nun die Potentialschwankungen an den Enden des Resonatorstabes mit Hilfe eines Elektroskopes sichtbar gemacht, bei welchem ein sehr leicht beweglicher Aluminiumdraht zwischen zwei Metallcylindern pendelt, deren einer zur Erde abgeleitet ist und deren anderer durch die vom Resonatorende überspringenden kleinen Fünkchen geladen wird. Es lassen sich so die Absorption und Reflexion der elektrischen Wellen durch ein Drahtgitter, sowie die Bildung stehender Wellen vor einem reflektierenden Schirm leicht objektiv demonstrieren. — Eine zweite, äufserst empfindliche Methode zum Nachweis elektrischer Schwingungen beruht auf der von Lodge und Branly entdeckten Erscheinung, dafs lockere Metallkontakte oder Metallpulver plötzlich eine starke Steigerung ihrer elektrischen Leitfähigkeit erfahren, wenn sie von elektrischen Wellen getroffen werden. Diese Widerstandsverminderung wird sichtbar gemacht, indem der „coherer“ (d. i. z. B. eine mit Kupferfeilspänen gefüllte Röhre) in den ein galvanisches Element enthaltenden Schliessungskreis eines Vorlesungsgalvanometers eingeschaltet wird. Zur Erläuterung des im coherer stattfindenden Vorganges wird gezeigt, wie die Glieder einer Stahlkette im Schliefsungskreise eines Teslatransformators successive zusammengeschweifst werden. Schliefslich wird auf die Anwendung des coherers zu der Marconischen Telegraphie ohne Draht hingewiesen.

II. Dr. Max Toepler, Assistent an der Königl. Technischen Hochschule in Dresden, spricht in einer durch die Kürze

der ihm zugemessenen Zeit gebotenen gedrängten Darstellung zunächst über die Lichterscheinungen, die beim Durchgange von Funkenströmen durch evakuierte Glasröhren in diesen entstehen. Mit einem sorgfältig ausgepumpten Rohre zeigt er starke Röntgenstrahlen; die Erscheinung der Fluorescenz wird durch einige Experimente mit verschiedenen, im elektrischen Lichte fluorescierenden Flüssigkeiten erläutert. An einem zweiten, auf etwa $\frac{1}{2}$ mm Hgdruck ausgepumpten, vom Strome einer starken Influenzmaschine durchflossenen Rohre zeigt er weiterhin die besonders von Goldstein genauer untersuchte mehrfache Schichtung und Strahlenbildung des Kathodenlichtes, sowie den ablenkenden Einfluſs eines genäherten Magneten; das schön geschichtete Anodenlicht verlängert sich hierbei in auffallender Weise, indem aus der Anode neue Schichten heraustreten. Hierauf projiciert der Vortragende eine Anzahl von Photogrammen geschichteter Entladungen in freier Luft, einer von ihm erst kürzlich aufgefundenen Erscheinung. Nebenbei macht Redner sodann noch auf einen einfachen Versuch aufmerksam, die Dielektricitätskonstante der Zwischenschicht eines Kondensators aus der Tonhöhe des Stromes der Entladungsfunken abzuschätzen, auch zeigt derselbe kurz die von A. Toepler (Wied. Ann. 28. 1886. S. 447) angegebenen Vorlesungsversuche zur Wellenlehre. Mit 32 groſsen, durch eine 60-plattige Toeplersche Influenzmaschine in rascher Folge geladenen Leydener Flaschen werden weiterhin verschiedene Funkentypen bei gleichbleibender Schlagweite, aber verschieden schneller Elektricitätszufuhr zu den Polen vorgeführt, und schlieſslich läſst Vortragender Gleitfunken von mehr als 1 m Länge an Glasplatten entlangschlagen.

Dritte Sitzung

(erst im Auditorium Nr. 60, dann im Mineralogischen Institut der Kgl. Technischen Hochschule).

Freitag, den 1. Oktober 1897.

(Vormittag 8 $\frac{1}{4}$ bis 11 Uhr.)

Vorsitzender: Geh. Hofrat Prof. Dr. Krause.

Anwesend waren 38 Mitglieder.

I. Geh. Hofrat Dr. Martin Krause, Prorektor und Professor an der Königl. Technischen Hochschule in Dresden: Bemerkungen zum mathematischen Unterricht in der Oberprima der Realgymnasien.

Die Bemerkungen beziehen sich auf die gesetzlich für die Oberprima vorgeschriebenen unendlichen Reihen. Redner führte

zuerst zwei Gründe an, die für die ausgedehntere Behandlung dieses Gegenstandes angegeben werden können:

1) die unendlichen Reihen für *sin x*, *cos x* etc. bringen einen erwünschten Abschluſs für die Trigonometrie und andere Schultheorien, da nunmehr der Schüler erkennt, wie die so oft von ihm behandelten Funktionen, resp. ihre Tabellen, wirklich berechnet werden können.

2) Die zur Ableitung benutzten Methoden sind elementar und führen praktisch einfach, ohne groſse Schwierigkeiten zum Ziele; es ist von groſser pädagogischer Bedeutung, daſs der Schüler mit den dabei auftretenden Begriffen vertraut werde und den Schritt vom Naiven zum Kritischen selbst mache, den auch die Wissenschaft einst gethan habe.

Dagegen bemerkte Redner, daſs es die Aufgabe und das Ziel der Schule ist, nur in sich abgeschlossene und durchsichtige Theorien zu bringen, in denen die Schüler selbständig arbeiten können. Die Theorie der Reihen kann der Schüler nicht beherrschen, denn deren Grundlage ist der Grenzbegriff, insbesondere die Begriffe des unendlich Kleinen und unendlich Groſsen, deren Einübung und Eingewöhnung mehr Zeit erfordert, als die Schule jetzt gewähren kann und darf. Die unter Vermeidung der Differentialrechnung von der Schule angewandten Methoden sind, wenn kurz, ungenau; sind sie aber streng, so sind sie langatmig und langweilig. Der Vortragende weist sodann an einigen Beispielen nach, welch grobe Fehler in weit verbreiteten elementaren Darstellungen enthalten sind. Als zulässig und wünschenswert für die Schule empfiehlt der Vortragende auſser der geometrischen und der Binomialreihe besonders die Theorie der Maxima und Minima, die neuerdings für die preuſsischen Realgymnasien vorgeschrieben ist, da dieselbe einen glücklichen Übergang von der Schule zur Hochschule vermittele und geeignet sei, das Interesse des Schülers ganz besonders hervorzurufen und wachzuhalten.

Während der sich anschlieſsenden Diskussion führt Professor Dr. Rohn aus Dresden den Vorsitz. In allem Wesentlichen äuſsern sich zustimmend: Direktor Dr. Kiehl aus Rawitsch; Rektor Professor Dr. Oertel aus Dresden, der bestätigt, daſs zur Behandlung der Reihen für *sin* etc. gar keine Zeit sei; Professor Dr. Heger aus Dresden, der daneben auf die Schwierigkeit der irrationalen Zahlen hinweist; Direktor Professor Dr. Hausknecht aus Gleiwitz; Rektor Professor Dr. Böttcher aus Leipzig, der betont, daſs die Schule zwei Aufgaben habe: sie solle 1) in den Hauptbegriffen volle Klarheit schaffen; 2) aber auch eine Aussaat für die Zukunft

machen und bei solchen Ausblicken dürfe die volle Strenge fehlen. Geh. Rat Professor Dr. Krause schliefst sich dem an und stellt die Übereinstimmung der Versammlung fest, indem er aufserdem nochmals hervorhebt, dafs die unendlichen Reihen in dieser Behandlungsweise wenig pädagogischen Wert haben. Da verschiedene Vorschläge, die Frage des Primaunterrichtes der nächsten Versammlung in Bremen zu überlassen, keine Zustimmung finden und Professor J. C. V. Hoffmann aus Leipzig bemerkt, dafs der Verein zur Förderung des mathematischen und physikalischen Unterrichts diese Frage schon in Angriff nehmen wolle, erklärt sich die Versammlung mit der folgenden, die Ergebnisse des Vortrages und der Diskussion zusammenfassenden Resolution des Rektors Prof. Dr. Böttcher aus Leipzig einverstanden:

Die Sektion spricht sich einmütig dahin aus, dafs im arithmetischen Unterricht der Prima die Lehre von den unendlichen Reihen thunlichst einzuschränken und durch fruchtbare Aufgaben, z. B. über Maxima und Minima, zu ersetzen sei.

II. Dr. Ernst Kalkowsky, Professor an der Königl. Technischen Hochschule in Dresden: Über den Unterricht in Krystallographie mit Demonstrationen im Mineralogischen Institut der Technischen Hochschule.

Nach der neueren Umgestaltung der Krystallographie ist bisher noch keine allgemein angenommene Darstellung in den Lehrbüchern zu finden, weil sich ein Widerstreit erhebt zwischen reiner Wissenschaft und pädagogischer Praxis. Der zur Überwindung dieser Schwierigkeit vorgeschlagene Weg ist folgender: Man beginnt mit den Formen, die den höchsten Grad von Symmetrie aufweisen und legt dabei nicht wirkliche Krystalle, sondern ideale Formen zu Grunde. Die Symmetrieeigenschaften werden mit einem Planspiegel, mit Winkelspiegeln und durch Drehung der Modelle anschaulich gemacht. Die sogenannten Meroëdrien müssen zunächst aus den Holoedern abgeleitet werden, ehe auf ihre Selbständigkeit hingewiesen werden kann. Für die Bezeichnung der Formen sind die Naumannschen Symbole ihrer Anschaulichkeit wegen vorzuziehen, obwohl in Zukunft in den wissenschaftlichen Werken die Millerschen Indices allein herrschen werden. Beide Bezeichnungsweisen aber reichen aus, um die Formen zu bezeichnen, ohne ihnen nach ihrer sonst oft ganz unwesentlichen Gestalt besondere Namen zu geben. Durch Erläuterung der Kombinationen und durch Besprechung der Formen mit immer geringeren Graden der Symmetrie kommt man dann ganz von selbst zu der theoretisch richtigen Auffassung, dafs in der Krystallographie nicht sowohl

der Körper, als die gegenseitige Lage der einzelnen Flächen zu berücksichtigen ist. Im Anschlusse an den Vortrag wird dann noch die Veränderung der Lage der optischen Axen eines Gypskrystalles beim Erwärmen desselben mit Hilfe des grofsen Projektionsapparates vorgeführt.

Rektor Prof. Dr. Böttcher aus Leipzig macht zwei Bemerkungen über das der geometrischen Ausbildung höchst förderliche Zeichnen von Krystallen:

1) Das gewiesene Abbildungsverfahren hierfür ist die Schrägprojektion.

2) Will man im Tesseralsystem eine wohlgeordnete Übersicht über alle vollflächigen Körper bekommen, so darf man weder die Ecken des (von Naumann einseitig bevorzugten) Oktaeders festhalten, noch auch die des (dual zugeordneten) Würfels; sondern es müssen für sämtliche Körper die gemeinsamen Kantenmitten von Würfel und Oktaeder (zugleich die Flächenmitten des Rhomben-Dodekaeders) beibehalten werden.

Dies veranschaulichten zwei Figurentafeln, wovon autographische Abzüge den Teilnehmern zur Verfügung standen.

III. Prof. Dr. Rohn führt die Anwesenden in den Sammlungsraum für darstellende Geometrie, wo er Erläuterungen zu einer Reihe von Modellen giebt.

Demonstrationen

im Physikalischen Institut des Annenrealgymnasiums.

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Nachmittag 3 bis 6 Uhr.)

I. Prof. Dr. Richard Henke, Konrektor der Annenschule in Dresden: Besichtigung des Neubaues für den physikalischen und chemischen Unterricht am Annenrealgymnasium.

II. Dr. Gustav Looser, Professor an der Oberrealschule zu Essen a. d. Ruhr:

a) Versuche zur kinetischen Gastheorie,
b) Experimenteller Nachweis des Joule'schen Gesetzes für feste und flüssige Leiter,
c) Einige Versuche über Wärmestrahlung.

Redner, der sich zu seinen Demonstrationen des von ihm konstruierten Differentialthermoskops bediente, zeigte zunächst an der Hand einiger älterer, bereits veröffentlichter Versuche die bei der adiabatischen Zustandsänderung der Gase auftretende Wärme, bezw.

machen und bei solchen Ausblicken dürfe die volle Strenge fehlen. Geh. Rat Professor Dr. Krause schliefst sich dem an und stellt die Übereinstimmung der Versammlung fest, indem er aufserdem nochmals hervorhebt, dafs die unendlichen Reihen in dieser Behandlungsweise wenig pädagogischen Wert haben. Da verschiedene Vorschläge, die Frage des Primaunterrichtes der nächsten Versammlung in Bremen zu überlassen, keine Zustimmung finden und Professor J. C. V. Hoffmann aus Leipzig bemerkt, dafs der Verein zur Förderung des mathematischen und physikalischen Unterrichts diese Frage schon in Angriff nehmen wolle, erklärt sich die Versammlung mit der folgenden, die Ergebnisse des Vortrages und der Diskussion zusammenfassenden Resolution des Rektors Prof. Dr. Böttcher aus Leipzig einverstanden:

Die Sektion spricht sich einmütig dahin aus, dafs im arithmetischen Unterricht der Prima die Lehre von den unendlichen Reihen thunlichst einzuschränken und durch fruchtbare Aufgaben, z. B. über Maxima und Minima, zu ersetzen sei.

II. Dr. Ernst Kalkowsky, Professor an der Königl. Technischen Hochschule in Dresden: Über den Unterricht in Krystallographie mit Demonstrationen im Mineralogischen Institut der Technischen Hochschule.

Nach der neueren Umgestaltung der Krystallographie ist bisher noch keine allgemein angenommene Darstellung in den Lehrbüchern zu finden, weil sich ein Widerstreit erhebt zwischen reiner Wissenschaft und pädagogischer Praxis. Der zur Überwindung dieser Schwierigkeit vorgeschlagene Weg ist folgender: Man beginnt mit den Formen, die den höchsten Grad von Symmetrie aufweisen und legt dabei nicht wirkliche Krystalle, sondern ideale Formen zu Grunde. Die Symmetrieeigenschaften werden mit einem Planspiegel, mit Winkelspiegeln und durch Drehung der Modelle anschaulich gemacht. Die sogenannten Meroëdrien müssen zunächst aus den Holoedern abgeleitet werden, ehe auf ihre Selbständigkeit hingewiesen werden kann. Für die Bezeichnung der Formen sind die Naumannschen Symbole ihrer Anschaulichkeit wegen vorzuziehen, obwohl in Zukunft in den wissenschaftlichen Werken die Millerschen Indices allein herrschen werden. Beide Bezeichnungsweisen aber reichen aus, um die Formen zu bezeichnen, ohne ihnen nach ihrer sonst oft ganz unwesentlichen Gestalt besondere Namen zu geben. Durch Erläuterung der Kombinationen und durch Besprechung der Formen mit immer geringeren Graden der Symmetrie kommt man dann ganz von selbst zu der theoretisch richtigen Auffassung, dafs in der Krystallographie nicht sowohl

stattet, sämtliche Versuche über strahlende Wärme mittelst des durch die Firma Müller & Meiswinkel in Essen angefertigten Differentialthermoskops leicht anzustellen. Einige Versuche wurden zur Erläuterung vorgeführt (Absorption durch Glas und Steinsalzplatten); die betreffenden Versuche, welche Redner im nächsten Ferienkursus zu Berlin vorzuführen gedenkt, sind bereits in der Zeitschrift für physikalischen und chemischen Unterricht beschrieben worden, woselbst auch über die neuen Versuche eingehend berichtet werden soll. Der Wärmeleitungsapparat des Redners ist dadurch verbessert, dafs die Verbindung zwischen den Metallstäben und den Kapseln nicht durch Gummistopfen, sondern durch Einschmelzen in Glas hergestellt ist.

III. Dr. Hans Lohmann und Dr. Martin Gebhardt, beide Realgymnasiallehrer an der Annenschule in Dresden: Einige Schulversuche aus der Elektrostatik.

Dr. Gebhardt hob einleitungsweise hervor, dafs die Vorführungen nicht vom wissenschaftlichen, sondern wesentlich vom pädagogischen Standpunkte aus betrachtet sein wollten. Durch den Besitz einer grofsen, ziemlich ergiebigen zweiplattigen[1]) Toeplerschen Influenzmaschine sind die Vortragenden in den Stand gesetzt, jährlich nach Abschlufs des Kapitels der Elektrostatik an einem schulfreien Nachmittage den Schülern der Untersekunda in etwa zweistündigem Vortrage eine Reihe systematisch geordneter Versuche vorzuführen, die das Gelernte auffrischen und erweitern, deren Demonstration in den betreffenden Lehrstunden aber gröfserer und zeitraubender Vorbereitungen wegen unthunlich ist. Naturgemäfs wird hierbei stets im Auge behalten, dafs es sich nicht um Schaustücke, sondern in erster Linie um Experimente handelt, die aus dem vorangegangenen Unterrichte ganz zu verstehen sind und die möglichst einfache und übersichtliche Mittel erfordern. Es ist zu diesem Zwecke auch Wert darauf gelegt worden, dafs eine Anzahl von Apparaten und schematischen Zeichnungen benutzt wird, die von Annenschülern nach besonderen Angaben selbst angefertigt worden sind. Zu ersteren gehört auch das sehr präcis funktionierende Kolbesche Elektrometer.

Aus der Reihe dieser Schulversuche wird eine Auswahl angestellt, die hier nur kurz aufgeführt werden kann. — Eine isoliert aufgehangene Hanfschnur ist an ihren Enden mit den Polen

---

1) Der Scheibendurchmesser dieser aus den sechziger Jahren stammenden Maschine beträgt 60 cm. Die später erwähnte Batterie besteht aus 6 Flaschen von je 30 cm Beleghöhe und 12 cm Durchmesser.

der in Thätigkeit gesetzten Influenzmaschine verbunden. Indem an isoliertem Handgriffe ein Doppelpendel aus Hollundermark entlanggeführt wird, läfst sich an dessen Konvergenz die Abnahme des Potentials nach der Mitte zu erkennen. Wird jedoch eine mit einem Kolbeschen Elektrometer entsprechend verbundene Gabel gleitend entlanggeführt, so erkennt man an dem konstanten Ausschlage, dafs das Potentialgefälle allenthalben dasselbe ist. — Durch Einschieben einer Schwefel-, bezw. Glasplatte zwischen zwei Kondensatorplatten wird die Abhängigkeit der Kapacität des Kondensators vom Dielektrikum unter Anwendung der Laneschen Mafsflasche dargethan. Sodann wird an besonders konstruierten Mafsflaschen der Unterschied der Koppelung auf Quantität und auf Spannung gezeigt. Als Beispiel elektrostatischer Kraftübertragung wird die Scheibe einer Holtzschen Maschine durch Verbindung ihrer Konduktoren mit denen der Toeplerschen in Rotation versetzt. Als lehrreiches Gegenstück zum elektrodynamischen Motorbetrieb mittelst Accumulatoren wird eine grofse Batterie zunächst auf Quantität stark geladen und dann langsam unter Einschaltung eines kleinen elektrostatischen Motors, der dabei in Thätigkeit kommt, entladen. Eine mit der Batterie gleichzeitig in Kaskade verbundene Mafsflasche zeigt die allmähliche Entladung der Batterie an. Die sehr kurze Dauer eines Entladungsfunkens wird demonstriert durch momentane Beleuchtung einer im Finstern schnell rotierenden Pappscheibe mit abwechselnd weifsen und schwarzen Sektoren, die bei jeder Entladung stillzustehen scheint. Hieran sollte sich noch eine Reihe von Versuchen über mechanische Wirkungen, bezw. Zerstörungen, durch den Flaschenfunken schliefsen. Der vorgerückten Zeit wegen wurde jedoch nur noch das Zerstäuben eines Silberdrahtes vorgenommen. Aus demselben Grunde mufste die Herstellung des durch Einschaltung von Wasserwiderständen erzeugten sogen. verzögerten Funkens, sowie seine Verwendung im Gegensatze zum vorher benutzten Funken unterbleiben.

In die Präsenzliste haben sich im ganzen 50 Mitglieder eingezeichnet. Dr. Witting, Schriftführer.

Germanistische Sektion

in der Aula der Annenschule (Humboldtstrafse 3).

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 29. September 1897.
(Mittag 12 bis ½3 Uhr.)

Nachdem der erste Obmann Professor Dr. Sievers die Anwesenden begrüfst und der seit der letzten Versammlung Verstorbenen gedacht hatte, wurden zu Vorsitzenden Dr. Sievers, Professor an der Universität Leipzig, und Dr. Lyon, Oberlehrer an der Annenschule in Dresden, zu Schriftführern Dr. Saran, Privatdocent an der Universität Halle, und Dr. Bassenge, Oberlehrer an der Annenschule in Dresden, gewählt.

Hierauf verlas der erste Vorsitzende eine Mitteilung Sr. Excellenz des Königl. Preufsischen Kultusministers Herrn Dr. Bosse, betr. den Wenkerschen Sprachatlas, in welcher die 1895 in Köln beantragte (vgl. Kölner Verhandlungen S. 136) aufserordentliche Unterstützung behufs schnellerer Förderung der Arbeit selbst und wissenschaftlicher Verarbeitung des im Atlas niedergelegten Materials abgelehnt wird.

Sodann wurde die Tagesordnung für die drei Sektionssitzungen beraten und festgestellt.

Nachdem noch Professor Dr. G. Boetticher aus Berlin Grüfse von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin als deren Vorsitzender überbracht und die dringende Bitte ausgesprochen hatte, den in seinem Bestehen gesicherten Jahresbericht durch die Einsendung von Druckschriften zu unterstützen, erhielt zuerst Dr. Theodor Siebs, Professor an der Universität Greifswald, das Wort, um der germanistischen Sektion folgende Thesen über eine Regelung der deutschen Bühnenaussprache vorzuschlagen und zu begründen:

„Die im ernsten Drama übliche deutsche Bühnenaussprache pflegt als Norm für die deutsche Aussprache zu gelten. Sie ist

aber nicht im deutschen Sprachgebiete durchaus dieselbe und ist, vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, nicht in jeder Beziehung zu billigen.

Deshalb ist aus orthoepischen Gründen für Bühnen- und Schulzwecke eine ausgleichende Regelung der Aussprache wünschenswert; sie ist aber auch darum wichtig, weil dereinst etwaige Verbesserungen der Orthographie auf ihr werden fufsen müssen. Vor allem ist nötig:

1. die Unterschiede der Aussprache zwischen den einzelnen Bühnen des ober-, mittel- und niederdeutschen Sprachgebietes auszugleichen, sei es nach Mafsgabe der Sprache der Gebildeten, sei es nach historischen oder ästhetischen Gesichtspunkten;
2. die Unterschiede in der Aussprache des einzelnen Lautes zu beseitigen, die nur nach Mafsgabe der Orthographie willkürlich geschaffen sind und von der Wissenschaft verworfen werden.

Die germanistische Sektion der 44. in Dresden tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner würde es mit Freude begrüfsen, wenn der deutsche Bühnenverein bereit wäre, sich zu gemeinsamer Arbeit an diesem nationalen Werke mit der germanistischen Wissenschaft zu verbinden."

Zur Einführung dieser Thesen bemerkt Professor Siebs:

Die im ernsten Drama übliche Aussprache gilt als Norm für die deutsche Aussprache überhaupt. Ob sie ein Recht darauf hat, soll hier nicht erwogen werden. Thatsache ist, dafs wir in orthoepischen Fragen keine andere Richtschnur haben, wenn wir vor eine Entscheidung gestellt sind. Darauf werden Sie alle in Ihrer Lehrthätigkeit geführt sein.

Sie alle aber haben auch wohl die Erfahrung gemacht (mir wenigstens ist sie reichlich zu teil geworden, und namentlich vielen Ausländern gegenüber habe ich es peinlich empfunden), dafs wir in manchen Punkten sichere orthoepische Auskunft nicht geben können, weil die Bühnensprache im deutschen Sprachgebiete verschieden ist. Man denke nur an die Differenzen, die in der Aussprache des g als Verschlufslaut oder Spirans herrschen: da kann man nur konstatieren, dafs in den Königl. Schauspielen in Berlin dieser Usus, in Wien jener Usus gilt u. s. w.

Um mich über die Lage der Dinge aufzuklären und eventuelle Verbesserungen anzubahnen, habe ich mich im vorigen Jahre an die Leitungen mehrerer bedeutender Hofbühnen gewandt und habe von Berlin, Wien, München, Stuttgart die freundlichste Auskunft

erhalten. Überall fand ich grofses Interesse an diesen Fragen, die für das Theater so wichtig sind. Ganz besonders dankenswert war, dafs der Generalintendant der Königl. Schauspiele in Berlin, Herr Graf von Hochberg, selbst mit Rat und That für die Sache einzutreten versprach.

Bühne und Schule also sind es, für die eine Einigung der Normalsprache grofse praktische Bedeutung hat. Aber auch die Wissenschaft ist nicht minder daran interessiert, und jeder Germanist wird sich freuen, wenn schliefslich einmal die Aussprache-unterschiede wenigstens von solchen Lauten beseitigt werden, die historisch gleichwertig sind und in gleicher Umgebung stehen, wie z. B. mähen, säen, aber drehen und wehen (vgl. mhd. mæjen, dræjen u. s. w.).

Dafs mit diesen Reformen auch die heikle Frage der deutschen Rechtschreibung eng zusammenhängt, ist klar. Aber sie braucht einstweilen praktisch noch nicht berührt zu werden. Die Einwirkung einer Regelung der Bühnen- und Normalaussprache auf die Rechtschreibung liegt noch im weiten Felde. Freilich kann sie dereinst noch von hoher Bedeutung sein. Auch die Gesangskunst bleibt aus praktischen Gründen vorläufig wohl besser aus dem Spiele.

Bühne und Wissenschaft müssen zusammenwirken, und Herrn Grafen von Hochberg ist für seine Idee und seine Absicht zu danken, dafs er einen Vorschlag zu solcher gemeinsamer Arbeit im nächsten Frühjahr dem deutschen Bühnentage machen will. Ich bin ermächtigt, Ihnen das mitzuteilen. Die Sache ist so gedacht, dafs eine Kommission aus praktischen und theoretischen Vertretern für das ober-, mittel- und niederdeutsche Sprachgebiet gebildet werde. Für Oberdeutschland wird Professor Seemüller in Innsbruck einzutreten die Güte haben, für Mitteldeutschland Herr Professor Vietor in Marburg, die Interessen Niederdeutschlands würde ich wahrnehmen.

Für so manchen gütigen Ratschlag in dieser Sache sind wir Herrn Professor Sievers zu Dank verpflichtet; er hat uns auch für fernerhin seine Hilfe versprochen.

Die Thesen sind absichtlich ganz allgemein gehalten, weil vorzeitige Beschlüsse von Einzelheiten unser gemeinsames Vorgehen mit den Bühnen schädigen könnten. Ich bitte Sie, nur zu meinen Sätzen, die Sie hoffentlich alle mit gutem Gewissen unterschreiben können, Ihre wertvolle Zustimmung zu geben.

Nach einer kurzen Diskussion, an der sich Vietor aus Marburg, Burdach aus Halle, Koch aus Breslau, Sievers aus

Leipzig, Evers aus Barmen, Zwierzina aus Graz und Friedländer aus Berlin beteiligten, wurden die Thesen mit einer von Burdach vorgeschlagenen leichten Änderung des Wortlautes an einer Stelle einstimmig angenommen.

Alsdann sprach Dr. John Meier, Privatdocent an der Universität Halle, der ausdrücklich nur den Titel seines Vortrags an dieser Stelle angeführt zu sehen wünscht, über: Volkslied und Kunstlied.[1])

Durch die sich anschliessende Debatte, an der sich Arnold Berger aus Berlin, Evers aus Barmen, Hauffen aus Prag, Burdach aus Halle, Friedländer aus Berlin und Schullerus aus Hermannstadt beteiligten, wurde eine Einigung nicht erreicht.

Zum Schlufs verteilte der zweite Vorsitzende Dr. Lyon unter die Anwesenden: das 10. Heft des XI. Bandes (Jahrgang 1897) der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für den deutschen Unterricht und im Auftrage des Studiendirektors Professor Dr. Goetze am Königl. Kadettencorps in Dresden den letzten Bogen (= § 311 über E. M. Arndt) des VI. Bandes der von diesem bearbeiteten 2. Auflage von Goedekes Grundrifs der deutschen Dichtung.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Vormittag ¼9 bis ¼12 Uhr.)

Vorsitzender: Dr. Lyon.

Der Vorsitzende verlas zuerst eine Antwort des Intendanten des Königl. Hoftheaters Herrn Georg von Hülsen in Wiesbaden, worin dieser der Sektion mitteilte, dafs er den von Professor Dr. Siebs aufgestellten Thesen durchaus sympathisch gegenüberstehe.

Hierauf folgten zunächst drei Vorträge ohne jede Diskussion. Zuerst sprach Dr. Wilhelm Streitberg, Professor an der Universität Freiburg in der Schweiz: Über das sogenannte *Opus imperfectum*.

Friedrich Kauffmann hat in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 24. Februar 1897 den Versuch gemacht, jene ältere Ansicht zu beweisen, wonach der fragmentarisch überlieferte Kommentar zum Matthäus-Evangelium, der unter dem Namen *„Opus imperfectum, quod Chrysostomi nomine circumfertur“*

---

1) Vollständig soll der Vortrag in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung abgedruckt werden.

bekannt ist, ein Denkmal gotischer Litteratur sein soll, und die Vermutung geäufsert, dafs die Schrift Wulfila selber zum Verfasser habe. Kauffmann ist von dieser Hypothese so fest überzeugt, dafs er mit ihr als mit einer erwiesenen Thatsache rechnet, vgl. ZZ. 30, 95.

Es läfst sich leicht erweisen, dafs diese Ansicht nicht in den thatsächlichen Verhältnissen begründet ist. Diejenigen Stellen, aus denen Kauffmann die gotische Nationalität des Verfassers folgert, beweisen im besten Falle nur, dafs er mit germanischen Sitten und Eigentümlichkeiten vertraut war. Jener Passus aber, der über den *gladius separationis* handelt und in dem Kauffmann einen Nachhall der Auswanderung der christlichen Goten über die Donau hat sehen wollen, kann nur durch ein völliges Mifsverständnis des Zusammenhangs eine solche Interpretation erfahren; er bezieht sich auf eine reinliche Scheidung der Geister, wodurch die Gläubigen vor der Gefahr bewahrt werden, von den Ideen der Häretiker (*infideles*) allmählich infiziert zu werden.

Auf der andern Seite läfst sich durch eine Fülle von Belegen nachweisen, dafs der Verfasser des Kommentars ganz und gar in den Anschauungen der antiken Kultur lebt und webt, sie immer und überall zur Voraussetzung hat. Ein germanischer, nicht völlig romanisierter Autor ist also ausgeschlossen.

Entscheidend gegen Kauffmann ist schliefslich auch die Zeit der Entstehung. Das Werk kann erst niedergeschrieben sein, als die Niederlage des Arrianismus endgültig entschieden, die orthodoxe Partei im unbestrittenen Besitze der Macht war. Diese Datierung geht nicht nur aus einzelnen Stellen hervor, die deutlich aussprechen, dafs der Verfasser etwa ein Menschenalter nach der Mitte des 4. Jahrhunderts gelebt haben mufs, sie wird auch mit Notwendigkeit von der ganzen Darstellung des Verfassers gefordert, die jenen scharfen Gegensatz zwischen dem vollendeten Siege der Orthodoxie und dem nahezu unabwendlichen Untergang des Arrianismus immer und immer wieder betont und beklagt. Eine solche Anschauung ist aber für die ersten Regierungsjahre Theodosius des Grofsen — den spätesten Termin, wenn Wulfila als Verfasser in Betracht kommen soll — geradezu unmöglich und erst um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts denkbar. Kauffmanns Hypothese schwebt also in jeder Beziehung in der Luft.[1])

An zweiter Stelle sprach Dr. Carl Kraus, Privatdocent an

---

1) Die eingehende Auseinandersetzung mit Kauffmann wird an anderer Stelle erfolgen.

der Universität Wien: Über die Sprache Heinrichs von Veldeke.[1])

Der Vortragende erinnert zunächst an das Lob, das Gottfried, Wolfram und viele andere neben und nach ihnen dem Dichter der Eneide spendeten, weist hin auf die weite Verbreitung, die das Gedicht, nach der Zahl der erhaltenen Handschriften zu schliefsen, in Deutschland gefunden haben mufs, hebt hervor, dafs thüringische Fürsten den Dichter zur Vollendung desselben anspornten, lauter Umstände, die bei den Vorzügen dieses Epos leicht begreiflich erschienen, wenn nicht ein Punkt bedenklich wäre: Veldeke ist zu Maestricht geboren: wie konnte eine Dichtung, die in diesem, dem Niederländischen so nahe verwandten Dialekt geschrieben war, auf deutschem Boden so nachhaltige Bewunderung hervorrufen, während die Heimat den Dichter, wie es scheint, vollkommen unbeachtet liefs? Hier liegt ein literarhistorisches oder ein sprachliches Problem vor. Der Vortragende skizziert nun kurz die verschiedenen Lösungsversuche, die von Lachmann bis auf Braune und Behaghel unternommen wurden, und erklärt, sich der von den beiden letzteren Gelehrten vertretenen Anschauung, der Dichter habe sein Epos ganz unbefangen in seiner heimischen Mundart geschrieben, nicht anschliefsen zu können, trotz des Scharfsinns und der Gründlichkeit, die die Genannten auf ihre Untersuchungen verwendet hätten. Der Vortragende hebt hervor, dafs daraus, dafs Veldeke fast keine specifisch hochdeutschen Reime gebrauche, wohl aber ziemlich viele maestrichtsche, noch nicht geschlossen werden dürfe, der Dichter habe auf hochdeutsche Mundarten keine Rücksicht genommen. Man müsse vielmehr untersuchen, ob die dialektischen Reime in der Eneide annähernd ebenso häufig vorkämen, wie in sprachlich verwandten Dichtungen. Erst wenn diese Untersuchungen ein günstiges Resultat ergäben, könne man dem Dichter die Rücksichtnahme auf das Hochdeutsche absprechen. Thatsächlich führt aber eine solche Vergleichung zu dem entgegengesetzten Ergebnis: Veldeke hat, das ist auf Schritt und Tritt zu beobachten, auf die hochdeutsche Sprache in sehr weitgehender Weise Bedacht genommen, nur selten allerdings in dem Sinne, dafs er ausschliefslich hochdeutsche Reime gebraucht, sondern meistens in negativer Weise, indem er von Bindungen, die in seiner Mundart vollkommen unanstöfsig gewesen wären, gar keinen oder auffallend seltenen Gebrauch macht, weil sie der Übertragung ins Hochdeutsche widerstrebt hätten. Dies

1) Die ausführliche Darlegung und Begründung wird anderwärts veröffentlicht.

wird an einzelnen Beispielen aus der Laut- und Formenlehre sowie aus dem Wortschatz gezeigt, nicht mit dem Anspruch, damit einen erschöpfenden Beweis zu erbringen, sondern in der Absicht, die angewendete Methode zu verdeutlichen.

Im Anschluſs daran entwickelt der Vortragende, daſs Veldeke mit seinem Princip keineswegs vereinzelt dastehe, daſs sich vielmehr bei andern mittelhochdeutschen Dichtern ganz ähnliche Beobachtungen machen lieſsen, sodaſs dieser Fall geeignet sei, uns von dem Wesen der mittelhochdeutschen Dichtersprache eine deutliche Vorstellung zu verschaffen. Mit einem Hinweis auf die Aufgaben, die der philologischen Forschung hier erwachsen, schlieſst der Vortragende seine Ausführungen.

An dritter Stelle sprach Dr. Konrad Zwierzina, Privatdocent an der Universität Graz: Über Reimwörterbücher zu den höfischen Epikern.

Die Klassiker unter den höfischen Epikern, Hartmann allen voran, arbeiten unausgesetzt an dem Ausbau ihrer Technik und trachten unablässig ihrem Ideal poetischer Diktion näher zu kommen. Es ist nun thatsächlich nicht unmöglich, die mittelhochdeutschen Epiker Schritt für Schritt in dem Formalen ihrer Technik, in ihrem Kampf gegen die starr gewordene Tradition, das niedrig Formelhafte und Vulgäre, das Veraltete, das Flickwort u. s. f. der älteren geistlichen und der Spielmannspoesie zu verfolgen und hier die Dichter viele Jahrhunderte nach ihrem Tode gleichsam bei der Arbeit zu belauschen. Die Möglichkeit bietet uns das Reimwörterbuch. Dieses muſs aber die Verse ganz ausgeschrieben enthalten, es muſs jeden einzelnen Vers vollständig samt dem zugehörigen Reimvers nach seinem Reimwort eingeordnet verzeichnen. Dann wird das Reimwörterbuch mehr als ein bloſser Behelf zur Untersuchung des Reimgebrauchs eines Dichters, sondern, da wir die Zettel später fortwährend umordnen und vom Reimwort gleichsam nach rückwärts hinankriechen können, ein Behelf, das Verhältnis des syntaktischen und lexikalischen Materials zur Metrik und Technik des Verses festzustellen. Das Reimwort ist bei dieser Untersuchung dann nur mehr der Ausgangspunkt, oder besser der fixe Drehpunkt, den uns die Technik des höfischen Epos so bequem an die Hand giebt. Wenn wir, wie es immer Gepflogenheit ist, bloſs die nackten Reimwörter registrieren, entgehen uns alle feineren Beobachtungen. Einer, der nur die Reime von *hërre* auf *vërre wërre* u. s. f. bei Hartmann zählt, wird im Iwein ihrer fast so viele finden wie im Erec, er wird nicht bemerken, daſs dieses *herre* im Erec meist Apposition ist (*Dô sprach Erec, der herre*), während Hartmann im

Iwein diese Appositionsstellung, die in der Umgangssprache der Gesellschaft, welcher der Dichter seine modernen Stoffe zu erzählen wünschte, unerhört und im Erec bloſse Flickreimerei war, durchaus meidet und das Wort nur mehr als Anrede *(Er sprach: lieber herre)*, ferner in der prägnanten Bedeutung des Herrn über Knechte u. ä. m. gebraucht. Bei einem Dichter, der, wie Hartmann, mehrere Werke hinterlassen und in seinen Werken seinen Gebrauch mehrfach geändert hat, wird schon das eine Reimwörterbuch, wenn es nur die Zeilen ausschreibt, eine vernehmliche Sprache sprechen und die interessantesten Thatsachen zu Tage fördern, die uns dann auch umgekehrt oft überraschende Belehrung bringen können, was schon damals nicht nur an Wortmaterial, sondern auch an syntaktischen Fügungen und an Wortformen wenigstens in der Gegend und der Gesellschaft des Dichters veraltet war, während es die gröbere Poesie bis dahin mit fortgeschleppt hatte und es nach dem Verfall der feineren Kunst abermals an die Oberfläche treten sollte. Aber auch hier wird unser Auge erst geschärft werden, wenn wir neben das Reimwörterbuch zu dem einen Dichter das zum andern legen und nun Typus für Typus, Reimwort für Reimwort vergleichen. Hier sind die Bedingungen für die Diktion für alle Dichter die gleichen, denn das gleiche Wort erscheint mit den gleichen Bindungsmöglichkeiten in der gleichen Stellung, d. h. im Reim, und so müssen notwendig alle Verschiedenheiten der Diktion sofort in die Augen fallen und besonders ein Plus oder Minus in der Verwendung des Wortes und seiner Bindungen sich deutlich erkennen lassen. Diese Vergleichung verschiedener Reimwörterbücher ist nun aber für unsern Zweck durchaus erforderlich bei Dichtern, wie Gotfried etwa, von denen wir nur ein einziges Werk erhalten haben, innerhalb dessen keine besondere Stilentwicklung wahrnehmbar ist. Die wichtigsten Schlüsse für Untersuchungen, wie diese, die den Takt, den Geschmack, die von den Dichtern vorgenommene Auswahl aus dem überkommenen Sprachmaterial und die Verwendung desselben für Vers und Reim zum Gegenstand haben, sind ja doch die Schlüsse ex absentia; und nur aus dem, was sich Wolfram etwa oder Gotfried oder gar die oft sehr schwerhörigen Nachahmer gestatten und wie oft sie es sich gestatten, werden wir darauf aufmerksam, was, sagen wir bei Hartmann, fehlt, und können uns alsbald die Frage nach dem Grund dieses Fehlens stellen: waren für Hartmann, wie für Wolfram und Gotfried, dieselben Möglichkeiten gegeben, daſs wir bei ihm die gleiche Wendung finden, muſste sich etwa gar diese Wendung dem Unbefangenen wie von selbst ergeben, so dürfen wir wohl mit

aller Wahrscheinlichkeit auf ein absichtliches Meiden schliefsen. So wird bei einer derartigen Vergleichung verschiedener Reimwörterbücher der gröbste wie der feinste Unterschied in Stil und Technik der einzelnen Dichter klar zu Tage treten und z. B. der so stark fühlbare Abstand zwischen den drei bedeutendsten mittelhochdeutschen Epikern Vers für Vers klar zu präcisieren, gleichsam mit Händen zu greifen sein, es möglich werden, den Vers jedes einzelnen genau zu beschreiben, seine Eigenart abzugrenzen, wobei die Vorteile für die Textkritik, für Erkennung des Sprachgebrauchs, für Nachweisung des Neuen und des Entlehnten und Überkommenen noch hinzutreten.

Zuletzt behandelte Dr. Otto Bremer, Privatdocent an der Universität Halle, das Thema: Über die Aufgaben der deutschen Mundartenforschung.

Der Vortragende sprach

A. über diejenigen Aufgaben der deutschen Mundartenforschung, welche besonders dringlich sind:

1) qualitative und besonders quantitative Vermehrung des mundartlichen Materials. Qualitativ, insofern die Mehrzahl der neueren Darstellungen nur die Lautlehre behandelt. Quantitativ, insofern wir zwar über einige Mundartengebiete, wie die Schweiz, Elsafs, Schwaben, verhältnismäfsig gut, über andere aber nur äufserst mangelhaft, zum Teil gar nicht unterrichtet sind, so über Altbayern und die Gebiete östlich der Elbe. Die Lücken auszufüllen ist eine dringende Aufgabe, weil die echte Mundart im Rückgange begriffen ist.

2) Verarbeitung des bereits vorliegenden mundartlichen Materials. Auch dies müsste sehr bald geschehen, weil bei schärferem Zusehen in einzelnen Fragen sich ein Nachfragen bei den Verfassern der Einzelarbeiten als notwendig erweist, was nur bei deren Lebzeiten noch möglich ist. In zweiter Linie auch deshalb, weil der Wunsch berechtigt erscheint, endlich auch einmal greifbare Resultate der deutschen Mundartenforschung zu sehen.

3) Bearbeitung der Karten von Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs. Es herrscht keine Meinungsverschiedenheit darüber, dafs die vorliegenden Karten nur eine Registrierung der eingelaufenen Beantwortungen der Fragebogen bringen und einer kritischen Bearbeitung zur Herstellung wirklicher Sprachkarten bedürfen. Bei jeder Linie ist es an sich möglich, dafs sich der Sprachatlas in Wirklichkeit der Einzeichnung entsprechend verhält; es kann aber auch sein, dafs die definitive Linie ganz anders gezogen werden mufs, vgl. z. B. die *dot/tot*-Linie und die *water/wåter*-Linie.

Es ist ausgeschlossen, dafs Dr. Wenker mit seinen Mitarbeitern allein imstande sein würde, einen wirklichen Sprachatlas herzustellen. Dazu bedarf es einer Zusammenarbeit möglichst vieler Forscher, unter Ausnutzung der grammatischen Dialektlitteratur. Die Bearbeitung ist deshalb eilig, weil es später nicht mehr möglich sein wird, die Linien durch Nachfragen nachzuprüfen.

Eine Veröffentlichung der vorliegenden Karten ist wegen der Kosten ausgeschlossen. Wohl aber liefsen sich einstweilen kleinere provisorische Karten herstellen, welche sich auf die Wiedergabe der Hauptlinien beschränken, etwa entsprechend Wredes Berichten. Solche Karten könnten mit verhältnismäfsig geringen Mitteln hergestellt und durch den Buchhandel vertrieben werden.

B. Man darf sich nicht damit begnügen abzuwarten, bis sich hier und da freiwillig jemand findet, der einen Teil einer der drei gekennzeichneten Aufgaben zu lösen versucht. Es empfiehlt sich auch nicht eine getrennte Behandlung dieser drei Aufgaben. Vielmehr thut es not, an eine systematische Erforschung der deutschen Mundarten zu gehen, und eine solche liefse sich nur verwirklichen durch eine Organisation sämtlicher deutscher Sprachforscher. Aufgabe eines solchen Verbandes würde in erster Reihe eine grammatische und lexikalische Bearbeitung der Mundarten sein. Von den übrigen Aufgaben hebt der Vortragende noch zwei besonders wichtige hervor:

1. Die Beleuchtung der Mundarten in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache. Der Vortragende betont besonders die Beziehungen zum Werdegange der deutschen Nation. Die mundartlichen Unterschiede werden um so gröfser, je tiefer wir sie in das Mittelalter zurückverfolgen (vgl. Kretschmer, Einl. in die Gesch. der griech. Sprache), und diese Thatsache führt

2. auf die Bedeutung der Mundarten für die deutsche, richtiger germanische Stammesgeschichte. Die heutige Mundartengrenze ist oft die alte Stammesgrenze, sodafs die moderne Sprachwissenschaft imstande ist, der Geschichtsforschung zu Hülfe zu kommen, so z. B. für die Entscheidung der Frage, ob die Neckarlandschaft bei Heilbronn rheinfränkisch oder ostfränkisch gewesen ist. Scharf ausgeprägte Mundartengrenzen giebt es aller Theorie zum Trotz thatsächlich genugsam bis auf den heutigen Tag; dafür haben wir unantastbare Belege. Vortragender giebt einen solchen Beleg für die ostfränkisch/schwäbische Sprach- und Stammesgrenze. Zur Eruierung solcher Grenzen reicht vielfach das Material weder von Wenkers noch von Fischers Sprachatlas aus. Die wichtigsten Charakteristika lassen sich am schwersten fassbar darstellen, besonders Accent, Gesamtaussprache, Tempo u. dgl. Mit den Sprach-

unterschieden stehen die der Sitte, der Lebensart, des Volkscharakters u. s. w. in Zusammenhang. Die deutschen Stämme waren ursprünglich selbständige germanische Völker. Es hat lange Zeit gebraucht, ehe sie sich als eine deutsche Nation fühlten. Zur Aufhellung dieses politischen Prozesses vermag auch die Mundartenforschung etwas beizutragen, die also auch in dieser Hinsicht eine nationale Aufgabe zu erfüllen hat.

Der Vortragende legt die beiden ersten Hefte von Nagls Zeitschrift „Deutsche Mundarten" vor.

An den Bremerschen Vortrag schloſs sich eine rege Diskussion an unter der Beteiligung von Hauffen aus Prag, Sievers aus Leipzig, Siebs aus Greifswald, Murkow aus Wien, Uhl aus Königsberg i. Pr. und Lambel aus Prag.

Endlich berichtete im Anschluſs an den Vortrag Bremers Dr. Adolf Schullerus, Professor am Landesseminar in Hermannstadt, kurz über den Stand der Vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch. Das Wörterbuch, von Leibnitz angeregt, von J. K. Schuller, Jos. Haltrich, J. Wolff als Lebensaufgabe betrachtet und gefördert, ist nun aufs neue in Angriff genommen worden. Zu dem in Wolffs Nachlaſs vorfindlichen Grundstock sind in den letzten zwei Jahren etwa 40000 Beiträge aus der lebenden Mundart gesammelt worden, sodaſs im kommenden Winter mit der Ausarbeitung begonnen werden kann. Indem Redner den ersten gedruckten Bericht über den Fortschritt der Vorarbeiten verteilte,[1]) bat er um wohlwollende Teilnahme der germanistischen Sektion an diesem wissenschaftlichen und nationalen Unternehmen der Deutschen in Siebenbürgen.

Verteilt wurde im Namen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins: ein Aufruf zum Beitritt und das 10. der Wissenschaftlichen Beihefte zu der von ihm herausgegebenen Zeitschrift.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Vormittag ¼9 Uhr bis 10 Uhr 35 Min.)
Vorsitzender: Professor Dr. Sievers.

Auf eine vom Geh. Regierungsrat Dr. Wilmanns, Professor an der Universität Bonn, ausgegangene Anregung hin wurde beschlossen, die Akten der germanistischen Sektion der Leipziger

1) = Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 20, Nr. 9.

Universitätsbibliothek zur Aufbewahrung anzubieten. Einstweilen soll sie das germanistische Seminar zu Leipzig unter Aufsicht des Professors Dr. Sievers übernehmen.

Es folgten vier Vorträge. Den Anfang machte Dr. Karl Reuschel, Realgymnasiallehrer an der Dreikönigschule in Dresden-N., mit seinem Vortrage: Über die ältesten Lutherspiele.

Nach einer kurzen Erörterung über die Begriffe „Lutherspiel" und „Lutherfestspiel" wurden die ersten Dramen besprochen, die Luthers Leben und Wirken zum Gegenstande haben.

Das '*Curriculum vitae Lutheri*' des Andreas Hartmann, 1599 vollendet und 1600 zu Magdeburg im Druck erschienen, zeichnet sich vor der früheren „Comoedia vom Zustande im Himmel vnnd in der Hellen" des gleichen Verfassers dadurch aus, dafs der Dichter selbständig gearbeitet hat. Anerkennung verdient die aufserordentlich gewissenhafte und geschickte Benutzung der Quellen; ja sogar zu einer Quellenkritik finden sich Ansätze. In der Hauptsache stützte sich Hartmann auf die drei ersten Predigten des Mathesius über Luther, Schriften des Reformators und die Tischreden. Für einige Stellen war die *Historica narratio et oratio* des Selneccer die Vorlage. In den beiden ersten Akten schlofs sich der Verfasser enger an Mathesius an als später. Für die wichtigsten Scenen, die Unterredung mit Cajetan und den Wormser Reichstag, folgte er mehreren Berichten und kollationierte sie sorgfältig. Die Gestalt des Herrn Omnes, das gemeine Volk vertretend, wurde Luthers Schrift „Wider die himlischen Propheten" entnommen. Hinsichtlich des Aufbaues leidet das Stück an erheblichen Mängeln. Die poetische Form wird viel unvollkommener gehandhabt als in dem erwähnten früheren Drama. Leider bringt das Curriculum die Geschichte Luthers nur bis zur Entführung auf die Wartburg.

Viel leidenschaftlicher greift der „Eifslebische Christliche Ritter" von Martin Rinkart in den Konfessionsstreit ein. Das Spiel kleidet sich in ein allegorisches Gewand und steht damit abseits von der Masse der Lutherdramen. Die zu Grunde liegende Erzählung von drei Königssöhnen, die nach der Leiche ihres Vaters schiefsen, um einen Erbschaftsstreit zu schlichten, hat schon hundert Jahre vorher eine dramatische Bearbeitung in einem Sterzinger Spiele erfahren. Auch die bildende Kunst bemächtigte sich des Gegenstandes (Francesco Ubertini, Nr. 80 der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden). Als Vorwurf benutzte Rinkart die Fassung der Sage, die sich im *Promptuarium exemplorum* A. Hondorffs findet. Das *Theatrum vitae humanae* des Theodor Zwingger, aus

dem Hondorff die Erzählung schöpfte, lag dem Verfasser des „Eislebischen Christlichen Ritters" sicher nicht vor. In der Einleitung ist er in wesentlichen Punkten durch Cyriacus Spangenbergs Predigt von der geistlichen Ritterschaft beeinflufst. Für den geschichtlichen Inhalt dienten Mathesius und Luthers Tischreden als Quellen. Die Verkörperung des Schwindelgeistes, Phrenophila, ist vielleicht durch Fraw Hulde angeregt, die in der Schrift „Wider die himlischen Propheten II" auftritt.

Die hundertjährige Gedenkfeier des Thesenanschlags wurde durch drei Schauspiele verherrlicht. Wohl das erste ist der in lateinischen Versen abgefafste Lutherus des Heinrich Hirtzwig. Eine bisher nicht gekannte Aufführung dieses Stückes in Wittenberg verbürgt der dem Exemplar der kgl. Bibliothek zu Dresden vorgesetzte Bericht eines gewissen Joachim Flimingus. Hirtzwig wollte den ganzen Lebenslauf Luthers vom ersten öffentlichen Auftreten an darstellen und hat so, da er nicht über dem Stoffe steht, ein dramatisches Ungeheuer zu Wege gebracht. Im allgemeinen ist er geschichtlich treu. Minderwertig sind die komischen Scenen.

Heinrich Kielmann liefs 1617 seine „Tetzelocramia, dafs ist eine lustige Comoedie von Johan Tetzels Ablafskram" in Stettin aufführen. Aufser durch die Dramatiker Naogeorg, Chryseus und Hildesheim ist er durch Hartmanns Curriculum beeinflufst. In den selbständigen Teilen benutzt er gern die Tischreden. Glücklich weifs er Ernstes und Heiteres, Gelehrtes und Volkstümliches zu verknüpfen.

Martin Rinkart in seinem '*Indulgentiarius confusus*', den der Torgauer Superintendent August Trümpelmann 1890 für die Gegenwart bearbeitet hat, schöpft aus Hartmann und Kielmann, verfährt aber bei den Entlehnungen keineswegs ohne Wahl. Ein paar Stellen werden aus den beiden Dramen geschickt zusammengearbeitet. Oft verwendet er sein früheres Lutherspiel. Wo er selbst gestaltet, dienen ihm meist Mathesius und die Tischreden zur Grundlage. Die Lutherworte sucht er möglichst genau wiederzugeben. Zum fünften Akte regte ihn besonders der vielfach Hutten zugeschriebene *Libellus de obitu Julii Pontificis Maximi* an, aufserdem Hartmanns Drama von Himmel und Hölle und Huttens '*Inspicientes*'.

Das dritte Lutherstück Rinkarts, der '*Monetarius Seditiosus*', 1625 erschienen, ist eine nach guten Quellen zusammengestellte Chronik über die Ereignisse im Bauernkriege, der nur ganz äufserlich dramatische Form gegeben wurde. Nach der Ansicht des

Verfassers selbst sollte das Spiel in zwei Tagewerken aufgeführt werden.

Die Verwendung der Sprachmittel bei Rinkart zeigt an vielen Stellen den geübten Kanzelredner. Auffällig ist die starke Benutzung des deutschen Sprichwörterschatzes.

An der Diskussion über den Reuschelschen Vortrag beteiligten sich Bolte aus Berlin und Uhl aus Königsberg.

Der zweite Vortrag war von Dr. Adolf Hauffen, Professor an der Universität Prag, und handelte über Johann Fischarts Bibliothek.

Der Vortragende macht vorläufige kurze Mitteilungen über neue Fischartfunde, die dem Hofbibliothekar Dr. Adolf Schmidt in Darmstadt geglückt sind. Die Funde bestehen aus einer handschriftlichen Sammlung von Abschriften lothringischer Verordnungen, die sich Fischart für seine Berufsgeschäfte als Amtmann zu Forbach (circa 1584—1590) angelegt hat, die aber leider keinen näheren Aufschluſs über Fischarts Amtswirksamkeit gewähren, und ferner aus sechs Büchern, die mit zahlreichen Namenseintragungen, vielen (bisher noch unbekannten) lateinischen und deutschen Anagrammen und umfänglichen Randbemerkungen von Fischarts Hand versehen sind. Der Vortragende führt die wichtigsten Ergebnisse aus seinem Studium dieser handschriftlichen Eintragungen und die interessantesten Beispiele vor: Randbemerkungen über Fischarts Mutter, über seinen Namen und seinen Geburtsort Straſsburg, über seine Werke, seine wissenschaftlichen Arbeiten und Pläne. Die Mehrzahl der Randbemerkungen besteht aus Etymologien. Eine bestimmt hervortretende Tendenz zeigen sie namentlich in den Opera des Goropius Becanus. Dieser holländische Gelehrte sucht in seinen Werken die Behauptung zu erweisen, daſs das Germanische und zwar in der niederländischen Form die Ursprache der Menschheit gewesen sei. Fischart, im allgemeinen auf seiner Seite stehend, sucht jedoch in seinen Randbemerkungen zu zeigen, daſs die alemannische Form (also seine eigene Mundart) den unbedingten Vorzug vor der niederländischen verdiene, Ausführungen, die bemerkenswerte Beiträge zum scharfen Stammesgegensatze zwischen Hoch- und Niederdeutschen darbieten.

Der Vortragende weist ferner auf die Randbemerkungen zu den Hieroglyphica des Pierius Valerianus sowie auf weitere Bücher hin, die sich nachweislich in Fischarts Besitz befunden haben, und erwähnt zum Schluſs Fischarts schönes Gedicht an die Bibliothek der Abtei zu Theleme (Geschichtklitterung, 2. Auf-

lage, bei Alsleben S. 441—446), das zweifellos ganz persönlich empfunden und auf Fischarts eigenen Bücherbesitz gemünzt ist[1]).

Der dritte Vortrag war von Dr. Karl Drescher, Privatdocenten an der Universität Bonn, und hatte zum Thema: Der Verfasser der pseudo-Stainhöwel'schen Decameroneübersetzung.

Dafs der Arigo des Decamerone nicht, wie Jakob Grimm gemeint hatte, Heinrich Stainhöwel sein könne, hat Wunderlich in eingehender syntaktischer Untersuchung gezeigt. Die negative Seite der Frage nach Arigos Persönlichkeit ist hiermit entschieden, im folgenden soll die positive untersucht werden. [Ich sehe dabei ab von der Dissertation Hans Möllers (Leipzig 1895), der in der Sprache Arigos richtig oberpfälzische Kriterien erkennt, aber haltlos Arigo mit dem Ariginus auf der Plassenburg identifiziert.][2])

Aufser der Decameroneübersetzung geht unter dem Namen eines Arigo noch eine hs. Übersetzung der „Fiori di virtu". Dafs sie beide von dem nämlichen Verfasser herrühren, hat Friedr. Vogt gezeigt. Die Handschrift ist aber zugleich Originalmanuskript Arigos, und durch diese Thatsache wird eine weit sicherere Beurteilung des Sprachstandes auch des gedruckten Decamerone ermöglicht. Im allgemeinen ist der Druck konservativ, die hauptsächlichste Änderung ist die Wiedergabe der handschriftlichen ch (für k) durch k. In fremden Wörtern oder Eigennamen ist aber das ch noch häufig erhalten (Marcho, Toschana etc.); hieraus lassen sich bei dem Worte kad = Gefäfs (geschrieben chad) Schlüsse ziehen.

Das Decamerone ist nun kein schwäbisches Denkmal. Kein irgendwie schwäbisches Charakteristikum ist vorhanden, dagegen sind wesentliche Übereinstimmungen mit der Sprache der Kanzlei Kaiser Friedrichs III. zu konstatieren (Wiedergabe des an- und inlautenden k durch ch; bayr.-öst. Vertretung des b durch p im Anlaut; Durchführung der Diphthongierung î> ei, û> au, iu> eu; Monophthongierung uo> û, der Stand des ie> î bei Arigo geht dagegen noch über den Stand der Kanzleisprache hinaus; Umlaut von ă erscheint wie in jener als ĕ etc.). Weiter zeigt Arigos Sprache auch noch speciell bayrischen Einschlag. So î> ei in Endsilben wie guldein; Kürzung nebentoniger Silben: arbet, krankhet, röslet, ertrich; Ersetzung von â durch ô: nōmen (nahmen), abelōn; der ganz geschlossene Umlaut von a erscheint als i: wirmen (wärmen);

1) Der Vortrag, der mit mehreren photographischen Nachbildungen der genannten Eintragungen illustriert wurde, wird in erweiterter Form in der Zeitschrift für Bücherfreunde erscheinen.

2) Für das Referat hinzugefügt.

Wechsel von b und w: offenwar, pösbicht, erberben; ja auch die für die Oberpfalz charakteristische Ersetzung von j durch g vor hellen und dunklen Vokalen: gegeyde, gener, goch.

Was den Wortschatz anbetrifft, so widerlegt sich durch seine Betrachtung zunächst die von Wunderlich erneut vorgebrachte Ansicht einer lateinischen Zwischenbearbeitung; denn, abgesehen von der unveränderten Wiedergabe lateinischer Worte in der deutschen Übersetzung — die sich ja in lateinischer Vorlage nicht herausgehoben hätten —, gehen durch das ganze Werk zahlreiche Übersetzungen, die sich nur bei Annahme italienischer Vorlage erklären. Unverändert erscheinen die Ausdrücke corsale (Korsar), magiolita (Majolika), porro (Lauch); ragazetto (kleiner Knabe) ist rägäcz, laccio (Schlinge) wird läcz, salmaria wird salmarey statt Gepäck, la poppa wird poppen statt Hinterteil, merenda = merend statt Frühstück, minestra = menester statt Suppe etc.

Im übrigen weist der Wortschatz seinem Charakter nach wiederum nach Bayern (harm für Harn, hafen für Topf, kofel für Berg, auch speibe für speie, schrirn für schrieen setze ich hierher). Einzelne Worte aber ermöglichen engere Umgrenzung. Für diechter (nepos, Kindeskind) ergiebt sich ein ziemlich abgegrenzter von Ost nach Westen verlaufender Streifen (Belege aus Bamberg, Würzburg, Rotenburg a/T., Frankfurt a/M., fränkisch-hennebergsche Mundart). Auf den östlichen Teil der nämlichen Gegend weist das sonst seltene, von Arigo oft gebrauchte nudalest; ebenso der dasig. Das Wort altreusz ist besonders für Nürnberg belegt. Ausschliefslich auf Nürnberg weist dinglach = Weifszeug, auch Gewand.

Dafs es in der That eine Stadt war, in der Arigo schrieb, war von vornherein zu vermuten; auf zwei Stellen kann man noch besonders hinweisen. Er übersetzt „che fanno i gran bevitori il vino" mit „als die grofsen saufer auf den dörfern thun", läfst also den bekannten Gegensatz zwischen Stadt und Land durchschimmern, und giebt in einer Novelle, die in einem Landwirtshaus spielt, den bildlichen Ausdruck für coire, excedere „e dicoti che io sono andato da sei volte in su in villa" umgekehrt wieder mit „mer sag ich dir, dafs ich wol zu sechs malen über felt geriten pin".

Und wieder auf Nürnberg weisen zwei andere Stellen. Arigo übersetzt etwa sechs Mal in auffallender Weise ital. spesa mit „Speise", z. B. ich will die Hochzeit richten „auf meines mannes Lionello speise". Dieser damals ganz veraltete Gebrauch findet sich nur in einem Voc. veneto-tedesco von 1424 (hs. in München). Dies Voc. ist zum praktischen Gebrauch für in Italien reisende Kaufleute geschrieben, es entstand in Venedig. Am Schlufs steht italienisch und deutsch:

Wo stet dein maister? Auff sand bartholmes placz.
Wo leit sant bartholmes placz? Nahent bei dem deuczen hausz.
Wie haist dein maister? Er haist maister jorg.
Von wann ist er ....? Er ist von Nürmberck.

Eine direkte Benutzung des Voc. durch Arigo läfst sich nirgends nachweisen, ich spreche daher jenen Brauch als nürnbergisch an. Und ebenso lag es einem mit Nürnberger Verhältnissen Vertrauten am nächsten, bei Nennung einer auswärtigen Stadt mit regem Tuchhandel an Venedig zu denken, und so macht Arigo aus dem italienischen „tuchverkäufer zu Paris" einen „tuchverkäufer zu Venedig und Paris" (Nov. I, 2; Keller S. 31, 30).

Nach allem nehme ich als sicher an, die Decameronenübersetzung ist von Arigo in Nürnberg geschrieben. Es ist aber noch darauf hinzuweisen, dafs der Wortschatz auch einiges enthält, das uns nach dem nördlichen Mitteldeutschland weist. Ein öfters vorkommendes eytellēre ist nur bei Luther belegt, dunkelgut (ipocrisia) nur bei Luther und Ringwald, flack = müde stammt aus sächsischer Gegend, für schilge = Schilling haben wir nur einen schlesischen Beleg. Das Wort kad = Gefäfs (Arigo: chad) kommt mehrfach in Luthers Bibelübersetzung vor, der Ulmer Drucker des Decamerone behält das ch bei, es ist ihm also ein fremdes Wort. Die Novelle, in der es erscheint, steht bei Montanus im zweiten Teil der Gartengesellschaft, der Ausdruck ist aber hier — entweder von Montanus oder von Cammerlander, dessen Decameroneausgabe Montanus benutzte (nach freundlicher Mitteilung von Joh. Bolte) — ganz gestrichen. Er war also an zwei wichtigen Stellen des schwäb.-alem. Sprachgebietes nicht bekannt. Im übrigen sind die md. Elemente des Wortschatzes nicht zahlreich, sie können aber je nach der Persönlichkeit des Übersetzers selbständige Bedeutung gewinnen.

Weitere Untersuchung ergiebt nun, dafs Arigo ein Geistlicher gewesen sein mufs (worüber im einzelnen Beispiele beigebracht wurden), auch zeigt sich deutlich die rhetorische Manier des Kanzelredners. Arigo denkt sich sein Publikum nicht als lesendes, sondern als hörendes (was im einzelnen näher ausgeführt ward). Arigo hat aber auch entschieden Interesse für die deutsche Dichtung. Ein einfaches giardino giebt er mit „ein schöner rosengarten", Verona stets mit Pern wieder; zwei Schwestern, von denen die eine „ha nome Ginevra la bella e l'altra Isotta la bionda", heifsen bei ihm „Ginevra die schöne" und „Isota die weis"; ein „cantatore e sonatore" wird „der best geiger und meistergesang zesingen". Hierzu kommt noch entschiedene Vorliebe für deutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Unter anderem scheint mir dies be-

sonders dafür zu sprechen, dafs Arigo kein Italiener, wie Vogt will, sondern Deutscher war.

Im Gebrauch einzelner Worte, in bestimmten Redewendungen und synonymen Bildungen zeigt sich Zusammenhang mit dem Kanzleistil, was anderweitig näher darzulegen ist.

Suchen wir nun in Nürnberg nach unserm Arigo, so finden wir um 1450/60 dort in der That einen humanistischen Kreis, dem — früher — kurze Zeit Niclas von Wyle, dann Gregor Heimburg, Martin Mayr, Peter Eschenloer und Heinrich Leubing, der Pfarrer von St. Sebald, angehören. Und sehen wir, durch den Vornamen aufmerksam gemacht, bei Leubing zu, so ergiebt sich, dafs jede Linie seines Lebens auf obige Feststellungen pafst. Leubing stammte aus Nordhausen (vgl. oben die aus dem Norden von Md. stammenden Wörter), studierte in Leipzig, auch in Bologna, war mehrfach in Italien, u. a. auch im Gefolge des Kaisers. Aus dem Dienst des Erzbischofs von Mainz (vgl. oben den „Meistergesang") kam er 1444 nach Nürnberg als Rechtskonsulent und Pfarrer von St. Sebald und blieb in dieser Stellung 20 Jahre. Er trat schliefslich in den Dienst der sächsischen Herzöge und starb 1472 als Domherr von Meifsen. Gegen Ende seines Lebens kam er vorübergehend wegen Pfründenstreitigkeiten in den Bann; die Münchener Bibliothek bewahrt einen Brief, in dem Leubing als feuriges Gespenst erscheint und von seinen Sünden und Strafen berichtet. Dafs Leubing humanistische Neigungen hatte, bezeugt ein Brief des Aeneas Sylvius an Heimburg (1449 oder 1450). Entscheidend aber für Leubing erscheint mir die Behandlung der ersten Novelle des ersten Tages. Es handelt sich um die Abnahme einer Beichte. Bei Boccaccio ist der Beichtvater ein Ordensbruder. Der Übersetzer aber wendet während der ganzen Beichte nicht ein einziges Mal die Bezeichnung „münch" oder „pruder" an, wie das Original sie braucht, er ersetzt „frater" durchweg (und zwar in 25 Fällen!) durch Wendungen wie „der gute mann", „der heilige mann", „der gute herre" u. s. w. Nur an einer nebensächlichen, späteren Stelle entschlüpft ihm die Bezeichnung „münch", sonst könnte man aus der Übersetzung überhaupt nicht entnehmen, dafs der Beichtvater zu den Mönchen gehört. Charakteristisch ist auch die Einführung des Geistlichen in die Erzählung. Die Freunde des Sterbenden gehen „ad una religione di frati .. e domandaro alcuno santo e savio uomo, che udisse la confessione", sie bitten also direkt um einen Beichtvater, bei Arigo gehen sie zu einem „münche, fragten, wo sie gehaben möchten einen heyligen guten mann ..". Es ist klar, Arigo wollte die Beichte nicht in den

Händen des Ordensgeistlichen lassen. Und 1451 entstand zwischen Leubing und der Geistlichkeit der vier Nürnberger Orden ein heftiger Zwist, und zwar eben darüber, wovon unsere Novelle handelt, über das Beichthören, das Leubing nicht in den Händen der Orden lassen wollte. Der päpstliche Legat Nicolaus von Cusa schlichtete den Streit wesentlich zu Gunsten Leubings. Ist in der Wiedergabe der Novelle I, 1 nun ein Reflex jenes Streites zu sehen, dann ist der Beginn der Übersetzung nicht zu lange nach 1451 anzusetzen. Ist überhaupt Feindschaft gegen die Ordensgeistlichkeit mit ein Beweggrund zur Übersetzung gewesen?

Die vorgeführten Punkte, die in diesem Referat nur skizziert werden konnten, werden an anderer Stelle näher dargelegt. Ist die geäufserte Ansicht richtig, dann haben wir in Arigos Schreibweise zugleich ein schönes Beispiel für gemeinsprachliche Entwickelung und Einwirkung um 1460. —

Zu dem Drescherschen Vortrage fügten Bolte aus Berlin, Vogt aus Breslau und Sievers aus Leipzig Bemerkungen.

Den Schlufs machte Dr. Wilhelm Uhl, Privatdocent an der Universität Königsberg, mit seinem Vortrage über: Benennung und Wesen der deutschen Priamel.

Am 10. Januar 1779 schrieb Lessing aus Wolfenbüttel an Herder nach Weimar: „In dem Fache, welches aus jenen beyden [dem erzählenden und dem dogmatischen Fache] zusammengesetzt ist, getraute ich mir z. E. eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie sie kein Volk aus so frühen Zeiten in Europa besser haben müszte. Und gleichwohl waren es weder Erzählungen noch Fabeln, was ich unter dem Namen deutscher Volksgedichte bekannt machen wollte. Sondern es waren Theils Priameln, Theils Bilderreime. — Priameln, wovon itzt noch kaum der Name mehr bekannt ist, waren im 13. und 14. Jahrhunderte eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das ursprünglich deutsche Epigramm nennen möchte; alle moralischen Inhalts, obgleich nicht alle von dem züchtigsten Ausdrucke. Die Bibliothek besitzt davon ansehnliche Sammlungen, von mehr als einer Hand geschrieben. Damit Sie sich einen Begriff davon machen können, will ich einige von denen, die ich abgeschrieben habe, beylegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, ob mich das Alterthum nicht verleitet, mehr daraus zu machen, als sie verdienen."

Seit dieser Anregung blieb die Priamelforschung im Flusse, obwohl der Entdecker der Gattung bald darüber hinwegstarb. Noch im Todesjahre Lessings spann Eschenburg den Faden

weiter, im 5. Beitrage des Sammelwerkes: „Zur Geschichte und Litteratur", Braunschweig 1781, S. 183—222: XXV. „Altdeutscher Witz und Verstand." Hier wird zum erstenmal die Frage nach der Etymologie des Wortes aufgeworfen (S. 188, Anm. 1): „Diesz Wort [Priamel] finde ich in den Ueberschriften alter poetischer und musikalischer Stücke sehr oft, nirgends aber eine Erklärung seiner eigentlichen Bedeutung und Herleitung. Ist es vielleicht aus dem lateinischen Worte *praeambulum* entstanden?"

Der Erste, der diese Frage direkt zu beantworten versuchte, war Herder. Er sagt im „Litterarischen Briefwechsel" des „Teutschen Merkur vom Jahr 1782", Drittes Vierteljahr, Weimar, 173 f.: „Ohn allen Zweifel, und die Form der Priamel giebts deutlich. Es wird nämlich (damit ich mich des altteutschen Volksausdrucks bediene) erst lange präambulirt, und denn folgt der kurze Schlusz oder Aufschlusz. ..... Priamel ist also ein kurzes Gedicht mit Erwartung und Aufschlusz; gerade die wesentlichen Stücke, in die Leszing das Sinngedicht setzet."

Später bestätigte dann Eschenburg diese Auffassung Herders (Bragur II, Leipzig 1792, 333 f.; Denkmäler altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, 390).

Als den Urheber der heute noch landesüblichen Erklärung der Priamel haben wir somit Herder anzusehen. Seine Ansicht brach sich jedoch nur langsam ihre Bahn und ist eigentlich noch bis heute keineswegs zu einer unbestrittenen Geltung gelangt. Wohl mancher hat sich beim Anhören dieser Definition aus unbewuſsten Gründen eines unbehaglichen Gefühles nicht erwehren können. Ettmüller, Gervinus und Scherer haben sich gehütet, diese Erklärung nachzusprechen; sie gelangte erst zu allgemeinerer Verbreitung durch Wackernagel, Vilmar und Bartsch, sowie endlich durch das Eintreten des Deutschen Wörterbuches 7, 2113 (Lexer). Offenen Widerspruch erhob aber während der ganzen hundert Jahre nur Bernhard Joseph Docen, Über die deutschen Liederdichter seit dem Erlöschen der Hohenstaufen bis auf die Zeiten Kaiser Ludwigs des Bayern. (Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. 12. Jahrg. Wien 1821. Nrr. 50. 51. 53. 54, S. 201b und 213b, Anm. 12.)

Die neueren Priamelforscher, Bergmann, Wendeler und Euling, haben die Herdersche Erklärung teils stillschweigend acceptiert, teils zu modifizieren oder gänzlich durch eine andere zu ersetzen versucht; Näheres hierüber würde jetzt zu weit führen. Nur so viel sei gesagt, daſs die drei genannten Gelehrten über

die Benennung und das Wesen der deutschen Priamel keine entscheidenden Aufschlüsse gegeben haben.

A. Die Herdersche Erklärung ist aus folgenden Gründen unhaltbar. Sie ist zunächst offenbar stark beeinflufst durch Lessings Theorie von „Erwartung und Aufschlufs" (Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, v. J. 1771). In den Wolfenbütteler Hss. sind aber unter dem Namen „Priameln" nur ganz vereinzelt solche Gedichte überliefert, auf die jene beiden Kriterien wirklich zutreffen; die allermeisten sind einfache scherzhafte Mischgedichte ohne jede Schlufswendung. Auf den Geschlechtswechsel des Wortes ist allerdings nicht viel Gewicht zu legen; im 15. Jahrh. heifst es meist: das priamel. Aber sehr auffällig bleibt der Umstand, dafs bei der Benennung der Gattung nur die Erwartung, das Präambulieren, die Bezeichnung für das Ganze abgegeben haben sollte und die Hauptsache, der Aufschlufs, gar nicht berücksichtigt worden wäre. Eine Analogie für dieses *pars pro toto* ist absolut nicht aufzutreiben.

Dazu kommt, dafs *praeambulum* im Mittelalter keineswegs die Bedeutung „Sprichwort" gehabt hat, wie einige annahmen; die älteren Wörterbücher glossieren das Wort durch „vorgang", „vorlauff" u. s. w. Diese Bedeutung („Laufgang, Korridor") hat das Wort auch in einer vielfach citierten Stelle aus den *Otia Imperialia* des Gervasius von Tilbury, wo es von Du Cange irrtümlich durch *praemonitum* erklärt wird; vielleicht hat er *praemunitum* geschrieben („Vorverschanzung"), oder er meint mit *praemonitum* „eine vorher planvoll überlegte Sicherung." Jedenfalls ist seine Glosse also nicht zu übersetzen durch „Ermahnung" oder gar durch „Sprichwort"!

Der gewichtigste Einwand, der gegen die Herdersche Erklärung erhoben werden mufs, ist jedoch folgender: Wie war es möglich, dafs eine deutsche Dichtungsart mit einem lateinischen Namen belegt wurde?! Noch dazu eine Dichtungsart, die seit alter Zeit im Volke lebte und, gleich dem Sprichworte, gerade in ungelehrten Kreisen die meiste Verbreitung gefunden hatte? Der Fall ist fast gänzlich vereinzelt; das deutsche Volk benannte seine Liedergattungen mit den Wörtern liet, leich und deren Kompositis. Eine Parallele bietet, abgesehen von den geistlichen Laisen, Sequenzen und Antiphonen, nur das Quodlibet, und wie dieses so wird also auch die Priamel auf gelehrte, d. h. juristische, geistliche oder überhaupt Universitätskreise zurückzuführen sein. Da nun aber zur Genüge bekannt ist, dafs man im 15. Jahrh. auf den deutschen Hochschulen alles andere

betrieb, nur nicht die Geschichte der deutschen Litteratur, da man also ganz gewifs nicht etwa in jener Zeit eine deutsche Dichtungsgattung aus wissenschaftlichem Interesse, um sie zu erklären, unter Reflektierung über ihr Wesen, mit einer lateinischen Bezeichnung versehen hat, so bleibt uns nichts anderes mehr übrig als anzunehmen, dafs wir einen Studentenwitz vor uns haben.

Diese Vermutung wird bestätigt durch die Auffindung zweier *quaestiones praeambulares* der Universität Erfurt aus den Jahren 1497 und 1499. Diese letzte fand ich in der Stadtbibliothek zu Braunschweig; vgl. Heinrich Nentwig: Die Wiegendrucke in der Stadtbibliothek zu Braunschweig. Wolfenbüttel 1891, S. 198. Nr. 335. Die andere *quaestio* v. J. 1497 entdeckte daraufhin für mich Franz Muncker zu München in der dortigen Hof- und Staatsbibliothek. Das Braunschweiger Einblatt ist 26 cm hoch, 37 cm breit; es trägt in gröfserer Type die Überschrift: *Questio preambularis quodlibetice disputationi: philosophorum in gymnasio erffurdiano habita 1499 7 Kal. Septembris.* Die Einteilung in *Articuli, Conclusiones* und *Corollaria* ist bekannt aus den von Friedrich Zarncke herausgegebenen Heidelberger und Erfurter Scherz reden, in welchen die Einrichtungen der *quaestio quodlibetica* verspottet wurden. Die *quaestio praeambularis* ist nun identisch mit der bereits früher bekannten *quaestio exspectatoria;* sie ist aufser für Erfurt auch für Leipzig nachzuweisen und repräsentierte gewissermafsen die Generalprobe der *quaestio quodlibetica,* während die aktenmäfsige Aufzeichnung dieser letzteren, der protokollarische Bericht über ihren Verlauf, *quaestio disputata* oder *determinata* genannt wurde. Die *quaestiones praeambulares* oder *exspectatoriae* waren also „Vorläufer" der *quaestio quodlibetica*, die mehrere Tage währte und den Inhalt jener vorausgeschickten Programme erschöpfen mufste. Ein Conclusum der Leipziger Artisten-Fakultät vom 14. Juli 1513 unterrichtet uns genau über den Betrieb jener „Generalprobe", wie ihn der Quodlibetarius mit den respondierenden Magistern zu leiten hatte. Vergleichungen der ältesten Universitäts-Statuten Erfurts mit denen von Prag, Wien, Heidelberg, Köln und Leipzig ergeben noch mehr Aufschlüsse über das Verhältnis der *quaestio praeambularis* zur *quaestio quodlibetica* und gewähren zugleich ein interessantes mittelalterliches Kulturbild. Weitere Mitteilungen darüber mufs ich hier wegen Mangels an Raum zurückhalten und verweise in dieser Hinsicht auf mein demnächst erscheinendes Buch: „Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung. Mit Beiträgen zur Geschichte

der deutschen Universitäten im Mittelalter", Leipzig, Hirzel, 1897. Nur so viel sei noch bemerkt, dafs das Münchener Einblatt dem Braunschweiger in seiner äufseren Einrichtung vollständig entspricht; die *quaestio praeambularis* der Universität Erfurt zählte durchschnittlich 80 Zeilen, ihren Inhalt bildete scholastischer Tiefsinn. Sie ging vielleicht aus der Offizin des Marx Ayrer hervor und wurde zweifellos am schwarzen Brette öffentlich bekannt gegeben. Diese Sitte ist wohl für das ganze 15. Jahrh. anzusetzen, mindestens für dessen zweite Hälfte. Man weifs aus eigener Erfahrung, mit welcher Zähigkeit sich gerade unwesentliche Bräuche jahrein, jahraus am Leben erhalten.

B. Nichts ist aber nun mehr dazu angethan, den allezeit schlagfertigen Witz der akademischen Jugend zu wecken, als gerade eine solche allbekannte und regelmäfsig wiederkehrende offizielle Gewohnheit! Der ehrwürdige Name der *quaestio quodlibetica* (oder des Quodlibets) mufste allmählich dazu herhalten, eine gewisse Art scherzhafter Mischmasch-Gedichte zu bezeichnen; was ist natürlicher, als dafs mit dem Namen der *quaestio praeambularis* (oder des Präambulums), die den Inhalt jener grofsen Disputation quasi *in nuce* repräsentierte, derselbe Mifsbrauch getrieben wurde!

Das Mischmasch-Gedicht ist als urdeutsche Gattung anzusehen. Ich möchte zwei Arten scheiden: die Häufung selbstverständlicher Wahrheiten (Kinderreime) und die Häufung selbstverständlicher Unwahrheiten (Lügenmärchen). Beide Arten gehören zur Didaktik, auch die zweite; das Kind denkt beim Aufsagen der Lügenmärchen in altklugem Stolze: „Wie kann man nur so dumm sein, so etwas zu glauben!" Beide Arten leben dann im Kreise der Erwachsenen fort, wenn diese bei festlichen Gelegenheiten (Hochzeiten, Doktorschmäusen u. s. w.) den Ernst des Lebens für eine kurze Zeit schwinden lassen und sich harmlos nach Art von Kindern vergnügen. Dies ist die Genesis des Quodlibets, das namentlich im 18. Jahrhundert zu Leipzig blüht; ich erinnere nur an die Namen: Menantes, Philander von der Linde, Amaranthes und Picander. Auch der Poet Kräusel, den Lessing in seinem Lustspiele „Die alte Jungfer" (vom Jahre 1748) auftreten läfst, giebt uns einige Blüten dieser Poesie. Genau dasselbe, was „Quodlibet" bedeutet, haben wir uns nun auch unter „Priamel" vorzustellen: ein scherzhaftes Mischgedicht ohne jede Schlufswendung.

Heutzutage gehen nun irrtümlicherweise unter der Bezeichnung „Priamel" zwei ursprünglich völlig getrennte Dinge neben-

einander her: das altdeutsche Mischgedicht und das internationale kurze Lehrgedicht mit Pointe. Letzteres kommt von Indien und läuft durch die gesamte Weltlitteratur; es kann koordinierend sein (diese Art überwiegt, die Beispiele sind zur Genüge bekannt), aber auch differenzierend, z. B. „Zween Hund an einem Bein Kommen selten vberein", „Schwiegermutter und Sohnesweiber sind selten einig", „Arbeiten und Arbeiten ist ein Unterschied" u. s. w.

Die Priamel ist also, wie auch das Rätsel, die älteste Form des Witzes, d. h. die Fähigkeit, versteckte Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen gewissen Gegenständen herauszufinden. Solche witzige Sentenzen treten bei jedem Volke auf, sobald es nur einmal über seine eigenen und über göttliche Verhältnisse zu reflektieren begonnen hat. Die Jugend und das niedere, ungebildete Volk sieht nur, „was vor Augen ist," aber das erfahrene Alter und vielleicht ein höherer Stand, eine Priesterkaste, lehrt jene beiden ein tieferes Eindringen: auseinanderzuhalten, was nur dem oberflächlichen Blicke als verwandt erscheint, und zusammenzubringen, was man für weit getrennt halten sollte. Auf diesen beiden Grundsätzen beruht die ganze Lebensweisheit!

Es empfiehlt sich daher, das „internationale kurze Lehrgedicht mit Pointe" ebenfalls in zwei Arten zu zerlegen, nämlich in koordinierende und in differenzierende Priameln. Rein äufserlicher Natur ist die Scheidung in synthetische und analytische Priameln (Bergmann) sowie die Einteilung in Anaphora, Mesophora, Epiphora (Wendeler).

Verteilt wurde: Das erste Heft der Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, herausgegeben von Dr. Ilberg und Rektor Prof. Dr. Richter.

Für den Fall, dafs die nächste Philologenversammlung in Bremen stattfinde, wurden als Obmänner der germanistischen Sektion im voraus Prof. Dr. Heyne in Göttingen und Dr. Bulthaupt in Bremen gewählt.

Zuletzt dankte der Vorsitzende Prof. Sievers allen Vortragenden und Geh. Regierungsrat Prof. Wilmanns aus Bonn den beiden Vorsitzenden für ihre Mühwaltung.

In die Präsenzliste haben sich im ganzen 65 Mitglieder eingeschrieben.

Neuphilologische Sektion

im Sitzungssaale der Stadtverordneten (Landhausstr. 7, II).

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 29. September.

(Mittag 12 Uhr 15 Min. bis 1 Uhr 25 Min.)

Zu Vorsitzenden der Versammlung wurden einstimmig gewählt: Dr. Wülker, Professor an der Universität Leipzig, und Dr. Scheffler, Professor an der technischen Hochschule in Dresden, die beide schon die vorbereitenden Geschäfte der Sektion geführt hatten. Zu Schriftführern wurden ernannt: Dr. Meier, Oberlehrer an der Dreikönigschule in Dresden, und Dr. Thümmig, Oberlehrer an der Annenschule in Dresden.

Nachdem die Reihenfolge der Vorträge festgestellt worden war, erteilte Prof. Dr. Wülker dem Universitätsprofessor Dr. Karl Luick aus Graz das Wort zum ersten Vortrage: Über die Quantitätsveränderungen im Laufe der englischen Sprachentwicklung.

Die grofsen Quantitätsveränderungen, welche in spät-alt- und früh-mittelenglischer Zeit in der Tonsilbe zu Tage treten, beruhen nach der Ansicht des Vortragenden auf der Tendenz, die Silbenquantität auf ein Normalmafs zu bringen. Doch ist dabei zu unterscheiden zwischen Silben, die für sich das Wort ausfüllen, und solchen, auf welche noch eine oder zwei unbetonte Silben folgen.

Es sind drei Quantitätsstufen anzusetzen:

1. Stufe:	Kurzer Vokal in offener Silbe:		*ă-*;
2. „	kurzer Vokal + kurzer Konsonant:		*ab*;
	langer Vokal in offener Silbe:		*ā-*;
3. „	kurzer Vokal + langer Konsonant:		*abb*;
	kurzer Vokal + zwei Konsonanten:		*abt*;
	langer Vokal + kurzer Konsonant:		*āb*.

Es unterscheidet sich also jede Stufe von der vorhergehenden dadurch, dafs zu dieser ein Laut hinzukommt oder an Stelle einer

Kürze eine Länge tritt: wir haben somit drei deutlich geschiedene, gradweise ansteigende Quantitäten vor uns. Die Stufe 3 nun ist das Normalmafs im einsilbigen Wort, die Stufe 2 im zweisilbigen, die Stufe 1 im dreisilbigen einfachen Wort, und alle grofsen Quantitätsveränderungen ergeben sich aus dem (natürlich unbewufsten) Streben, diese Normalmafse zu erreichen. Sie lagen bereits vor in Wörtern wie ae. *wīs* oder *bedd* oder *wulf* (Stufe 3); ebenso in ae. *drin-can* oder *wā-ron* (Stufe 2); endlich in *ă-desa* oder *hĕo-fonas* (Stufe 1); daher tritt hier keine Veränderung ein. Alle anders gearteten Silben werden aber auf diese Mafse gebracht. Es ergeben sich folgende Fälle:

1. Einsilbige Wörter:

a) Mit langem Vokal + Doppelkonsonanten oder Konsonantengruppe: ae. *lǣdd, brōht.* Sie gehen über das Normalmafs hinaus; es tritt daher Kürzung des Vokals ein: me. *lĕdd, brŏht.*

b) Mit kurzem Vokal + einfachem (kurzem) Konsonanten: ae. *god.* Sie bleiben hinter dem Normalmafs zurück; es tritt daher Längung des Konsonanten ein: me. *godd.*

c) Mit langem Vokal im Auslaut: ae. *sē.* Diese waren ebenfalls zu kurz, aber die Wortgestalt machte es unmöglich, sie auf eine der drei obigen Normalformen zu bringen. Indessen trat hier wohl ursprünglich Überdehnung des Vokals ein, sodafs das Normalmafs mindestens annähernd erreicht wurde. Noch heute ist die Quantität des Vokals in *sea* gröfser als die in *seat.*

2. Zweisilbige Wörter:

a) Mit langem Vokal + Doppelkonsonanten oder Konsonantengruppe: ae. *lǣdde, brōhte,* d. i. *lǣd-de, brōh-te.* Sie waren zu lang; daher Kürzung des Vokals: me. *lĕdde, brŏhte.*

b) Mit kurzem Vokal im Silbenauslaut: ae. *faran,* d. i. *fă-ran.* Sie waren zu kurz; daher Längung des Vokals: me. *fāren.*

3. Dreisilbige Wörter:

a) Mit langem Vokal im Silbenauslaut: ae. *ærende,* d. i. *æ-rende.* Sie waren zu lang; daher Kürzung des Vokals: me. *ĕrende.*

b) Solche mit kurzem Vokal + Doppelkonsonanten oder Konsonantengruppe: ae. *webbestre.* Auch hier war die Tonsilbe zu lang. In den wenigen hierhergehörigen Fällen tritt aber im Mittelenglischen eine Veränderung der Wortform ein, die sie aus dieser Kategorie entfernt (vgl. ne. *webster*).

In Gesetz 1 und 2 erscheinen die bekannten grofsen Quantitätsveränderungen unter eine sehr einfache Formel zusammengefafst. Neu ist das Gesetz 3, wonach in dreisilbigen Wörtern und Formen Länge gekürzt wird und andererseits natürlich vorhandene Kürze

trotz der Stellung in offener Silbe bewahrt bleibt. Isolierte Fälle, in denen dies Gesetz zu Tage tritt, sind verhältnismäfsig selten; zumeist stehen dreisilbige Formen innerhalb eines Flexionsschemas im Wechsel mit zweisilbigen. Es folgt daraus ein Wechsel von Kürze und Länge, der später durch Ausgleich beseitigt wird. So erklärt es sich, dafs die Nachsilben *-er, -el, -em, -en, -y* häufig (aber nicht immer) Kürze des Tonvokals begünstigen. Diese Kürze (wie in me. *hĕven, făder, bŏdi*) stammt aus den dreisilbigen flektierten Formen, die in anderen Fällen geltende Länge (wie in me. *hēthen, hōli*) aus den zweisilbigen unflektierten. Dieselbe Erscheinung tritt auch vor anderen nachtonigen Silben auf (z. B. in *herring*), ein Beweis, dafs sie nicht speciell an jene gebunden ist. Doch sind infolge der sprachlichen Verhältnisse solche Fälle seltener.

Eine andere scheinbare Ausnahme von den Quantitätsregeln, die Länge vor dehnenden Konsonantengruppen wie *mb, nd, ng, rd, ld,* erklärt sich aus der eigentümlichen Artikulation, deren diese Gruppen infolge ihrer nahen Verwandtschaft fähig sind, bei der ihre Quantität der eines einzelnen Konsonanten näher steht als der einer anderen Folge von zwei Konsonanten. Solche Gruppen spielen daher die Rolle eines einzigen Konsonanten.

Die dargelegten Quantitätsgesetze wirken im Laufe der Sprachentwicklung immer weiter. Sie treten bei allen späteren lautlichen Veränderungen hervor und namentlich auch bei der Quantitierung der romanisch-lateinischen Lehnwörter. Hierbei macht sich wieder besonders das Gesetz 3 geltend; daher die Kürzung in *crĭminal, sevĕrety* u. dgl. gegenüber *crīme, sevēre.* Wo die Wortgestalt eine Verkürzung der Silbe nicht zuläfst, tritt Synkope der Mittelsilbe ein: daher wird me. *fantesie* zu ne. *fancy.* Auch in dreisilbigen Wörtern mit vorangehender kurzen Silbe, wie me. *capitain,* tritt infolge des Aufkommens der Artikulation mit durchlaufender Exspiration Synkope des Mittelvokals ein, sobald sie volkstümliche Wörter sind (ne. *captain*). Dieselbe Erscheinung zeigt sich endlich in den wenigen Fällen des heimischen Sprachgutes, wo ihre Voraussetzungen gegeben sind, wie z. B. in ne. *Sunday, business.*

Schliefslich ist zu betonen, dafs diese Gesetze nicht blofs im Wort, sondern im Sprechtakt überhaupt gelten, auch wenn er aus mehreren Wörtern besteht. Daraus erklären sich Verkürzungen, die über das bisherige Mafs hinausgehen (z. B. ne. *ten*), und andererseits der Abwurf der nachtonigen *e.* In einem Sprechtakt me. *worthe thi* (*wille*) mufste ebenso Synkope eintreten wie in me. *fantesie.* Alle diese Erscheinungen sind unabhängig vom Accent, eine rein quantitative Regulierung.

In der kurzen Aussprache über den Luickschen Vortrag, an der sich Suchier aus Halle, Kölbing aus Breslau und der Vortragende selbst beteiligten, wies Suchier auf eine Reihe ähnlicher Erscheinungen in den romanischen Sprachen hin.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Vormittag 8 Uhr 15 Min. bis 10 Uhr 25 Min.)
Vorsitzender: Prof. Dr. Scheffler.

Zuerst behandelte Dr. Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Strafsburg, das Thema: Die affektische Diphthongierung in den romanischen Sprachen.[1])

Auf einem grofsen Teile des romanischen Sprachgebiets, namentlich aber in den rätischen und italienischen Mundarten, bietet die Erklärung der Entwickelung der offenen Vokale insofern grofse Schwierigkeit, als oft im selben Gebiete in denselben Wörtern oder in solchen, die ganz dieselbe lautliche Zusammenstellung aufweisen, bald Diphthongierung eintritt, bald unterbleibt. Eine lautliche Erklärung dieser Thatsache ist nicht möglich, ebensowenig lassen sich Gebiete feststellen, in denen diphthongiert oder nicht diphthongiert wird, denn die Formen gehen oft bunt durcheinander. So mufs denn die merkwürdige Spracherscheinung einen andern Grund haben. Zur Erklärung derselben mufs man sich genau vergegenwärtigen, wie der Diphthong entsteht. Infolge stärkerer Exspiration werden die offenen Vokale zuerst gedehnt, dann gebrochen. Solche gebrochene Vokale findet man in manchen romanischen Dialekten (im nidwaldischen Sursefs und im Engadin, leef (levem), in Viterbo, deece, beella, in den Rufen öffentlicher Verkäufer in Marseille und Paris, porcelai . . ai . . aine, à quat'sous la douzai . . ai . . aine; der Laut wird auch durch ea oder e^a wiedergegeben, oder bei o̩ durch o^a, o^e etc.). Wird die Exspiration noch stärker, so entgleist der eine gebrochene Vokal zum Extremvokal, ee̩ wird ie, oo̩ wird uo, mit andern Worten es entstehen Diphthonge. Natürlich ist die Exspiration beim Schreien am gröfsten, und es entsteht infolgedessen beim Schreien am ehesten Diphthongierung. Diese Thatsache beweist der Vortragende durch Beispiele, die er in Sizilien selbst gehört hat. Namen wie Toni, Vincenzu werden beim Rufen zu Tuoni, Vincienzu; die Verkäufer auf der Strafse diphthongieren beim Anpreisen ihrer Waren gewöhnlich. — Jedes Schreien

1) Der Vortrag wird später vollständig veröffentlicht werden.

ist nun aber mehr oder weniger die Folge des Affekts; man schreit aus Freude, aus Schmerz, aus Zorn, aus Entrüstung. So ist denn in letzter Instanz der das Schreien hervorrufende Affekt die Ursache der Diphthongierung. In dieser Beziehung ist ein vom Vortragenden citiertes Beispiel aus Messina typisch. Einem Jungen, der lang ausgestreckt auf dem Boden liegt, tritt ein Herr auf die nackten Füſse. Der Junge springt auf und schleudert ihm den Satz entgegen: „Ummi scappišari i píedi (mir nicht auf die Füſse getreten); i pedi nuda l' aju (die Füſse habe ich nackt)". Im ersten Teil des Satzes, der unmittelbar unter dem Eindruck des Schmerzes, also im Affekt gesprochen wird, erscheint piedi in diphthongierter Form. Im zweiten Teil, der die ruhige, verstandesmäſsige Erklärung des ersten ist, unterbleibt die Diphthongierung. Ein ganz adäquates Beispiel bietet Sachs (Zs. f. rom. Philol. XX. S. 496) in dem Ruf eines Feigenhändlers in Neapel, der seine Ware mit den Worten preist: „Fichi e truiane d' u giardiniello mio! Nel giardinello mio non ha chioppete"; auch hier ist der zweite Teil des Satzes, „in meinem Garten hat es nicht geregnet", die vernunftgemäſse Erklärung des ersten, affektischen, emphatisch gesprochenen. Deshalb diphthongiert giardinello nur im ersten Teil des Satzes. — Der Affekt tritt nun namentlich in der Sprache des Volkes hervor. Das Volk läſst sich vom Affekt hinreiſsen, während der Gebildete den Affekt zu bekämpfen oder zu unterdrücken sucht. Das Volk spricht infolgedessen stets sehr laut, während der Gebildete, der es für unfein hält, sich so gehen zu lassen, eher leise spricht. Da nun aber die Diphthongierung die Folge des Schreiens ist, so wird sie beim Volke häufiger auftreten wie bei Gebildeten. Und zwar auch abgesehen von momentaner Erregung, da es überhaupt dem Volke mehr darauf ankommt, seinem Willen kräftigen Ausdruck zu verleihen, als sich Kenntnisse mitzuteilen. Das Vorkommen der Diphthongierung im Volke im Gegensatz zu den Gebildeten beleuchtet der Vortragende durch Anführung zahlreicher Beispiele aus Sizilien, Süd- und Norditalien. Die Bauernsprache unterscheidet sich in dieser Beziehung ganz besonders von der Sprache des Städters. In Süditalien, in der Toscana, in der Lombardei, in Venetien, in der Emilia giebt es zahlreiche Beispiele dafür; auch in deutschen Mundarten kommt dasselbe vor. So ist es denn natürlich, daſs man die ausgeprägteste Diphthongierung in den romanischen Sprachen stets in den von der Kultur am weitesten entfernten Gebieten findet. Es ist dies der Fall in den wilden Gebirgsthälern des Hinter- und Vorderrheins, in den abgelegenen Dörfern vom Welschtirol, in den Thälern am äuſsersten

Rand des Lago maggiore, in den Abruzzen, am Fuſse des Gran Sasso d'Italia, an den Abhängen des Etna und im Innern Siziliens, in einigen Gebieten der Provence und Frankreichs. — Dagegen nimmt die Diphthongierung in den Schriftsprachen, also in der heutigen Sprache der Gebildeten immer mehr ab; im Französischen und Italienischen existiert sie eigentlich nicht mehr. Im Mittelalter dagegen, wo selbst die Sprache des Gebildeten infolge der geringeren Kulturstufe affektischer war als heutzutage, ist die Diphthongierung sehr stark vertreten. Diese Thatsachen legen die Frage nahe, ob denn der Affekt nicht überhaupt die Ursache der Diphthongierung sein könnte, die nur hie und da durch gewisse lautliche Einflüsse in Schach gehalten würde. Es wäre also in letzter Instanz in einem psychologischen Vorgang der Grund der Spracherscheinung zu suchen.

Das durch diesen Vortrag erregte Interesse an der aufgeworfenen Frage äuſserte sich in einem lebhaften Gedankenaustausche zwischen den Universitätsprofessoren Morf aus Zürich, der seinen grundsätzlich verschiedenen Standpunkt hervorhob, Suchier aus Halle, Voretzsch aus Tübingen und dem Vortragenden.

Während sich die zwei ersten in der neuphilogischen Sektion gehaltenen Vorträge auf lautlichem Gebiete bewegt hatten, betrat Dr. Theodor Vetter, Professor an der Universität Zürich, das Gebiet der Litteraturgeschichte, indem er über Shakespeares Zeitgenossen Robert Greene und seine Prosa sprach.

Über Robert Greene haben vornehmlich geschrieben: Alexander Dyce (1831 als Einleitung zur Ausgabe der poetischen Werke Greene's; in verbesserter Auflage 1861), Bodenstedt (1858), Bernhardi (1874), J. M. Brown (New Zealand Magazine 1877) und Storoženko (Moskau 1878, russisch). A. B. Grosart hat in Bd. I von 'Life and complete works in prose and verse of Rob. Greene' (15 Bde., London 1881—86) die Abhandlung von Brown fast vollinhaltlich wieder abgedruckt und das Buch von Storoženko in einer ziemlich unzuverlässigen englischen Übersetzung reproduziert. Wer die groſse Arbeit des Moskauer Professors gerecht beurteilen will, muſs durchaus auf sein Original zurückgehen; dann fällt Grosarts Polemik wiederholt dahin, weil sie oft von Miſsverständnissen des Übersetzers ausgeht.

Kein Drama Greene's ist zu seinen Lebzeiten gedruckt oder auch nur in die Registers der Stationers eingetragen worden. Die Prosa dagegen ist von Gr. selbst der Presse übergeben oder sehr rasch nach seinem Tode von andern zum Drucke befördert worden; hier haben wir also entschieden das zuverlässigere Material. Die

etwa dreifsig Prosaschriften (die Zählung ist individuell) teilen sich von selbst in 1) Liebesgeschichten meist nach italienischen Quellen, zuerst stark unter Lillys Einfluſs, später freier; eingetragen 1580 bis 1. Juli 1592; 2) Schriften gegen die Schwindler und Betrüger 1591 und 92; 3) Broschüren über Leben und Bekehrung des Dichters, davon sind die zwei wichtigsten posthume Publikationen. Zwischen 1 und 3 finden vielfache Beziehungen statt. Vereinzelt stehen: 'A Quip for an upstart Courtier', gegen Gabriel Harvey (1592), und die patriotische Schrift: 'The Spanish Masquerado' (1589).

Über die erste Gruppe hat Koeppel seit Jahren Vorzügliches veröffentlicht, und er hat Quellen und Einwirkungen dieser Geschichten vielfach beleuchtet. Die zweite Gruppe ist mehr kulturhistorisch als litteraturgeschichtlich wichtig, während die dritte besonders dazu angethan ist, uns einen Blick in Leben und Anschauungen Greene's zu gewähren. Gerade letztere nochmals zu prüfen wird zur Pflicht, wenn man die Schwierigkeit ins Auge faſst, welcher alle Greene-Biographen (auch Jusserand in 'The English Novel in the Time of Shakespeare') begegnen, wenn sie den Charakter des Dichters erklären sollen.

Am 2. Sept. 1592 war Greene gestorben; in den 'Registers' finden sich mit Bezug auf ihn folgende Eintragungen: 20. Sept. 1592: Greene's Groatsworth of Wit etc., aber uns erst in einem Drucke von 1596 zugänglich; 6. Okt. 1592: Greene's Repentance, noch 1592 publiziert; 4. Dez. 1592: Harvey's Foure Letters and Certaine Sonnets, touching Greene and Nash; Brief I: 29. Aug., II: 5. Sept., III: 8. und 9. Sept., IV: 11. und 12. Sept., Vorrede: 16. Sept. 92; 8. Dec. 1592: Kind-heart's Dream von Chettle.

Die für uns älteste Schrift, Greene's Repentance, ist wiederholt angefochten worden. Im Vorworte zu dieser wird G's. Wirken, Leben und Tod als bekannt vorausgesetzt; dann ermahnt 'R. G.' die 'wanton youths of England' zum Guten. Sonderliche Reue zeigt sich dabei nicht; in der (bei Grosart) zehn Seiten langen Aufzählung seiner Sünden bietet der Autor keine biographischen Einzelheiten. Auf abermals zehn Seiten erhalten wir die Autobiographie. Die Eltern Greene's stehen in Norwich im besten Rufe; der Vater läſst dem Sohne eine gute Bildung zu teil werden; von schlechten Genossen wird dieser in Cambridge zum Laster und hernach zu einer Reise nach Italien und Spanien verleitet. Die Mutter steht auf der Seite des Sohnes. Nach seiner Rückkehr spielt er den „Malcontent", wird M. A., geht nach London, schreibt Schauspiele und Liebesgeschichten und wird berühmt. Abermals Ermahnungen; Geschichte seiner Bekehrung in der St. Andreas-

kirche zu Norwich; Heirat, Trennung, zügelloses Leben, Erwähnung der Schriften gegen die Schwindler, Klage, dafs er seine Frau verlassen; zwölf Varianten biblischer Sprüche; Schilderung von Greene's Krankheit und Tod; sechs Zeilen an seine Gattin: sie möge dem Überbringer zehn Pfund bezahlen und ihm selbst sein Unrecht verzeihen. — Greene's Gebet.

Folgen wir Storoženko's Gründen, die für die Echtheit der 'Repentance' sprechen sollen. 1) Chettle sagt in Kind-heart's Dream: 'Greene left many papers in sundry booksellers hands'. Das soll auf 'Repentance' sich beziehen. — Nichts zwingt uns, das zu glauben. Sämtliche Dramen und vier Prosatraktate (Mamillia II, Alcida, Orpharion, Mourning Garment) erschienen nach Greene's Tode; warum können diese nicht gemeint sein? — 2. Das Zeugnis der Zeitgenossen. T. B. (d. h. Thomas Bowes) soll 1596 in der Vorrede zum II. Teile seiner englischen Übersetzung von Pierre de la Primaudaye's Académie Française ein Stück aus der 'Repentance' citieren. — Völlig richtig, sogar schon 1594. Aber der religiöse Eiferer, der gegen die Lügenlegenden von Huon de Bordeaux, King Arthur etc. donnert, hat die 'Repentance', die ihm so vorzüglich in seinen Kram pafste, gewifs nicht auf ihre Echtheit geprüft. — 3. Greene's Brief an seine Frau soll die Echtheit der Repentance beweisen. — Dieser Brief ist aber auch im Groatsworth of Wit, dort viel ausführlicher, jedoch kein Wort von den Geldschulden, dagegen sendet er ihr den Sohn, den er dringend ihrer Güte empfiehlt, und bittet um Verzeihung. Ferner ist der Brief bei Gabriel Harvey (Four Letters), wo indessen nur von der Bezahlung der Schulden die Rede ist. Übereinstimmung ist also am ehesten zwischen dem Briefe in 'Repentance' und bei Harvey, und von letzerem sagt Nash, der Teilnehmer an dem verhängnisvollen letzten Gelage Greene's (in 'Strange Newes', London 1593): 'For the lowsie circumstance of his poverty before his death, and sending that miserable writte to his wife, it cannot be but thou lyest'. — Wenn aus inneren Gründen einer der drei Briefe echt ist, so könnte es nur der im 'Groatsworth of Wit' sein. — Weitere Widersprüche: Im Groatsworth of Wit ist der Vater ein verhafster Wucherer, in der Repentance sind die Eltern sehr geachtet; im G. of W. geht der Sohn gegen den Willen des Vaters auf die Universität, in der Repentance sendet ihn der Vater. — In der Rep. selbst ist ein Widerspruch: Gr. wird in der Kirche von Norwich bekehrt 'being new come from Italy', während kurz vorher gesagt wird, er sei seit der Rückkehr aus Italien zuerst in Cambridge gewesen, habe

sich dort den M. A. und in London einen Namen als Schriftsteller erworben. Die Anlage der Rep. ähnelt derart derjenigen von 'A Groatsworth of Wit', dafs man behaupten darf, der Verfasser der Repentance habe etwa das Manuskript von 'A Groatsworth of Wit' gesehen oder vom Inhalt der Schrift sonstwie Kenntnis erhalten. Aber Robert Greene ist sicher nicht Verfasser der 'Repentance'.

'A Groatsworth of Wit' wurde von William Wright am 20. Sept. 1592 in die Registers eingetragen, vorhanden ist die Schrift erst aus dem Jahre 1596 in Richard Olive's Ausgabe. Vorwort von W. W. (Wm. Wright) und Einleitung von Robert Greene bieten keine Anhaltspunkte. Der Inhalt mufs auch verglichen werden mit Greene's Mourning Garment (Registers: 2. Nov. 1590) und Never too late (gedr. 1590). Warum stellt nun der reumütige Greene im 'Groatsworth' seinen Vater als schmutzigen Wucherer dar? Warum zieht der Sterbende sogar die Legitimität seiner Geburt in Zweifel? Warum, bei der sonstigen Breite, kein Wort von seinen Reisen? Pafst es zu Greene's tiefer Reue, dafs er ausführlich und cynisch schildert, wie jene Hure seinen Bruder ins Verderben gerissen? Wird ein Todkranker jene derbe Geschichte von dem in der Hochzeitsnacht um seine Braut betrogenen Bauernburschen weitläufig und mit so viel Behagen niederschreiben? J. M. Brown will den Stil mit demjenigen eines 'revival preacher' erklären, Storoženko hält ihn für das Kennzeichen des Kranken, ich halte ihn für den Stil eines ungeschickten Nachahmers.

Greene hatte seine Laster; wie soll aber der Schurke von 'A Groatsworth' und von 'Repentance' so hohen Damen, wie Gräfin Margaretha von Cumberland, Gräfin Anna von Warwick, seine Schriften ungetadelt widmen dürfen? Konnte er (im Pandosto) den Earl of Cumberland um Schutz gegen die Verleumder anrufen? Würde der Earl of Montjoy, würde Lady Fitzwaters (noch im Juli 1592) die Huldigung eines Verworfenen ohne Widerspruch entgegengenommen haben? — Geleitgedichte und Nachrufe darf man allerdings nicht zu wörtlich nehmen; aber von dem lasterhaften Menschen, wie er im 'Groatsworth' erscheint, hätte der Petrarchist Thomas Watton nicht sprechen können, wie er es in dem Gedichte von 'Tullie's Love' thut; R. B. Gent. (nach gewöhnlicher Annahme Richard Barnfield 1574—1627) hätte mit seinem überschwenglichen Lobe in 'Greene's Funeralls', London 1594, auf Widerspruch stofsen müssen. Kurz: ich halte auch 'A Groatsworth of Wit' für unecht.

Als Vermutung füge ich bei: Henry Chettle, der sich so eifrig dagegen wehrt, dafs er 'A Groatsworth of Wit' geschrieben haben soll, der in 'Kind-heart's Dream' Nash auffordert, den Ruf Greene's zu retten, könnte aus lauter Spekulation (der Setzer Chettle hat sich z. B. von 1597—1603 von Henslowe für nicht weniger als 38 Dramen, bei denen er beteiligt war, bezahlen lassen!) die Schrift verfafst und nachher sein unkluges Vorgehen bereut haben.

Ist 'A Groatsworth of Wit' eine Fälschung, so werden dadurch Shakespeare's Anspielungen auf Greene in Love's Labour's lost nicht berührt, wohl aber müfste in der Shakespeare-Biographie das Kapitel „Shakespeare und seine Zeitgenossen" revidiert werden.

Zum Schlufs dankte der Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Karl Vollmöller in Dresden für den der 44. Philologenversammlung gewidmeten Sonderabdruck aus dem 1. Hefte seines Kritischen Jahresberichtes über die Fortschritte der Romanischen Philologie, sowie der Rengerschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig für die der Sektion zur Verfügung gestellten Druckschriften: Mangolds Ausgabe von Molières Avare und Leiteritz, London and its Environs.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Vormittag 8 ¼ bis 11 ¼ Uhr.)

Vorsitzender: Prof. Dr. Wülker.

Die dritte und letzte Sitzung, die Herr Geh. Schulrat Dr. Vogel durch seine Gegenwart auszeichnete, ward mit einem Vortrage von Dr. Wilhelm Scheffler, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden, eröffnet: Über Molières Bühne und das Komödienhaus am Kursächsischen Hofe.[1])

Der Vortrag wurde unterstützt durch eine Reihe zeitgenössischer Pläne und Kupfer, sowie durch zwei Modelle, die Bühne Molières im Palais-Royal und eine Bühne im Schlofsgarten zu Versailles[2]) darstellend; beide Modelle sind dem liebenswürdigen Entgegenkommen von Hofrat Professor Donadini in Dresden zu danken, in dessen Atelier sie einer seiner Studierenden, Herr Diezer, mit gröfster Hingabe fertigte.

---

1) Dr. Scheffler gedenkt „Das Französische Theater am Kursächsischen Hofe" in einer besonderen Schrift zu behandeln.

2) Das Vorbild findet sich in der Relation de la fête de Versailles du 18. juillet 1668. Kupfer 8.

Als Unterlage für das Modell der Bühne Molières diente einmal das gesamte Quellenmaterial, das Fritsche in seiner ausgezeichneten Abhandlung über Molières Bühne und ihre Einrichtung[1]) bereits beigebracht hat, sowie ferner eine Reihe selbständig gefundener Bilder und Werke; unter letzteren ist namentlich hervorzuheben: Hoffbauer, Paris à travers les âges,[2]) der in Band II: Le Palais-Royal et ses environs, Kap. II S. 9 einen Durchschnitt des von Richelieu erbauten Theaters giebt. Endlich wurde zur Ergänzung der immerhin spärlich fliefsenden Quellen über Molières Bühne auch das von Kurfürst Johann Georg II. 1664 zu Dresden erbaute erste Komödienhaus herangezogen, das sicher unter italienisch-französischem Einflufs entstand. Denn Fürstenau in seinem ebenso inhalt- wie lehrreichen Werke: Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden[3]), Band I S. 222, erwähnt, dafs der Architekt des Theater- und Komödienhauses Bontempi und der gleichfalls beim Opernhause beschäftigte Seyffert öfter vom Kurfürsten in Theaterangelegenheiten auf Reisen geschickt wurden.

Im XVI. Jahrhundert wurden die langen, rechtwinkeligen Ball- und Ballspielsäle zu Theater-Aufführungen benutzt. Ein Bild dieser Gebäude giebt uns Arsène Houssaye in seinem Werke: La Comédie Française 1680—1880[4]) und zwar sowohl von dem Théâtre du Marais,[5]) wie von dem Hôtel de Bourgogne[6]) und dem Petit-Bourbon.[7]) Klar zeigt die typische Einrichtung des Theatersaales jener Zeit bereits ein Bild von Abraham de Bosse,[8]) das eine Theatervorstellung unter Ludwig XIII. darstellt. Im Hintergrunde sehen wir die eingebaute Bühne, von der eine Treppe in den Saal hinabführt, in welchem der König in wirkungsvoller Entfernung von der Bühne Platz genommen, woraus sich dann überhaupt sein Platz im Theater des XVII. Jahrhunderts entwickelte. An den Längsseiten in zwei Reihen übereinander ziehen sich Logen; ein über Bühne und Logen nach oben strebender Säulenbau sucht den Eindruck der Höhe zu verstärken.

Nach Abbruch des Petit Bourbon, in dessen Langsaale Molière seine erste bleibende Wirkungsstätte in Paris fand, erhielt er

1) Vorgedruckt der Ausgabe des Avare. Berlin, Weidmanns Buchhandlung, 1886.

2) Paris, Didot, 1875—82. 2 Bde. Fol.

3) Dresden, Rud. Kuntze, 1861. 4) Paris, Baschet, 1880.

5) S. 9. 6) S. 11. 7) S. 7 und S. 11.

8) Eine ausgezeichnete Nachbildung in Spamers Illustrierter Weltgeschichte, S. 287, Lief. 41; da jede Lieferung für 50 Pfg. erhältlich ist, so läfst sich auch für den französischen Unterricht reicher Anschauungsstoff aus diesem Werke gewinnen.

Richelieus Theatersaal im Palais-Royal. Sauval berichtet in seinen Antiquités de Paris II, 163,[1]) daſs der Saal (nach unserm Maſse) 18 m breit und 36 m lang gewesen sei. Die von ihm nicht angegebene Höhe läſst sich mit Fritsche auf 6 bis 8 m berechnen. Die Breite wurde durch acht starke eichene Balken überspannt, auf die sich das leichte Dach aufsetzte. Dieser Saal enthielt Bühne, Parterre, Amphitheater und Logen. Fritsche nimmt zwischen Amphitheater und Parterre einen Gang als möglich an; da aber die zeitgenössischen Bilder nur eine Scheidewand zeigen, so ist in dem Modell der Bühne Molières der Zwischengang fallen gelassen. Das sanft ansteigende Parterre lag mannestief unter der Bühne. Sein Publikum muſste also stehen, wie dieses Coypels Bild[2]) zeigt. In der Mitte der Scheidewand gegen das Amphitheater hin haben wir uns den Platz des Königs zu denken. Fritsche will diesen an das Ende des Amphitheaters verlegen. Das erscheint aber weder passend noch durch Bilder beglaubigt. Anders war es am kursächsischen Theater des XVII. Jahrhunderts.[3]) Hier war auſser dem Platze des Fürsten im Parterre allerdings auch eine Loge im ersten Range vorhanden, aber in diesem Theater war damals bereits die Rundbogenform der Logen eingeführt.

Die Einrichtung des Amphitheaters entlockt Sauval[4]) ein wahres Loblied auf den Baumeister Le Mercier und seinen fürstlichen Berater Richelieu. Es war sanft ansteigend angelegt und mit 27 steinernen, im Verhältnisse zur Breite sehr niedrigen Stufen versehen. Auf die Breite kamen bei Aufführungen hölzerne Bänke zu stehen, eine Einrichtung, die einen bequemen Verkehr zwischen den einzelnen Reihen ermöglichte und den Inhaber selbst der letzten Reihe noch im Augpunkte des Schauspielers hielt. Einen Gang in der Mitte des Amphitheaters anzunehmen, wie Fritsche durch punktierte Linien andeutet, erscheint nicht geboten; die ständige Klage wegen Platzmangels steht dem entgegen, ebenso wie Sauvals Bemerkung über die «longue suite»[5]) von Holzbänken. Auch Blondel, dessen Schilderung der Comédie Française von 1680 von Fritsche mit Recht für Molières Bühne verwertet ist, sagt von deren Amphithéâtre, es sei garni de banquettes dans toute son étendue.[6])

---

1) Die Dresdner Kgl. Bibliothek besitzt eine Ausgabe von 1725; Fritsche S. 9 sagt, Sauvals Werk sei 1704 erschienen, aber vor 1670 geschrieben.

2) In Hirths kulturgeschichtlichem Bilderbuch Nr. 3158.

3) Vgl. dessen Abbildung im ersten Teil des Fürstenauschen Werkes.

4) Sauval II, 162 und III, 47. 5) II, 163.

6) Architecture française II, 32.

Die Logen sind nach Sauval weder architektonisch gegliedert, noch ermöglichen sie von allen Punkten ein bequemes Sehen. Die Comédie Française beseitigte 1680 diese Fehler durch Einführung der Hufeisenform. Wenn Royer in seiner Histoire universelle du théâtre III, 47 bemerkt, es sei der Italiener Carlo Fontana 1675 der Erfinder dieser Form gewesen[1]), so ist dem gegenüber auf das Dresdner Komödienhaus von 1664 hinzuweisen, das 16 Jahre früher schon den Rundbogenstil für die Logen kennt. In ausgezeichneter Weise zeigt dies der Kupferstich der Innenräume von Joh. Oswald Harms.[2])

Zwischen Bühne und Parterre fehlte sicherlich, wie auch Fritsche annimmt, die Treppe; sie hätte zuviel Platz weggenommen. In den Theatern zu Versailles findet sich ein vertiefter Raum — wie das zweite ausgestellte Modell zeigt —, den die Musik einnimmt. Auf anderen Bildern erscheint diese im Vordergrunde des Parterre rechts und links in vertieften Logen, wieder auf anderen rechts und links der Bühne, im Garten von Versailles sogar auf Bäumen, die in die Scene hineinragen, während die zwölf Violinen Molières sich wohl mit der Eckloge des zweiten Ranges begnügen mufsten.[3])

Für die Bühne ist besonders kennzeichnend, dafs sich auf ihr zu beiden Seiten Plätze befanden, die den Logen im ersten Range gleichgeschätzt wurden und am höchsten im Preise standen. Zum Sitzen dienten teils Binsenstühle, teils, wie Coypels Bild zeigt, taburettähnliche Sessel, teils Bänke, die, wie in der Comédie Française von 1680, durch eine Balustrade von der Bühne getrennt waren. Die Anzahl der Kulissen betrug nach der Comédie Française[4]) sechs; aber nur die drei letzten waren beweglich, da die Sitze auf der Bühne Änderungen der hinter ihnen befindlichen Kulissen nicht gestatteten. Wegen der sonstigen Bühneneinrichtung, der Dekorationen und Kostüme sei auf Fritsches anziehende und erschöpfende Darstellung verwiesen; sie stützt sich auf Sabbattinis schwer erhältliches Werk: Pratica di fabricar scene etc., Ravenna 1637/38, und Ludovic Cellers' daraus geschöpftes Buch: Les décors, les costumes et la mise en scène au 17e siècle 1615—1680, das inzwischen vergriffen ist.

---

1) Vgl. Fritsche S. VIII.

2) In der Schilderung des Ballets von dem Zusammenhang und der Wirkung der sieben Planeten (3. Februar 1678).

3) Hier wie in der Folge die Bilder in Relation de la Fête de Versailles (vgl. oben).

4) Blondel, Architecture française. II, Planche 2 hinter S. 36.

Die Anzahl der Plätze geben die Quellen verschieden an. Sauval spricht von 3 bis 4000, Blondel von 3000, Fritsche berechnet sie unter Berücksichtigung einer Notiz in der Universalgeschichte des Theaters von Royer, gewifs mit Recht, nur auf 1450.

Der Saal im Palais-Royal war der erste feste, eigens für Theaterzwecke gebaute Saal, von dessen Lobe die Zeitgenossen voll sind. Eine nicht minder würdige Stätte schuf der dramatischen Kunst Kurfürst Johann Georg II. durch das Erste Dresdner Komödienhaus, in dem von der „berühmten Bande" des Magisters Velten, wie auch früher bereits, Werke von Molière, z. B. „Der alte Geizhals" und „Der scheinheilige Mann Tartuffe", aufgeführt wurden. Somit gebührt Sachsen der Ruhm, in einem der glänzendsten Theaterhäuser im Zeitalter Molières der „guten" Komödie eine würdige Stätte bereitet zu haben.

Nachdem die Versammelten die reichhaltige Ausstellung besichtigt hatten, besprach Dr. William Vollhardt, Oberlehrer an der 2. Städtischen Realschule zu Leipzig-Reudnitz: Die Vorbilder Shakespeares für Oberon und Titania.

Die in dem Streit zwischen Oberon und Titania erhobenen gegenseitigen Vorwürfe bezüglich ihres Verhältnisses zu Theseus und Hippolyta (Akt 2, Sc. 1) führen uns mit Notwendigkeit zu der Annahme, dafs diese Reden sich ursprünglich auf antik-mythologische Gestalten beziehen, denn auf einen altfranzösischen Feenkönig lassen sich nicht die Worte Titanias beziehen, dafs Oberon in Hippolyta ein Heldenliebchen besitze, noch gegen eine beliebige Feenkönigin der Tadel Oberons erheben, dafs sie die Urheberin der von Theseus begangenen Treulosigkeiten sei. Auch der von Puck für seine Herrin gebrauchte Name Hekate (Akt 5, Sc. 1) giebt uns einen Anhaltspunkt dafür, dafs wir es mit Gestalten der griechisch-römischen Götterlehre zu thun haben. Vollständige Gewifsheit hierüber bringt uns die Herkunft des Namens Titania, die weiter nichts ist als eine Entlehnung einer für Diana von Ovid (Met. III, 173) gebrauchten Bezeichnung. Doch tritt uns im Sommernachtstraum nicht die Gestalt der jagdliebenden Göttin entgegen, sondern die spätere phantastische Vorstellung ihres Wesens. Bekanntlich wurde Diana nicht allein mit Selene-Luna, sondern auch mit Hekate und Proserpina identifiziert; ja, im Mittelalter verschmolz sie mit den Schöpfungen des Aberglaubens, der Holde und der Domina Abundia (Dame Habonde), und wurde zur Führerin von Hexenzügen, die die Luft bei Mondenschein durchziehn (Burkhard von Worms, Magnum decretum, Bd. 19, Kap. 5). Diese Vorstellung von Dianas Wesen ist Shakespeare durch das von ihm

öfters benuzte Werk des Reginald Scot „Discovery of Witchcraft" vermittelt worden.

Der zum ersten Male in der altfranzösischen Chanson Huon de Bordeaux auftretende Oberon ist zwar dem Namen, nicht aber dem Wesen nach der germanische Alberich (Vgl. G. Paris in d. Revue Germanique, Bd. 16, S. 379). Mit diesem altfranzösischen Oberon oder mit demjenigen in Lord Berners Übersetzung hat Shakespeares Schöpfung nichts gemeinsam als den Namen, denn von jenem wird weder eine Gemahlin, noch irgendwelche Eifersucht erwähnt. Aber auch der Oberon in R. Greenes „James IV." (1594) hat schon wegen seiner roheren Auffassung und ganz verschiedenen Thätigkeit kaum Shakespeare beeinflufst, ebensowenig wie die entsprechende Gestalt in Spensers Faerie Queen, denn hierin ist Oberon nur zu einer Maske für König Heinrich VIII. von England geworden. Unzweifelhaft hat dagegen Chaucers Pluto Shakespeare vorgeschwebt, wie dies schon Tyrwhit, Morris und Skeat vermutet haben. Der altenglische Dichter macht nämlich in seinen Canterbury Tales, und zwar in der Erzählung des Gutsherrn, Pluto zum „King of Faierie" und läfst ihn mit seiner Gemahlin Proserpina wegen der von einer jungen Frau an ihrem erblindeten Ehemann begangenen Täuschung in Streit geraten, derselbe Gegenstand also, den Wieland im Oberon (6. Gesang) behandelt, nur dafs er die Namen Pluto und Proserpina in Oberon und Titania umgeändert hat.

Dieselbe Auffassung von Pluto und Proserpina als Beherrschern des Feenreichs begegnet uns in dem altenglischen Gedicht von Sir Orfeo und Heurodis, einer mittelalterlichen freien Bearbeitung der Sage von Orpheus und Eurydike. In den Kreis von Vorstellungen, die sich über Pluto gebildet haben, scheint auch der Pluto-Mammon Spensers und der Oberon Greenes zu passen, wenn sie auch viele eigenartige Züge aufweisen und Shakespeare kaum beeinflufst haben. Dazu kommt, dafs zum Herren über die Geister, auch nach englischen abergläubischen Überlieferungen, Pan und Apollo gemacht werden; heifst es doch bei Reginald Scot (7. Bch., 16. Kap.): In heaven he is called Sol, in earth Liber Pater, in hell Apollo.

Über den Gegenstand des Streites Oberons und Titanias, den von letzterer geliebten Knaben, und ein etwaiges antikes Vorbild lassen sich nur Vermutungen aufstellen, vielleicht haben wir es bei Shakespeare nur mit einer freien Bearbeitung der Endymionsage zu thun, die schon vor Shakespeare in England, aber auch in Italien dramatisch behandelt worden ist. Für die andere Seite in dem Wesen und Wirken Oberons, sein hilfsbereites Eingreifen zu gunsten unglücklich Liebender, bietet die englische Litteratur nichts Ent-

sprechendes, sodafs namentlich Ten Brink als Quelle die „Diana", den spanischen Schäferroman des Jorge de Montemajor, angesehen hat. Wir geben dem italienischen Schäferdrama des Alv. Pasqualigo „Gl' Intricati" (1581) den Vorzug, denn es bringt nicht allein die sich kreuzenden Liebesneigungen mit den bekannten Klagen und Vorwürfen, sondern auch die losen Streiche und lächerlichen Kunstversuche täppischer Gesellen, vor allem aber die glückliche Lösung durch die Unterstützung einer zauberkundigen Priesterin, in deren Diensten Lucifer und Geister stehen, wenn sie die Schäfer durch Vorführung angenehmer Trugbilder zu einer glücklichen Sinnesänderung bei ihrem Erwachen stimmen.

An den Vortrag knüpfte Professor Vetter aus Zürich ein paar erläuternde Bemerkungen.

Hierauf sprach Dr. Paul Schumann, Redakteur am Dresdner Anzeiger, veranlafst durch einen erst vor kurzem vom hiesigen Kunsthändler Adolf Gutbier in den hinterlassenen Papieren eines alten Herrn gemachten und dem Vortragenden zur Bestimmung übergebenen Fund, der nicht nur für die Litteraturgeschichte, sondern mehr noch für die Kunstgeschichte des Mittelalters von Bedeutung ist: Über mittelalterliche Illustrationen zu Benoît's de Sainte-More Roman de Troie als Vorbilder zu Wandteppichen.[1])

Bekanntlich hat die französische Kunst des 15. Jahrhunderts durch die Religionskriege und durch die grofse Revolution schwere Verluste erlitten, sodafs wir zur Erkenntnis dieser Kunst auf die Miniaturen, Wandteppiche, Emails und Glasgemälde angewiesen sind. Die Wandteppiche aber bilden einen hohen Ruhmestitel der französischen Kunst. Sie waren von ihrer Erfindung an bis zum 16. Jahrhundert ein unumgängliches Erfordernis für fürstliche und herrschaftliche Wohnungen. Die Schlösser mit ihren kahlen Wänden wurden geradezu erst wohnlich durch die Teppiche, die man bei Wohnungswechsel und auf Reisen regelmäfsig mitnahm und ebenso rasch wieder an den Wänden befestigte, wie man sie vorher abgenommen hatte. Leider sind aus der ersten Periode der französischen Teppichweberei (bis 1477) im Vergleich zu den Tausenden von Stücken, von denen die Inventare erzählen, nur sehr wenige Stücke erhalten. Noch schlimmer steht es mit unserer

1) Einzelheiten beliebe man in dem Werke nachzusehen, das inzwischen bei Adolf Gutbier in Dresden erschienen ist: Der trojanische Krieg, französische Handzeichnungen aus dem 15. Jahrhundert, acht Tafeln mit beschreibendem Texte von Dr. Paul Schumann.

Kenntnis von den Vorbildern zu den Teppichen und den Künstlern, die sie geliefert haben. Zu den berühmten Apokalypsenteppichen der Kathedrale zu Angers (1378) haben als Vorbilder gedient Miniaturen einer noch älteren Handschrift, die sich in der Nationalbibliothek zu Paris wiedergefunden hat. Im Jahre 1449 bestellte Philipp der Erste, Herzog von Burgund, die Patronen zu Bildteppichen aus der Geschichte Gideons bei dem Maler Baudouin de Bailleul in Arras. Der Maler Jaquet fertigte die Zeichnungen zu den Magdalenen-Teppichen für die Magdalenenkirche zu Troyes (1425—30). Endlich weifs man, dafs die Teppiche im Museum zu Bern, die aus der Beute Karls des Kühnen stammen sollen, auf inzwischen untergangene Gemälde Rogiers van der Weyden zurückgehen.

Zu diesen vereinzelten Beispielen aus der Zeit bis 1477 treten nun acht Handzeichnungen aus dem Besitz des Dresdner Kunsthändlers Adolf Gutbier, die Dr. Paul Schumann als Vorbilder zu Bildteppichen bestimmt hat. Auf die genannte Zeit weisen hin die Beschaffenheit des Papiers, die Wasserzeichen, die sich bei Midoux und Matton unter Nr. 396 und Nr. 418 finden und auf Urkunden zu Laon und Soissons zwischen 1463 und 1481 vorkommen, ferner die Waffen und die sonstige Tracht der dargestellten Persönlichkeiten, die Architekturen und der gesamte Stil der Darstellung. Die Griechen sind als Franzosen, die Trojaner als Türken dargestellt.

Dargestellt ist auf den Bildern der gesamte trojanische Krieg und zwar, wie der Vortragende nachwies, im engen Anschlufs an den Roman de Troie, sodafs die gesamte Folge von Bildern als eine fortlaufende Illustration zum Roman de Troie bezeichnet werden mufs. Offenbar hat die gesamte Folge ursprünglich aus noch mehr als 8 Bildern bestanden. Besonders interessant ist nun, dafs eine Anzahl von den Teppichen, die nach diesen Bildern gewebt wurden, noch heute vorhanden ist. Einer dieser Teppiche, die Ankunft der Amazonen in Troja, Amazonenschlacht und Ausrüstung des Pyrrhus darstellend, wurde bis zum Jahre 1807 im Schlosse Bayard aufbewahrt und ging später in den Besitz Achille Jubinals über, der ihn in seinem berühmten Werke Les anciennes tapisseries historiées (Paris 1838) abbildete. Eine Reihe andrer Teppiche gehörte früher der Familie Besse in Aulhac und kam in der französischen Revolution ins Gerichtsgebäude zu Issoire, wo sie sich in traurigem Zustande noch jetzt befinden. Zu einem von diesen Teppichen aus Aulhac fehlt die Zeichnung. Die Darstellung reiht sich aber in die Folge ein und entspricht der Schilderung der fünften Schlacht im Roman de Troie (Vers 11875—12438). Ob

auch die Teppiche mit trojanischen Darstellungen im Gerichtsgebäude zu Montereau in diese Folge gehören, vermag der Vortragende wegen mangelnder Abbildungen nicht zu entscheiden.

Schliefslich ist zu erwähnen, dafs zu den Zeichnungen auch Inschriften vorhanden sind, nämlich 17 achtzeilige Stanzen in glatter französischer Sprache und Schrift des 15. Jahrhunderts. Die Verse sind bisher in der französischen Litteratur unbekannt und offenbar von dem Gelehrten, der dem Maler wie üblich bei der Herstellung der Illustrationen an die Hand ging, erst zu dem Zweck gedichtet worden. Hier eine Probe der Verse:

Venue a troyes en ordonnance belle
Panthasilee pour les grecs bataillier
Avecques mille vertueuses pucelles
Pour aux troyens courageux cuer baillier.
Au roy priant requiert de cuer entier
Que bataille soit aelle donnee
En desirant la mort dector[1]) vengier
Priant lui a se requeste accordee.

Um nach diesen wissenschaftlichen Vorträgen auch die praktische Seite der neuern Philologie zu behandeln, sprach Dr. Hermann Varnhagen, Professor an der Universität Erlangen: Über die Prüfungen der Kandidaten für den neusprachlichen Unterricht in Bayern.

Eine Sonderstellung hinsichtlich des Prüfungswesens nehmen unter den deutschen Bundesstaaten Bayern und Württemberg ein. Da man in Preufsen an einer Neugestaltung des Prüfungswesens arbeitet, so empfiehlt es sich, das im übrigen Deutschland wenig bekannte bayrische Verfahren darzulegen.

Charakteristisch ist für Bayern, dafs alle Prüfungen für das Lehramt in München und nur im Monat Oktober stattfinden und dafs man dort zwei getrennte Prüfungen hat: ein Hauptexamen in zwei Teilen (Französisch und Englisch) wesentlich für die praktische Seite und ein Specialexamen für die wissenschaftliche Seite.

Der Kandidat hat die Prüfung vor drei verschiedenen Kommissionen zu bestehen, die jedes Jahr neu gewählt werden. Die beiden Teile des Hauptexamens können in einem Jahre abgelegt werden, was jedoch selten der Fall ist; das Specialexamen wird ein Jahr darauf abgelegt. Die Kommission für das erste Examen besteht aus vier (fünf) Mitgliedern, wobei auch die Schule vertreten ist; im zweiten Examen, dessen Kommission aus sechs Mit-

1) = Hektors.

gliedern besteht, prüfen in der Regel ausschliefslich Universitätsprofessoren. Den Vorsitz führt ein Ministerialbeamter.

Das erste Examen, zu dem man nach einem Studium von sechs Semestern zugelassen wird, ist reines Fachexamen und zerfällt in einen schriftlichen und einen mündlichen Teil. In Form von Klausurarbeiten wird im schriftlichen Examen gefordert: 1) ein deutscher Aufsatz, 2) ein französischer (bez. englischer) Aufsatz, 3) eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische (bez. Englische), 4) ein französisches (bez. englisches) Diktat nebst Übertragung ins Deutsche. Im mündlichen Examen wird geprüft: 1) Litteratur (vom 16. Jahrhundert ab), 2) Etymologie (d. i. historische Grammatik), 3) Phonetik, 4) Übersetzung und Interpretation eines modernen Textes, 5) Metrik, 6) neufranzösische (bez. englische) Grammatik. Jeder Kandidat wird einzeln, in jedem Fache zehn Minuten, geprüft. Das Ergebnis wird durch eine etwas komplizierte Rechnung festgestellt. Bei der schriftlichen Prüfung haben nämlich die einzelnen Fächer verschiedene Koefficienten (Aufsatz: vier, Übersetzung: drei, Diktat: zwei); nach der mündlichen Prüfung dagegen werden die Noten für die einzelnen Fächer addiert, durch die Zahl der Fächer dividiert und der Quotient mit fünf multipliziert. Das auf diese Weise gewonnene Ergebnis der mündlichen Prüfung wird zu dem der schriftlichen addiert und die Summe durch 18 geteilt; den Quotienten entsprechen dann gewisse Censurgrade.

Bei der zweiten Prüfung hat der Kandidat eine wissenschaftliche schriftliche Arbeit zu liefern, deren Thema er sich entweder selbst wählen oder von einem Professor geben lassen kann. Auch das Ministerium hält eine Anzahl Themen zur Verfügung. Die Arbeit mufs mindestens den Umfang eines Druckbogens haben und bis zum 1. Mai abgeliefert werden. Für jede Arbeit wird ein Referent und ein Korreferent bestellt. Doch censieren auch die andern Mitglieder der Prüfungskommission die Arbeit. Die mündliche Prüfung findet im Oktober statt, dauert zwei Stunden und umfafst: 1) ein Colloquium mit dem Referenten über die schriftliche Arbeit ($^1/_2$ St.), 2) $^1/_2$ St. altfranzösische und $^1/_2$ St. altenglische historische Grammatik und Litteratur (die Texte sind vorgeschrieben), 3) Pädagogik und Geschichte der Philosophie (je $^1/_4$ St.). Das Ergebnis dieser zweiten Prüfung wird im wesentlichen durch kollegiale Beratung festgestellt.

Hieran knüpfte der Vortragende eine Kritik der bestehenden Einrichtungen: Der Umstand, dafs alle Prüfungen in München stattfinden, beeinträchtige die andern beiden Universitäten wesentlich, weil die Studenten sich dahin drängten, wo sie geprüft würden.

Dafs Prüfungen nur einmal im Jahre abgehalten würden, liege im Interesse der Examinatoren wie der Examinanden. Besonders günstig wirke die Heranziehung von Vertretern der Schule im Hauptexamen. Die eingeführte Berechnung ergebe wohl in der Regel ein richtiges Bild. Doch wiege der deutsche Aufsatz, der die allgemeine Bildung der Kandidaten bekunden soll, zu schwer, da er eventuell Kandidaten rette, die sonst unfehlbar durchfallen müfsten (dafür führte der Redner ein drastisches Beispiel an). Das Examen sei endlich zu sehr Fachexamen, sodafs die Kandidaten die Vorlesungen nur mit Rücksicht auf das Examen auswählten und die breite Grundlage allgemeiner Bildung vernachlässigten.

In der Debatte über den Varnhagenschen Vortrag gab Professor Vollmöller in Dresden dem bayrischen Verfahren den Vorzug vor dem preufsischen und erblickte in der hohen Bewertung des deutschen Aufsatzes ein Mittel, ungeeignete ausländische Bewerber fernzuhalten, was zwar auch Varnhagen als segensreiche Nebenwirkung, aber nicht als Zweck der Einrichtung gelten liefs. Professor Schipper aus Wien stellte das neue für Österreich vorbereitete Prüfungsgesetz in seinen Hauptzügen dar, von dem er sich namentlich eine Belebung der seminaristischen Übungen verspreche.

Universitätsprofessor Vietor aus Marburg machte darauf aufmerksam, dafs die Sektion im Programm der angemeldeten Vorträge wie im „Tageblatt" fälschlich 'neusprachliche' statt, wie bisher, 'neuphilologische' genannt werde, und forderte die Sektion auf, an ihrem alten Namen festzuhalten, der die umfassende wissenschaftliche und praktische Thätigkeit weit besser bezeichne. Die Anwesenden stimmten ihm darin durchaus bei.

Zum Schlufs dankte der Vorsitzende Prof. Dr. Wülker den Vortragenden und den Teilnehmern der Sektionssitzungen; ebenso dankte Prof. Dr. Schipper aus Wien im Namen der Versammlung den Vorsitzenden wie den Schriftführern für ihre Mühwaltung und lud alle Anwesenden herzlich zum nächsten Neuphilologentage (Pfingsten 1898) nach Wien ein.

In die Präsenzliste haben sich im ganzen 63 Mitglieder eingezeichnet.

Orientalische Sektion

in der Aula der städtischen höheren Töchterschule (Zinzendorfstrafse 15).

Die orientalische Sektion umfafste die Deutsche Morgenländische Gesellschaft und den Deutschen Palästinaverein.[1])

A. Deutsche Morgenländische Gesellschaft.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 29. September 1897.
(Mittag 12 Uhr).

Vorsitzender: Geh. Hofrat Dr. Windisch, Professor an der Universität Leipzig.
Obmann: Prof. DDr. Wünsche, Oberlehrer an der städtischen höheren Töchterschule in Dresden.
Schriftführer: Dr. Stumme, Privatdocent an der Universität Leipzig.

Die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, die kurz nach der letzten Philologenversammlung 1895 das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens in Leipzig gefeiert hat, nahm in erster Linie die Jahresberichte entgegen, die ihr Vorstand alljährlich über die Verhältnisse der Gesellschaft, über den Zuwachs und die Benutzung ihrer Bibliothek, über die auf Kosten der Gesellschaft gedruckten Werke, sowie über den Stand ihrer Finanzen abzustatten hat. In allen diesen Beziehungen war Erfreuliches zu berichten.

Aufserdem hielt Dr. Friedrich Delitzsch, Professor an der Universität Breslau, den angekündigten Vortrag: Assyrische Notizen zur hebräischen Formenlehre, in dem er hebräische

1) Näheres über die Verhandlungen der Orientalischen Sektion wird in den Zeitschriften der D. M. G. und des D. P. V. mitgeteilt.

Formen durch die entsprechenden assyrischen etymologisch aufzuhellen suchte und durch seinen Hinweis auf die in der alten assyrischen Brieflitteratur enthaltenen Kanaanismen besonderes Interesse erregte.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Vormittag 9 Uhr.)

In der zweiten Sitzung hielt Dr. med. et phil. Julius Cäsar Häntzsche, praktischer Arzt in Dresden, einen Vortrag über: Das Geschlechtsleben in Persien.

Aus seinen Angaben zum Teil sehr intimer Art, die er auf Grund eines mehrjährigen Aufenthaltes in Persien machen konnte, ist im allgemeinen mitteilbar, dafs die Sittlichkeit bei den Anhängern Zoroasters und den Angehörigen der verschiedenen christlichen Kirchen höher steht als bei den Muhamedanern.

Endlich erstattete DDr. Emil Kautzsch, Professor an der Universität Halle, einen interessanten Bericht über den äufseren Verlauf und den Gehalt des Internationalen Orientalistenkongresses, der im Monat September dieses Jahres in Paris stattgefunden hat.

Universitätsprofessor Dr. Albert Socin aus Leipzig ergänzte diesen Bericht, indem er namentlich das in Paris von neuem in Anregung gebrachte grofse Unternehmen einer muslimischen Encyklopädie auch der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft zur Beachtung empfahl. Es wurde beschlossen, bei der Reichsregierung darum nachzusuchen, dafs künftighin zu diesen Kongressen ein offizieller deutscher Delegierter entsendet und dafs dessen Auswahl der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft übertragen werde.

B. Deutscher Palästinaverein.

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Vormittag 9 Uhr.)

Vorsitzender: Prof. DDr. Kautzsch aus Halle.
Schriftführer: Diakonus Dr. Jeremias in Dresden-Pieschen.

Die Verhandlungen der 9. Generalversammlung des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas bestanden gleichfalls zum Teil in Geschäftsberichten, zum Teil in Vorträgen.

Den ersten Vortrag hielt Dr. Otto Kersten aus Altenburg über die Leistungen der vom Verein eingerichteten meteorologischen Stationen in Palästina.

Hierauf gab Universitätsprofessor D. Hermann Guthe aus Leipzig einen Bericht über die durch den Deutschen Palästinaverein unternommene, noch nicht abgeschlossene Vermessung des Ostjordanlandes, die in archäologischer, ethnographischer und geographischer Beziehung von grofser Wichtigkeit ist. Mit den verhältnismäfsig geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, hat der Deutsche Palästinaverein ein schönes Stück Arbeit zu stande gebracht, das sich neben der mit ungleich gröfseren Mitteln unternommenen englischen Forschung wohl sehen lassen kann.

Ganz besonderes Interesse fand der Vortrag von Dr. Wilhelm Sieglin aus Leipzig über die neuestens in Mādebā auf dem Boden einer Basilika aufgefundene einzigartige Mosaiklandkarte von Palästina und den angrenzenden Ländern, die nach dem, was sich auf den bisher veröffentlichten Photographien erkennen läfst, etwa um 500 n. Chr. entstanden sein mufs.

Professor Guthe und Pastor Mommert fügten diesem Vortrage einige gleichfalls auf genauer Sachkenntnis beruhende Bemerkungen hinzu.

Zum Schlufs sprach Universitätsprofessor D. Mühlau aus Kiel über eine von ihm gezeichnete und von den Anwesenden als vortrefflich befundene Höhenkarte des Westjordanlandes.

Indogermanische Sektion

im Arbeitssaal der höheren städtischen Töchterschule (Zinzendorfstrafse 15).

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 29. September 1897.
(Mittag 12 bis ¼2 Uhr.)

Universitätsprofessor Dr. Brugmann aus Leipzig eröffnete die Sitzungen mit Worten des Dankes an die Fachgenossen, die im Jahre 1891 die Gründung einer Indogermanischen Sektion angeregt und diese Sektion auf der Kölner Philologenversammlung glücklich für immer in den Sattel gehoben haben, die Herren Osthoff, Stolz, Wackernagel u. a.

Sodann fand die Konstituierung der Sektion statt. Zu Vorsitzenden wurden einstimmig gewählt Professor Dr. Brugmann und Gymnasialprofessor Dr. Uhle in Dresden, die auch die vorbereitenden Geschäfte der Sektion geführt hatten; zu Schriftführern Gymnasialoberlehrer Dr. Prellwitz aus Tilsit und Dr. Berneker aus Berlin.

Hierauf hielt Dr. Wilhelm Streitberg, Professor an der Universität Freiburg in der Schweiz, seinen Vortrag: Die Entstehung des Injunktivs im Indogermanischen.[1])

Der Vortragende stellt fest, wie sich die Gebrauchstypen des Injunktivs auf die verschiedenen Schichten des Rigveda verteilen. Auf Grund des statistischen Materials kommt er zu der Annahme, dafs die Hauptquelle des Injunktivs der starke, nicht der *s*-Aorist ist. Positive und negative Injunktive stehen von Anfang an gleichberechtigt nebeneinander. Es berechtigt uns daher nichts, die negative Fügung für die ursprünglichere zu erklären. Endlich

1) Der Vortrag wird anderwärts vollständig veröffentlicht werden.

zeigt sich, dafs die Ansicht, der Gebrauch des Injunktivs als eines indefiniten Präsens bilde die jüngste Stufe der Entwickelung, an den thatsächlichen Verhältnissen keine Stütze hat. Die verschiedenen Bedeutungstypen erklären sich einfach, wenn man von der ursprünglichen perfektiven Bedeutung der Injunktivformen ausgeht. Alsdann bezeichnet er als indefinites Präsens ursprünglich den Moment des Eintritts, bez. der Vollendung einer Handlung. Indem dieser Moment vom Subjekte erwartet wird, entwickelt sich die modale Bedeutung des Injunktivs, ähnlich wie auch im Deutschen das Futurum imperativischen Sinn haben kann.

Der Vortrag gab Dr. Foy in Dresden und Professor Dr. Hoffmann aus Breslau Anlafs zu einigen Bemerkungen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Vormittag 8 bis ½11 Uhr.)

Es wurden zwei Vorträge gehalten. Zuerst behandelte Dr. Walther Prellwitz, Oberlehrer am Königl. Gymnasium in Tilsit, das Thema: Zur Wortbildung im Indogermanischen. Die Herkunft der lateinischen Suffixe *-ārius* und *-tūrus*.[1])

Die Lehre von der Wortbildung ist noch nicht genügend ausgebaut. Viele Forscher lassen alles hinter dem Stamm, der das *ἔτυμον* enthält, unter der Bezeichnung „suffixaler Bestandteil" aufser Betracht. Aber diese formalen Elemente vermitteln doch die Beziehung des einzelnen Wortes zu seiner Umgebung und sind für die Sprachform charakteristisch. Viele Suffixe sind selbständige Wörter gewesen, auch schon im Indogermanischen glaubt der Vortragende dies nachgewiesen zu haben, aber andere Suffixe sind aus nominalen Kasusformen erwachsen.

Die Wörter auf *ārius* sind vielfach behandelt. Paucker, der in Kuhns Zeitschrift für vergl. Spr. XXVII, 113 ff. das ganze Material zusammenstellt, ist geneigt, Verwandtschaft mit den Suffixen *āli, āri* anzunehmen, wie schon Bopp und Schleicher. Dagegen hatte bereits Lottner K. Z. VII, 49 Anm. Einspruch erhoben, weil sich osk. *āsio* von lat. *ārius* nicht trennen lasse. Ebenso schliefst Corssen (Krit. Beitr. Leipz. 1863) aus *Pinasii Pinārii*, dafs *r* in *ārius* auf älteres *s* zurückgehe, wenn sich auch

1) In Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen soll der Vortrag vollständig abgedruckt werden.

späterhin Beziehungen zwischen *ārio* uad *ārī* ergeben hätten. Da aber neben *ārio* ein dissimiliertes *ālio* nicht vorkomme, sei *ārio* ursprünglich ein selbständiges Suffix. Aus einer Untersuchung der Bedeutung ergiebt sich ganz klar der lokativische Charakter des Suffixes; denn auch der Handwerker oder Händler ist ja mit seinem Erzeugnisse, Stoffe, Werkzeuge oder seiner Ware stets in örtlicher Gemeinschaft zu denken.

Statt nun mit Corssen in dem *ā* von *ārio* den Ausgang der Verba nach der 1. Konjugation zu erblicken und statt *āsio* wieder auf älteres *atio* oder *antio* zurückzuführen, sieht der Vortragende *āsio* als die älteste Form an und leitet sie aus dem Loc. Plur. auf *ās* (oder *āsi*) der ersten Deklination her. Über den Loc. Plur. auf *ās* oder *āsi* vgl. von Planta Gr. d. osk. umbr. Dial. II, 99 f. Brugmann Grdr. II § 358, der solche Lokative in *aliās* „sonst", *forās* „draufsen" erkennt, und R. Thurneysen K. Z. XXVII, 177.

Beziehung aufs Femininum erkennt man in *equaria* f. das Gestüt, das natürlich nicht von *equus*, sondern von *equa* herkommt. Aus *equasius* (vgl. *Equasius* bei Corssen 478) „unter den Stuten befindlich", dann „zu den Pferden gehörig" neben *equus* und ähnlichen Wortgruppen entwickelte sich das Suffix *ārius*, das nun an alle Stämme treten konnte. Interessant ist, dafs häufig der lokativische Begriff eine Umkehrung erfährt, indem das umfassende Plurale zum umfafsten Singular wird, z. B. *aquārium; frigidārium* u. s. w.

Analogieen lokativischer Nominalbildungen werden aus dem Lettischen angeführt. Auch den Suffixen *īrius, erius* mögen Lokative zu Grunde liegen.

Lat. *ārea, ocrea*, vielleicht *aureus igneus*, gr. χρύσεος gehen gleichfalls auf Lokative zurück. Wie sich das *s* im umbr. *plenasiu* u. s. w. erklärt, ist nicht sicher. Berücksichtigen darf man Buck's Theorie, der aber fälschlich vom Gen. Sing. statt vom Loc. Plur. ausgeht (Der Vokalismus der osk. Spr., Leipz. 1892, S. 35 f.).

Das Suffix *tūrus* der Participia Fut. Act. und die Endung *tūra* der Abstracta darf nicht mit Kretschmer (K. Z. XXXI, 463 ff.) von dem Inf. auf *tūrum* getrennt werden, aber auch nicht mit Brugmann (Grdr. II. 1268) und Stolz (Hist. Gr. § 209) aus dem bis in späte Zeiten noch unflektiert vorkommenden Infinitiv abgeleitet werden. Auch Lindsay's Vorschlag (VIII. § 89) scheitert an der lateinischen Syntax.

Postgate hat mit seiner Erklärung von *tūrum* aus dem Abl. *tū* + *esom* = *esse* (I. F. IV. 252 ff.) recht. Bereits in

früherer Zeit hatte sich *dictūrus* (sum) und *natūra* u. dgl. aus den Genitiven *dictūs*, *natūs* u. s. w. entwickelt. Im Altind. wird dieser Genitiv auf *tos* (aus *teus* oder *tous*) als Infinitiv und auch prädikativ gebraucht. Z. B. *dve pratyetos* zwei (sind des Herauskommens) können herankommen; etwa duo aditūs-i = aditūri oder *dīksitáh pāmanó thavitóh* (etwa sanctus scabiosus futūrus) der Geweihte ist des Krätzigwerdens, d. h. der Gefahr ausgesetzt, krätzig zu werden. Vgl. Whitney Altindische Gramm. §§ 970 b. 972. 983. 984. *Natūra : natūs = āreia : āreĩ*. Auch *matūrus* „von rechter Ausbildung" geht auf einen Genitiv *mātūs* von einem *u*-Stamme (vgl. Matūta, mātūtīna) zurück.

So ist für die Wortbildungslehre ein neues Prinzip gesichert. An einen attributiv oder prädikativ gebrauchten Kasus tritt die Endung der thematischen Deklination, weil so die grammatische Zugehörigkeit leichter erkennbar wird oder ein bequem brauchbares Nomen entsteht.

An der Debatte über den Vortrag beteiligten sich die Universitätsprofesoren Brugmann aus Leipzig, Hoffmann aus Breslau und Leskien aus Leipzig, sowie Professor Dr. Uhle aus Dresden.

Hierauf sprach Dr. Karl Brugmann, Professor an der Universität Leipzig, über: Dissimilatorische Veränderung von ē im Griechischen und Aristarchs Regel über den homerischen Wechsel von η und ει vor Vokalen.[1])

Im Ionisch-Attischen ist dasjenige geschlossene ē, das durch Ersatzdehnung von ε oder durch Kontraktion von εε entstanden war, vor ε und ι offen geworden (zu η), während es vor α, ο in der gewöhnlichen Weise als ει erscheint. Ersatzdehnung beim Wegfall von *-su̯-* (vgl. νηός, ἰ̓ός, aus *νασϝο-ς, *ἰσϝο-ς) liegt vor in: hom. εἴωθα (lesb. εὔωθα), τέλειος (kret. τέληος), τελήεις ἀχθήεις u. dgl., χέρηϊ χέρηες χέρεια aus *χερεσϝ- (ai. *hrasvá-s*). Mit Verkürzung des langen Vokals: ἔωθα, τέλεος, τελέεις u. dgl. Kontraktion: νεῖαι, μυθεῖαι, αἰδεῖο; σπῆϊ σπήεσσι σπεῖος (falsch σπείους) σπείων, δεῖος (falsch δείους), ἐυρρεῖος, ἐυκλεῖας, ἀκλῆες (*M* 318, falsch ἀκληεῖς), κρείων (falsch κρειῶν), κλείω, κληΐζω. Mit Kürzung der Vokallänge: μυθέαι, πωλέαι, ἀποαιρέο, ὑπερδέᾰ, νηλέᾰ (νηλέϊ), κρέων (falsch κρεῶν). Die Flexion Ἡρα-κλῆος -κλῆϊ -κλῆα erklärt sich durch Einfluſs der Substantiva wie Ἀχιλῆος βασιλῆος. Da τέλεος τελέεις etc. Vokalkürzung aufweisen, so müssen auch μυθέαι etc. so erklärt werden, die Annahme von Hyphäresis eines ε

1) Der Vortrag wird in extenso erscheinen in den „Indogermanischen Forschungen" (Bd. IX 153 ff.).

(*μυθέαι* direkt aus **μυθέεαι*, *ὑπερ-δέᾱ* direkt aus **-δεέᾱ*) ist unstatthaft. Die Kontraktion der beiden ersten von den drei zusammentreffenden Vokalen ist in allen diesen Formen lautgesetzlich (vgl. kypr. *σπῆος*, ion. inschr. *Λὀτοκλῆος* kret. *Ἐμπεδοκλῆος* u. a.), während att. *δέους δέει* durch *γένους γένει*, *Ἡρα-κλέους -κλέει* durch *Δημο-σθένους -σθένει* bedingt waren. Naucks u. A. Ansicht, dafs bei Homer *νέεαι*, *σπεέεσσι*, *Ἡρακλέεος* etc. zu schreiben sei, ist ebenso abzuweisen wie ihr *Ἀτρεΐδης*, *θεῖοιο* u. dgl. Es ist wohl richtig, dafs in einer frühen Periode der epischen Volkspoesie (vor Homer) nur unkontrahierte Formen gesprochen worden sind, gemäfs dem damaligen Stande der Umgangssprache. Aber schon vor der Abfassung der Ilias und der Odyssee ging die Alltagssprache zu kontrahierten Formen über, und demgemäfs sprachen nun auch die Sänger z. B. *νεῖαι*, *Ἀτρείδης*, mehr unwillkürlich als mit Absicht. Die kontrahierten Formen konnten jetzt auch so verwendet werden, dafs *ει* in die Arsis oder in die Thesis vor Doppelkonsonanz zu stehen kam, daher z. B. *αἰδεῖο θεούς*, *θεῖος ἀοιδός* (vgl. *ἀλλήλους ι' αἰδεῖσθε E* 530, *ἐφίλει η* 256, *ἀποαιρεῖσθαι A* 230). Von dieser neuen metrischen Verwertbarkeit der kontrahierten Formen machte man in vielen Fällen keinen Gebrauch, weil die im unkontrahierten Zustand den Wörtern aufgezwungene Stellung im Vers traditionell sich befestigt hatte. So behielt man auch, obwohl man von *Ὀδυσσῆος θείοιο* zu *Ὀ. θείοιο* übergegangen war, *δῖος Ὀδυσσεύς* bei. Der Epopöenverfasser oder die Epopöenverfasser fanden alles das schon vor, und ein Herausgeber der homer. Gedichte hat jedenfalls kein Recht, über das zurückzugehen, was jene vorgefunden haben. Das folgt aus dem Begriff der wissenschaftlichen Ausgabe eines Litteraturwerks. Man wird also fortan, wie man es beim Digamma bereits gethan hat, auch in andern Fragen der Sprachform strenger zu unterscheiden haben zwischen den Neuerungen (Modernisierungen), die der epische Dialekt vor dem Zeitpunkt, wo Ilias und Odyssee auf Grund des Volksliedermaterials abgefafst wurden, erfahren hat, und den seitdem eingedrungenen. Es kommt nunmehr durch das in Rede stehende Lautgesetz auch erwünschtes Licht über das Schwanken in der Schreibung des antevokalischen *ē* bei Homer: *τεθνηώς* und *τεθνειώς*, *θήῃς* und *θείῃς* u. s. w. Aristarch scheint für das *η*, welches Dehnung von *α*, bez. urgriech. *ᾱ* war, nie *ει* geschrieben zu haben (er schrieb *περιστήωσ'*, *τεθνηώς*, *κακκῆαι*), bei der Dehnung von *ε*, bez. urgriechischem *η* aber *ει* nur vor *ο*, *α* gesetzt zu haben (*θείομεν*, *χέρεια*). In Wirklichkeit bestand der Wechsel *η*: *ει* im homerischen Dialekt nur bei dem Ersatzdehnungs- und

dem Kontraktions-$\bar{e}$. Durch die mangelhafte Kenntnis, die die späteren Geschlechter von dieser Mundart hatten, kam dadurch auch die Schreibung des η = urgriech. η und des η = urgriech. $\bar{\alpha}$ in Verwirrung. Doch eben nur so weit, als die betreffenden Formen den Späteren nicht anderswoher bekannt waren: man liefs also z. B. den Formen *βασιλῆος βασιλῆα πόληος* ihr η, während man falsch *θείω θείομεν* u. dgl. schrieb.

Zu dem Vortrage machte Professor Hoffmann aus Breslau einige Bemerkungen.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Vormittag 8 bis $^3/_4$11 Uhr.)

Es wurden drei Vorträge gehalten. Zuerst sprach Dr. Otto Hoffmann, Professor an der Universität Breslau, über: Die Entstehung des grammatischen Geschlechtes in den indogermanischen Sprachen.

Nach der von Jakob Grimm in seiner deutschen Grammatik im einzelnen durchgeführten Ansicht W. v. Humboldts entsprang das grammatische Geschlecht der Nomina der schöpferischen Phantasie des Menschen, die sich die unbelebte Natur als belebt und mit den verschiedenartigen Eigenschaften der geschlechtigen Wesen begabt vorstellte. Dagegen gipfelt nach Brugmann, Techmers Zeitschr. IV, das ganze Problem in der einen Frage, wie das ursprünglich keinerlei Geschlechtsunterschied bezeichnende Suffix -$\bar{a}$ im Laufe der Sprachentwicklung zum Feminin-Sufffxe *κατ' ἐξοχήν* geworden sei, und er beantwortet diese Frage dahin, dafs sich in einigen Substantiven auf -$\bar{a}$, die ein natürliches weibliches Geschlecht auf -$\bar{a}$ besafsen (z. B. *genā* „Frau"), eine Association des Geschlechtes mit dem Suffixe vollzogen habe und dafs infolgedessen auch die übrigen Nomina auf -$\bar{a}$ als Feminina aufgefafst seien. Diese zweite Erklärung steht unter dem Einflusse der von den Junggrammatikern allzu einseitig verfochtenen Anschauung, dafs für die Erklärung der ältesten indogermanischen Sprachschöpfungen in erster Linie die modernen Formen sprachlicher Neubildung heranzuziehen seien. Gewifs haben sich viele Entwicklungen im modernen Sprachleben in gleicher Weise bereits in der indogermanischen Grundsprache vollzogen: aber ebenso sicher ist mit der fortschreitenden Kultur ein völliger Umschwung in der Auffassung des Naturlebens und dementsprechend auch in der Beziehung zwischen der Sprachform und ihrem Inhalte eingetreten. Die

historische Sprachforschung muſs sich deshalb vor allem Schematisieren hüten und, soweit es möglich ist, versuchen, jede neue Sprachschöpfung aus dem Geiste und der Kultur ihrer Zeit zu verstehen. Wenn wir ohne prinzipielle Voreingenommenheit die Brugmannschen Ausführungen betrachten, so wirkt nur die zweite Hälfte, in der das adjektivische Femininum auf *-ā* als Nachbildung des weiblichen Substantivs auf *-ā* gedeutet wird, wirklich überzeugend. Auch die Adjektive auf *-u-* stehen ihrer Bedeutung nach in enger Beziehung zu den Substantiven auf *-u-* und sind im Suffixe wahrscheinlich erst an diese angelehnt (z. B. *médhu svādú*, *péçu p⌣lú* u. a. m.). Dagegen bleiben bei Brugmanns Auffassung der weiblichen Substantive auf *-ā* die geschlechtigen Pronomina auf *-o* und *-ā*, die schwerlich jünger als die Nomina sind, unerklärt. Andererseits sprechen für die ältere von Grimm vertretene Ansicht in erster Linie die indogermanischen Namen der Körperteile, deren Gruppierung nach der Ähnlichkeit ihrer Funktionen und ihrer äuſseren Beschaffenheit mit der Einteilung nach dem Geschlechte zusammenfällt.

Der Vortrag rief eine sehr lebhafte Debatte hervor, an der sich die Universitätsprofessoren Brugmann aus Leipzig, Leskien aus Leipzig, Streitberg aus Freiburg i. d. Schweiz und Hirt aus Leipzig beteiligten. Es wurden namentlich prinzipielle Fragen der Forschung besprochen und dem Vortragenden Schwierigkeiten entgegengehalten, die sich bei dem von ihm eingenommenen Standpunkt ergeben. Brugmann betont dabei, daſs auch bei der Erklärung der urindogermanischen Spracherscheinungen immer von Bekanntem und Kontrollierbarem auszugehen sei, da es einen andern Weg, der zu wissenschaftlicher Erkenntnis führen könnte, nicht gebe, und er hält seine Hypothese nicht für widerlegt.

An zweiter Stelle gab Dr. Otto Schrader, Professor am Gymnasium und an der Universität zu Jena, aus seinen Vorarbeiten zu einem Sachwörterbuch der indogermanischen Altertumskunde folgende etymologische Beiträge zu den Begriffen Familie, Sippe und Stamm:

1) Lat. *vindex, vindicere, vindiciae, vindicta, vindicare, vindicatio:* altir. *fine* 'Groſsfamilie', 'joint family' (Sept) aus **venio-* und altgall. *Veni-cârus* 'seiner Familie wert', altir. *fin-gal* 'Mord eines Familiengenossen' (**veni-*), ahd. *winni* aus **venio-s* 'wer zur Familie gehört', 'Freund'.

Die Bedeutung der lat. Sippe ist schon in der ältesten Überlieferung eine dreifache. Sie bezeichnet a) in *vindex, vindicere,* 'vor Gericht für jemanden eintreten' b) in dem von *vindex* ab-

geleiteten *vindicare,* 'etwas als Eigentum in Anspruch nehmen' c) in *vindex, vindicta, vindicare,* 'Rächer sein', 'Rache'. Dementsprechend ist **veni-deics* (ein echtes Kompositum) 'einer der auf die Familiensippe hinweist' (etwa vor dem als Schiedsrichter waltenden König) a) in dem Sinne, daſs er jemanden als zu den **veni-* gehörig bezeichnet, wodurch er für ihn eintritt, ihn schützt, verteidigt, für ihn bürgt b) in dem Sinne, daſs er etwas als den **veni-* gehörig hinstellt, wodurch er den betreffenden Gegenstand als Teil des Gesamteigentums seiner Hausgemeinschaft in Anspruch nimmt c) in dem Sinne, daſs er die Verfolgung einer Unthat als Sache der **veni-* bezeichnet, wodurch er die Familien- oder Blutrache proklamiert. *Vindicia* und *vindicta* bedeuteten ursprünglich ganz allgemein 'Hinweisung auf die Familiensippe', 'Geltendmachung des Familienrechts' und ähnliches. *Vindicere* kann in formeller Beziehung, wenn richtig überliefert, eine Zusammenrückung aus **venim dicere* sein. Die bisherigen Deutungen der lat. Sippe vermögen die Mannigfaltigkeit ihrer Bedeutung nicht zu erklären.

2) Ahd. *adal,* altn. *aðal* 'Geschlecht', ahd. *uodal,* agls. *éðel* 'Erbsitz, heimatliches Gut': griech. *ἄττα*, lat. *atta* u. s. w. 'Vater'.

Neben dem Lallwort *atta* bestand in der Ursprache ein organischeres **ato-* (lat. *at-avus* 'Urältervater', altsl. *ot-ьcь* 'Vater', *ot-ьnь* 'väterlich') und **âto-* (vgl. skrt. *tatá-* und *tấta-* 'Vater'). Hiervon sind urgerm. **aþ-ðla-* (ahd. *adal*) und **ôþ-ðla-* (ahd. *uodal*) abgeleitet. Grundbedeutung: 'Väterliches', dann 'Geschlecht', 'Geschlechtsgut'. Analoga: griech. *πάτρα*: *πατήρ*, *φρήτρη*: *φρήτηρ*, südsl. *bratstvo: bratъ*, ferner lit. *tẽwiszkė* 'Erbe': *tẽwas* 'Vater', nsl. *dẽdina* 'Erbschaft': *dẽdъ* 'Groſsvater'.

3) ahd. *gouwi*, got. *gawi* 'Gau' (*pagus*): griech. *οἶη* 'Dorf' (Dorfsippe).

Die urgriech. Grundform war **ovâ-, *oviâ-: *ôvâ-*. Vgl. att. *οἴη* 'Dorf', *οἰήτης* (Sophokles) 'Dorfbewohner', *ὠγή· κώμη, οὐαί· φυλαί· Κύπριοι, ὦας· τὰς κώμας* (Hesych). *Ὦα, Ὄη, Οἴη* ein attischer Gau, lak. *ὠβά*, 'Obe' (eine Volksabteilung). Aus urgriech. **ovâ-* ging hervor urgerm. **ga-awia-m* = ahd. *gouwi*, got. *gawi,* wörtlich: 'Gemeinschaft von Dörfern oder Dorfsippen', d. h. die durch die Sache geforderte Bedeutung.

4) griech. *ἐλεύθερος* 'frei': altsl. *ljudъ* 'populus', *ljudъ* 'homo' (altruss. *ljudinъ* 'der Gemeinfreie' im Gericht des Jaroslav), ahd. *liut,* agls. *léod* 'Volk', mhd. *liute,* agls. *léode* 'Leute' (burgund. *leudis* 'der Gemeinfreie').

Grundbedeutung von *ἐλεύθερος* und, wenn lat. *líber* damit zu

verbinden ist, von graeco-it. **leudh(e)ro-:* 'popularis', 'zum Stamme gehörig', dann 'frei'. Analoga: skrt. *ārya-* 'der Arier', als Zusammenfassung der drei oberen Stände im Gegensatz zu den eingeborenen *dâsá-*, *dâsī-*, *dásyu-* auch so viel wie 'frei', von *arya-* 'freundlich, hold, treu, fromm', eigentl. 'zu den Freunden gehörig' (vgl. skrt. *jâmí-: ájâmi-*). Ebenso got. *freis* 'frei', urgerm. **frija-z* und kymr. *rhydd* 'frei' = skrt. *priyá-s* 'lieb, teuer, erwünscht'; also: frei ist, wer zu den Freunden gehört. Vgl. ferner longob. *arimannus*, eigentl. 'Heergenosse', dann 'frei' (*arimanna mulier*) u. a. Ähnlich: zend. *âzata-*, 'frei, edel', npers. *âzâd* (armen. *azat*) 'frei', *ἀζάτη· ἐλευθερία* (Hes.) eigentl. 'der wirklich, d. h. im Stamme geborene' (zend. *zan*) wie kymr. *boneddig* = *rhydd*, eigentl. 'ein Mensch, der einen Ursprung d. h. im Stamme hat' (*ingenuus*). Ergebnis: Der Gedanke der politischen Freiheit ist auf idg. Gebiet durch den Gegensatz einer stammhaften und nicht stammhaften Bevölkerung hervorgerufen worden.

Auch diesem Vortrag folgte eine Debatte, an der Oberlehrer Dr. Prellwitz aus Tilsit und die Universitätsprofessoren Siebs aus Greifswald, Skutsch aus Breslau und Brugmann aus Leipzig teilnahmen.

Den Beschluſs machte Dr. Hermann Hirt, Professor an der Universität Leipzig, mit seinen Bemerkungen zur litauischen Betonung.

Der Vortragende sprach über die litauischen Betonungsverhältnisse auf Grund eigener Beobachtungen im russischen Litauen. Das, was Baranowski in seinen „Ostlitauischen Texten" lehrt, konnte er in jeder Weise bestätigen. Auſserdem wies er auf die Parallelen hin, die die modernen litauischen Verhältnisse für das Indogermanische bieten, indem vor dem Schwund die Vokale zunächst gemurmelt und dann gehaucht werden. In den diphthongischen Verbindungen eines Vokals mit *i, u, r, l, m, n* bleiben dann die letzteren als die klangvolleren Elemente erhalten. Den Unterschied zwischen Stoſs- und Schleifton definierte er dahin, daſs ersterer höher einsetzt und fällt, während letzterer von einer tieferen Basis zur höheren aufsteigt. In unbetonten Silben giebt es keine verschiedenen Qualitäten, wohl aber drei Quantitäten. Die betonten Silben liegen hoch.

Im Anschluſs an diesen Vortrag forderte Dr. Prellwitz aus Tilsit diejenigen Fachgenossen, welche sich für die litauische Sprache interessierten, auf, der „Litauischen litterarischen Gesellschaft zu Tilsit" als Mitglieder beizutreten. Dieser Anregung wurde von einer gröſseren Anzahl der Anwesenden sofort Folge geleistet.

Nachdem sodann Prof. Dr. Hoffmann aus Breslau den Vorsitzenden und den Schriftführern für ihre Mühwaltung den Dank der Sektion ausgesprochen hatte, schloſs der Vorsitzende Prof. Dr. Brugmann mit Worten des Dankes an die Vortragenden wie an die übrigen Mitglieder für ihre rege Beteiligung die dritte und letzte Sitzung der indogermanischen Sektion.

Die Präsenzliste wies im ganzen 33 Namen auf.

Sektion für Bibliothekswesen

im Japanischen Palais auf dem Kaiser Wilhelm-Platz.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 29. September 1897.
(Mittag 12 bis 2 Uhr.)

Der erste Obmann Prof. Dr. Schnorr von Carolsfeld, Direktor der Königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden, sprach zuerst sein Bedauern darüber aus, dafs der zweite Obmann Prof. Dr. von Gebhardt, Vorstand der Universitätsbibliothek in Leipzig, durch Unwohlsein verhindert sei zu erscheinen. Nachdem er sodann die Anwesenden begrüfst und der Hoffnung auf ein Gelingen dieser ersten Versammlung deutscher Bibliothekare Ausdruck gegeben hatte, wurden durch Acclamation zu Vorsitzenden gewählt: Direktor Prof. Dr. Schnorr von Carolsfeld und Geh. Regierungsrat Dr. Hartwig, Direktor der Universitätsbibliothek in Halle. Zu Schriftführern wurden ernannt: Dr. Trommsdorff aus Berlin und Dr. Fiebiger in Dresden.

Hierauf verteilte der erste Vorsitzende die eingegangenen Festgaben:

1) — *ck* —: Die Leistungen Preufsens für seine Bibliotheken und die Bedürfnisse derselben. Sonderabdruck aus dem Centralblatt für Bibliothekswesen. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1897.

2) Milkau, Fritz: Der zweite internationale Bibliothekar-Kongrefs in London. Separatabdruck aus d. Centralbl. f. Bibliothekswesen. Leipzig 1897.

3) Eichler, Ferdinand: Bibliothekspolitik am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1897.

sowie die Festschrift:

4) Schmidt, Ludwig: Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern, I. Altzelle. Der XLIV. Versammlung deutscher Philologen und

Schulmänner aus Anlafs der Begründung einer Abteilung für Bibliothekswissenschaft dargebracht von der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Dresden, Wilhelm Baensch 1897.

Alsdann hielt Dr. Paul Schwenke, Direktor der Universitätsbibliothek in Königsberg, seinen Vortrag: Über die Erforschung des deutschen Bucheinbands des 15. und 16. Jahrhunderts.[1])

Die alten Bucheinbände bilden eine wichtige Quelle für die Buch- und Bibliotheksgeschichte, indem aus ihnen Schlüsse auf die Provenienz von Handschriften und Drucken oder auf den Weg, den das einzelne Exemplar genommen hat, ehe es an seinen jetzigen Aufbewahrungsort gelangte, gezogen werden können. Der Verwertung dieser Quelle steht aber der Umstand entgegen, dafs wir über die Geschichte des Bucheinbandes speciell in Deutschland aufserordentlich schlecht unterrichtet sind. Zwar ist die Litteratur über Bucheinbände eine ziemlich grofse, aber sie ist entweder auf die Bedürfnisse der französischen und englischen Bibliophilen berechnet oder verfolgt kunstgewerbliche Zwecke. In beiden Fällen bevorzugt sie den italienisch-französischen „Renaissanceband" und seine Ausläufer, während sie den in Deutschland vom 15.—17. Jahrhundert üblichen Einband vernachlässigt. Über seine Geschichte haben wir wohl einen ganz allgemeinen Überblick, aber von den örtlichen und landschaftlichen Verschiedenheiten, aus denen man die Herkunft eines bestimmten Bandes ermitteln könnte, wissen wir so gut wie nichts. Im Interesse der Bibliotheken liegt es daher, dafs die Lokalforschung auf diesem Gebiete in Angriff genommen werde. Sie läfst sich auf durchaus solider Grundlage aufbauen. Auszugehen ist von solchen Bänden, deren Herstellungsort entweder durch ausdrückliche Einzeichnung bezeugt ist oder aus inneren oder äufseren Gründen mit Sicherheit bestimmt werden kann. Zu den durch den Inhalt bestimmbaren Bänden zählen namentlich die sog. archivalischen Handschriften (Registranden, Rechnungsbücher u. s. w.), unter die äufseren Merkmale gehören diejenigen vom Buchbinder verwendeten Stempel, welche ihrer Natur nach lokal beschränkt sind, wie Landes- und besonders Stadtwappen. Von den Verzierungen (Stempeln) der bestimmt lokalisierten Bände ist zu denjenigen Bänden überzugehen, welche ganz oder teilweise dieselben Verzierungen tragen. Denn es ist

1) Der Vortrag wird nebst den vorgelegten Tafeln vollständig veröffentlicht werden in der „Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten", hrsgeg. von K. Dziatzko, Leipzig, M. Spirgatis.

anzunehmen, dafs die durch Handarbeit des Stempelschneiders hergestellten Werkzeuge der verschiedenen Buchbindereien einander nie absolut gleich waren, so sehr sich in ihnen auch dieselben Ornamente und sonstigen Motive wiederholen. Wegen dieser Ähnlichkeit mufs allerdings eine genaue Vergleichung stattfinden, und zu diesem Zweck ist die Herstellung von Abbildungen der auf den Bänden verwendeten Zierstücke unerläfslich. Von den hierfür in Frage kommenden Methoden empfiehlt sich am meisten das Durchreibeverfahren, welches darin besteht, dafs man ein Seidenpapier auf dem Einband befestigt und mit einem farbigen Stift gleichmäfsig darüber fährt, wobei die vertieften Stellen des Einbandes weifs bleiben. Benutzt man hierzu die schwarze lithographische Kreide, so hat man den Vorteil, dafs man das gewonnene Bild ohne weiteres auf Stein oder Zink umdrucken und vervielfältigen kann. Es würde aber zu weit führen, wollte man die Tausende von Stempeln (ein einziger Königsberger Buchbinder des 16. Jahrhunderts hat circa 300 benutzt) veröffentlichen. Vielmehr wird es genügen, wenn die Lokalforscher ihre Durchreibungen an eine Centralstelle, wozu sich am besten das Germanische Museum eignen würde, einsenden. Dort werden sie geordnet aufbewahrt und können so zur Bestimmung von Einbänden verwendet werden, deren Herkunft an ihrem Aufbewahrungsorte nicht ermittelt werden kann. Wenn die Sammlung einigen Umfang erreicht hat, wird von ihr ein mit Hilfe der lithographischen Durchreibungen selbst illustrierter Katalog zu veröffentlichen sein, und endlich wird sie die Grundlage einer umfassenden Geschichte des deutschen Bucheinbandes bilden können.

Wegen der grofsen Zahl der angemeldeten Vorträge wurde für Donnerstag nachmittag eine besondere Sitzung angesetzt.

Schliefslich wurde auf Antrag des Direktors der Berliner Universitätsbibliothek Dr. Erman beschlossen, dafs ein Meinungsaustausch über die zukünftige Gestaltung der Zusammenkünfte der deutschen wissenschaftlichen Bibliothekare stattfinden solle.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 30. September 1897.

(Vormittag 8 bis 10 Uhr.)

Vorsitzender: Direktor Prof. Dr. Schnorr v. Carolsfeld.

Eingegangen war von der Direktion des Königl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums (im Zwinger) eine

Einladung zur Besichtigung eines neuen eisernen staub- und feuersicheren Schiebebücherschrankes für 4500 Bände.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Carl Dziatzko, Direktor der Königl. Universitätsbibliothek in Göttingen, hielt den angekündigten Vortrag: Über die modernen Bestrebungen einer Generalkatalogisierung.[1])

Im Altertum stellte nur der Katalog der Alexandrinischen Bibliothek ein zusammenfassendes Verzeichnis der gesamten vorhandenen Litteratur dar. Cäsars Plan, eine ähnliche Bibliothek durch Varro einrichten zu lassen, kam nicht zur Ausführung. Das erste derartige Unternehmen in neuerer Zeit, Konrad Gesners Mitte des 16. Jahrhunderts erschienene Bibliotheca universalis, enthielt nur die Werke in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache und war sehr lückenhaft. Erst Ende des vorigen Jahrhunderts wurden wieder Bücher in solchem Umfange gesammelt, dafs die Kataloge dieser Bibliotheken den Charakter von Gesamtkatalogen trugen. Solche Sammlungen waren die Pariser Nationalbibliothek und die Bibliothek des Britischen Museums. Ihr Entstehen hing zusammen mit der damals herrschenden weltbürgerlichen Richtung. Aber die auf Anfertigung von Gesamtkatalogen abzielenden Bestrebungen gerieten bald ins Stocken und lebten erst im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts wieder auf. 1841 erschien in London der erste, den Buchstaben A enthaltende Band des Catalogue of the printed books of the British Museum, und in Paris liefs man die auf die Geschichte Frankreichs und auf die Medizin bezüglichen Teile eines Kataloges drucken. In beiden Ländern indes kam man zunächst mit dem Druck nicht weiter, und erst in neuester Zeit entstand der gedruckte alphabetische Katalog des Britischen Museums nebst dem mit 1880 beginnenden Verzeichnis der neuen Erwerbungen, sowie einem Subject index, und der alphabetische Katalog (Band I) der Pariser Nationalbibliothek. Bei der Herstellung des ersteren fand eine Revision der Zettel auf Grundlage der Bücher nicht statt; auch ist zu bedauern, dafs die Bezeichnung des Umfangs der Bücher fehlt. Von grofsem Umfang, aber auf ein Gebiet beschränkt ist der von Dr. Billings in Washington herausgegebene medizinische Katalog, der die Verbindung eines alphabetischen Katalogs mit einem Subject index darstellt und auch die Zeitschriftenartikel enthält. Kataloge über den Bestand mehrerer Biblio-

1) Der Vortrag erscheint vollständig in den vom Vortragenden herausgegebenen Beiträgen zur Kenntnis des Schrift-, Buch- und Bibliothekswesens, Heft 4 (= Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten, Heft 11), S. 90—113.

theken giebt es seit 1886 in Schweden und Italien. Für Preufsen gab dazu im Jahre 1884 v. Treitschke die erste Anregung, indem er in den Preufsischen Jahrbüchern es als ein Bedürfnis bezeichnete, in Berlin die Kataloge der verschiedenen Bibliotheken in Abschriften aufzustellen. Dziatzko verlangte damals einen einheitlichen systematischen Katalog aller deutschen Bibliotheken, mit der Begründung, dafs viel Arbeit erspart werde, wenn man den einzelnen Verwaltungen die systematische Katalogisierung abnehme. Aber zunächst ist nur handschriftlich ein einheitlicher alphabetischer Katalog der Königl. Bibliothek und der preufsischen Universitätsbibliotheken für Berlin geplant. Dieser jetzt in Angriff genommene Katalog wird für die schnelle Benutzung einen grofsen Vorteil bieten. Liefse sich für Deutschland ein Gesamtkatalog und Gleiches für die andern Länder erreichen, so würde durch Nachfragen bei den verschiedenen Centralstellen das Vorhandene leicht festzustellen sein. Dementsprechend stellte Redner die These auf, dafs nur durch eine zuverlässige Aufnahme der vorhandenen Bücherbestände vor allem der öffentlichen und der bedeutenderen Privatbibliotheken und durch Zusammenfassung dieser Verzeichnisse eine zuverlässige Grundlage jeder nationalen und internationalen Bibliographie zu gewinnen sei. Weiter erwähnte er die bisher unternommenen bibliographischen Aufnahmen von Zeitschriftenaufsätzen und von der Litteratur über einzelne Wissensgebiete (William Poole's Index, die Arbeiten der Royal Society, Bibliotheca zoologica u. a.). Die zweite von ihm aufgestellte These lautete dahin: die Initiative und die leitende Aufsicht für möglichst vollständige Bibliographien der neuesten Litteratur auf den verschiedenen Gebieten gebühre der Wissenschaft und ihren korporativen oder einzelnen Vertretern, unter Umständen dem Buchhandel, soweit dieser anregend oder nachfolgend den Verlag jener übernehme. Die Bibliotheken sollten diese auf Sammlung und Bereitstellung des gesamten litterarischen Materials für einzelne, mehrere oder alle Fächer des Wissens und Könnens gerichteten Bestrebungen fördern; als ihre berufsmäfsige Aufgabe sei dagegen die Anfertigung solcher Bibliographien nicht anzusehen. Privatim sich daran zu beteiligen als an einer ihnen sehr naheliegenden Arbeit, würden sie mehr als andere in der Lage sein. Bei den beiden letzten Verlegerkongressen in Paris und in Brüssel seien dem Buchhandel nationale Bibliographien empfohlen worden.

Am weitesten gehe das Office international de bibliographie in Brüssel, das eine einheitliche internationale Bibliographie der erschienenen und erscheinenden Litteratur an Büchern und Zeitschriftenaufsätzen fordere. Freilich über die Art der Ausfüh-

rung, über den Umfang und die Kosten spreche man sich nicht aus. Den Umfang des geplanten Katalogs müsse man auf etwa 12 Millionen Titel schätzen. Für ein solches Werk aber würden sich weder Käufer noch Platz noch Arbeitskräfte finden. Vorläufig sei dieser Plan nur ein gut gemeinter Vorschlag. Ein Vorzug der Brüsseler Bestrebungen liege in der Forderung der Einheit der Katalogisierung. Diese sei sehr zu wünschen, wenn auch nicht überall dringend notwendig, da der Fachmann nur in seiner Bibliographie sich zurechtzufinden brauche. Redner forderte daher in dritter These: Einheitlichkeit in der Titelaufnahme von Büchern für Kataloge und Bibliographien ist, unter Berücksichtigung der verschiedenen Zwecke, jedenfalls innerhalb der einzelnen Länder, im weiteren auch international, zwar nicht unbedingt erforderlich, aber doch anzustreben. Besonders in der Klassifizierung der Litteratur läfst sich eine internationale Übereinstimmung im grofsen und ganzen wohl erreichen. Für die Gruppenbezeichnung ist das Deweysche Decimalsystem wegen der geringen und festbegrenzten Zahl der einzelnen Elemente und der Länge der zuletzt sich ergebenden Zahlen wenig geeignet. Die Kombination von Buchstaben und Zahlen ist wegen der gröfseren Beweglichkeit und Ausdehnungsfähigkeit und vor allem wegen der gröfseren Zahl der sich aus wenigen Elementen ergebenden Gruppen vorzuziehen.

Aus der sich anschliefsenden, wegen der vorgerückten Zeit nur sehr kurzen Debatte ist die Bemerkung des Direktors Gerhard aus Berlin hervorzuheben, der den Berliner Versuch für viel zu eng beschränkt erklärte und den Anschluss der übrigen Regierungen wünschte.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 30. September 1897.
(Nachmittag 3 bis 5 Uhr.)

Vorsitzender: Direktor Prof. Dr. Schnorr v. Carolsfeld.

Von dem Universitätsbibliothekar Dr. Constantin Nörrenberg aus Kiel waren drei Sonderabdrucke zur Verteilung eingegangen:

1) Bücher- und Lesehallen. Auszug aus einem in der Generalversammlung der Comenius-Gesellschaft am 26. Mai 1896 gehaltenen Vortrage, aus den „Comenius-Blättern“ für Volkserziehung, Berlin 1897, Nr. 3 und 4.

2) Wissenschaftliche und populäre Bibliotheken. Aus der „Pädagogischen Reform“, Hamburg-Eimsbüttel, Harro Köhncke, 1897, Nr. 36.

3) Der Bibliothekar und seine Stellung. Aus den „Nachrichten aus dem Buchhandel", Leipzig 1895, Nr. 283.

Es wurden drei Vorträge gehalten. Zuerst behandelte Dr. Johannes Luther, Königl. Bibliothekar in Berlin, das Thema: Die Reformationsbibliographie und die Geschichte der deutschen Sprache.

Die Forschungen über das 16. Jahrhundert befinden sich trotz aller bisherigen Arbeiten sowohl für das Gebiet der Geschichte der deutschen Sprache als für das der Bibliographie noch in ihren Anfängen.

Für jenes bildet den Mittelpunkt die Sprache Martin Luthers. Sein Erfolg auf sprachlichem Gebiete wurde dadurch begünstigt, daſs in der Verkehrssprache der Kanzleien bereits eine einheitliche deutsche Schriftsprache sich zu bilden begann. Den durch ihre geographische Lage zu besonderem Einfluſs geeigneten mitteldeutschen Kanzleien folgt Luther. Will man ihn auch nicht den Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache nennen, so ist doch sein Einfluſs auf die innere Gestaltung und die äuſseren Geschicke der deutschen Einheitssprache so gewaltig, daſs Jakob Grimm mit Recht behauptete, Luthers Sprache müsse für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden.

Luthers Sprache, wie sie uns in den gleichzeitigen Drucken, selbst den wittenbergischen Originaldrucken überliefert ist, deckt sich mit derjenigen seiner Handschriften nicht, da die Drucker selbständig Änderungen vornahmen. Die Frage, welche von beiden Gestaltungen seiner Sprache für die Forschung zum Ausgangspunkt zu nehmen sei, läſst sich dahin entscheiden, daſs für seine Sprache im engeren Sinne diejenige seiner Handschriften als Grundlage zu betrachten ist, für die Stellung seiner Sprache innerhalb der Geschichte der deutschen Sprache dagegen die der Drucke. Denn in letzterer Gestaltung übte sie neben und mit der fortschreitenden Einigung der Kanzleisprachen ihren Einfluſs.

Von der gewaltigen Anzahl gleichzeitiger Drucke, welche Werke Luthers in deutscher Sprache wiedergeben, müssen für eine Darstellung seiner Schriftsprache alle diejenigen ausgeschlossen werden, die von fremder Hand nachgeschriebene Predigten und Ähnliches enthalten, sowie nicht von Luther selbst herrührende Übersetzungen ursprünglich lateinisch abgefaſster Schriften. Ebenso kommen nicht in Betracht alle diejenigen Nachdrucke, welche ohne Luthers Wissen an den verschiedensten Orten, und namentlich in früherer Zeit in völlig mundartlich neugefärbtem Gewande, ausgingen. Für die Darstellung seiner Schriftsprache — dieser Name

wird für die in den Drucken erscheinende Sprache endgiltig festzuhalten sein — kommen mithin im wesentlichen nur die unter seinen Augen in Wittenberg erschienenen Drucke in Betracht.

Aber die meisten Drucke jener Zeit erschienen, sei es aus Furcht vor der geistlichen und weltlichen Gewalt oder aus anderen Gründen, ohne jede Angabe ihrer Herkunft. So war es auch in Wittenberg, namentlich in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Alle diese heimatlichen Drucke, wie ich sie benenne, müssen, um sprachlich verwertet werden zu können, erst nach ihrem Ursprunge bestimmt werden.

Hier setzt die Bibliographie ein. Sie kennt zwei Mittel für die Bestimmung heimatloser Drucke: erstens die Typen, zweitens bildliche Beigaben.

Wie in der Inkunabelzeit, so stach und goſs sich der Drucker, zum wenigsten im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, seine Typen selbst, sodaſs schon allein aus ihrem Gepräge der Drucker sich bestimmen läſst. Später verwischen sich allerdings die Besonderheiten der Typen mehr und mehr, und damit verliert dieses Bestimmungsmittel seine Beweiskraft.

Um so mehr dienen zur Bestimmung heimatloser Drucke die bildlichen Beigaben, Druckerzeichen, Titeleinfassungen, Initialbuchstaben und sonstige bildliche Darstellungen. Sie wurden von dem in die Form gesetzten Holzstock abgedruckt und waren immer nur in diesem einen Exemplar vorhanden. Klischierung gab es noch nicht. Kennt man den Besitzer eines solchen Holzstockes, so kann man diesem im allgemeinen jeden mit dem betreffenden Bild versehenen Druck zusprechen. Aber freilich wechselten die Stöcke gelegentlich ihre Besitzer, wanderten nachweisbar nach anderen Städten, von Zwickau nach Nürnberg, von Straſsburg nach Basel, von Erfurt nach Leipzig, von Wittenberg nach Erfurt. Hier müssen zeitliche und andere Gründe zur Unterstützung herbeigezogen werden. Noch schwieriger ist die Entscheidung, wenn verschiedene Drucker an demselben Orte die gleichen Holzstöcke und womöglich zeitlich nebeneinander verwenden. Für Wittenberg hat Knaake diese Erscheinung durch die Konstruktion einer Verlegerfirma Kranach und Döring zu erklären versucht. Aber diese Firma nennt sich in keinem Druck, obwohl Erwähnung des Verlegers auch in jener Zeit nichts Seltenes ist. Ähnlich wie in Wittenberg liegen die Verhältnisse in Straſsburg und Nürnberg.

Eine weitere Schwierigkeit bietet der Nachschnitt. Man lieſs in fremdem Besitz befindliche gute und bekannte Einfassungen, Initialen und sonstige Bilder nachzeichnen und in Holz schneiden

und verwandte sie im eigenen Betriebe. Derartiger Nachschnitte giebt es eine gröfsere Anzahl als man im allgemeinen annimmt. Titeleinfassungen in fünf, drei und zwei verschiedenen Zeichnungen sind nicht selten, häufig so genau nachgebildet, dafs schon selbst geübte Forscher den Betrug nicht gemerkt haben.

Sonstige Schwierigkeiten in der sicheren Bestimmung der Drucke, das Verziehen einzelner Drucker nach anderen Städten, die irreführenden Ortsnamen auf dem Titel, welche meist nur den Wohnort des Verfassers bezeichnen sollen, erdichtete Ortsangaben, ja vollständig gefälschte Angaben über Ort und Drucker mögen hier nur erwähnt werden.

Die bibliographische Bestimmung der heimatlosen Drucke hat aber ihren Wert auch für die Erforschung aller Äufserungen des Denkens und Lebens jener Zeit überhaupt. Eine Probe ergab von 400 Drucken deutscher Flugschriften des 16. Jahrhunderts, den verschiedensten Verfassern angehörig, nur 140 als örtlich bestimmt, 260, also etwa zwei Drittel, als heimatlos. Von 189 Drucken lutherischer deutscher Schriften aus dem das Jahr 1523 behandelnden zwölften Band der weimarischen Gesamtausgabe von Luthers Werken sind nur 22 von den Druckern selbst mit giltiger Ortsangabe versehen; die übrigen 167 sind heimatlos. Es gelang damals, im Jahre 1891, von diesen 167 Drucken 101 zu bestimmen; 66, also mehr als ein Drittel, schweben in der Luft. Etwas energischere Anstrengungen sind da dringend geboten, aber leider steht die jetzige Leitung der Ausgabe dieser Aufgabe völlig gleichgiltig gegenüber.

An zweiter Stelle erörterte Dr. Gustav Milchsack, Herzogl. Bibliothekar in Wolfenbüttel, das Thema: Die Buchformate, historisch und ästhetisch entwickelt.

Unter Buchformaten verstehe ich hier nicht die äufseren Buchformen, die wir als Folio, Quart, Oktav u. s. w. bezeichnen, sondern die Formate, welche der Buchdrucker macht, wenn er die räumlichen Abmessungen (Höhe und Breite) der Schriftkolumnen und der sie umgebenden weifsen Ränder (Stege) bestimmt. Diese für die Schönheit des Buches so wichtige Einteilung des Raumes ist heute aufserordentlich verschiedenartig und individuell. Die von den bedeutendsten typographischen Fachschriftstellern (Franke, Lorck, Wagner, Waldow, Mäser, Wunder) aufgestellten Regeln für das „Formatmachen" nehmen teils auf die aus der Eigenartigkeit des Buches hervorgehenden ästhetischen Forderungen nicht die gebührende Rücksicht, teils sind sie so kompliziert, dafs sie schon deshalb praktisch unbrauchbar werden.

Ausgehend nun von der Erwägung, daſs das Buch, ein Band von mit Schrift bedeckten und zum Lesen bestimmten Blättern, schon ein tausendjähriger und höchst wichtiger Kulturträger war, als Gutenberg den Typendruck erfand, und daſs Schöffer, sein erster und vornehmster Gehilfe, die Kunst des Buchschreibens ausübte und vortrefflich verstand, darf man mit gutem Grunde vermuten, daſs Schöffer der jungen typographischen Kunst, wie so manches andere, auch ein Formatgesetz in die Wiege gelegt habe. In der That zeigen die Formate der ersten Drucke insofern eine gewisse Gesetzmäſsigkeit, als bei ihnen die Breite der Ränder vom Bundsteg zum Kopfsteg und von diesem zum Seitensteg und Fuſssteg ständig zunimmt. Infolge dieser Raumeinteilung stellen sich zwei einander gegenüberstehende Seiten eines solchen Buches als symmetrische Hälften eines Ganzen dar, und die von unten nach oben stetig abnehmende Breite der Stege bewirkt, daſs sich die zahlreichen weiſsen und schwarzen Flächen zu einem harmonischen und gleichsam architektonischen Aufbau zusammenschlieſsen, in welchem die getragenen, gestützten und verbundenen Teile, die Kolumnen, wirklich getragen, gestützt und verbunden, die tragenden, stützenden und verbindenden Teile, die Ränder, dagegen als wirklich tragend, stützend und verbindend erscheinen.

Auf Grund dieser historischen und ästhetischen Thatsachen und Beobachtungen habe ich schon vor einer längeren Reihe von Jahren drei Formatgesetze entworfen, deren Anwendung 1) in jedem einzelnen Falle Formate hervorbringt, die denen der besten alten Meister möglichst nahe kommen, 2) die sämtlichen vier Ränder in ein unendlich bewegliches, aber proportional stets sich gleichbleibendes Verhältnis zu einander setzt, dergestalt, daſs die kleinste Verbreiterung oder Verschmälerung eines Randes notwendig die entsprechenden Verbreiterungen oder Verschmälerungen der anderen drei Ränder nach sich zieht, und 3) so einfach ist, daſs sie von jedermann mit Leichtigkeit ausgeführt werden kann.

Das erste Gesetz lautet: wenn die Breite des halben Bundstegs a ist, so soll die Breite des Kopfstegs (halben Kreuzstegs) $\frac{3a}{2}$, die Breite des Seitenstegs (halben Mittelstegs) $2a$, die Breite des Fuſsstegs $2\,\frac{3a}{2}$ sein. Oder in einem Zahlenbeispiel ausgedrückt 20 : 30 : 40 : 60 mm.

Das zweite Gesetz lautet: wenn die Breite des halben Bundstegs a ist, so soll die Breite des Kopfstegs $\frac{3a}{2}$, die Breite des Seitenstegs $\frac{5a}{2}$, die Breite des Fuſsstegs $2\,\frac{3a}{2}$ sein. Oder in einem Zahlenbeispiel ausgedrückt 20 : 30 : 50 : 60 mm.

Das dritte Gesetz lautet: wenn die Breite des halben Bundstegs a ist, so soll die Breite des Kopfstegs $\frac{3a}{2}$, die Breite des Seitenstegs $2a$, die Breite des Fufsstegs $\frac{5a}{2}$ sein. Oder in einem Zahlenbeispiel ausgedrückt 20 : 30 : 40 : 50 mm.

Das erste Gesetz, welches, ästhetisch genommen, das beste Verhältnis angiebt, empfiehlt sich bei allen mittleren und guten Buchausstattungen, namentlich bei den Oktav- und Quartformaten. Das zweite Gesetz kann bei besonders splendiden und reichen Buchausstattungen gebraucht werden, dürfte aufserdem aber bei allen Folioformaten den Vorzug verdienen. Das dritte Gesetz soll bei kompressen Ausstattungen, wo auf möglichste Raumausnützung gesehen werden mufs, zur Anwendung kommen.

Das Gröfsenverhältnis der Schriftenkolumnen soll bei Folio und Oktav stets das gleiche sein, es soll sich nämlich ihre Höhe (einschliefslich des Kolumnentitels) zu ihrer Breite wie 5 : 3 (goldener Schnitt) verhalten. Bei Quart verdient das Verhältnis 4 : 3 vor allen anderen den Vorzug.

Natürlich kann und wird es Bücher geben, bei denen sich diese Gesetze überhaupt nicht oder nur unter Erhöhung der Herstellungskosten anwenden lassen. Diese Fälle werden indessen bei einigem guten Willen immer Ausnahmen sein.

Unsere Bücher leiden durchweg an dem Fehler, dafs die Ränder zu schmal sind. Dieser falschen Sparsamkeit steht andererseits eine Raumverschwendung gegenüber an Stellen des Buches, wo sie nicht nur nicht nützt, sondern schadet, nämlich bei den Vorreden, Inhaltsverzeichnissen, Registern, Widmungen, am Anfange und Ende der Kapitel u. s. w. Auch in dieser Beziehung haben wir von den alten Meistern noch vieles zu lernen.

An diesen Vortrag schlofs sich eine Debatte. Zuletzt sprach Dr. Arnim Gräsel, Oberbibliothekar an der Kgl. Universitätsbibliothek in Berlin: Über Bibliotheksmuseen.[1])

Mit der Errichtung bibliothekstechnischer Museen, die es sich zur Aufgabe machen, den Betrieb der einzelnen Bibliotheken zu veranschaulichen, sind diejenigen Staaten, in denen die freien öffentlichen Bibliotheken sich zu besonderer Blüte entwickelt haben, vorangegangen. So besitzt die New York State Library School in Albany ein Bibliotheksmuseum, und in allerdings beschränkterer Weise haben auch die englischen Bibliothekare ein Museum of library appliances

1) Der Vortrag ist abgedruckt im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 1897, Nr. 238.

in London eingerichtet. Neuerdings haben sodann die österreichischen Bibliothekare die Begründung eines Bibliotheksmuseums für Österreich befürwortet. Für Preufsen liegt der Grundstock zu einem solchen in der 1893 in Chicago ausgestellten Sammlung bereits vor. Ihre Überreste würden freilich einer ganz bedeutenden Erweiterung und gründlichen Ergänzung, insbesondere auch einer regelmäfsigen und systematischen Fortführung bedurft haben, um jenem Zwecke zu dienen.

Der Inhalt des Museums würde in Kürze folgender sein. Zunächst würde die deutsche bibliothekswissenschaftliche Litteratur in gröfstmöglicher Vollständigkeit zu sammeln sein. Daneben dürften die wichtigsten bibliothekswissenschaftlichen Werke und Zeitschriften des Auslandes nicht fehlen. Auch die bibliographischen Hilfsmittel wären in Auswahl heranzuziehen. Den Mittelpunkt würden naturgemäfs die Einrichtungen einzelner Bibliotheken bilden, deren Geschichte und Statistik, geschäftliche Verwaltung und Katalogisierung. Proben der Zugangsverzeichnisse, des wissenschaftlichen, alphabetischen und Zettelkatalogs, des Handschriften- und Inkunabelnkatalogs, gedruckte Kataloge würden auszustellen sein. Das Binden der Bücher wäre in einer Sammlung von Lehr- und Handbüchern der Buchbinderei, sowie in guten Mustern deutscher und ausländischer Einbände zu illustrieren. Die Darstellung der für das Verleihen der Bücher getroffenen Einrichtungen würde sich hieran anschliefsen. Pläne und Abbildungen von Bibliotheksgebäuden, vor allem aber einzelne beachtenswerte Ausstattungsgegenstände möglichst in natura oder wenigstens im Modell würden die Sammlung vervollständigen. Hierin wären auch die ausländischen Bibliotheken, soweit es sich um besonders bemerkenswerte Gegenstände, namentlich neue Erfindungen, beispielsweise Repositorien, Indicators, Indexers u. s. w. handeln würde, zu berücksichtigen.

Eine solche Anstalt würde durch freiwillige Beiträge der einzelnen Bibliotheken, insbesondere durch Zuweisung ihrer Reglements, Instruktionen, Berichte, gedruckten Kataloge, Katalogproben und dergleichen zwar eine wertvolle Unterstützung finden können, die Einrichtung und Fortführung aber der staatlichen Beihilfe und zwar zunächst in etwas reichlicherem Mafse bedürfen. Der Nutzen des Museums ist zweifellos. Es würde nicht nur für die Bibliotheksbeamten, sondern auch für den Gelehrten, Architekten, Statistiker in allen das Gebäude und dessen Einrichtung, die Büchersammlung und den Betrieb betreffenden Fragen eine reiche Fundgrube bilden. Die neuen Erwerbungen würden durch regelmäfsige Berichte zur öffentlichen Kenntnis zu bringen sein.

Auch diesem Vortrage folgte eine Debatte, und es wurde folgender Vorschlag Gräsels einstimmig angenommen:

„Die Versammlung der deutschen Bibliothekare beschliefst, dafs die Einrichtung eines bibliothekstechnischen Museums ein erstrebenswertes, der Förderung durch die deutschen Regierungen würdiges Ziel sei."

Vierte Sitzung.

Freitag, den 1. Oktober 1897.
(Vormittag 8 bis 10 Uhr.)

Vorsitzender: Direktor Prof. Dr. Schnorr v. Carolsfeld.

Zunächst wurde im Anschlufs an den in der zweiten Sitzung vom Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Dziatzko gehaltenen Vortrag die Frage der Ausdehnung des Generalkataloges der preufsischen Bibliotheken auf andere deutsche Länder beraten. Nach längerer Debatte, die namentlich den Beitritt der gröfseren deutschen Bibliotheken aufserhalb des Deutschen Reiches betraf, wurde folgender Antrag des Abteilungsdirektors der Kgl. Bibliothek in Berlin Dr. Gerhard einstimmig angenommen:

„Die Sektion für Bibliothekswesen erklärt es für in hohem Mafse wünschenswert, dafs der von der preufsischen Regierung unternommene Gesamtkatalog nicht auf die Verzeichnung der Bestände in den preufsischen Bibliotheken beschränkt bleibe, sondern auf die der gröfseren deutschen (vorläufig nur reichsdeutschen) Bibliotheken überhaupt ausgedehnt werde. Sie ersucht die aufserpreufsischen Bibliothekare, bei ihren betr. Regierungen für den Anschlufs an das preufsische Unternehmen nach Kräften einzutreten."

Über den Passus „der gröfseren deutschen Bibliotheken" hatte sich eine Debatte entsponnen. Oberbibliothekar Dr. Lohmeyer aus Kassel beantragte die Fassung: „der gröfseren deutschen und deutschösterreichischen Bibliotheken", zog aber dann seinen Antrag zurück zu gunsten des Ermanschen: „der gröfseren Bibliotheken des deutschen Sprachgebiets". Hiergegen sprachen besonders Dziatzko und Schwenke, die eine Beschränkung auf die staatlichen Grenzen aus praktischen Gründen nachdrücklich verlangten. Nachdem noch von Laubmann und Steiff für den Gerhardschen Antrag eingetreten waren, wurde bei der Abstimmung der Antrag Ermans abgelehnt und darauf die Fassung „der gröfseren deutschen Bibliotheken" sowie der ganze Gerhardsche Antrag einstimmig angenommen.

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildete, dem am Ende der ersten Sitzung auf Ermans Antrag gefafsten Beschlusse

gemäfs, eine Besprechung über die zukünftige Gestaltung der bibliothekarischen Zusammenkünfte. Es wurde einstimmig folgender von Schwenke beantragter und durch einen Zusatz von Lohmeyer ergänzter Beschluſs gefaſst:

„Die bibliothekarische Sektion ernennt einen Ausschuſs von fünf Mitgliedern, dem das Recht der Kooptation zusteht, mit dem Auftrage: für eine im Anschluſs an den nächsten Philologentag abzuhaltende zweite Versammlung der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten die vorbereitenden Schritte zu thun."

Als Mitglieder dieses Ausschusses werden gewählt die Bibliotheksdirektoren: Schnorr v. Carolsfeld in Dresden, Erman aus Berlin, Steiff aus Stuttgart, Dziatzko aus Göttingen und v. Laubmann aus München.

Alsdann sprach Dr. Wilhelm Molsdorf, Assistent der Kgl. Universitätsbibliothek in Göttingen, über: Die Photographie im Dienste der Bibliographie mit besonderer Berücksichtigung älterer Drucke.[1])

Die Bestimmung undatierter Inkunabeln leidet vor allem an dem Mangel eines genügenden Materials zur Vergleichung der Typen. Das beste Hilfsmittel würde die Sammlung der groſsen Aphabete der einzelnen Drucker sein und zwar in photographischer Reproduktion. Redner beschrieb hierauf einen von ihm konstruierten Apparat, der die Wiedergabe je eines solchen Aphabetes auf einer einzigen Platte ermöglicht, und betonte weiterhin den Wert der photographischen Vergröſserung für die Datierung unbestimmter Drucke sowie für die Scheidung von Original und Fälschung. Zum Schluſs ward an ein leider wenig bekannt gewordenes Verfahren zur Reproduktion von Palimpsesten erinnert.

Nach kurzer Debatte über den Molsdorfschen Vortrag muſste sich Dr. Constantin Nörrenberg, Universitätsbibliothekar in Kiel, der über Die deutsche Bibliotheksbewegung, ihre Ziele und Wege sprechen wollte, wegen Zeitmangels darauf beschränken, den Inhalt seines Vortrags in folgenden Thesen kurz zusammenzufassen:

„Deutschland bedarf neben den wissenschaftlichen solcher öffentlicher Bibliotheken, die der höheren und niederen Bildung, der litterarischen Unterhaltung und dem praktischen Leben dienen.

Diese Bücher- und Lesehallen sollen enthalten: gemein-

1) Der Vortrag erscheint in der „Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten", hrsg. von Dziatzko.

verständliche, wissenschaftliche und gewerbliche Bücher und aus der schönen Litteratur die künstlerisch wertvollen, dazu Zeitschriften aus denselben Gebieten und politische Zeitungen. Bei der Auswahl der Litteratur haben politische und religiöse Tendenzen fern zu bleiben.

Die Bücher- und Lesehallen sollen für jedermann frei und ohne Förmlichkeiten und zu reichlichen Stunden täglich benutzbar sein und von Fachleuten im Hauptamte verwaltet werden.

Für das Land genügen Volksbibliotheken mit niederem Bildungsprogramm. In den Städten sind nicht solche von denjenigen mit höherem Programm getrennt zu halten, weil dadurch der grofsen Masse die Aneignung der höheren Bildung erschwert wird; vielmehr sollen bestehende Stadt- oder Volksbibliotheken mit engerem Programm sich nach dem weiteren Programm hin ausbilden oder sich verschmelzen.

Die Bücher- und Lesehallen sollen in den Städten ständige Einrichtungen werden; unterhaltungspflichtig sollten sein die Kommunen oder Kommunalverbände, eventuell mit geregelter Staatsunterstützung.

Es ist wünschenswert, dafs mit Unterstützung der Städte einer- und der Bibliothekare andererseits eine Centralstelle eingerichtet werde, die Kommunen oder Vereinen, welche Bücher- und Lesehallen gründen wollen, mit Rat und Auskunft zur Hand geht."

Hierauf dankte der Vorsitzende den Herren, die in den gehörten Vorträgen ausnahmslos eine reiche Erfahrung niedergelegt hätten, sowie auch denen, die wegen Zeitmangels nicht hatten sprechen können,[1]) und bezeichnete den Anfang des Unternehmens als durchaus glücklich. Zum Schlusse sprach Direktor Dr. v. Laubmann den Obmännern, den Vorsitzenden und dem Bureau den Dank der Versammlung aus.

Die Präsenzliste weist im ganzen 51 Namen auf.

---

1) Abgesehen von Burger, Bibliothekar des Börsenvereins in Leipzig, der einen Vortrag über Photographie im Dienste der Bibliographie mit besonderer Berücksichtigung älterer Drucke angekündigt hatte, aber am Erscheinen verhindert war, kamen wegen Zeitmangels nicht zu Worte: Eichler, Assistent an der K. K. Universitätsbibliothek in Graz (Der Wert des Buches im Zeitalter der Renaissance); Maas, Bibliotheksassistent beim Reichsgericht in Leipzig (Über offizielle Regierungsdrucksachen); Frankfurter, Skriptor der K. K. Universitätsbibliothek in Wien (Über eine Reihe von Katalogisierungsfragen); Prof. Haebler, Bibliothekar an der Kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden (Über Inkunabelnkatalogisierung.)

Festbericht.

Dienstag, den 28. September 1897, am Vorabend der Eröffnung der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner fand von 7 Uhr an Begrüfsung der Gäste, von denen schon ein grofser Teil am Vormittage von 10 bis 2 Uhr der 6. Generalversammlung des deutschen Gymnasialvereins in der Aula der Kreuzschule beigewohnt hatte, und geselliges Beisammensein statt. Das herrliche Wetter nach langer, trostloser Regenzeit und die vornehmen Räume des noch nicht ganz anderthalb Jahr bestehenden Vereinshauses auf der Zinzendorfstrafse, dessen grofser, würdig und geschmackvoll ausgeschmückter Festsaal heute zum ersten Male den Mittel- und Sammelpunkt für die ganze Zusammenkunft bilden sollte, trugen sicher nicht wenig zu der freudigen Stimmung bei, die von Anfang an die immer zahlreicher eintreffenden Vertreter der Wissenschaft und der höheren Schulbildung beherrschte. Sie wurde noch erhöht, als Geh. Hofrat Professor Dr. Ribbeck aus Leipzig die Rednerbühne bestieg, um einen Vergleich der deutschen Philologentage mit den Wettspielen der Griechen, jenen *ἀγῶνες*, durchzuführen, wobei er auf die Ehre des *ἀγωνοθέτης* zu Gunsten des Oberschulrats Wohlrab in Dresden verzichtete. Er erinnerte ferner daran, dafs schon im Jahre 1844 hier in Dresden eine Philologenversammlung stattgefunden habe, und sprach den Wunsch aus, dafs der Geist Gottfried Hermanns, des Leiters der ersten Dresdner Versammlung, alle Teilnehmer beseelen möge. Er bezweifle nicht, dafs bei der sprichwörtlich gewordenen Gastfreundlichkeit Dresdens und bei der grofsen Beteiligung die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu allgemeiner Befriedigung verlaufen werde. In der Hoffnung, dafs Zeus, der jetzt so freundlich über unsern Häuptern lache, auch ferner bei guter Laune bleiben möge, entbot der Redner noch einmal allen Versammelten unter lautem Beifall ein herzliches Willkommen in Dresden.

Mittwoch, den 29. September, am Tage der feierlichen Eröffnung der Versammlung, begann nachmittag um 3 Uhr,

wiederum im grofsen Saale des Vereinshauses, das Festmahl. Es hatten sich im ganzen 415 Personen, Mitglieder und Ehrengäste sowie zahlreiche Damen, eingefunden und an acht Tafeln Platz genommen. An der Ehrentafel safsen die Vertreter der Staatsregierung und der städtischen Behörden neben den Präsidenten der diesjährigen und früherer Versammlungen, die Vorsitzenden und Obmänner der Sektionen u. a. Den ersten Trinkspruch brachte Oberschulrat Wohlrab aus auf Se. Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm II., der in rastloser Thätigkeit mit der Fülle seiner Macht nur der Erhaltung des Friedens dienen wolle und das Dach über unserm Haupte schaffe, unter dessen Schutze der Stand der Gelehrten und Jugendbildner ungestört sein Werk treiben könne, und auf dessen treuesten Verbündeten, Se. Majestät den Sachsenkönig Albert, den allein noch lebenden unter den grofsen Heerführen des ruhmreichen Krieges von 1870 und 71, der unserer Berufsarbeit eine tiefgehende innere Teilnahme und unserm Stande das gröfste persönliche Wohlwollen entgegenbringe, der schon als sechszehnjähriger Prinz die Verhandlungen der ersten Dresdner Versammlung mit so regem Interesse verfolgt habe, dafs nach dreiundfünfzig Jahren Se. Majestät sich einer Menge Einzelheiten und der eindrucksvollen Persönlichkeit eines Gottfried Hermann und Friedrich Thiersch noch lebhaft erinnerten. In das dreifache Hoch stimmte die Versammlung begeistert ein, sang stehend den ersten Vers der Sachsenhymne und begrüfste mit lautem Beifall den Vorschlag des Präsidiums, zwei Huldigungstelegramme mit folgendem Wortlaut abzusenden:

„Ew. Kaiserliche Majestät wollen geruhen, die allerehrfurchtsvollsten Huldigungen der in Dresden versammelten deutschen Philologen und Schulmänner entgegenzunehmen."

„Ew. Königliche Majestät wollen geruhen, den allerehrfurchtsvollsten Dank der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für Allerhöchst Ihre Teilnahme entgegenzunehmen."

Die lange Reihe der Trinksprüche anzukündigen, hatte Rektor Prof. Dr. Stürenburg übernommen, der mit sieben seiner Kollegen an der Kreuzschule den Tafelausschufs bildete. Es folgte zunächst der des Geh. Hofrats Prof. Dr. Ribbeck aus Leipzig, der die wohlwollende, zielbewufste und erfolgreiche Fürsorge der sächsichen Regierung für Hoch- und Mittelschulen eingehend würdigte und ein Hoch auf Se. Excellenz Herrn Staatsminister Dr. von Seydewitz ausbrachte, der am Vormittag durch seine allen zu Herzen gehende Rede bewiesen habe, dafs er fest entschlossen

sei, die Grundlagen einer echt harmonischen, d. h. humanistischen Bildung nicht erschüttern zu lassen, „auf den wir stolz sind und den an unserer Spitze zu wissen wir uns glücklich schätzen". In seinem unmittelbar darauf folgenden Danke wies Se. Excellenz Herr Staatsminister von Seydewitz darauf hin, dafs gegenwärtig eine grofse Bewegung teils idealer, teils praktischer Natur durch die gesamte Lehrerwelt gehe. Mit einer Anspielung auf die Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft führte er weiter aus, dafs bei jener Bewegung der Vergleich mit anderen Berufskreisen eine grofse Rolle spiele. Er glaube aber nicht, dafs dieses Vergleichen im Interesse der Lehrer liege; besser und richtiger sei es, dafs sich die Verhältnisse der Schulmänner aus sich selbst heraus entwickelten. Die Thätigkeit des Lehrers habe für Staat und Gemeinde einen so hohen Wert, dafs man sich wohl nicht der Notwendigkeit werde entziehen können, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Nach seinem Dafürhalten werde sich, wenn sich die Verhältnisse so weiter entwickelten, in kurzer Zeit auch die sociale und ökonomische Lage der höheren Lehrerschaft wesentlich bessern. Er spreche übrigens mit voller Überzeugung seine Meinung dahin aus, dafs der Stand der deutschen Philologen und Schulmänner den Vergleich mit jedem andern Stande aushalte. Mit dem Wunsche, dafs es immer so bleiben möge, trinke er auf das Wohl der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Geh. Rat Prof. Dr. Wendt, Oberschulrat und Direktor des Gymnasiums in Karlsruhe, erblickte in der Anwesenheit des Stadtoberhauptes und in der wiederholten freundlichen Aufnahme der Lehrerschaft seitens der Residenzstadt Dresden einen Beweis dafür, dafs die Bestrebungen der Schulmänner in der Bürgerschaft einen sicheren Rückhalt fänden; Dresden zu rühmen, heifse Eulen nach Athen tragen: er bringe der „gastlichen, freundlichen, höflichen und schönen Stadt Dresden" den Dank der auswärtigen Gäste dar. Darauf gab Herr Stadtrat Fischer, Vorstand des Schulamtes der Stadt Dresden, seiner Freude Ausdruck, die Versammlung begrüfsen zu können, und leerte in Gemeinschaft mit den übrigen Vertretern der Stadt sein Glas auf das Wohl der lieben Gäste Dresdens. Im Namen der Dresdener Bürgerschaft gedachte der Stadtverordnetenvorsteher Herr Geh. Hofrat Dr. Ackermann, der vor 53 Jahren mit seinem Vater, wie heute mit seinem Sohne, der Philologenversammlung beigewohnt habe, in gemütvoller Rede der Verdienste des Präsidiums und der geschäftsführenden Ausschüsse. Prof. Dr. Maafs in Dresden feierte den Fürsten Bis-

marck als den vielseitigsten aller Fachgenossen, denn er sei ein Meister der Sprachgewandtheit wie der Rechenkunst, habe Geschichte geschrieben wie kein zweiter und die deutsche Kaiserkrone wieder ausgegraben. Sein Vorschlag, auch nach Friedrichsruh ein Huldigungstelegramm abzusenden, wurde mit Begeisterung aufgenommen. Prof. Dr. Studniczka aus Leipzig feierte die hohen Verdienste Professor Treu's um die unvergleichlich schöne und einzigartige Dresdner Skulpturensammlung, die den Neid aller Fachgenossen erwecke, was Direktor Prof. Dr. Treu mit einem Hoch auf die Landesuniversität und deren Docenten erwiderte. Rektor Prof. Dr. Richter aus Leipzig brachte einen mit Jubel aufgenommenen Trinkspruch aus auf die deutschen Frauen, die er mit Worten des verschrieenen Weiberhassers Euripides als τᾷ σοφίᾳ παρέδρους und παντοίας ἀρετᾶς ξυνεργούς feierte. Noch liefs der Universitätsprofessor Dr. Tocilesco aus Bukarest die deutschen Philologen und Schulmänner im Deutschen Reiche und in Österreich leben; denn dafs deutsche Forschung und Lehre, deren Vertreter hier versammelt seien, so glänzend und augenfällig zur Gröfse des Deutschen Reiches mitgewirkt habe, sei für alle ein unvergängliches Vorbild und verleihe auch einer kleinen Nation, wie der rumänischen, gute Zuversicht in ihrem festen Entschlusse, ein treuer Vorposten des Westens zu sein.

Inzwischen gingen die Wogen der Festfreude schon so hoch, dafs leider nicht mehr von allen die launige moderne Deutung verstanden werden konnte, die Oberlehrer Dr. Denecke als Mitglied des Tafelausschusses von den beiden den Original-Umschlag des „Liederbuches" zierenden antiken Reliefs, dem bacchischen Friesrelief auf der vorderen und dem Grabrelief auf der hinteren Aufsenseite, sowie von dem Doppelbilde des Symposions auf der Speisekarte gab. Die sinnige Illustration der Speisekarte ist vom Oberlehrer Dr. Hornoff in Dresden entworfen und gezeichnet worden; die in jenem Liederhefte vereinigten lateinischen, griechischen und deutschen Gesänge, von denen nur wenige angestimmt werden konnten, sind aus Dresden und Leipzig hervorgegangen.

Donnerstag, den 30. September, sowie am folgenden Tage, hatten sich für die Nachmittagsstunden 3 bis 6 Uhr die Herren Direktoren der Gemäldegalerie und des Kupferstichkabinetts, der Skulpturensammlung im Albertinum, der Öffentlichen Bibliothek im Japanischen Palais, des zoologischen und anthropologisch-ethnographischen und des mineralogisch-geologischen und prähistorischen Museums im Zwinger zur Führung und Auskunftserteilung erboten. Doch wurde von dieser dankenswerten

Einladung bei der Überfülle des Gebotenen nur in den beiden zuerst genannten Kgl. Sammlungen in gröfserem Umfange Gebrauch gemacht. An beiden Tagen gab Geh. Hofrat Prof. Dr. Woermann vor den hervorragendsten Gemälden einen eindrucksvollen Überblick über die Geschichte der Malerei vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, und Prof. Dr. Treu erklärte mit unermüdlicher Hingebung nicht nur am Donnerstag und Freitag einem gröfseren Publikum von Herren und Damen die Gipsabgüsse und Originale der Kgl. Skulpturensammlung, sondern führte auch noch am Sonnabend nachmittag vor einem engeren Kreise von Fachgenossen einige Ergänzungsversuche vor. Einer besonderen an die bibliothekarische Sektion ergangenen Einladung des Geh. Hofrats Dr. med. Meyer zufolge besichtigten etwa 40 Herren einen neuen im zoologischen Museum aufgestellten eisernen Schiebe-Bücherschrank (bei elektrischer Beleuchtung), der gegen 4500 Bände in staub- und feuersichere Verwahrung aufnehmen kann.

Abend 7 Uhr wurde mit Rücksicht auf die in Dresden tagenden Philologen und Schulmänner im Kgl. Hoftheater der Altstadt *Odysseus' Heimkehr,* Musik-Tragödie in einem Vorspiel und drei Akten, der „Odyssee" dritter Teil, Dichtung und Musik von *August Bungert*, aufgeführt. Zu dieser Festvorstellung waren 566 Freibillette verteilt worden durch einen Ausschufs von fünf Lehrern der Öffentlichen Realschule (Freimaurerinstitut) zu Dresden-Friedrichstadt unter ihrem Direktor Dr. Friedrich.

An demselben Abend veranstaltete die naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis in Dresden den auswärtigen Fachgenossen zu Ehren eine Hauptversammlung, in welcher der Direktor des botanischen Gartens Prof. Dr. Drude über die für den Schulunterricht wichtigsten Richtungen der modernen Botanik, sowie Privatdocent Dr. Gravelius über Wettertypen und Hochwasserprognose sprach.

Freitag, den 1. Oktober, veranstaltete die Stadt Dresden zu Ehren der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ein Fest im Ausstellungspalaste, unmittelbar vor dem Schlusse der ersten Internationalen Kunstausstellung in Dresden. Es mögen an die 2000 Personen an diesem Feste teilgenommen haben, das unter der fortdauernden Gunst der Witterung einen überaus gelungenen Verlauf nahm. Die glückliche Idee, die glänzenden Räume des Ausstellungspalastes zu diesem Zwecke zu benutzen, rührt von Herrn Direktor Prof. Dr. Treu, einem der zehn Mitglieder des Festausschusses, her. Schon um 5 Uhr nachmittag wurde die Ausstellung für den allgemeinen Verkehr gesperrt zur Vollendung

der getroffenen Vorbereitungen. Um Raum für die Bewirtung so vieler Gäste zu gewinnen, war das interimistische Restaurant der Kunstausstellung dadurch erweitert worden, daſs man die Estrade davor mit einem Zeltdache überspannt und am Fuſse dieser Estrade nach dem Teiche zu zwei Zelte, ein gröſseres und ein kleineres, errichtet hatte. Im Vestibül der Haupthalle machte der städtische Festausschuſs, an seiner Spitze Herr Stadtrat Fischer, den Gästen in liebenswürdigster Weise die Honneurs; denn von 6 Uhr an begannen die Ausstellungsräume sich mit Herren und Damen zu füllen. Einen entzückenden Anblick bot der Ausstellungspark dar, als mit Eintritt der Dunkelheit die überall rings um den Teich aufgestellten, meist tulpenförmigen bunten Lampions angezündet wurden und der elektrisch beleuchtete Hochstrahl inmitten des Wassers in wechselndem bunten Lichte erstrahlte.

Während draufsen im Musikpavillon von 6 Uhr an die Kapelle des Kgl. Sächsischen Pionierbataillons konzertierte, sang drinnen in der Haupthalle des Ausstellungspalastes um 7, 8 und 9 Uhr der Sängerchor der Kreuzschule unter der Leitung ihres Kantors Musikdirektor Prof. Oskar Wermann, den Blicken der Zuhörer völlig verborgen, eine Anzahl Motetten, Volkslieder und anderer Kompositionen von Mendelssohn-Bartholdy, Georg Vierling, Robert Schumann, Peter Cornelius, C. M. von Weber, Paul Umlauft und Oskar Wermann. Auf den Gängen zwischen den ausgestellten Statuen lauschte jedesmal ein andächtiges Publikum von Herren und Damen den weihevollen Klängen, die von der Galerie über der Nike hinter den Blattpflanzengruppen hervordrangen. Alle Säle der Ausstellung waren bis um 10 Uhr elektrisch erleuchtet, und zahlreiche Gruppen durchzogen plaudernd und disputierend die weiten Räume, um die ausgestellten Gemälde und Skulpturen zu betrachten.

Inzwischen wurde dem reich besetzten und geschmackvoll hergerichteten kalten Büffett sowie den beiden Sorten Bier wacker zugesprochen. Im Restaurationssaale selbst war eine Ehrentafel aufgeschlagen. Unter den Ehrengästen befanden sich Ihre Excellenzen der Königl. Preufsische Gesandte Graf von Dönhoff, der Königl. Bayerische Gesandte Freiherr von Niethammer sowie der Kaiserl. und Königl. Österreichisch-Ungarische Gesandte Graf Lützow, ferner Ihre Excellenzen die Herren Staatsminister Dr. Schurig und Dr. von Seydewitz, zahlreiche höhere Staatsbeamte und Vertreter beider städtischen Kollegien, an ihrer Spitze die Herren Oberbürgermeister Geh. Finanzrat Beutler und Geh. Hofrat Dr. Ackermann. In den Zelten waren für die übrigen Festteilnehmer Tische aufgeschlagen und alle vollbesetzt.

Zu Reden und Trinksprüchen kam es zunächst nicht, da die Teilnehmer des Festes in den verschiedenen Räumen des Ausstellungspalastes zerstreut waren oder draufsen in den Parkanlagen um den Teich lustwandelten. Erst in vorgerückter Stunde brachte der Gymnasialdirektor und Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Uhlig aus Heidelberg ein dreifaches Hoch aus auf die gastliche Stadt Dresden und deren Verwaltung, das bei allen Zuhörern lebhaften Widerhall fand, und Herr Oberbürgermeister Geh. Finanzrat Beutler erwiderte in kurzer humorvoller Rede mit einem dreifachen Hoch auf die deutschen Philologen und Schulmänner.

Noch schilderte Dr. Denecke mit köstlichem Humor die etwas verspätete Heimkehr eines nachtschwärmerischen Philologen, um nachzuweisen, dafs der grofse Dichter Homer (ebenso wie Bungert) in der Heimkehr des Odysseus ein Bild modernen Lebens in antikem Gewande gezeichnet habe, und fügte den ernstgemeinten Wunsch hinzu, dafs die Stätte, wo sich an diesem unvergefslichen Abend Altertumswissenschaft und moderne Kunst so gut miteinander vertragen hätten, von guter Vorbedeutung sein möge für eine glückliche Vermählung der Antike mit der Moderne in Kunst und Wissenschaft; noch wurde ein Lied aus dem „Liederhefte" angestimmt, und Mitternacht war längst vorüber, als das von der fröhlichsten Stimmung getragene gesellige Beisammensein endete.

Sonnabend, den 2. Oktober, fanden zum Abschlufs der ernsten Arbeiten in den allgemeinen und den Sektionssitzungen die beiden Festfahrten nach der Bastei und nach Meifsen statt, trotz des trüben, regnerischen und kühlen Wetters, das nach dem herrlichen warmen Sommerabend des Tages zuvor über Nacht eingetreten war. Für die nötigen Vorbereitungen sowie für die Verteilung der Fahrkarten hatte wiederum ein besonderer Ausschufs Sorge getragen, der aus acht Lehrern der Städtischen Realschule zu Dresden-Johannstadt unter ihrem Direktor Dr. Schoepke bestand.

In die sächsische Schweiz führte der Dampfer „Hohenzollern" etwa 150 Teilnehmer der Versammlung. Unter heitern Klängen der Musik stiefs das Schiff um 12 Uhr vom Lande. Nach $2\frac{1}{2}$stündiger Fahrt, während der sich der Himmel allmählich etwas aufhellte, landete man in Wehlen. Von da ging man in verschiedenen Gruppen auf waldigen Wegen hinauf zur Bastei. Von diesem Felskegel aus genofs man die schöne Aussicht auf Berg und Thal zuerst bei dunklem, später bei etwas aufgeheitertem Himmel. Die früh hereinbrechende Dunkelheit mahnte, von der Aussicht wie von der trefflichen Wirtschaft Abschied zu nehmen und nach

Rathen hinabzusteigen, wo der Dampfer zur Abfahrt bereit lag. Einen besonderen Reiz gewann die Rückfahrt, die zuerst durch das Dunkel der Nacht ging, als in Pirna das Schiff durch Feuerwerk begrüfst wurde und auch weiter stromab bis Dresden zahlreiche Villen in bengalischem Lichte erglänzten, sodafs sich die Schönheit der Elblandschaft noch einmal dem Auge enthüllte.

Meifsen mufs, auch abgesehen von dem jähen Witterungswechsel, entschieden eine stärkere Anziehungskraft ausgeübt haben als die Bastei; denn die Fahrkarten waren schon am zweiten Tage der Versammlung völlig vergriffen. Nahezu 400 Herren und Damen hatten das Verdeck des Dampfers „Prinzessin Luise" dicht besetzt, der nachmittag 2 Uhr stromabwärts fuhr. Der Himmel blieb bedeckt, wenn auch der Regen kurz vor der Abfahrt nachliefs, die bunten Wimpel flatterten vor einem ziemlich rauhen Wind, und der Mangel an Sonnenschein raubte den lieblichen Elbufern viel von ihrem Reize; aber der frohen Stimmung unter den Fahrtgenossen that dies keinen Eintrag. Nach $1^1/_2$ stündiger Fahrt in Meifsen angelangt, wurden sie vom Lehrerkollegium der Fürstenschule St. Afra, dem Rektor Oberschulrat Prof. Dr. Peter an der Spitze, sowie von dem Bürgermeister Dr. Ay und andern Vertretern des Rates bewillkommnet. Einige flinke Fürstenschüler erboten sich als Führer. Die Mehrzahl zog unter Vorantritt des von Dresden mitgebrachten Musikcorps hinauf nach dem Burgberg. Zunächst betrat man den altehrwürdigen Dom, um eine kurze musikalische Aufführung entgegenzunehmen. Herr Domorganist Siebdrat spielte ein weihevolles Präludium, dann trug ein unter der Leitung der Frau Oberschulrat Peter stehender Verein Meifsner Damen das von Hauptmann komponierte Lied „Gott, deine Güte reicht so weit" und eine Mendelssohnsche Motette vor; zwischen diesen beiden Darbietungen des Chores sang eine Sopranstimme Albert Beckers „Bitte". Alle Nummern des Programms wirkten bei der wundervollen Akustik der Kreuzgewölbe tief ergreifend. Dann erfolgte in mehreren Abteilungen ein etwas eiliger Rundgang durch die Säle der Albrechtsburg. Der Burgkeller konnte die Menge der Gäste kaum fassen, noch rasch genug bewirten. Ehe der Dampfer, den übrigens die wenigsten zur Heimfahrt benutzten, von Meifsen abfuhr, erstrahlte die Martinskapelle, die Burg und der Kaisergarten in Cölln höchst wirkungsvoll in roter bengalischer Beleuchtung. Die meisten blieben noch einige Stunden in fröhlichster Stimmung im Kaisergarten bei einander und schieden mit warmen Worten des Dankes für die herzliche in Meifsen genossene Gastfreundschaft.

Die Teilnehmer an der Versammlung wurden durch fünf Nummern eines 'Tageblattes', das ihnen die Dresdner Verkehrsanstalt Hansa Tag für Tag am frühen Morgen ins Haus beförderte, über alles Geschäftliche, alle Festlichkeiten, Sehenswürdigkeiten u. a. genau unterrichtet. Für dieses Tageblatt hatte Dr. Wiegandt, für die viermal beiliegende alphabetische Liste über Namen und Wohnung der neu Angekommenen Prof. Dr. Leipoldt, beide am Kgl. Gymnasium zu Dresden-N., die Redaktion übernommen. Zu ihrer Unterstützung waren acht andere Lehrer des Neustädter Gymnasiums abwechselnd im Redaktionsbureau thätig. Durch die Hansa wurden auch allen Teilnehmern die beiden von den höheren Schulen Sachsens und den öffentlichen höheren Lehranstalten Dresdens dargebotenen Festschriften, sowie eine Festgabe der Ehlermannschen Buchhandlung in Dresden, den auswärtigen aufserdem noch Meinholds Führer durch Dresden übersandt.

An **Festschriften und Festgaben** waren, aufser den unter den einzelnen Sektionen erwähnten Sonderabzügen aus Zeitschriften, folgende eingegangen, die allen Mitgliedern der 44. Philologenversammlung, soweit der Vorrat reichte, durch einen besonderen aus Rektor Prof. Dr. Meltzer und acht Lehrern des Wettiner Gymnasiums zusammengesetzten Ausschufs auf Verlangen eingehändigt wurden:

1. Von den höheren Schulen Sachsens:

Kaemmel, Otto: Christian Weise, ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner, 1897.

2. Von den öffentlichen höheren Lehranstalten Dresdens:

Festschrift. Dresden, B. G. Teubner, 1897.

Inhalt:

1) Bernhard, J. A., Kunstgeschichtliches für die Schule.
2) Müller, C., Albert Ölingers deutsche Grammatik und ihre Quellen.
3) Nessig, W. R., Geologische Exkursionen in der Umgegend von Dresden.
4) Schnelle, E., Der neueste Angriff auf die Echtheit der Briefe ad M. Brutum.
5) Schmidt, M., Zur Geschichte der Besiedelung des sächsischen Vogtlandes.
6) Münzner, F., Die Quellen zu Longfellows Golden Legend.
7) Stürenburg, H., Die Bezeichnung der Flufsufer bei Griechen und Römern.

8) Hasper, Th., De compositione Militis Gloriosi commentatio. Adiectae sunt emendationes Militis Gloriosi.

3. Von der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden:

a) Fiebiger, Otto: Ein Gutachten Gottfried Hermanns über den lateinischen und griechischen Sprachunterricht, herausgegeben und erläutert. (Besonderer Abdruck aus den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Bd. 156, S. 257—272.) Leipzig, B. G. Teubner, 1897.

b) Schmidt, Ludwig: Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern. I: Altzelle. Dresden, Wilhelm Baensch, 1897.

4. Von der Generaldirektion der Königlichen Sammlungen zu Dresden:

Lehrs, Max: Arnold Böcklin, ein Leitfaden zum Verständnis seiner Kunst. München, Photographische Union, 1897.

5. Im Namen der Königlichen Skulpturensammlung zu Dresden von Direktor Prof. Dr. Treu:

Treu, Georg: Lichtdruck der Giebelgruppen des Zeustempels zu Olympia nach ihrer Aufstellung und Ergänzung im Albertinum. Dresden, Stengel und Markert, 1897. (Für die archäologische Sektion.)

6. Von der philologischen Gesellschaft zu Leipzig:

Theophrasts Charaktere, herausgegeben erklärt und übersetzt von der philologischen Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. (Für die philologische Sektion.)

Der Reiz dieser Ausgabe wurde noch erhöht durch eine humoristische Beilage in Wort und Bild, die als XXXI. Theophrastischen Charakter den des Philologen darstellt. Auf Wunsch werden noch Abdrücke dieser Beilage, soweit der Vorrat reicht, von der Verlagsbuchhandlung an Teilnehmer der Versammlung versandt.

7. Von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte:

Das 3. Heft des VII. Jahrgangs der von Prof. Dr. K. Kehrbach herausgegebenen Mitteilungen mit dem Specialtitel: Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Sachsen. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von sächsischen Schulmännern. Berlin, September 1897.

Inhalt:

1) Über die ältesten Vorlesungsverzeichnisse der philosophischen Fakultät an der Leipziger Universität. Von Dr. Bruno

Stübel, Oberbibliothekar an der Königl. öffentl. Bibliothek in Dresden.

2) Christoph Schellenberg de visitationibus seu inspectionibus anniversariis scholae illustris Grimanae (1554—1575) mit den amtlichen Berichten der Visitatoren. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Meyer, Oberlehrer an der Fürsten- und Landesschule Grimma.

3) Die Feier des Gregoriusfestes an der Annaberger Lateinschule im XVI. Jahrhundert. Ein quellenmäfsiger Beitrag zur Geschichte dieses Festes. Von Paul Bartusch, Seminaroberlehrer in Annaberg.

4) Aus Heinrich von Treitschkes Schülerzeit. Von St.

5) Die Entwickelung der Städtischen höheren Töchterschule zu Dresden. Von Professor Dr. Gustav Hausmann, Direktor der höheren Töchterschule in Dresden.

6) Zur Geschichte deutscher Fürstenerziehung. Zur Geschichte der Prinzenerziehung der Wettiner. Von Schulrat Prof. DDr. Georg Müller, Königl. Bezirksschulinspektor in Zittau.

7) Die erste Urkunde der Dresdner Taubstummen-Anstalt aus dem Jahre 1828. Ein Blatt aus deren Jugendgeschichte. Von Hofrat H. E. Stötzner, Direktor der Taubstummen-Anstalt zu Dresden.

8) Gründung der ältesten sächsischen Realschule (Leipzig) und ihre ersten Schicksale. Von Dr. Hermann Barge in Leipzig.

9) Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens im Königreich Sachsen.

8. Vom Rektor der Fürsten- und Landesschule St. Afra Oberschulrat Prof. Dr. Peter in Meifsen:

Peter, Hermann: Die geschichtliche Litteratur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I. und ihre Quellen. 2 Bände. Leipzig, B. G. Teubner, 1897.

9. Vom Oberlehrer Dr. Lyon an der Annenschule zu Dresden:

Lyon, Otto: Die Ruhmeshalle. Ein Gruſs an die 44. deutsche Philologenversammlung zu Dresden. Dramatischer Vorgang in einem Aufzuge. (Sonderabdruck aus der Lyonschen Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 11. Jahrgang, 10. Heft, S. 609—626.) Leipzig, B. G. Teubner, 1897.

10. Von Prof. Dr. Karl Vollmöller in Dresden:

Sütterlin, Ludwig: Die allgemeine und die indogermanische Sprachwissenschaft in den Jahren 1895 und 1896. (Sonderabdruck aus Vollmöllers Kritischem Jahresbericht über

die Fortschritte der Romanischen Philologie, IV. Band, 1. Heft, S. 1—16.) Erlangen, Fr. Junge, 1897.

11. Von der L. Ehlermannschen Verlagsbuchhandlung in Dresden:

a) Lessing, Minna von Barnhelm, herausgegeben von Veit Valentin (= Nr. 27 der deutschen Schul-Ausgaben von H. Schiller und V. Valentin). Dresden, L. Ehlermann, 1897.

b) Valentin, Veit: Die Behandlung des dichterischen Kunstwerkes in der Schule. (Sonderabdruck aus dem Pädagogischen Archiv, 39. Jahrgang, Nr. 7/8.) Osterwieck/Harz, A. W. Zickfeldt, 1897.

12. Von der B. G. Teubnerschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig:

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, herausgegeben von Dr. Johannes Ilberg und Rektor Prof. Dr. Richard Richter, 1. Jahrgang, 1898, I. und II. Bandes 1. Heft. (Für die pädagogische Sektion.)

Von den 757 Mitgliedern und Ehrengästen, die an der 44. Philologenversammlung in Dresden teilgenommen haben, waren 219 aus Dresden, 139 aus den übrigen Orten des Königreichs Sachsen, 252 aus Preußen (nämlich 83 aus Brandenburg, 57 aus Schlesien, 27 aus Sachsen, 24 aus der Rheinprovinz, 13 aus Hannover, 12 aus Pommern, 11 aus Hessen-Nassau, 7 aus Ostpreußen, 6 aus Schleswig-Holstein, 5 aus Westpreußen, 5 aus Posen, 2 aus Westfalen), 89 aus den übrigen Staaten des Deutschen Reiches (nämlich 11 aus Bayern, 4 aus Württemberg, 8 aus Baden, 5 aus Hessen, 2 aus Mecklenburg, 10 aus Sachsen-Weimar, 8 aus Braunschweig, 6 aus Sachsen-Altenburg, 3 aus Sachsen-Coburg-Gotha, 7 aus Anhalt, 1 aus Schwarzburg, 10 aus Reuß, 4 aus Lippe, 2 aus Lübeck, 3 aus Bremen, 2 aus Hamburg, 3 aus den Reichslanden), 40 aus Österreich-Ungarn, 8 aus der Schweiz, 2 aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, je 1 aus Italien, Rumänien, Frankreich, Holland, Norwegen, Dänemark (Island), Bulgarien und Ägypten.

Das Empfangsbureau bestand aus Rektor Prof. Dr. Bernhard, Konrektor Prof. Dr. Rachel, an den schon die brieflichen Anmeldungen zu richten waren, und sieben anderen Lehrern des Vitzthumschen sowie aus zehn Lehrern des Königlichen Gymnasiums.

Die weiten Räume des Vereinshauses (Zinzendorfstr. 17) boten allen während der Festtage thätigen Bureaus ein bequemes Unterkommen.

Als Wohnungsausschuſs hatten Oberlehrer Dr. Lüder an der Dreikönigschule (Neustädter Realgymnasium) und elf seiner Kollegen ein Hotelverzeichnis mit Angaben über Preis und Anzahl der verfügbaren Zimmer entworfen, das den angemeldeten Auswärtigen vor ihrer Ankunft zugesandt worden war. Von Dr. Lüder rührte auch das dem Meinholdschen Führer durch Dresden beigegebene und durch die Erfahrung bewährte Verzeichnis aller der Restaurationen her, die sich erboten hatten, den Teilnehmern der Versammlung separierte Zimmer zur Verfügung zu stellen, sowie die damit verbundenen Angaben über Mittagstisch und Biersorten.

Endlich wirkte in aller Stille ein Finanzausschuſs, der aus Konrektor Prof. Dr. Henke am Annenrealgymnasium und zwei seiner Kollegen bestand.

Alphabetische Liste der Teilnehmer

an der

44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Abendroth, Prof. Dr., Konrektor der Kreuzschule, Dresden.
Achtert, Prof. a. Realgymn., Ratibor.
Ackermann, DDr., Oberkonsistorialrat, Dresden.
Ackermann, Dr., Geh. Hofr., Dresden.
Ackermann, Dr., Rechtsanwalt, Dresden.
Adamek, Dr., Gymnasiall., Reichenberg (Böhmen).
Ahlwardt, Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprof., Greifswald.
Albracht, Prof. Dr., Dir. d. Gymn., Naumburg a. S.
Albrecht, Dr., Geh. Regierungsrat, Strafsburg.
Albrecht, Dr., Oberl. a. Kgl. Gymn., Dresden-N.
Aly, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Burg b. Magdeb.
Angermann, Prof. Dr., Rektor des Kgl. Gymn., Plauen i. V.
Anthes, Dr., Gymnasiall. a. Neuen Gymn., Darmstadt.
Anwand, Dr., Privatgel., Leipzig.
Apetz, Dr., Oberl. a. Kgl. Gymn., Dresden-N.
Arnold, Dr., Rektor des Wilhelms-Gymnasiums, München.
Arnold, Prof. Dr., Rektor des Kgl. Gymnasiums, Chemnitz.
Arras, Dr., Oberl. a. Gymn., Bautzen.
Ascherson, Prof. Dr., Oberbibliothekar, Berlin.
Aster, Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.

Bachmann, Dr., Prof. a. d. Univ., Zürich.
Baltzer, Dr., Progymnasialdirektor, Schwetz.
Barge, Dr., Realgymnasiall., Leipzig.
Bartels, Oberl. a. Joachimsthalschen Gymnasium, Berlin.
Bassenge, Dr., Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Baumgarten, Prof. Dr., Konrektor d. Kgl. Gymnasiums, Dresden-N.
Becher, Dr., Leipzig.
Bechert, Prof. Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Leipzig.
Beck, Dr., Oberl. am Gymnasium, Zwickau.
Begemann, Dr., Dir. des Gymnasiums, Neuruppin.
Beloch, Jul., Dr., Universitätsprof., Rom.
Benz, D., Konsistorialrat u. Superintendent, Dresden.
Berger, Arnold E., Dr., Berlin.
Berger, Dr., Privatdocent a. d. Univ., Bonn.
Berneker, Dr., Docent am Seminar für oriental. Sprachen, Berlin.
Bernhard, Prof. Dr., Rektor d. Vitzthumschen Gymnasiums, Dresden.
Bernheim, Georges, stud. phil., Paris.
Beschorner, Dr., Dresden.
Besser, Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Bethge, R., Dr., Oberl. a. d. 4. städt. Realschule, Berlin.
Betz, Louis P., Dr., Privatdocent a. d. Universität, Zürich.
Beutler, Geh. Finanzrat, Oberbürgermeister, Dresden.
Biedermann, Dr., Oberl. a. Annenrealgymnasium, Dresden.
Bieligk, E., Dr., Oberl. a. Kgl. Pädagogium u. Waisenhaus, Züllichau.
Bierbaum, Prof. Dr., Dresden.
Bierey, Dr., Stadtrat, Dresden.
Bindseil, Prof. Dr., Direktor a. Kgl. Gymnasium, Kreuzburg i. Schl.

Bischoff, Dr., Oberl. a. Nikolaigymn., Leipzig.
Bissing, v., Dr. phil., Kairo.
Bjarnason, Thorleifur, Gymnasiall., Reykjavik (Island).
Blümner, Dr., Universitätsprofessor, Zürich.
Boelcke, Lic. theol., Dr., Dresden.
Börner, Dr., Oberl. a. d. Kreuzschule, Dresden.
Boesche, Dir. d. Realschule, Eisleben.
Böttcher, Prof. Dr., Rektor des Realgymnasiums, Leipzig.
Boetticher, G., Prof. Dr., Vors. d. Ges. f. deutsche Phil., Berlin.
Bohse, Oberl. am Prinz Heinrich-Gymnasium, Berlin.
Bojunga, Dr., Hilfsl. a. Gymnasium, Bückeburg.
Bolte, Joh., Dr., Oberl. am Königstädtischen Gymnasium, Berlin.
Boltenstern, v., Dr., Prof. a. Gymn., Köslin.
Bormann, E., Universitätsprofessor, Wien.
Bornemann, Dr., Geh. Schulrat, Dresden.
Bothe, Prof. Dr., Konrektor der Dreikönigschule, Dresden.
Brachmann, Dr., Oberl a. Kgl. Gymn., Dresden-N.
Brandis, Dr., Bibliothekar, Charlottenburg.
Brandstätter, Dr., Gymnasiall. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Bremer, Dr., Privatdoc. a. d. Univ., Halle a. S.
Brugmann, Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Buchenau, Georg, Dr., Direktor des Gymnasiums, Marburg.
Buchwald, Dr., Prof. am Gymn., Görlitz.
Bünger, Dr., Prof. am Gymnasium, Görlitz.
Büsching, Oberl. a. d. Dreikönigschule, Dresden.
Büttner-Wobst, Prof. Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Bulle, Heinr., Dr., Assistent a. Kgl. Museum, München.
Burchardt, Gymnasiall., Greiz.
Burckas, Dr., Oberl. a. Progymn., Ohrdruf.
Burdach, K., Dr., Universitätsprof., Halle a. S.
Burger, Dr., Oberl. a. Gymnasium, Eisenberg (Altenburg).
Busch, Prof. Dr., Oberschulrat, Dresden.
Busche, Dr., Oberl. am Gymnasium, Leer (Hannover).
Buschkiel, Prof. Dr., Oberl. a. Kgl. Gymnasium, Chemnitz.
Busse, Dr., Oberl. am Wilhelms-Gymnasium, Berlin.

Centner, Gymnasialoberl., Liegnitz.
Cichorius, Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Clemen, Lic. theol., Dr., Prof. an der Fürstenschule, Grimma.
Cohn, Leopold, Dr., Breslau.
Comnick, Oberl. a. d. Kgl. Waisen- und Schulanstalt, Bunzlau i. Schl.
Consbruch, Dr., Oberl. am Stadtgymnasium, Halle a. S.
Conze, Prof., Generalsekretar des Kaiserl. archäol. Inst., Berlin.
Crusius, Dr., Universitätsprof., Tübingen.
Cunze, Oberl. a. Neuen Gymnasium, Braunschweig.

Delbrück, Dr., Universitätsprofessor, Jena.
Delitzsch, Friedr., Dr., Universitätsprof., Breslau.
Denecke, Dr., Oberl. a. d. Kreuzschule, Dresden.
Deter, Dr., Groſslichterfelde.
Deubler, Gymnasialprof., Freistadt (Ob.-Öst.).
Deutschbein, K., Dr., Prof. a. Gymn., Zwickau.
Diels, Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprof., Berlin.
Diestel, Prof Dr., Konrektor a. D., Dresden.
Dieterich, Dr., Universitätsprofessor, Gieſsen.
Dietrich, C., Prof. Dr., Oberl. a. d. Fürstenschule, Meiſsen.
Dietrich, Rud., Vikar a. Realgymn., Zwickau.
Dietz, Dr., Oberl. a. Realgymnasium, Zittau.
Dietze, Dr., Oberl. a. d. Handelsschule, Dresden.
Dittmar, Dr., Gymnasiall. an der Fürstenschule, Grimma.
Dittrich, Eugen, Dr., Insitutslehrer, Niederlöſsnitz.
Dobruský, Prof. Dr., Direktor des Nationalmuseums, Sofia.

Doempke, M., Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Danzig.
Dorstewitz, Prof. Dr., Direktor des Gymnasiums, Eisenberg (Altenb.).
Drerup, E., Dr., München.
Drescher, Dr., Privatdoc. a. d. Universität, Bonn.
Dreſsler, Dr., Prof. a. Gymn., Wurzen.
Dunger, Prof. Dr., Konrektor des Wettiner Gymnasiums, Dresden.
Duschinsky, Realschulprof., Wien.
Dziatzko, Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprof., Göttingen.

Eberhardt, Oberl. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Eckstein, Prof. Dr., Gymnasialoberl., Zittau.
Eggert, Dr., Oberl. a. d. Friedrichs-Realschule, Köthen.
Ehlen, Prof. a. d. städt. höheren Mädchenschule, Köln.
Ehrichs, Dr., Oberl. an der Realschule II, Hannover.
Ehrichs, Beamter a. D., Goslar.
Eichenberg, Schulrat, Bezirksschulinspektor, Dresden.
Eichler, F., Dr., Graz.
Eickhoff, H., Dr., Prof. am Gymn., Schleswig.
Eisenreich, G., Kandidat d. höheren Schulamts, Breslau.
Engelmann, Dr., Prof. a. Friedrichs-Gymnasium, Berlin.
Erler, Prof. Dr., Oberschulrat, Dresden-N.
Erman, Dr., Direktor der Kgl. Universitätsbibliothek, Berlin.
Eschenburg, Dr., Prof. am Gymn., Lübeck.
Evers, Prof., Dir. d. Gymn., Barmen.

Fiebiger, Dr., wissensch. Hilfsarb. a. d. Kgl. öffentl. Bibl., Dresden.
Fink, Schulrat, Bezirksschulinsp., Dresden.
Finsterwalder, Dr., Prof. a. Gymn. an Marzellen, Köln.
Fischer, Oberl. an der Realschule, Dresden-J.
Fischer, Stadtrat, Dresden.
Fleckeisen, Prof. Dr., Dresden.
Flemming, Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Förstemann, Prof. Dr., Geh. Hofrat, Bibliothekar Sr. Maj. des Königs von Sachsen, Dresden.
Förstemann, Oberl. am Realgymn., Magdeburg.
Foerster, Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprof., Breslau.
Förster, Dr., Prof. a. Kaiser Wilhelm-Realgymn., M. d. R., Friedenau b. Berlin.
Folgmann, Dr., Gymnasiall., Zellendorf b. Berlin.
Foy, Dr., Assistent a. Kgl. Ethnol. Museum, Dresden.
Francke, Otto, Dr., Prof. a. Gymn., Weimar.
Franke, Dr., Gymnasiall. a. Nikolaigymnasium, Leipzig.
Frankfurter, Scriptor a. d. Universitätsbibliothek, Wien.
Franz, Prof. Dr., Oberl. a. Wettiner Gymnasium, Dresden.
Frenkel, Dr., Oberl. a. Kgl. Gymn., Dresden-N.
Freymond, Dr., Universitätsprof., Bern.
Friedländer, Max, Dr., Privatdocent an der Universität, Berlin.
Friedrich, M., Dr., Direktor d. Realschule, Dresden-Fr.
Friedrich, Rich., Prof. Dr., Rektor des Gymnasiums, Bautzen.
Friedwagner, Dr., Prof. a. d. Staatsoberrealschule, Wien.
Fritsch, Prof., Schulrat, Direktor des Gymnasiums, Sondershausen.
Fritze, v., Dr., Privatgel., Berlin.
Fritzsche, Prof. Dr., Rektor d. Realgymnasiums, Borna.
Fuchs, Dr., Mitgl. d. Kgl. stenogr. Instituts, Dresden.
Fuhr, Dr., Prof. a. Joachimthalschen Gymnasium, Berlin.

Gaefsner, Prof. a. Kaiser Wilhelms-Gymnasium, Hannover.
Galle, Paul, Dr., Oberl. am Realgymnasium, Zittau.
Gamper, Wilhelm, Pfarrer, Dresden.
Gardthausen, Prof. Dr., Bibliothekar an der Univ.-Bibliothek, Leipzig.
Gaumitz, Prof. Dr., Oberl. a. Vitzth. Gymnasium, Dresden.
Gebhardt, Aug., Dr. phil., Nürnberg.
Gebhardt, Martin, Dr., Realgymnasiall. a. Annenrealgymn., Dresden.
Gehlert, Prof. Dr., Rektor d. Fürstenschule, Grimma.
Gemoll, Dr., Direktor d. Gymn., Liegnitz.

Genz, Dr., Kgl. Provinzialschulrat, Berlin.
Gerhard, Dr., Abteilungsdirektor der Kgl. Bibliothek, Berlin.
Gerth, Prof. Dr., Rektor d. Gymnasiums, Zwickau.
Giesecke, Alfr., Dr., Buchh., Leipzig.
Giesing, Dr., Oberl. a. Vitzthumschen Gymnasium, Dresden.
Gilbert, Walther, Prof. Dr., Rektor des Gymnasiums, Schneeberg.
Gilbert, Hans, Prof. Dr., Oberl. an der Fürstenschule, Meifsen.
Giske, Dr., Oberl. a. Katharineum, Lübeck.
Göhler, Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Goetz, G., Dr., Geh. Hofrat, Universitätsprof., Jena.
Götz, Hofrat, Dresden.
Goetze, Prof. Dr., Studiendirektor am Kadettencorps, Dresden.
Goldberg, Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Goldhan, Dr., Realschuloberl., Aue.
Gomperz, Th., Dr., Hofrat, Universitätsprof., Wien.
Graesel, Dr., Oberbibliothekar an der Kgl. Univ.-Bibliothek, Berlin.
Grahl, W., Oberl. a. Gymn., Greiz.
Greger, Prof. a. Gymnasium, Zerbst.
Gropius, Prof. a. Gymn., Weilburg.
Grüllich, Geh. Schulrat, Dresden.
Gruyter, Walther de, Dr., Inhaber der Firma Georg Reimer, Berlin.
Günther, Emil, Oberl. am Gymn., Görlitz.
Günther, O., Dr., Custos a. d. Universitätsbibliothek, Leipzig.
Guhrauer, Dir. d. Gymn., Wittenberg.
Gurlitt, Dr., Gymnasialoberl., Steglitz bei Berlin.
Gurlitt, Corn., Dr., Hofrat, Prof. an der techn. Hochschule, Dresden.
Gusinde, stud. phil., Breslau.
Guthe, D., Universitätsprof., Leipzig.

Haas, Dr., Universitätsbibliothekar, Graz.
Hachtmann, Prof. Dr., Direktor d. Gymnasiums, Bernburg a. S.
Haebler, Prof. Dr., Bibliothekar, Dresden.
Händcke, Dr., Oberlöfsnitz.
Häntzsche, Jul., Dr. phil. et med., Dresden.
Härtel, W., stud. phil., Leipzig.
Haferkorn, Dr., Oberl. am Wettiner Gymn., Dresden.
Hahn, Dr., Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Hankel, Prof. Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Harczyk, Dr., Prof. am Johannesgymnasium, Breslau.
Hartenstein, Dr., Oberl. an der Realschule, Dresden-J.
Hartlich, Otto, Gymnasiall., Wurzen.
Hartwig, Dr., Geh. Regierungsrat, Direktor d. Universitätsbibliothek, Halle a. S.
Hase, v., D., Konsistorialrat und Universitätsprof., Breslau.
Hasper, Prof. Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Hauffen, Dr., Universitätsprofessor, Prag.
Hausknecht, Prof. Dr., Direktor der Oberrealschule, Gleiwitz.
Hausknecht, Prof. Dr., Direktor der 12. städt. Realschule, Berlin.
Hausmann, Prof. Dr., Direktor der städt. höheren Töchterschule, Dresden.
Hedicke, Prof. Dr., Direktor des Gymnasiums, Sorau.
Heger, Prof. Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Heilmann, Prof. Dr., Rektor der Klosterschule, Rofsleben.
Heine, Prof. Dr., Direktor d. Ritter-Akademie, Brandenburg a. H.
Heine, H., Dr., Oberl. am Gymn., Ostrowo (Pr. Pos.).
Heinemann, K., Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Leipzig.
Heinemann, Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Heinze, Dr., Privatdocent an der Universität, Strafsburg.
Helm, K., Dr., Heidelberg.
Helm, Dr., Prof. an der technischen Hochschule, Dresden.
Helmolt, Hans, Dr., Redakteur am Bibliogr. Institut, Leipzig.
Helfsig, R., Dr., Bibliothekar an der Universität, Leipzig.
Henke, Prof. Dr., Konrektor des Annenrealgymnasiums, Dresden.
Hennig, Oberl. am Gymnasium, Wittenberg.
Hentze, Dr., Prof. am Gymnasium, Göttingen.
Henrici, Dr., Prof. am Luisenstädt. Realgymn., Berlin.

Herbing, Dr., Oberl. an der Landwirtschaftsschule, Liegnitz.
Herrlich, Dr., Prof. am Humboldtsgymnasium, Berlin.
Herrmann, Dr., Direktorialassistent der Kgl. Skulpturensammlung, Dresden.
Hersel, Dr., Oberl. an der Kgl. Waisen- u. Schulanstalt, Bunzlau i. Schl.
Hertzsch, Dr., Gymnasiall., Greiz.
Hey, Prof. Dr., Oberl. am Realgymnasium, Döbeln.
Heyden, Dr., Oberl. an d. Fürstenschule, Meifsen.
Heynacher, Prof. Dr., Direktor des Kgl. Gymn., Hildesheim.
Hilgard, Dr., Prof. am Gymnasium, Heidelberg.
Hille, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Hillebrandt, Dr., Universitätsprof., Breslau.
Hiller von Gaertringen, Freiherr Dr. phil., Berlin.
Hirt, Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Hirt, Dr., Prof. am Sophien-Gymn., Berlin.
Höfer, Dr., wissenschaftl. Hilfsl. am Realgymnasium, Wiesbaden.
Hoehne, Dr., Prof. am Kgl. Gymn., Wohlau.
Hölzl, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Hoffmann, Otto, Dr., Universitätsprof., Breslau.
Hoffmann, Dr., Prof. am Realgymn., Gera.
Hoffmann, G., Prof. Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Hofmann, E. E., Dr., Realgymnasiall. am Annenrealgymn., Dresden.
Holland, Rich., Dr., Oberl. an der Thomasschule, Leipzig.
Holz, Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Holzinger, Ritter v., Dr., Prof. an der deutschen Universität, Prag.
Hoppe, Gymnasialhilfslehrer am St. Matthiasgymn., Breslau.
Hornoff, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Hosius, Prof., Leipzig.
Hoyer, Dr., Oberl. an der Realschule, Dresden-J.
Hultsch, Prof. Dr., Oberschulrat, Dresden.
Hundt, Dr., Oberl. am Gymnasium, Dessau.
Hynitzsch, Prof. am Gymnasium, Quedlinburg.

Ihle, Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Ihne, Dr., Universitätsprof., Heidelberg.
Ilberg, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Leipzig.
Ilgen, Dr., Prof. am Gymnasium, Sorau.
Illing, Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Imelmann, Dr., Prof. am Joachimthalschen Gymnasium, Berlin.
Immisch, Dr., Universitätsprof., Oberl. am Kgl. Gymn., Leipzig.
Jacobson, Oberl. an der Dreikönigschule, Dresden.
Jäckel, Dr., Prof. an d. Kgl. Waisen- u. Schulanstalt, Bunzlau in Schl.
Jäger, Prof. Dr., Direkt. d. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, Köln.
Jelinek, Oberl. am Magdalenen-Gymnasium, Breslau.
Jensen, Dr., Oberl. am Gymnasium, Detmold.
Jobs, Oberl. am Kgl. Progymn., St. Wendel (Rhp.).
Jordan, A., Dr., Direktor d. Gymn., Lemgo.
Judeich, W., Dr., Universitätsprof., Marburg.
Jüngling, Oberl. an der Realschule, Dresden-F.
Jung, Julius, Dr., Prof. an der deutschen Universität, Prag.
Jungmann, Prof. Dr., Rektor der Thomasschule, Leipzig.

Kade, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Kaegi, Dr., Universitätsprof., Zürich.
Kaemmel, Prof. Dr., Rektor des Nikolaigymn., Leipzig.
Kästner, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Leipzig.
Kaiser, Prof. Dr., Direktor d. Oberrealschule, Barmen.
Kaiser, Dr., Oberl. an der Realschule, Dresden-J.
Kalkmann, Dr., Universitätsprof., Berlin.
Kalkowsky, Dr., Prof. an d. techn. Hochschule, Dresden.
Kallenberg, Dr., Prof. a. Friedrichs-Werderschen Gymnasium, Berlin.

Karbaum, Dr., Oberl. am Gymn., Görlitz.
Kaufmann, G., Dr., Universitätsprof., Breslau.
Kausch, Dr., Prof. am Gymnasium, Elbing.
Kautzsch, Dr., Universitätsprof., Halle a. S.
Kehrbach, Prof. Dr., Privatgelehrter, Berlin.
Kell, Prof. Dr., Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Kern, Dr., Redakteur, Rotterdam.
Kiehl, Dr., Direktor des Realgymn., Rawitsch.
Kirchner, Dr., Oberl. am Gymn., Wismar.
Kirschnek, Dr., Prof. am Gymn., Aussig.
Kirsten, Dr., Realgymnasiall. am Realgymnasium am Zwinger, Breslau.
Kius, Dr., Prof. am Friedrichs-Gymnasium, Cassel.
Klemm, Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Klotz, Alfred, Dr., Leipzig.
Kluge, Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Klufsmann, Rud., Dr., Oberl. am Gymnasium, Gera.
Knaack, G., Dr., Oberl. am Marienstifts-Gymnasium, Stettin.
Knauer, Prof. Dr., Oberl. am Nikolaigymnasium, Leipzig.
Knauth, Dr., Oberl. am Gymnasium, Freiberg.
Knospe, Kandidat des höheren Schulamts, Görlitz.
Knothe, Prof. Dr., Dresden.
Koch, Dr., Gymnasialoberl., Zittau.
Koch, Max, Dr., Universitätsprof., Breslau.
Köhler, Prof., Dresden.
Köhler, O., Oberl. an der Realschule, Dresden-F.
Köhler, Roland, cand. phil., Dresden.
Köhler, Oberl. am Realgymnasium, Altenburg.
Kölbing, Dr., Universitätsprofessor, Breslau.
König, Oberlehrer am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Koepp, Dr., Prof. an d. Akademie, Münster i. W.
Kötzschke, Dr., Lehrer an d. Realschule, Dresden-F.
Koldewey, Prof. Dr., Schulrat, Direktor des Martino-Katharineums, Braunschweig.
Kopp, Dr., Bibliothekar an d. Kgl. Bibliothek, Berlin.
Kraus, Dr., Docent an der Universität, Wien.
Krause. Dr., Geh. Hofrat, Prof. an der techn. Hochschule, Dresden.
Krause, Rob., Dr., Prof. am Realgymnasium, Chemnitz.
Krause, Dr., Oberl. an der Oberrealschule, Düsseldorf.
Kremershoff, Dresden.
Krenkel, Max, Dr. phil., Dresden.
Kretzschmar, Geh. Regierungsrat, Dresden.
Kreutzer, Dr., Oberl. am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Köln.
Kroll, W., Dr., Privatdocent an d. Universität, Breslau.
Kron, Dr., Oberl. an d. Realschule, Quedlinburg.
Krüger, Prof. Dr., Oberschulrat, Direktor des Gymn., Dessau.
Krumbiegel, Rich., Dr., Oberl. an der Realschule, Chemnitz.
Kruse, Dr., Geh. Reg.- und Prov.-Schulrat, Danzig.
Kubitschek, Dr., Universitätsprof., Wien.
Kübler, Prof. Dr., Direktor des Wilhelms-Gymnasiums, Berlin.
Kübler, Dr., Oberl. am Askanischen Gymnasium, Privatdocent an der Universität, Berlin.
Kühn, Dr., Prof. an der Kgl. Waisen- und Schulanstalt, Bunzlau i. Schl.
Kulczynski, Dr., Direktor d. Staatsobergymnasiums bei St. Anna, Krakau.
Kummer, Dr., Gymnasiall., Chemnitz.
Kunze, E. R., Dr., Oberl. am Gymn., Zittau.
Kvíčala, Joh., Dr., Hofrat, Universitätsprof., Prag.

Lach, Dr., Direktor der Handelsschule, Berlin.
Ladendorf, Otto, Dr., Student, Leipzig.
Lambel, Hans, Dr., Prof. an der deutschen Universität, Prag.
Lammert, Prof. Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Leipzig.
Lamprecht, Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Lange, E., Dr., Hilfsbibliotkekar, Greifswald.

Lange, Ferd., Buchhandlungs-Prokurist, Dresden.
Lange, M., Prof. Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
v. Laubmann, Dr., Direktor der Kgl. Staatsbibliothek, München.
Lederer, Dr., Gymnasialprof., Prag.
Lehmann, Major z. D., Dresden.
Lehmann, Dr., Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Lehmann, Rud., Dr., Oberl. am Luisenstädtischen Gymn., Berlin.
Leipoldt, Prof. Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Leitzmann, Dr., Privatdoc. an der Universität, Jena.
Leskien, Dr.. Universitätsprofessor, Leipzig.
Leuschke, Dr., Dresden.
Leyen, Friedr. v. der, Dr., Privatgelehrter, München.
Lichtenauer, Prof., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Liesenberg, Dr., Oberl. am Gymn., Blankenburg a. H.
Lieſske, Prof., Konrektor a. D., Dresden.
Lincke, Prof. am Gymn., Jena.
Lincke, Arthur, Dr., Dresden.
Lincke, Ernst, Dr., Oberl. am Wettiner Gymn., Dresden.
Lincke, K. A., Dr., Oberl. an der Dreikönigschule, Dresden.
Lindner, Dr., Universitätsprofessor, Leipzig.
Lipsius, Dr., Geh. Hofrat, Universitätsprof., Leipzig.
Lobeck, Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Lohmann, Dr., Realgymnasiall. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Lohmeyer, Dr., Oberbibliothekar der ständ. Landesbibliothek, Cassel.
Lohr, Dr., Prof. a. Gymn., Wiesbaden.
Loos, Dr., Direktor d. Maximilians-Gymnasiums, Wien.
Looser, Dr., Prof. an der Oberrealschule, Essen.
Lorenz, Dr., Oberl. am Kadettencorps, Dresden.
Ludewig, A., Dr., Direktor des öffentl. Privatgymnasiums Stella matutina, Feldkirch.
Ludwig, E., Dr., Gymnasiallehrer, Bremen.
Lüdecke, Dr., Gymnasiall., Bremen.
Lüder, Dr., Oberl. an der Dreikönigschule, Dresden.
Luick, Karl, Dr., Universitätsprof., Graz.
Lungwitz, Prof., Oberl. am Realgymnasium, Leipzig.
Luther, Dr., Kgl. Bibliothekar, Berlin.
Lutze, H., Prof. am Gymn., Sorau.
Lyon, Dr., Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.

Maas, Dr., Bibliotheksassistent beim Reichsgericht, Leipzig.
Maaſs, Prof. Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Mackrodt, Dr., Prof. am Gymn., Eisenberg (Altenb.).
Mahrenholtz, Dr., Dresden.
Manitius, Prof. Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Marcks, Dr., Oberl. am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Köln.
Markgraf, Prof. Dr., Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs, Breslau.
Martens, Dr., Frankfurt a. O.
Martini, Dr., Sohland a. Rotstein (bei Löbau).
Matschky, Prof., Direktor des Kgl. Gymnasiums, Fraustadt.
Matthias, Dr., Oberl. am Realgymn., Zittau.
Maurenbrecher, Dr., Privatdocent an der Universität, Halle a. S.
Mayhoff, Prof. Dr., Dresden.
Meier, DDr. Oberhofpred., Dresden.
Meier, B., Gymnasialhilfsl. am Kgl. Gymnasium, Hildesheim.
Meier, John, Dr., Privatdocent an der Universität, Halle a. S.
Meier, Konr., Dr., Oberl. an der Dreikönigschule, Dresden.
Meier, Wilhelm, Dr., Kandidat des höheren Schulamts, Lehrer am Friedrichs-Gymnasium, Berlin.
Meixner, Dr., K. Landesmittelschulinspektor, Agram.
Meltzer, Prof. Dr., Rektor des Wettiner Gymn., Dresden.
Meltzer, Paul, stud. phil., Dresden.
Merkel, Jul., Dr., Oberl. am Realgymnasium, Zittau.
Mertens, Martin, Dr., Direktor des Progymnasiums, Brühl.
Meusel, H., Prof. Dr., Direktor des Köllnischen Gymnasiums, Berlin.
Meyer, Eduard, Dr., Universitätsprof., Halle a. S.

Meyer, Paul, Dr., Prof. an der Fürstenschule, Grimma.
Meyer, Wolfgang, Dr., Oberl. am Johanneum, Hamburg.
Meyer, v., Dr., Prof. an d. technischen Hochschule, Dresden.
Michael, Dr., Direktor des Gymn., Jauer.
Michaelis, W., stud. phil., Berlin.
Michalsky, Dr., Oberl. am Gymn., Sagan.
Miehe, Prof. am Realgymnasium, Halberstadt.
Milchsack, Dr., Herzogl. Bibliothekar, Wolfenbüttel.
Minde-Pouet, Dr., Berlin.
Mitteis, Prof. Dr., Wien.
Mittenhaus, stud. phil., Breslau.
Mogk, E., Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Moldenhauer, Prof. am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Köln.
Molsdorf, Dr., Assistent der Kgl. Universitätsbiblioth., Göttingen.
Morf, Dr., Prof. an der Universität, Zürich
Morgenstern, Otto, Oberl. a. Gymn., Grofs-Lichterfelde b. Berlin.
Mucke, Dr., Oberl. am Gymn., Freiberg.
Mühlau, Dr., Prof. an der Universität, Kiel.
Müller, Prof. Dr., Oberschulrat, Gymnasialrektor a. D., im Löfsnitzgrund.
Müller, Ad., Prof. Dr., Dresden.
Müller, Albert, Geh. Regierungsrat, Hannover.
Müller, Ernst, Oberl. am städt. Gymnasium, Düsseldorf.
Müller, Friedrich, Oberl. am Gymnasium Martino - Katharineum, Braunschweig.
Müller, H. F., Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Blankenburg a. H.
Müller, H. J., Prof. Dr., Direktor des Luisenstädtischen Gymn., Berlin.
Müller, H. Th., Dr., Gymnasiall. am Kgl. Gymnasium, Chemnitz.
Müller, K., Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Müller, K. K., Dr., Direktor der Universitätsbibliothek, Jena.
Müller, Richard, Dr., Prof. am Friedrichs-Gymnasium, Berlin.
Müller, Werner, Dr., Gymnasiall., Greiz.
Münzner, F., Oberl. an der Realschule, Dresden-F.
Murkow, Dr., Privatdocent an der Universität, Wien.

Naetebus, Dr., Assistent an der Universitätsbibliothek, Berlin.
Naetsch, Dr., Privatdocent an der technischen Hochschule, Dresden.
Nake, Prof. Dr., Dresden.
Nake, Dr., Bürgermeister, Dresden.
Nath, Dr., Oberl. am Luisen-Gymnasium, Berlin.
Netzker, Dr., Oberl. an d. Böhmeschen Realschule, Dresden.
Neubert, Dr., Oberl. am Gymnasium, Bautzen.
Neumann, Gymnasialoberl., Zittau.
Neumann, Karl, Dr., Universitätsprof., Heidelberg.
Neumann, Max, Oberl. an d. Realschule IV, Berlin.
Neumann, Dr., Oberl. an d. Oberrealschule, Weifsenfels.
Neumeister, Divisionspfarrer am Kadettencorps, Dresden.
Nörrenberg, Dr., Bibliothekar an der Universitätsbibliothek, Kiel.
Novak, Dr., Universitätsprof., Prag.
Nowack, Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.

Ochsenkopf, Oberl. am Gymnasium, Holzminden.
Oertel, Prof. Dr., Rektor d. Annenrealgymnasiums, Dresden.
Ohnesorge, Fritz, Oberl. am Realgymnasium, Grünberg i. Schl.
Opitz, M. Th., Prof. Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Opitz, W. Th., Dr., Oberl. am Realgymnasium, Zittau.
Oppermann, Otto, Dr., Dresden.
Ostendorf, Prof., Direktor der Kgl. Waisen- u. Schulanstalt, Bunzlau i. Schl.
Ott, Eduard, Prof. am Gymnasium, Leipa.

Pabst, Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Paetsch, Prof. am Realgymnasium, Potsdam.
Palmer, Universitätsprof., New-Haven, Connecticut U. St.
Pallat, L., Dr., Museumsdirektor, Wiesbaden.

Partzsch, Prof., Oberl. an d. Dreikönigschule, Dresden.
Paszkowski, Dr. phil., Bibliotheksassistent, Berlin.
Patsch, Dr., Custos am Landesmuseum, Sarajevo.
Peine, Dr., Oberl. am Realgymn., Freiberg.
Peper, Oberl. am Gymn., Görlitz.
Peter, Herm., Prof. Dr., Oberschulrat, Rektor der Fürstenschule, Meifsen.
Peter, Kl. A., Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Pick, B., Professor Dr., Gotha.
Platen, Oberl. am Vitzthumschen Gymnasium, Dresden.
Pöhler, Oberl. an der Realschule, Dresden-J.
Pöhlmann, Dr., Oberl. an d. Kreuzschule, Dresden.
Pötzsch, Dr., Realgymnasialoberl., Döbeln.
Poland, Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Poland, Hofrat, Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Pollack, Dr., Oberl. an der Fürstenschule, Meifsen.
Pollatz, Direktor einer Militär-Vorbereitungsanstalt, Dresden.
Praetorius, Dr., Universitätsprof., Halle a. S.
Preibsch, Dr., Zittau.
Prellwitz, Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Tilsit.
Pretzsch, Dr., Oberl. am Gymnasium, Spandau.
Preufs, Prof. Dr., Rektor d. Gymnasiums, Freiberg.
Preufs, Dr., Vikar an der Fürstenschule, Meilsen.
Preufs, Dr., Direktor d. Gymn., Culm.
Prietzel, Dr., Stadtschulrat, Dresden.
Prinzhorn, Direktor der Böhmeschen Realschule, Dresden.
Procksch, Aug., Schulrat Prof. Dr., Direktor des Friedrichs-Gymn., Altenburg.
Procksch, Otto, cand. theol., Altenburg.
Putzler, Dr., Prof. am Gymnasium, Görlitz.

Rachel, Prof. Dr., Konrektor des Vitzthumschen Gymn., Dresden.
Radke, Dr., Oberl. a. Gymnasium, Fraustadt.
Rannow, Dr., Gymnasiall. a. Luisen-Gymn., Berlin.
Rapp, Dr., Oberstudienrat, Stuttgart.
Reckzey, Dr., Prof. am Luisenstädtischen Gymnasium, Berlin.
Reichardt, A. W., Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Reichardt, F. F. A., Dr., Custos an der Kgl. öffentlichen Bibliothek, Dresden.
Rein, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Chemnitz.
Reinhard, Karl, Lehramtspraktikant, Heidelberg.
Reinhardt, Prof. Dr., Oberl. an der Fürstenschule, Meifsen.
Reinhardt, Dr., Prof. am Gymn., Oels in Schl.
Reisch, Dr., Universitätsprof., Innsbruck.
Reiter, Dr., Gymnasialprof., Prag.
Rentsch, Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Rentzsch, Dr., Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Reum, Dr., Oberl. am Vitzthumschen Gymnasium, Dresden.
Reuschel, Dr., Realgymnasiall. an der Dreikönigschule, Dresden.
Rhodius, Dr., Oberl. am Gymn., Bautzen.
Ribbeck, Dr., Geh. Hofrat, Prof. an der Universität, Leipzig.
Richter, Otto, Prof. Dr., Direktor des Prinz Heinrichs-Gymnasiums, Berlin.
Richter, P. E., Oberbibliothekar an der Kgl. öffentlichen Bibliothek, Dresden.
Richter, Rich., Dr., o. Honorarprof. an d. Univers., Rektor des Kgl. Gymnasiums, Leipzig.
Richter, Rud., Gymnasiall. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Richter, Dr., Oberl. an d. 1. Realschule, Leipzig.
Riedel, evang. Pfarrer em., Dresden.
Risop, A., Dr., Oberl. a. d. 2. städt. Realschule, Berlin.
Ritter, Emil, Dr., Arzt, Dresden.
Ritter, Oberl. am Gymnasium, Oels i. Schl.
Rohn, Dr., Prof. an der techn. Hochschule, Dresden.
Rollfufs, Oberl. am Wettiner Gymn., Dresden.
Roscher, Dr., Geh. Regierungsrat, Dresden.

Roscher, Prof. Dr., Rektor d. Kgl. Gymnasiums, Wurzen.
Rosenbaum, Dr. phil., Prag.
Rosenhagen, Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Rofsbach, Dr., Universitätsprof., Königsberg i. Pr.
Rudert, Bibliothekar an der Kgl. öffentl. Bibliothek, Dresden.
Rudkowski, Dr., Oberl. am Gymn. zu St. Elisabet, Breslau.
Rudolph, Dr., Oberl. am Vitzthumschen Gymnasium, Dresden.
Rüger, Dr., Oberl. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Rühl, Dr., Universitätsprof., Königsberg i. Pr.
Rümpler, Fritz, Direktor d. Gothaischen Verlagsanstalt, Gotha.
Ruge, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Leipzig.
Ruoff, Gymnasiall. am Wettiner Gymnasium, Dresden.
Ruppenthal, Oberl. am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Köln.
Rzach, Alois, Dr., Prof. an d. deutschen Universität, Prag.

Sahre, Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Sander, Schulrat der freien und Hansestadt, Bremen.
Saran, Dr., Privatdocent an der Universität, Halle a. S.
Sattig, Dr., Oberl. an der Kgl. Waisen- u. Schulanstalt, Bunzlau i. Schl.
Sauer, B., Prof. an der Friedrich-Wilhelms-Schule, Stettin.
von Scala, Dr., Universitätsprof., Innsbruck.
Schaarschmidt, Ulrich, Prof. Dr., Direktor an der Realschule, Chemnitz.
Schacht, Dr., Oberl. am Gymn., Lemgo.
Schäfer, O. L., Dr., Oberl. a. Vitzthumschen Gymnasium, Dresden.
Schäfer, M., Dr., Oberl. am Dorotheenstädt. Realgym., Berlin.
Schäfer, Dr., Prof. am Kgl. Progymnasium, St. Wendel (Rheinpr.).
Schaeffer, Prof. Dr., Direktor des Gymnasiums, Prenzlau.
Schauenburg, Dr., Oberl. a. Joachimthalschen Gymnasium, Berlin.
Schaumberg, Dr., Prof. am Gymn., Parchim i. M.
Scheel, W., Dr., Gymnasiall. am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Berlin.
Scheele, Dr., Oberl. am Wettiner Gymn., Dresden.
Scheffler, Dr., Prof. an der techn. Hochschule, Dresden.
Scheidemantel, Dr., Gymnasiall., Weimar.
Scheiding, Dr., Direktor d. Gymn., Waldenburg i. Schl.
Scheindler, A., Dr., k. k. Landesschulinspektor, Wien.
Schelle, Dr., Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Schellhorn, Dr., Oberl. am Gymn., Freiberg.
Schilling, Hugo K., Dr., Universitätsprof., Cambridge, Mass., U.St.
Schilling, Dr., Oberl. am Vitzthumschen Gymnasium, Dresden.
Schilling, Dr., Oberl. an der Realschule, Dresden-Fr.
Schimmelpfeng, Prof. Dr., Direktor der Kgl. Klosterschule, Ilfeld.
Schimmelpfeng, Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Hildesheim.
Schindler, Dr., Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Schipper, Prof. Dr., Hofrat, Wien.
Schirm, Friedrich, Realschull. an d. Böhmeschen Realsch., Dresden.
Schirren, Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprof, Kiel.
Schliebitz, Dr., Oberl. am Gymn., Ratibor.
Schlömilch, Dr., Geh. Rat, Dresden.
Schlundt, Prof. Dr., Oberl. am Gymnasium, Greiz.
Schlurick, Oberl. am Kgl. Gymn., Leipzig.
Schmager, Prof. am Realgymn., Gera.
Schmertosch, Dr., Oberl. an der Realschule, Pirna.
Schmidt, Adolf, Dr., Hofbibliothekar, Darmstadt.
Schmidt, B., Oberl. am Gymn., Wurzen.
Schmidt, Franz Max, Dr., Oberl. an der Realschule, Dresden-J.
Schmidt, Ludw., Dr., Bibliothekar an d. Kgl. öffentlichen Bibliothek, Dresden.
Schmidt, Otto Eduard, Prof. Dr., Oberl. an der Fürstenschule, Meifsen.
Schnee, Prof. Dr., Altona.

Schneegans, Dr., Universitätsprof., Strafsburg.
Schneider, Arthur, Universitätsprof., Leipzig.
Schneider, E. R., Prof. Dr., Lic. theol., Oberl. am Gymnasium, Bautzen.
Schneider, G., Prof. Dr., Oberl. am Gymnasium, Gera.
Schnippel, Dr., Prof. a. Gymnasium, Osterode (Ostpr.).
Schnorr v. Carolsfeld, Prof. Dr., Dir. der Kgl. öffentl. Bibl., Dresden.
Schöll, Dr., Universitätsprofessor, Heidelberg.
Schöne, Joh., stud. phil., Meifsen.
Schöne, Theodor, Oberl. am Kgl. Gymn., Chemnitz.
Schoepke, Dr., Direktor der Realschule, Dresden-J.
Schrader, Prof. DDr., Geh. Oberregierungsrat, Kurator d. Universität, Halle a. S.
Schrader, Dr., Prof. a. Gymn. und an der Universität, Jena.
Schröder, Rich., Dr., Universitätsbibliothekar, Berlin.
Schütze, Joh., Prof. Dr., Rektor d. Kgl. Realgymnasiums, Zittau.
Schullerus, Dr., Seminarl., Hermannstadt.
Schultz, Ferd., Dr., Direktor des Kgl. Kaiserin Augusta-Gymn., Charlottenburg.
Schulz, K., Prof. Dr., Reichsbibliothekar, Leipzig.
Schulze, Ernst Rich., Prof. Dr., Oberl. am Gymnasium, Bautzen.
Schulze, Paul, Dr., Oberl. a. Gymn., Dessau.
Schumann, Paul, Dr., Blasewitz.
Schwabe, Dr., Oberl. a. d. Fürstenschule, Meifsen.
Schwann, Zeichenl. am Dorotheenstädt. Realgymnasium, Berlin.
Schwarz, Dr., Gymnasialoberlehrer, Hirschberg i. Schl.
Schwarze, Dr., Oberl. am Annenrealgymnasium, Dresden.
Schwarzenberg, Dr., Oberl. an der Dreikönigschule, Dresden.
Schwenke, Dr., Direktor der Universitätsbibliothek, Königsberg.
Scriba, Dr., Prof. am Realgymn., Darmstadt.
Sedlmayr, Gymnasialprof. a. D., Westheim bei Augsburg.
Seeliger, Prof. Dr., Rektor d. Gymn., Zittau.
Seidlitz, Dr. v., Geh. Regierungsrat, Dresden.
Seume, Dr., Oberl. am Kaiser Wilhelms-Gymnasium, Hannover.
Seyffert, Dr., Prof. am Gymnasium, Potsdam.
Siebs, Dr., Universitätsprofessor, Greifswald.
Sieg, Gustav, Dr., Oberl. a. Gymn., Görlitz.
Sieglin, W., Dr., Leipzig.
Sieroka, Dr., Direktor d. Kgl. Gymn., Allenstein.
Sievers, Dr., Universitätsprofessor, Leipzig.
Simon, Dr., Bibliothekar, Berlin.
Simon, Karl, stud. phil., Halle a. S.
Simonsfeld, H., Dr., Privatdocent, Custos a. d. Hofbibl., München.
Skutsch, Dr., Universitätsprofessor, Breslau.
Socin, A., Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Soldan, Geh. Oberschulr., Darmstadt.
Sonntag, Prof. a. Friedrichs-Gymn., Frankfurt a. O.
Spiefs, Dr., Oberl. a. d. Kreuzschule, Dresden.
Stählin, Dr., Gymnasiall. a. Neuen Gymnasium, Nürnberg.
Stahl, Prof. a. d. Akademie, Münster.
Stange, Dr., Oberl. a. Vitzthumschen Gymnasium, Dresden.
Steiff, Prof. Dr., Bibliothekar, Stuttgart.
Stein, Prof. a. Gymn. an Marzellen, Köln.
Steindorff, Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Steinmeyer, Prof. a. d. Universität, Erlangen.
Stern, Adolf, Dr., Prof. a. d. techn. Hochschule, Dresden.
Steuding, Prof. Dr., Oberl. a. Kgl. Gymnasium, Wurzen.
Stier, Prof., Direktor des Gymnasiums, Belgard a. P.
Stötzner, Dr., Oberl. a. Gymnasium, Zwickau.
Streitberg, Dr., Prof. a. d. Universität, Freiburg i. d. Schweiz.
Strunz, Baumeister, Dresden.
Stub, Jens K., Dr., Gymnasiallehrer, Norwegen.
Studniczka, Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Study, Dr., Universitätsprof., Greifswald.

Stübel, Dr., Oberbibliothekar a. d. Kgl. öffentl. Bibliothek, Dresden.
Stürenburg, Prof. Dr., Rektor der Kreuzschule, Dresden.
Stumme, H., Dr., Privatdocent a. d. Universität, Leipzig.
Stutzer, Prof., Direktor des Realgymnasiums, Halberstadt.
Suchier, Dr., Universitätsprofessor, Halle a. S.
Swoboda, H., Dr., Universitätsprof., Prag.
Szanto, Dr., Universitätsprof., Wien.

Taube, Dr., Oberl. a. Gymnasium, Naumburg a. S.
Tauberth, Dr., Oberl. a. d. Kreuzschule, Dresden.
Tegge, Dr., Prof. a. d. Kgl. Waisen- und Schulanstalt, Bunzlau i. Schl.
Tempel, Oberl. a. Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Teufer, Dr., Oberl. a. Kgl. Gymn., Leipzig.
Thiel, Dr., wissenschaftl. Hilfsl. am Progymnasium, Kosel (Ob.-Schl.).
Thiergen, Prof. Dr., Oberl. am Kadettencorps, Dresden.
Thöldte, Dr., Oberl. a. Gymn., Dessau.
Thost, cand. phil., Leipzig.
Thümmig, Dr., Realgymnasiall. am Annenrealgymn., Dresden.
Tittel, Dr., Kandidat des höheren Schulamts, Dresden.
Tocilesco, Dr., Universitätsprofessor, Bukarest.
Trautwein, Dr., Oberl. a. Realgymn., Charlottenburg.
Treu, Prof. Dr., Direktor d. Kgl. Skulpturensammlung, Dresden.
Trommsdorff, Dr., Volontär an der Universitätsbibliothek, Berlin.
Tümpel, Dr., Oberl. a. Gymnasium, Neustettin.
Türk, G., Dr., Breslau.

Uhl, Dr., Privatdocent a. d. Univ., Königsberg i. Pr.
Uhle, Prof. Dr., Oberl. a. d. Kreuzschule, Dresden.
Uhlig, Prof. Dr., Geh. Hofrat, Honorarprof. an der Univ., Direktor des Gymn., Heidelberg.
Ullrich, Dr., Oberl. am Humboldtsgymnasium, Berlin.
Umlauf, Dr., Oberl. a. d. Dreikönigschule, Dresden.
Urbach, Prof. Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Usener, H., Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprof., Bonn.

Valentin, Dr., Prof. a. d. Wöhlerschule (Realgymnasium), Frankfurt a. M.
Varnhagen, H., Dr., Universitätsprof., Erlangen.
Vetter, J. P., Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Vetter, Th., Dr., Universitätsprof., Zürich.
Vieth, Dr. v., Oberl. a. Kgl. Gymn., Dresden-N.
Vietor, Dr., Universitätsprofessor, Marburg.
Vieze, Dr., Oberl. a. d. Realschule VIII, Berlin.
Vitzthum v. Eckstädt, Graf, Hauptmann a. D., Dresden.
Vogel, Dr., Geh. Schulrat, Dresden.
Vogel, G. Th., Prof. Dr., Rektor der Dreikönigschule, Dresden.
Vogel, Friedrich, Dr., Oberl. am Realgymnasium, Döbeln.
Vogt, Friedrich, Dr., Universitätsprof., Breslau.
Voigt, Hans, Dr., Oberl. a. Nikolaigymnasium. Leipzig.
Voigt, Dr., Oberl. a. d. Realschule, Dresden-J.
Volkelt, Dr., Universitätsprofessor, Leipzig.
Vollers, Dr., Universitätsprof., Jena.
Vollert, Ernst, Verlagsbuchh., Berlin.
Vollmöller, Karl, Prof. Dr., Dresden.
Voretzsch, Dr., Universitätsprof., Tübingen.

Wachsmuth, Dr., Geh. Hofrat, Universitätsprof., Leipzig.
Waentig, Dr., Geh. Rat und Ministerialdirektor, Dresden.
Wäntig, Dr., Oberl. a. Gymnasium, Chemnitz.
Wagner, Albrecht, Dr., Universitätsprof., Halle a. S.
Wagner, Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Warnatz, Hofbuchhändler, Dresden.
Wafsner, Dr., Direktor am Gymn., Ratzeburg.
Weber, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Leipzig.
Weber, stud. phil., Dresden.

Weber, Dr., Oberl. am Gymn., Elberfeld.
Wegerdt, K., Direktor der Lateinschule, Eibenstock.
Weicker, Georg, Dr., Realgymnasiallehrer, Annaberg.
Weidenbach, Prof. Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Weinhold, Prof. Dr., Oberl. an der Fürstenschule, Meifsen.
Wellmann, Max, Dr., Oberl. am Marienstifts-Gymn., Stettin.
Welzel, Dr., Oberl. am St. Matthias-Gymn., Breslau.
Wendt, Prof. Dr., Geh. Rat, Oberschulrat u. Direktor des Gymn., Karlsruhe.
Weniger, Prof. Dr., Geh. Hofrat, Direktor des Gymn., Weimar.
Wernicke, Konr., Dr., Privatdocent, Berlin.
Wessely, Dr., wissensch. Hilfsl. am Sophien-Gymnasium, Berlin.
Westphal, Dr., Prof. am Gymn., Freienwalde.
Wiegandt, Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Wilcken, Dr., Universitätsprofessor, Breslau.
Wilisch, Prof. Dr., Oberl. a. Gymn., Zittau.
Wille, E., Prof. am Gymnasium, Neustettin.
Willing, Dr., Oberl. am Gymn., Liegnitz.
Wilmanns, Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprof., Bonn.
Wilms, Dr., Prof. am Realgymn. des Johanneums, Hamburg.
Windisch, Ernst, Dr., Geh. Hofrat, Universitätsprof., Leipzig.
Windisch, Wilh., stud. phil., Leipzig.
Winkowski, Jos., Prof. a. 3. Staatsobergymn., Krakau.
Winter, Oberl. am Kgl. Gymn., Dresden-N.
Wirth, Dr., Oberl. an der Realschule, Dresden-J.
Wissowa, Dr., Universitätsprof., Halle a. S.
Witkowski, Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Witten, Prof. Dr., Oberl. am Gymn., Helmstedt.
Wittich, Prof. Dr., Direktor d. Realgymnasiums, Cassel.
Witting, Dr., Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Woermann, Prof. Dr., Geh. Hofrat, Direktor d. Kgl. Gemäldegalerie, Dresden.
Wörner, Prof. Dr., Konrektor des Kgl. Gymn., Leipzig.
Wohlrab, Prof. Dr., Oberschulrat, Rektor des Kgl. Gymnasiums, Dresden-N.
Wolff, Dr., Oberl. am Kgl. Gymn., Chemnitz.
Wülker, Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Wünsch, R., Dr., Wetzlar.
Wünsche, Prof. D Dr., Oberl. an d. städt. höheren Töchterschule, Dresden.
Wustmann, Dr., Realgymnasiall., Leipzig.
Wutk, Prof. am Gymn., Spandau.

Zacher, Dr., Universitätsprofessor, Breslau.
Zahn, v., Präsident des ev.-luth. Landeskonsistoriums, Dresden.
Zahn, Dr., Direktor d. Gymnasiums, Mörs (Rheinpr.).
Zarncke, Ed., Dr., Universitätsprof., Leipzig.
Zehme, Dr., Oberl. am städt. Gymn., Düsseldorf.
Ziel, Prof. Dr., Oberl. am Kgl. Gymnasium, Dresden-N.
Zielonka, Oberl. am Kgl. Gymn., Nakel.
Ziemer, Dr., Prof. am Gymnasium, Colberg.
Zimmermann, Oberl. an der Kreuzschule, Dresden.
Zimmermann, Dr., Archivar, Wolfenbüttel.
Zippel, L., Prof. Dr., Direktor des Gymnasiums, Greiz.
Zöllner, Friedr., Dr., Realgymnasiallehrer, Leipzig.
Zschalig, H., Dr., Oberl. an der städt. höheren Töchterschule, Dresden.
Zwierzina, Dr., Privatdocent an d. Universität, Graz.

VERHANDLUNGEN

DER FÜNFUNDVIERZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN BREMEN

VOM 26. BIS 29. SEPTEMBER 1899.

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS

ZUSAMMENGESTELLT VON

Dr. HERMANN SOLTMANN,
OBERLEHRER AM GYMNASIUM ZU BREMEN.

LEIPZIG,
VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1900.

DRUCK VON B. G. TEUBNER IN DRESDEN.

Inhalt.

Seite

Erste allgemeine Versammlung . . . . . 1—20

Sander: Eröffnungsrede 1—9. Begrüßungen 9—11. Totenschau 11—12. Kräger: Bremen im Spiegel der Litteratur 13—16. Schuchhardt: Die römisch-germanische Forschung in Nordwestdeutschland 16—20.

Zweite allgemeine Versammlung . . . . . 20—33

Kehrbach: Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, ihre Veröffentlichungen und der deutsche Reichstag 20—24. Wendt: Neue Bahnen im neusprachlichen Unterrichte 24—26. Wernicke: Weltwirtschaft und Nationalerziehung 27—33.

Dritte allgemeine Versammlung . . . . . 33—38

Bulle: Der barberinische Faun 34. Schreiber: Die neuesten Fortschritte der alexandrinischen Forschung 34—38. Zimmerer: Projektionsbilder aus Syrien und Kleinasien und des Kunstverlags „Photocol“ in München 38.

Vierte allgemeine Versammlung . . . . . 39—48

Schneider: Zur Befürwortung der allgemeinen amtlichen Anwendung der Schulorthographie 39. Resolution und Debatte 39—42. Lincke: Propheten und Philosophen 43. Sektionsbericht 43—44. Schlußworte 44—48.

I. Philologische Sektion . . . . . 49—68

Erste (konstituierende) Sitzung 49

Zweite Sitzung . . . . . 49—55

Reitzenstein: Griechische Bibliotheken im Orient 49—51. Schröder: Die neueste Wendung in der griechischen Metrik 52—55.

Dritte Sitzung im Verein mit der archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion . . . 55—65

Bruns: Über attische Liebestheorien 55—56. Milchhöfer: Über ein Köpfchen des Sokrates 56—57. Körte: Das Fortleben des Chors im griechischen Drama 58—59. Duhn: Die neuesten Ausgrabungen auf dem römischen Forum 60—63. Bormann: Antrag, dem ital. Kultusminister Exc. Baccelli ein Glückwunschtelegramm zu schicken; und Debatte 63—65.

Vierte Sitzung . . . . . 65—68

Kauer: Nachkollation des Codex Bembinus 65. Skutsch: Von lateinischer Wortzusammensetzung 65—66. Crönert: Über rhythmische und accentuierte Satzschlüsse der griechischen Prosa in ihren Wechselbeziehungen 66—68.

Seite

II. Pädagogische Sektion . . . . . 69—88

Erste (konstituierende) Sitzung 69

Zweite Sitzung . . . . . 69—74

Lichtwark: Kunstgeschichte und Kunstanschauung 69—73. Schneider: Ist die Erlernung des Duals in der griechischen Formenlehre wirklich entbehrlich? 73—74.

Dritte Sitzung . . . . . 74—83

Schlee: Die Reformschule und der Unterricht in den Sprachen 74—76. Hornemann: Gedanken über Wesen und Organisation des Gymnasiums in unserer Zeit 76—80. Debatte über die beiden Vorträge 80—83.

Vierte Sitzung im Verein mit der Sektion für Bibliothekswesen . . . . . 169—171

Fünfte Sitzung . . . . . 83—88

Baumann: Inwiefern sollte es mehr und mehr möglich gemacht werden, neben den jetzigen Fächern der philosophischen Fakultät an den Universitäten „Schulwissenschaften" als selbständige Fächer zu studieren? 83—86. Lehmann: Ist Pädagogik eine Wissenschaft? 86—88.

III. Archäologische Sektion . . . . . 89—91

Erste (konstituierende) Sitzung 89

Zweite Sitzung 89

Engelmann: Archäologische Studien zu Euripides 89. Loeschcke: Erinnys und andere Seelenwesen 89.

Dritte Sitzung im Verein mit der philologischen und der historisch-epigraphischen Sektion . . . 55—65

Vierte Sitzung . . . . . 90—91

Loeschcke: Die Nemesis von Rhamnus 90. Herzog: Mitteilungen über Untersuchungen auf der Insel Kos 90. Schuchhardt: Die neuesten Arbeiten in Pergamon 91.

IV. Historische Sektion . . . . . 92—99

Erste Sitzung . . . . . 92—98

Rohde: Ortsnamenforschung als Hilfsmittel der Geschichtsforschung 92—96. Tille: Bemerkungen zum vorigen Vortrage 96—98.

Zweite Sitzung . . . . . 98—99

Jäger: Einige Bemerkungen zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" 98—99.

V. Historisch-epigraphische Sektion . . . . . 100—106

Erste (konstituierende) Sitzung 100

Zweite Sitzung . . . . . 100—105

Strack: Die Titelentwickelung bei den Ptolemäern 100—102. Reich: Der antike Stadtstaat und die Persönlichkeit 102—105. Bormann: Die Pontificaltafel und die annales maximi in Rom 105.

Dritte Sitzung im Verein mit der philologischen und der archäologischen Sektion . . . . . 55—65

Vierte Sitzung . . . . . 105—106

Tocilescu: Neue Forschungen und Ausgrabungen in Rumänien 105—106. Bormann: Das erste östreichische Limesheft 106.

Seite

VI. Germanistische Sektion . . . . . 107—121

Erste (konstituierende) Sitzung 107

Zweite Sitzung . . . . . 108—114

Siebs: Zur Regelung der deutschen Bühnenaussprache 108—112. Resolution 112. Geiger: Das junge Deutschland und Preußen. Nacharchivalischen Quellen 112—114.

Dritte Sitzung . . . . . 114—120

Joseph: Liederromane im deutschen Minnesang 115—118. Kahle: Das Christentum in der altwestnordischen Dichtung 118—120.

Vierte Sitzung . . . . . 120—121

Leitzmann: Wolframs Titurel 120. Wunderlich: Zum Grimmschen Wörterbuche 120—121.

VII. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion . . . 122—130

Erste (konstituierende) Sitzung . . . . . 122—123

Zweite Sitzung . . . . . 124—127

Buchenau: Die deutschen Pflanzennamen in der Schule und im Leben 124—126. Schneider: Die springenden Bohnen aus Mexiko 126—127.

Dritte Sitzung . . . . . 128—130

Wernicke: Schulaufgaben aus dem Gebiete der technischen Mechanik 128—130.

VIII. Neuphilologische Sektion . . . . . 131—147

Erste (konstituierende) Sitzung 131

Zweite Sitzung . . . . . 131—137

Stengel: Über die nächsten Aufgaben der Rolandsliedkritik 132—134. Bahlsen: Neusprachliche Unterrichtsarchive 134—137.

Dritte Sitzung . . . . . 137—143

Spies: Der gegenwärtige Stand der Gower-Forschung und eine kritische Neuausgabe der Confessio Amantis 137—140. Lindner: Die Stellung der neueren Philologie an den Universitäten und ihr Verhältnis besonders zur klassischen Philologie 140—141. Debatte 141—143.

Vierte Sitzung . . . . . 144—147

Mangold: Friedrichs des Großen Dichtungen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges 144—146. Schneegans: Batisto Bonnet, ein provenzalischer Bauer und Schriftsteller 146. Betz: Edgar Poe in Frankreich 146—147.

IX. Orientalische Sektion. Deutsche Morgenländische Gesellschaft 148

Erste Sitzung 148

Sievers: Hebräische Rhythmik 148.

Zweite Sitzung 148

Fell: Über einige sabäische Götternamen 148. Grimme: Heimat und Kultur der Ursemiten 148.

X. Indogermanische Sektion . . . . . 149—161

Erste (konstituierende) Sitzung 149

Seite

Zweite Sitzung . . . . . 149—151

Hirt: Die Entstehung des indogermanischen Ablauts 149—150. Bremer: In welcher Weise vollziehen sich die lautlichen Veränderungen in der Sprache? 150—151.

Dritte Sitzung . . . . . 151—154

Liebich: Über Querschnitte von Sprachen und ihre Vergleichung 151—152. Hirt: Die Bedeutung der indogermanischen Völkernamen 153—154.

Vierte Sitzung . . . . . 154—161

Ziemer: Syntaktische Ausgleichungen 154—158. Fritsch: Zur Konstituierung des Herodotischen Dialekts 158—161.

XI. Sektion für Bibliothekswesen . . . . . 162—172

Erste (konstituierende) Sitzung . . . . . 162—164

Erman: Vorschläge wegen Gründung eines Vereins der Bibliothekare Deutschlands 162—164.

Zweite Sitzung . . . . . 164—167

Bulthaupt: Die Geschichte der Stadtbibliothek in Bremen 164—167. Erörterung über die eventuelle Einrichtung eines besondern Bibliothektages 167.

Dritte Sitzung . . . . . 167—168

Focke: Die Systematik der Wissenschaften und ihre Anwendung auf Realkataloge 168. Schwenke: Über die zweckmäfsigste Art der Realkatalogisierung 168.

Vierte Sitzung in Vereinigung mit der pädagogischen Sektion . . . . . 169—171

Nörrenberg: Die Mittel zur Förderung der Bücherhallenbewegung 169—171. Gerhard: Ziele und Grenzen des Leihverkehrs der Bibliotheken nach auswärts 171.

Fünfte Sitzung . . . . . 171—172

Schmidt und Markgraf: Die Versicherung der Bibliotheken gegen Feuersgefahr 171—172. Geiger: Robert Mohl als Vorstand der Tübinger Universitätsbibliothek in den Jahren 1836—1844 172. Milchsack: Philipp Hainhofer als Bücheragent des Herzogs August von Braunschweig 1613—1647 172.

Festbericht . . . . . 173—180

Festschriften . . . . . 180—182

Alphabetische Liste der Teilnehmer an der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner . . . . . 183—189

Präsidenten:

1. Schulrat Sander aus Bremen,
2. Prof. Dr. Wagener aus Bremen.

Schriftführer:

Privatdozent Dr. Bulle aus München,
Oberlehrer Dr. Wessner aus Bremerhaven,
Oberlehrer Stucken aus Bremen,
Oberlehrer Dr. Soltmann aus Bremen.

Vorsitzende der Sektionen:

1. Für die philologische Sektion:
   Prof. Dr. Wissowa aus Halle,
   Prof. Dr. Ludwig aus Bremen.
2. Für die pädagogische Sektion:
   Oberschulrat Prof. Dr. Menge aus Oldenburg,
   Direktor Prof. Dr. Kasten aus Bremen.
3. Für die archäologische Sektion:
   Prof. Dr. Loeschcke aus Bonn,
   Prof. Dr. Ziegeler aus Bremen.
4. Für die historische Sektion:
   Prof. Dr. Schäfer aus Heidelberg.
5. Für die historisch-epigraphische Sektion:
   Prof. Dr. Meyer aus Halle,
   Prof. Dr. Dünzelmann aus Bremen.
6. Für die germanistische Sektion:
   Prof. Dr. Heyne aus Göttingen,
   Prof. Dr. Fritze aus Bremen.
7. Für die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion:
   Prof. Dr. Müller-Erzbach aus Bremen.
8. Für die neuphilologische Sektion:
   Prof. Dr. Hoops aus Heidelberg,
   Direktor Prof. Dr. Maréchal aus Bremen.
9. Für die orientalische Sektion:
   Prof. Dr. Praetorius aus Halle,
   Prof. Dr. Brenning aus Bremen.
10. Für die indogermanische Sektion:
    Prof. Dr. Ziemer aus Kolberg,
    Prof. Dr. Kissling aus Bremen.
11. Für die Sektion für Bibliothekswesen:
    Geh. Reg. Rat, Prof. Dr. Dziatzko aus Göttingen,
    Prof. Dr. Bulthaupt aus Bremen.

Allgemeine Sitzungen

im grofsen Saale des Künstlervereins (am Dom 1).

Erste allgemeine Versammlung.

Dienstag, den 26. September 1899 um 9 Uhr.

Vorsitzender: Der 1. Präsident Schulrat Sander.

Die Eröffnung der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wurde feierlich eingeleitet mit den weihevollen Klängen des Beethovenschen Hymnus „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", den ein starker gemischter Chor mit Orgelbegleitung unter Herrn Prof. Dr. Kisslings Leitung vortrug. Sodann ergriff Herr Schulrat Sander das Wort zu folgender Eröffnungsrede:

„Hochgeehrte Herren!

Der uralte Psalm von des Ewigen Ehre, der allein Segen und Gelingen zu allem menschlichen Thun geben kann, in deutsches Wort und deutsche Weise gekleidet, ist verklungen und hat unsere Herzen weihevoll gestimmt. In dieser weihevollen Stimmung lassen Sie uns an unser Werk schreiten. Es ist meine ehrenvolle und erfreuliche Aufgabe, namens des Präsidiums wie aller der werten Fachgenossen und anderen Mitbürger, die uns in den mancherlei Vorarbeiten für diese Stunde hingebend unterstützt haben, Sie hier in der alten freien Hansestadt Bremen herzlich willkommen zu heifsen und die XLV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu eröffnen.

Am 2. Oktober 1897 erwählte die XLIV. Versammlung zu Dresden unsere Stadt als Ort der nächsten Tagung. Wir trennten uns mit dem Rufe: Auf Wiedersehen in Bremen! Zwei Jahre, gottlob Jahre des Friedens und Gedeihens, sind seitdem über unser Vaterland dahingegangen. Unter guten Vorzeichen dürfen wir in unsere Arbeit eintreten und hoffen, dafs unsere Zusammenkunft ihren Vorgängerinnen sich würdig anreihen werde. Mögen diese

Vorzeichen nicht trügen und den Tagen des ernsten und, wie wir hoffen, zugleich heiteren und erfrischenden Verkehres auch die Sonne etwas freundlicher leuchten, als wir sie in den letzten Wochen sehen durften!

Ich begrüfse Sie, meine Herren, hier auf einem Boden, der durch seine mehr als tausendjährige Geschichte ehrwürdig ist und uns Bremern neben Rathaus und Marktplatz als zweiter, der Zeit nach sogar als erster Herd unseres Gemeinwesens gilt. Wir befinden uns im Schatten, s. z. s. im Temenos, des Domes, der seinem ersten Ursprunge nach bis in die bewegten Tage des grofsen Karl, des Sachsensiegers, zurückreicht. Grofs genug in der Folge angelegt, war er trotz wiederholter Ansätze, deren Spuren noch heute ins Auge fallen und seine Baugeschichte veranschaulichen, unvollendet geblieben. Erst unter unseren Augen, in diesem Jahrzehnt, hat ihn frommer und thatkräftiger Bürgersinn mit Hilfe kunstfertiger, pietätvoller Baumeister zu dem gewaltigen Ganzen ausgestaltet, das nun die stolzeste Zierde der Stadt bildet. Und innerhalb dieses Ganzen vereinigt uns hier ein Raum, der auch seinerseits für Bremen und bremisches Leben in anderer und ganz moderner Hinsicht ein bedeutsamer Mittelpunkt geworden ist. Wir sind in diesem Festsaale Gäste des bremischen Künstlervereines, der unter seinem hochbegabten, thatkräftigen, in ganz Deutschland wohlbekannten Leiter (Professor Dr. Bulthaupt) für das gesamte geistige Leben und Streben dieser Stadt als labender Quell der Erfrischung und Anregung, als echter Quickborn wirkt: ein Stadtwahrzeichen im schönsten Sinne des Wortes.

Wir treffen es mit diesem Saale, der für die nächsten Tage unser Hauptquartier bleiben wird, im gegenwärtigen Augenblicke noch besonders günstig. Ein verdienter Mitbürger, dem unser Bremen und der Dom vor allem bereits manche ähnliche Bereicherung und Verschönerung dankt, beschlofs vor Jahr und Tag, diesem schon an sich würdigen und vornehmen Raume ein seiner jetzigen Bestimmung angemesseneres Gewand zu schenken. Durch die Kunst heimischer Meister unter Führung unseres vielseitigen, berühmten Künstlers (Arthur Fitger), dessen Geist und Hand schon so manchem bedeutsamen Orte des heutigen Bremen das innere Gepräge gab, ward der Gedanke des hochherzigen Stifters ausgeführt. Uns zuliebe ist die Arbeit in den letzten Wochen noch so rüstig gefördert worden, dafs wir sie zumeist schon im frischen, lebensvollen Farbenglanze, ganz wenigstens im Entwurfe als die Ersten bewundern dürfen. Ernst schauen von oben auf uns die Heroen der Kunst und der Weisheit herab, und an den Wänden entfaltet sich in kecker, üppiger

Munterkeit, aber doch von höherer Warte aus erschaut, die ganze Fülle irdischer Lust und Freude. Es steht nicht mir, noch dieser Stunde zu, näher darauf einzugehen; um so weniger, da des genialen Meisters gütiges Entgegenkommen uns instandgesetzt hat, jedem von Ihnen beim Eintritt in unseren Verband einen authentischen Kommentar zu überreichen, der dem Beschauer durch den Reichtum dieses Bilderschmuckes seinen sicheren Weg weist. Allein Sie werden es verstehen und mit mir empfinden, wenn ich die Gelegenheit nicht versäumen mochte, Dank und Freude darüber auszusprechen, dafs es gerade unserer Versammlung vergönnt war, den Festsaal des Künstlervereines in seinem frischleuchtenden Schmucke zu neuem Gebrauche einzuweihen.

Gehe ich nun von dem Raume, in dem wir uns hier begegnen, über zu dem Werke, das uns in ihm zusammenführt, so drängt vor allem der Gedanke sich mir auf, dafs ich die letzte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im XIX. Jahrhunderte zu begrüfsen habe. Von den drei Menschenaltern dieses Zeitraumes gehören zwar der eigentlichen Geschichte unseres Wandervereines nur die beiden letzten an. Indes, wenn man bedenkt, dafs seine Heroen, die ihn bei der Jubelfeier der Universität Göttingen — eben auch im Rückblick auf ein Jahrhundert deutscher Wissenschaft und Geistesgeschichte — gründeten, gerade die Söhne jenes keimreichen, mächtig gärenden Zeitalters um die Wende des Jahrhunderts waren und unter den Eindrücken der ersten Jahrzehnte unseres Säkulums sich gebildet hatten, kann heute der rückwärts gewandte Blick unmöglich bei dem Jahre 1837 Halt machen. Vielmehr wird man sagen müssen, dafs die Philologenversammlungen ebenso wie mehrere ihnen nah verwandte wissenschaftliche Vereine gerade den Impulsen entstammen, die vom Beginne des Jahrhunderts ausgingen. Sie festzuhalten und das damals in unserem Volke entglommene heilige Feuer zu bewahren trotz mancher Ungunst der Zeit, das eben war der innere Trieb, aus dem sie hervorsprofsten.

Welche Fülle von anziehenden Gegenständen geschichtlicher, kulturgeschichtlicher Betrachtung bietet ein solcher Rückblick dem geistigen Auge dar! Aber ich darf mich dadurch nicht verlocken lassen. Ein kurzes Wort der Begrüfsung, wie es mir zu sprechen vergönnt ist, gewährt nicht den Raum, auch nur eine der zahlreichen, ineinander verflochtenen Entwickelungsreihen zu verfolgen, und mit jedem gründlicheren Eingehen auf eine von ihnen würde ich den trefflichen Männern vorgreifen, die es freundlich übernahmen, nachher Ihnen in gelehrten Vorträgen geistige Speise darzubieten. Nur ein kurzer Blick auf das Gebiet der philologischen und der höheren

Schulwissenschaften überhaupt, wie es am Beginne des Jahrhunderts in Deutschland bestellt war, sei erlaubt, der von selbst zur vergleichenden Würdigung dessen führen wird, was wir heute vor Augen sehen.

Die allgemeine Konstellation des geistigen Lebens in unserem Vaterlande um das Jahr 1800 können wir nicht kürzer und treffender bezeichnen als durch den Hinweis auf den Bund der Freundschaft, zu dem eben damals, beide auf der Höhe ihrer glänzenden Laufbahn, unsere grofsen Dichterfürsten Goethe und Schiller sich zusammengefunden hatten. Er wird immer als eine der herrlichsten Gaben des Geschickes in der Geschichte des deutschen Geistes zu gelten haben. Wenn noch jüngst Goethes 150jähriger Geburtstag überall, wo Deutsche wohnen, seine glänzende Gestalt neu belebt in den Vordergrund der Betrachtung stellte, so war es doch vor allem der Goethe, der als gereifter Mann Hand in Hand mit Schiller wandelte, der uns da erschien. Bekannt ist, welchen grofsen Raum in den gemeinsamen Interessen, die diese Dioskuren verbanden, das klassische Altertum einer- und die Fragen der Erziehung anderseits einnahmen. Mochte in seiner Eigenart der mehr vom dunkeln Tiefsinne Spinozas, jener vom kritischen Scharfblicke Kants angezogen und beeinflufst werden, bei J. J. Rousseau und den Philanthropen waren sie doch beide in die Schule gegangen. Hatten sie die schale Nüchternheit dieser Richtung unter Winkelmanns und Lessings Einflufs überwunden, durch das Eintauchen in den Jungbrunnen des Altertums sich über sich selbst erhoben, so verleugneten sie doch ihren Zusammenhang mit der pädagogischen Generation des rationalistischen Zeitalters nicht. Ihnen zur Seite stand — des Name am wenigsten in einem Kreise von Philologen und Schulmännern übergangen werden darf — Herder, der Prophet der Humanität und glückliche Schulorganisator, stand J. H. Vofs, der Übersetzer Homers, der den ionischen Sänger erst recht heimisch in Deutschland gemacht hatte.

Nicht zu vergessen auch das jüngere Geschlecht der Romantiker, das eben um die Wende des Jahrhunderts sich anschickte, die Vorherrschaft in der Litteratur der älteren Generation streitig zu machen. Man ist auf sie vielfach heute nicht gut zu sprechen; eine weithin gehörte Stimme hat alles, was krank im Deutschland des XIX. Jahrhunderts war und ist, der Romantik anrechnen wollen. Es ist hier im raschen Vorübergehen damit nicht zu rechten, und in der That liegen die krankhaften Auswüchse dieser Richtung deutlich genug zu Tage. Aber es darf ihr doch nicht vergessen werden, dafs sie ausging von einer tieferen, historischen Erfassung

des Altertumes, die ihr gestattete, mit weiterem Blicke auch das Gute und Grofse anderer Völker zu würdigen, und dafs sie vor allem das Interesse und das Verständnis für die Geschichte des eigenen Volkes in seiner grofsen Vergangenheit unter die Ideale der deutschen Jugendbildung aufgenommen hat. Auch noch manches Andere liefse sich wohl zur Ehrenrettung einer Gruppe sagen, aus der, nur diesen einen zu nennen, ein Mann wie Schleiermacher, gleich bedeutend und heilbringend für Kirche, Schule und Wissenschaft, gerade mit Beginn des Jahrhunderts in voller Blüte der Manneskraft hervortrat.

Wollen wir uns aber nicht nur im allgemeinen halten an die grofsen Strömungen, denen dazumal auch Schule und Schulwissenschaften sich nicht entziehen konnten, von denen auch sie Richtung und Losung annehmen mufsten, so sind vor allem zwei Männer zu nennen, die als Bahnbrecher für das Schulwesen gefeiert und gepriesen wurden: Johann Heinrich Pestalozzi, der Schweizer, der aber seiner ganzen Bildung und seinem ganzen Wesen nach deutsch war, und Friedrich August Wolf. Reicher Segen und starker Antrieb ist auch von Pestalozzi auf das höhere Schulwesen ausgegangen. Unter den Staaten, in denen sein Ruf zur besseren, sinnigeren Pflege der Jugend frühe gehört ward, stand neben dem grofsen Preufsen in erster Reihe das kleine Bremen. Doch hat im grofsen und ganzen Pestalozzis Einflufs im höheren Schulwesen sich weit langsamer durchgesetzt als im Gebiete der Volksschule, wo er namentlich, aber nicht nur, in Preufsen bald mächtig hervortrat. Die grofsen Gedanken des genialen und gemütvollen Schweizers sollten erst noch philosophisch verarbeitet und psychologisch unterbaut werden, ehe sie im Kreise der Gelehrtenschule gebührende Beachtung fanden. Aber als Ferment haben sie auch hier mitgewirkt. Ihnen nicht am wenigsten ist es zu danken, wenn heute niemand mehr die didaktische Methode geringzuschätzen wagt und der Begriff des erziehenden Unterrichtes als Gemeingut gilt.

Unmittelbarer und zunächst gewaltiger jedoch griff der Geist Friedrich August Wolfs während der ersten Jahre des jungen Säkulums in das gelehrte Schulwesen Deutschlands ein. Mochte die ältere Generation der Philologen und Schulmänner noch nach Ernesti und Heyne sich nennen: das jüngere Geschlecht kämpfte unter dem Banner Wolfs als seinem siegreichen Feldzeichen. Bei der Freudigkeit und Zuversicht, mit der Meister und Jünger auf das Recht des Lebenden pochten, war nicht zu ahnen, dafs die Wolfsche Schule in Halle sobald zerstieben und ihr bewunderter Führer durch eigene Leidenschaft und Schroffheit vom weiteren

Ausbau dessen, was er begründet, ausgeschlossen werden sollte. Doch er hatte es begründet, was andere, wie Wilh. von Humboldt, Nicolovius, Süvern, Schleiermacher, weiter bearbeiteten. Er war und blieb der eigentliche Gesetzgeber auf diesem Felde. An dem, was er erstrebte und forderte, wird man daher am besten ermessen, ob und wie weit das Jahrhundert gehalten hat, was man für das höhere Schulwesen von ihm erwartete. Was Wolf wollte und anstrebte, läfst sich aber auf Grund seiner eigenen Aussprüche unter drei Gesichtspunkte stellen. Er wollte die Philologie oder, wie sie ihm erschien, das Studium des Altertumes zu einer in sich planvoll gegliederten und abgerundeten Wissenschaft ausgestalten. Er wollte einen Berufsstand heranbilden, der die Pflege dieser Wissenschaft, namentlich im Dienste der Jugendbildung, als Lebenszweck betriebe. Er wollte dies Studium und diesen Berufsstand aus dem Staube der Schulstube und der gelehrten Klause in die freie Gemeinschaft der höheren nationalen Bildungskreise emporführen.

Eigen erging es ihm mit seinem wissenschaftlichen Lebensprogramme. Dafs er die Philologie als Wissenschaft vom klassischen Altertume mächtig gefördert, ja wirklich, wie er diesen Ruhm für sich in Anspruch nahm, ihr erst den Rang einer in sich abgeschlossenen und nach aufsen abgegrenzten Wissenschaft erstritten hatte, lag am Tage. Aber seine Definition mit ihrer Gleichsetzung von Philologie und Altertumswissenschaft wollte keiner der Nachfolger annehmen. Man konnte der Erkenntnis sich nicht verschliefsen, dafs die Erforschung des griechisch-römischen Altertumes nur ein Fall, wenngleich ein aus mancherlei gewichtigen, geschichtlichen und sachlichen Ursachen besonders bedeutsamer, in mehrfachem Sinne klassischer Fall, aus dem weiteren Umfange der philologisch-wissenschaftlichen Thätigkeit ist. Aber, richtig angesehen, liegt darin kein Mifserfolg, sondern ein überschwenglicher, alle Erwartung überfliegender Erfolg des grofsen Meisters. Er wollte, darf ich an ein bekanntes Bild Pestalozzis anknüpfen, einen Baum pflanzen, und siehe! mit dem Baume und um ihn her erwuchs ein stattlicher Wald. Neben der klassischen Philologie sprofsten selbständig hervor die romanische, der Wolf selbst nicht fern stand, die germanische, die orientalische, die sprachvergleichende Philologie, die alle erst in unserem Jahrhunderte zu wahrem wissenschaftlichem Leben gelangt sind und jetzt an seinem Ende in rüstigem Vorwärtsdringen stehen. Auch aus der alten Wurzel entwickelten sich neue Schöfslinge zu eigenem, fast selbständigem Dasein, wie vor allem die Archäologie der alten Kunst, zu der das junge Jahrhundert vom alten nur die ersten Anfänge überkommen hatte. Auch der Schule haben sie alle

ihre Dienste angeboten, oft in stürmischem Wetteifer. Nun: wir wissen, dafs im Walde die Äste der Bäume öfter aneinanderschlagen, wohl einmal einer dem anderen Licht und Luft versperrt, so dafs hie und da ein Zweig dorrt und durch scharfen Eingriff abgeholfen werden mufs. Ohne Reibung ist es seither auch bei uns nicht gegangen und wird es in Zukunft nicht gehen. Aber, aus der richtigen Höhe betrachtet, schwinden alle diese Schwierigkeiten vor dem überwältigenden Eindrucke des Reichtumes, der aus den vor hundert Jahren gelegten Keimen erwachsen ist. Wir hier in unserem engeren Kreise insbesondere dürfen uns des freuen, dafs unter den Gründern unseres Verbandes im Jahre 1837 mit den Vertretern der strengen, klassischen Philologie auch die Meister dieser jugendlich aufstrebenden Wissenschaften sich begegneten. So wurde ihm gleich der Blick aufs Ganze mit auf den Weg gegeben und die Pflege nicht nur des einzelnen alten, ehrwürdigen Baumes inmitten des Waldes, sondern auch der jüngeren rings um diesen her zur Pflicht gemacht: wie sich das im wechselvollen Zusammenwirken unserer Sektionen untereinander und mit dem Plenum so schön darstellt. Am Ende des Jahrhunderts dürfen wir der frohen Zuversicht leben, dafs noch manche Generation der deutschen Jugend im Schatten dieses Haines aufwachsen und aus seinen Quellen frische Kraft zu idealem Streben schöpfen wird.

Dies um so mehr, da auch das zweite Streben Friedrich August Wolfs, das auf Schaffung eines eigenen, in sich gefestigten philologischen Lebens- und Berufsstandes gerichtet war, innerhalb des seither verflossenen Säkulums seine Frucht getragen hat. Dafs es so ist, dafür giebt unser Wanderverband selbst den besten Beweis, in dem die Kreise der philologischen Wissenschaft im engeren akademischen Sinne zusammentreffen nicht nur, sondern in mannigfachen Übergängen sich mischen mit den Kreisen der höheren Schulpraxis. Es sind nicht die sog. Standesfragen, die uns hier in diesen Tagen beschäftigen sollen. Mag sein, dafs auf dem Gebiete noch nicht alle berechtigten Wünsche erfüllt sind, dafs die Diskussion noch nicht verstummen kann und manches geschehen mufs, um unseren Berufsstand in volles gleiches Recht neben diejenigen Stände zu stellen, deren Wurzeln sich tiefer und kräftiger in die Vergangenheit unseres Volkes zurück erstrecken: wir dürfen uns dadurch die dankbare Freude an dem, was schon erreicht ward, nicht trüben lassen. Wieviel erreicht ward, das lehrt am besten ein vergleichender Blick über dies scheidende Jahrhundert zurück auf dessen Anfang, ein Rückblick, der zugleich in sich die Mahnung trägt, für alle Zukunft die beste Bürgschaft jedes Fortschrittes

nach dem Beispiel unserer Vorgänger, der Gründer und Pfleger dieser Philologentage, zu suchen in treuer Arbeit an den idealen Interessen unseres Berufes.

Und endlich: wenn der *Heros eponymos* des gelehrten Schulwesens in Deutschland am Beginne des Jahrhunderts die Schulwissenschaften und ihre Pfleger aus der ärmlichen Enge ihres damaligen Daseins hinausführen wollte in die weite Gemeinschaft der humanen und nationalen Lebensinteressen, wie ganz anders, wie hochbegnadet stehen wir dem gegenüber am Ende dieses Zeitraumes, im neuen Deutschen Reiche! Der Vergleich kann hier in der Kürze nicht ausgeführt werden; aber es bedarf dessen auch nicht. Die gesamte gebildete Mitwelt erkennt es an, und die Geschichte wird es bezeugen, daſs mit dem nationalen Aufschwunge Deutschlands im letzten Drittel unseres Jahrhunderts auch eine neue Ära im Leben des deutschen Geistes begonnen hat. Aus dem Felde, das uns besonders angewiesen ist, darf man nur daran erinnern, wie das junge Deutsche Reich sich beeilte, das Archäologische Institut an sich zu ziehen und würdig auszugestalten, darf nur die Namen Olympia, Ilion, Pergamon nennen, um es jedem vor die Seele zu stellen, wie ganz anders im Deutschen Reiche Wilhelms I. und Bismarcks alle Kräfte zusammenstehen und einer groſsen Sache dienen als je zuvor. Da begegneten sich der Philolog und Archäolog mit dem Kaufmanne, dem Architekten, dem Ingenieur, dem Offizier, und alle verband das eine stolze Bewuſstsein, für die Ehre des deutschen Namens einzustehen mit ihrer geeinten Kraft. Ein schönes typisches Bild davon, wie die neue, höhere Form unseres nationalen Daseins höhere, weitere Aufgaben stellt, aber auch neue Kräfte weckt und verleiht! Ein Glück für das Deutsche Reich und einer der schönsten Titel seines Ruhmes, daſs es so ist; aber ein Glück vor allem, alles begeisterten Dankes derer wert, die es als Lebensberuf erwählten, der heiligen Flamme der geistigen, idealen Interessen in unserem Volke und in seiner nachwachsenden Jugend besonders zu warten. Heute erst ist es volle Wahrheit und hat es volles Recht, im Rückblick auszurufen, wie einst der ritterliche Humanist jugendlich vorschnell das Morgenrot seines Zeitalters begrüſste: O Jahrhundert, es war, es ist eine Lust, in dir zu leben!

Auf dieser Höhe des Gedankens angelangt, lassen Sie mich Halt machen. Dies sei der volltönende Grundaccord, mit dem wir unsere Verhandlungen beginnen, der uns durch den bunten Wechsel der Arbeiten und der geselligen Freuden dieser Tage laut nachhallend begleite. In diesem Sinne eröffne ich, Ihrer warmen Zustimmung

gewifs, die XLV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die letzte des XIX. Jahrhunderts, mit dem Rufe: Heil Kaiser und Reich! Wilhelm II., unser Kaiser und Herr, er lebe hoch!“

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurde folgendes Telegramm an Se. Majestät den Kaiser abgesandt:

„Deutschlands Philologen und Schulmänner, zur 45. Versammlung ihres Vereins, der letzten dieses Jahrhunderts, zahlreich in der freien Hansestadt Bremen versammelt, bitten Ewr kaiserl. Majestät ihre ehrfurchtsvolle Huldigung darbringen zu dürfen. Die Versammlung beginnt soeben ihre Arbeit mit dem feierlich erneuten Gelübde, die Liebe zu Kaiser und Reich treu festzuhalten und in den Herzen der Jugend zu pflegen.

Das Präsidium: Schulrat Sander. Professor Dr. Wagener.“

Darauf schritt der Vorsitzende zur Bildung des Bureaus für die allgemeinen Sitzungen und schlug als Sekretäre vor: den Privatdozenten Dr. Bulle-München und die Oberlehrer Dr. Soltmann-Bremen, Stucken-Bremen und Dr. Wessner-Bremerhaven, welche nach allgemeiner Zustimmung ihre Plätze einnahmen.

Sodann begrüfste Se. Magnificenz Herr Bürgermeister Schultz die Versammlung im Namen des Senates der freien und Hansestadt Bremen mit folgenden Worten:

„Ich habe die Ehre und die Freude, die deutschen Philologen und Schulmänner in Anlafs ihrer 45. Versammlung in den Mauern dieser Stadt willkommen zu heifsen. Lange hat es gewährt, bis diese hochansehnliche Versammlung den Weg zu uns an die Wesermündung gefunden hat, und wer die Orte kennt, an denen sie bisher getagt, zuletzt die ragende Kaiserstadt an der Donau, das sagenreiche Köln, das prächtige, kunstsinnige Dresden, der wird es verstehen, dafs Ihr Fufs sich nur zögernd zu uns gewandt hat. Zudem finden Sie hier in unserer Handelsstadt doch weniger das stille philologische Arbeiten als das Treiben des ruhelosen, weltdurchwandernden Handels, weniger Ernten auf dem Gebiete der Wissenschaft als Früchte der wagenden Schiffahrt. Wenn wir trotzdem uns erlaubt haben, Sie zu uns zu laden, so dachten wir des hohen Ansehens, in dem auch in unserer dem Handel geweihten Stadt Ihre Bestrebungen stehen, und aufserdem der vielen homogenen Bestrebungen und Geister, die Sie auch bei uns finden. Ich erinnere an unsere Hauptschule, die seit mehr als drei Jahrhunderten in Blüte steht und manche philologische

und schulmännische Kraft lehrend und lernend in ihrem Banne gehalten hat. Ich erinnere an die unter uns lebenden Meister des deutschen Wortes, deren Namen (ich nenne Otto Gildemeister, Arthur Fitger, Heinrich Bulthaupt, Constantin Bulle) auch in Ihrem Kreise einen guten Klang haben. — Wäre aber auch alles dieses nicht: der von den Juristen erfundene Spruch *Locus regit actum* gilt ja für Ihre Vereinigung nicht. Nicht der Ort, an dem Sie tagen, ist für Ihre Beratungen und Entscheidungen bedingend und bedeutend. Im Gegenteil: Ihr Zusammensein wirkt befruchtend auf jeden Ort, dem Sie Ihren Besuch schenken und dem Sie für die Zeit Ihrer Anwesenheit Ihren Stempel aufdrücken. Ihre Versammlung weckt gleichgesinnte Bestrebungen, knüpft und erneuert Beziehungen herüber und hinüber, die auch für die Wissenschaft bedeutend werden. Die Wissenschaften, sagt Goethe im Clavigo, sind's, die aus den entferntesten Geistern Freunde machen und die angenehmste Vereinigung auch unter denen selbst erhalten, die leider durch Staatsverhältnisse und (lassen Sie mich hinzufügen) durch verschiedene Lebensinteressen öfters getrennt sind. Möge Ihre 45. Versammlung in dieser wie in jeder anderen Richtung gleich ihren Vorgängerinnen fruchtbringend für die Wissenschaft, anregend und fördernd für den Ort Ihrer Zusammenkunft sein! Mit diesem Wunsche heifse ich Sie nochmals willkommen und bitte Sie, es sich bei uns und mit dem, was wir Ihnen bieten können, in unserer guten Stadt einige Tage recht wohl sein zu lassen."

Herr Senator Prof. Tocilescu aus Bukarest überbrachte einen Gruſs aus Rumänien:

„Hochgeehrte Versammlung! Wie bei der letzten Versammlung, so hielt es auch diesmal die rumänische Regierung für eine Ehrenpflicht, einen Vertreter zu entsenden. Sie will hiermit von neuem das lebhafte Interesse bezeichnen, mit welchem sie das wissenschaftliche Leben in Deutschland verfolgt. Ist doch die deutsche Nation unsere grofse Lehrmeisterin in vielem gewesen; besonders aber in der Altertumswissenschaft haben wir uns stets die deutschen Forscher zum Vorbild genommen. Wir kommen daher auch jetzt, um wieder einmal an dem Born deutscher Wissenschaft und deutscher Gelehrsamkeit zu schöpfen und um Ihnen die Ergebnisse der in den letzten zwei Jahren von mir ausgeführten archäologischen Ausgrabungen zu unterbreiten. Gestatten Sie mir, meine hochverehrten Herren, Sie im Namen meines Heimatlandes von neuem der herzlichsten Sympathie und hohen Bewunderung zu versichern, welche die kaum erstandene Wissenschaft

im jungen Donau-Königreich dem deutschen Volke entgegenbringt."

Und aus der Schwesterstadt Hamburg überbrachte Herr Direktor Prof. Dr. Wegehaupt folgenden Gruſs:

„Im Namen und im Auftrage der Klassisch-Philologischen Gesellschaft in Hamburg habe ich die Ehre, die 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu begrüfsen. Zwar könnte es nach den Begrüfsungen von so hervorragenden Stellen anmafsend erscheinen, dafs eine so junge und, wie ich leider sagen mufs, nicht gerade zahlreiche Versammlung wie die unsrige, in diesem Augenblicke hier auftritt, aber wir glaubten, als getreue Nachbarn das Recht, ja die Pflicht zu haben, der in unserer Nachbarschaft tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner einen Willkommengrufs darzubringen. Unsere bescheidene Festgabe, eine wirkliche δόσις ὀλίγη τε φίλη τε, die ja in Ihrer aller Händen ist, soll sein ein sichtbares Zeichen unserer freundnachbarlichen Gesinnung und ein Beweis dafür, dafs auch in dem weltumfassenden Getriebe der grofsen Handelsstadt, in der wir leben, es noch Leute genug giebt, die nicht müde werden wollen, das Ideal zu pflegen und an ihrem Teile die deutsche Wissenschaft auszubauen und hochzuhalten."

Nachdem der Vorsitzende wie den beiden vorigen auch diesem Redner für die herzlichen Worte der Begrüfsung im Namen der Versammlung gedankt hatte, teilte er mit, dafs von Professor Mommsen Medaillonbilder in Kupfer im Vorsaale erhältlich seien. Ein gleiches, in Silber ausgeführtes Bild werde dem greisen Gelehrten mit folgendem Schreiben zugesandt werden:

„Hochgeehrter Herr Professor! Die zur 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zahlreich in Bremen Versammelten bitten das beifolgende Bildnis, in Silber geprägt von Wilkens & Söhne in Hemelingen, als Zeichen einmütiger Verehrung und Bewunderung für den hochverdienten rüstigen Senior der philologisch-historischen Wissenschaft freundlich entgegenzunehmen. Im Auftrage der Versammlung: Das Präsidium."

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurde dann folgendes Telegramm an Herrn Schulrat Prof. Dr. Constantin Bulle-Bremen abgesandt:

„Herzlichen Gruſs nebst treuen Wünschen sendet die 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner."

In warmen Worten gedachte der Vorsitzende sodann der Gelehrten und Schulmänner, die seit der letzten Versammlung dahingegangen sind. Er nannte zuerst Otto Ribbeck-Leipzig

(† 98. VII. 18) als zweiten Vorsitzenden der letzten Dresdener Versammlung und sodann:

F. X. v. Wegele-Würzburg (97. X. 16). — A. Lehnerdt-Königsberg (97. X. 25). — W. H. v. Riehl-München (97. XI. 16). — Alfr. v. Sallet-Berlin (97. XI. 25). — K. v. Höfler-Prag (97. XII. 29). — E. Rohde-Heidelberg (98. I. 11). — A. Potthast-Berlin (98. II. 13). — C. Scheibert-Jannowitz (98. II. 13). — M. Dittmar-Magdeburg (98. II. 21). — B. v. Kugler-Tübingen (98. IV. 7). — Georg Bühler-Wien (98. IV. 8). — O. Sommer-Braunschweig (98. IV. 18). — Lucian Müller-Petersburg (98. IV. 24). — Fr. Müller-Wien (98. V. 24). — Fel. Stieve-München (98. VI. 11). — W. Schmitz-Köln (98. VI. 17). — F. v. Spiegel-München (98. VII. 3). — G. A. W. Rofsbach-Breslau (98. VII. 23). — G. Ebers (98. VIII. 7). — J. Lattmann-Göttingen (98. VIII. 20). — K. F. Wehrmann-Lübeck (98. IX. 11). — H. Hagen-Bern (98. IX). — K. Schmelzer-Charlottenburg (98. X. 7). — A. Parmet-Münster (98. XI. 20). — E. Wezel-Berlin (98. XII. 7). — F. Leitschuh-Bamberg (98. XII. 14). — P. Willatzen-Bremen (98. XII. 15). — G. Gilbert-Gotha (99. I. 3). — H. F. Wüstenfeld-Göttingen (99. II. 10). — E. Ziel-Braunschweig (99. II. 16). — E. Hannak-Wien (99. II. 28). — R. Kögel-Basel (99. III. 5). — J. v. Weifs-Graz (99. III. 8). — H. Steinthal-Berlin (99. III. 14). — H. Kiepert-Berlin (99. IV. 21). — Fr. Junge-Berlin (99. IV. 22). — K. Sittl-Würzburg (99. V. 9). — W. Schwartz-Berlin (99. V. 16). — F. Meyer-Heidelberg (99. V. 16). — H. S. Anton-Jena (99. V.). — A. Sozin-Leipzig (99. VI. 24). — J. Klein-Bonn (99. VII. 1). — O. Carnuth-Königsberg (99. VII. 14). — Alfr. Fleckeisen-Dresden (99. VIII. 8). — E. Kölbing-Breslau (99. VIII. 9). — K. v. Weizsäcker-Tübingen (99. VIII. 12). — W. Pertsch-Gotha (99. VIII. 17). — W. Pierson-Berlin (99. VIII. 19).

Die Versammlung ehrte das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Den Schlufs der Eröffnungs-Feierlichkeiten bildete der Vortrag dreier altgriechischer Tonstücke, welche, in den Jahren 1883 und 1893 aufgefunden und von Herrn Prof. Thierfelder meisterlich bearbeitet, wohl geeignet sind, eine wirkliche Vorstellung von der Art hellenischer Musik zu erwecken. Diese drei Gesänge, ein Bruchstück aus dem ersten Chorgesange des Orestes von Euripides, ein Epigrammation des Seikilos und ein Bruchstück eines Hymnus an Apollo, wurden von einem Männer- und Knabenchore mit Solo (Frl. Betke aus Bremen), begleitet von Harfe und Holzblasinstrumenten,

unter Herrn Prof. Kisslings Leitung zu Gehör gebracht und erweckten mit ihrer eigentümlichen, fremdartigen Tonsprache das lebhafteste Interesse der Versammlung, ganz besonders der Apollo-Hymnus, welcher wiederholt werden mufste.

Nunmehr erhielt Herr Privatdozent Dr. Kräger aus Zürich das Wort zu seinem Vortrage: „Bremen im Spiegel der Litteratur.“[1])

Eine merkwürdige Rolle hat Amerika in der europäischen Phantasie und Dichtung gespielt, als das Land der Verheifsung, wo man alle Träume verwirklicht glaubte und wo die Wilden als die besseren Menschen wohnten, bis endlich die Wirklichkeit und der magere Augenschein die vagen Vorstellungen berichtigten und der Europasatte sich in den Amerikamüden verwandelte. So liefse sich in der Litteratur der alten Welt das Antlitz Amerikas nachzeichnen, das Sirene und Meduse zugleich war. Es könnte ein grofses geschichtliches Gemälde werden: die Begegnung zwischen dem jungen Amerika und der alten, um Liebe werbenden Europa. Und was im Grofsen zwischen den Erdteilen stattfand, wiederholte sich im Kleinen zwischen einzelnen Nationen. Es fehlt, trotz mancher Vorarbeiten, doch noch ein Werk, das uns Deutsche im Urteile der übrigen Völker darstellte. Und ziehen wir die Maschen noch enger: Wie Länder und Völker, so haben auch Städte in der Litteratur ihren bestimmten Gesichtsausdruck. Freilich kann Bremen nicht mit den Grofsstädten des Geistes konkurrieren, denn eine führende Stellung wurde ihr schon von der Natur versagt. Anton Reiser, der Held des berühmten Romans von Karl Philipp Moritz, meint sogar, noch ehe er Bremen gesehen hat: „Bremen war mir schon durch den Klang des Namens so merkwürdig geworden — meine Phantasie hatte der Stadt ein graues, schwärzliches Ansehen gegeben.“

Ihre Bewohner haben sich schon eine feststehende Charakteristik gefallen lassen müssen. Ein derberer Zug ist vielleicht den Norddeutschen, im Gegensatz zu den gewandteren Österreichern, eigen. So wird ein tapferer Bremer Jüngling im Märchen des Musäus, „Stumme Liebe“, von einem Ritter also verabschiedet: „Ein Mann von Eurem Schlage ist mir stets willkommen; er sagt rund und deutsch heraus, wie's der Bremer Art ist, und damit Gott befohlen“; und Johanna Spyri predigt Achtung vor Bremen, wenn sie in ihrer Erzählung von „Onkel Titus“ eine ihrer Personen, das energische Fräulein Hahnewinkel schildert: „die liefs nichts auf sich sitzen, sondern war allezeit schlagfertig

1) Der Vortrag wird ausführlich bald in einer Zeitschrift erscheinen.

im Antworten, denn sie war aus Bremen gebürtig.“ Von dem Reichtum der Bremer sind in der Litteratur manche Sagen im Umlauf; Musäus erzählt, dafs ein Kaufmann seinen Speisesaal mit harten Thalern auspflastern liefs; eben dieser starb dann auch an Völlerei durch einen zu schnellen Trunk bei einem Krabbenschmause.

Beliebt sind aber in der Litteratur Verwandte, die man in Bremen hat, vgl. Körners „Vetter aus Bremen“. Der Held in Immermanns Epigonen ist der Pflegesohn eines Bremer Senators. Robinson Crusoes Vater stammt aus Bremen.

Dafs es in der Stadt, wie überall sonst, Gerechte und Ungerechte gab, beweisen die Schicksale zweier Romanhelden: Albertus Julius, in der Geschichte der Insel Felsenburg, die im 17. Jahrhundert spielt, wird in Bremen ausgeplündert; Anton Reiser dagegen erhält hier sofort Kost, Logis und Vorschufs.

Die Bremer Sprache wird in Dingelstedts „Amazone“ verspottet. — Vagabunden aus der Tierwelt kommen nach Bremen: im Grimmschen Hausmärchen die Stadtmusikanten, und Fips, der Affe, von W. Busch.

Eine Stadt hängt eng mit dem Flufs zusammen, an dem sie liegt. — Die Weser in der deutschen Poesie.

Die Weser kommt aus dem Teutoburger Wald; und als im vorigen Jahrhundert die Erinnerung an die Hermannsschlacht wieder wach wurde, nahm auch das Interesse für diesen Strom zu; Klopstock:

„Von des Hekla Gebirge bis hin zu dem Strom der Weser ...
da im Forste der Weser der Eroberer Ketten versanken“;

die Weser wurde Deutschlands heiliger Strom. Aber die Zeiten ändern sich. Die Launen der Menschen spiegeln sich in ihren Versen; Götter werden zu Götzen. Die beiden Klassiker, die alle Deutschtümelei verschmähten, legten ihr in den Xenien geradezu eine geistige Bankerotterklärung in den Mund:

„Leider von mir ist gar nichts zu sagen, selbst zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.“

Weser und Elbe kommen später noch einmal beide zusammen dran:

„Von der Sonne fliehen wir weg, die Grazien scheuen
Unsere Ufer, von Thors krächzenden Stimmen geschreckt.“

Später kam wieder eine Zeit der Erhebung. Kleists Hermannsschlacht spielt an der Weser; vergl. Dingelstedts Strophen:

„Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir lieb und wert vor allen.“

So ist ein Stück von der Entwickelung unseres Volkes an der Weser hangen geblieben. — Wenn aber Goethe und Schiller ihr

einmal zeitweilig nicht wohl wollten, so waren ihre Beziehungen zu Bremen doch durchaus freundschaftlich.

Goethes Briefwechsel mit dem hiesigen kunstfreundlichen Medizinalrat Nic. Meyer ist bekannt, und mit gespannter Aufmerksamkeit sah Goethe allem zu, was im 3. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zur Förderung der norddeutschen Schiffahrts- und Handelsinteressen von Bürgermeister Smidt, dem Gründer der Stadt Bremerhaven, unternommen wurde. Mit diesem energischen Manne war Goethe seit langem bekannt. Er hatte auch diesen im Jahre 1806 aufgefordert, an der Wiedergeburt Deutschlands mitzuarbeiten. 1829 liefs sich Goethe Pläne für den Bremer Hafenbau und für „die Veranstaltung an der Mündung des Weserflusses" schicken.

Auch Schiller sehnte sich hin nach Norddeutschland und dem Meere; aber seine Lebensbahn blieb in der Linie Stuttgart-Berlin. In seinem Jugendromane, in dem „Geisterseher", führt er einen Jäger seines Helden, des Prinzen, ein, der „Bremer von Geburt" sein sollte; Schiller empfing auch verschiedene Weinsendungen. An Cotta: „Ich habe aus Bremen einen delikaten Portwein erhalten, wofür ich Ihnen, wertester Freund, aufs Verbindlichste danke. Er ist ein wahres Lebensöl, das Herz und Eingeweide stärken wird." Goethe erhielt 1823 vom Senat eine Spende Rosenwein.

Auch für die Produkte der Stadt sind in der Litteratur Niederlagen errichtet. Hans Hopfen redet z. B. von „einer feinsten Uppmann", Sudermann in: „Es war", „Behaglich blies er die Wolken seiner Uppmann vor sich nieder", und in Mörikes „Maler Nolten" erhält ein alter Hofrat ein Fäfschen mit marinierten Heringen „direkt aus Bremen".

Auch die Statuen und Gebäude kehren in der Poesie wieder. An die Gestalt des Roland auf dem Markte hing Fr. Rückert seinen allitterierenden Denkzettel auf. Heines Gruſs an den Ratskeller in den Nordseeliedern 1826 und W. Hauffs am 1. September 1827 ausgegebene Phantasien: ein „Herbstgeschenk für die Freunde des Weines" bestätigen dies.

„Wir haben nur wenig von dem Widerschein aufgefangen, der von hier aus in die Litteratur geworfen ist, das Bild lieſse sich leicht vergröſsern. Ich meine aber, daſs es ersprieſslich sein dürfte, auch für andere Orte und Städte ähnliche Lokalchroniken anzulegen. Über den absoluten Wert solcher Zusammenstellungen gebe ich mich freilich keiner Täuschung hin, aber sie rufen doch an den betreffenden Stätten selber Freude, Ansichten und Einsichten hervor und die Teil-

nahme für die Litteratur an einer Stelle wach, wo der Laie zu haben ist, der einmal angeregt, dann auch für anderes, gröfseres interessiert bleibt. Jedes Thema, jede Frage ist wichtig, das von den höheren Lebensgütern, die unsere Wissenschaft verwaltet, auch für die Draufsenstehenden ein Teilchen fruchtbar machen kann. Und auch bei anderen jene Liebe zu unserer Sprache und unserer Litteratur zu wecken, auf die wir Schulmänner und Philologen schon dem Namen nach eingeschworen sind, bleibt der beste und schönste Teil unserer Thätigkeit. Ihr geben wir uns freudig hin, der gewaltigen Lehre eingedenk, die dies Jahrhundert gebracht hat, wo das deutsche Volk, nur gestützt auf das feste, gesunde Rückgrat seiner Schulen, seiner Kunst und seiner Wissenschaft, die schweren Zeiten vor nun bald 100 Jahren glücklich und glänzend überstanden hat. Uns aber hat sich aus der Behandlung unseres Themas hoffentlich eins ergeben, dafs das Vorurteil des Anton Reiser, der die Stadt Bremen schon des blofsen Klanges wegen grau vor sich liegen sah, nicht stichhaltig ist. Ich meine, dafs sich im Gegenteil ganz andere Bilder berichtigenderweise vor unser Auge geschoben haben und die dunkle Grundstimmung einer hellen rheinweingoldenen Farbe gewichen ist."

Darauf erhielt Herr Direktor Dr. C. Schuchhardt aus Hannover das Wort zu seinem Vortrage über die römisch-germanische Forschung in Nordwestdeutschland[1]):

„Ich möchte mein Thema nicht in der üblichen Weise fassen als eine Zusammenstellung des Römischen auf germanischem Boden, sondern die Wechselbeziehungen zwischen dem Römischen und Germanischen behandeln auf den drei Gebieten der Strafsen, Landwehren und Kastelle. Es wird sich dabei herausstellen, dafs keineswegs blofs die Germanen von den Römern gelernt haben, sondern auch umgekehrt die Römer von den Germanen. So gleich in einem wesentlichen Teile der niederdeutschen Strafsenanlagen, dem Moorbrückenbau.

Seit 1818 im Burtanger Moore eine 25 km lange Moorbrücke zu Tage kam, hat die Forschung auf diese Anlagen besonders geachtet. Im Oldenburgischen, im Osnabrückischen, ja auch zwischen Weser und Elbe sind sie stellenweise in grofser Zahl zu Tage gekommen; und nach einigem Schwanken entschied sich die Ansicht (v. Alten, Knoke) dahin, dafs nur die rohen Knüppeldämme mittel-

1) Der Vortrag wird im vollen Wortlaut zu Anfang des nächsten Jahres gedruckt werden in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur, Leipzig, Teubner, und dann zugleich als Broschüre ausgegeben werden.

alterlich, die Moorbrücken guter Konstruktion aber, d. h. die, deren Bohlen auf Längsschwellen ruhen und seitlich durchlocht und verpfählt sind, sämtlich römisch seien. Eine Erschütterung erfuhr diese Auffassung schon durch die Untersuchungen Prejawas im Diepholzer Moore (1896), indem hier nach der Tiefenlage im Moore und nach den Funden eine Anzahl der guten Moorbrücken als vorrömisch, eine andere Anzahl als nachrömisch zu erkennen war; eine völlige Umwälzung der Anschauung mufs jetzt aber eintreten, nachdem der Danziger Museumsdirektor Dr. Conwentz in Westpreufsen zwei ganz gleichartige lange Moorbrücken aufgedeckt hat, die nach den Begleitfunden im 2. oder 3. Jahrhundert vor Christi Geburt angelegt worden sind. Es ergiebt sich daraus, dafs die eingesessenen Germanen schon lange, bevor die Römer ins Land kamen, solche Holzwege durch das Moor zu bauen verstanden. In welcher Weise etwa die Römer die vorgefundene Konstruktion vervollkommnet haben, können wir heute noch nicht erkennen. Die Beobachtung hat sich bisher auf die Konstruktion und die spärlichen Einzelfunde beschränkt. Das scheint aber für eine Entscheidung nicht zu genügen, denn thatsächlich können wir bis heute nicht eine einzige Moorbrücke sicher als römisch erweisen. Und doch mufs es solche geben, und es giebt auch ein Mittel, sie zu erkennen. Wollte man die Schanzen, welche häufig als Brückenköpfe für die Moorwege angelegt sind, sorgfältig ausgraben, so würde man drei Fliegen mit einer Klappe schlagen: man würde die Schanzen selbst bestimmen, ferner die Moorbrücken, welche in sie einmünden, und drittens die Wegdämme und Landwehren, welche von den Schanzen aus weiterhin über das feste Land ziehen.

Ebenso wie den Moorbrückenbau haben die Römer auch die Befestigung der Grenze durch einen Langwall von den Germanen übernommen. In Italien, in Griechenland, in Kleinasien, in Afrika, in Arabien haben sie ihre Grenzen niemals durch einen Wall befestigt; wo dort von einem Limes die Rede ist, handelt es sich immer nur um eine Kette von Kastellen. Den Grenzwall haben sie nur gegen diejenigen Völkerschaften verwendet, welche ihn selbst in Gebrauch hatten, gegen Germanen und vielleicht Slaven (Skythen, Thraker). Dafs die Germanen den Grenzwall schon vor den Römern kannten, sehen wir aus Tacitus' Erwähnung des latus agger, den die Angrivaren als Grenzscheide gegen die Cherusker aufgeworfen hatten (quo a Cheruscis dirimerentur. Tac. Ann. II. 19); und ebenso ist von den drei sogenannten Trajanswällen in der Dobrudscha der älteste, dessen Graben gegen Süden liegt und an dem Kastelle und Warten gänzlich fehlen, entschieden vorrömisch.

Auf dem dritten Gebiete, dem der Kastellforschung, berührt sich Römisches und Germanisches ebenfalls so nahe, dafs eine Verwechslung fast in dem Umfange wie bei den Moorbrücken eingetreten ist. Die beiden grofsen Einfallstrafsen der Römer nach Niederdeutschland sind die Lippe und die Ems. An diesen Linien durfte man am ehesten Befestigungen in regelmäfsigen Marschintervallen vermuten. An der Lippe hat Hölzermann sie zu erkennen geglaubt, von Castra Vetera (Xanten) bis gegen Paderborn, in sieben wohl oder übel erhaltenen, oder auch nur nach der Ortstradition festzustellenden Stationen. Wo ein Grundrifs in der Wirklichkeit oder in der Erinnerung erhalten war, handelte es sich um ein Quadrat von etwa 120 m Seite und eine gröfsere Umwallung weit umher (Heikenberg bei Lünen, Bummannsburg, Dolberg). Hölzermann hielt den äufseren Ring für den Lagerwall, das innere Viereck für das befestigte Prätorium.

Nach diesen Aufstellungen, die sich allgemeine Anerkennung verschafft haben, durfte man auch eine Reihe von Kastellen auf der geradesten Linie von der Ems zur Weser (Wekenborg bei Meppen, Aseburg, Burg bei Rüssel) und einige andere, wie die Wittekindsburg bei Rulle und die Heisterburg auf dem Deister, als römisch annehmen. Die ersten Ausgrabungen schienen die Annahme zu bestätigen. Die Umwehrung zeigte eine Mauer im Wall, Berme und Spitzgraben; die Mafse von Mauer, Türmen und Thoren ergaben auffällig runde Summen in römischen Fufs. Aber je länger gegraben wurde, und je mehr vom Rheine her die Kenntnis der frühmittelalterlichen Thonware wuchs, um so klarer wurde es, dafs alle unsere fraglichen Befestigungen nicht römisch, sondern karolingisch seien. Zuletzt wurde noch die Probe auf ein paar der Hölzermannschen Lippe-Kastelle selbst gemacht, und dabei erwies sich die Bummannsburg als sicher, das Lager bei Dolberg als wahrscheinlich karolingisch.[1])

Für die Bummannsburg konnte auch nachgewiesen werden, dafs sie der Sitz des in mittelalterlichen Urkunden vorkommenden Geschlechts derer von Erthborg gewesen ist. Ob aber sonst diese Burgen Herrensitze oder Volksburgen gewesen und ob sie von Sachsen oder Franken angelegt sind, harrt noch der Aufklärung. Die Volksburgen, welche in den Kriegen zwischen den Sachsen und Karl dem Grofsen gedient haben und die ich ziemlich vollzählig zusammengebracht habe — Hohsiburg, Iburg bei Driburg, Eresburg (Obermarsberg), Buriaburg bei Fritzlar, Sigiburg (Hohen-

1) Hat sich bei den Weitergrabungen im Oktober 1899 ebenfalls als sicher karolingisch erwiesen.

syburg), Brunsburg bei Höxter, Skidroburg (Herlingsburg) bei Schieder —, sehen alle ganz anders aus; ein paar von Karl dem Grofsen selbst angelegte Befestigungen jedoch, die ich nachweisen konnte — Hohbuoki (Höhbeck) bei Lenzen an der Elbe, Altschieder und die Schanze im Siekholze bei Schieder —, kommen ihnen sehr nahe.

Das Suchen nach Römischem hat in all diesen Fällen zu überraschenden Aufklärungen über das Germanische geführt. Dafs aber daneben auch das Römische selbst entschieden noch auffindbar ist, hat sich diesen Sommer ergeben. Bei Haltern, auf dem St. Annaberge, an der Stelle, wo Hölzermann nach dem Terrain und der Volksüberlieferung ein römisches Kastell annahm, ist thatsächlich der Graben desselben auf eine Strecke von 72 m festgestellt worden mit Scherben der augusteischen Zeit. Aber wir haben es hier mit einer reinen Erdbefestigung zu thun und dürfen das wohl als eine allgemeine Mahnung betrachten. Vor zehn Jahren sagte man vor einer frühgeschichtlichen Befestigung: Hier ist Mauerwerk wie auf der Saalburg, die Anlage mufs römisch sein. Heute sagt man im gleichen Falle: Mauerwerk, also nicht römisch, sondern karolingisch!

Der Weg, den wir zurückgelegt haben, von den Moorbrücken über die Wälle zu den Kastellen, ist zwar kein Römerweg gewesen, aber hoffentlich doch kein vergeblicher. Je dünner die römischen Anlagen bei uns gesät sind, desto mehr sind wir darauf angewiesen, die römischen Ereignisse, die uns interessieren, aus den vorhandenen germanischen Anlagen zu erschliefsen. Wenn z. B. unsere genauere Kenntnis der Sachsenburgen uns zeigt, dafs in dem Gebiete, in welchem die Teutoburg zu suchen ist, als altgermanische Feste nur die Grotenburg bei Detmold in Betracht kommt, so dürfen wir das als eine erfreuliche neue Bekräftigung der alten Ansicht betrachten, dafs die Grotenburg die Teutoburg ist.

Interessant ist ferner, dafs die Sachsenburgen sich so gar nicht vom Römertum beeinflufst zeigen. Woher ihr Typus stammt, müfste man durch Vergleichung der keltischen Volksburgen in Frankreich und der angelsächsischen in England aufzuklären suchen. Unsere späteren mittelalterlichen Burgen haben sich dann aber wieder gar nicht an römische Vorbilder, sondern ganz an die sächsischen Volksburgen angeschlossen.

Alle diese Dinge gehören meines Erachtens in den Bereich einer römisch-germanischen Forschung; und wenn das Reich jetzt unter diesem Titel eine neue Organisation schafft, so ist Bremen als Mittelpunkt der reinsten Germanenbevölkerung und zugleich als Teil desjenigen Gebietes, in welchem die Römer zuerst mit den

Germanen in engere Berührung kamen, wohl der geeignete Ort, um den Wunsch auszusprechen, dafs bei jener künftigen Forschung die beiden Begriffe römisch und germanisch als gleichwertig behandelt werden möchten.

Nachdem darauf Herr Prof. Loeschcke aus Bonn mitgeteilt hatte, dafs am kommenden Sonntage eine Besichtigung der prähistorischen Steindenkmäler in der Nähe von Bremerhaven stattfinden würde, schlofs der Vorsitzende die erste allgemeine Versammlung um $12^1/_4$ Uhr mit der Bemerkung, dafs die Obmänner der Sektionen um 1 Uhr zu einer kurzen Besprechung zusammentreten würden und sich die einzelnen Sektionen um $1^1/_4$ Uhr in ihren Sitzungslokalen konstituieren sollten.

Zweite allgemeine Versammlung.

Mittwoch, den 27. September 1899.
(Beginn 11 Uhr 25 Min.)

Vorsitzender: der 2. Präsident Prof. Dr. Wagener.

Der Vorsitzende verlas zunächst folgendes Danktelegramm des Herrn Schulrat Bulle:

„Blumenthal. Mit dem herzlichsten Danke für die mir übersandten freundlichen Grüfse verbinde ich die wärmsten Wünsche für den fruchtbaren und erfreulichen Verlauf des 45. Philologentages. — Bulle."

Hierauf erteilte er Herrn Prof. Dr. K. Kehrbach, Berlin-Charlottenburg, das Wort zu seinem Vortrage über die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, ihre Veröffentlichungen und der deutsche Reichstag, wie ein solcher Bericht seit Gieifsen auf jeder Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gegeben wird.

Redner wirft einleitend einen Rückblick auf die Entwickelung der *Monumenta Germaniae Paedagogica* und erinnert daran, welche mannigfache Förderung das Unternehmen seitens der Philologenversammlung, insbesondere durch die ihr zu verdankende Gründung der Gesellschaft erfahren hat. Darauf kennzeichnet er kurz Plan und augenblicklichen Stand dieser wissenschaftlichen Veröffentlichungen, um etwas länger bei dem inzwischen hinzugekommenen 19. Bande, der die Erziehungsgeschichte der pfälzischen Wittelsbacher enthält, zu verweilen und die Bedeutung solcher Forschungen sowohl für die politische Geschichte als auch für die noch wenig aufgehellte Geschichte der Schulpraxis darzuthun. Zu den in Vorbereitung befindlichen Arbeiten übergehend, charakterisiert er mit

einigen Strichen die dem Abschlusse nahe Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion, die in Angriff genommene Darstellung der Comenianischen Reformbewegung und die Erasmusbiographie. Von den Schulordnungen, die vielfach die Grundlage für die übrigen Veröffentlichungen bilden, konnten bisher erst zwei Sammlungen, nämlich diejenigen Braunschweigs und Siebenbürgens, herausgegeben werden, weil die Auffindung der betreffenden Materialien infolge des Mangels an zweckmäfsig eingerichteten Katalogen und Repertorien in den Bibliotheken, Archiven, Registraturen und sonstigen Fundstätten äufserst erschwert war. Um nach dieser Richtung hin Wandel zu schaffen und ein gemeinsames und planmäfsiges Vorgehen zu ermöglichen, haben sich die Mitglieder der Gesellschaft in einzelnen Ländern und Provinzen zu besonderen Gruppen zusammengeschlossen, deren Zahl sich seit der letzten Versammlung wieder um eine vermehrt hat, so dafs nunmehr 14 solche Zweigvereine bestehen, nämlich in Anhalt, Baden, Bayern, Braunschweig, im Grofsherzogtum Hessen, in Hessen-Nassau-Waldeck, Oesterreich, Oldenburg, Pommern, Rheinland, Schweiz, Thüringen, Westfalen und Württemberg. Der Bericht giebt ein Bild von der regen Thätigkeit einzelner Gruppen und hebt hervor, dafs durch eine derartige Organisation der Forschung am ehesten ein planmäfsiger Ausbau der Erziehungs- und Unterrichtsgeschichte gewährleistet wird. „Denn nur so", führt er aus, „können erschöpfende Einzeldarstellungen der Erziehungsgeschichte der engeren Gebiete entstehen, die die Eigenart des Stammes und der Landschaft und die Einflüsse der besonderen Verhältnisse widerspiegeln. Aus ihrer Summe wird sich dann erst ein getreues und lückenloses Gesamtbild der Entwickelung gewinnen lassen, und es wird sich zeigen, wie Unterricht und Erziehung einesteils aus dem Charakter der deutschen Stämme Nahrung empfangen, andernteils aber auch auf die Entwickelung dieses Volks- und Stammescharakters befruchtend und bildend eingewirkt haben. Die Beschäftigung mit der heimatlichen Erziehungsgeschichte, wie sie von den Gruppen der Gesellschaft geübt wird, ist zugleich ein edles Mittel, die Gefühle und Dankbarkeit gegen das engere Vaterland zu kräftigen." Die Arbeiten der Gruppen kommen vorerst hauptsächlich den „Mitteilungen der Gesellschaft" zu gute, innerhalb deren mehrfach Hefte mit Beiträgen zur Schulgeschichte ihres Territoriums veröffentlicht worden sind, so im letzten Jahre das Württemberg-Heft, dessen Inhalt charakteristische Eigentümlichkeiten des württembergischen Schulwesens darstellt. Neben diesem verdient das sogenannte Ordensheft Erwähnung, das

zwar nicht von einer besonderen Gruppe ausgegangen ist, aber ausschliefslich die Schul- und Erzieherthätigkeit katholischer Ordensverbindungen zum Gegenstand hat.

Nachdem der Berichterstatter noch auf den inzwischen erfolgten Abschluſs der Ausgabe der lateinischen Schülergespräche der Humanisten, welche die Reihe der „Texte und Forschungen“ eröffnen, hingewiesen hatte, wandte er sich zu einer Besprechung des jüngsten Unternehmens der Gesellschaft, des groſsen bibliographischen Werkes, das unter dem Titel „Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge“ erscheint und dessen erster, das Jahr 1896 umfassender Band vollendet vorliegt. Nach den gemachten Angaben über Anlage und Umfang des Werkes ist hier ein auch die entferntesten und scheinbar unbedeutendsten Erscheinungen berücksichtigendes Nachschlagemittel geschaffen, wie es von solcher Art noch für kein anderes Wissensgebiet existiert. Das zu dem ersten Jahrgang separat erschienene ausführliche Namen- und Sachregister, das mit besonderer Genauigkeit und Sorgfalt ausgearbeitet ist, gab dem Vortragenden Anlaſs, einmal die Notwendigkeit planvoll eingerichteter Register zu erörtern, deren gröſsere Werke ebensowenig entraten könnten wie Schiffe des Steuers.

Eine Haupteigentümlichkeit der von der Gesellschaft herausgegebenen Bibliographie bilden die den Titeln der Aufsätze und Bücher hinzugefügten Inhaltserläuterungen, auf die Kehrbach, eine gegensätzliche Auffassung widerlegend, den gröſsten Wert legt. „Mir scheint“, sagte er, „die Durchführung einer exakten Bibliographie ohne erläuternde Zusätze zu den Buchtiteln oder den Aufsatzüberschriften gar nicht möglich zu sein. Das Prinzip, die Disposition des Stoffes bis ins kleinste durchzuführen, setzt voraus, daſs der Stoff inhaltlich in seinen wesentlichen Bestandteilen bekannt ist. Nun aber ist es Thatsache, daſs Buchtitel nicht immer und Aufsatzüberschriften in seltenen Fällen einigermaſsen genügende Bezeichnungen des Inhalts sind. Und wenn sie auch den behandelten Gegenstand deutlich angeben, so verschweigen sie doch meistens das, worauf es hauptsächlich ankommt, nämlich das Methodische. Es bliebe also, um die Zugehörigkeit der einzelnen bloſs dem Titel nach anzuführenden Stoffe festzustellen, der Redaktion nicht erspart, dieselben vor ihrer Gruppierung hinsichtlich ihrer Beschaffenheit einer Prüfung zu unterziehen. Für den Benutzer aber würde eine Bibliographie ohne Beschreibung der verzeichneten Erscheinungen vielfach ein Rätselbuch und unbrauchbar sein, da er nicht in den Stand gesetzt wird, aus der Menge der

gleich oder ähnlich lautenden Buch- und Aufsatzbezeichnungen das herauszuerkennen, was für seine Zwecke geeignet ist. Welchen Wert hat es für ihn, eine Reihe von Arbeiten über Lehrerbildung, über Volkshochschulen, über Versetzungsprüfungen, über griechischen, lateinischen, mathematischen Unterricht verzeichnet zu finden, wenn nicht angedeutet ist, worin sie sich unterscheiden? Das Regest ist ein integrierender Bestandteil der bibliographischen Arbeit und die infolge des systematischen Charakters der Arbeit notwendige Berichtigung der willkürlich und nach ganz verschiedenen Gesichtspunkten gewählten Buch- und Aufsatztitel."

Die von der Gesellschaft angesichts der wachsenden Kosten ihrer Veröffentlichungen bei der Reichsregierung unternommenen Schritte um Erlangung einer Subvention haben zu dem erfreulichen Ergebnis geführt, dafs mit einhelliger Zustimmung des Bundesrats und Reichstages vorläufig ein einmaliger Zuschufs von 30000 Mark aus Reichsmitteln bereitgestellt wurde. Die bezüglichen Verhandlungen des Reichstages sowie die die Vorlage begründende Denkschrift lagen der Versammlung in einem Separatabdruck vor. Kehrbach wies auf den bedeutsamen Umstand hin, dafs hier zum ersten Male Arbeiten, die auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts liegen, vom Reiche eine Unterstützung empfangen haben, und schlofs mit einem allgemeinen Umblick:

„Wenn wir uns jetzt die Aufgaben und Ziele der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit vor Augen stellen, so überrascht uns, je weiter unsere Arbeiten vorrücken, desto mehr der Reichtum der Bildungen und Formen, die der deutsche Volksgeist auf dem fruchtbaren Boden der Erziehung und des Unterrichts erzeugt hat und fortdauernd neu gestaltet. Freilich ist diese Wahrnehmung und die edle Freude darüber auf kleine Kreise beschränkt. Denn immer noch sind die Augen und Sinne der meisten mehr geübt, die Formen der physischen Welt anzuschauen und zu geniefsen. Darum ist es nur selbstverständlich, dafs den Ergebnissen z. B. jener erfolgreichen Forschungen, die der Erkenntnis der reichen Formenwelt des vegetabilischen und tierischen Lebens gewidmet sind, lauter Beifall und höchste Anerkennung lohnt, obgleich an Fülle und Mannigfaltigkeit der Formen das Geistesleben, wie es in Erziehung und Unterricht zum Ausdruck kommt, ungleich höher steht. Wenn unseren Arbeiten hier die Anerkennung vieler nicht in dem Mafse wie jenen zu teil wird, so werden doch alle mit uns die hohe nationale Bedeutung unserer Bestrebungen anerkennen.

Indem durch diese Arbeiten der jeweilige nationale Besitzstand an einem wertvollen Kulturgut von den frühesten Zeiten bis zur

Gegenwart in allen seinen Schwankungen dargelegt wird, dienen sie in hohem Grade dazu, das Bewufstsein der geistigen Einheit des Deutschtums zu stärken und echte deutsche Gesinnung, die in dem auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen Vertrauen in die Kraft der Nation und in der Treue gegen das von den Vätern Ererbte besteht, zu wecken und zu verbreiten."

Im Anschlufs an diesen Vortrag brachte der Vorsitzende folgende Resolution in Vorschlag, die allseitige Zustimmung fand:

„Die von Professor Dr. Kehrbach im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte planmäfsig und im grofsen Stile betriebenen historischen Forschungen auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts und die daran sich anschliefsenden bibliographischen Arbeiten haben nicht nur für die Entwickelung der pädagogischen Wissenschaft und des gesamten Schulwesens eine weittragende Bedeutung, sondern sind auch wegen ihrer engen und mannigfachen Beziehungen zu anderen Wissens- und Kunstzweigen in hohem Mafse geeignet, deren historische Erkenntnis zu erweitern und zu vertiefen. Nachdem die Reichsregierung und der Reichstag die Mittel zur gedeihlichen Weiterentwickelung dargeboten haben, erachtet es die 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für ihre Pflicht, dem hohen Bundesrat und dem hohen Reichstage Dank zu sagen für die Förderung deutscher Wissenschaft."

Darauf sprach Herr Prof. Dr. Wendt-Hamburg über neue Bahnen im neusprachlichen Unterrichte.[1])

Redner beschränkt seine Ausführungen auf die 6stufige Realschule als die eigentliche Mittelstandsschule. Trotz des intensiven Betriebes der beiden lebenden Sprachen gelange die Realschule nach dieser Seite nicht zu einem befriedigenden Abschlufs; die Schüler würden nicht soweit gefördert, dafs sie später im stande seien und Lust hätten, sich weiterzubilden und Französisch und Englisch zu „lesen".

Die Hauptschuld liege an den Lehrplänen von 1891, durch welche den Lehrern eine Doppelaufgabe gestellt sei, der nur durch ungewöhnliche Opfer körperlicher und geistiger Art gerecht zu werden sei. Es seien 1891 der alten grammatistischen Methode zu viele Konzessionen gemacht; man habe die sprachlich-logische Schulung für das Französische in den Vordergrund gestellt; eine Konsequenz dieser Auffassung sei das Schlufsexercitium, welches

1) Der Vortrag wird wörtlich in den „Neueren Sprachen" erscheinen.

als Zielleistung zu verwerfen sei. Die vermittelnde Methode gelangte bald zur Herrschaft und mufste zur Herrschaft gelangen, da für die Behandlung der Lektüre wie für die praktische Beherrschung der Sprache keine Zeit bleibt. Es blieb bei einem Anlauf im Sinne der Reformer; die Entwickelung vollzog sich dann nach rückwärts, wie sich aus einer Prüfung der Lehrbücher und der Schulnachrichten ergiebt; auch äufsere Gründe, wie grofse Stundenzahl, Korrekturenlast u. a., hinderten die Lehrer, im Sinne der auch von den Lehrplänen gewollten Reform zu arbeiten. Heute ständen die Sachen so, dafs, wenn nicht bald Halt geboten werde, wir nach einem Jahrzehnt wieder am Ausgangspunkt angelangt sein würden und von neuem *Quousque tandem!* zu rufen wäre.

Gestützt auf das eben in Umlauf gesetzte und von den „Vätern" der Reform unterzeichnete Gesuch an den preufsischen Kultusminister empfiehlt Redner, nicht auf eine Gesamtrevision der Pläne von 1891 zu warten, sondern auf die Abänderung derselben in einem Punkte hinzuwirken. Diese könne nur die Einführung einer freien Arbeit als Zielleistung in der Abschlufsprüfung an Stelle der Übersetzung sein.

Auf diese Weise würde der Schwerpunkt des Unterrichts von selbst nach der Seite verlegt werden, welche an den Realschulen die Hauptsache bilden müsse. Dann hätten auch die Lehrer Verwendung für die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche durch die neuesten Forderungen in der Staatsprüfung (1898) nachgewiesen werden müfsten; das jetzt zu Erreichende könne ebensogut von Mathematikern, Altphilologen und Theologen geleistet werden.

Mit der veränderten Zielleistung ergebe sich von selbst auch das Verlassen der für die alten Sprachen für nötig gehaltenen Methodik. Auf den Realschulen seien keine Gelehrten auszubilden; welcher Art auch die wissenschaftliche Vorbildung der Neuphilologen gewesen sei, in der Schule hätten sie nur Neusprachler zu sein und, allen Gelehrtenschimmer beiseite lassend, ihr Wissen und Können ausschliefslich in den Dienst der praktischen Erlernung der neueren Sprachen zu stellen. Die grammatische Korrektheit solle keineswegs zu kurz kommen; aber die Grammatik sei nur Begleiterin, nicht Führerin des Unterrichts. Grammatische Übungen seien — abgesehen von der Formenlehre — nur im Anschlufs an die Lektüre, nur in geringem Mafse systematisch zu betreiben. An Stelle der Exercitien habe das Diktat zu treten, welches von Anfang an ein zuverlässiges Kriterium der Reife sei.

Ohne auf die Einzelheiten der zu befolgenden Methodik einzugehen, erörtert Redner noch die Behandlung der Lektüre, wenn

sie für das Endziel fruchtbar gemacht werden soll; er wünscht das Übersetzen ins Deutsche wesentlich eingeschränkt zu sehen; es komme auf das Verständnis des Gelesenen an; das zu fördern sei das (vielfach mechanische) Übersetzen nicht geeignet, jedenfalls weniger geeignet als das sinngemäfse Lesen und die Unterhaltung über das Gelesene; zugleich komme auf diese Weise das nötige Leben in den Unterricht, die Beteiligung der Schüler sei allgemeiner, selbst dem *tardum ingenium* werde die Zunge gelöst und das Ohr geschärft.

Die so gewonnene Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck komme auch indirekt der Muttersprache zu gute, welche bei dem bisherigen Betriebe infolge des beständigen sprachlichen Durcheinanders Schaden leide.

Redner verwahrt sich gegen die Auffassung, die Realschule könne so zu einer Fachschule werden; das sei bei der Gesamtorganisation ausgeschlossen, und der von ihm vorgeschlagene Weg lege gerade zu einem idealen Weiterstreben im späteren Leben den sichersten Grund; die bisherige Methode erfülle die Schüler mit Unlust; sie griffen nur auf die Sprache zurück, wenn äufsere Umstände dazu zwängen.

„Helfen Sie uns also, meine Herren", so schliefst der Redner, „die Schranken beseitigen, welche die Entwickelung hemmen. Sie alle sind mehr oder weniger berufen, in unserem Sinne zu wirken. Und besonders die Herren von der klassischen Seite, meine ich, müfsten es uns Dank wissen, wenn wir, was Ziele und Methodik betrifft, auf reinliche Scheidung dringen. Wir wollen in Bezug auf das Schwierigere — folglich (?) Vornehmere — nicht mit Ihnen streiten; uns kümmert es nicht, wenn man noch hier und da von einer Bonnenmethode oder von Kellnerfranzösisch spricht." . . .

„Aber solange der entscheidende Schritt nicht gethan ist, bitten wir Sie, uns die Bahn frei zu machen. Interpretieren Sie, meine Herren Schulräte und Direktoren, mehr und mehr die Lehrpläne im Sinne des Fortschritts, wie er zweifellos den „Dezembermännern" vorgeschwebt hat. Üben Sie inzwischen Toleranz gegen die Reformer, selbst wenn man sie als Radikale hinstellt." . . .

„Dulden Sie nicht, dafs unsere Waffen verrosten und dafs vielleicht eine neue Generation neusprachlicher Lehrer ersteht, welche, an der Erreichbarkeit höherer Ziele verzweifelnd, den Wagen gänzlich in die ausgefahrenen Gleise zurückgleiten läfst. Lassen Sie unsere Bitte um vorurteilsfreie Kritik und liebevolles Verständnis in Ihren Kreisen ein Echo finden!"

Als letzter Redner sprach Herr Direktor Prof. Dr. Alex. Wernicke aus Braunschweig über: Weltwirtschaft und Nationalerziehung.[1])

In unsere Zeit fin de siècle, welche fast ganz und gar durch wirtschaftliche Fragen bewegt zu werden scheint, ist die Feier von Goethes Geburtstag mahnend hineingefallen. Was bedeutet uns Goethe, uns in unserer Zeit? Noch immer eine Welt, weil er die Welt in seiner grofsen Persönlichkeit spiegeln durfte. Dies bestätigt neben unendlich vielem andern auch die Thatsache, dafs Goethe nicht blofs als Staatsmann den wirtschaftlichen Fragen seines Landes viel Überlegung und viel Thatkraft gewidmet hat, sondern dafs er überhaupt den wirtschaftlichen Verhältnissen der Völker, besonders seines deutschen Volkes, stets eine grofse Bedeutung beigemessen hat. Goethe lehrt uns aber zugleich die wirtschaftlichen Verhältnisse eines Volkes stets im Hinblick auf dessen ganze Kultur betrachten, einschliefslich deren höchster Formung. Nichts Geringeres als ein ganzes Programm für die Zukunft Deutschlands entwickelt er in einer langen Unterhaltung mit seinem getreuen Eckermann (23. X. 1828), die in den wuchtigen Worten gipfelt: „Mir ist nicht bange, dafs Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun.“ In dieser werdenden Einheit soll Deutschland sich weiter entwickeln und emporblühen, gemäfs den idealen Kräften seiner Vergangenheit. Dieses prophetische Wort Goethes, welches erst durch den Zoll-Verein und dann nach manchem Wanken und Schwanken durch den heiligen Einheitskrieg gegen Frankreich eingelöst worden ist, kann uns auch heute noch als Richtpunkt dienen. Dazu müssen wir das wirtschaftliche Leben, dessen Anfänge Goethe gesehen, in seiner weiteren Ausgestaltung betrachten. Wir sprechen heute von einer Weltwirtschaft, und zwar in dem Sinne, dafs diese einen höheren Organismus darstellt, dessen Organe die Wirtschaften der einzelnen Völker (oder besser innerhalb der Staaten) sind. Nachdem der Begriff Weltwirtschaft auf Grundlage der Statistik (v. Neuman-Spallart und v. Juraschek) erläutert worden, betont Redner, dafs der Hinweis auf die Weltwirtschaft nicht ein leeres Wort ist, dafs damit vielmehr eine Thatsache von weittragender Bedeutung bezeichnet wird: die einzelnen Völker sind in ihrem Wirtschaftsleben, dessen Wirkung auf andere Kulturgebiete

1) Der Vortrag erscheint ausführlich in den Jahrbüchern von Richter u. Ilberg bei B. G. Teubner.

jedenfalls sehr bedeutend ist, unauflöslich aneinandergekettet, so dafs jedes Volk bei allem Einflusse, den es ausübt, doch wieder in hohem Mafse unfrei ist.

Dieser Zustand ist in der Geschichte durchaus neu, und darum versagt hier jede Deutung aus der Vergangenheit, falls man etwa die letzten 50 Jahre ausnimmt. Nachdem Redner noch im besonderen der Stellung des Welthandels in der Weltwirtschaft gedacht, verweist er auf die breite und tiefe Bewegung für die Ausbildung des kaufmännischen Unterrichtswesens, welche in Deutschland durch den Deutschen Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen (Zentralstelle Braunschweig) getragen wird, und auf die Handels-Museen (Philadelphia u.s.w.) mit ihren nationalen Auskunftsstellen für Einfuhr und Ausfuhr u.s.w. Nachdem als hauptsächliche Ursachen der Weltwirtschaft die auf der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung erstandene wissenschaftliche Technik (deren humanistische Bedeutung hat der Redner in der Abhandlung „Die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen Humanismus", Berlin 1898, bei O. Salle, behandelt), die Erziehung einer geeigneten Arbeiterschaft und die Entwickelung des Kreditwesens bezeichnet worden sind, folgt die Behandlung der Frage, ob sich die einigende Kraft des Wirtschaftslebens, wie sie sich für uns im Deutschen Zoll-Verein veranschaulicht hat, auch in der Weltwirtschaft zeigt. Hat diese etwa der Menschheit einen Körper geschaffen, in dem der Kosmopolitismus der vorigen Jahrhundertswende als Seele einziehen konnte? Diese Frage ist trotz aller internationalen Verbindungen, welche in der Weltwirtschaft vorliegen, entschieden zu verneinen. Die einigende, auf einer bestimmten Interessen-Gemeinschaft beruhende Kraft des Wirtschaftslebens ist nur ein äufserer Reif, die innere Einheit kann nur durch andere Kräfte bewirkt werden. So ist dem Deutschen Zoll-Verein die innere Einigung des Deutschtums vorangegangen, welche wir der Kant-Goethe-Schillerschen Periode verdanken. So hat auch die einigende Kraft des Wirtschaftslebens in der Folgezeit stets an der Grenze der Nationen bezw. Staaten Halt gemacht. Wird sie diese Grenzen in Zukunft überschreiten? Vielleicht, wenn der stürmischen Entwickelungsperiode der Weltwirtschaft, in der wir leben, die stabileren Verhältnisse gefolgt sind, welche durch den begrenzten Raum der Erde, die Grenzen für die Fahrtgeschwindigkeiten der Eisenbahnzüge u.s.w. im Laufe der Zeit erzwungen werden! Sicher, wenn die innere Einigung der Nationen zugleich weitere Fortschritte macht! Für die Gegenwart ist jedenfalls als Thatsache festzuhalten, dafs sich zugleich

mit der Entwickelung der Weltwirtschaft das nationale Empfinden überall verstärkt hat. Dazu hat auch viel die historisch-philologische Wissenschaft beigetragen, indem sie die Ideale der Vergangenheit, in deren Dienst sie sich einst gestellt hatte, bei ihrer Entwickelung kritisch zersetzte und dadurch die vormals gebundenen nationalen Kräfte entfesselte.

Als Organ im Organismus der Weltwirtschaft kann die Wirtschaft des einzelnen Volks nur verkümmern oder sich lebenskräftig fortentwickeln, ein Stillstand ist unmöglich, namentlich in der gegenwärtigen Periode der weltwirtschaftlichen Entwickelung. So weist uns alles auf die Notwendigkeit einer National-Erziehung hin, d. h. einer planmäfsigen Einwirkung auf die Glieder unseres Volkes, soweit sie staatlich zur Einheit des Reiches verbunden sind, bei welcher das Wohl der Nation, das äufsere und das innere, das Ziel bildet. Diese National-Erziehung steht in schroffem Gegensatze zum kosmopolitischen Humanismus, von dem man ehedem träumte, sie steht aber auch im Gegensatze zu jedem nationalen Chauvinismus; ihr letztes Ziel ist die Erzeugung eines nationalen Humanismus, d. h. eines Humanismus, welcher das Allgemein-Menschliche im Grunde eines lebenskräftigen Volkes spiegelt. Für die Gegenwart handelt es sich darum, den Kampf um den Weltmarkt zu führen und dabei zu bedenken, dafs die Nation, welche in ihm unterliegt, es auch nicht vermag, einzelnen ihrer Glieder die freie Mufse zu gewähren, welche Kunst und Wissenschaft und das Patenkind beider, die Philosophie, für sich fordern.

Die erste Aufgabe der National-Erziehung ist demnach, über die nationalen Bedürfnisse der Gegenwart Klarheit zu verbreiten und das Handeln in den Dienst dieser Einsicht zu stellen. (1. Möglichst allgemeine Verbreitung wirtschaftlicher Kenntnisse, einschliefslich der Ausbildung der wirtschaftlichen Berufs-Schulen. 2. Thatkräftige Förderung der nationalen wirtschaftlichen Unternehmungen, einschliefslich der Kolonial-Politik. 3. Erhaltung und weitere Förderung von Armee und Marine, welche ebenso wie der Handel in unserer Zeit als wirtschaftlich-produktiv aufzufassen sind. 4. Anpassung des Verwaltungslebens und der Rechtsbildung an die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart. 5. Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen den Anforderungen der Zeit und der körperlichen Leistungsfähigkeit durch Beförderung leiblicher Übungen.)

Die zweite Aufgabe der National-Erziehung besteht darin, dafür zu sorgen, dafs die alten Aufgaben der Nation über den neuen nicht vergessen werden, dafs sie ihrer Geschichte treu bleibt.

Die dritte und letzte, aber auch höchste Aufgabe der National-Erziehung liegt in der Herstellung einer inneren Harmonie zwischen den Trägern der verschiedenen Aufgaben, welche oben bezeichnet wurden. Dazu gehört vor allem, dafs man sich frei macht von der Überschätzung des eigenen und der Unterschätzung des fremden Berufes und dafs die einzelnen Verzweigungen und die einzelnen Stufen desselben Berufes sich wirklich in ihrer Bedeutung anerkennen. Als Beispiel für gesunde Verhältnisse wird Bremen angeführt, die alte Hansastadt mit ihrem Kreise von künstlerisch und wissenschaftlich bedeutenden Männern.

Redner macht dann darauf aufmerksam, dafs der Begriff der National-Erziehung in doppelter Hinsicht über sich hinausweist, da es einerseits das Recht und die Pflicht jeder Nation ist, eine solche für sich in Anspruch zu nehmen, und da man anderseits Nationen nur bilden kann, indem man ihre einzelnen Glieder, d. h. die Individuen bildet. Man kann von anderen Nationen viel lernen; in dem vielgeschmähten England sind in der Gegenwart Männer wie Ruskin und Walter Crane und William Morris aufgestanden, und auch das thörichte Schlagwort von Amerikanismus ist lediglich eine Phrase.

Ist es so einerseits gut, den Blick in die Weite zu richten, so ist andererseits zu betonen, dafs die Individual-Pädagogik nicht etwa durch die National-Erziehung abgelöst, wohl aber bestimmt wird. Der herrschende Streit zwischen Individual-Pädagogik und Sozial-Pädagogik schlichtet sich, wenn man diese nicht zu irgend einer nebelhaften Gesellschaft in Beziehung setzt, sondern zu dem sozialen Gebilde, welches lebenskräftig vor uns steht, zur Nation.

Nun lehrt aber schliefslich ein Blick in die Geschichte, dafs die Nationen ebenso vergänglich sind wie die Individuen, wenn auch das Zeitmafs ihres Daseins ein gröfseres ist. Die Überzeugung von dieser Vergänglichkeit zwingt uns immer wieder, aus der räumlichzeitlichen Welt der Erscheinungen mit ihren vergänglichen und wechselnden Werten hinüberzusehen in jene Welt der ewigen und bleibenden Werte, von welcher die grofsen Genien der Menschheit stets im Spiegel ihres Volkstums Zeugnis abgelegt.

So gilt es auch in der Gegenwart, dem Neuen, was sich mit Notwendigkeit bildet, die alten Werte wiederum abzugewinnen.

Als Beispiel für diese allgemeinen Erörterungen beleuchtet Redner das Schulwesen Deutschlands in seiner Beeinflussung durch die Weltwirtschaft (zum Teil im Anschlufs an sein Buch „Kultur und Schule", 1896). Dabei tritt er warm für den Ausbau des Fortbildungsschulwesens und der Berufsschulen aller Grade und

Gattungen ein. In Bezug auf die Anstalten für Allgemein-Bildung vertritt er den Standpunkt, dafs die Typen, welche jetzt vorhanden sind, erhalten werden müssen, fordert aber für alle eine gröfsere Bewegungsfreiheit, damit sie sich den ihnen gestellten Aufgaben selbständig anpassen können. Unter warmer Anerkennung der Leistungen des altsprachlichen Gymnasiums weist er darauf hin, dafs diesem nichts so sehr geschadet als das sogenannte Gymnasial-Monopol, weil dieses dessen Lehrplan ungünstig beeinflussen mufste. In dem Augenblicke, in dem der Gymnasialverein die Beseitigung dieses Monopols energisch anstrebt, ist auch das altsprachliche Gymnasium gerettet. Der Fall des Monopols giebt zugleich den anderen Anstalten gleicher Stufe, dem neusprachlichen Gymnasium (Oberrealschule) und dem gemischt-sprachlichen Gymnasium (Realgymnasium), erst die Möglichkeit ihrer Kraftentfaltung. Nur die völlige Gleichstellung der Zeugnisse der Erziehungsschulen gleicher Stufe kann den so nötigen Schulfrieden bringen. Was die Petition deutscher Juristen um Zulassung der Abiturienten des Realgymnasiums zur juristischen Laufbahn ausspricht, dafs es bei den modernen Anforderungen ein Segen wäre, wenn in ihrem Berufe Abiturienten des altsprachlichen Gymnasiums und Abiturienten des Realgymnasiums nebeneinander wirkten, das gelte, unter Ausdehnung auf die Abiturienten der Oberrealschule, für alle Berufe, z. B. auch für den der Maschinen-Ingenieure. Für die Hochschulen erwächst daraus die Aufgabe, durch Übergangs- und Einleitungs-Vorlesungen der verschiedenen Vorbildung der Abiturienten Rechnung zu tragen, wie es z. B. die technische Hochschule zu Stuttgart bereits thut. Im besonderen mufs die philosophische Fakultät ebenso, wie es die drei alten Fakultäten und die Abteilungen der technischen Hochschule bereits gethan haben, ihre Doppelaufgabe schärfer ins Auge fassen, nämlich der Masse der Studierenden eine gute Berufsbildung zu geben und einige wenige zu Trägern der Forschung auszubilden. Die Lehrer aller Grade und Gattungen haben eine gemeinsame Aufgabe (vergl. deren Zusammenschlufs in Greifswald), und zwar, den Idealismus, d. h. die Neigung zu selbstloser Arbeit im Dienste einer Idee in der heranwachsenden Generation zu erzeugen und zu fördern. Dies kann aber nicht geschehen, abgewandt von den Bedürfnissen der Gegenwart, sondern nur im Hinblick auf sie.

Die allgemeine Aufgabe, der neuen Zeit die alten Werte wiederum abzugewinnen, ist vor allem eine Aufgabe der Lehrerwelt — dazu mufs auch der Philolog mit Goethe im Logos die That sehen.

Unsere Zeit ist, auch aus der Perspektive der Kant-Goethe-Schillerschen Zeit betrachtet, nicht so arm, wie sie manche hinstellen wollen. Es regt sich überall, auch auf dem Gebiete der Kunst (Beispiele: Worpswede, Hauptmanns „Versunkene Glocke“ u. s. w.), und es ist zu hoffen, dafs aus dem unklaren Gewoge auch wieder mit der Zeit das Echte und Grofse siegreich emporsteigt.

Giebt es auch in unserer Zeit Persönlichkeiten, die uns hier Führer sein können? Nur zwei Namen können in Frage kommen, die in aller Munde sind: Friedrich Nietzsche und Richard Wagner. Der Einfluſs Nietzsches wird vorübergehend sein wie das stürmische Gepräge der Weltwirtschaft in ihrer Entwickelungs-Periode, deren Massen-Begriffe Nietzsche hochherzig, aber vergeblich die Kraft des Individuums entgegensetzte, bis er zusammenbrach. Dagegen ist Richard Wagner der echte Erbe der Goethe-Schillerschen Kunst (vergl. Richard Wagner als Erzieher, Langensalza 1899), die darauf zielt, eine grofse Persönlichkeit im Kunstwerke zu spiegeln, damit sie von diesem aus in das gesamte Volk hinüberfliefse. Als Abbé Mugnier, der bekannte Pariser Redner, der die Schäden seiner heimischen Gesellschaft aus dem Grunde kennt, aus Bayreuth zurückkehrte, verwies er sein Frankreich auf diese Stätte: dort solle man die Gesinnung und die Kraft gewinnen, welche in der grofsen Not unserer Zeit erforderlich ist, um mitzuwirken an der Stärkung und Rettung der Familie und der ganzen Gesellschaft auf dem Grunde christlicher Liebe und selbstloser Arbeit.

Soll uns der Franzose beschämen? Bleiben wir uns selbst getreu, d. h. dem Geiste der grofsen Meister, die unserm Volke den Namen eines Volkes der Dichter und Denker eingetragen, und hoffen wir, dafs dann auch unserm Volke das Dichterwort gilt:

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruſse der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
So mufst Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Weitere Ausführungen einzelner Teile des Vortrages findet man in: 1. Kultur und Schule, Osterwieck a. H. 1896. 2. Kant ... und kein Ende? Gymnasialprogramm, 1894. 3. Meister Jakob Böhme, Oberrealschulprogramm, 1898. 4. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen

Humanismus, Berlin 1898. 5. Richard Wagner als Erzieher, Langensalza 1899. 6. Deutsche Handelshochschulen, in Reins Zeitschrift, 1898. 7. Die Bewegung für das kaufmännische Unterrichtswesen, im Braunschweiger Magazin, 1897. 8. Die Organisation des höheren Schulwesens in Preufsen, Neue Jahrbücher von Ilberg und Richter, 1899. (Ein Teil dieser Werke wurde der Versammlung in einer Reihe von Exemplaren zur Verfügung gestellt.)

Darauf verlas der Vorsitzende folgendes soeben eingetroffene Telegramm Sr. Majestät des Kaisers, welches die Versammlung stehend anhörte:

Se. Majestät der Kaiser und König lassen für den freundlichen Gruſs der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner bestens danken.

Auf allerhöchsten Befehl:
v. Lucanus,
Geh. Kabinettsrat.

Endlich teilte er mit, daſs die nächste allgemeine Sitzung, da die Vorträge durch Projektionsbilder illustriert würden, nicht im Künstlervereine, sondern im groſsen Saale der Union (am Wall 205) stattfände, und schloſs die Sitzung um 1 Uhr 5 Minuten.

Dritte allgemeine Versammlung.

Donnerstag, 28. September 1899, im Groſsen Saale der Union (am Wall 205).
(Beginn 11 Uhr 35 Min.)

Vorsitzender: der 1. Präsident Schulrat Sander.

Zunächst sprach Herr Prof. Loeschcke-Bonn einige Worte im Namen des Archäologischen Instituts in Berlin.

Das Archäologische Institut habe die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollen, seine Grüſse und besten Wünsche für das weitere Gedeihen der Philologengesellschaft und für die Bestrebungen, daſs Schule und Universität, Archäologie und Philologie immer mehr Hand in Hand gehen, zu übermitteln. Leider sei es dem Sekretär der Gesellschaft, Alexander Conze, in diesem Jahre nicht vergönnt, heute hier die Gesinnungen des Archäologischen Instituts der Versammlung persönlich auszusprechen. Einer von Herrn Direktor Lechner aus Nürnberg auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien gegebenen Anregung folgend, hat das Kaiserliche Archäologische Institut drei Abbildungen auserwählter antiker Kunstwerke herausgegeben, in groſsem Maſsstabe,

also als Wandtafeln für Schüler sichtbar, und zwar das „Grabmal des Hegeso", „Sarkophag aus Sidon" und die „Statue des Augustus". Letztere liefs das Archäologische Institut der Philologenversammlung darbieten.

Es fanden nun die drei angekündigten Vorträge statt, alle drei durch treffliche Projektionsbilder (unter Leitung des Herrn Oberlehrers Dr. Koch) illustriert.

Zuerst sprach Herr Privatdozent Dr. H. Bulle aus München über den barberinischen Faun.

Der Vortragende legte von der Statue eines schlafenden Satyrs in der Münchener Glyptothek, der unter dem Namen des „barberinischen Faun" bekannt ist, eine neue Ergänzung vor, die an einem verkleinerten Modell in einem Zehntel der natürlichen Gröfse ausgeführt ist. Durch Vergleich des Kopfes mit einem im Museum zu Giseh befindlichen Gallierkopf suchte er vermutungsweise den Faun als ein Werk alexandrinischer Kunst zu erweisen. — Der Vortrag wird in erweiterter Form als besondere Schrift erscheinen.

Dann sprach Herr Prof. Dr. Theodor Schreiber, Direktor des städtischen Museums der bildenden Künste in Leipzig, über „die neuesten Fortschritte der alexandrinischen Forschung" unter Vorführung von Lichtbildern, welche den Schauplatz der im vorigen Herbst in Alexandrien begonnenen Ausgrabungen und einer Auswahl der wichtigsten in letzter Zeit bekannt gewordenen alexandrinischen Bildwerke, hauptsächlich aus der ehemals Reinhardtschen, jetzt Sieglinschen Sammlung, den Anwesenden vergegenwärtigten.

Der Boden Alexandriens läfst jetzt — von der kolossalen Pompejussäule abgesehen — nirgends mehr erkennen, dafs hier einst Alexander der Grofse eine Stadt gegründet hatte, die unter den Ptolemäern und in der Kaiserzeit zu einer der vier Weltstädte des Altertums heranwuchs und Kunst und Wissenschaft in neue Bahnen lenkte.

Ueber das geistige Leben der Alexanderstadt, das Schaffen der Gelehrten und Dichter, die sich in dem berühmten Museum vereinigten, sind wir durch die litterarische Ueberlieferung ausreichend unterrichtet, wissen aus ihr auch, dafs hier die bildende Kunst namentlich in der Königszeit intensiv gepflegt worden ist. Dagegen war von alexandrinischen Bildwerken und Baudenkmälern bis vor kurzem noch sehr wenig bekannt und noch weniger wissenschaftlich verarbeitet. Für die Stadtkunde, die Bergung der gelegentlich zum Vorschein kommenden Denkmäler und für die systematische Untersuchung der bei der Anlage neuer Häuser fort-

während zum Vorschein kommenden Baureste war fast nichts geschehen. Erst seit einigen Jahren ist durch die Gründung eines Museums[1]), dem ein italienischer Gelehrter, der verdienstvolle Direktor Dr. Giuseppe Botti, die eifrigste Fürsorge widmet, eine Sammelstelle für die in der Stadt vorhandenen Altertümer geschaffen und die Anregung zu neuen Ausgrabungen gegeben worden. Es fehlte aber für die letzteren noch an den nötigen Mitteln und für die Untersuchung und Aufnahme der Funde an den wissenschaftlich geschulten Hilfskräften.[2])

Da gab die hochherzige Entschliefsung eines süddeutschen Mäcens der alexandrinischen Forschung einen neuen Anstofs durch die Bewilligung der Mittel für umfassende Ausgrabungen innerhalb des antiken Stadtgebietes — gewissermafsen in der letzten Stunde, denn die rasch fortschreitende Ausdehnung der Neubauten und die bevorstehenden Kaianlagen werden sehr bald die Möglichkeit fruchtbringender Ausgrabungen auf ein geringstes Mafs beschränken. Diese von dem Herrn Fabrikbesitzer Ernst Sieglin in Stuttgart subventionierte Expedition hat bereits ihre erste Wintercampagne, welche Herr Professor Ferdinand Noack bis zu seiner Berufung an die Universität Jena fachkundig und erfolgreich geleitet hat, hinter sich und wird eine zweite beginnen, sobald die sanitären Verhältnisse es erlauben werden. Der Vortragende, welchem die Oberleitung des Unternehmens anvertraut ist, schilderte in kurzen Zügen die örtlichen Verhältnisse und die durch die aufserordentlich hohe Verschüttung und Hindernisse anderer Art hervorgerufenen Schwierigkeiten, die erst nach und nach überwunden werden konnten.

Die erste Aufgabe der Ausgrabungen war, die im (sogenannten arabischen) Gouvernements-Hospital, d. h. im Gebiet der Königsburg der Ptolemäer gelegentlich gemachten Entdeckungen weiter zu verfolgen, dann die Hauptfragen der alexandrinischen Topographie, die Untersuchung des Strafsen- und Wassernetzes der antiken Stadt aufzunehmen. Die letztere hat zu dem stadtgeschichtlich einschneidend wichtigen Ergebnis geführt, dafs sich die Reste dreier Stadtanlagen übereinander nachweisen lassen: die älteste

1) Über Einrichtung und Inhalt des neuen Gebäudes vgl. Carl Schmidt, Anzeiger des arch. Jahrbuchs XI. 1896 S. 91 flg.

2) Bottis rastloser Thätigkeit verdanken wir eine Reihe von Schriften, welche über die Ausgrabungen und Funde der letzten Jahre, leider meist allzu summarisch und meist ohne Beigabe detaillierter Pläne und Skizzen, berichten. Eine Liste seiner Schriften findet sich am Schlufs der ersten, 1898 erschienenen Nummer seines Bulletin de la Société archéologique d'Alexandrie (Imprim. Carrière).

aus der Gründungszeit der Stadt, eine zweite etwa aus augusteischer Zeit und eine dritte mit gepflasterten Straſsen und einer noch nicht sicher bestimmbaren Epoche, vermutlich aus hadrianischer Zeit. Die genauere Prüfung dieser Resultate wird der zweiten Campagne vorbehalten sein, ebenso die Aufnahme der von Botti zu einem groſsen Teil bereits aufgedeckten Reste des Sarapeions, des vielgefeierten Sarapisheiligtums, von dem das mächtigste Werkstück, die sogenannte Pompejussäule, allein noch aufrecht steht. Hier und an anderen Stellen — der Vortragende nannte beispielsweise die neuentdeckten Grabkammern von Gabbari bei Alexandrien mit Überbleibseln von Wandmalereien im Stil der pompejanischen Wanddekorationen — wird hoffentlich eins der verwickeltsten Probleme der alten Kunstgeschichte durch neue und sichere Fundthatsachen der Lösung näher gebracht werden, nämlich die Streitfrage, ob wir die Blüte der alexandrinischen Kunst schon in die Ptolemäerzeit oder erst in die römische Epoche versetzen dürfen.

Zu dieser Frage nahm Prof. Schreiber im zweiten Teile seines Vortrages bestimmte Stellung.

Wer die in letzter Zeit in Ägypten zum Vorschein gekommenen griechischen Bildwerke zu ordnen und mit den von früher her bekannten Thatsachen in Zusammenhang zu bringen sucht, wird zu dem Schluſs gedrängt, daſs eine vorkaiserliche, eine Ptolemäerkunst existiert und daſs sie ihren Schwerpunkt gerade in jener Epoche hat, in welcher auch die alexandrinische Dichtung ihre Blüte erlebte und die Kunstliebe der Ptolemäer sich in prunkenden Festen (z. B. die Pompe und das Zelt des Ptolemaios Philadelphos) und verschwenderisch ausgestatteten Bauten (die Staatsbarke des Ptolemaios Philopator) äuſserte. Wir dürfen drei Phasen der Entwickelung unterscheiden, die ebensoviel Stilperioden entsprechen.

Die erste ist die Periode der eingewanderten Kunst, die ihren aus der Fremde mitgebrachten Stilcharakter zunächst nicht aufgiebt, sondern klar erkennen läſst, woher sie stammt. Wir finden Werke attischen Stils (der Sieglinsche Alexanderkopf[1]), andere, die aus sikyonischer Werkstatt (Lysipps Alexander mit der Lanze[2])

1) Er wird mit anderen Werken der ehemals Reinhardtschen, jetzt Sieglinschen Sammlung in einer besonderen Publikation veröffentlicht werden.

2) Den Nachweis, daſs uns Lysipps Alexander mit der Lanze in einigen alexandrinischen Bronzen erhalten ist (nicht in der von O. Wulff publizierten Nelidowschen Figur), daſs auf ihn die inschriftlich beglaubigte Alexanderherme des Louvre zurückgeht und daſs das Original wahrscheinlich sich in Alexandrien befand, werde ich an anderer Stelle liefern.

herrühren oder die auf pergamenisch-rhodischen Ursprung[1]) hinweisen. Dieser Zuzug der am Hof der reichen Ptolemäer Gewinn suchenden Künstler hält jahrhundertelang an, wie anderseits die alexandrinische Kunst ihre Produkte weit in die Ferne sendet. Ein Antiochener Bildhauer Theon arbeitet im Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts in Alexandrien mit einem Rhodier Demetrios zusammen an einer Reiterstatue, vermutlich derjenigen eines Ptolemäers oder Alexanders des Grofsen als des Stadtgründers[2]), nicht eines beliebigen Siegers in hippischen Agonen. Anderseits hat sich die Nachbildung einer Ringergruppe, deren Original wir mit gröfster Wahrscheinlichkeit der alexandrinischen Kunst zuschreiben dürfen, neuerdings in der Nähe von Antâkije, dem alten Antiocheia am Orontes, vorgefunden.[3])

Auf diese Epoche der eingewanderten, übertragenen Kunst, in welcher die attischen Künstler den stärksten Einfluſs ausgeübt haben, folgt eine zweite, die Herrschaft des alexandrinischen Idealstils, dessen verschiedene Nuancen in einer älteren Phase durch den Alexanderkopf des Britischen Museums[4]), die Heraklesmaske der Sieglinschen Sammlung und die Sirenenstatue aus Memphis[5]), in einer jüngeren Stufe der Entwickelung (der sogenannte „fette" Stil) durch neuere Funde von Gabbari und die Kalksteingruppe einer trauernden Frau mit ihrem Knaben zur Seite[6]), im alexandrinischen Museum, und andere Werke repräsentiert werden.

In dieser, der eigentlichen Blütezeit alexandrinischer Kunst, sind Glyptik und Toreutik — die beiden spezifischen Hofkünste — auf die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit gebracht worden. Verschiedene Funde aus letzter Zeit und vorausgegangene Unter-

1) Ein Beispiel giebt der capitolinische Alexanderkopf (Koepp, Über das Bildnis Alexanders d. G. S. 20) und die Replik aus Ptolemais in Ägypten (W. Helbig in den Monumenti antichi d. R. Accad. dei Lincei VI. 1895 tav. 1).

2) Löwy IGB. 187. Libanios IV S. 1120 flg. (ed. Reiske).

3) Publiziert von Richard Förster, Jahrb. d. arch. Inst. XIII. 1898 S. 178 flg. Zwei Repliken dieser Gruppe, beide aus Ägypten stammend, sind im Brit. Museum und im Louvre. An der Antiochener Gruppe weisen Kopfschmuck des Siegers und die Masken der Basis auf Ägypten. Solche athletische Motive sind ein Lieblingsgegenstand der alexandrinischen Plastik.

4) Koepp a. a. O. S. 19.

5) Schreiber, Der Gallierkopf des Museums in Gîze bei Kairo S. 17 und Anm. 39.

6) Abgeb. Svoronos, Journ. internat. d'archéol. numism. I. 1898 pl. 20. Vgl. Botti, Plan de la ville d'Alexandrie à l'époque ptolémaïque p. 126 Nr. 16. Schreiber, Der Gallierkopf in Gîze Anm. 44.

suchungen von Oskar Schneider[1]) haben ergeben, dafs beide Künste innerhalb der Königsburg unter der unmittelbaren Protektion der Ptolemäer ausgeübt worden sind.

Als sich auch dieser noch an die Traditionen des griechischen Mutterlandes anknüpfende Stil überlebt hatte, folgte als letzte Epoche die des alexandrinischen Verismus. Es erwacht der Sinn für die gemeine Wirklichkeit, für das Alltagsleben mit seinem gerade unter der Mischbevölkerung Alexandriens so bunten und kontrastreichen Treiben. Das Ägyptertum gewinnt unter der eingewanderten griechischen Bevölkerung einen gewissen Einfluſs. Altägyptische Sitte und Kultvorstellungen werden übernommen, schlieſslich auch solche, die griechischer Empfindung eigentlich durchaus widerstreben (Kohlezeichnung von Mafrousa.[2]) Es bildet sich der spezifisch alexandrinische Volkscharakter heraus, in welchem die starke Neigung zu Streit und Spottsucht einen hervorstechenden Zug bildet.[3]) Hier setzt eine Lokalkunst ein, welche am Häſslich-Komischen ebensoviel Freude hat wie an den derbsten Obskönitäten und an jenen Spottgestalten, die wir aus den alexandrinischen Terrakotten kennen lernen. Da erscheint Arion als quakender Frosch, mit der Leier im Arme, statt des Delphins auf einem Fisch sitzend, der Geldwechsler hinter seinem Geldtisch als Pavian[4]) oder der Lehrer als Esel seinen Schülern dozierend.[5]) Proben dieser erheiternden, volkstümlichen Kunst zeigte der Redner am Schlusse seines Vortrages.

An letzter Stelle sprach Herr Prof. Dr. Zimmerer aus Ludwigshafen über „Projektionsbilder aus Syrien und Kleinasien und des Kunstverlags „Photocol“ in München.“

Schluſs der Sitzung um 1 Uhr 55 Min.

---

1) Oskar Schneider, Naturwissenschaftliche Beiträge zur Geographie und Kulturgeschichte S. 5.

2) Botti, Bull. de la Société archéol. d'Alexandrie Nr. 2 S. 55. Bei der Krönungsfeier des Ptol. Epiphanes in Memphis zeigt sich bereits die völlige Anpassung an das altägyptische Königstum, vgl. J. Kärst, Rhein. Mus. N. F. 1897 S. 66. Strack ebda. 1898 S. 407. Das war auch die Zeit, in der sich in Oberägypten die Eingeborenen mindestens 18 Jahre lang unabhängig zu machen wuſsten (Revillout, Revue égypt.) II, 145. Krall in den Wiener Sitzungsberichten 1884 S. 368 flg.

3) Lumbroso, L'Egitto dei Greci e dei Romani (2. ediz.) S. 99 flg. Stellensammlung Rhein. Mus. N. F. LIII. 1898, 159 flg.

4) Die erstere Terrakotta im Museum zu Alexandrien, die andere in Sammlung Sieglin.

5) Froehner, Terres cuites de la Coll. Gréau Nr. 1215 pl. 62 (ders. Catal. Gobineau S. 32). Dann in Sammlung H. Hoffmann Nr. 552. Vgl. Wissowa, Röm. Mitt. 1890, 3.

Vierte allgemeine Versammlung.

Freitag, den 29. September 1899 im grofsen Saale des Künstlervereins.

(Beginn 11 Uhr 30 Min.)

Vorsitzender: der 2. Präsident Prof. Dr. Wagener.

Nach einigen das Vergnügungsprogramm betreffenden Mitteilungen verlas der Vorsitzende folgendes aus Charlottenburg eingegangene Telegramm:

„Das Wort des Dichters, dafs ein herzlich Anerkennen des Alters zweite Jugend sei, bewährt sich an mir. Einer von den vielen, die an dem stolzen Bau der deutschen Philologie mitgeschafft haben, dankt den Genossen der Arbeit.

Theodor Mommsen."

Hierauf hielt Herr Direktor F. Schneider aus Friedeberg Nm. seinen Vortrag „Zur Befürwortung der allgemeinen amtlichen Anwendung der Schulorthographie".[1])

Redner begründete in demselben die Notwendigkeit der allgemeinen amtlichen Anwendung der Schulorthographie und beantragte folgende Resolution:

I. Die 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Bremen hat in ihrer Plenarsitzung vom 29. September 1899 folgende Entschliefsung angenommen: Die allgemeine amtliche Anwendung der Schulorthographie entspricht dem Interesse und der Würde der Schule, kommt dem Bedürfnisse des gesamten Schrifttums entgegen und ist besonders für die Beamten selbst wünschenswert.

II. Die Versammlung beauftragt ihren Vorstand, die vorstehende Entschliefsung dem Reichskanzler und den Präsidenten der Regierungen der deutschen Bundesstaaten mit der Bitte zugehen zu lassen, für die baldige Anwendung der Schulorthographie im amtlichen Schriftverkehr Sorge tragen zu wollen.

Über diese Resolution entspann sich eine lebhafte Debatte. Herr Prof. Siebs-Greifswald ergriff zuerst das Wort zu folgendem Protest:

„Gegen die Annahme der soeben vorgeschlagenen Resolution mufs ich auf das Schärfste protestieren, und ich glaube das nicht

---

1) Derselbe wird in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen erscheinen.

nur für mich, sondern im Namen der germanistischen Wissenschaft thun zu dürfen. Es fällt mir freilich nicht ein, die Mifsstände zu verkennen, die sich durch den Zwiespalt von Schul- und Beamtenorthographie ergeben. Aber unsere Versammlung hier ist meines Erachtens nicht kompetent, in der von dem Herrn Vorredner gewünschten Weise vorzugehen; für uns hier kann es sich nur um Angelegenheiten der Schule und der Wissenschaft handeln, die Resolution jedoch fordert eine Einwirkung auf Sachen des staatlichen Beamtenwesens. Die kann nicht unsere Aufgabe sein.

Für die Schule, der ja eine Rechtschreibung vorgeschrieben ist, hat die Schreibung der Beamten keine direkte Bedeutung; übrigens wird der Einfluſs der Schule auf die ganze Frage sich mit dem Heranwachsen jüngerer Geschlechter schon von selber geltend machen, falls von seiten der Beamten nicht allzu rigoros verfahren wird. Die germanistische Wissenschaft aber hat keine Ursache, für die preuſsische Schulorthographie besonders einzutreten und ihr Vertrauensvota zu geben. Wir unterschätzen gewifs nicht die sehr guten Absichten der damals gegebenen Regeln und leugnen nicht den Wert, der in der Beseitigung einiger Mifsstände lag; aber niemand von uns verkennt, daſs auch die schwachen Seiten der jetzigen Orthographie sehr stark sind. Sie ist geschaffen zu einer Zeit, wo man sich über die Grundsätze der Regelung teils nicht klar, teils nicht einig war und daher auch das beste Wollen und Können Einzelner nicht zum Ziele führen konnte. Wenn man nun heute noch keine neue Schreibung schafft und es in den nächsten zwanzig Jahren schwerlich thun wird, so erklärt sich das nur aus kluger Vorsicht, um nichts durch Übereilung zu verderben; einem jeden Germanisten liegt die Sache am Herzen. In unserer Wissenschaft ist man sich wohl darüber einig, daſs dereinst eine Neuregelung der Schreibung auf den Bestimmungen einer geregelten Musteraussprache wird fuſsen müssen: diesen Gedanken enthält eine von der germanistischen Sektion der Dresdener Philologenversammlung einstimmig gefaſste Resolution, die zur Regelung der Bühnenaussprache angenommen und in diesen Tagen in unserer germanistischen Sektion erweitert worden ist. Die Germanistik hat ein Interesse daran, daſs die alten Streitfragen jetzt nicht wieder aufgenommen werden, bevor wir mit erfolgreichen Vorschlägen hervortreten können. Die Mifsstände für das Beamtenwesen liegen ja auf der Hand, und wenn die Regierungen (etwa durch Duldsamkeit) etwas dagegen thun wollen, mögen sie es von sich aus thun; aber von einem Eingreifen unsererseits bitte ich Sie aus den erörterten Gründen abzusehen und die vorgeschlagene Resolution nicht zu unterstützen."

Herr Direktor Schneider hob in einer kurzen Erwiderung hervor, die Herren Universitätsprofessoren ständen gleichsam aufserhalb des praktischen Lebens, betonte, dafs seiner Ansicht nach die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner durchaus kompetent sei, in der beantragten Weise vorzugehen, und erklärte, dafs es die Aufgabe der Germanisten sei, die in der vorhandenen Schulorthographie bestehenden Mängel zu beseitigen.

Herr Gymnasialrektor Dr. Hirzel aus Ulm äufserte sich folgendermafsen:

„Ich bin zwar kein Universitätsprofessor und stehe grundsätzlich auf dem Standpunkte des Antragstellers, dessen Klagen über das Mifsliche des gegenwärtigen Zustandes ich als begründet anerkenne. Nichtsdestoweniger möchte ich einige Bedenken geltend machen gegen den Antrag, den ich für verfrüht und einer besseren Vorbereitung und Beratung für bedürftig halte, als es jetzt in letzter Stunde möglich ist, wo er für viele überraschend kommt.

Das eine dieser Bedenken ist formeller Art. Das Reich ist für diese Frage nicht zuständig. Die Bitte hätte sich also nicht an den Reichskanzler, sondern an die Regierungen der einzelnen Bundesstaaten, jedenfalls der gröfseren und mittleren, zu richten.

Ein zweites ist wissenschaftlicher Natur. Die gegenwärtige Schulorthographie wurde schon zur Zeit ihrer Einführung als vom wissenschaftlichen Standpunkt aus sehr unbefriedigend und mangelhaft, als eine Halbheit erkannt, mit der man sich vorläufig mit Rücksicht auf die Macht der Gewohnheit und der Tradition begnügte, in der bestimmten Erwartung, in einiger Zeit werden die Verhältnisse reif, werde die öffentliche Meinung durch den ersten halben Schritt dazu vorbereitet sein, dafs er nun zu einem vollen und ganzen ergänzt werde. Dazu wäre es nun Zeit, und es wäre jetzt gewifs möglich, eine Verständigung über eine weitergehende Reform in naher, absehbarer Zeit herbeizuführen. Die Erreichung dieses Zieles aber würde erschwert, wenn wir nun durch verstärktes amtliches Eintreten für die bestehende Orthographie dieser eine neue Stütze geben, sie gewissermafsen festlegen würden.

Mein drittes Bedenken, für mich das wichtigste, ist praktischen Erwägungen entnommen. Wir würden durch Einführung der Schulorthographie bei allen staatlichen Behörden nicht viel gewinnen; die Klagen würden nicht gegenstandslos werden, da der Einflufs der Kanzleien und Beamtungen auf den allgemeinen Gebrauch nicht so grofs ist, um ihn zu bestimmen. Dazu müfsten wir vielmehr die grofsen Verlagsbuchhändler und die Redaktionen der einflufsreichen Zeitschriften und Tagesblätter gewinnen, deren Einflufs auf

den allgemeinen Gebrauch mir viel wirkungsvoller erscheint; das aber kostet Zeit.

Noch mufs ich in einem einzelnen Punkte dem Antragsteller widersprechen. Die Meinung, als ob die Schulorthographie in Württemberg bei allen staatlichen Behörden durchgeführt sei, ist nicht richtig. Thatsächlich zeigen sowohl die amtlichen Veröffentlichungen des Regierungsorgans, des Staatsanzeigers für Württemberg, als zahlreiche Erlasse der verschiedenen Ministerien — aufser dem des Kirchen- und Schulwesens — eine von der eingeführten Schulorthographie verschiedene Praxis.

Ich wiederhole zum Schlusse meine anfangs ausgesprochene Ansicht, dafs ich im jetzigen Augenblicke die Frage als zur Entscheidung noch nicht reif, den Antrag als verfrüht ansehe."

Herr Direktor Schneider bemerkte dem Vorredner gegenüber, dafs es seiner Ansicht nach durchaus richtig sei, den Wunsch der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner an die Adresse des Reichskanzlers gehen zu lassen, der dann seinerseits die weiteren Schritte thun würde. Überdies aber gehe sein Antrag ja auch dahin, die Resolution aufserdem den Ministerien aller Bundesstaaten zugehen zu lassen.

Herr Gymnasialdirektor Schulze aus Berlin beantragte zum ersten Teile der Resolution folgendes Amendement:

„Die allgemeine amtliche Anwendung der Schulorthographie, solange dieselbe Giltigkeit hat, erscheint im Interesse der Schule und zur Wahrung ihrer Würde, um der Bedürfnisse des gesamten Schrifttums willen, ganz besonders aber für die Beamten selbst dringend wünschenswert."

In der darauf erfolgten Abstimmung wurde die Resolution Schneider mit dem Amendement Schulze mit grofser Mehrheit angenommen.

Herr Prof. Suchier-Halle forderte dagegen diejenigen Herren, die nicht mit dem Strome schwimmen wollten, auf, einen Protest gegen die Resolution zu unterzeichnen. Und

Herr Prof. Siebs erklärte, dafs er sich eine Gegenresolution der germanistischen Sektion vorbehalte.

Die Versammlung beauftragte dem Wunsche des Antragstellers gemäfs das Präsidium, die richtige Fassung der Resolution auszuarbeiten und an die Reichs- und Staatsbehörden zu senden.[1])

---

1) Am 1. November wurde vom Präsidium folgendes Schreiben an die Reichs- und Staatsbehörden gesandt:

Bremen, 1899, November 1.

Die XLV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die vom 26. bis 30. September d. J. in Bremen tagte, hat in ihrer letzten

Nunmehr erhielt Herr Prof. Dr. Lincke-Jena das Wort zu seinem Vortrage „Propheten und Philosophen“.[1])

Darauf forderte der Vorsitzende die Obmänner der 11 Sektionen auf, Bericht über die Sitzungen abzustatten. Denselben gab:

für die philologische Sektion Prof. Dr. Wissowa über die Vorträge von Reitzenstein, Schroeder, Kauer, Skutsch, Crönert, Bruns, Milchhöfer, Körte, v. Duhn;

für die pädagogische Sektion Oberschulrat Prof. Dr. Menge über die Vorträge von Lichtwark, Schneider, Schlee, Hornemann, Baumann, Lehmann;

für die archäologische Sektion Prof. Dr. Loeschcke über die Vorträge von Engelmann, Loeschcke, Herzog, Schuchhardt;

für die historische Sektion Prof. Dr. Schäfer über die Vorträge von Rohde und Jäger;

für die historisch-epigraphische Sektion Prof. Dr. Meyer über die Vorträge von Strack, Reich, Bormann, Tocilescu;

für die germanistische Sektion Prof. Dr. Heyne über die Vorträge von Siebs, Geiger, Joseph, Kahle, Leitzmann, Wunderlich;

für die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion Prof. Dr. Müller-Erzbach über die Vorträge von Buchenau, Schneider, Wernicke;

für die neuphilologische Sektion Prof. Dr. Hoops über die Vorträge von Stengel, Bahlsen, Spies, Lindner, Mangold, Schneegans, Betz;

für die orientalische Sektion Prof. Dr. Brenning über die in den Sitzungen der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft gehaltenen Vorträge von Sievers, Fell, Grimme;

Plenarsitzung am 29. September auf Antrag und nach eingehender Begründung des Herrn Gymnasialdirektors Schneider zu Friedeberg-Neumark folgende Resolution angenommen:

Die Einführung der deutschen Schulorthographie — unbeschadet ihrer etwaigen Weiterentwickelung — in den amtlichen Gebrauch der Reichs- und Staatsbehörden ist mit Rücksicht auf das praktische Interesse der Schule, auf die Bedürfnisse des Schrifttumes im allgemeinen und nicht zum wenigsten im Interesse der Beamten selbst aufs dringendste zu wünschen.

Dem Auftrage der genannten Versammlung genügen wir, indem wir die mit grofser Mehrheit der Stimmen gefafste Resolution hierdurch ehrerbietigst vorlegen und um hochgeneigte erneute Erwägung des so verschiedene Gebiete des nationalen Lebens berührenden Gegenstandes bitten.

1) Der Vortrag erscheint zum Teil in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, ein Auszug aus demselben aufserdem in den Südwestdeutschen Schulblättern.

für die indogermanische Sektion Prof. Dr. Kissling über die Vorträge von Hirt, Bremer, Liebsch, Ziemer, Fritsch;

für die Sektion für Bibliothekswesen Geh. Rat Prof. Dr. Dziatzko über die Vorträge von Erman, Bulthaupt, Focke, Schwenke, Nörrenberg, Gerhard, Schmidt, Markgraf, Geiger, Milchsack.

Darauf ergriff der Vorsitzende das Wort zur Wahl des Ortes für die 46. Philologen-Versammlung. Herr Prof. Dr. Wagener brachte Strafsburg im Elsafs in Vorschlag und teilte mit, dafs man sich mit einer Anfrage dorthin gewendet habe und darauf die Antwort vom Statthalter eingetroffen sei, dafs man sich freuen würde, wenn die 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Strafsburg abgehalten werde. Unter allgemeiner Zustimmung wurde dann Strafsburg als Vorort für die nächste, im Jahre 1901 stattfindende Versammlung gewählt. Das Präsidium wurde den Herren Prof. Dr. Eduard Schwartz und Lycealdirektor Julius Franke in Strafsburg übertragen.

Herr Prof. Dr. E. Schwartz-Strafsburg: „Hochansehnliche Versammlung! Sie haben durch den eben gefafsten Beschlufs die alte Reichsstadt Strafsburg zur Nachfolgerin der freien Reichs- und Hansestadt Bremen gemacht. Im Namen meiner Kollegen von der Kaiser-Wilhelms-Universität, im Namen der akademisch gebildeten Lehrer Elsafs-Lothringens spreche ich Ihnen den herzlichsten Dank für die hohe Ehre aus, die Sie uns mit dieser Wahl erwiesen haben. Wir Philologen und Schulmänner der Reichslande werden alles thun, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen; freilich mufs ich Ihnen schon jetzt sagen, dafs wir schwerlich mit dem Glanz und der Pracht werden wetteifern können, die dieses stolze und blühende Gemeinwesen in so gastfreier Weise vor uns entfaltet hat. Trotzdem richten wir an die Kollegen aus dem übrigen Deutschland die dringende Bitte, durch zahlreiches Erscheinen und intensive Arbeit die Strafsburger Versammlung zu einer würdigen Nachfolgerin der Bremer zu machen. Erinnern Sie sich daran, dafs Sie auf einem Boden tagen werden, auf dem der deutsche Humanismus, das deutsche klassische Gymnasium ihre glänzendsten Triumphe gefeiert, ihre glorreichsten Siege erfochten haben; erinnern Sie sich an die goldenen Zeiten des Beatus Rhenanus, Sturm u. a., und vor allem an die magistri, praeceptores und professores, die in stiller und selbstloser Arbeit deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur gepflegt und erhalten haben in Zeiten, in denen Kaiser und Reich das Elsafs längst vergessen hatten. Wenn das Elsafs immer deutsch geblieben ist, so haben der Humanismus und die Philologie ihr gutes Teil dazu gethan. Schon um dieser Erinnerungen willen hat

Strafsburg ein Recht darauf, Sie in seinen Mauern zu begrüfsen, ja, ich wage das kühne Wort, dafs es eine Ehrenpflicht der deutschen Philologen und Schulmänner ist, nach Strafsburg zu kommen und durch ernste Arbeit und regen Austausch ein lebendiges, tausendstimmiges Zeugnis abzulegen für die unversiegliche Kraft des deutschen Humanismus."

Die dann von Herrn Direktor Schneider-Friedeberg ausgesprochene Bitte, die nächste Versammlung so anzusetzen, dafs sie möglichst in die Ferien falle, versprach Herr Prof. Dr. Schwartz zu berücksichtigen.

Das Wort ergriff dann Herr Prof. Dr. Wagener-Bremen zu folgender Schlufsrede: „Sehr geehrte Herren! Wir stehen am Ende der Verhandlungen, und nach hergebrachter Sitte ist es das Amt des zweiten Vorsitzenden, Abschied zu nehmen, nachdem erst vor wenigen Tagen der erste Vorsitzende die hochverehrte Versammlung aufs herzlichste begrüfst hat. Meine Worte können und dürfen nur kurz sein; denn nachdem die verehrten Herren so viele Vorträge gehört haben, wäre es unbillig, ja ich möchte sagen unmenschlich, mit einer langen Rede die Versammlung schliefsen zu wollen. Vor allem sind es Worte des Dankes, die ich an Sie richten möchte. So danke ich zuerst dem hohen Senate, der durch seine Gegenwart uns hoch geehrt hat, sodann den Obmännern und den Herren der einzelnen Lokalausschüsse, die von Anfang an mit unermüdlichem Fleifse gearbeitet haben, ohne deren Hilfe die Versammlung kaum zu stande gekommen wäre; ferner den Herren, die durch Vorträge zum eigentlichen Gelingen des Festes beigetragen haben; zuletzt danke ich allen, die von nah und fern zu dieser Versammlung nach Bremen gekommen sind; allen nochmals herzlichen Dank! Soweit ich beurteilen kann, ist das Fest, wenn auch *Iuppiter pluvius* uns nicht besonders gnädig gewesen ist, doch in froher, fröhlicher Weise verlaufen, wobei aber das hohe Ziel, das sich die Gründer des Vereins gesetzt haben, „die Pflege der Wissenschaft im weitesten Sinne und die Ausbildung des Unterrichts", in keiner Weise vernachlässigt worden ist. Denn mit freudiger Genugthuung mufs ich es hier offen bekennen, dafs in den einzelnen Sektionen auf allen Gebieten, wie Sie soeben von den Herren Obmännern gehört haben, mit ernstem Fleifse gearbeitet ist. Und so können wir gewifs mit dem Erfolge recht zufrieden sein. Es ist ein herrliches Zeichen für die Wissenschaft, die den Grundstock unserer Versammlungen bildet, dafs sie noch immer in frischer Jugendkraft dasteht und rüstig weiter arbeitet, und es ist ein thörichter Wahn von Leuten, die die Philologie nur vom Hörensagen kennen, dafs

sie am Ende sei, dafs sie wegen Mangels an Stoff bald Hungers sterben werde. Ich denke ganz anders und glaube bestimmt, dafs noch viele Wogen ins Meer rollen werden, ehe dies eintreten wird. Denn was für bedeutende Aufgaben stehen den kommenden Geschlechtern noch bevor! Gesetzt auch, es würden neue Schriftsteller aus dem Altertume nicht mehr aufgefunden, so hätten wir doch noch lange an dem vorhandenen Stoffe zu arbeiten, um das Altertum erst ganz und voll zu verstehen. Und was in letzter Zeit erst begonnen ist, mufs mit Aufwendung aller Kräfte durchgeführt werden, dafs nämlich die Anschauungen der Alten durch die Kenntnis der heutigen sozialen und wirtschaftlichen Fragen richtig aufgefafst werden! Und wie grofs die Fortschritte sind, die wir auf einzelnen Gebieten gemacht haben, dafür möchte ich Ihnen nur den *thesaurus linguae Latinae* anführen. Bekanntlich ging das ganze neunzehnte Jahrhundert mit dem Plane um, ein solches Werk zu schaffen. Aber wie verschieden sind die Anforderungen, die wir heute an den *thesaurus* stellen, von denjenigen, die vor vierzig Jahren als die besten galten! Denn während man früher mit einer reicheren Stellensammlung und mit der genauesten Worterklärung zufrieden war, verlangen wir jetzt aufserdem noch, dafs uns das Leben jedes einzelnen Wortes und insofern die Geschichte der lateinischen Sprache vor Augen geführt werde. Hoffen wir, dafs mit dem neuen Jahrhundert dies grofsartige Werk in Angriff genommen und in würdiger Weise auch vollendet werde. Welch reiches Arbeitsfeld bieten uns nicht die Papyrusrollen, die Litteratur der späteren Gräcität und Latinität, das *corpus nummorum*! Auch sonst noch fehlt gar manches. Wir sprechen so oft vom Sprachgebrauch Ciceros, aber wir haben kein Werk, das uns die allmähliche Entwickelung der Sprache und des Stils dieses gewaltigen Sprachmeisters darlegen könnte. Wir haben noch keine Grammatik des Vulgärlateins, der einzelnen italischen Dialekte auf Grundlage der Tausende von Inschriften, wir haben noch keine historische Grammatik. Und was hier von dem Lateinischen nur angedeutet ist, dasselbe gilt auch von dem Griechischen. In manchen Disziplinen sind wir noch nicht einmal über die Grundprinzipien einig. Kurz, es gilt überall zu arbeiten, und der Stoff liegt noch für viele Jahre vor, und es werden noch Dezennien vergehen, ehe der Mosaikboden, womit Ritschl einmal das Arbeitsfeld der Philologie verglich, in allen Teilen und Teilchen fertiggestellt sein wird. Was ich als Altphilolog eben von den Aufgaben der alten Philologie in aller Kürze anzudeuten mir erlaubt habe, dasselbe gilt von allen Disziplinen, die hier vertreten sind. Überall Stoff

zur Arbeit, überall Arbeitsfreudigkeit! Aber während wir so voll Zuversicht in die Zukunft schauen können, beschleicht manchen Schulmann ein Gefühl der Angst und Bangigkeit, wenn er sieht, wie heutzutage das Latein und Griechisch, die Grundpfeiler der Gymnasien, zurückgedrängt sind. Dem Baume, der noch vor einigen Dezennien üppig emporgeschossen war, sind die Zweige gekappt, und mancher tüchtige Gärtner bezweifelt, ob der einst so stolze Baum sich wieder erholen werde. Doch verzagen wir nicht, denn „Mut verloren, alles verloren"; als Optimist lebe ich der freudigen Hoffnung, dafs überall im Leben das Gute sich mit der Zeit doch Bahn bricht, dafs das Schlechte abgestofsen wird und dafs wir doch dem Ziele, das dem Gymnasium als höhere Bildungsanstalt gesteckt ist, immer näher und näher kommen. — Ich kann die Versammlung nicht schliefsen, ohne Ihnen noch eine freudige Mitteilung zu machen. Die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin hat dem Präsidium 1000 M. überwiesen zu einer Preisaufgabe oder zur Unterstützung einer Arbeit auf dem Gebiete der klassischen Philologie. Das Präsidium hat mit Dank diese Gabe angenommen und nach Beratung mit einigen Fachgenossen beschlossen, von einer Preisaufgabe abzusehen und eine wissenschaftliche Arbeit zu unterstützen. Das Präsidium der 46. Versammlung wird in zwei Jahren darüber berichten. Das Präsidium glaubt im Sinne aller hier Versammelten zu handeln, wenn es ein Dankestelegramm für die in so hochherziger Weise gespendete Gabe an die Weidmannsche Buchhandlung absendet. Ich erlaube mir folgendes Telegramm zu verlesen: „Der Weidmannschen Buchhandlung sendet das Präsidium mit Zustimmung der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner den herzlichsten Dank für die in so hochherziger Weise gespendete Gabe. Sander. Wagener." — Ich bin mit meinen Mitteilungen zu Ende und erkläre hiermit die 45. Versammlung für geschlossen."

Nun erhob sich Herr Prof. Dr. Loeschcke aus Bonn und brachte in warmen Worten den Dank der 45. Versammlung zum Ausdruck. „Lassen Sie das Wort des Dankes hinausklingen, das in unser aller Herzen wurzelt", so etwa begann er. „Lassen Sie uns danken für alles, was uns bei dieser Versammlung geboten worden ist. Diese Versammlung, wir werden sie nicht vergessen. Sie wird fortleben in unserm Herzen in lichtem Freudenglanze und uns stets erinnern an diesen Saal mit seinem herrlichen Schmuck bremischer Kunst und über den Rahmen dieses Saales hinaus — an das Amulett, das man uns gestiftet, das den Schlüssel im Schilde trägt, den Bremer Schlüssel, der uns die Herzen erschlossen und unsere Herzen den

Bremern aufgethan hat. Die Stärkung des Gefühls der Zusammengehörigkeit, sie ist unter all dem rauschenden Festglanz doch zur Geltung gekommen. Wie Studenten haben wir hier gelebt. Daſs der Freudenrausch dennoch in festen Bahnen blieb — unsere hochverehrten Präsidenten sind es gewesen, die uns sicher geführt haben. Stimmen Sie mit mir ein — (die Versammlung erhebt sich) Stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Die allverehrte, kunstreiche, Kunst und Wissenschaft pflegende Stadt Bremen, sie lebe hoch!“

Mit einem vom Vorsitzenden ausgebrachten Hoch auf das gute Gelingen der 46. Versammlung in Straſsburg schloſs um 1 Uhr 45 Minuten die 45. Versammlung.

Philologische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung

im Konferenzzimmer des Gymnasiums

Dienstag, den 26. September 1899
(nachmittag 1¼ Uhr).

Zu Vorsitzenden wurden auf Vorschlag des Geh. Reg.-Rates Prof. Dr. J. M. Stahl aus Münster durch Acclamation die bisher provisorisch fungierenden Obmänner Prof. Dr. Wissowa (Halle) und Prof. Dr. Ludwig (Bremen) gewählt, zu Schriftführern die Herren Privatdozent Dr. E. Drerup (München) und Oberlehrer Dr. Max Lüdecke (Bremen).

Zweite Sitzung

im Konferenzzimmer des Gymnasiums

Mittwoch, den 27. September 1899
(vormittag 9¼ Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Wissowa.

Von Herrn Prof. Dr. Imelmann sind der Sektion einige Exemplare seiner Schrift „Donec gratus eram tibi, Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten (Berlin 1899)“ überwiesen worden. Auf Vorschlag des Vorsitzenden werden dieselben zunächst den Vortragenden zur Verfügung gestellt.

Prof. Dr. Reitzenstein (Strafsburg) sprach über „Griechische Bibliotheken im Orient“ und die aus ihnen für die philologische Wissenschaft zu erhoffende Förderung, gestützt auf seine viermonatlichen Arbeiten in Ägypten und längere Studien in Konstantinopel, Jerusalem und Athen.

Von Wichtigkeit sind für uns vor allem die hauptsächlich aus palästinensischen Klöstern stammenden und unter einer Oberleitung vereinigten Büchersammlungen der Patriarchalbibliothek von Jerusalem und des sogenannten Metochion in Fanar, der Vorstadt Konstantinopels, die zusammen eine Masse von 3600 Hss. bieten.

Für die klassische Litteratur ist hier wesentlich Neues kaum mehr zu gewinnen, wenigstens nicht für die grofse Litteratur; auf den Spezialgebieten fallen einige Kleinigkeiten ab, wie aus der Grammatikerlitteratur gezeigt wird. Wichtiger sind vielleicht noch einzelne Bücherverzeichnisse, aus denen wir den gesamten Bildungsstock Palästinas an klassischen und späteren Autoren erkennen. Wir lernen daraus, dafs im Orient selbständig eine humanistische Bewegung entstanden ist, die mit dem abendländischen Humanismus in engster Berührung war und die auf dem Sinai z. B. und in Jerusalem bis ins 17. Jahrhundert hinein dauerte, als die Mönche der Athosklöster mit ihren Handschriften längst hausieren gingen. Eine besondere Aufgabe stellt in Jerusalem der Palimpsest des Euripides aus dem 10. Jahrhundert, der bis jetzt nur sehr flüchtig untersucht ist. Derselbe stimmt mit dem cod. Vatic. 909 in ganz merkwürdigen Versumstellungen überein, geht sonst aber in wichtigen Lesarten sehr weit von ihm ab. Eine genaue Bearbeitung dieser Handschrift ist dringend notwendig, ebenso eine philologische Durchforschung der allerdings schwer zugänglichen Bibliothek auf dem Sinai, für welche die Vorbedingungen zur Zeit so günstig wie möglich gegeben sind. Nach glaubwürdiger Angabe hat Gardthausen nur die Hälfte der vorhandenen Handschriften gesehen.

In der Nationalbibliothek von Athen finden sich einzelne sehr vorzügliche Sachen; besondere Beachtung verdient ein grofses Lexikon aus guten Quellen (Glossen nach grammatischen Kategorien), in dem eine grofse Fülle unbekannter geographischer Namen unter orthographischen Gesichtspunkten, auch Kultangaben und biographische Notizen enthalten sind. Eine Ausgabe würde aufserordentlich lohnend sein.

Die Bibliothek des alexandrinischen Patriarchats in Kairo, die gegen 400 Hss. umfafst, stammt aus dem Besitz des Patriarchen von Antiochien. — Im ganzen hat die Musterung der vier Bibliotheken nur den Eindruck gemacht, dafs von den humanistischen Sammlern des 15. und 16. Jahrhunderts das vorhandene Bildungsmaterial in verblüffender Vollständigkeit nach dem Occident herübergerettet ist. Einzelnes ist aber noch zu holen, besonders für die spätchristliche Litteratur und die spätbyzantinischen Schreibereien. Für die Übersetzungslitteratur sind von Bedeutung das armenische Kloster in Jerusalem, das über 2000 zum Teil bis ins 10. Jahrhundert zurückgehende Handschriften besitzt (philosophische Übersetzungslitteratur), weiter die maronitischen Klöster auf dem Libanon (syrisch-kirchliche Litteratur) und die koptischen Klöster abseits der grofsen Heerstrafse.

In der Bibliothek des Museums von Gizeh erlebt man in Wahrheit eine grofse Enttäuschung. Die einzige unschätzbare Handschrift des Henoch verdiente nach der unzulänglichen ersten Ausgabe eine genaue philologische Untersuchung. Schöne Urkunden sind in der That vorhanden, vor allem aus Oxyrhynchos. Für eigene Ausgrabungen aber fehlen der Museumsleitung sowohl das Interesse als auch die Mittel. Die Überbleibsel des verkohlten Provinzialarchivs, die man in den Ruinen des alten Mendes fand, hat man abholen lassen, ohne auch nur eine Aufnahme des alten Gebäudes, eine Beschreibung der Überreste von Büchergestellen und Kisten zu geben. Diese aufserordentlich schwer zu behandelnden Urkunden (schlimmer als die herkulanensischen Rollen) stammen aus der Zeit Hadrians.

Bei dieser vollkommenen Teilnahmslosigkeit erfüllt mit ernster Sorge der auch von deutschen Gelehrten geteilte Plan, den ganzen Antiquitätenhandel von Ägypten aufzuheben bezw. zu verstaatlichen. Wenigstens mögen dabei die Papyri ausgenommen werden: denn selbst wenn eine philologische Bibliothek in Kairo eingerichtet würde — gegenwärtig giebt's in Ägypten weder einen Homer noch einen Herodot —, so würde doch nicht blofs die Publikation sehr viel langsamer und kostspieliger werden, sondern auch die Erhaltung wäre lange nicht so gesichert. Für uns ist von unendlicher Wichtigkeit, dafs bis in die entlegensten Dörfer eine Ahnung dringt, dafs man die Papyri in Geld umsetzen kann. Die besprochene Mafsregel würde also für die Philologie ein vernichtender Schlag sein, um so schwerer zu ertragen, als wir heute mit unermefslichen Hoffnungen nach Ägypten hinblicken dürfen. Kaum der zehnte Teil der Stellen, wo wir Papyrus erwarten müssen, ist wirklich wissenschaftlich untersucht. Wir Deutschen aber müfsten uns hierbei stärker beteiligen. Für Käufe wie für Grabungen müfste auch unsere Philologie ständig durch einen Fachmann vertreten sein. So wäre uns der Bakchylides-Papyrus nicht entgangen. Selbst die Konkurrenz mehrerer Gelehrter würde nicht schaden. Nie kann ein Einzelner die auf so vielen Gebieten sich stellenden Aufgaben alle übersehen. Wir müssen suchen, die Regierungen, auch kleinerer Staaten, die Verwaltungen unserer Hauptbibliotheken zu interessieren, die Akademien um Reisestipendien angehen. Vor allem müssen planmäfsige Grabungen, deren Kosten unglaublich gering sind, wenigstens für 5—10 Jahre sichergestellt werden, zumal gerade heute noch günstige Chancen für die deutsche Forschung vorhanden sind. Wenn die Engländer einmal die Verwaltung von Ägypten selbst in die Hand nehmen, so ist es wahrscheinlich, dafs

der Papyrusgrabung wenigstens die Thüre geschlossen wird, wenn wir nicht historische Rechte in gröfserem Mafse erworben haben.

Nachdem dem Vortragenden unter lebhaftem Beifall der Versammlung vom Präsidium der Dank ausgesprochen worden war, erhielt das Wort

Prof. Dr. Otto Schröder (Berlin) zu einem Vortrage über „die neueste Wendung in der griechischen Metrik".

Die neueste Wendung in der griechischen Metrik ist so alt wie die Opposition gegen Rudolf Westphal, als deren Führer in den sechziger und siebziger Jahren Heinr. Weil und Wilh. Studemund, seit Mitte der achziger v. Wilamowitz und Blafs zu bezeichnen sind. Vor allem in der Lehre von den Glykoneen und Pherekrateen, dann in der Erklärung der verschiedenen äolischen Elfer und der Asklepiadeen galt es Rückkehr zu der choriambisch-antispastischen Auffassung des Hephästion, über deren Durchführbarkeit man sich jetzt am bequemsten aus dem kleinen Handbuch der griechischen Metrik von Masqueray (Paris 1899) unterrichten kann. So verschieden nun auch im einzelnen noch die von Westphal unabhängigen Metriker diese Mafse erklären: es dämmert hier doch so etwas wie ein von niemand geleugnetes Licht herauf.

Weit geringere Sorge hat man sich um die sog. Daktyloepitriten gemacht, die bisher für besonders durchsichtig galten, wenn man nur um die Inkommensurabilität der Daktylen und Trochäen irgendwie herumzukommen wufste. Der Verpflichtung, sich eine breite empirische Grundlage zu schaffen, glaubte man sich überhoben, die etwas seltsam klingenden Meinungen der alten Metriker schob man mit einer grofsen Handbewegung beiseite, bis Friedr. Blafs (Jahrb. f. klass. Phil. 1886) den Versuch machte, mit Hilfe einer vielbehandelten Aristophanesstelle (Wolken 651) und einer auch von Boeckh angezogenen Stelle in Platos Staat (III 400b) von den metrischen Aristophanes- und Pindar-Scholien hinüber zu der Zeit der Dichter eine Brücke zu schlagen, deren Hauptstütze der Name „enoplisches" oder „katenoplisches Metrum" sein sollte. Der Versuch war nicht darnach angethan, auch den Widerwilligen zu zwingen: er konnte bereits für verschollen gelten, als elf Jahre später der auferstandene Bakchylides die schlafende Debatte aufrüttelte.

In der metrischen Theorie der Alten bilden unsere „Daktyloepitriten" kein Kapitel für sich, ja die selben Verse und Versglieder erfahren die verschiedensten Benennungen. Die von Stesichoros bis Philoxenos häufigste Reihe — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — (—), ἅ μ' *ἐθέλοντα προσέρπει* und *καλλιρόοισι πνοαῖς*, heifst: *δακτυλικὸν τρίμετρον* (schol. Pind. O. VI. ep. 6a 2β′) und *δακτυλικὸν πενθημιμερές*

(häufig), daneben aber, für uns zunächst recht verwunderlich, ein *δίμετρον* (*χοριαμβικόν προσοδιακόν, ἀκατάληκτον καταληκτικόν*, schol. Arist. ran. 218, schol. Pind. O. VIII ep. 2b *γ'*), dasselbe steigend: *περίοδος δωδεκάσημος*, bald nach zweisilbigen Füfsen abgeteilt, einigemal auch nach anapästischen Einzelfüfsen, oder unter einem Namen *ἐνόπλιος* oder *προσοδιακός* zusammengefafst, oder in Anlehnung an geläufige Paradigmen *ὅμοιον τῷ 'Ερασμονίδη Χαρίλαε'* benannt; nur von anakrusischen Daktylen, von katalektischen (kontrahierten) daktylischen Dimetern (statt der Choriamben), vollends von den schönen, zu Trochäen kontrahierten Daktylen (⏑ ⏑ — —), kurz von all den geistreichen Mitteln, womit wir uns die „Daktyloepitriten" verständlich zu machen suchten, weifs die Lehre der Alten nichts. So bliebe, wenn wir von der auch uns oft willkommenen Methode der Benennung nach rein äufserlich anklingenden Mafsen absehen, eine Auffassung übrig, wonach wir es hier überhaupt nicht mit Daktylen zu thun hätten, sondern mit einer Abart jenes erstaunlich elastischen, im Schema viersilbigen und sechszeitigen Metrons, durch deren Annahme Heinr. Weil den „Daktylus" auch aus den Glykoneen vertrieben hat.

Wie weit und wie eng die Grenzen der Variabilität innerhalb dieser Versart gezogen waren, lehrt eine ruhige Nebeneinanderstellung der gebräuchlichen daktyloepitritischen Reihen: neben den schon erwähnten, choriambisch-ionischen und ionisch-choriambischen Dimetern stehen solche mit retardierten Ionikern, *ἑστεφάνω-σᾶν πάλᾳ* Pind. N. XI Str. 5a, *μειχθέντα. πῶλ-λῶν ἐπέβαν* N. I ep. 6a (4a), auch der „Anaklomenos" ist vorhanden, in der Form ⏑ ⏑ — — — ⏑ — (—), nur vereinzelt in der leichter geschürzten ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — (—) (P. IV 4). Wiederholt werden in der Regel nur die retardierten Metra, am häufigsten die trochäischen, doch auch die iambischen (N. V 4. 6), einigemal beide (N. V 1); von den nichtretardierten häufiger wiederum die Ionici minores, doch nie ohne Kontraktion des ersten oder zweiten zu einem scheinbaren Anapäst (P. III ep. 9, O. VII ep. 6), ganz vereinzelt maiores und Choriamben; sonst herrscht anmutiger Wechsel: wenn man den Scholiasten glauben dürfte, so hätte Pindar die Neuerung eingeführt, eine Reihe von retardierten kleinen Ionikern durch einmaligen Choriambus zu beleben; besonders gern leitet der Choriambus von einem retardierten Ioniker zu einem reinen hinüber, und umgekehrt, desgleichen zwischen unretardierten vom grofsen zum kleinen Ioniker.

Dies alles konnten wir längst wissen, wenn wir nur Heliodor und Hephästion und die von ihnen abhängigen Metriker ordent-

lich ins Gebet nahmen. Jetzt zwingen uns zu einem beschämenden Rückzuge die aus dem Bakchylidespapyrus und einem abkorrigierten Pindartext, teilweise in grofser Zahl, auftauchenden antistrophischen Vertretungen

eines Diiambus und eines Ditrochäus durch einen Choriambus, und umgekehrt,

eines schlichten Ionikers durch einen retardierten, und umgekehrt.

Selbst die Annahme kontrahierter Ioniker in längeren pseudodaktylischen Reihen, die leicht als ein Gewaltmittel erscheinen könnte, wird zur Gewifsheit durch die unantastbare Überlieferung I. V 41, wo dem daktylischen Metrum der übrigen Strophen, — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — —, entspricht *Μέμνονα χαλκοάραν; τίς γὰρ ἐσλὸν (Τήλεφον | τρῶσεν;)*. Vorangehen die Worte *λέγε, τίνες Κύκνον, τίνες Ἕκτορα πέφνον; καὶ στράταρχον Αἰθιόπων ἄφοβον (Μέμνονα κτλ.)*: man sieht wohl, nach wem so ungeduldig gefragt wird. Die Abweichung stellt sich jetzt nur als eine leise Retardierung dar, und es ist gewifs erfreulich, diesen retardierten Vers, einmal durch zehn Strophen herrschend, wiederzufinden, P. IX Str. 7, und ihn als eine Verbindung der beiden Dimeter O. VIII Str. 4 und 7, wie den nichtretardierten als O. VIII Str. 5 und 6 betrachten zu dürfen, nur dafs wohl, statt der Pause am Versschlufs, im Versinlaut Kontraktion eintritt.

Dieser Mafsstab, mit Vorsicht angelegt, ergiebt in allen daktyloepitritischen Gedichten der Griechen rein aufgehende Rechnung. Die längste daktylische Reihe, Pind. P. III 4, erfordert zwei Kontraktionen, *Οὐρανίδα-γόνον εὐ-ρυμέδον-τα Κρόνου*, aber es ist vielleicht kein Zufall, dafs die antike Kolometrie gerade hinter *εὐ-* abteilt, obwohl sie sonst vor Zeilen zu 13, ja zu 14 Silben (O. VIII Str. *γ'*, XII Ep. *δ'*) nicht zurückschrickt, und dafs die Scholien hier nicht von einer längeren daktylischen Reihe, sondern von einer Verbindung ihres beliebten *πενθημιμερές* mit Anapästen reden.

Ein eigenes, hier nicht zu behandelndes Kapitel bilden die Katalexen. Hyperkatalexen finden sich bei Pindar häufiger nur am Strophenschlufs, einmal (I. I ep.) in der letzten und vorletzten Zeile, und einmal (N. V ep.) in der ersten. Kürzere hyperkatalektische Glieder scheint er als Verse nur in Hymnen und Enkomien, nur in nicht getanzten Liedern isoliert zu haben. Hier kann uns jeder nächste Papyrus Überraschungen bringen. Die viersilbig-sechszeitige Grundlage des Metrums, an die zuerst Blafs wieder erinnert hat, scheint unerschütterlich: sie darf als völlig ausreichend

beglaubigt gelten, sie ist innerlich festgefügt und wird durch die nur aus ihr erklärlichen Anomalien der Responsion gebieterisch gefordert. Jedenfalls ist bei der Herausgabe der Texte einstweilen die gröfste Zurückhaltung geboten.

In der Diskussion bemerkte Prof. Dr. A. Körte (Greifswald), dafs Prof. Schröder seine Position noch nicht einmal stark genug betont habe. Auch wenn wieder in ägyptischen Papyri ein neuer metrischer Traktat gefunden werden sollte, der jedenfalls doch nur die mit den Augen arbeitende grammatisch-gelehrte Erklärung wiederspiegeln würde, so könne man doch sicher sein, dafs er — wie Prof. Schröder gegen Ende seines Vortrages bemerkt hatte — die neue Theorie nicht totschlüge.

Nachdem dem Vortragenden der Dank der Versammlung ausgesprochen war, wurde der Vortrag von Dr. Kauer (Wien) der vorgerückten Zeit wegen von der Tagesordnung abgesetzt und die Sitzung dann kurz vor 11 Uhr geschlossen.

Dritte Sitzung

im Saale der Union (Wall 205)

Donnerstag, den 28. September

(vorm. 9 Uhr).

Die philologische Sektion vereinigte sich mit der archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion zu einer von etwa 160 Teilnehmern besuchten gemeinsamen Sitzung.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wissowa.

An erster Stelle sprach Prof. Dr. I. Bruns (Kiel) „über attische Liebestheorien".

Der Vortragende[1]) analysierte die Reden des Sokrates im platonischen *Phaidros* 244a — 251e und *Symposion* 189a — 212c auf ihre wissenschaftlichen Prinzipien hin. Es ergiebt sich, dafs das *Symposion* die Vorstellungen des *Phaidros* in wesentlichen Beziehungen nicht nur vertieft und erweitert, sondern sogar zum Teil direkt verbessert, beziehungsweise zurückweist, so 206e und 205d/e. Dagegen stimmen sie überein in der absoluten Trennung der Begriffe Liebe und Freundschaft, der Überzeugung von dem sexuellen Charakter der Liebe, dem unvergleichlichen Wert der erotischen

1) In erweiterter Form ist dieser Vortrag gedruckt unter dem Titel „Attische Liebestheorien und die zeitliche Folge des Platonischen Phaidros sowie der beiden Symposien" in N. Jahrb. f. d. klass. Alt. 1900, erstes Heft.

Extase und der Verknüpfung der Sinnlichkeit mit den höchsten geistigen Potenzen.

Zu den Bekämpfern dieser Grundanschauungen gehörte wahrscheinlich Antisthenes, jedenfalls Xenophon. Nur aus dem bewufsten Gegensatze zu Platon kann sein Gastmahl richtig verstanden werden. Er benutzte darin den *Phaidros* und berücksichtigte die platonischen Liebesschriften bis zum *Symposion* einschliefslich. Aber während seine Doktrin die erwähnten Prinzipien Platons bestreitet (was besonders in der detaillierten Widerlegung der Reden des *Phaidros* und *Pausanias* zum Ausdruck kommt), steht er doch unter dem Zwang des grofsen litterarischen Vorbildes, denn in eigentümlichem Gegensatz zu seiner eigenen, streng moralisierenden Theorie übernimmt Xenophon die platonische Charakteristik des Sokrates als ἐρωτικός und übertreibt sie noch nach der sinnlichen Seite.

Neben anderen nachgewiesenen Imitationen platonischer Motive machte der Vortragende auf die Xenophontische Fortführung und Steigerung des Vergleiches mit den *Silenen* aufmerksam, die späterhin auch die bildende Kunst beeinflufst hat.

An diese Schlufsbemerkung knüpfte Herr Prof. Dr. A. Milchhöfer (Kiel) mit seinen Ausführungen über ein Köpfchen des Sokrates an.

Dem Vortragenden bot zu seinen Bemerkungen ein im archäologischen Apparat der Universität Kiel befindliches, aus Pergamon stammendes[1]) Marmorköpfchen Anlafs, welches er in Gipsabgüssen verteilte und für Sokrates erklärte. Die erhaltenen Sokratesportraits scheiden sich in zwei Hauptreihen, deren jede bei aller Variations- und Entwickelungsfähigkeit nach Grundauffassung und Besonderheiten (z. B. Haarbehandlung) für sich geschlossen verläuft. Zu beiden Reihen stehen zwei Serien von Silenbildungen des IV. und III. Jahrhunderts in so deutlicher Parallele, dafs Vortragender darin einen Zufall nicht zu erkennen vermag, sondern den Einfluſs des Silentypus (auf Grund der platonischen und xenophontischen Charakteristik; vergl. den Vortrag von Bruns) wenigstens in den uns überlieferten Sokratesköpfen durchweg annehmen zu müssen glaubt. Dafs das Portrait des Philosophen zu den *„non traditi voltus“* gehört habe, wird dabei keineswegs behauptet.

Die Berühmtheit und die faktische Zulänglichkeit des Silensvergleiches lassen es schon an sich unthunlich erscheinen, auch

---

1) Ein Vermerk auf der Rückseite — die einzige Nachricht, welche wir darüber besitzen — lautet: *ΠΕΡΓΑΜΟΝ* | (darauf unleserliche Zeile) | 1837 (nicht 1857, wie Arch. Anz. X S. 109 angegeben wird); | 10 piaster.

noch bärtige Satyrtypen des IV. Jahrhunderts heranzuziehen. Die Verpflichtung, in unserem Materiale einen „lysippischen" Sokrates nachzuweisen, mufs abgelehnt werden. Von einer bedeutenden Leistung noch des IV. Jahrhunderts stammt, als Ausläufer der ersten Reihe, der mit Zeus- und Poseidonbildungen dieser Zeit verwandte Hermenkopf des Louvre. Ebenso steht am Ende der zweiten Reihe, wenn auch noch durchaus im Anschlufs an dieselbe[1]), die bekannnte Herme Albani, eine physiognomische Studie, die mit den Köpfen des Homer, des Äsop, des früher sogen. Seneca auf eine Stufe zu stellen ist.

In der über beide Vorträge gemeinsam stattfindenden Diskussion bemerkte zunächst Prof. Loeschcke (Bonn), er sei durch Prof. Milchhöfer nicht davon überzeugt, dafs wir nur Idealportraits des Sokrates besitzen. Aus dem Silenportrait ergiebt sich nur der Sokratestypus der Villa Albani, der unverkennbare Ähnlichkeit mit den Silenköpfen der lysippischen Schule hat. Aber warum soll nicht das Kieler Köpfchen die authentischen Züge des Sokrates wiedergeben, da es doch stilistisch die Merkmale des Silanionkreises trägt? Also ist kein Grund vorhanden, uns zu dem Sokratesportrait anders zu stellen als zu den authentischen Bildnissen des Plato, Thukydides, Euripides. Bei dem überwältigenden Eindruck auf die Zeitgenossen und den engen Beziehungen des Sokrates zu den Künstlern ist es durchaus wahrscheinlich, dafs zum mindesten unmittelbar nach seinem Tode ein authentisches Portrait von ihm geschaffen wurde. Wenn aber Sokrates nach Plato wie ein Silen aussah, so ist die Ähnlichkeit seines Portraits mit dem Silentypus vollständig erklärt.

Prof. Dr. Ed. Meyer (Halle) hält die Darstellung des Verhältnisses zwischen Plato und Xenophon durch Prof. Bruns für durchaus einleuchtend, will aber bei den endlosen Schwierigkeiten der platonischen Chronologie nicht unerwähnt lassen, welche Bedenken ihm beim Anhören des geistvollen Vortrags entgegengetreten sind. Von der Seite der Unsterblichkeitslehre kommt man auf die Folge Phädon—Phädrus, mit der Brunsschen Annahme also auf die Folge Phädon—Phädrus—Symposion: eine kaum mögliche Chronologie.

Prof. Dr. E. Schwartz (Strafsburg) giebt auch, an die Ausführungen Loeschckes anknüpfend, dem Zweifel daran Ausdruck, dafs sich das Portrait des Sokrates nur aus den litterarischen Stellen

1) Vergl. insbes. die vatikanische Herme der *Sala delle Muse.* (auch das Diotimarelief).

im Vergleich mit dem Silentypus entwickelt habe. Die Hauptschwierigkeit liegt auf einem anderen Gebiete. Es läfst sich feststellen, dafs das Bild des platonischen Sokrates nur in einem verhältnismäfsig kleinen Kreise fortgelebt hat. Das grofse Publikum sieht in Sokrates nicht den Silen, sondern den Propheten der praktischen Tugend, den grofsen Lehrer der hellenischen Nation. Das ist nicht der platonische, sondern der kynische Sokrates, und von da führt keine Brücke zum Silen. Also müssen wir annehmen, dafs wirklich eine Ähnlichkeit des Sokrates mit dem Silen vorhanden war.

Prof. Milchhöfer meint diesen Einwürfen gegenüber, die ihn nicht befremdeten, dafs die Silenähnlichkeit des Sokrates doch nur sehr allgemein gewesen sei, dafs also die Künstler dem Stoffe sehr frei gegenübergestanden hätten. Dabei tritt die albanische Herme in den Vordergrund, die keine freie Schöpfung aus dem Nichts ist, sondern den Abschlufs einer Entwickelung darstellt.

Nach einer kurzen Debatte über die Folge der beiden nächsten Vorträge sprach

Prof. Dr. A. Körte (Greifswald) über „das Fortleben des Chors im griechischen Drama".[1])

Die in letzter Zeit viel erörterte Frage, ob das hellenistische Drama einen Chor gehabt habe, läfst sich nach Ansicht des Vortragenden mit gröfserer Zuversicht beantworten, als zuletzt durch Reisch geschehen ist. Die herrschende Meinung, dafs der komische Chor in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts endgiltig abgeschafft worden sei, wird widerlegt durch Zeugnisse aus dem Jahre 345 (Aesch. I, 157) und der Zeit Alexanders (Arist. Pol. III, 3). Da Aristoteles sagt, dieselben Leute träten bald im tragischen, bald im komischen Chor auf, hatten die komischen Choreuten dasselbe zu leisten wie die tragischen, waren also nicht blofs Tänzer. Dafs dies auch im 3. Jahrhundert so blieb, lehren die delischen Tempelrechnungen vom Jahre 279 (BCH XIV), die denselben Chor als gestellt für Tragöden und Komöden erwähnen. Die von Bethe ausgesprochene Vermutung, dieser Chor habe nicht bei den Aufführungen, sondern bei einer Prozession mitgewirkt, wird durch eingehende Interpretation der Stelle als irrig erwiesen. An dies sichere Zeugnis, dafs im Jahre 279 ein Chor sowohl in der Tragödie als in der Komödie auftrat, lassen sich andere Nachrichten angliedern. Thatsächlich sprechen unsere besten Gewährsmänner für die Menandrische

1) Der Vortrag wird in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum erscheinen.

Komödie, die lateinischen Traktate des Diomedes und des Liber Glossarum, derselben den Chor nicht ab, sondern sehen in seinem Fehlen ein unterscheidendes Merkmal der lateinischen Komödie von der griechischen. Ebendahin führt eine dunkle Stelle des Euanthius in Verbindung mit der XI. Dübnerschen Aristophanesvita. Nach Ansicht des Vortragenden wurde der Chor in der Komödie beibehalten, sang aber ἐμβόλιμα wie der Tragödienchor in Aristoteles' Zeit, und diese Liedereinlagen fehlten häufig in den späteren Buchtexten. Von der dramatischen Verwendung des Chors geben die *piscatores* im Rudens und vor allem die *advocati* im Poenulus einen Begriff, deren Einführung sehr an die des Chors im aristophanischen Plutos gemahnt.

Daſs alle neuen Komödien einen Chor hatten, hält der Vortragende nicht für sicher, aber für wahrscheinlich.

Zum Schluſs geht der Vortragende ganz kurz auf den Chor des hellenistischen Satyrspiels ein, dessen Vorhandensein besonders gut beglaubigt ist.

Geh. Rat Prof. Dr. Stahl (Münster) wendet sich gegen die Interpretation der delphischen Inschrift: es wäre auffallend, wenn der Chor hier bei der Komödie erwähnt wird, wo er eigentlich kein Chor ist, nicht aber bei der Tragödie, wo er wirklich einer ist. Er hält es auch nicht für unumgänglich notwendig, daſs man in den *Piscatores* und ähnlichen Erscheinungen der plautinischen Komödie den antiken Chor sieht. Der Fortfall des Chores im römischen Drama ist am einfachsten daraus zu erklären, daſs bei den Aufführungen griechischer Stücke in unteritalischen Städten in der That der Chor gefehlt hat.

Geh. Rat Prof. Albert Müller (Hannover) ist dem Vortragenden dankbar wegen der Beschränkung, daſs es in der späteren Zeit wohl hier und da noch einen Chor gegeben hat, aber nicht regelmäſsig. Auch für ihn ist es unmöglich, in den *Advocati, Piscatores* u. s. w. einen Chor zu sehen. Was das spätere Satyrdrama anbetrifft, so können wir uns doch eine Vorstellung davon machen: einmal wird in einer Inschrift ein Satyr im Singular erwähnt, der ein so geringes Honorar bekommt, daſs in dieser Zeit wenigstens der Satyr nichts anderes gewesen sein kann als ein Clown, ein Spaſsmacher.

Prof. Körte erwidert, daſs den Ausgangspunkt für ihn nicht die delphische, sondern die delische Inschrift geboten habe, wo der Chor für Komödie und Tragödie genannt wird. Danach werden wir nun auch die delphische Inschrift beurteilen dürfen.

Geh. Rat Prof. Stahl leugnet die Notwendigkeit, die spätere Inschrift nach der früheren zu interpretieren, und daraus ergeben sich die eben geäufserten Bedenken.

Hierauf berichtet Prof. Dr. v. Duhn (Heidelberg) über „die neuesten Ausgrabungen auf dem römischen Forum".

Tiefgrabungen, die gelegentlich auf dem Forum vorgenommen worden sind, haben uns früher schon die überraschendsten Ergebnisse geliefert. Nachdem jetzt durch den Engländer Phillips die Häuser auf der Westseite des Forums zu Ausgrabungszwecken angekauft sind, hat man mit der systematischen Untersuchung begonnen. Von der *Basilica Aemilia* ausgehend, gräbt man nach dem Kapitol zu, wo zunächst die früher hier aufgehäuften Schuttmassen weggeschafft werden müssen. Da hat sich nun am 10. Januar dieses Jahres ein interessanter Fund ergeben, eine Pflasterung aus schwarzen Steinen, 12 römische Fufs im Geviert, die man sofort nach einer bekannten Stelle des *Festus* als das Grabmal des Romulus angesprochen hat. In den Wein der Begeisterung hat dann zuerst Hülsen Wasser gegossen, indem er auseinandersetzte, dafs das Steinquadrat schon wegen der jammervollen Pflasterung unmöglich ein so altes Monument sein könne; auch liege es dafür viel zu hoch. Nach langem Zaudern hat man sich dann endlich entschlossen, eine Untergrabung der schwarzen Steine zu versuchen, nachdem man sie in Stahlbänder eingefafst hatte.

Nur 1,40 m unter diesem sogenannten *Niger lapis* hat man nun eine Pflasterung aus gelben Tuffquadern gefunden, bedeckt mit einer dünnen Schicht von Kohlen und Brandresten, darunter eine Fülle von Tierknochen, von Rindern, auch Ziegen und Schafen; dazu eine Reihe interessanter archäologischer Kleinfundstücke. Im Juni dieses Jahres sind an derselben Stelle, aber ohne Beziehung zu der schwarzen Pflasterung, 2 Postamente aus Peperin herausgekommen; dieselben sind an der Rückseite miteinander verbunden, lassen vorne aber zwischen sich einen kleinen rechteckigen Platz mit einem kleinen Aufbau, der nach aller Analogie ein kleiner Altar ist. Daneben steht eine oben abgebrochene Stele von gelbem Tuff, konisch und genau in der Form bekannter Grabstelen. Etwas südlich von diesem Cippus endlich wurde ein Inschriftblock gefunden, der oben verstümmelt ist. Da die Zeilen der Bustrophedonschrift senkrecht von oben nach unten und wieder von unten nach oben laufen, so ist der Sinn der Inschrift nicht recht mehr zu erkennen.

Die Buchstabenformen der Inschrift sind aufserordentlich alt, so das geschlossene h = ⊟, das k mit den noch nicht verbundenen

Querhasten = K, das Koppa = Ϙ, Formen, wie sie in der lateinischen Paläographie sonst nur noch zweimal bekannt sind: auf dem *Dvenos*-Gefäfs (6. Jahrh.) und auf einer Goldfibel von Praeneste, deren Inschriftformen ein wenig jünger sind (spätestens um 500). Weiter helfen die bei den Steinmonumenten gefundenen Topfscherben, von denen nach P. Hartwig keine nach 510 datiert werden kann. Unter den Vasenstückchen sind zu bemerken dünnwandige *Bucchero*-Scherben des 7. Jahrhunderts, dann ein Thonrelief, das an die altvolskischen Reliefs erinnert, endlich als jüngstes figürlich bemaltes Stück die Scherbe einer chalkidischen Vase, die nicht jünger ist als die Mitte des 6. Jahrhunderts.

Auch gegenständlich sind die Fundstücke von Interesse. Unter den Bronzesachen trägt vieles den Charakter persönlichen Schmuckes, so Fibeln, ein kleines Armband u. s. w.; aus Terrakotta kommen vor kleine Statuetten, ferner kleine Spinnwirtel, Würfel aus Knochen, Halskettenelemente aus Smalt; aus Bronze auch kleine Statuetten im alten Apollschema in relativ grofser Zahl.

Was war nun hier im Altertum? Zunächst müssen wir die von Lanciani vertretene Ansicht eliminieren, dafs die ganze Zerstörung auf den Gallierbrand zurückgehe und danach das Planum höher gelegt sei. Das geht nicht, weil die Periode zwischen dem Ende der datierbaren Funde und dem Gallierbrande (390) durch keinen einzigen Gegenstand vertreten ist. In den *Notizie* ist auch von italienischer Seite erklärt, die Fundobjekte seien jedenfalls als die Überreste eines einzigen grofsen Sühnopfers zu betrachten: das ist deshalb ganz unmöglich, weil wir deutlich selbst aus dem kurzen Bericht über die Ausgrabung ersehen, dafs es sich hier um successive Dedikationen handelt.

Wir müssen weiter hinaufgehen; und nun ist daran zu erinnern, dafs in derselben Fundschicht eine ganze Anzahl von Stücken schwarzen Steines gefunden worden ist, von derselben Art wie das oben besprochene Paviment. Was die Postamente angeht, so hat man mit Recht gedacht an eine Stelle des Dionys I, 87: es sei da gewesen ein steinerner Löwe, welcher auf dem vornehmsten Platze des Forums nahe den Rostra seinen Platz gehabt habe als Grabmal des Faustulus. Und Varro berichtet vom Grabmal des Romulus *pro rostris*, indem er ihm zwei Löwen zuteilt. Unter den Fundobjekten ist auch ein Löwenkopf vorhanden, derselbe aber leider zu klein, als dafs wir ihn mit den monumentalen Löwen in Verbindung bringen könnten. Im übrigen stimmen die zwei Postamente (für liegende Löwen) mit Varro überein. Ein drittes Grab erwähnt Dionys III, 1: von Hostus Hostilius, dem Grofsvater des

Tullus Hostilius: dies Grab ward früher schon von den Alten mit einer sehr schwer lesbaren, alten Inschriftstele kombiniert. Leider fehlt in unserer Inschrift der zur Identifizierung geforderte Buchstabenkomplex. Wir haben hier also einen Bestattungsplatz berühmter Männer, wie auch wohl auf dem Markte griechischer Städte.

Wie kommt nun unser Platz zu dieser Ehre? Wenn wir die Brandschicht berücksichtigen, so können wir an eine Stelle denken, an der die alten Römer ihre Toten verbrannt haben. Die Nekropolen der Albanerberge und Funde auf stadtrömischem Boden beweisen ja, dafs diese Italikergruppe die Sitte der Totenverbrennung hatte. Dafür sprechen auch die Überreste persönlichen Schmuckes, die sich gelegentlich in der Asche verloren. — Wie ist die Verbrennungsstätte aber in die Entwickelungsgeschichte der Stadt einzuordnen? Dabei müssen wir die Entstehung der ältesten italischen Städte nach dem bestimmten Vorbilde der Pfahlbauten in Rücksicht ziehen. Denn regelmäfsig finden wir in der Nähe, jenseits von Wall und Graben, für die Toten einen besonderen kleinen Pfahlbau, der ebenfalls von Wall und Graben umgeben und durch Brücken zugänglich ist. Die ganze Ansiedelung ruhte ja auf Holz, die Hütten bestehen aus leicht brennbarem Material, und darum mufste auch der Verbrennungsplatz der Toten von der Wohnung der Lebendigen entfernt liegen.

Rom ist nun von der *Roma quadrata* des Palatin ausgegangen. Als in der weiteren Entwickelung die Stadt sich ausdehnte über Velia, Oppius, Cispius, Esquilin, da mufste man auch einen neuen Bestattungsplatz wählen, und man fand ihn hinter der sumpfigen Niederung des Forums, die noch nicht in die alte Stadt einbezogen war. Nehmen wir nun an, dafs in der That die Bewohner der erweiterten Stadt an der besprochenen Stelle des Forums ihre Toten verbrannt haben, so verstehen wir auch, dafs diese Stelle eine litterarisch bezeugte, sakrale Weihe erhielt. Der Gott, der hier hauste, ist Volcanus, der Gott des Feuers, der im Comitium ein Heiligtum hatte. In späterer Zeit ist das Volcanal, das sich auf einem erhöhten Platze befand (die *area Volcani*), scharf geschieden vom Comitium. Im weiteren wird die Rekonstruktion des alten Comitiums durch Hülsen besprochen, von dem der Vortragende nur in der Annahme abweicht, dafs sich das Comitium sehr wohl bis dahin erstreckt haben könne, wo das Forum feucht wurde.

Nun barg das Volcanal in sich allerlei Heiligtümer, besonders Blitzmale, wie an einer Reihe von Stellen gezeigt wird. Dann aber mufste das Grab des Romulus in der Tradition hier fixiert werden, und diese Tradition ist nicht ausgestorben. Das lehrt uns

selbst noch die späte schwarze Pflasterung, wobei wir uns erinnern mögen an den schwarzen Stein im Tempel von Olympia. Auf diese Weise kommen wir thatsächlich wieder zu jener Erklärung zurück, die den sogenannten *Lapis niger* mit der alten Tradition vereinigt. Wir sind also in einer Gegend, die zu den Wahrzeichen des königlichen Roms gehörte. Darum wird sich auch nach der Vertreibung der Könige der Volksunwille hier besonders ausgelassen und alles mit Gewalt zerschmettert haben. Erst in der späteren Zeit, als man wieder anfing mit dem Königtum zu kokettieren, hat man diesen Platz auch wieder mit Pietät angeschaut; daher auch seine späte Neupflasterung.[1])

Im Anschluſs hieran besprach Prof. Dr. F. Skutsch (Breslau) die erwähnte Inschrift. Sie habe namentlich durch die Formen *iouxmenta* = *iumenta* (griech. ζεῦγος) und *iovestod* = *iusto* (vergl. *scelestus* u. dergl.) der Grammatik wertvollen Materialzuwachs gebracht; für andere Disziplinen der Altertumswissenschaft gebe sie so gut wie nichts aus, da die Zertrümmerung des Steins die Möglichkeit ausschlieſse, mehr als einzelne Worte zu verstehen. Selbst *recei*, das man als Dativ zu verstehen pflege, lasse weder einen historischen noch einen religionsgeschichtlichen Schluſs mit Sicherheit zu, da es Infinitiv sein könne. Die Chronologie der Inschrift anlangend bemerkte Redner, daſs es an Vergleichspunkten mit der Manios- und Dvenosinschrift leider fast ganz fehle. Man könne nur etwa daran erinnern, daſs die Forumsinschrift in *-iasias* (Rest eines Adjektivs auf *-arius*) vorrhotacistischen Lautstand, die Dvenosinschrift in *pakari* anscheinend nachrhotacistischen aufweise, jene *c* = *g*, *k* für die Tenuis gebrauche, die Dvenosinschrift *pakari* in *pacari* korrigiere. Damit sei eine gewisse Bestätigung des Ansatzes Forumsinschrift ca. 600, Dvenosinschrift viertes Jahrhundert gewonnen.

Prof. Dr. E. Bormann (Wien) stellt den Antrag, an den italienischen Kultusminister Excellenz Baccelli, dessen Energie und Begeisterung für das klassische Altertum unsere Wissenschaft so viel zu verdanken habe, ein Glückwunschtelegramm zu schicken — wir hätten auch noch eine Dankesschuld von der Kölner Versammlung her abzutragen, die auf ein schmeichelhaftes Anschreiben nicht geantwortet habe. Redner glaubt auch, daſs durch diese Höflichkeit der nicht unbedeutenden Gefahr einer Entfremdung zwischen den deutschen und italienischen Gelehrten vorgebeugt werde.

---

1) Ausführlicher und von den Belegen begleitet ist der Inhalt des Vortrags wiedergegeben in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern IX (1899), 107—120.

Prof. Dr. Wissowa (Halle) spricht sich gegen diesen Vorschlag aus, indem er eine Orientierung über die vorliegenden Verhältnisse giebt. Die offizielle Veröffentlichung der Forumsinschrift hat der italienische Herausgeber Ceci zu allerhand thörichten und taktlosen Ausfällen auf die deutsche Wissenschaft benutzt. Daran hat sich eine heftige Polemik angeschlossen, auch in Tagesblättern. Unter solchen Umständen sei Reserve und Vorsicht geboten, da ein Glückwunschtelegramm als eine Parteinahme der Versammlung für die jungitalienischen Chauvinisten ausgenutzt werden könne und sicher auch ausgenutzt werde. Das Versäumnis von Köln kann uns nicht verpflichten. (Lebhafter Beifall.)

Prof. Dr. E. Schwartz (Strafsburg) erklärt sich mit der gröfsten Entschiedenheit gegen die Absendung des Telegramms wegen der systematischen Ausschliefsung der deutschen Gelehrten.

Prof. Dr. Bormann (Wien) will nur die Thatsachen richtigstellen. Zur Leitung der neuen Forumsausgrabungen wurde eine Kommission eingesetzt aus Italienern mit Zuziehung von Prof. Hülsen. Als nun die merkwürdige Inschrift gefunden wurde, hat Minister Baccelli angeordnet, dafs drei Personen in gröfster Eile, in $1^1/_2$ Wochen, eine vollständige Publikation davon leisten sollten und für diese Zeit auch andere Gelehrte zum Studium der Inschrift nicht zuzulassen seien. Dieser Schritt, der den römischen Gelehrten die Priorität sicherte, ist durchaus begreiflich. Von der Ausschliefsung aber ist nicht blofs der eine deutsche Gelehrte betroffen worden, sondern auch italienische, namentlich die Florentiner, die sich sehr darüber beschwert haben. Bormann kann in der Ausschliefsung keine Gehässigkeit finden und bedauert das Vorgehen Hülsens, der daraufhin aus der Kommission ausgetreten ist. Das deutsche archäologische Institut in Rom ist auf die guten Beziehungen zur italienischen Regierung angewiesen; darum kann kein verständiger Mensch den Kriegszustand wünschen. Offiziell hat die Regierung sich nicht geäufsert, und für die lächerliche Anmafsung Cecis ist sie nicht verantwortlich.

Prof. Dr. F. v. Duhn (Heidelberg) hat persönlich Prof. Bormann gegenüber schon seine grofsen Bedenken ausgesprochen. In dem Falle der Forumsinschrift ist allerdings eine amtliche Kundmachung nicht erfolgt, wohl aber in dem Falle der *Inchiesta sul Museo di Villa Giulio;* denn am Schlusse des Berichtes darüber, in einem amtlichen Aktenstück, ist in absolut unmotivierter Weise die Forderung gestellt, dafs die Regierung in Zukunft den Fremden besser auf die Finger passe und nicht gestatten solle, dafs sie sich an den Untersuchungen und Ausgrabungen beteiligen. Redner hat

dagegen in der Berliner philologischen Wochenschrift öffentlich Einspruch erhoben.

Prof. Dr. R. Reitzenstein (Strafsburg) verzichtet auf das Wort.

Prof. Dr. Bormann zieht seinen Antrag zurück.

Schluſs der Sitzung 12 Uhr 25 Min.

Vierte Sitzung

im Konferenzzimmer des Gymnasiums

Freitag, den 29. September

(vorm. 9 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Ludwig.

Dr. R. Kauer-Wien berichtete über die Ergebnisse seiner Nachkollation des Codex Bembinus[1]) und hob folgende Punkte besonders hervor:

1. Die Scheidung der Hände. Umpfenbachs *corr. rec.* ist vor die Scholienhand, also mindestens ins VI. Jahrhundert zu setzen. Er heifst *Ioviales* und hat den ganzen Kodex einer Korrektur und sorgfältigen Interpunktion unterzogen. Der m^4 wurden jene Korrekturen zugewiesen, welche mit der Interpunktion nicht in der Farbe der Tinte übereinstimmen. Sie steht zeitlich der m^3 *(Ioviales)* sehr nahe.

2. Die Interpunktion des *Ioviales* befolgt strenge, vom Redner auseinandergesetzte Grundsätze und giebt uns vermöge des zeitlichen Ansatzes ein Bild antiker Interpunktionsweise; aufserdem hilft sie an zahlreichen Stellen, den Text festzustellen.

Nach kurzer Diskussion, in welcher Prof. Dr. F. Skutsch-Breslau hervorhob, dafs in Übereinstimmung mit dem vom Vortragenden im Bembinus beobachteten Interpunktionssystem auch bei Cicero die rhythmische Klausel vielfach vor dem Relativsatze fehle, dagegen am Ende desselben gesetzt werde, sprach Prof. Dr. F. Skutsch-Breslau „von lateinischer Wortzusammensetzung". Er begann mit einigen Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Philologie und Linguistik, das noch viel zu wünschen übrig lasse. Die Philologen ignorieren teils die Linguistik noch immer ganz, teils nehmen sie aus ihr, da ihnen die Möglichkeit selbständiger Kontrolle gebricht, gerade das Bedenkliche herüber und bauen darauf wie auf sicherem

1) In ausführlicher Weise wird hierüber Dr. Kauer in den Wiener Studien berichten.

Grunde weiter: die Linguisten aber verkennen vielfach, dafs man erst dann ein Recht hat, eine Erscheinung der lateinischen Grammatik mit Hilfe einer andern, ob auch noch so nahe verwandten Sprache zu erklären, wenn man die Möglichkeiten, die das Latein selbst bietet, erschöpft hat. Gewissermafsen zur Exemplifikation dieser Sätze dienten die folgenden Bemerkungen: 1. *quicumque* = „wer und wann", *quisque* = „und welcher", wodurch sich Bedeutung und Konstruktion der beiden Wörter vollständig erklärt, während das, was gewöhnlich aus dem Gotischen u.s.w. von Linguisten beigebracht und von Philologen acceptiert wird, unser Verständnis nicht im mindesten fördert. 2. *perendie* enthält nicht *perm*, eine ganz hypothetische Nebenform von *per*, sondern zerlegt sich einfach in *per-en-die* „über (das hinaus, was) in 24 Stunden (ist)". Diese Etymologie gab Anlafs, einiges von der Verbindung der Präpositionen mit Adverbien und erstarrten Kasus zu sagen, wobei namentlich *post-modo* „nach bald" und *peregre* „über (das hinaus, was) auf dem Acker (ist)" ihre richtige Deutung empfingen und *in peregre* die nächste Analogie zu *perendie* bot. 3. Die übliche Deutung von *Poplicola* als „Volksfreund" hat eine Reihe zum Teil recht erheblicher Bedenken gegen sich. Da nun auch sonst anscheinende Komposita mit *colere* sich als Deminutiva erweisen, ist es nahegelegt, *Poplicola* als Deminutiv von *pōpulus* zu fassen. An ähnlichen Beinamen, die dann mit dem insigne gentis, dem Wappen zusammenhängen, ist kein Mangel gewesen; die griechische Schreibung *Ποπλικόλας* aber ist natürlich erst der volksetymologischen Umdeutung des Beinamens entsprungen, die auf Valerius Antias zurückgehen mag. 4. Die geographischen Adjectiva vom Typus *Novocomensis Foroiuliensis* werden von der vergleichenden Grammatik als Nachbildung griechischer Komposita mit *o* in der Fuge erklärt. Das ist bei dem Alter und der Art der lateinischen Worte gegen alle Wahrscheinlichkeit. Vielmehr liegen zweifellos Ableitungen vom Ablativ *Novō Comō* u.s.w. vor, der gerade bei geographischen Namen, wie die Itinerarien, die tabula Peutingerana u. a. zeigen können, gewissermafsen der Normalkasus ist. Es vergleicht sich z. B. *Διπόλια* aus *Διὶ πολιεῖ* und vieles Ähnliche.[1])

Zuletzt hielt Dr. W. Crönert-Halle einen Vortrag „über rhythmische und accentuierte Satzschlüsse der griechischen Prosa in ihren Wechselbeziehungen". Auf welche Weise der rhythmische Satzschlufs der griechischen Prosa in den

1) Eine ausführlichere Fassung des Vorstehenden wird im 26. Supplementband der Jahrbücher für klassische Philologie erscheinen.

accentuierten übergegangen sei, ist noch nicht auf eine genügende Weise untersucht worden. Es muſs einmal festgestellt werden, daſs wohl alle Schriftsteller der früheren Kaiserzeit, die einigen Fleiſs auf ihre Rede verwenden, in der Bildung ihrer Satzschlüsse gewisse rhythmische Reihen mehr oder weniger bevorzugen, trochäische, iambische, kretische oder daktylische Maſse, daſs sie auch oft, wie z. B. Philo und Plutarch, gegen die Anhäufung vieler kurzen oder langen Silben eine Abneigung zeigen, daſs sie endlich hin und wieder Neigung zur Isorhythmie besitzen. Des weiteren muſs die früheste Grenze, die man bis jetzt für den accentuierten Satzschluſs angenommen hat, noch um ein Beträchtliches weiter hinausgeschoben werden. Eine genaue Beobachtung ergiebt, daſs Clemens von Alexandreia, Alkiphron, Galen, Tatian, Athenagoras, Apollonios Dyskolos, Appian, Polyän, Arrian und selbst Josephus, der eine in dieser, der andere in jener Weise, eine gewisse Beobachtung des Wortaccentes in den Enden der Kola bemerken lassen. Da nun in diesen verschiedenen Äuſserungen der Berücksichtigung des Accentes der doppelkretische Schluſs (*πάντες ἐφαίνοντο*) die meisten Anhänger aufweist, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daſs sich hier das Meyersche Gesetz vorbereitet. Und nun ist es sehr merkwürdig, daſs eine Reihe von Schriftstellern in beiden Satzschluſsarten bestimmte Besonderheiten zeigen, ein Umstand, der nur durch die Übergangszeit erklärt werden zu können scheint. Wann sie anhebt, läſst sich noch nicht mit Bestimmtheit ausmachen: genug, daſs sie schon bis zu den Flaviern hinanreicht. Bei dieser einschneidenden Neuerung kann man es aber verstehen, daſs sie von einigen Atticisten bekämpft wurde. Und wenn sich auch über diesen Streit, eine späte rhetorische Stelle abgerechnet, kein schriftliches Zeugnis erhalten hat, so zeigt doch eine Prüfung von Aelian und Philostratos, daſs diese beiden Schriftsteller durch eine auffällige Bevorzugung der dem Meyerschen Gesetze widerstrebenden Schlüsse ihren Gegensatz deutlich haben bemerkbar machen wollen, indem sie nämlich vor dem letzten Accente sehr oft keine oder nur eine unbetonte Silbe freiliefsen. Daſs aber diese merkwürdige Erscheinung nur aus der Abneigung gegen die accentuierten Satzschlüsse zu erklären sei, zeigt der byzantinische Geschichtsschreiber Prokop von Cäsarea, der den Zusammenstoſs zweier Accente am Kolonende in noch etwas stärkerem Maſse denn Philostratos zur Anwendung brachte, und dies zu einer Zeit, als der doppeldaktylische Schluſs die meisten oder wenigstens einen sehr groſsen Teil der Schriftsteller zu Anhängern hatte. Werden solche Untersuchungen über den Bau der Satzschlüsse in richtiger Weise unter-

nommen, so müssen sie sowohl für die Feststellung des Textes als auch für die Bestimmung der Verfasserschaft von Wichtigkeit werden. Von der kleinen Ausbeute, welche ein Nachforschen in diesem letzteren Sinne geliefert hat, mag erwähnt werden, daſs die herrschende Meinung, der Nero, der 83. Brief und die erste διάλεξις seien von Philostratos, die zweite aber und die andern Briefe von einem unbekannten Verfasser, durch die Beobachtung der Satzschlüsse als richtig erwiesen wird, daſs ferner die schon längst als pseudojustinisch erkannten ἀποκρίσεις πρὸς τοὺς ὀρθοδόξους entgegen der Weise des Justinus Martyr eine sehr deutliche Bevorzugung des Accentes zeigen, daſs endlich die unter dem Namen des Apollonios von Aphrodisias gehende Schrift περὶ πυρετῶν von dem Peripatetiker zu trennen ist, was denn auch nach einer Vergleichung sprachlicher Eigentümlichkeiten seine Bestätigung findet.

In der sich an den Vortrag anschlieſsenden Diskussion betonte Direktor Dr. J. May-Durlach, daſs man den Rhythmus nicht nur am Schlusse der Periode, sondern auch in deren Innern suchen müsse, wie für Cicero namentlich eine genaue Untersuchung des Orator beweise; gegen ihn wandten sich die Herren Prof. Dr. F. Skutsch-Breslau, Prof. Dr. E. Schwartz-Straſsburg und Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Stahl-Münster, die sich auf den Standpunkt E. Nordens stellten, der den Rhythmus nur am Ende des Satzes annimmt und die rhythmische Gestaltung des Satzinnern verwirft.

Mit einigen Dankesworten des Vorsitzenden an die Schriftführer und die Vortragenden wurden die Verhandlungen der Sektion um 11 Uhr geschlossen.

Die Zahl der in die Listen eingezeichneten Teilnehmer betrug 83.

Pädagogische Sektion

in der Aula der Hauptschule (Dechanatstrafse 4/5).

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 26. September 1899
(Nachmittag 1 Uhr 15 Min. bis 1 Uhr 25 Min.).

Oberschulrat Prof. Dr. Menge aus Oldenburg begrüfste als erster Obmann die Erschienenen und bat um Vorschläge für die Wahl des Vorsitzenden und seines Stellvertreters. Durch Zuruf wurden Oberschulrat Prof. Dr. Menge aus Oldenburg zum ersten Vorsitzenden und Direktor Prof. Dr. Kasten aus Bremen zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Als Schriftführer wurden vom ersten Vorsitzenden Oberlehrer Dr. Dietz aus Bremen und Dr. Capelle aus Clausthal vorgeschlagen und gewählt. Darauf wurden die Tagesordnungen der folgenden Sitzungen festgestellt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 27. September 1899
(Vormittag 9 Uhr 10 Min. bis 10 Uhr 50 Min.).

Vorsitzender: Oberschulrat Prof. Dr. Menge.

Es erhielt das Wort Prof. Dr. Lichtwark aus Hamburg zu seinem Vortrage über „Kunstgeschichte und Kunstanschauung".

Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt in gewissen Grenzen auch für das geistige Gebiet. Wenn der deutsche Schulmeister hinter den Siegen steht, die uns die nationale Einheit gebracht haben, so hat er auch die wirtschaftlichen Schlachten mitgeschlagen, deren Ergebnisse am Ende des Jahrhunderts unsere Nachbarn und uns selber überraschen. Es ist ein stolzes Bewufstsein, dafs wir auch die künftigen Schlachten und die künftigen Siege mit vorzubereiten berufen sind. Wie sich die philologische Energie erst in kriegerische und dann in technische und kaufmännische umgesetzt hat, so hat sie im kommenden Geschlecht die Gestalt ästhetischer Energie anzunehmen. Denn nachdem wir erst

die politische, dann die wirtschaftliche Unabhängigkeit und Macht errungen haben, bleibt uns jetzt noch eine dritte Staffel zu erklimmen, die kulturelle Selbständigkeit.

Das ist die grofse Aufgabe der nächsten Zeit. Sie wird vielfach verkannt und unterschätzt aus Unkenntnis und Chauvinismus. Aber solange unsere Gebildeten und Gelehrten nur ausnahmsweise ihre Muttersprache wirklich lieben, in ihr leben und sie beherrschen, solange wir in der Kleidung und Einrichtung von England und Frankreich abhängig sind, solange unsere industrielle Produktion auf allen Gebieten, wo es auf ein erzogenes Auge, auf ästhetische Energie ankommt, der unserer Nachbarn nicht gleichkommt, geschweige denn ihr überlegen ist, dürfen wir die Blicke von diesem dunkeln Punkt unserer Existenz nicht abwenden.

Auch die Schule ist berufen, ihr Teil zur Erweckung der ästhetischen Energie beizutragen, und es ist eine Freude, zu beobachten, wie willig, ja wie begeistert die Lehrerschaft diese grofse Aufgabe ins Auge fafst.

Es gilt nun den richtigen Weg einzuschlagen. Nicht in der Theorie — die Theorie ist immer in Ordnung —, sondern in der Praxis.

Es sind in der letzten Generation bereits zahlreiche Versuche gemacht worden, wir haben Lehrbücher aller Art die Hülle und Fülle. Soweit sie den Zeichenunterricht angehen, den ich hier nur streifen darf, scheinen sie mehr oder minder an dem Mangel zu leiden, dafs sie die Empfindung nicht wecken. Die Versuche, die Kunstgeschichte in den Lehrplan einzuführen, sind samt und sonders zum Scheitern verurteilt, weil alle Voraussetzungen fehlen, die eine gesunde Pädagogik nicht umgehen darf: man übersieht, dafs auch hier eine Elementarbildung nötig ist. Wenn das Kind mit zwölf oder vierzehn Jahren plötzlich vor eine Sammlung Photographien nach Raffael oder Michelangelo gestellt wird, ist es absolut unfähig, die Kunst, die sich darin ausspricht, zu erfassen, und vor den Originalen würde es ihm nicht besser gehen. Seinen Lehrern in den allermeisten Fällen auch nicht. So kommt es auf Wort- und Meinungswissen hinaus, das Traurigste, Thörichtste und Schädlichste, was die Pädagogik kennt.

Es wird allgemein unterschätzt, wie lange und unermüdlich das Auge Natur und Kunst gesehen haben mufs, um ein grofses Kunstwerk aufnehmen zu können. Mit der elementaren Erziehung des Auges mufs jede künstlerische Bildung einsetzen. Wie überall in der Erziehung ist das Ziel der Bildung des Auges die gröfstmögliche Entwickelung der physischen Kraft und die Erzielung

einer hohen Qualität der Leistung. Wie rasch wird heute das Auge des Durchschnittsgebildeten müde, wie wenig vermag es, bei der Beobachtung auszuharren, wie stumpf ist seine Empfindung für Gut und Böse! Nach meiner Erfahrung haben selbst die Lehrer, namentlich die Philologen, die nicht wie die Naturwissenschaftler mit den Augen zu arbeiten gewohnt sind, nur selten eine Ahnung, wieviel Geduld, Mühe, Energie und Zeit dazu gehört, das Auge zu den einfachsten Leistungen zu bringen.

Es gilt deshalb, die Grundlagen der Elementarbildung zu suchen.

Sie können nicht in einem Fache gegeben werden. Neben dem Zeichenunterricht spielt für die künstlerische Erziehung des Auges die Naturgeschichte eine sehr grofse Rolle. Hier wird die mechanische Kraft im Beobachten geübt, hier kann auch die ästhetische angeregt werden bei der Betrachtung der Form und Farbe, nicht nur in der Botanik, ebensosehr in der Zoologie. Ich weifs, man wird lächeln, dafs der Lehrer der Botanik der Kunstbetrachtung in die Hände arbeiten soll, denn soweit meine Erfahrung und Beobachtung reicht, fehlt es unserer modernen Schule gerade auf diesem Gebiet. Jedes Fach scheint etwas für sich Passierendes zu sein, gleichgiltig, wenn nicht feindlich gegen jedes andere.

Ist das Auge soweit geübt, dafs es vor ein Kunstwerk geführt werden kann, so beginnt eine neue Schwierigkeit. Womit soll angefangen werden? Allgemein üblich scheint die Einführung in die italienische Kunst.

Die theoretische Pädagogik mufs dazu den Kopf schütteln. Ein Kunstwerk kann nur im Original genossen werden. Das Kind kann nur ein einzelnes Kunstwerk erfassen, nicht die Kunst einer Epoche. Das Kind kann an Stichen und Photographien nichts lernen. Ihm ist das Ausländische fern und fremd. Es soll vom Nahen zum Fernen geführt werden.

Die Frage, womit begonnen werden soll, läfst sich nur als Lokalfrage lösen. Sie wird in München anders beantwortet werden müssen als in Frankfurt oder Bremen.

Überall mufs als Ziel gelten, dafs das Kind auf die bedeutendsten in der nächsten Heimat vorhandenen Kunstwerke hingewiesen wird, und dafs es die Methode lernt, sie zu sehen und zu fühlen. Vor allem mufs die Jugend in die Kunstwerke eingeführt werden, die dem Boden der Heimat entsprossen sind. Kommt es darüber nicht dazu, die Antike oder die italienische Kunst kennen zu lernen, so ist das weniger schädlich, als wenn es auf dem Umweg über

Griechenland und Italien nicht in die Heimat gelangt. Dies gilt für alle Schulen, auch fürs Gymnasium. Dafs ich für die höhere Bildung die Beschäftigung mit der alten und der italienischen Kunst unerläfslich halte, brauche ich nicht zu betonen.

Neben der heimatlichen Kunst, die dem Münchener, dem Nürnberger, dem Berliner zuerst nahezuführen ist, mufs die deutsche stehen. Schongauer, Dürer, Holbein müssen uns so lieb und vertraut sein wie unsere grofsen Dichter und Musiker. Es ist ein Glück für uns, dafs die Stiche und Holzschnitte, in denen ihr Hauptwerk ruht, im Faksimile billig reproduziert werden können.

Wir haben in Hamburg auf diesem Gebiet Versuche gemacht. Es sind mit den Kindern die bedeutendsten Werke älterer und neuerer Hamburgischer Maler betrachtet worden. Die Kunsthalle giebt eine Reihe von reich illustrierten Monographien über hamburgische Maler heraus, für die reifere Jugend und fürs Haus bestimmt.

Die Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde stellt sehr wohlfeile Ausgaben der Hauptwerke Dürers und Holbeins für Schule und Haus her. Dürers Marienleben, Holbeins Bilder des Todes stehen in den Hausbibliotheken bei uns neben Schiller und Goethe.

Bei dem Zuge der internationalen Ausgleichung und des Austausches, der durch die Welt geht, haben wir innerhalb des einzelnen Volkes das Nationale zu suchen und zu stärken. Das ist besonders die Pflicht der Deutschen, die seit Jahrhunderten das Beste, was sie besafsen, geringgeschätzt haben. Die Strafe ist nicht ausgeblieben. Von dem Moment ab, wo wir die Kunst des Auslandes nachzuahmen beginnen, können sich unsere Genies und Talente nicht entwickeln. Von Holbeins Tode bis in unser Jahrhundert sind alle die Begabungen, die Deutschland erzeugt hat, zu Grunde gegangen. Es wäre thöricht, anzunehmen, dafs wir aufser Schlüter keine mehr erzeugt hätten. Wo ein ehemaliges Glied des Reiches, wie Holland, sich selbständig und kulturell unabhängig machte, schossen die Genies und Talente zu einem dichten Walde empor. Das war für uns nicht nur ein ideeller, sondern ein wirtschaftlicher Verlust von unberechenbarer Gröfse. Nichts ist ökonomisch so wertvoll wie das malerische Genie, das sein Volk auf eine höhere Stufe des Geschmacks und der künstlerischen Bedürfnisse erhebt. Dafür mufs das deutsche Volk aber erst fähig gemacht werden. Im neunzehnten Jahrhundert hat es seine Aufgabe von Geschlecht zu Geschlecht im Kampf gegen den Genius gesucht und ist von Geschlecht zu Geschlecht unterlegen.

An den Vortrag schloſs sich eine Lehrprobe[1]) mit Schülern der Untersekunda der Oberrealschule in Bremen, in der mehrere Blätter aus Dürers Marienleben nach der Schulausgabe der Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde behandelt wurden. Eine Diskussion fand nicht statt.

Darauf sprach Gymnasialdirektor F. Schneider aus Friedeberg Nm. über das Thema: „Ist die Erlernung des Duals in der griechischen Formenlehre wirklich entbehrlich?“

Redner hat im Anschluſs an die Grammatik von Franke-Bamberg den Dual stets mitlernen lassen und zwar zwischen Singular und Plural. Durch Schüler, die von anderen Anstalten in sein Gymnasium eintraten, wurde er darauf aufmerksam, daſs das nicht überall geschieht. Seiner Ansicht nach ist die Erlernung des Duals aus folgenden Gründen zu empfehlen:

1. Die Mühe des Mitlernens des Duals ist für den Tertianer äuſserst gering und wird im Laufe des Schuljahres als Mehrarbeit überhaupt nicht empfunden.
2. Die Schüler lernen damit eine eigentümliche Spracherscheinung kennen, die um so interessanter ist, als sie auch in lebenden Sprachen, z. B. im Russischen noch vorkommt.
3. Die Formen des Duals des Verbums unterstützen den Schüler in der richtigen Auffassung des Konjunktivs und Optativs.
4. Die Formen des Duals sind auch vom Verbum selbst in der Prosa so häufig, daſs ihre Kenntnis nicht entbehrlich ist.
5. Bei Homer sind die Dualformen nicht bloſs des Nomens, sondern auch des Verbums so gewöhnlich, daſs es doch geradezu als ein Widersinn bezeichnet werden müſste, wollte man die Schüler ohne die Kenntnis derselben an diese Lektüre herantreten lassen, denn die jedesmalige Erklärung derselben, wenn sie vorkommen, erschwert die Lektüre unnötig.
6. Der Gedanke, den Dual in U II nachlernen zu lassen, ist einmal deshalb als unpraktisch zurückzuweisen, weil die Schüler ihn nun nicht mehr so sicher in das Schema einfügen werden, als wenn sie ihn in III gleich mitlernen, und weil zweitens das griechische Pensum in U II so umfangreich und schwierig ist, daſs jede Vermehrung desselben auf das entschiedenste zurückgewiesen werden muſs.

An der Diskussion beteiligten sich Prof. Dr. Vollbrecht aus Altona, Rektor Dr. Lechner aus Nürnberg, Landesschulinspektor

---

1) Die Lehrprobe erscheint in den „Lehrproben und Lehrgängen“ von Fries & Menge, Halle a. S.

Dworski aus Lemberg, Gymnasialrektor Dr. Hirzel aus Ulm, Direktor Dr. Schulze aus Berlin und der Vorsitzende. Alle Redner waren mit dem Vortragenden einverstanden, nur wollte Prof. Vollbrecht den Dual hinter den Plural gestellt und dann gelernt wissen, wenn er in der Lektüre erscheint.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 28. September 1899
(vorm. 9 Uhr 10 Min. bis 12 Uhr 20 Min.).

Vorsitzender: Direktor Prof. Dr. Kasten.

Es sprach Direktor Dr. Schlee aus Altona über „Die Reformschule und der Unterricht in den Sprachen".

Der Redner erklärte zunächst, es sei nicht seine Absicht, die Gegner zu überzeugen, wozu rein theoretische Darlegung nicht genüge. Für eine schnellere Ausbreitung der Reformschule als die der letzten Jahre zu agitieren halte er in Rücksicht auf die vorhandenen Lehrkräfte nicht einmal für zweckmäfsig. Er werde daher nicht von den schulpolitischen Gründen, welche mit Notwendigkeit zur einheitlichen Gestaltung der unteren Klassen führten, und werde nicht von den bisherigen Erfolgen sprechen. Auch wolle er keine besonderen didaktischen Künste und Methoden mitteilen; denn der Anfang des lateinischen Unterrichts sei ja gerade der Tertia viel angemessener als der Sexta, und ein tüchtiger Lehrer, wie die Erfahrung zeige, finde leicht das rechte Verfahren. Hier auf der Philologenversammlung wolle er von der Stellung der Reformschule zum gesamten Sprachunterricht reden.

Der zum Teil erbitterte Kampf der Vertreter der alten Sprachen gegen die Reformschule scheine ihm nicht berechtigt. Diese solle freilich die Ausdehnung des altsprachlichen Unterrichts auf die, welche aus demselben den rechten Gewinn nicht ziehen wollten oder nicht könnten, möglichst verhindern, keineswegs aber seine Bedeutung und Wirkung vermindern. Wenn sie den Lehrern des Lateinischen die Arbeit an den unteren Klassen abnehme, so verstärke sie dagegen ihre Wirksamkeit in den viel wichtigeren oberen Klassen. Für die Reform-Realgymnasien sei der Beweis geliefert und seit 1890 von der Königl. Schulverwaltung öffentlich anerkannt, dafs ihre Leistungen im Lateinischen mindestens hinter denen des alten Planes nicht zurückstehen, so dafs auch Tacitus und Horaz mit befriedigendem Erfolg gelesen würden. Für die Gymnasien folge das entsprechende Ergebnis durch Analogieschlufs, es sei an dem

Frankfurter Gymnasium aber auch thatsächlich bis zur Prima bereits nachgewiesen. Für das Griechische aber gelte dieselbe pädagogische Mathematik, dafs viermal acht soviel giebt wie sechsmal sechs. Der wichtigste Einwand gegen die Hinaufschiebung des lateinischen Unterrichts sei aber der angebliche Mangel an „formaler Bildung" oder, wie es jetzt heifse, an „sprachlich-logischer Schulung", welche durch die lateinische Grammatik und das lateinische Exercitium vermittelt würde. Indes die Meinung, dafs die Ausdrucksformen der lateinischen Sprache logischer als die deutschen seien, lasse sich leicht widerlegen, und die grammatischen Kenntnisse begründeten nicht eine allgemeine formale oder logische Bildung, sondern nur Sicherheit in dem Verständnis und in dem Gebrauch der Sprache. Darum werde auf die Grammatik auch in der Reformschule grofses Gewicht gelegt, aber Grammatik nur um der Sprache willen, nicht die Sprache um der Grammatik willen getrieben. Je wissenschaftlicher das geschehen könne, desto besser. Die Wortkunde müsse von der Grundbedeutung ausgehen und etymologisch zusammenstellen, die Syntax induktiv und sprachvergleichend behandelt, dann aber möglichst bald nach einem rationalen System, welches den gebräuchlichen Grammatiken fast ganz fehle, zusammengefafst werden. Das sei aber alles nur bei einem späteren Anfang des lateinischen Unterrichts möglich. Die lateinischen Exercitien seien zur Einübung und Sicherung der grammatischen Kenntnisse unentbehrlich, aber nicht Zielleistung, sondern nur Mittel. An Zeit für dieselben fehle es in Prima dem Reformgymnasium weniger als den alten Gymnasien, aber sie beeinträchtigten die Lektüre. Gerade die Lektüre gebe fortwährend zu sprachlich-logischen Überlegungen Veranlassung, indem sie nötige, auf den Zusammenhang der Gedanken einzugehen (was der Redner an Beispielen nachwies), und Gelegenheit gebe, die Schüler über das Kramen mit Worten zur Sache selbst zu führen.

Das grammatische Verständnis überhaupt müsse durch den deutschen Unterricht begründet werden, da der Schüler in der Muttersprache durchs Sprachgefühl und intuitiv die Sprachformen bereits innehabe. Diese müfsten jedoch ins grammatische Verständnis, das durch die Anwendung in den fremden Sprachen geschärft und gesichert würde, erhoben und in methodischem Fortschritt zu einer mit einer vollständigen Satzlehre in Quarta abschliefsenden systematischen Übersicht gebracht werden. Auf Grund derselben könne dann in Tertia der lateinische Unterricht die Syntax gleich mit der Einübung der Formenlehre verbinden und sprachvergleichend die inhaltlich verwandten Ausdrucksformen zusammenstellen.

Die modernen Fremdsprachen sollten keineswegs die alten verdrängen und zum Teil ersetzen. Die neueren Sprachen würden nur gelehrt, damit sie verstanden und richtig gebraucht werden könnten. Als Grundlagen wissenschaftlicher Bildung und des Studiums seien nach den beiden Seiten der Geistesbildung nur die beiden Gruppen der alten Sprachen und der Naturwissenschaften mit der Mathematik anzusehen. Dem Unterricht sei in den unteren Klassen eine sichere grammatische Grundlage zu geben, nicht zur logischen Schulung, sondern zur Erleichterung und Sicherung des Unterrichts. Auch der mündliche Gebrauch sei reichlich von unten auf zu üben. In dem Reformgymnasium könne Französisch nach der Abschlufsprüfung wegfallen und durch Englisch ersetzt werden. In den oberen Klassen der Reform-Realgymnasien müsse man suchen den Unterricht ähnlich der deutschen Lektüre unter ausschliefslichem Gebrauch der bezüglichen Fremdsprache zu geben.

Nachdem der Vorsitzende dem Redner im Namen der Versammlung gedankt hatte, schlug er vor, erst den folgenden Vortrag anzuhören und die Debatte an beide gemeinsam anzuknüpfen. Da die Versammlung diesem Vorschlage zustimmte, erhielt nunmehr Prof. Hornemann aus Hannover das Wort zu seinem Vortrage: „Gedanken über Wesen und Organisation des Gymnasiums in unserer Zeit".

Die jüngste Phase der Schulreformbewegung unterscheidet sich von den früheren dadurch, dafs sich die moderne Naturwissenschaft auch der Schulfrage bemächtigt hat. Die Anthropologie sucht dieselbe im Zusammenhange mit der sozialen Frage prinzipiell zu lösen. Die neuen Gesichtspunkte, welche diese Versuche darbieten, müssen wir mitbenutzen, um das Wesen und die Organisation des Gymnasiums richtig zu bestimmen.

Das Gymnasium ist — so läfst sich das Ergebnis seiner bisherigen Entwickelung formulieren — die allgemein bildende Lehranstalt, die für Universitätsstudien vorbereitet, oder vielmehr für wissenschaftliche Fachstudien, wie sie auf der Universität gepflegt werden; denn es sind auch andere der Universität gleichstehende wissenschaftliche Bildungsanstalten denkbar bezw. schon vorhanden.

Wenn dies richtig ist, so haben die Bildungsstoffe, welche das Gymnasium bearbeitet, mit dessen Wesen zunächst nichts zu thun. Vielmehr folgt der Inhalt der Gymnasialbildung erst daraus, dafs sich das Gymnasium als wissenschaftliche Vorbildungsschule natürlich nach dem Gesamtcharakter der Wissenschaft richten mufs.

Die Wissenschaft unserer Zeit ist aber, abgesehen von dem allgemeinen Charakter aller Wissenschaft, durch zwei Merkmale

ausgezeichnet: sie ist erstens induktiv und zweitens durch und durch historisch oder, wenn man den Ausdruck vorzieht, genetisch. Daher kann das Gymnasium seinen Stoff, die allgemeine Bildung unserer Zeit, nicht anders als genetisch erfassen, d. h. es mufs alle Hauptbestandteile der europäischen Allgemeinbildung, die im Laufe der Geschichte ineinander und mit dem deutschen Geiste verwachsen sind, in seinen Unterricht aufnehmen und zuletzt seine Zöglinge mit einer Vorstellung davon entlassen, dafs und wie die Bildung unserer Zeit geschichtlich geworden ist.

Diesem historischen Grundcharakter entsprach schon die Organisation, welche H. L. Ahrens im Jahre 1849 dem Lyceum I zu Hannover gab. Er nahm alle dazu erforderlichen Lehrstoffe ohne Bedenken in den Lehrplan auf, das Englische nicht ausgeschlossen. Heutzutage ist einerseits diese Sprache in Deutschland meist auf fakultativen Unterricht zurückgedrängt, anderseits ist das Griechische im Gymnasium ernstlich gefährdet. Allerdings ist anzuerkennen, dafs das klassische Altertum nicht mehr allein oder vorzugsweise der Stoff wissenschaftlicher Vorbildung ist, aber als Teil der historisch gewordenen modernen Allgemeinbildung ist es doch noch einer ihrer Hauptstoffe; vor allem ist gerade am Griechentum entschieden festzuhalten und seine Einwirkung auf unsere Jugend möglichst zu vertiefen und zu verstärken.

Dies letztere ist ohne Erhöhung der Stundenzahl des Griechischen möglich durch Erneuerung der Ahrensschen Methode. Deren Hauptgrundsätze sind: 1. die Schüler zuerst in einen der griechischen Schriftsteller — Homer — sich einlesen zu lassen (rezeptive Spracherlernung), dann erst produktiven Unterricht mit Übersetzungen aus dem Deutschen zu beginnen, 2. die Erlernung der griechischen Formenlehre durch Formenverständnis mit Hilfe der Ergebnisse der Sprachwissenschaft zu erleichtern und zu vertiefen. Dieses Verfahren ist in einer langen Praxis am Lyceum I zu Hannover erprobt.

Das Gymnasium ist jedoch nicht blofs eine Bildungsanstalt, es hat auch als „Auslesemechanismus“ im Sinne der modernen Anthropologie zu wirken. Denn die Ständegliederung unserer Zeit wird durch Beruf und Berufsbildung bewirkt; und da der Eintritt in die akademischen Studien von der Abschlufsprüfung des Gymnasiums abhängt, so hat dieses zu bestimmen, wer in den Kreis der leitenden Berufsklassen eintreten soll, wer nicht. Bisher hat es diese Aufgabe im allgemeinen richtig erfüllt. Es hat sehr viele weniger geeignete Elemente abgestofsen; denn nur etwa 41 Prozent der in Sexta eingetretenen Schüler ist zu dem Reifezeugnisse gelangt, die übrigen 59 Prozent sind vorher abgegangen. Es hat

ferner die meisten ($63^1/_3$ Prozent) der vor dem Ende des Schulkursus abgegangenen Schüler früh genug entlassen, um ihnen den Eintritt in eine andere, für sie besser geeignete Bildungsanstalt nicht zu verschliefsen; nur etwa $36^2/_3$ Prozent sind aus Sekunda und Prima abgegangen, davon nur jährlich 5 im Durchschnitt aus IIb mit dem Einjährigenschein. Wenn diese Zahlen, die aus den Schülerlisten des Lyceums I über die letzten 10 Jahre ausgezogen sind, sich als allgemein giltig erweisen, so giebt es also am Gymnasium keinen Einschnitt nach der IIb, und man darf nicht blofs aus pädagogischen, sondern auch aus sozialen Gründen das Lateinische nicht aus den Klassen von VI—IV entfernen, das Griechische nicht über IIIb hinaufschieben. Denn in den drei unteren Klassen ist das Lateinische allein das entscheidende Mittel der Auslese, in den beiden Tertien das Griechische wenigstens eines neben anderen. Endlich hat die Auslese des Gymnasiums bisher im allgemeinen wirklich die minder geeigneten Elemente ausgeschieden; das bestätigt, soweit es bisher möglich war, auch die anthropologische Wissenschaft. Jede Schulreform mufs danach streben, diese auslesende Thätigkeit nicht zu hemmen oder gar aufzuheben. Dieses Ziel erreicht man aber am sichersten, wenn man das Gymnasium, unbeirrt durch die Angriffe von rechts und links, so vollkommen wie möglich seinem Bildungszwecke gemäfs gestaltet.

Der Vortrag sollte nun die Grundzüge einer solchen Organisation des Gymnasiums darlegen, aber die vorgerückte Zeit hinderte die Ausführung dieser Absicht. Der zweite Teil des Vortrages war in den Thesen 6—13 zusammengefafst, die wenigstens eine ungefähre Vorstellung von seinem Inhalt vermitteln können.

Die Thesen, die Prof. Hornemann aufgestellt hatte und die sich in den Händen der Versammlung befanden, sind folgende:

I. Das Wesen des Gymnasiums.

1. Das Wesen des Gymnasiums wird nicht durch die Unterrichtsstoffe bestimmt, die es verarbeitet, sondern durch seine geschichtlich gewordene Stellung im Bildungswesen unserer Zeit. Es ist die allgemein bildende Lehranstalt, welche zu wissenschaftlichen Fachstudien, wie sie auf der Universität betrieben werden, vorbereitet.
2. Die Hauptgesetze der Entwickelung des Gymnasiums sind:
   a) es mufs sich nach dem Gesamtcharakter der Wissenschaft weiterbilden,
   b) es mufs alle Hauptbestandteile der allgemeinen Bildung in sich aufnehmen und verarbeiten.

3. Die allgemeine Bildung unserer Zeit beruht nicht mehr allein oder vorzugsweise auf dem klassischen Altertum, doch ist dasselbe auch heute noch einer ihrer Hauptbestandteile. Das Griechische darf aus dem Lehrplane des Gymnasiums nicht entfernt werden, vielmehr ist darauf hinzuarbeiten, dafs die Einwirkung griechischen Geistes auf die Schüler verstärkt und vertieft werde.
4. Das Gymnasium hat die soziale Aufgabe, als „Auslesemechanismus" im Sinne der modernen Anthropologie zu wirken. Dies geschieht von selbst in der richtigen Weise, wenn es für seine Bildungsaufgabe zweckmäfsig gestaltet wird.

II. Die Organisation des Gymnasiums.

5. Verbindet man das Gymnasium nach Art des Frankfurter Systems mit den andern Hauptarten höherer Lehranstalten, so kann es weder als Bildungsanstalt noch als Auslesemechanismus seine Aufgabe erfüllen.
6. Das Gymnasium ist von Sexta bis Prima als ein einheitlicher Organismus und nur nach pädagogischen Rücksichten zu gestalten. Die Abschlufsprüfung nach dem sechsten Jahreskursus ist zu beseitigen, die Berechtigung zum einjährigen Heeresdienst an die Primareife zu knüpfen.
7. Die bildende Kraft des lateinischen Unterrichts wirkt vorzugsweise in den unteren und mittleren Klassen, die des griechischen vorzugsweise in den oberen. Daher kann jener in Prima zurücktreten.
8. Eine Vereinfachung des Unterrichts wird durch die Vielheit der Lehrgegenstände dringend gefordert, sie ist aber durch Verringerung des Stoffes innerhalb der Lehrfächer, nicht durch Beseitigung eines Teiles derselben zu erstreben.
9. Dem Geiste unserer Zeit entspricht eine Konzentration des gesamten Lehrstoffes nach zwei Gesichtspunkten:
   a) aller Unterrichtsstoff ist in Zusammenhang mit dem Werdegange der europäischen Kultur zu bringen,
   b) in allen Stoffgebieten ist zuletzt einer vorläufigen Zusammenfassung zum System zuzustreben.

   Um den grammatischen Lehrstoff zu konzentrieren, empfiehlt sich die Einführung von Parallelgrammatiken.
10. Die Methode des Gymnasiums erhält ihre innere Einheit durch die Aufgabe, zu wissenschaftlichem Denken vorzubilden. Dadurch unterscheidet sich das Gymnasium schon auf der Unterstufe von der Realschule.

11. Da mit dem Eintritt in die Prima eine bestimmtere Neigung der Schüler für den einen oder anderen Hauptzweig der Bildung hervorzutreten pflegt, so ist in dieser Klasse jedem Einzelnen zu tieferer und umfassenderer Arbeit in seinem Lieblingsfache Gelegenheit zu geben. Dadurch wird zugleich eine straffere Konzentration der Arbeit für jeden Schüler und eine bessere Vorbereitung für das wissenschaftliche Fachstudium möglich.
12. Hygienische Untersuchungen von Schulkindern, insbesondere auch Ermüdungsmessungen, haben für die Organisation des Gymnasiums grofse Bedeutung; sie sind daher weiter auszubilden und möglichst auf alle Schüler höherer Lehranstalten auszudehnen. Es ist wünschenswert, dafs an allen höheren Schulen Schulärzte angestellt werden.
13. Die Festlegung der allgemeinen Richtlinien für die Organisation des Gymnasiums fällt dem Staate zu, die Ausgestaltung des Lehrplanes im einzelnen ist — natürlich unter Oberaufsicht des Staates — Recht und Pflicht der Lehrerkollegien.

Nachdem der Vorsitzende dem Redner im Namen der Versammlung gedankt hatte, eröffnete er die Diskussion, die nach seinem Vorschlage auf die These 5 beschränkt wurde.

Zuerst ergriff das Wort Direktor Dr. Reinhardt-Frankfurt. Er hält es für sehr bedenklich, dafs 59 Prozent der Schüler das Gymnasium verlassen, ohne dafs sie dessen Ziel erreicht haben; für sie müsse auch gesorgt werden. Das Gymnasium müsse die Möglichkeit bieten, dafs diese Schüler rechtzeitig eine andere Unterrichtsanstalt aufsuchen können. Auch sei es einseitig, wenn die Auslese am Gymnasium nur durch das Latein bestimmt werde; das dürfe nur durch mehrere Fächer geschehen; überdies trete am Reformgymnasium diese Auslese in U III ja noch ein. Die Entwickelung unseres höheren Schulwesens habe drei Arten von höheren Schulen hervorgebracht, diese müfsten gleichberechtigt nebeneinander stehen, es ginge nicht an, sie zu verschmelzen. Es sei nötig, dafs der Schüler in einem Fach wissenschaftlich arbeiten lerne, dann werde er sich auch in anderen zurechtfinden. Eine gewisse Einseitigkeit mache die Menschen bescheiden, sie sei besser als Vielwisserei. Daher solle alles so bleiben, wie es jetzt ist; aber bis zu einer bestimmten Stufe müsse der Unterbau für alle höheren Schulen gleich sein; das sei eine Wohlthat für kleinere Orte, auch in finanzieller Beziehung. Das Gymnasium müsse sehen, wie es mit sechs Jahren für die alten Sprachen auskomme; er glaube, es könne damit dasselbe leisten wie bisher.

Rektor Dr. Hirzel-Ulm bedauert, dafs kein Versuch gemacht worden ist, die Bedenken gegen das Hinaufschieben der alten Sprachen zu widerlegen. In Württemberg und Bayern habe man damit keine guten Erfahrungen gemacht; die drei Jahre in den Unterklassen brauche das Gymnasium, damit der Schüler sich in die lateinische Sprache einlebe, in sechs Jahren werde nur eine Treibhausbildung erzielt. Von der allgemeinen Einführung des Reformgymnasiums befürchtet Redner den Niedergang der klassischen Studien und den Untergang des Griechischen. Aber auch die These Hornemanns, dafs das Gymnasium eine allgemeine Bildung vermitteln solle, sei falsch; die jetzige Vielheit der Fächer schade dem Gymnasium, sein Lehrplan müsse zurückrevidiert werden.

Geh. Rat Dr. Wendt-Karlsruhe: Das Latein darf aus VI nicht verdrängt werden; denn es macht dem Sextaner die gröfste Freude. Das Französische kann das Latein nicht ersetzen, am wenigsten wenn man darauf ausgeht, dafs der Schüler „parlieren" lernt. Auch aus patriotischen Gründen ist er gegen das Französische als erste fremde Sprache.

Direktor Schneider-Friedeberg Nm. wendet sich gegen die Auffassung Hornemanns von der Auslese; seine Erfahrungen stehen damit im Widerspruch.

Direktor Dr. Schlee-Altona: Auf pädagogischem Gebiete könne im Gegensatze zu der gewöhnlichen Arithmetik $4 \times 8 = 6 \times 6$ sein, es könne auch auf den Reformanstalten das Gleiche geleistet werden wie nach dem alten Lehrplane. Die Grundlagen für wissenschaftliche Arbeit hätten die alten Sprachen, die Mathematik und die Naturwissenschaften zu bilden. Die Auslese Hornemanns könne man auch an Realanstalten haben. Die „mechanischen" Köpfe würden auch durch das lateinische Extemporale nicht ausgeschieden.

Direktor Dr. Schulze-Berlin: Das Gymnasium mufs eine allgemeine Bildung vermitteln, sonst erklärt es seinen Bankerott. Er billigt die Lehrpläne von 1892 und wünscht weiteren Ausbau in dieser Richtung. Nur wenn das Gymnasium auf allgemeine Bildung verzichtet, haben Realgymnasium und Oberrealschule Berechtigung.

Prof. Hornemann-Hannover: Sein Gesetz von der Auslese sei falsch verstanden worden; sie müsse gleichsam blind sein, nicht der Lehrer, sondern das Fach lese aus. Auch er ist der Meinung, das Gymnasium müsse eine allgemeine Bildung in ihren Hauptbestandteilen vermitteln, es dürfe keine Fachschule sein.

Direktor Reinhardt-Frankfurt a. M. meint, die Dreiteilung unserer höheren Schulen sei kein Schade. Allgemeine Bildung sei

recht gut denkbar ohne Griechisch; man brauche nur an Moltke und Gottfried Keller zu denken. Die Bildungselemente des Griechischen kämen auch denen zu gute, die es nicht gelernt hätten. Patriotische Gründe, auf die Geh. Rat Wendt hingewiesen habe, kämen hier nicht in Frage.

Prof. Schmeding-Duisburg erklärt sich gegen den Mifsbrauch, der nach seiner Meinung mit dem Begriffe der formalen Bildung getrieben werde.

Rektor Prof. Dr. Böttcher-Leipzig: Die Schule darf nicht einseitig sein, sondern mufs die verschiedenen Geisteskräfte entwickeln. Die verschiedenen Wissenschaften stellen verschiedene Anforderungen; wir müssen nicht nur abstrakt, sondern auch gegenständlich denken lernen.

Prof. Dr. Lehmann-Berlin weist auf die Bedeutung des deutschen Unterrichts für die höheren Schulen hin. Der Streit zwischen den alten und den neueren Sprachen sei gar nicht mehr zeitgemäfs. Wir müfsten unsere deutsche Kultur verstehen lernen, daher müsse das Deutsche den Ausgleich bringen. Freilich müsse die Jugend auch die Quellen unserer Kultur kennen lernen, also die antiken Schriftsteller. Deshalb sei, geschichtlich betrachtet, es richtig, mit den alten Sprachen den Unterricht zu beginnen; aus schulpolitischen Gründen könne man wohl anders entscheiden. Man möge vorläufig die verschiedenen Schulgattungen gewähren lassen.

Direktor Dr. Tendering-Hamburg kennt die Erfolge der Reformschulen und steht auf ihrer Seite; er will mit dem Französischen beginnen, das aber nicht utilitarisch, sondern wissenschaftlich betrieben werden müsse. In den oberen Klassen müsse dem Latein mehr Raum gewährt werden als an den Realgymnasien.

Direktor Dr. Schlee glaubt nicht, dafs die griechische Sprache grofsen Einfluſs auf unsere Bildung ausübe, wenn möglichst viele Griechisch lernen, sondern nur dann, wenn wenige, welche die griechische Sprache und Litteratur gründlich beherrschen, die griechische Bildung den übrigen vermitteln.

Direktor Dr. Thaer-Hamburg hält eine allgemeine, alle modernen Wissensgebiete umfassende Bildung für unmöglich; das Latein sei heutzutage keine notwendige Bedingung für allgemeine Bildung; daher ist er für Gleichberechtigung.

Direktor Dr. Schulze-Berlin meint, es komme nicht darauf an, was grofse Männer geleistet hätten und leisten könnten, sondern wie wir den Durchschnitt unserer Volksgenossen zu möglichst hoher Bildung emporhöben. Dies geschehe durch das Gymnasium, das allerdings unter Aufstellung des Zieles, die allgemeine höhere

Bildung zu gewähren, noch einige Abänderungen erfahren müsse. Freilich die ganze Bildung der Oberrealschule könne nicht mit hereinbezogen werden. Die Oberrealschule sei aber auch thatsächlich eine Fachschule.

Prof. Ziller-Osnabrück: Je nachdem die Sprache als Kunstwerk oder als Ausdruck der Logik betrachtet wird, ist ihr Betrieb ein verschiedener. Das seit langen Jahren unternommene Experiment, Latein von VI bis IV zu lehren, ist verunglückt.

Landesschulinspektor Loos aus Linz giebt einen Überblick über die Entwickelung des höheren Schulwesens in Österreich mit Rücksicht auf die zur Erörterung stehende Frage.

Der Vorsitzende schlofs die Debatte und zugleich die Versammlung mit dem Wunsche, dafs die Erörterungen der Ausgestaltung und Vertiefung unseres höheren Schulwesens förderlich sein müssen.

Vierte Sitzung

in Vereinigung mit der Sektion für Bibliothekswesen.

Donnerstag, den 28. September 1899

(nachmittags 5 Uhr 10 Min. bis 6 Uhr 55 Min.).

Siehe S. 169 bis 171.

Fünfte Sitzung

Freitag, den 29. September 1899

(vormittags 9 Uhr 10 Min. bis 11 Uhr).

Vorsitzender: Oberschulrat Prof. Dr. Menge.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Baumann aus Göttingen erhielt das Wort zu seinem Vortrage[1]):

Inwiefern sollte es mehr und mehr möglich gemacht werden, neben den jetzigen Fächern der philosophischen Fakultät an den Universitäten „Schulwissenschaften“ (althumanistische, neuhumanistische, deutschhumanistische, historische, geographische, mathematische, naturwissenschaftliche) als selbständige Fächer zu studieren.

Aus mathematischen und naturwissenschaftlichen Kreisen sind mir in den letzten Jahren Bemerkungen aufgefallen, ob nicht der Stoff, welchen die Lehrer der höheren Schulen einst zu behandeln haben, in besonderen Vorlesungen auf den Universitäten solle vorgetragen werden. Diese Bemerkungen haben mich zu den Erwägungen geführt, welche ich hier vortrage. Die mathematischen

1) Der Vortrag wird als Broschüre in der Dieterichschen Buchhandlung in Leipzig erscheinen.

Wissenschaften haben einen solchen Umfang angenommen, dafs ein einzelner sie nicht mehr beherrschen kann, weshalb gerade die „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften" als Abhilfe herausgegeben wird. Ähnlich steht es mit den Naturwissenschaften, auch den einzelnen, z. B. Chemie. Nun soll der Universitätsunterricht die Forschung überliefern und weiter führen. Ihm liegt die besondere Rücksicht fern, welche dem künftigen Schulmann schon bei der Wahl seines Berufes vorschwebt; kann doch jede Wissenschaft heute in verschiedenen näheren Rücksichten betrieben werden. Dafs zwischen Wissenschaft als solcher und zwischen Wissenschaft als Grundlage des praktisch-geistigen Berufes des Schulmannes ein Unterschied ist, drückt sich in der Prüfungsordnung von 1899 sehr deutlich darin aus, dafs durchweg eine Auswahl für die 2. wie für die 1. Stufe aus dem Wissensbetrieb an sich getroffen ist. Gerade diese Auswahl verlangt aber einen auswählenden Professor, der, im Besitz der theoretischen Errungenschaften der Wissenschaft, Neigung und Begabung hat zu Unterricht und Übungen in den, kurz gesagt, Schulwissenschaften der Mathematik und der Naturwissenschaften. Es handelt sich nicht blofs um Konzentration des Stoffes, sondern in Teilen auch um Expansion, aber alles dies in einer besonderen Rücksicht. — Mit den anderen Wissenschaften steht es nicht anders. Geschichte im modernen Sinne der Genauigkeit der Forschung ist erst durch die gesteigerten Mittel der Veröffentlichung und Vervielfältigung möglich geworden. Man mufs Monumentist und Diplomatiker werden, um Geschichtsforscher zu werden und von da aus auch Geschichtschreiber. Mit Recht sind alte Historiker, mittelalterliche, neuere verschiedene Personen. In kleinem Umfang wird der künftige Schulmann der Geschichte die Methode der Geschichtswissenschaft selbstthätig sich einüben können, wie auch der Schulmann der Mathematik und Naturwissenschaft bezüglich seiner theoretischen Gebiete dies thun wird; aber seine Hauptaufgabe wird eine andere sein, nämlich zu dem angeleitet zu werden, was er einst lehrend beherrschen soll, und für diese „Auswahl" ist eine besondere Professur nötig. Geographie im jetzigen Sinne ist „eine naturwissenschaftliche Disziplin mit einem ihr innewohnenden historischen Element". Sie erfordert als solche Spezialisten, die auf Schulen vom Übel sind. Philologie ist das „Bestreben von dem geistigen Leben der in Völker gesonderten Menschheit, wie sich dasselbe geschichtlich entwickelt hat, eine wissenschaftlich gerechtfertigte Anschauung zu geben". Ihre Hauptteile sind „Textkritik, litterarhistorische Kritik, Hermeneutik". Ihre Grundlage ist die Sprachforschung („empirische, historische,

genetische, und zwar je in Bezug auf Syntax, Lexikologie, Wortbildung und Lautlehre"). Der Reichtum der Forschung ist überaus grofs, so zunächst bei der neueren Philologie. Dafs für Französisch und Englisch als Schulwissenschaften die Sprache, wie sie jetzt gesprochen und geschrieben wird, die moderne Litteratur, in welcher diese Völker selber ihre geistigen Höhepunkte sehen, das Mafsgebende ist, liegt auf der Hand. Mit Fug wird aus neusprachlichen Kreisen ein Professor der älteren und der neueren Sprachperiode gewünscht und dazu, dafs der künftige Schulmann seine Hauptkraft und Zeit dieser neueren Periode zuwende. Die Prüfungsordnung hat hier, wie auch bei Geschichte und Geographie, eine Auswahl und sogar eine unverkennbare Andeutung der Wichtigkeit der neueren Periode. Für das Deutsche gilt das Gleiche wie für Französisch und Englisch. Germanistik als Wissenschaft an sich und Deutsch als Schulwissenschaft decken sich keineswegs, das letztere hat eine besondere Rücksicht, welche jener fehlt. Die klassische Philologie rühmt sich, die einseitige humanistische Rücksicht abgethan und Geschichtswissenschaft geworden zu sein mit Ausblick auf die Zusammenhänge von Latein und Griechisch nach rückwärts und vorwärts. Interessant und instruktiv ist diese Umwandlung, aber klassische Philologie als Schulwissenschaft ist etwas anderes und ist sogar heutzutage doppelt wichtig. Homer kann ein ganzes Gelehrtenleben beschäftigen mit all den Fragen, die er anregt, vielleicht sogar mehrere; für den Schulmann gilt nur die Rücksicht, wie weit er Muster epischer Poesie ist. Immer sorgfältiger müssen auch die Prosaiker, griechische und römische, ausgewählt werden nach dem Gesichtspunkt, ob sie nach den jetzigen Anforderungen an geschichtliche Wahrheit z. B. noch bildend für die Jugend sein können. Wenn es sich z. B. bestätigen sollte, was ja als Frage angeregt ist, dafs Tacitus wesentlich Stilist ist und zwar mit Seneca ein Höhepunkt der aus Asien gekommenen Schulrhetorik, so verlieren auch seine Bemerkungen über Menschen, noch von Lanfrey für unabhängig von seinem historischen Material gehalten, an Wert; es ist ein Unterschied zwischen Wahrheiten über Menschen, wie sie wirklich sind, und dichterischen oder rhetorischen Zuspitzungen des erfahrungsmäfsig Beobachtbaren. Es haben da ebenso Korrekturen einzutreten, wie sie durch die Psychophysik an der unmittelbaren Selbstwahrnehmung sind angebracht worden. Gerade diese humanistische Rücksicht, so bildend für Gemüt und Intellekt der heutigen Jugend, wo Reste der Alten den strengsten Anforderungen an Wahrheit in Gefühl und Verstand genügen, gerade diese Rücksicht erfordert eigene althumanistische Professoren neben

der Altphilologie als Geschichtswissenschaft. — Die Professoren der Schulwissenschaften müfsten ganz gleichgestellt sein den Professoren der jetzigen theoretischen Fächer. An Universitäten mit vielen Professoren liefsen sie sich ohne Belastung des Etats nach und nach einführen. Universitäten mit wenigen Professoren würden dann bald geeignete Vorschläge machen.

Eine Diskussion fand nicht statt.

An zweiter Stelle sprach Prof. Dr. Lehmann aus Berlin über die Frage: Ist Pädagogik eine Wissenschaft?[1]) Mit der in unserer Zeit so stark betonten Forderung, dafs die Pädagogik Wissenschaft sein solle, ist gewöhnlich eine von zwei Vorstellungen verbunden: entweder die Theorie der Erziehung soll aus einem Moralsystem und der ihm zugehörigen Geisteslehre abgeleitet oder sie soll auf die exakten Methoden der experimentellen Psychologie begründet werden. Der bedeutendste Versuch in der ethischen Richtung ist durch Herbart gemacht und durch seine Anhänger in den letzten Jahrzehnten wieder aufgenommen worden; die psychologische Pädagogik dagegen ist zuerst durch Pestalozzi angebahnt und unter dem Einfluſs der exakten Psychologie in unseren Tagen neu begründet worden. Allein eine ethisch begründete Erziehungslehre erweist sich einer näheren Betrachtung als unfruchtbar, weil sie immer nur die Ziele, nicht aber das Verfahren der Erziehung selber zu bestimmen vermag, und des wissenschaftlichen Charakters mufs sie schon deshalb entbehren, weil wir thatsächlich keine Moralwissenschaft besitzen: was sie giebt, ist nichts als ein Schematismus, den zwar eine geniale erzieherische Persönlichkeit, wie Herbart war, mit Leben erfüllen kann, der an sich selbst aber in wissenschaftlicher wie in praktischer Hinsicht unfruchtbar bleibt. Die Pädagogik aber auf Psychologie zu begründen, erweist sich als unmöglich, da alle psychologischen Methoden nicht zureichen, um das Gefühls- und Triebleben, auf die jede Erziehung und Belehrung nicht minder fufst, wie auf dem intellektuellen, zu erkennen oder gar messend zu berechnen. Der Lehrer und Erzieher kann und soll beobachten und Erfahrungen sammeln, aber er wird sich vergeblich bemühen, durch Experiment und Messung zu wissenschaftlichen oder gar zu praktischen Ergebnissen zu gelangen.

Erziehung ist eine Kunst; sie beruht wie jede andere Kunst mehr auf einem gefühlsmäfsigen und intuitiven Verfahren als auf verstandesmäfsiger Berechnung und wissenschaftlicher Erkenntnis.

---

1) Der Vortrag wird in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen vollständig abgedruckt werden.

Freilich richtet der Naturalismus hier ebensowenig aus wie auf jedem anderen Gebiete künstlerischer Thätigkeit: die Erziehung und zumal die Lehrkunst bedarf der Erfahrung und sie bedarf einer aus der Erfahrung stammenden überlieferten und erlernbaren Technik. Die letztere bildet den wesentlichen Inhalt der pädagogischen Theorie; die Didaktik insbesondere ist ein technisches Wissen, dessen Bedeutung je nach den Altersstufen der Zöglinge und der Persönlichkeit des Lehrers verschieden grofs ist. Die Erfahrungen als solche überliefert die Geschichte der Pädagogik. Diese bildet einen wesentlichen und unentbehrlichen Bestandteil der Geschichte des menschlichen Geistes, die der modernen Wissenschaft als Ideal vorschwebt, und hat als solcher denselben Anspruch auf wissenschaftliche Geltung wie jeder andere Zweig der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Forschung.

Die Pädagogik ist somit weder eine exakte noch eine deduktive Wissenschaft: ein System der Pädagogik in dem einen wie in dem andern Sinne ist weder möglich noch erstrebenswert. Wohl aber ist sie erstens ein technisches Wissen und zweitens eine historische Disziplin von höchster Bedeutung. Mit einem Hinweis auf die Konsequenzen dieser Bestimmungen für die Vorbildung des Lehrers schlofs der Vortragende.

An der sich anschliefsenden Debatte beteiligten sich Landesschulinspektor Loos aus Linz, Gymnasialdirektor Dr. Apelt aus Eisenach und der Vortragende.

Direktor Dr. Apelt äufserte sich etwa folgendermafsen:

1. Die Pädagogik kann weder der Hilfe der Psychologie entraten noch der der Ethik. Der Psychologie entlehnt sie z. B. die wichtigen Begriffe Sinn, Gewohnheit und Verstand (πάθος, ἦθος, λόγος des Aristoteles), durch welche die notwendigen Stufen jeder geistigen Entwickelung bezeichnet werden. Die Ethik aber giebt der Pädagogik die obersten Richtpunkte, unter deren Herrschaft alle pädagogische Arbeit stehen soll. Die Pädagogik ist allerdings keine exakte Wissenschaft, wie die Astronomie, sondern eine Erfahrungswissenschaft, und eben darum hat sie keine konstitutiven Prinzipien (wie die Astronomie durch die Mathematik), wohl aber regulative Prinzipien, und diese erhält sie eben von der Ethik. Wenn der Redner glaubte, die Psychologie und Ethik als Wissenschaften für bankrott erklären zu müssen, so ist das eben nur seine Privatansicht.

2. Die Pädagogik allen wissenschaftlichen Charakters zu entkleiden und sie für eine künstlerische Thätigkeit auszugeben, ist ein Irrtum, der auf der Verwechselung von künstlerischem Schaffen

und praktischem Takt beruht. Das sind aber zwei ganz verschiedene Dinge. Die Thätigkeit des Künstlers liegt im Reiche der Phantasie; sie ist eine freie, schöpferische Thätigkeit. Die Kunst des Pädagogen dagegen gleicht nicht der des Künstlers im eigentlichen Sinne, sondern etwa der ärztlichen Kunst. Der erfahrene Pädagog trifft oft unmittelbar den richtigen Weg der Behandlung, ebenso wie der Arzt. Das geschieht aber nicht aus freier, schöpferischer Thätigkeit heraus, sondern auf dem Grunde eines angesammelten Schatzes von teils theoretischen Kenntnissen, teils praktischen Erfahrungen, der ihn in seinem Urteil leitete, ohne dafs er sich im gegebenen Falle alles in weitläufige Schlüsse aufzulösen brauchte, mit andern Worten: es geschieht vermöge des praktischen Taktes, den jeder gute Praktiker (der Feldherr so gut wie der Arzt u. s. w.) für sein Fach haben mufs.

Prof. Dr. Lehmann ist anderer Meinung, da die Ethik selbst feste Prinzipien nicht kenne.

Der Vorsitzende dankte den beiden Vortragenden im Namen der Versammlung.

In die Präsenzliste der pädagogischen Sektion hatten sich im ganzen 174 Mitglieder eingezeichnet.

Archäologische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung

in der Union (am Wall 205)

Dienstag, den 26. September 1899
(nachmittags 1 Uhr 15 Min. bis 1 Uhr 30 Min.).

Zum ersten Vorsitzenden wurde Prof. Dr. Georg Loeschcke aus Bonn gewählt, zum zweiten Prof. Dr. Ernst Ziegeler aus Bremen; zu Schriftführern: Oberlehrer Dr. Heinr. Gebler aus Ratzeburg und Privatdozent Dr. Heinr. Bulle aus München.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 27. September 1899
(vormittags 9 bis 11 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. G. Loeschcke.

Zuerst sprach Prof. Dr. Engelmann aus Berlin über „Archäologische Studien zu Euripides".[1])

Eine Diskussion fand nicht statt. Nur wurde von Prof. v. Duhn aus Heidelberg die Meinung des Vortragenden zurückgewiesen, dafs die Darstellungen auf den unteritalischen Vasen zu Gunsten der stilkritischen Untersuchungen heutzutage von den Archäologen zu sehr vernachlässigt würden.

Darauf sprach der Vorsitzende Prof. Dr. G. Loeschcke aus Bonn über „Erinnys und andere Seelenwesen".

Dritte Sitzung

im Verein mit der philologischen und der historisch-epigraphischen Sektion.

Donnerstag, den 28. September 1899.

Siehe S. 55 bis 65.

1) Der Inhalt des Vortrages wird in einem selbständigen Werke bearbeitet werden.

Vierte Sitzung

Freitag, den 29. September 1899
(vormittags 9 bis 11 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. G. Loeschcke.

Der Vorsitzende überreichte der Sektion eine Anzahl Exemplare von H. Nissen und C. Koenen, „Caesars Rheinfestung", Sonderabdruck aus den Bonner Jahrbüchern Heft 104. Ferner teilte er mit, dafs die Wandtafel des Augustus von Primaporta, die in der dritten allgemeinen Sitzung von Prof. Loeschcke im Namen des Archäologischen Instituts in Berlin der Versammlung vorgelegt worden ist, für M. 5,80 vom Archäologischen Institut, Berlin W., Corneliusstr. 2, zu beziehen sei und die Bestellung durch Eintragung in eine in der Sektion aufliegende Liste sofort erfolgen könne.

Darauf hielt er einen Vortrag über „die Nemesis von Rhamnus".

Darauf machte Privatdozent Dr. R. Herzog-Tübingen Mitteilungen über Untersuchungen, die er im Sommer 1898 auf der Insel Kos vorgenommen hatte, um den Platz des Asklepieions und die Möglichkeit von Ausgrabungen festzustellen. Er sammelte während seines Aufenthaltes eine Fülle von topographischem und epigraphischem Material, das in seinem Buche „Koische Forschungen und Funde" (Leipzig, Dieterichscher Verlag) veröffentlicht ist. Daneben machte er Aufnahmen von vielen interessanten Skulpturen, von denen er der Versammlung Proben vorlegte. (Sie werden in den Athenischen Mitteilungen veröffentlicht.) Im Anschlufs an seinen Bericht führte er aus, wie er durch seine Untersuchungen zu der Überzeugung gelangt sei, dafs der Boden der Insel so reich an antiken Resten sei und so sichere Angriffspunkte für Ausgrabungen biete, dafs man sich von diesen eine an Menge und Wert hervorragende archäologische und epigraphische Ausbeute mit Zuversicht versprechen dürfe, namentlich da die äufseren Verhältnisse gegenwärtig besonders günstig liegen. Der Zweck seiner Mitteilungen, so schlofs der Redner, sei nur der, die Augen der Philologen und Archäologen wieder einmal nach der schönen Insel zu lenken, die ihnen von so verschiedenen Seiten aus ein Interesse biete. Es wäre ihm eine Ermutigung in seinem eifrigen Streben, eine Ausgrabungscampagne zu stande zu bringen, wenn er hoffen dürfte, ihre moralische Unterstützung für seine Sache zu haben.

Dann berichtete Dr. Schuchhardt über „die neuesten Arbeiten in Pergamon", an denen er im Herbst 1898 auf einer von Alexander Conze veranstalteten Expedition teilgenommen hat. Es ist ein Meſstischblatt der näheren Umgebung Pergamons aufgenommen worden durch den Hauptmann im Groſsen Generalstabe, Herrn Berlet, ferner das Hauptthor der „eumenischen" Stadt ausgegraben und auf mehreren Ausflügen eine Reihe von topographischen Feststellungen in der Landschaft gemacht worden. (Ausführlicher Bericht in den „Mitt. des Kais. Dtsch. Archäol. Instituts zu Athen Bd. XXIV 1899 S. 97—240.)

Der Vorsitzende dankte den Rednern im Namen der Versammlung und sprach seine Freude darüber aus, daſs in dieser Sitzung, wo von Pergamon die Rede war, auch der Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Alexander Conze, Generalsekretär des Archäologischen Instituts, anwesend sei und daſs Prof. Conze fest entschlossen sei, die groſse Aufgabe der Aufdeckung von Pergamon als eine preuſsische und Reichsangelegenheit weiterzuführen, während kleinere Ausgrabungen, wie auf Kos, am besten den Mäcenen überlassen blieben. Geh. Reg.-Rat Prof. Conze erwiderte, daſs auch für die Ausgrabungen in Pergamon die Beihilfe Privater sehr erwünscht sein würde.

Prof. v. Duhn-Heidelberg dankte den beiden Vorsitzenden für die sorgfältige Vorbereitung und für die Leitung der Arbeiten der Sektion.

14 Teilnehmer der archäologischen Sektion unternahmen am 1. Oktober auf Einladung des Heimatbundes der „Männer vom Morgenstern" einen wissenschaftlichen Ausflug nach Bederkesa, von wo aus unter Führung von Herrn Dr. Bohls (Lehe) die Steinkammergräber bei Fickmühlen, das „Bülzbett" und die Pippinsburg bei Sievern und die alte Kirche von Dorum besucht wurden.

In die Präsenzliste der archäologischen Sektion haben sich im ganzen 40 Mitglieder eingezeichnet.

Historische Sektion

in der Union (Wall 205).

Erste Sitzung

Mittwoch, den 27. September 1899
(vormittags 9 Uhr).

Da der in Aussicht genommene erste Vorsitzende Prof. Dr. Dietrich Schäfer-Heidelberg noch nicht nach Bremen hatte kommen können und der stellvertretende Vorsitzende Syndikus Dr. v. Bippen aus Bremen verhindert war, an der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner teilzunehmen, so mufste sich die historische Sektion am Mittwoch, den 27. September ohne die genannten Vorsitzenden konstituieren. Schriftführer wurden nicht ernannt.

Direktor Prof. Dr. Rohde-Cuxhaven hielt einen Vortrag über: Ortsnamenforschung als Hilfsmittel der Geschichtsforschung. Die Denkmäler der Sprache sind die ältesten, welche über die Geschichte des menschlichen Geschlechtes Aufschlufs geben. Unter den Gebieten der Sprachforschung kommt die Ortsnamenforschung am meisten für die Lösung geschichtlicher Fragen in Betracht.

Allgemeines: Jede Benennung ist das Werk einer einzelnen Person. Bei der Benennung eines Gegenstandes verfolgen wir den Zweck, denselben auf kürzestem Wege von anderen gleichartigen Gegenständen zu unterscheiden. Solange das Bedürfnis einer Scheidung nicht hervortritt, genügt der Gattungsname. Noch jetzt giebt es zahlreiche kleinere Wasserläufe, die keinen anderen Namen haben als Bach, Beke, A, Aue. Ja es giebt eine nicht unbedeutende Anzahl von Flüssen und Strömen, deren Namen nichts anderes bedeutet als Flufs, Strom. Der Grund liegt darin, dafs das Volk, von welchem die Benennung ausging, ursprünglich nur diesen einen Strom kannte und, als bei Erweiterung des Gesichtskreises eine Sonderbenennung notwendig wurde, der Gattungsname als Eigenname für den Strom erhalten blieb, welchen man als ersten Ver-

treter kennen gelernt hatte. Elbe bedeutet Fluſs. Es ist dasselbe Wort, welches in Schweden Fluſsnamen beigefügt zu werden pflegt, z. B. Dal-Elf.

Jeder, der einem Gegenstande einen Namen giebt, ist, bewuſst oder unbewuſst, darauf bedacht, an ein möglichst hervorstechendes Merkmal anzuknüpfen; denn nur so kann er hoffen verstanden zu werden.

Die meisten Ortsnamen beziehen sich ursprünglich auf eine Örtlichkeit von sehr beschränktem Umfange. Dehnt mit der Zeit die Ortschaft sich aus, so pflegt der Name des Kernpunktes beibehalten zu werden. Dabei tritt das bei der Benennung entscheidende Merkmal nicht selten ganz zurück, oder dasselbe geht durch die im Laufe der Zeit erfolgenden örtlichen Änderungen gänzlich zu Grunde. Der Name aber bleibt als redendes Denkmal vergangener Zeiten. Die Deutung des Namens ist daher für die Geschichte der Örtlichkeit von hervorragender Bedeutung. Die auf dem rechten Ufer der Unterweser auf künstlichen Erhöhungen, Wurten, wohnenden Friesen hieſsen Wurtsaten, daher der Name des Landes, Wursten. Da die Grundform eines Namens im Laufe der Jahrhunderte bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen zu werden pflegt, und auſserdem in einigen Fällen der erstarrte Name durch Umprägung neu belebt wird — aus dem Lande der Holtseten = Waldbewohner wurde Holsten und dann Holstein —, so ist es das erste Gesetz des Namenforschers: Gehe zurück zur ältesten urkundlich belegten Form.

Übersicht der Fälle, in denen die Ortsnamenforschung der Geschichtsforschung eine Handhabe bieten kann:

I. Es ist kaum möglich, daſs ein Volk in einem Lande längere Zeit seſshaft ist, ohne in Ortsnamen Denkmäler seiner Sprache zu hinterlassen. Die Ortsnamen eines Landes geben darnach Auskunft über die Nation der Bewohner, und die Verbreitung der Ortsnamen einer Sprache bietet ein Bild der Ausbreitung, Wanderung und Machtentfaltung des Volkes. Daſs in frühester Zeit semitische Bevölkerung im Küstengebiete von Griechenland festen Fuſs gefaſst hatte, dafür geben Namen wie Samos, Same, Samia = Höhe ein vollgiltiges Zeugnis. Welch gewaltige Thätigkeit Griechenland in der Ausdehnung seiner Handelsverbindungen und der Anlage von Pflanzstätten entfaltete, sehen wir an den zahlreichen Ortschaften griechischen Namens in der Fremde. Beispiele: Olbia = die Glückliche im Skythenlande; die Pityusen, *Πιτυοῦσσαι* = Fichteninseln; die *Πιθηκοῦσσαι* = Affeninseln, an der campanischen Küste. Für den in der Neuzeit so oft auftretenden Vorgang, daſs Auswanderer

der neuen Heimat den Namen der alten beilegten[1]), finden wir auch in der alten Geschichte beglaubigte Beispiele: Cumæ in Campanien, Siedlung von Kyme in Kleinasien; nach Hekatäus bei Stephanos von Byzanz gab es früher Nilinseln mit den Namen Ephesos, Chios, Lesbos, Kypros, Samos. — Diocletian soll seinen Namen — ursprünglich Diocles — von seinem Geburtsorte Dioclea in Dalmatien erhalten haben. Die Erklärung Spalato = Palatium (sc. Diocletiani) scheint nicht zutreffend. Die Formen *Ἀσπάλαθον*, Aspalathi weisen hin auf *ἀσπάλαθος* = dornichtes Gesträuch.

Erinnerungen an die Zeit der früheren römischen Weltherrschaft haben sich in Ortsnamen jeder der früheren Provinzen erhalten. Die in englischen Ortsnamen so oft auftretenden Endungen -caster, -cester, -chester hat man mit Recht auf castra zurückgeführt.

Porto, Oporto, früher Portus Cale, daher Portugal; Zaragossa = Cæsarea Augusta; Grenoble = Gratianopolis; Orleans = (civitas) Aureliani; Passau aus Batava (sc. castra); Cassel = castellum; Augsburg = Augusta Vindelicorum, dagegen Trier aus Augusta Trevirorum.

Bei Untersuchung der Frage, wo in unserem Vaterlande einmal Kelten, wo Slaven saſsen, sind wir fast ganz auf Ortsnamenstudien angewiesen. Schwierig wird die Scheidung, wenn derselbe Ausgang zwei oder gar drei Sprachen angehören kann, und es ist nicht zu verwundern, wenn in solchen Fällen die Ansichten der berufensten Forscher auseinandergehen. (Vergl. Förstemann, Altd. Namenbuch II, S. 375 f.) Nordwestdeutschland anlangend, treffen wir rein deutsches Sprachgut zwischen der Unterelbe und der Unterweser. Die ältesten Ortsnamen sind bekanntlich die Fluſsnamen. Deutsch sind die Namen Elbe und Weser. Die Oste, früher Osta, wird Ostfluſs sein. In einem im 2. Jahresberichte der „Männer vom Morgenstern“ veröffentlichten Vortrage habe ich die ziemlich in der Mitte zwischen der Oste und der Weser flieſsende Medem, früher Medeme, als Mittelfluſs erklärt, die Geeste, früher Ghestene, als Fluſs der Geestlande, und die Este, früher Eschete, als Eschenfluſs.

Gehen wir von der Geeste weiter nach Süden, so treffen wir nach Müllenhoff, D. A. II, S. 232, in der Gegend von Bremen die nördlichsten Grenzen der Kelten in den Namen Vimina, jetzt Wümme, und des Nebenflusses Wörpe. Ob Müllenhoffs Ver-

1) Der Vaal in Afrika hat allem Anscheine nach seinen Namen von dem Mündungsarme des Rheins, der Tafelberg von dem Berge dieses Namens bei Naarden in Nordholland, im 10. Jahrhundert Tafalbergon.

mutung zutreffend ist, bedarf noch der endgiltigen Feststellung. Fast ausschliefslich deutsches Sprachgut haben wir auch an den Ortsnamen zwischen Ems und Weser. Einen wohl zweifellos keltischen Namen finden wir im Oldenburgerlande in Glane an der Hunte, früher Glana, und in Glane, Glandorf südlich von Osnabrück, früher Glana und Glanathorpe. Vgl. Glück, Die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen, S. 187.

Auch bei Bestimmung der Wohnsitze der einzelnen deutschen Stämme sowie ihrer Wanderungen kann die Ortsnamenforschung in nicht wenigen Fällen der Geschichtsforschung eine Handhabe gewähren. Dafs die Erklärung Aviones (Tacitus, Germ. c. 40) = Inselbewohner richtig ist, dafür spricht das aus dem alten awa, auia, augea, auga hervorgegangene —oog der Inselnamen Norderoog, Süderoog, Spiekeroog, Wangeroog und Norder Nyeoog, jetzt Norderney.

II. Vielfach weisen Ortsnamen direkt auf geschichtliche Ereignisse hin, seien es Naturereignisse, seien es politische. An den Durchbruch des Meeres zwischen Sicilien und dem Festlande erinnert Rhegium; einem Deichbruche verdankt Brake an der Weser seinen Namen. Die von Alexander nach seinem Siege über Porus gegründete Stadt erhielt den Namen Nicaea. Wahlstatt in Schlesien erinnert an die Mongolenschlacht 1241.

Im Zeitalter der Entdeckungen wurde als Benennung nicht selten der Tag gewählt, an dem die Entdeckung erfolgte: Rio de Janeiro, entdeckt am 1. Januar 1501; Bahia, vollständig Bahia de todos os Santos, entdeckt wahrscheinlich am Allerheiligentage; Natal, Port Natal, entdeckt am Weihnachtstage 1497.

III. An den Kultus weitzurückliegender Zeiten erinnern: Helgoland, früher Halagland = heiliges Land; Donnersberg = Berg des Donar; Godesberg, früher Wodenesberg; Gutenswegen, früher Vodenesvegé.

IV. Ortschaften, deren Namen zusammengesetzt sind mit —mal und —ding, dürfen wir als alte Stätten der Rechtspflege ansehen. Das bekannteste Beispiel ist Detmold, früher Theotmali. Der Name des Dorfes Höltinghausen im Oldenburgischen legt die Vermutung nahe, dafs an der Stätte früher ein Holtding abgehalten wurde.

V. Benennungen, welche an die Lage, Bodenbeschaffenheit, das Pflanzenreich oder Tierreich anknüpften, können dem Geschichtsforscher sowie dem Geographen und Naturforscher willkommene Aufschlüsse über die Vergangenheit bieten. Loxstedt bei Bremerhaven, Geburtsort des Historikers Luden, hiefs früher Lastidi =

Siedlung an einer Lache. Thukydides verlebte die Zeit seiner Verbannung in *Σκάπτη ὕλη* = Rodewald. Bochum, früher Bokheim, verdankt der Buche seinen Namen. Zu Buche gehört auch Buxtehude, ursprünglich Buocstadon = Buchengestade. Der Ausgang —hude bezieht sich hier wie in vielen Fällen auf den kleinen Hafen. Eine der Insulae fortunatae hiefs Canaria insula, nach Plinius benannt nach der Menge grofser Hunde. Auf das früher häufige Vorkommen des Bibers weisen zahlreiche Ortsnamen hin. Im Gebiete zwischen Unterweser und Unterelbe haben wir Beverstedt, früher Beverstede, und die Flufsnamen Biber und Otter, früher Biverna Uterna. Crawinkel in Thüringen hat nichts mit der Krähe zu thun. Der Name ist hervorgegangen aus Gravincella = des Grafen Celle = Kapelle.

Bremer Namen (Bremer Urkundenbuch und Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet). Hollerland, früher Hollandria, erinnert an die Besiedlung durch Niederländer. In die Zeit, als noch Viehzucht für die Bürger Bremens Bedeutung hatte, weisen die Namen zurück: Herdenthor, früher urkundlich porta gregum, valva pastorum; Sögestrafse, platea porcorum und wohl auch Schüsselkorb, früher Schottelkorf, „vermutlich von einer Einzäunung, in der das als herrenlos sich umhertreibende eingefangene (schütten = einsperren) Vieh aufbewahrt wurde“ (B. U. I.).

Faulenstrafse, früher Vulenestrate = schmutzige, wohl weil ungepflasterte Strafse, niederd. vul noch jetzt in dieser Bedeutung. Quernestrate, der alte Name der Queerenstrafse zeigt, dafs die Strafse nach einer Handmühle quern(e) benannt ist.

Im Anschlufs an Rohdes Vortrag führte Dr. Armin Tille aus Leipzig etwa folgendes aus: Wir haben eine Fülle von einzelnen Namenerklärungen gehört, aber nichts über die Prinzipien der Ortsnamenforschung. Wiederholt ist dieser Gegenstand auf den Generalversammlungen des „Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ behandelt worden, und 1898 in Münster hat Sanitätsrat Weifs (Bückeburg) folgende Leitsätze darüber aufgestellt: 1. Der Forscher darf sich nicht damit begnügen, die älteste Namensform festzustellen, sondern mufs möglichst alle Formen in ihrer geschichtlichen Reihenfolge kennen, ehe er an eine Erklärung geht. 2. Alle verwandten Namen sind mit heranzuziehen. In der Regel wird der Name auf eine einfache sinnliche Wahrnehmung zurückzuführen sein. Auch wir können diese Worte als Grundzüge der Forschungsmethode anerkennen, aber für die Praxis ist noch mehr nötig. Zuerst erscheint es fehlerhaft, die Ortsnamenforschung als isoliertes Gebiet zu behandeln, sie mufs zum wenigsten Flur- und Flufsnamen, in

gewissen Grenzen auch die Personennamen mit in den Bereich der Forschung ziehen; aber noch viel bedeutsamer ist die Berücksichtigung der Besiedelungsgeschichte; doch gerade diese liegt ja noch so im Argen und soll durch die Ortsnamenforschung gefördert werden. Die wenigen gesicherten Ergebnisse beider Gebiete müssen volles Eigentum des Forschers sein, denn bei der Erklärung von Ortsnamen in einer Gegend mit Hofsiedelung müssen wir mit völlig anderen Begriffen operieren als in einer Gegend mit Dorfsiedelung. Die Probleme der Namenserklärung sind meist im Anschlufs an einen bestimmten Fall erörtert worden, aber man hat auch systematische Versuche gemacht, so z. B. in den rätischen Alpen Ortsnamen in Menge auf Pflanzennamen zurückzuführen versucht [Unterforcher in „Zeitschrift des Ferdinandeums" (Innsbruck) 36. Bd. (1892), S. 373 flg.]; die Ableitungen von Personennamen bei Endungen auf -ingen und -heim sind bekannt. Wo auch ein Ortsname untersucht werden soll, ist zweierlei Voraussetzung, erstens Kenntnis von Namensformen aus möglichst viel verschiedenen Zeiten und zweitens Kenntnis des betreffenden Dialektes. Von einer „ursprünglichen" Namensform zu reden ist Unsinn, denn die älteste schriftliche Überlieferung ist doch meist zufällig und oft lange nachdem der Name besteht, sich vielleicht wiederholt umgewandelt hat. Zumal die Namensschreibung in Königsurkunden, die oft weit vom Orte entfernt ausgestellt wurden, ist sehr vorsichtig zu behandeln. In der Regel wird — falls nicht, was oft genug bezeugt ist, der Ort seinen Namen überhaupt geändert hat — die moderne vom Volke gebrauchte Aussprache des Namens von gröfserem Werte sein, aber ihre litterarische Fixierung verlangt eine vortreffliche phonetische und philologische Schulung. Ganz vorzüglich hat diese Aufgabe gelöst Tarneller, Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol (Programm des K. K. Gymnasiums in Meran 1892 bis 1897): erst wenn für eine ganze Gegend solches Massenmaterial auf rein urkundlicher Grundlage vorliegt, ist es möglich, über die Ortsnamen als Menge und darauf fufsend über die Besiedelungsgeschichte etwas auszusagen. Die andere offizielle Schreibweise der Ortsnamen ist völlig wertlos für die Forschung, in der Mehrzahl der Fälle ist es eine Verballhornung, die dem Worte hochdeutsches Gepräge zu geben versucht hat. In der Nähe von Köln findet sich auf der modernen Karte ein ganzer Ring von Orten auf -heim, aber nichts wäre verkehrter, als diese Orte mit den Besiedelungen im Rheingau, wo das -heim vorherrscht, in Parallele stellen zu wollen, denn dieses -heim ist ganz junge Schreibung, während die ältere in Übereinstimmung mit der Aussprache des Volkes nur ein vokalisiertes m hat, welches als em

oder um wiedergegeben wird. Diese wohl als keltisch zu betrachtende Endung hat sich auch in der Gegenwart z. B. in Mehlem und Sechtem erhalten, während der heutige Ort Stotzheim im 18. Jahrhundert noch als Stotzem und Stotzum belegt ist. Dies seien nur einige Beispiele, um zu zeigen, mit welcher Vorsicht der Ortsnamenforscher zu Werke gehen mufs.

Prof. Rohde erwiderte, dafs er zu keiner der Bemerkungen im Widerspruche stehe. Er selbst habe in zwei Vorträgen über Ortsnamen die methodische Seite erörtert. Vergl. Verhandlungen des 5. deutschen Geographentages zu Hamburg, Berlin 1885, und Jahresbericht der Männer vom Morgenstern, Heft 2, Bremerhaven 1899.

Bezugnehmend auf die Verballhornung von Namen erwähnte noch Geh. Rat Jäger einige Fälle von Kölner Strafsennamen.

Zweite Sitzung

Donnerstag, den 28. September 1899

(vormittags 9 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Dietr. Schäfer aus Heidelberg.

Geh. Rat Jäger, Direktor des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu Köln, hielt einen Vortrag, der mittlerweile in den „Deutschen Stimmen“ vom 15. Oktober abgedruckt worden ist: „Einige Bemerkungen zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen““.

Der Redner leitete seinen Vortrag ein mit einem vergleichenden Blick auf Napoleons I., des Fürsten Metternich und Bismarcks Memoiren, erwähnte den überragenden Wert der letzteren für die Geschichtschreibung, sofern man sie mit verständiger Kritik lese, und erzählte dann einen längeren Besuch bei dem Fürsten im Sommer 1892 in Kissingen, bei dem ihm Gelegenheit geboten gewesen sei, den grofsen Mann über einige wichtige Situationen der neuesten Geschichte zu hören, insbesondere die Lage im Frühling 1866 und die Beantragung der Indemnität in der preufsischen Thronrede nach den Siegen in Böhmen, sowie einiges auf die Schleswig-Holsteinische Frage Bezügliche. Stimme auch das von Bismarck damals Gesagte materiell mit dem in den Gedanken und Erinnerungen Vorgetragenen ziemlich überein, so sei doch vielfach die Form bei dem Charakter der Unterhaltung eine frischere und unmittelbarere gewesen. Der Vortragende fügte in etwas ausführlicherer Weise eine Schilderung des Eindrucks bei, den ihm des Fürsten grofse Persönlichkeit gemacht, seine Art zu sprechen, die

Eigentümlichkeit, jeder Frage sofort die politische Seite abzugewinnen, die völlige Ungezwungenheit und Natürlichkeit, durch welche er dem, mit dem er sprach, sofort die Unbefangenheit gegeben habe, und er schloſs mit Hinweisung auf die Bedeutung, welche Bismarcks Werk und Bismarcks Persönlichkeit für unsere ganze Auffassung geschichtlicher Vorgänge, also auf unsere künftige Geschichtsdarstellung schon gehabt habe und fernerhin haben werde: man werde Geschichte nach dem Worte des Polybius, aber in weiterem und tieferem Sinne als man seither mit diesem Worte verbunden habe, pragmatisch, mit dem Sinn und Geist, der dem Ernst der staatlichen Dinge entströme, auffassen und schreiben müssen.

In die Präsenzliste der historischen Sektion haben sich im ganzen 54 Mitglieder eingezeichnet.

Historisch-epigraphische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung

in der Union (am Wall 205).

Dienstag, den 26. September 1899

(nachmittags 1 Uhr 15 Min. bis 1 Uhr 30 Min.).

Zu Vorsitzenden wurden gewählt: Prof. Dr. Ed. Meyer aus Halle a. d. S. und Prof. Dr. Dünzelmann aus Bremen, zum Schriftführer: Privatdozent Dr. Strack aus Bonn.

Auf Vorschlag von Prof. Meyer beschloſs die Versammlung, am Mittwoch und Freitag eigene Sitzungen abzuhalten und sich am Donnerstag mit der archäologischen und der philologischen Sektion zu vereinigen.

Mitglieder der historischen Sektion stellten die Vereinigung ihrer Sektion mit der historisch-epigraphischen in Aussicht; dieselbe wurde jedoch in den folgenden Tagen nicht durchgeführt.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 27. September 1899

(vorm. 9 Uhr 15 Min. bis gegen 11 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Ed. Meyer-Halle a. d. S.

Privatdozent Dr. Strack aus Bonn sprach über die Titelentwickelung bei den Ptolemäern. Titel lassen sich fast an allen hellenistischen Königshöfen nachweisen; der Hof der Ptolemäer ist als Musterbeispiel ausgewählt, weil für seine Schilderung die Quellen der Inschriften und Papyrus reiner und reichlicher flieſsen als die der anderen Höfe. Beschränkt ist die Skizze nur auf die griechischen Titel; die unendliche Titulatur ägyptischen Zeremoniells gehört nicht zum Thema.

Vom Herrscher zum Unterthanen mag die Betrachtung führen.

Alexanders des Groſsen Feldherrnkunst hatte die östliche Hälfte der Welt erobert; dem kaum dreiſsigjährigen König gehorchten die persischen und ägyptischen Groſsen und Priester wie seine makedo-

nischen Generale. Es ist bekannt, daſs es in Alexanders Absicht stand, Sieger und Besiegte, Hellenen und Barbaren zu verschmelzen. Zum Ammonssohn seit langer Zeit erklärt, stellt er die Forderung nach göttlicher Verehrung, um über allen zu stehen, im Jahre 324.

Über diesen Plänen starb der König. Ein halbes Jahrhundert fast haben seine Generale in blutigen Kämpfen das Phantom der Reichseinheit zu verwirklichen gestrebt im Kampfe gegeneinander; erst die Schlacht auf dem Korosfelde setzte diesen Bestrebungen ein Ende.

Gekämpft hatte man nach dem Tode Alexanders um die Gewalt; sie zu benennen beeilte man sich nicht. Erst das Jahr 306 bringt die Wandelung. Die Soldaten haben Antigonos nach der Schlacht bei Salamis zum König ausgerufen, gleich darauf den Gegner Ptolemäus die Seinigen, und schleunigst folgen die Rivalen alle bis zum Kleinfürsten der Päonen Audoleon. Der Vorteil des Titels ist bald erkannt von den streitenden Generalen, obgleich er keine Machtvollkommenheit in sich schlieſst. Das Recht der Verleihung reiſsen sie an sich, und äuſserst sparsam verleihen sie den Titel und nur im eigenen Hause; wer ihn sich nimmt, gilt als Rebell.

Gleichartig ist die Entwickelung des Gottestitels. Im Jahre 323 ist kein noch so mächtiger General seinem groſsen König in der Vergötterungsidee gefolgt. Dankbare Kaufmannsstädte haben den ersten Ptolemäus wie die Antigoniden als rettende Götter angeredet. Erst jener Generale Kinder haben das Bedürfnis empfunden, die Kluft, die den König vom Unterthanen trennt, noch weiter zu machen. Wie am Königstitel, so erhalten auch am Gottestitel die Mitglieder des königlichen Hauses Anteil, sonst niemand. Kaum daſs die alten Götter ihren Platz notdürftig behaupten, *Τίς ὁ θεὸς εἰ μὴ Ναβουχοδονόσορ* heiſst es im Buche Judith.

Der Unterthanen Titel sind später entstanden. Die mächtigen Lagiden des dritten Jahrhunderts haben ihren Beamten und Offizieren zwar Macht gegeben, sie aber nicht durch prunkvolle Titel ausgezeichnet vor den übrigen Unterthanen. Erst in den achtziger Jahren des 2. Jahrhunderts finden wir diese. Es ist die Zeit, wo äuſsere und innere Stürme das Land verwüstet hatten, damals als eine syrische Prinzessin in die Königsburg zu Alexandrien eingezogen war als Königin. Gleichzeitig treten die Titel *συγγενής*, *τῶν πρώτων φίλων*, *τῶν φίλων*, *τῶν ἀρχισωματοφυλάκων*, *τῶν διαδόχων* auf. Ihr gleichzeitiges Auftreten und die Form ihres Auftretens beweisen, daſs sie eine einheitliche Institution sind; ihre Namen zeigen, daſs es reine Titel sind, nicht solche, die aus Ämtern hervorgegangen, vergleichbar am besten unseren Orden. Die Geldnot

im niedergebrochenen Ptolemäerstaat wird das Motiv, sie zu schaffen, gewesen sein; die Titel waren ein Äquivalent für Geschenke in jener Zeit, wo niemand in Griechenland umsonst etwas that, wie Polybios klagt. Die Neuerung kam zur richtigen Zeit; es bilden die glitzernden Titel würdige Gegenstücke zu den hohlen Ehren, die wir auf den Dekreten der Städte jener Tage lesen.

Der Vortragende ging dann auf die Frage nach dem Vorbild dieses Titelwesens ein, das er in Syrien suchen zu dürfen glaubte, und gab zum Schluſs eine Schilderung der Institution selbst.

Der Vortrag wird im Rheinischen Museum 1900 I veröffentlicht werden.

An zweiter Stelle sprach Dr. jur. Reich aus London über das Thema: „Der antike Stadtstaat und die Persönlichkeit". Die meistens philologisch geartete moderne Forschung auf dem Gebiete griechisch-römischer Geschichte ist den Persönlichkeiten abhold. Leicht und fast allgemein werden heutzutage Lykurgus und Romulus, und andere von den Alten fast einstimmig als historische Staatengründer angenommene Persönlichkeiten weg-„monographiert" und als Mythen erklärt. In diesem Anti-Personalismus liegt jedoch eine schwere Verkennung der Natur des antiken Stadtstaates. Erläutern wir das an Lykurg.

Busolt wie Ed. Meyer, ja mit Ausnahme Toepfers fast alle deutschen Forscher leugnen heute die historische Existenz Lykurgs und finden es „absurd" von den Griechen, das spartanische Staatswesen auf den Willen eines Einzelnen zurückzuführen (Meyer, G. A. II, p. 564). Die Beweisführung dieser Forscher ist durchgehends rein philologisch, d. h. sie trachten Texte des Herodot mit Texten des Ephorus, solche des Thukydides mit solchen des Xenophon in Übereinstimmung, Gegensatz oder beides zu bringen. Die Lykurg-Forschung hat bisher jeden Text irgendwelcher Art befragt und verhört. Nur den spartanischen Staat selbst hat man nie verhört. Vielleicht ist aber derselbe nicht ohne Relevanz in der Frage.

Die Natur des spartanischen Staates, Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr., besteht, sozusagen, in seiner Unnatur. Die natürlichen Wünsche und Begehren des Menschen, wie Wunsch nach Geld, nach sinnlichen Genüssen, sodann Ehrsucht, Eifersucht und ähnliche fundamentale Begehren, wurden in diesem Staate systematisch mit Füſsen getreten. Ein solcher Staat kann unmöglich sich auf natürliche Weise evolviert haben. Er zeigt in jedem Zuge seiner *ἀγωγή* die direkte Einwirkung einer persönlichen, nicht natürlichen Kraft. In modernen *termini technici* ausgedrückt ist der spartanische Staat, Ende des 6. Jahrhunderts, ein Gemeinwesen, in dem

die legislative Macht auf die geringste Wirksamkeit eingerichtet war, und daher die judizielle und exekutive Macht auf die breiteste. Daher die Bedeutung der Ephoren, d. h. der Magistrate. Denn da eine Generation durch die auf das Straffste verstaatlichte Erziehung der Jugend ganz so geartet war wie die andere (gleichwie unsere heutigen Jesuiten ganz so sind wie die Jesuiten des 16. Jahrh.), so handelte es sich ja blofs darum, die alten der Veränderung unbedürftigen Gesetze durch die Ephoren wirksam zu erhalten. Die ἀγωγή Spartas ist somit das eigentlich Wichtige und politisch Ausschlaggebende dieses Staates. Die philologische Forschung freilich (Gilbert, Hb. I² p. 16) hat es zuwegegebracht, einzusehen, dafs gerade die ἀγωγή in einem „Abrifs der politischen Entwickelung des spartanischen Staates keine Berücksichtigung finden" kann. Die spartanische ἀγωγή zeigt eine Verstaatlichung der Erziehung, wie sie in solchem Mafse nirgends berichtet wird, mit Ausnahme der katholischen Mönchsorden. Wie es in den letzteren notorisch der Fall war (jeder der grofsen Orden wurde von Einem Stifter gestiftet), so mufs auch in Sparta die ἀγωγή von Einer grofsen Persönlichkeit und deren moralischer Einwirkung ausgegangen sein, da eine ἀγωγή, die auf Usancen eines ganzen Standes (Wilamovitz) und nicht auf Stiftung durch eine nach ihrem Tode unveränderliche Persönlichkeit beruht, leicht durch geänderte Stimmungen späterer Generationen dieses Standes tiefgehenden Wandel erleiden wird, also ihren Endzweck, die Stabilität, verfehlen mufs.

Doch Meyer wendet ein (Forschungen p. 279 flg.), dafs „das einzige, was wir sicher von ihm (Lykurg) wissen, ist, dafs er ein Gott war, der in Sparta hoch verehrt wurde". Meyer citiert dafür Herodot I, 66, wo aber mit keinem Worte angedeutet wird, dafs Lykurg ein Gott war. Und wie auch? Sagt nicht derselbe Herodot I, 65: *Λυκούργου, τῶν Σπαρτιητέων δοκίμου ἀνδρὸς*? In I, 66 wird nur gesagt, dafs dem Lykurg nach seinem Tode viel religiöse Verehrung bezeigt wurde in einem ihm errichteten Weihtempel (*τελευτήσαντι ἱερὸν εἱσάμενοι σέβονται μεγάλως*). Der modern-christlichen Anschauung liegt es allerdings sehr nahe, aus der göttlichen Verehrung eines Menschen auf seine Vergottung zu schliefsen. Dem antiken Griechen lag so etwas nicht nahe. Er verehrte inbrünstig die Persönlichkeiten, ohne die sein Staatswesen, d. h. alles, was ihm das Leben lebenswert machte, nicht hätte zu stande kommen können. Doch gerade weil er sich dieses reellen Einflusses von Persönlichkeiten wie Lykurg so lebendig bewufst war, verschwammen solche Persönlichkeiten für ihn nicht in vage Gottheiten. Wenn Pindar Lykurgs nicht erwähnt, so wird das eher als ein Zeugnis

für die historische Existenz Lykurgs, als gegenteilig anzusehen sein. Lykurg war dem stets in den höchsten Regionen schwebenden Dichter viel zu derb-reell.

Die ungemeine Macht der Ephoren ist schon in der von Lykurg geordneten ἀγωγή gegeben, und die Ephoren sind die solidarischen Erben der Persönlichkeit des Stifters Spartas, Lykurgs. Nicht erwuchs ihre Macht, indem sie sich „entwickelte"; sie manifestierte sich stets, wenn auch früher vielleicht minder häufig. Denn im griechischen Stadtstaate, der gestiftet wird und nicht (wie der moderne Territorialstaat) durch „Entwickelung" entsteht, und ganz besonders im spartanischen Staate, „entwickelt" sich überhaupt nichts. Manches verwickelt sich, und wenn das Staatswesen dann im argen liegt, greifen die Spartaner (wie im 3. Jahrhundert unter Agis III. und Kleomenes III.) mit nichten zu unsern modernen Mitteln der *tabula rasa* nebst Einführung „fortgeschrittenerer" Institutionen, sondern, im geraden Gegenteil, sie wollen die Stifterpersönlichkeit wieder beleben, indem sie auf ihre ältesten, vom Stifter gesetzten Ordnungen zurückgreifen. Die Evolutionisten, wie Meyer, erblicken in der spartanischen ἀγωγή ein *survival* uralter Zustände, wie sie angeblich (jedoch ganz unerwiesen) früher in Griechenland üblich gewesen sein sollen. Die Evolutionisten nämlich, die in der griechischen Geschichte auch „Mittelalter" und „Neuzeit" unterscheiden, behandeln barocke Erscheinungen wie die spartanische ἀγωγή, wie wir barocke Sitten unserer Zeit behandeln: als Überbleibsel des „Mittelalters". Alles das ist aber in schreiendem Widerspruch mit der ganz anders gearteten Natur und Geschichte des klassischen Altertums. Den Griechen wären die Stellung und die universalen Funktionen des Papstes aus denselben Gründen unbegreiflich gewesen, wie es philologischen Geschichtsforschern heute die Stellung eines Lykurg in Sparta ist; in beiden Fällen wird die nach Geschichtsperioden wechselnde Stellung der Persönlichkeit verkannt. Im Altertum war je Eine überragende Persönlichkeit zur Gründung notwendigerweise isolierter und beschränkter Stadtstaaten[1]) ebenso

1) Die griechischen Stadtstaaten entstanden, was gänzlich verkannt wird, unter dem Zwang derselben geographisch-politischen Verhältnisse, die zwei Jahrtausende später die mittelalterlichen Stadtstaaten in Norditalien hervorriefen. Beide Gruppen von kleinen Stadtstaaten entstanden am Rande von d. h. in der Flucht vor übermächtigen Grofsstaaten; die ionischen (phönizischen, etc.) am Rande des ägyptischen, hittitischen, assyrischen oder babylonischen Grofsstaates, die italienischen am Rande des 'Reiches', des byzantinischen Kaiserreichs und der muhammedanischen Reiche. Solche Randstaaten, geschützt blofs durch das Meer, müssen notwendigerweise beschränkt sein.

unvermeidlich, als im Mittelalter zur Stiftung der universalen Kirche und der universalen Orden.

Die Bedeutung der Persönlichkeit im antiken Staatswesen auf die moderner politischer Persönlichkeiten herabzustimmen, mag sehr gelehrt und geistreich lassen, leidet aber an dem Übelstande, ganz falsch zu sein. Freilich gehört das Problem der Persönlichkeit in der Geschichte in das Gebiet jener Geschichtspsychologie (als des wahren „Allgemeinen Teils" der Geschichte), deren erste Grundlinien noch nicht skizziert sind, ja von deren kapitaler Bedeutung die Mehrheit der Geschichtsforscher kaum Notiz genommen hat.

An der sich anschliefsenden Diskussion beteiligten sich Prof. Ed. Meyer und Privatdozent Dr. Münzer aus Basel.

Als Dritter sprach darauf Prof. Dr. Bormann-Wien über „die Pontificaltafel und die *annales maximi* in Rom".

Der Vortragende trennt die Pontificaltafel von den *annales*, hält die Tafel für eine unserem kirchlichen Anzeiger ähnliche Publikation der Priester, die vor der Regia auf dem Forum erfolgte und sich nur auf die Geschäfte der Priester bezieht, während die *annales maximi* ein Auszug aus den acta des Priesterkollegiums sind.

An der sich anschliefsenden Diskussion beteiligen sich: Prof. Ed. Meyer, Privatdozent Dr. Münzer, Dr. Strack und Dr. Dezering-Göttingen.

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 28. September 1899

im Verein mit der philologischen und der archäologischen Sektion.

Siehe S. 55 bis 65.

Vierte Sitzung

Freitag, den 29. September 1899

(vormittags 9¼ Uhr bis 10½ Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Dünzelmann.

Senator Prof. Tocilescu-Bukarest spricht über „neue Forschungen und Ausgrabungen in Rumänien".

Der Vortragende giebt im ersten Teil seines Vortrags ein Bild der römischen Wallanlagen in der Dobrudscha, die aus drei, verschiedenen Zeiten angehörigen Befestigungen bestehen. Der älteste, kleine Erdwall ist noch von Barbaren gegen Angriffe von Süden her errichtet. Der zweite, grofse Erdwall gehört wahrscheinlich in die Zeit des Kaisers Trajan; der dritte, aus Steinen

gefügte Wall ist auf Grund von Funden sicher in die Zeit des Kaisers Constantin zu setzen. Beide sind von Römern errichtet. — Der zweite Teil des Vortrags behandelt die Ausgrabungen von Axiopolis (Cernavoda).

Den Ausführungen schliefst Direktor Dr. Schuchhardt-Hannover einige zustimmende und ergänzende Bemerkungen an.

Darauf folgt der Vortrag des Prof. Dr. Bormann-Wien über „das erste östreichische Limesheft".

Der Vortragende schildert nach einleitenden Bemerkungen über die Neuorganisation der Limesforschung in Östreich die Resultate der Ausgrabungen in Carnuntum, wo die Limesforschung zuerst eingesetzt hat. Als wichtigste Erkenntnis hat sich ergeben, dafs Carnuntum schon vor Vespasian eine römische Garnison gehabt hat. Eine Beschreibung der interessanten Einzelfunde (Waffenmagazin, Gräberstrafse u.s.w.) schliefst der Vortragende an.

Direktor Albert Müller schliefst einige Bemerkungen über das Vorkommen des Schienenpanzers an.

In die Präsenzliste der historisch-epigraphischen Sektion haben sich 27 Mitglieder eingezeichnet.

Germanistische Sektion

im Zeichensaale der Handelsschule (Oberrealschule) (Dechanatstr. 5).

Erste (konstituierende) Sitzung

Dienstag, den 26. September 1899

(nachmittags von 1¼ bis 1¾ Uhr).

Nach einer Begrüfsung der erschienenen Mitglieder durch den bremischen Obmann Prof. Dr. Fritze werden zu Vorsitzenden die beiden Obmänner Dr. Moriz Heyne, Professor an der Universität Göttingen, und Dr. Fritze, Professor am Gymnasium in Bremen, und zu Schriftführern die DDr. Seedorf und Borchling aus Göttingen und die DDr. Abegg und Keuntje aus Bremen bestimmt.

Sodann wird die Tagesordnung für die drei abzuhaltenden Sektionssitzungen festgestellt. Da von den acht angemeldeten Vorträgen zwei, der des Gymnasialdirektors Prof. Evers-Barmen („Begriff der tragischen Ironie und ihre Verwertung bei Schiller") und der des Professors Dr. Wolff-Kiel („Aus Handschriften Heinrich v. Kleists"), wegfallen müssen, weil die Herren nicht zur Versammlung haben erscheinen können, werden für die zweite Sitzung die Vorträge der Herren Siebs, Geiger und Herrmann, für die dritte die der Herren Joseph und Kahle und für die vierte der von Herrn Leitzmann und ein nachträglich angemeldeter von Herrn Wunderlich in Aussicht genommen. Diese Tagesordnung hat später nur insofern eine Änderung erfahren, als auch der Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Herrmann-Berlin („Sprachpsychologie und Sprachstatistik") wegfallen mufste, weil Herr Dr. Herrmann nicht zur Versammlung erschien.

Endlich kündigte Prof. Dr. Fischer-Tübingen an, dafs er am nächsten Tage eine schriftliche Umfrage zu halten gedenke, ob irgendwo der Name Gutentag als Wochentagsname, der ihm nur als Name für den Montag bekannt sei, auch für den Mittwoch vorkomme, und wo die Bezeichnungen Samstag und Sonnabend üblich seien.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 27. September 1899

(vormittags 9¼ bis 11¼ Uhr).

Prof. Dr. Heyne eröffnet die Sitzung und gedenkt der seit der letzten Philologenversammlung verstorbenen Germanisten, zu deren Ehrung sich die Anwesenden auf seine Aufforderung von den Sitzen erheben. Dann übernimmt Prof. Dr. Fritze den Vorsitz und erteilt Dr. Theodor Siebs, Professor an der Universität in Greifswald, das Wort.

Der Vortragende macht Mitteilungen über die Schritte, die seit der letzten Philologenversammlung zur Regelung der deutschen Bühnenaussprache geschehen sind, wendet sich gegen erhobene Bedenken und wirft die Frage auf, inwieweit es sich empfehle, den Bestimmungen der abgehaltenen Konferenz unter den etwa nötigen Modifikationen weitere Geltung zu verschaffen. Er führt aus:

Auf der Dresdener Philologenversammlung beschlofs die germanistische Sektion auf meinen Antrag, für die ausgleichende Regelung der deutschen Bühnenaussprache in dem Sinne einzutreten, dafs durch gemeinsame Arbeit des Deutschen Bühnenvereins und der germanistischen Wissenschaft die Unterschiede der Aussprache zwischen den einzelnen Bühnen des ober-, mittel- und niederdeutschen Sprachgebietes beseitigt würden, sei es nach Mafsgabe der Sprache der Gebildeten, sei es nach historischen oder ästhetischen Gesichtspunkten. Die zu diesem Zwecke berufene Kommission hat in Berlin im April des vorigen Jahres getagt, und die Ergebnisse ihrer Beratungen sind unter dem Titel „Deutsche Bühnenaussprache“ erschienen; sie sind auf der Hauptversammlung des Deutschen Bühnenvereins in Frankfurt 1898 als „Kanon der deutschen Bühnenaussprache“ angenommen worden, und die diesjährige Hauptversammlung in Köln hat beschlossen, für ihre weitestmögliche Verbreitung in Schauspielerkreisen zu wirken. Wir dürfen uns in dieser Hinsicht eines vollen Erfolges freuen. Beweisend dafür ist, dafs in den vielen Zuschriften von praktischer Seite beachtenswerte gegnerische Ansichten in Prinzipienfragen überhaupt nicht hervorgetreten sind; die Meinungsverschiedenheiten betreffen meist einige wenige Worte und sind so gering, dafs sie im Verhältnisse zum Ganzen gar nicht in Betracht kommen. Ist es doch bezeichnend, dafs die einzige Ansetzung, die geschlossenen Widerspruch hervorgerufen hat, nur durch ein Mifsverständnis sich erklärt (das Wort Rüss statt

Rüfs, wofür in den Korrekturmanuskripten Küss gelesen ward); andere Differenzen betreffen Namen, bei denen die ortsübliche Aussprache weitere Gebiete ergriffen hat (Mägdeburg : Mâgdeburg, Hannofer : Hannower): solche Schwankungen sind sprachwissenschaftlich zu begreiflich, als dafs ein einsichtiger Sprachforscher sich über die Entscheidung nach der einen oder anderen Seite hin verwundern könnte. Alles in allem: die deutsche Bühnenaussprache ist in allen wesentlichen Punkten geregelt (vielleicht die Aussprache der langen e, ä ausgenommen), und zwar geregelt im Sinne der Bühne. Zur Richtschnur ist die an bedeutenden Bühnen übliche Aussprache genommen, wie sie während der Vorstellung im Theater ermittelt werden kann; und zwar ist dieses Material das allersicherste, weit besser als das durch Ausfragung der Schauspieler gewonnene. Ob an diesen Bestimmungen für die Bühne der eine oder andere Germanist noch zu mäkeln findet oder nicht, ist für die Praxis gleichgiltig; der Bühne passen sie und müssen sie passen, weil es nicht etwa neue Dekretierungen, sondern Feststellungen des bestehenden Gebrauches sind.

So sind denn auch von wissenschaftlicher Seite die Ergebnisse durchweg mit Beifall aufgenommen worden, insofern sie für die Bühne giltig sein sollen. Die einzige mir bekannt gewordene Ausnahme macht ein dem Deutschen Sprachverein übersandtes Gutachten des Herrn Professor Paul; der behauptet: „Die hier aufgestellten Regeln sind durchaus von Siebs verfafst aufser einigen eingefügten Bemerkungen, die von Sievers herrühren und die das Wertvollste an dem Ganzen sind. Die übrigen Mitglieder der Kommission haben daran keinen thätigen Anteil genommen. Wir haben es also eigentlich nur mit den privaten Ansichten eines Einzelnen zu thun, von denen nicht einzusehen ist, wie sie den Anspruch erheben können, für die Allgemeinheit mafsgebend zu sein.“ Dieses für mich geradezu mafslos ehrenvolle Lob und diese gewaltige Schätzung meines persönlichen Einflusses auf Wissenschaft und Bühne mufs ich dankend ablehnen, denn wenn ich auch das Programm ausgearbeitet und reichliche statistische Erhebungen gemacht habe, so haben doch alle wissenschaftlichen Mitglieder über die Ausarbeitungen, die sie lange vor der Konferenz in Händen hatten, ihre Ansichten geäufsert; wir haben in Vorbesprechungen und in den Kommissionsberatungen über jede Frage, in diesen sogar über jedes einzelne Wort verhandelt und abgestimmt. Herr Professor Paul aber geht noch weiter, indem er behauptet: „Wo es sich nicht um schon allgemein Feststehendes handelt, trifft Siebs seine Entscheidung ganz willkürlich auf Grund der ihm bekannten

Sprechweise, ja teilweise gegen die allgemein übliche Aussprache aus theoretischen Erwägungen, auf Grund deren der Sprache schulmeisterliche Gewalt angethan wird. So finde ich z. B., dafs die Vokalquantität in einer Reihe von Fällen derjenigen widerspricht, die mir geläufig ist und die nach meinen Beobachtungen mindestens die gleiche Verbreitung hat"; und nun werden aufser den Worten Mâgdeburg und Rûss getadelt Jâgd, Ârzt, gehâbt, Kladderadâtsch, Bôschung, flûgs, Distel, Scharte. Diese sämtlichen Ansetzungen aber sind, aufser der letzten, ein schlagender Beweis dafür, wie ich meine privaten Ansichten und meine eigene Mundart zurückgedrängt habe, denn von Jugend auf habe ich als „togen boren Bremer Kind" nur Jagd, Arzt, gehabt, Kladderadatsch, Böschung, flugs, aber Dîstel gesprochen. Wenn ferner Herr Professor Paul sagt „über den eigentlich mifslichsten Punkt der ganzen Aussprachefrage, die Unterscheidung von offenem und geschlossenem e, ist Siebs hinweggegangen und hat keinen Versuch zur Aufstellung von Regeln gemacht", so mufs darin jeder Unbefangene (und an das grofse Publikum wendet sich das Gutachten) den Vorwurf der Oberflächlichkeit sehen; gegen diesen aber mufs ich auf das Schärfste protestieren. Reiches Material habe ich gesammelt, indem ich im ernsten Drama und im Konversationsstücke stundenlang alle e-Aussprachen phonetisch verzeichnet habe; Prof. Sievers, Vietor, Seemüller, Luick und ich haben die verschiedensten Möglichkeiten der Regelung reiflich erwogen, in der Kommission haben wir stundenlang über diesen Punkt verhandelt, und hierüber sowie über die partielle Regelung ist auf Seite 36 bis 40 unserer Ausgabe berichtet worden.

Gegen die Bedeutung unserer Bestimmungen für die Bühne scheinen auch einige Klagen des Herrn Prof. Erbe in Ludwigsburg gerichtet zu sein. Er sagt, die Verhandlungen seien von sechs Personen geführt worden, von denen fünf Norddeutsche gewesen seien; das stimmt nicht, denn von den acht Personen, die thätigen Anteil genommen haben, sind zwei Niederdeutsche (Generalintendant Frhr. v. Ledebur und ich), vier aus den verschiedenen Gebieten Mitteldeutschlands (Generalintendant Graf v. Hochberg aus Schlesien; Dr. Tempeltey, der zumeist in Coburg gelebt hat, Prof. Sievers und Vietor aus dem Westen), endlich zwei Oberdeutsche (Prof. Luick und Seemüller); dafs nicht gerade auch Württemberg vertreten war, ist um so weniger bedenklich, als Prof. Sievers und ich über die dortigen Verhältnisse durch langjährigen Aufenthalt unterrichtet waren. Prof. Erbe fährt fort: „grundsätzlich ausgeschlossen waren die grammatische Wissenschaft, der Sprachverein und die Schule". Die beiden letzteren Faktoren sind bei einer Arbeit, die sich mit einer praktischen Bühnen-

sache befafst, entbehrlich; übrigens war der Sprachverein unbewufst durch zwei Mitglieder vertreten. Und dafs die grammatische Wissenschaft, wo Sievers, Seemüller, Luick, Vietor und ich mitwirkten, absolut ausgeschlossen gewesen sei, wird sich schwer beweisen lassen. Damit habe ich alle Einwände berücksichtigt.

Ich erkläre nochmals, dafs niemand von uns behauptet hat, diese Bühnenbestimmungen, die auf Fernwirkung und Ensemble berechnet sind und eine kunstmäfsige Aussprache gleichsam in der Vergröberung und Vergröfserung geben, sollten direkt für die Schule oder gar für die Umgangssprache mafsgebend werden. Das würde zu Geziertheit und Unnatur führen, es wäre nicht wünschenswert und würde auch kaum erreichbar sein; ich stimme hierin völlig mit den Ansichten von Kluge, Lyon u. a. überein.

Und doch können die Bestimmungen auch für die Schule sehr segensreich werden — nämlich indirekt: sie können einmal für die Pflege der Aussprache wirken, indem sie allzu grofser Nachlässigkeit entgegentreten, anderseits können sie in den sehr häufigen Zweifelsfällen die Entscheidung geben oder sie doch in eine gewisse Richtung lenken. Ein Beispiel mag das zeigen. Für die Bühne wird auf Grund der besseren Fernwirkung das weittragende gerollte Zungen-r verlangt, z. B. Rede, hart, Herd. Hier in Bremen, wo uvulares r und zumeist in sehr starker Reduktion auftritt, wird die Schule nie und nimmer gerolltes Zungen-r, selbst nicht im deklamatorischen Vortrag, fordern können; aber sie kann verlangen, dafs übermäfsige Reduktionen vermieden werden, dafs nicht ha(ə)t, hê(ə)d, sondern mindestens mit gerolltem uvularen r hart, hêrd gesprochen werde. Man wird hier in Bremen nicht vom Schüler fordern können, dafs er (für Sieg, Trug) ein ihm unnatürliches Siek, Trûk statt Siech, Trûch spricht, in Schlesien aber wird ein solches Verlangen keinen Anstofs erregen; wohl aber kann den Bestimmungen der Bühnenaussprache gemäfs gefordert werden, dafs der Bremer Schüler nicht džönklink für jüngling spreche. Wenn in solchem Sinne die Schulverwaltungen der gröfseren Gebiete unseres Deutschen Reiches, überhaupt in den Landen, wo die deutsche Zunge klingt, vorsichtig und sachkundig erwägen, inwieweit den Bestimmungen der deutschen Bühnensprache Rechnung zu tragen sei, so werden sie sich gewifs den Dank aller Lehrer und Schüler, den Dank des ganzen Volkes verdienen. Dafs wir Mitglieder der Konferenz, denen man Unvorsichtigkeit und Unbesonnenheit wohl bis jetzt nicht nachsagen kann, gern bereit sind, mit Rat und That dabei zu helfen, werden Sie als selbstverständlich betrachten. Bedenken Sie, wieviel Mühe und Arbeit dadurch

unseren Lehrern und Schülern der Volksschulen, falls sie noch am Schriftbilde kleben, erspart werden kann, und sorgen Sie, dafs dieses bescheiden und besonnen beginnende Werk nicht durch gewaltsame Eingriffe positiver oder negativer Art gefährdet werde.

Dr. Sievers, Professor an der Universität Leipzig, hebt dazu ausführend hervor, dafs es sich zunächst nur um eine Regelung der Bühnenaussprache gehandelt habe, dafs die Vorschläge nicht etwa unbedingte Geltung für die Schule und die Umgangssprache haben sollten. Soweit es sich um eine gleichförmige Regelung handelt, steht er der aufgeworfenen Frage zweifelnd gegenüber; auch im übrigen ist er mit Prof. Siebs einverstanden und hebt namentlich hervor, dafs die Vorschläge nicht etwa blofs, wie von Prof. Paul gesagt worden ist, in der Hauptsache die Privatmeinung von Prof. Siebs darstellten.

In die Debatte greifen ferner ein Dr. Wunderlich, Professor an der Universität Heidelberg, der seine Befriedigung über die heute erfolgte völlige Klarlegung der Sache ausspricht, Dr. Fischer, Professor an der Universität Tübingen, und Prof. Dr. Schullerus aus Hermannstadt, sowie Dr. Sütterlin, Professor an der Universität Heidelberg, der in einer von Prof. Siebs vorgeschlagenen Resolution betont sehen möchte, dafs die Vorschläge nur die allgemeine Richtschnur geben sollen.

Die Sektion beschliefst, die Herren, die eine Änderung der Form der Resolution wünschen, aufzufordern, mit Prof. Siebs eine Redaktion vorzunehmen; eine solche wird vereinbart und in folgender Form von der Sektion einstimmig angenommen:

„Die germanistische Sektion der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen erklärt ihre Zustimmung zu den Ergebnissen der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache. Sie hält es zugleich für wünschenswert, diese Ergebnisse für andere Gebiete der deutschen Sprachpflege, insbesondere durch die Schule, nutzbar zu machen, soweit im Leben und Verkehr eine Annäherung an die Sprache der Kunst möglich und zweckmäfsig ist."

Nunmehr hält Dr. Ludwig Geiger, Professor an der Universität Berlin, seinen Vortrag: „Das junge Deutschland und Preufsen. Nach archivalischen Quellen."

Redner macht auf die zwar anerkannte, aber noch nicht genügend gewürdigte Bedeutung der Archive für die Litteraturgeschichte aufmerksam. Die daraus zu gewinnenden Resultate sind nicht blofs für die äufserlichen Schicksale einzelner Schriftsteller,

sondern auch für die innere Geschichte ganzer Litteraturbewegungen wichtig. Dies ist beim jungen Deutschland der Fall, wo die Materialien des Geheimen Staatsarchivs in Berlin (andere Archive gewähren oder enthalten nichts aufser dem in Stuttgart) weder von Litterarhistorikern noch Historikern, selbst Treitschke nicht, benutzt worden sind.

Die wesentlichen auf Grund der unbekannten Materialien gewonnenen Resultate sind folgende:

1. Nicht der Bundestagsbeschluſs vom 10. Dezember 1835, der durch Österreich (Metternich) veranlaſst und wahrscheinlich durch Wolfg. Menzels Denunziationen hervorgerufen ward, war es, der dem jungen Deutschland Verfemung, zum Teil wirkliches Elend bereitete, denn die einzelnen Bundesstaaten führten die Beschlüsse gar nicht aus, sondern einzig und allein die preuſsischen Verfügungen vom 14. November 1835. Die damals beschlossenen drakonischen Maſsregeln, daſs überhaupt alle Schriften von Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg verboten sein sollten, wurden freilich im Februar 1836 dahin gemildert, daſs die Schriften der Genannten nach einer Rezensur in Preuſsen zugelassen sein sollten; diese Bestimmung wurde aber viele Jahre rigoros gehandhabt.

2. Von den deutschen Bundesstaaten erhob nur Württemberg Einspruch, der auf privatem Wege von Österreich bekämpft wurde. Doch trat eine wirkliche Verfolgung in Württemberg nie ein.

3. Nur die sub 1 genannten vier Schriftsteller gehören in die Kategorie der von den preuſsischen Behörden verfolgten Schriftstellergemeinschaft; Kühne, der häufig genannt wird, gehört nicht dazu. Börnes Name begegnet uns in den Akten so gut wie gar nicht; das Verbot der Schriften Heines beginnt bereits 1831 und wird von dem Auftreten gegen das Junge Deutschland nicht beeinfluſst.

4. Die Verfolgung kam nicht einfach in Vergessenheit, wie die meisten Historiker behaupten, wie auch einer der Beteiligten glauben machen wollte, sondern sie blieb auch noch unter Friedrich Wilhelm IV. in Kraft und wurde erst aufgehoben, nachdem die Beteiligten mündlich erklärt oder einen Revers unterschrieben hatten, nichts Feindseliges gegen Politik, Moral und Christentum zu veröffentlichen, mit der Androhung, daſs die Verfolgung wieder, und zwar für alle Zeiten eintreten würde, wenn die Schriftsteller ihrer Erklärung zuwiderhandelten (Juli 1842, Dezember 1843).

5. Diese Befreiung erfolgte nicht aus freier Entschlieſsung der Regierung, sondern auf inständiges und wiederholtes Bitten der Verfolgten, die sich teils an den Minister des Innern, teils an den König wandten. Der Einzige, der das nie that und der auch öffentlich erklärte, einen solchen Revers nicht zu unterschreiben, war L. Wienbarg.

Der Vortragende wies auf seine Veröffentlichungen: „Laubes Selbstbiographie aus den Akten“ (N. Fr. Presse 13. und 15. März), „Heine und die preufsische Zensur“ (Frankf. Ztg. 7., 9. April), „Gutzkow im Jungen Deutschland“ (Allg. Ztg. Beilage 180 und 181) hin. Spezieller ging er auf Laube ein. Dieser war schon, vor dem Verdikt gegen das Junge Deutschland, seit 1832 vielfach verfolgt worden, wurde Juli 1834 verhaftet, 9 Monate in Haft gehalten und wegen seiner Beteiligung an der Burschenschaft, wegen seiner hochverräterischen Erziehung des jungen v. Nimptsch und wegen politischer Vergehen in seinem Buche „über Polen“ und in seinen „Politischen Briefen“ (auch „Briefe eines Hofrats“) inquiriert. Schliefslich wurde er zu 7 Jahren Festung verurteilt, von denen ihm $5\frac{1}{2}$ im Gnadenwege erlassen wurden. Aus seinen Verhören, aus seinen Bittgesuchen, auch während der Festungszeit, aus seinen schriftlichen für die Öffentlichkeit bestimmten Erklärungen wurden Gedanken mitgeteilt, die sein Streben zeigen, alle Schuld von sich abzuwälzen und jede Gemeinschaft mit den Schuldigen abzuleugnen. Es wurde namentlich an der Hand dieser authentischen, von Laube unterzeichneten oder selbst geschriebenen Aktenstücke gezeigt, wie unrichtig die Angaben seiner Selbstbiographie sind: wie falsch er die Anklage, die Kammergerichtsentscheidung, sein eigenes Verhalten in den Verhören schildert, in welch unlöslichem Widerspruch seine Bittgesuche und sein eigenhändiger Revers mit seiner Angabe stehn, dafs die Verfolgung allmählich, ohne Zuthun der Verfolgten aufgehört habe.

Die für den Vortrag benutzten zahlreichen Aktenstücke, denen sich solche aus den Akten der Zentral-Untersuchungs-Kommission anreihen sollen, werden in einer gröfseren selbständigen Darstellung Verwertung finden.

Dr. Sauer, Professor an der Universität Prag, bemerkt, Anastasius Grün und andere Österreicher böten merkwürdige Analogien zum Benehmen des jungen Deutschlands, besonders Laubes, der ihnen entgegentretenden Regierung gegenüber.

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 28. September 1899

(vormittags $9\frac{1}{4}$ bis 11 Uhr).

Prof. Fritze eröffnet die Sitzung und teilt mit, dafs „Jahresberichte für germanistische Philologie“ und ferner Prospekte der bei Weber in Berlin erscheinenden und von Rudolf Lehmann

besorgten zweiten Auflage von Paul Klauckes „Deutschen Aufsätzen und Dispositionen“ den Mitgliedern der Sektion zur Verfügung ständen.

Sodann erhält Dr. Eugen Joseph, Privatdozent an der Universität Strafsburg, zu seinem Vortrage: „Liederromane im deutschen Minnesang“ das Wort.

Der Vortragende erklärt, dafs er sich wohlbewufst sei, ein Thema erwählt zu haben, für das in unserer heutigen Wissenschaft wenig Stimmung bestehe. Er beklagt den Skeptizismus, der heute in allen Fragen der höheren Kritik gelte. Wir verdammten uns damit zur Unfruchtbarkeit auf einem Gebiet der Forschung, auf dem noch immer wichtige Probleme unserer Litteratur lägen.

Er sucht nun zunächst zu zeigen, wie sich die Lieder Meinlohs von Sevelingen zu einem Liederromane gruppierten, und wie dieser Dichter, dem man bisher keinen einzigen Wechselgesang zugeschrieben, zugleich als ein zweiter Wechselsänger neben dem Kürenberger herausspringe. Meinloh hat keine Frauenstrophe gedichtet, zu der sich nicht eine entsprechende Mannesstrophe fände.

Der Wechselcharakter der beiden Strophen MF. 11, 14. 12, 1, die auch in der Überlieferung zusammen stehen, blieb nur dadurch verborgen, dafs man 12, 1 bisher immer als Mannesstrophe ansah. Nimmt man sie als Frauenstrophe, so ergiebt sich folgendes Verhältnis: In der ersten Strophe überbringt ein Bote der Dame den Dienstantrag seines Herrn und fordert in dessen Auftrag zugleich ihren Rat: d. h. der Ritter wünscht zu wissen, wie er sich zu benehmen habe, damit sein Dienst erfolgreich bei ihr sei. In der zweiten Strophe entspricht nun die Dame dem Wunsch des Ritters: sie erteilt ihm Dienstverhaltungsmafsregeln, indem sie beginnt „wer edlen Frauen dienen will, der soll sich danach benehmen“ und dann als Hauptgebot Diskretion aufstellt.

Eine zweite Botenstrophe ist in 14, 1 enthalten. Der Dichter nähert sich der Dame wieder zur Frühlingszeit, nachdem er den Winter von ihr getrennt war, und fleht sie an, ihm die Umarmung nicht länger zu versagen. Hieran schliefst sich 14, 26 als ein froher Willkommengrufs der Dame, der ausdrücklich auf die Botschaft des Ritters Bezug nimmt und seiner drängenden Bitte Erfüllung verheifst. In diesem Fall entzog sich das Verhältnis der Strophen dem Blick, weil sie in der Überlieferung auseinandergeraten sind, und weil zudem noch der Ton der zweiten Strophe durch Einschub von sô rehte güetlîche 14, 13 entstellt ward. Die Einfügung dieser naheliegenden Phrase erklärt sich aus der für C charakteristischen Tendenz, die nachgetragene Strophe durch Angleichung an die voraufgehende ihrer metrischen Isoliertheit zu entreifsen.

Zwei weitere Wechselgesänge werden durch 13, 27. 11, 1 und durch 13, 14. 12, 14 gebildet: auch in diesen Fällen trennt die Überlieferung die zusammengehörigen Strophen. In 13, 27 erzählt die Frau, dafs ihre Augen gewählt haben: in 11, 1 segnet der Ritter ihre Augen, weil sie gewählt haben. In 13, 27 rechnet sich die Frau die Liebe des Mannes zum Verdienst an: in 11, 1 gesteht der Mann, dafs es in der That ihre Vorzüge gewesen seien, die ihn angelockt. In 13, 27 will die Frau ihren Nebenbuhlerinnen zum Trotz fortfahren, sich Nr. 1 beim Ritter zu erwerben: in 11, 1 wird ihr von diesem bestätigt, wie sehr ihr dies bisher noch immer gelungen.

Die Strophen 13, 14 und 12, 14, wo unhæliu für unstætiu zu lesen ist, suchen sich mit den Merkern abzufinden. Indessen in sehr entgegengesetzter Weise: die Frau, indem sie offene, aber ehrbare Liebe proklamiert; der Mann, indem er sich gerade durch Geheimhaltung freies Spiel sichern will.

Die vier Wechselgesänge Meinlohs gruppieren sich zu einer Reihe, die in deutlicher chronologischer Folge vier Stadien eines Liebesverhältnisses aufweist. 11, 14. 12, 1 enthalten den Dienstvertrag. In 13, 27. 11, 1 bethätigt der Mann seinen Dienst zur Genugthuung der Frau. In 13, 14. 12, 14 setzt die Frau dem Verhältnis Grenzen zum Mifsvergnügen des Mannes. In 14, 1. 26 fallen diese Grenzen.

Die vier noch verbleibenden Einzelstrophen enthalten 13, 1 Huldigung des Mannes; 15, 1 Lohnforderung, speziell in den Versen 5—8 angedeutet; 12, 27 Schmachten aus der Ferne; 14, 14 Renommisterei, ans Publikum gerichtet, über den Erfolg seines Dienstes. Das sind also vier neue Stadien eines Liebesverhältnisses, die ebenfalls eine deutliche chronologische Reihe bilden und sich zugleich aufs ungezwungenste in die Reihe der Wechselgesänge eingliedern.

Der Liederroman besteht demnach aus den acht Liedern folgender Ordnung: I (11, 14. 12, 1), II (13, 1), III (13, 27. 11, 1), IV (15, 1), V (13, 14. 12, 14), VI (12, 27), VII (14, 1. 26), VIII (14, 14). Er gewährt eine höchst anmutige, stimmungsreiche Geschichte, die, klar sich in ihren einzelnen Momenten aufbauend, erst zum Konflikt — zum Aneinanderprallen der beiden lebendig erfafsten Charaktere —, dann zur freundlichen Lösung führt und das Motiv der verholnen swære konsequent festhält.

Aber zugleich wird eine befremdend handwerksmäfsige Technik bemerkbar. Zunächst fällt die schematische Aufteilung des Ganzen in die Augen: der viermalige regelmäfsige Wechsel zwischen Wechselgesang und Einzellied. Über dieser Vierteilung steht eine höhere

Zweiteilung, die auch metrisch markiert ist. Ferner besitzen die Wechselgesänge untereinander ein künstliches Verhältnis: die beiden äufsern Lieder beginnen mit der Mannesstrophe, die beiden innern mit der Frauenstrophe; die beiden äufsern beginnen mit einer Botschaft, die beiden innern enthalten nur direkte Äufserungen. In den beiden äufsern Gesängen entsprechen sich die Waisen genau, in den beiden innern findet sich je eins der Anfangspaare zu Reimzeilen umgebildet. Auf den Gipfel der Raffiniertheit aber werden wir geführt, indem wir die eigentlichen Reime betrachten. In den Wechselgesängen des Kürenbergers liefsen sich Reimreihen beobachten, in denen ein doppeltes Prinzip der Kontrastierung waltete: einerseits nach Reinheit und Unreinheit, anderseits nach Einsilbigkeit und Zweisilbigkeit. Dieselbe Erscheinung nun zeigt sich bei Meinloh: nur dafs hier an Stelle der metrischen Zweisilbigkeit die nur grammatische tritt und das ganze Verfahren noch ausgeklügelter ist.

Meinloh nun ist typisch für alle Minnedichter der Frühzeit. Sie alle sind, abgesehen vom Kürenberger, dessen Sonderstellung sich zur Genüge durch seine eigentümlich satirische Tendenz erklärt, Dichter von Liederromanen. Diese Liederromane lassen sich sämtlich ebenso reinlich herstellen wie der Meinlohs, und jedesmal laufen die Kriterien von ebensovielen und ebendenselben Seiten zusammen, um die Rekonstruktionen zu sichern. Über die Minnesänger der spätern Zeit äufserte sich der Vortragende nur andeutend und mit Reserve. Die strenge Technik alter Schule lockere sich.

Man dürfe sich nun aber nicht begnügen, die originalen Ordnungen wiederzufinden, sondern man müsse zugleich erklären, auf welche Weise aus ihnen die überlieferten entstanden wären. Diese Forderung liefse sich in der That durchweg erfüllen. Die Umordnungen fänden nach ganz bestimmten, regelmäfsig wiederkehrenden Prinzipien statt, und es wurde gezeigt, nach welcher Methode und zu welchem Zwecke die Lieder Meinlohs umgeordnet wurden.

Zum Schlufs beleuchtete der Vortragende, in welchem Mafse auf der neuen Grundlage der Liederromane die Einzelerklärung gefördert würde und wie weit die litterarhistorische Forschung von hier aus Klärung gewönne oder sich ihr neue Fragen stellten.

Der Vortragende hatte ein Heftchen drucken lassen, das er vor Beginn seiner Ausführungen austeilte. Dieses enthält I. den Text von Meinlohs Liederbuch, II. die Wechselreime Meinlohs im Überblick, III. das handschriftliche Ordnungsprinzip in den Liedern Meinlohs, tabellarisch dargestellt, IV. neun Schemata von Liederbüchern der Frühzeit.

An den Vortrag schliefst sich eine Diskussion. Dr. Richard M. Meyer, Privatdozent an der Universität Berlin, äufsert sich dahin: Auch er glaube an Liederromane und erkenne das Wechselpaar in Nr. I als bewiesen an, aber nicht so die übrigen. Doch liege zwischen Wechseln und Liederromanen eine Kluft, wenn auch der volkstümliche Charakter der Wechselpaare nicht ausschliefse, dafs sie im höfischen Roman verwendet seien. Er vermisse besonders in V und VI eine schärfere Fassung der Charaktere der Helden. Ferner mache der Schlufs stutzig; die letzte Strophe könne er nicht als Schlufs eines Romans ansehen wegen ihrer ironischen Färbung, die in so früher Zeit nicht für eine Schlufsstrophe passend gewesen sein würde. Das System der Wechselreime finde er zu subtil; ein Unterschied zwischen ein- und zweisilbigen Reimen dürfe für jene Zeit noch nicht angenommen werden. An die satirische Tendenz des Kürnbergers glaube er nicht. Trotz dieser Einwendungen meine er, das Prinzip der Liederbücher sei durchzuführen, und in dieser Richtung werde der Vortrag anregend wirken.

Prof. Siebs wendet sich gegen die Stichhaltigkeit von Josephs Anordnung der Wechselstrophen; allenfalls möchte er das Wechselpaar Nr. V zugeben, sieht dagegen für Nr. III und besonders für Nr. I keine zwingenden Gründe.

Dr. Joseph glaubt auf Grund seines umfangreichen Materials an seinen Ausführungen festhalten zu können. Den Wechsel in Nr. I hält er für bewiesen und unanfechtbar, auch für Nr. VII hält er seine Behauptung aufrecht. In betreff der Charakterisierung der Helden bemerkt er, der Charakter des Mannes sei immer einheitlich gefafst, z. B. auch bei Veldeke, während für die Frau konventionelle Formen üblich seien. Die Schlufsstrophe wende sich in schalkhafter Weise ans Publikum.

Nachdem Prof. Heyne den Vorsitz übernommen, hält Dr. B. Kahle, Professor an der Universität Heidelberg, seinen Vortrag: „Das Christentum in der altwestnordischen Dichtung".

Einleitend wies er darauf hin, dafs es die christliche Dichtung in Norwegen und auf Island nicht verstanden habe, sich eine eigene Form zu schaffen, sie bewege sich durchaus in den Gleisen der Skaldendichtung. Wie nun bei den Skalden die poetischen, der Vorstellungswelt des Heidentums entnommenen Umschreibungen eine grofse Rolle spielen, so fehlen solche auch in den christlichen Gedichten nicht. Gleichwohl vermeiden es doch im allgemeinen die Dichter, bei Umschreibungen für Gott, Christus und die Heiligen direkt heidnische Umschreibungen zu benutzen, nur gelegentlich

begegnen Mannkenningar, in denen Baldr, der schuldlose Gott, vorkommt, oder der unkriegerische Niordr. Häufiger treten die Namen von Walküren auf, was seinen Grund wohl teilweise in dem Umstand hat, dafs den Walküren vielfach ein individuelles Leben mangelt.

Vortragender weist dann auf einige wunderbare Übertragungen heidnischer auf christliche Anschauungen oder Vermischungen beider hin, wie solche bei einem neubekehrten Volke ja erklärlich sind. So läfst ein Dichter Christus am Urdsbrunnen sitzen, also an den Wurzeln der Weltesche. Einem andern erscheinen die Boten Gottes, also doch wohl die Engel, ganz im Gewande von helm- und speerbewaffneten Walküren, er nennt sie geradezu Disen, göttliche Frauen. Diese und ähnliche Vorstellungen lassen sich auch sonst noch belegen. Interessant sind ferner die Benennungen des Teufels. Hier leben kaum verändert die Gestalten des alten Volksglaubens, und heidnische Kobolde und Gespenster führen ihre Existenz als Teufel fort.

Der folgende Abschnitt behandelte die nordischen Anschauungen, die in der Auffassung des Christentums zu tage treten. Nach einem Hinweis auf das Bestreben, die Geschichte des heiligen Königs Olaf der Christi nach Möglichkeit zu nähern, zeigte Vortragender, wie man umgekehrt Gott und vor allem Christus — denn dieser ist es besonders, der als der neue Gott in das Bewufstsein des Volkes trat, während der zu abstrakte Gottvater dagegen in den Hintergrund gedrängt wurde — unter dem Bilde eines nordischen Volkskönigs, eines Gefolgsherrn ansah.

Dieselbe Vorstellung herrscht bei den Deutschen und Angelsachsen, und da es angelsächsische Missionare waren, die das Christentum nach Norwegen brachten, so ist es nicht unmöglich, dafs diese Einfluſs auf die Ausgestaltung jener Anschauungen ausgeübt haben, wenngleich sich ein direkter Einfluſs der angelsächsischen Litteratur nicht nachweisen läfst. Waren Gott und Christus die Könige und die Gefolgsherren, so erschienen die Engel, Apostel, Märtyrer, Heiligen, wie überhaupt alle Frommen, als Degen und Mannen, als Gefolge.

Zum Schluſs wies Vortragender auf den bedeutsamen Einfluſs hin, den die lateinische Dichtung des Mittelalters, insbesondere die Hymnendichtung, auf die christliche Dichtung des Nordens, vor allem die etwas jüngere, ausgeübt hat. Auch im Norden selbst wurde aller Wahrscheinlichkeit nach lateinische Hymnenpoesie gepflegt. Da der Norden eine Anzahl eigener Heiliger hervorgebracht hatte, so entstand das Bedürfnis, für die Feste

dieser auch Hymnen zu haben, die sich in den im Norden gedruckten Breviarien finden. Auch auf Island sind einige gedruckt, leider jedoch keins erhalten. Besonders deutlich läfst sich der Einfluſs der lateinischen Poesie in den Mariendichtungen verfolgen. Man kann feststellen, daſs fast alle in der isländischen Litteratur vorkommenden Beiworte und Bilder für Maria ihr Vorbild in dieser lateinischen Hymnenpoesie haben. Wenn auch nicht in gleichem Umfang, ist dasselbe der Fall bei den Ausdrücken für Gott, Christus, die Frommen und Heiligen.

Prof. Wunderlich dankt für die Belehrung; interessant sei die Gleichsetzung von Gott und Christus, die sich, abgesehen von Otfried, auch in der altdeutschen Litteratur finde. Auffallend sei aber, daſs das Verhältnis von Vater und Sohn bei Gott und Christus weder in der deutschen noch in der nordischen Dichtung hervortrete.

Vierte Sitzung

Freitag, den 29. September 1899

(vorm. 9¼ bis 11½ Uhr).

Vorsitzender: Prof. Fritze.

Dr. Leitzmann, Professor an der Universität Jena, hält einen Vortrag: „Wolframs Titurel".

Der Vortrag handelte über Komposition und Abfassungszeit des Wolframschen Titurel. Er wird demnächst in Paul-Braune-Sievers' „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur" erscheinen. An einige kursorisch angefügte Bemerkungen des Vortragenden über eine vorauszusetzende französische Quelle der Dichtung knüpften Prof. Sievers, Dr. Richard M. Meyer und Prof. Suchier Bemerkungen an.

Darauf erhält das Wort Prof. Wunderlich-Heidelberg zu seinem Vortrage: „Zum Grimmschen Wörterbuche".

Er berichtet über den Fortgang des groſsen Werkes, an dem ihm seit 1895 die Weiterführung des Buchstabens G übertragen ist. Er hebt die öffentliche Bedeutung des Unternehmens hervor, für dessen wissenschaftliche Höhe die Mitwelt wie die Nachwelt den gesamten Stand der deutschen Philologen mit verantwortlich machen werde; im Miſsverhältnis dazu stehe die Beachtung, die die Fachgenossen ihm zuwenden. Der Vortragende erwähnt die Schrift H. Pauls von 1894, die eine Reihe von lexikalischen Forderungen aufstellt, welche Paul im Wörterbuche nicht

erfüllt sieht. Paul bestreitet auf Grund dieser Beobachtung dem Grimmschen Wörterbuche die Daseinsberechtigung, glaubt aber selbst nicht, dafs sich bei einem neuen Unternehmen diese Forderungen vorläufig verwirklichen lassen. Der Vortragende meint, dafs die Fortsetzung des Grimmschen Wörterbuches, die noch über zwanzig Jahre in Anspruch nehmen werde, Gelegenheit bieten müfste, diesen Forderungen im Rahmen des alten Wörterbuches nahe zu treten, um sie auf ihre Durchführbarkeit zu erproben. Der Vortragende glaubt, in seinen drei Lieferungen, die er bis jetzt fertiggestellt hat, einer Reihe der Thesen Pauls Rechnung getragen zu haben, noch viele andere — mehr auf stilistischem und litterarhistorischem Gebiete liegende — Wünsche wären neu aufzustellen. Freilich sei es aufserordentlich schwer, auf Grund der im Wörterbuche hergebrachten Darstellungsweise und des augenblicklichen Standes der Hilfsmittel vorwärts zu kommen. Hier ist die Frage, wie weit der einzelne Mitarbeiter sich von dem Herkommen loslösen darf, und darüber möchte der Vortragende in bestimmten Einzelheiten die Meinung der Fachgenossen einholen. Anderseits kann der Stand der Hilfsmittel durch die Beihilfe der Fachgenossen immer mehr verbessert und gesichert werden. Zuweisung von Notizen sowie Anregung von lexikalischen Arbeiten könnte viel nützen. Es fehlt an Wortsammlungen auf stilistischer, litterarhistorischer Grundlage, es fehlt an Feststellungen des mundartlichen Bestandes. Bei allen Versuchen, den Geltungsbereich eines Wortes zu bestimmen, seine Geschicke im einzelnen darzulegen, die Verbindungen aufzuführen, die es eingeht, mangeln die Vorarbeiten. Und doch würden gerade solche Arbeiten sich zu Dissertationen und Programmen gut eignen. Da dem Vortrage nur beschränkte Zeit verstattet werden konnte, war es dem Vortragenden nicht mehr möglich, einzelne Hauptbedenken und Zweifel eingehender darzulegen und über diese einen Austausch der Meinungen hervorzurufen. Es sei dies einer anderen Gelegenheit vorbehalten.

Mit diesem Vortrage, an den sich eine Diskussion nicht anschliefst, sind die Arbeiten der germanistischen Sektion beendet.

In die Präsenzliste der Sektion haben sich im ganzen 45 Mitglieder eingeschrieben.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion

im Gymnasium (Dechanatstrafse 4).

Erste (konstituierende) Sitzung

Dienstag, den 26. September 1899

(nachmittags 1 Uhr 15 Min. bis 1 Uhr 50 Min.).

Prof. Dr. Müller-Erzbach aus Bremen begrüfste die Anwesenden, machte einige persönliche Mitteilungen und wies darauf hin, dafs neben den philologischen Fächern, welche in der Vereinigung der deutschen Schulmänner in erster Linie vertreten sind, das mathematisch-naturwissenschaftliche Fach erst viel später für die höhere Schule und speziell für das Gymnasium gröfsere Bedeutung gewonnen hat. Mit dem Wiederaufleben der klassischen Studien kam von den sieben freien Künsten zunächst nur das Trivium zur Geltung. Und wenn auch an einzelnen Trivialschulen an etwas Mathematik gedacht wurde, so ging es über einfache Rechenübungen nicht viel hinaus. Wurde doch sogar in Königsberg die Rechenstunde noch auf den Sonntag-Nachmittag gelegt, damit sie die Schüler von dem übrigen Unterricht nicht ablenkte. Das blieb so, wie Sie wissen, in vielen Städten bis zum Anfange dieses Jahrhunderts. Allerdings giebt es Ausnahmen, die sächsischen Fürstenschulen im 17. Jahrhundert gingen voran, später finden wir Rechnen für die unteren Klassen sowie reine oder angewandte Mathematik neben Experimentalphysik für die oberen Klassen auf dem Lehrplan der Thomasschule in Leipzig und des Friedrich Werderschen Gymnasiums in Berlin. Hier in Bremen weist der Lehrplan des Gymnasiums illustre ebenfalls frühzeitig in der zweitobersten und drittobersten von sechs Klassen Arithmetik auf, in der vierten *numerorum initia*, die Anfangsgründe vom Rechnen. In der Reform von 1765 werden aufserdem für die oberste Klasse *matheseos principia* neben praktischem Ausmessen von Höhen und

Flächen genannt. Aber erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts fanden diese Beispiele allgemeine Beachtung und Nachahmung. In der Regel zuerst aus äufseren Gründen betrieben, hat sich unser Fach nur aus eigener Kraft langsam zu einem Bildungsmittel ersten Ranges entwickelt, und gegenwärtig sehen wir seinen Wert kaum noch von irgend einer Seite ernsthaft bestritten.

Mit dieser Anerkennung und Vermehrung der Lehrstunden für das mathematisch-naturwissenschaftliche Fach erhob sich dann ein lebhafter Streit über die Ausdehnung desselben. Weitgehende Meinungen und Wünsche wurden an der Hand der Erfahrung eifrig bestritten und mehr und mehr die Beschränkung aus Rücksicht auf die Gesundheit der Schüler betont. Heute steht die Frage nach der Begrenzung nicht im Vordergrund der Verhandlungen, ihr Hauptgewicht liegt vielmehr in der Methodik. Gewifs hat man dabei in erster Linie mit der Eigentümlichkeit des Lehrers zu rechnen, gewifs ist es verkehrt alles nach einer Schablone zu modeln, aber trotzdem sind über viele Punkte Verständigungen zum Vorteil des Unterrichts unzweifelhaft geboten. Wenn man heute die lebendige Aneignung und die selbständige Anwendung des Lehrstoffs mehr als seinen gröfseren Umfang betont, so ist das als eine durchaus gesunde und günstige Strömung anzusehen. Es scheint die Zeit gekommen zu sein, in welcher man sich in der Mathematik wie in den Naturwissenschaften von der starren Systematik frei macht. Wenn man mit dem Konkreten anfängt und die Abstraktionen möglichst den späteren Stufen vorbehält, wenn man in den Beweisen zunächst mehr auf richtiges Verständnis als auf Vollständigkeit sieht, wenn man das Interesse durch eingehendere Behandlung des Einzelfalles weckt, so folgt man dem natürlichen Gang menschlicher Auffassung und Entwickelung, man treibt pädagogische Methodik, wie man sie genannt hat. Sie wird für den Gedankenaustausch unter den Fachgenossen in jeder Form einen dankbaren Stoff abgeben und ist zu Vorträgen besonders geeignet.

Darauf wurde, da der als erster Vorsitzender in Aussicht genommene Direktor Prof. Dr. Schwalbe aus Berlin an der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nicht teilnehmen kann, Prof. Dr. Müller-Erzbach aus Bremen zum alleinigen Vorsitzenden erwählt und Oberlehrer Sanders aus Bremen zum Schriftführer.

Zum Schlufs wurde die Tagesordnung für die nächsten Sitzungen festgestellt.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 27. September 1899
(vormittags 9 Uhr 15 Min. bis 11 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Müller-Erzbach.

Nach einer geschäftlichen Mitteilung seitens des Vorsitzenden hielt Direktor Prof. Dr. Buchenau aus Bremen einen Vortrag über „die deutschen Pflanzennamen in der Schule und im Leben".

Der Vortragende weist darauf hin, dafs die Frage einer planmäfsigen Benennung aller deutschen Pflanzen in den letzten Jahren infolge eines Preisausschreibens des Deutschen Sprachvereins wieder vielfach besprochen worden sei. Dieses Ausschreiben und seine Ergebnisse sind aber von Freyhold in der Hoffmannschen Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht in so vortrefflicher Weise erörtert worden, dafs Vortragender nicht nochmals darauf eingeht. — Dagegen hebt er den grofsen Unterschied der wissenschaftlichen Auffassung der Pflanzenformen und ihrer volkstümlichen Betrachtungsweise hervor. Die Wissenschaft gliedert die Tier- und Pflanzenformen in Gattungen und Arten. Sie bewegt sich dabei nicht in einer reinen Fiktion, sondern sucht die wirklichen Verhältnisse in der organischen Natur zu erfassen, wenngleich es wahr ist, dafs trotzdem die gezogenen Grenzen in vielen Fällen teilweise künstlich sind. — Diese Auffassung liegt aber dem Volke ganz fern. Dasselbe beobachtet die für Nahrung, Erwerb u. s. w. bedeutungsvollen Pflanzen (und Tiere) recht gut, ignoriert aber alle übrigen. Jene benennt es aber nicht in systematischer, sondern in überlieferter Weise, oder nach Eigenschaften, nach poetischen Deutungen oder dergl. — Eine besondere schulmäfsige Benennung der Pflanzen — vielleicht gar durch Verordnung der Regierungen den Schulen aufgenötigt, würde ganz in der Luft schweben. Sie würde ebenso die Schule wie die Volksseele schädigen (die zahlreichen mundartlichen Verschiedenheiten in der Pflanzenbenennung sind gerade ein erfreulicher Beweis für die Schaffungskraft der deutschen Sprache).

Der Vortragende kommt zuletzt zu folgenden Leitsätzen:

1. Die Aufstellung besonderer wissenschaftlicher Pflanzennamen in deutscher Sprache ist weder notwendig, noch zweckmäfsig. Ihre verpflichtende Einführung in die deutschen Schulen würde den Unterricht und den mundartlichen Reichtum des deutschen Volkes schädigen.

2. Für den elementaren Unterricht genügen in den allermeisten Fällen die allgemein verbreiteten oder die mundartlichen Benennungen der Gewächse. Für den wissenschaftlichen Unterricht sind die lateinischen binomialen Benennungen unentbehrlich.

3. Es ist notwendig, daſs in den Büchern, welche regelmäſsig in die Hände von Schülern und Nichtfachmännern kommen, also namentlich in Floren und systematischen Werken, den lateinischen Namen ihre wörtliche Übersetzung in das Deutsche beigefügt wird. Wo dies nicht angeht, ist der Name thunlichst zu erklären.

4. In Florenwerken für kleinere Bezirke sind die wirklich volkstümlichen Namen zu sammeln.

5. Als deutsche Gattungsnamen, wo solche erforderlich werden, sind zu benutzen:

a) allgemein verbreitete Namen (Weizen, Gerste, Wolfsmilch, Eiche, Veilchen, Rose, Nelke), selbst wenn dieselben zusammengesetzt sind und das Stammwort auf eine andere Pflanze hinweist: Seerose, Alpenrose, Grasnelke. — Falls diese nicht ausreichen, treten hinzu:

b) gute mundartliche Namen;

c) Übersetzungen der lateinischen Namen (Stenophragma = Schmalwand);

d) volkstümliche Ummodelungen dieser Namen (Petersilie, Akelei);

e) diese lateinischen Namen selbst mit oder ohne Änderung der Endsilbe (Reseda, Rose, Fuchsia, Dahlia, Linnäa).

6. Die Bildung deutscher Namen für die Arten ist in den meisten Fällen nicht erforderlich. Vielmehr ist folgendes Verfahren zu befolgen:

a) allgemein übliche Volksnamen werden beibehalten (Kirsche, Pflaume, Schlehe, Zwetsche);

b) wo keine allgemein üblichen Volksnamen, aber mundartliche vorhanden sind, werden diese gebraucht (Traubenkirsche, Ahlkirsche, Faulbaum, Haagchriesi);

c) es entspricht dem Geiste der deutschen Sprache, in den geeigneten Fällen zusammengesetzte Hauptwörter als Artnamen zu verwenden, z. B. Sandveilchen, Duftveilchen, Sandriedgras, Wiesenschaumkraut, Sumpfdotterblume;

d) in einzelnen Fällen ist die Verwendung von Adjektiven (ähnlich wie bei den lateinischen wissenschaftlichen Namen) nicht zu umgehen, z. B. scharfer Hahnenfuſs, kriechender Hahnenfuſs. Wo möglich, ist dann die wirkliche Übersetzung des lateinischen Artnamens zu gebrauchen (z. B. gebräuchliche Beinwurz, nicht gemeine,

Beinwurz für *Symphytum officinale*). — Nur in seltenen Fällen ist man genötigt, davon abzuweichen, z. B. giftiger (oder blasenziehender) Hahnenfuſs für *Ranunculus sceleratus*.

An der Diskussion beteiligten sich Prof. L. Sauer aus Stettin und der Vortragende.

Hierauf sprach Prof. Dr. Schneider-Bremen über die sogen. springenden Bohnen aus Mexiko. Die älteste Erwähnung derselben findet sich im Jahrgang 1854 des Journal of Botany, worin W. J. Hooker einen kurzen Aufsatz über „Jumping or moving seeds“ veröffentlichte. Nach Deutschland kamen sie zuerst im Jahre 1871, und zwar nach Bremen, wo sie auf der Ausstellung des Bremer Gartenbauvereins durch ihre lebhaften Bewegungen die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Direktor Dr. Buchenau hat sie genauer untersucht und im 3. und 12. Bande der Abhandlungen des Naturwissenschaftl. Vereins zu Bremen zusammen drei Aufsätze über den Gegenstand veröffentlicht, die einzigen Originalarbeiten, die wir darüber in der deutschen Litteratur haben.

Diese sogenannten Bohnen sind die Teilfrüchte *(mericarpia)* einer Euphorbiacee *Sebastiania Pavoniana Mll. Argov.* Dies ist ein Strauch von ungefähr 2 m Höhe, zuweilen auch ein kleiner, 3 m hoher Baum. Er findet sich hauptsächlich in der Gegend von Alamos in der mexikanischen Provinz Sonora, etwa 250 km von dem Hafenplatze Guaymas entfernt. Die Bohnen werden von Knaben gesammelt und nach Alamos gebracht, wo sie rasche Abnahme finden und als Kinderspielzeug benutzt werden. Wie bei anderen Euphorbiaceen sind auch hier drei Teilfrüchte in einer Frucht vereinigt, daher hat jede Teilfrucht zwei ebene, unter 120^0 gegeneinander geneigte Flächen; auſserdem zeigt sie eine gewölbte Rückenfläche. Ihre Farbe ist ein gelbliches Grau; sie fühlt sich klebrig an, was mit dem Umstande zusammenhängen mag, daſs die Pflanze reich an einem Milchsaft ist. Dieser wirkt als starkes Abführmittel, ist in gröſseren Dosen giftig und soll zur Vergiftung von Pfeilspitzen benutzt werden. Samen oder Teile eines solchen haben sich in den nach Europa gebrachten Bohnen nicht gefunden. Der Same war immer schon von der die Teilfrucht bewohnenden Larve verzehrt.

Das Tier nun, das seine Eier in die Fruchtknoten der Blüte jener Euphorbiacee hineinlegt, ist ein Kleinschmetterling aus der Familie der Wickler, *Carpocapsa saltitans Westw.* Die schmutziggelbe Larve nährt sich von dem Samen, umgiebt sich mit einem weiſsen Gespinst und vermag mit groſser Geschwindigkeit verletzte

Stellen der Wand wieder zuzuspinnen. Sie ist fast immer, besonders unter dem Einfluſs der Wärme, in lebhafter Bewegung und bringt dadurch die Bohne zum Wackeln, zum Emporschnellen und zum Forthüpfen bis 5 mm weit; auch fühlt man häufig, wenn man sie zwischen den Fingern hält, ein deutliches Pochen.

Der französische Entomologe Lucas untersuchte bereits 1859 die Bewegungen der Larve. Er schnitt zwei Längsstreifen von der Bohne ab, wartete, bis dieselben von der Larve wieder zugesponnen waren, und hielt dann die Bohne gegen das Licht. Dabei stellte sich heraus, daſs sich die Larve mit den Bauchfüſsen in das Gewebe stützt, hierauf die Brustfüſse losläſst und den Körper geradeschnellt, so daſs der Kopf an die Wand stöſst. Nach der Ansicht des Vortragenden ist die Bewegung der Bohnen danach sehr wohl zu verstehen. Denn der Schwerpunkt derselben wird natürlich verschoben, und das Emporschnellen der Bohne erklärt sich nach dem Beharrungsgesetz, das Wackeln und Forthüpfen unter Zuhilfenahme von Kräftepaaren. Höchst auffällig ist, daſs die Bewegungen der Bohnen monatelang andauern können, ohne daſs die Larven Nahrung haben.

Die Raupe beiſst vor der Verpuppung mit ihren Oberkiefern eine kreisförmige Öffnung in die Wand, die zunächst durch den zugehörigen Deckel leicht verschlossen bleibt, bis die Puppe ihn durch einen schwachen Druck vor sich herschiebt und öffnet. Auffällig ist die sehr geringe Dicke dieses Deckels; vielleicht ist die Verdünnung desselben eine Folge davon, daſs die Larve mit dem Kopfe vorzugsweise an diese Gegend der Innenwand anschlägt. Die Schmetterlinge, etwa 1 cm lang, grau gewölkt, kriechen im Mai und Juni des nächsten Jahres oder auch später aus, manche erst im September. Wahrscheinlich wird die Entwickelung durch niedrige Temperatur verzögert.

Der Vortragende verteilte unter die Mitglieder der Sektion ein reiches Material an vorjährigen Bohnen, an Larven, Puppen und Schmetterlingen, das von den Herren dankbar entgegengenommen wurde. Zugleich stellte er denselben in Aussicht, daſs er ihnen wahrscheinlich noch während der Versammlung Bohnen mit lebenden Larven werde liefern können. Dieselben bilden nunmehr bereits einen Handelsartikel; durch Vermittelung einer Bremer kaufmännischen Firma ist gegenwärtig eine nach Sachsen bestimmte Sendung von 4000 Stück solcher Bohnen unterwegs.

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 28. September 1899

(vormittags 9 Uhr 15 Min. bis 10½ Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Müller-Erzbach.

Prof. Schneider teilte mit, dafs am vorhergehenden Tage 5000 Stück der springenden Bohnen nach Bremen gekommen seien, und legte lebende Stücke vor.

Darauf sprach Dr. Alex. Wernicke, Direktor der Oberrealschule und Professor an der technischen Hochschule in Braunschweig, über das Thema: Schulaufgaben aus dem Gebiete der technischen Mechanik.

Der „Deutsche Verein zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und in den Naturwissenschaften" hat in seiner ersten Hauptversammlung (Braunschweig 1891) auf Anregung von Herrn Richter-Wandsbeck eine Reihe von Leitsätzen angenommen, welche sich mit einer sachgemäfsen Anordnung der Schulaufgaben-Sammlungen für das mathematisch-naturwissenschaftliche Gebiet beschäftigen. Die künstlich gebildeten Beispiele sollen verschwinden, an ihre Stelle soll die Anwendung auf die Wirklichkeit treten. Da Redner bei der Feststellung dieser „Braunschweiger Thesen" mitbeteiligt war und da diese in der Folgezeit vielfach die Unterlage für weitere Verhandlungen gaben, so sah er sich veranlafst, gegenüber neuen Thesen von Herrn Richter (Päd. Archiv 1895) auf die Braunschweiger Thesen (Päd. Archiv 1895) zurückzugreifen und im Anschlufs daran eine weitere Reihe von Leitsätzen aufzustellen, weil ihm trotz weitgehender Übereinstimmung mit Herrn Richter durch dessen Thesen die Selbständigkeit der Schul-Mathematik gefährdet erschien. Dies bringt namentlich Leitsatz II zum Ausdruck: „Die Schul-Mathematik ist als Unterrichts-Gegenstand durchaus selbständig: sie darf nicht als Hilfsmittel der exakten Naturwissenschaft u.s.w. behandelt werden, sondern als eine Wissenschaft, die unbeschadet ihres eigenen Wertes zugleich die notwendige Unterlage für eine exakte Behandlung gewisser Erscheinungs-Gebiete darbietet."

Giebt man dies zu, so ist es durchaus zulässig und sogar geboten, die Fruchtbarkeit des mathematischen Systems auf der Schule zur Anschauung zu bringen, indem man bei den Anwendungen den Weg der künstlich gewählten Beispiele meidet und sich bei ihnen auf Verhältnisse bezieht, welche sich in Wirklichkeit darbieten.

In diesem Sinne hat Herr Richter zunächst in äufserst dankenswerter Weise die Nautik herangezogen, Andere wieder andere Gebiete, — es mag insbesondere an Herrn Müller-Erzbach-Bremen und ebenso an Herrn Holzmüller-Hagen erinnert werden. Dem Redner hat es stets nahe gelegen, in demselben Sinne auf die technische Mechanik zurückzugreifen, welche an der technischen Hochschule zu Braunschweig sein Lehrgebiet ist. Neuerdings weist auch die preufsische Prüfungs-Ordnung für Lehramts-Kandidaten u. a. auf die technische Mechanik hin.

Nachdem der Unterschied der reinen, der physikalischen und der technischen Mechanik erläutert worden, hebt Redner hervor, dafs hier selbstverständlich nicht von scharfen Grenzen gesprochen werden kann. Die zeichnerische Behandlung, welche neben die rechnerische Behandlung der Aufgaben tritt, Überlegungen über den Grad der Genauigkeit, welcher erforderlich und erreichbar ist, und ein gewisses ökonomisches Gepräge kennzeichnen die technische Mechanik einigermafsen.

Redner geht nun dazu über, zu zeigen, wie die Schule, nachdem ein einleitender physikalischer Lehrgang vorausgeschickt, d. h. von Ober-Sekunda an, bei ihren Aufgaben mit Vorteil auch in das Gebiet der technischen Mechanik hineingreifen kann. Dabei beschränkt er sich auf das Gymnasium, um gewissermafsen das Minimum des Erreichbaren, welches er selbst jahrelang erprobt hat, vorzuführen.

Zunächst wird die Vektoren-Lehre besprochen, aus der besonders der „Satz von den drei Vektoren“ hervorgehoben wird, und der Momenten-Satz und der Arbeits-Satz für die Ebene. Diese Lehre findet sich ja in allen Gebieten der Mechanik.

Darauf wird an einer bestimmten Einteilung der technischen Mechanik zunächst der Vorzug der graphischen Behandlung in der Phoronomie (Reine Bewegungslehre) gezeigt und an Beispielen (Centripetal-Beschleunigung, Harmonische Schwingung u. s. w.) erläutert. Aufserdem wird darauf hingewiesen, dafs die einfachen Gleichungen der Phoronomie eine sehr weit gehende Bedeutung haben.

Der Redner geht dann zum Kapitel von den materiellen Punkten über, in welchen die phoronomischen Gleichungen erst ihre volle Kraft entfalten.

Darauf wird der Übergang vom Begriffe des starren Körpers zum Begriffe des festen Körpers der Aufsenwelt vorgeführt (Schwerpunkt, Reaktion, Reibung, Elasticität) und an einer Reihe von statischen Aufgaben gezeigt, wie fruchtbar sich hier die graphischen Methoden erweisen.

Insbesondere wird auch die Dreiecks-Feder behandelt als Beispiel für eine kinetische Aufgabe.

Nach einigen Bemerkungen über Aufgaben aus dem Gebiete der flüssigen und gasigen Körper behandelt der Redner noch einzelne Aufgaben aus dem Gebiete des Erddrucks und weist darauf hin, dafs gerade hier für die Bestimmung der Maxima und Minima ein weites Feld gegeben ist.

In Bezug auf den theoretischen Aufbau der Mechanik verweist der Redner auf seine „Grundzüge der Mechanik", Braunschweig 1883, in Bezug auf eine elementare Behandlung der technischen Mechanik auf das Buch seines Vaters, dessen vierte Auflage (Braunschweig, bei Fr. Vieweg) eben neu bearbeitet wird, der erste Band (Grundlage. Starre Körper. Feste Körper) vom Redner selbst, der zweite Band (Flüssigkeiten und Gase) vom Herrn Dozent Vater in Aachen.

Er schliefst mit der Bemerkung, dafs die elementare Behandlung der Mechanik, wenn sie einigermafsen streng sein soll, ihre besonderen Schwierigkeiten hat, dafs es aber nötig ist, diese Schwierigkeiten zu überwinden, weil sonst jede Sicherheit der Ergebnisse fehlt.

Prof. Müller-Erzbach knüpfte an den Vortrag einige Bemerkungen über die Schwierigkeit, physikalische Aufgaben an der richtigen Stelle in den mathematischen Unterricht einzuordnen.

Am Freitag, den 29. September, von 9 Uhr bis 10 Uhr 30 Minuten besichtigte die Sektion unter Führung von Herrn Direktor Prof. Buchenau das städtische Museum.

In die Präsenzliste haben sich im ganzen 21 Mitglieder eingeschrieben.

Neuphilologische Sektion

im Zeichensaale der Realschule in der Altstadt (Sögestrafse).

Erste (konstituierende) Sitzung

Dienstag, den 26. September 1899

(nachmittags 1 Uhr 20 Min. bis 1 Uhr 50 Min.).

Zu Vorsitzenden wurden die beiden Obmänner gewählt: Prof. Hoops-Heidelberg und Direktor Prof. Maréchal-Bremen; zu Schriftführern: Oberlehrer Dr. Beyer-Bremen, Oberlehrer Dr. Meiners-Bremen und wissenschaftlicher Hilfslehrer Gärtner-Vegesack.

Nachdem die Tagesordnung für die nächste Sitzung festgestellt war, begrüfste Oberlehrer Dr. Lüder-Dresden die Anwesenden im Namen des Sächsischen Neuphilologen-Verbandes und wünschte den Verhandlungen der Sektion ein glückliches Gelingen.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 27. September 1899

(vorm. 9 Uhr bis 10 Uhr 45 Min.).

Vorsitzender: Prof. Dr. Hoops.

Direktor Prof. Maréchal lenkte die Aufmerksamkeit der Teilnehmer auf ein von Prof. Scheffler-Dresden ausgeführtes Modell einer „ruelle", des litterarischen französischen Salons des 17. Jahrhunderts, zu welchem auch eine Erläuterungsschrift eingegangen sei. Ferner teilte er mit, dafs am Donnerstag nachmittag um 5 Uhr eine Lehrprobe mit von Herrn A. Hille-Bremen herausgegebenen Konjugationstafeln stattfinden würde, zu welcher er die Sektionsmitglieder freundlich einlud.

Der Vorsitzende, Prof. Hoops, gedachte in warmen Worten des im August d. J. zu Herrenalb im Schwarzwald verstorbenen Professors Dr. Eugen Kölbing-Breslau, der 22 Jahre lang die Leitung der „Englischen Studien" geführt hat. Die Versammlung

ehrt sein Andenken durch Erheben von den Sitzen. — Die Zahl der zu haltenden Vorträge beträgt 7, nachdem 4 zurückgezogen worden sind.

Den ersten Vortrag hält Prof. Dr. Stengel-Greifswald „über die nächsten Aufgaben der Rolandsliedkritik". Anschliefsend an die den Mitgliedern der Sektion überreichte Probe (Z. 1515 — 1672) seiner demnächst erscheinenden neuen Ausgabe (Dieterichscher Verlag, Leipzig) hob Redner hervor, dafs trotz der grofsen Zahl bereits vorhandener Ausgaben die materielle Textkritik des der Weltlitteratur angehörigen Meisterwerkes altfranzösischer Epik bisher kaum über vereinzelte Ansätze hinausgekommen sei. Man habe sich meist auf Regelung der allerdings arg verwilderten Schreibung und Sprachformen der Oxforder Handschrift beschränkt, die sonstige Überlieferung (V^4, Reimredaktion, altnordische, keltische, altdeutsche, holländische, mittelenglische, lateinische) sei entweder nur zur Besserung offenkundiger Entstellungen in O (wie von Müller) oder unmethodisch und unkontrollierbar (wie von Gautier) herangezogen worden. Die orthographische Uniformierung eines mittelalterlichen Textes hält Redner für willkürlich, namentlich wenn Alter und Mundart eines Textes so unsicher seien wie bei dem Rolandslied. Jedenfalls sei die materielle Textkritik weit wichtiger, und betrachte er es deshalb als die erste Aufgabe der Rolandsliedkritik, alle für Herstellung des Originals oder einer älteren Fassung irgendwie in Frage kommenden Varianten sämtlicher Rolandsliedbearbeitungen zu sammeln und Zeile für Zeile übersichtlich und in leicht kontrollierbarer Weise citiert zusammenzustellen. Dieser Aufgabe hoffe er in seinem apparatus criticus möglichst gerecht geworden zu sein und damit der kritischen Forschung eine sichere Basis geschaffen zu haben. Durch ein Versehen sei allerdings das lateinische Carmen nicht herangezogen, das sei insbesondere für eine Stelle (1652 ff.) bedauerlich, er werde aber das Versäumte nachholen.

Mit seinem Rolandsliedtext dagegen glaube er die zweite Aufgabe der Rolandsliedkritik keineswegs endgiltig gelöst, nur den ersten, vielleicht schwachen Versuch ihrer Lösung geliefert zu haben. Es handle sich ja nicht nur um einen mehr oder weniger gereinigten Text von O, sondern um die Herstellung, wenn auch nicht gleich der Originalgestalt, so doch der Fassung, auf welche unsere gesamte Überlieferung zurückweist. Diese Aufgabe sei bei der Willkür, mit welcher die Verfasser aller Versionen ihren Originaltext umgestaltet haben, eine recht heikle, oft genug überhaupt nur annähernd lösbare; denn die einzelnen Texte gingen häufig derart

auseinander, hätten ihre Vorlage so arg entstellt und wiesen so umfangreiche Lücken und Zusätze auf, dafs sich der Kritiker in vielen Fällen zu subjektiver Entscheidung, gewagter Konjektur, ja zu kühnen Ergänzungen gezwungen sehe. Dazu komme noch der Zwittercharakter mehrerer Fassungen, insbesondere von **V**^{4}. Bisher habe auch Redner **V**^{4} lediglich mit **O** (bis 3681) auf eine Zwischenquelle zurückgeführt; nachträglich habe er sich überzeugen müssen, dafs dieser Text auch mit Vertretern der sogenannten Reimredaktion derartige Berührungen aufweise (z. B. **V**^{4} 3656 = **T** 207,10 gegen **O** 3488 **P** 235 u.s.w.), dafs er eine zu dieser Redaktion gehörige Vorlage gleichfalls verwertet haben müsse. **V**^{4} sei also als eine Mischhandschrift anzusehen, und werde damit dem subjektiven Ermessen des Kritikers ein noch gröfserer Spielraum gewährt. Hss.-Kombinationsschwierigkeiten, wie sie 1597 bis 1598 vorliegen, seien überhaupt nur subjektiv zu entscheiden. — Bei einer Thätigkeit, welche, wie hier, gleichzeitig das minutiös peinliche Sammeln und Sichten eines weitschichtigen und vielsprachigen Variantenapparates und ein zum Teil freischaltendes und -gestaltendes Nachempfinden und Nachdichten erfordert, liege natürlich auch die Gefahr sehr nahe, dafs der Herausgeber im einzelnen Falle vor Bäumen den Wald nicht sehe. Dafs auch ihm dies nicht erspart geblieben sei, dessen sei er sich voll bewufst; schon jetzt würde er 1519a: *nen out nul* statt: *n'out paien,* 1520 statt mit **TL**: *Cil adobat* unter Kombination von **O** und **N** *Cil al-* oder *eslevat* in den Text setzen, ebenso 1534a: *Après s'escrïe* statt: *A voiz escrïe,* 1543: *En dos li part et là teste* statt: *Trenchet la teste et la bronie,* 1553: *Cuntre soleil* statt: *C. le ciel,* 1589: *grant mal* statt: *tut m.,* 1611: *par vigur et par ire* statt: *des espees forbïes* (nebst Unterdrückung von 1612b), 1624a: *parmi les chans fuianz* statt: *par les chans enfuianz,* 1627d: *Et cil s'en vont et* statt: *Cil de Marsilie vont,* 1627e: *furent entresqu'* statt: *vont Franceis tresqu',* 1627f: *Les brans d'acier ont et froissiez et torz* statt: *Li branc d'a. lor sont froissiet et tort,* 1627ik: *Cil qui ad un s'en rent et fiers et forz, Ceȩ piez en trenche, cez bras, cez chies, cez cors,* 1627o: *de lor graisles* statt: *des espees,* 1632: *n'est* statt: *n'out,* 1635: *kis demïe* statt: *kist demise.* Noch manches andere werde in den kritischen und erklärenden Anmerkungen des zweiten Bandes sei es berichtigt, sei es begründet werden müssen. Im ganzen hoffe er, wenn auch nicht durch seine Emendationen, so doch durch Zusammenstellung des Variantenapparates die Rolandsliedkritik gefördert und den Rolandsliedtext auf eine neue Basis gestellt zu haben.

Prof. Suchier-Halle betonte den Wert der Stengelschen Rolandslied-Ausgabe, die einen grofsen Schritt vorwärts bedeute; wir seien Herrn Professor Stengel zu grofsem Danke verpflichtet.

Hierauf folgte der Vortrag des Oberlehrers Dr. Bahlsen-Berlin über „neusprachliche Unterrichtsarchive".

Der Vortragende beginnt mit einem Dank an Prof. Scheffler-Dresden, der für neusprachliche Unterrichtsarchive wertvolle Vorarbeiten gemacht und eine Schöpfung dieser Art schon auf dem Dresdener Neuphilologentage den Fachgenossen vorgeführt hat. Die Angelegenheit ist in ein neues Stadium getreten, da der Kultusminister im vorigen Jahre die ersten Schritte zur Begründung eines pädagogischen Archivs für Unterrichtsgeschichte, Unterrichtslehre und Unterrichtsmittel gethan und die Stadt Berlin geeignete Räume zur Verfügung gestellt hat. Auch kleinere Städte könnten Derartiges schaffen, wenn sie z. B. ein neusprachliches Unterrichtsarchiv in einem geeigneten Raume ihrer höheren Mädchenschule, ein mathematisch-naturwissenschaftliches Unterrichtsarchiv in der Realschule, ein philologisch-historisches im Gymnasium unterbrächten und die Benutzung allen Fachlehrern am Orte ermöglichten. Das mehrfache Anschaffen derselben Werke für die verschiedenen Anstalten wird dadurch zum Teil überflüssig. Gewisse Nachschlagewerke und dergl. dürfen natürlich in keinem Konferenzzimmer fehlen.

Die Unterrichtsarchive sollen Bücher, Bilder und Realien bergen. In ihnen will der Neusprachler vor allem die Schriften zur Methodik seines Faches, die Reformlitteratur, die Fachzeitschriften vorfinden; weiterhin die Schulgrammatiken, Lehr- und Lesebücher, aus denen er im Bedarfsfalle seine Auswahl für Klassen- oder Privatlektüre der Schüler treffen kann, und welche die betreffenden Verleger gewifs lieber in je 1 Exemplar dem Unterrichtsarchiv, als in so und so vielen den einzelnen Fachlehrern der Stadt dedizieren werden.

Im neusprachlichen Unterrichtsarchiv sollte die Schulbuch- und Jugendlitteratur Frankreichs und Englands möglichst reichhaltig vertreten sein. In ihr finden sich zum Teil populäre Schriften hervorragender Männer, und sie zeigt uns, aus welchen Wurzeln das fremde Kultur- und Geistesleben herauswächst, in dessen Verständnis wir unsere Schüler doch einführen sollen.

In solchen Bänden ist auch Gelegenheit geboten, die Eigenart der französischen und englischen Illustrationskunst kennen zu lernen. Der nationale Künstler ist allemal der zuverlässigste Beobachter und giebt im Bilde das Spezifische seiner Heimat am echtesten wieder.

Ein reichlicher Bildervorrat sollte für das neusprachliche Unterrichtsarchiv beschafft werden, spielt doch auch in der Lehrstunde heutzutage das Bild eine besonders hervorragende Rolle. Aus Frankreichs und Englands Vergangenheit und Gegenwart lassen zahlreiche geschichtliche, ethnographische, kultur- und litterarhistorische Momente eine bildliche Veranschaulichung wünschenswert erscheinen. Shakespeares und Molières Bühne sollte der Schüler auf diese Weise kennen lernen, die Tuilerien wie Notre-Dame und Bastille, den Tower wie St. Paul's und Westminster Abbey auf Anschauungstafeln vor sich sehen. Von Schefflers „Sachbogen", die in plastischen Darstellungen noch wirkungsvoller sind als das bloſse Bild, bietet der Dresdener Verlag von A. Müller-Fröbelhaus in der „Ruelle" den Mitgliedern der Sektion ein treffliches Muster.

Dergleichen sollte zu Unterrichtszwecken entweder dem Archiv entliehen werden, oder es könnten die Schüler auch in dieses Archiv wie in eine Art Museum hineingeführt werden.

Karten von Frankreich und England sollten nicht bloſs vom Geographielehrer benutzt werden. Diese und Pläne oder Stadtbilder des älteren und heutigen Paris und London müſsten in den fremdsprachlichen Unterrichtsstunden den Schülern vor Augen hängen und zum Gegenstand erläuternder Besprechungen in der fremden Sprache gemacht werden.

Für die Mappen der neusprachlichen Unterrichtsarchive empfiehlt der Vortragende Bilder wie diese: Bois de Boulogne, Place de la Concorde, Versailles, ein Sonntagsbild aus dem Hyde Park, Derby-Day, Blick auf Spithead und Hafen von Portsmouth, auf das Leben und Treiben um die Bank of England und dergl. Auch durch Photographien sollte man Typen aus dem Verkehrsleben, wichtige Gebäude, charakteristische Landschaften veranschaulichen. Viel derartiges Material bringen ja jetzt schon die alljährlich ins Ausland reisenden Fachkollegen heim. Sie könnten für eine Sammlung von französischen oder englischen Schülerheften im neusprachlichen Unterrichtsarchiv Beiträge liefern, auch Originalbriefe zur Verfügung stellen, aus denen unsre Schüler am besten sehen, wie der Ausländer abweichend von unserm Brauch seine Epistel einrichtet und schreibt. Für Fortbildungs- und Handelsschulen empfiehlt sich Vorlage geschäftlicher Korrespondenz im Original (*Lettres d'affaires, Circulaires, Bills, Checks* u.s.w.). Eine Sammlung von französischen und englischen Münzsorten sollte im Unterrichtsarchiv nicht fehlen.

Für jenes neusprachliche Unterrichtsarchiv sollten die mit Stipendien ins Ausland gehenden Fachgenossen ihre Reiseberichte

liefern, worin Hinweise auf empfehlenswerte Hotels, Pensionen, Buchhändler- und andere Firmen, befreundete Fachkollegen des Auslands u. s. w. besonders dankenswert wären. Hier müfste man sich auch aus der einschlägigen Reiselitteratur bei Bedarf orientieren können.

Für das neusprachliche Unterrichtsarchiv würden die hervorragendsten Neuerscheinungen der modernen Litteratur des Auslands, einige Journale und Zeitungen anzuschaffen, das Ganze zu einem fachlichen Leseinstitut zu gestalten sein, worin zumal den jüngeren Kollegen, Seminaristen und Probanden eine Fülle von Anschauung und Anregung geboten wäre, vor allem auch Gelegenheit zur Bekanntschaft mit den für den Unterricht bedeutsamen Realien.

In gröfseren Städten wird sich leicht ein junger gebildeter Ausländer finden lassen, dem gegen mäfsiges Honorar eine Art Assistentenstelle in jenem neusprachlichen Unterrichtsarchiv übertragen werden könnte. In jenen Räumen könnten wir uns mit ihm zu fremdsprachlicher Konversation vereinigen, und das dort um uns herum aufgehäufte Anschauungsmaterial böte zu ergiebiger Unterhaltung nie versiegenden Stoff. Möchten in solchen neusprachlichen Unterrichtsarchiven die Vorratsspeicher uns erstehen, in welche einmündet, was die stetig weiterpulsierende Kulturwelt der beiden gröfsten mitlebenden Völker ausstrahlt, die Rüstkammern uns geschaffen werden, aus denen wir Handwerkszeug uns holen für einen unsere Jugend wie uns selber anregenden, lebensvollen Unterricht!

An der Debatte beteiligten sich die Herren Direktor Tendering (Hamburg), Prof. Mangold (Berlin), Dr. Benecke (Berlin) und der Vortragende. Herr Direktor Tendering verspricht sich keinen grofsen Nutzen von den vorgeschlagenen Unterrichtsarchiven. Ein solches Archiv habe nur dann Zweck, wenn es dazu diene, dem Lehrer Gelegenheit zu geben, die Realien u.s.w. kennen zu lernen und dann für die Schule zu bestellen. Derartige Einrichtungen aber aus den Ersparnissen der Lehrerbibliotheken herzustellen, sei durchaus verfehlt. Im allgemeinen würden die vorhandenen Anschauungsmittel der einzelnen Anstalten viel zu wenig benutzt. Herr Prof. Mangold ist für ein langsames Vorgehen auf dem Gebiete der Unterrichtsarchive, man solle sich auf das Erreichbare beschränken. Herr Dr. Benecke spricht über seine Unterrichtserfahrungen. Bei der in Preufsen geltenden Prüfungsordnung für Gymnasien sei für Sprechübungen u.s.w. von III B an ein Interesse nicht mehr vorhanden, nur die Einführung einer mündlichen Prüfung in den

fremden Sprachen könne Abhilfe schaffen. — Zum Schlufs weist der Vorsitzende auf die grofse Zahl wertvoller englischer Werke in der Bremer Stadtbibliothek hin, darunter die 1. und 4. Folioausgabe von Shakespeare.

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 28. September 1899
(vormittags 9½ Uhr bis 10 Uhr 50 Min.).

Vorsitzender: Prof. Maréchal.

Dr. Heinr. Spies aus Göttingen hielt seinen Vortrag: „Der gegenwärtige Stand der Gower-Forschung und eine kritische Neuausgabe der *Confessio Amantis*."

Im Gegensatz zu Chaucer ist sein Freund und Zeitgenosse John Gower von der Anglistik bislang sehr vernachlässigt worden, teils infolge der überwiegenden Bedeutung Chaucers für englische Sprache und Litteratur, teils wegen der mit einer kritischen Neuausgabe der *Confessio Amantis* verbundenen technischen Schwierigkeiten. Und doch verdient Gower diese Vernachlässigung um so weniger, als sich seine englische Dichtung trotz der meist nüchternen Art der Darstellung auffallend lange einer aufserordentlichen Beliebtheit in England erfreute, wie uns einerseits die grofse handschriftliche Überlieferung (42 Hfs.) und das Vorhandensein von drei alten Drucken (Caxton 1483, Berthelette 1532 und 1554), anderseits zahlreiche rühmende Erwähnungen Gowers in der Litteratur (Chaucer, Skelton, Dunbar, Hawes, Puttenham, Sir Philip Sidney, Bullein u.s.w.), sowie in privaten Aufzeichnungen beweisen. Hierzu kommt noch die interessante Thatsache einer kastilianischen Übersetzung im 15. Jahrhundert (Groebers Grundrifs).

Trotzdem ist von seinem Leben verhältnismäfsig nur wenig bekannt, und selbst wichtige Ereignisse, über die wir etwas wissen, sind noch strittig, wie z. B. (trotz der *Bonner dissertation* von Meyer 1889) das Verhältnis Gowers zu Chaucer und König Richard II., eine Frage, die auf das engste mit der Datierung der Versionen der *Confessio Amantis* zusammenhängt und, wie durch Beispiele erläutert wird, nur auf neuer Grundlage, nach eingehender Untersuchung des Handschriften- und Versionenverhältnisses, sowie im Zusammenhang mit dem *Speculum meditantis*, also mittels Anwendung einer anderen Methode als bisher befriedigend gelöst werden kann. Weitere Anhaltspunkte für das Leben des Dichters sind aus einer

nochmaligen systematischen Durchforschung des in Betracht kommenden Akten- und Urkundenmaterials zu gewinnen.

Hat so die wissenschaftliche Forschung für die biographische Seite nur geringes Material beigebracht, so ist Gower auch hinsichtlich seiner Werke bisher ein Stiefkind der Anglistik gewesen. Seine lateinischen Dichtungen (*Vox clamantis* und kleinere politische Gedichte) sind nur in schwer zugänglichen Ausgaben (Roxburghe, Wright) veröffentlicht und werden erst jetzt zusammen mit dem 1895 endlich aufgefundenen *Speculum meditantis* oder *hominis*, dem französischen Gedicht Gowers für die *Clarendon Press* neu herausgegeben werden.

Nicht viel besser steht es mit der *Confessio Amantis*. Selbst die beste der vorhandenen neueren Gesamtausgaben (Chalmers 1810, Pauli 1857, Morley 1889), die von Pauli, konnte den wissenschaftlichen Ansprüchen an eine kritische Ausgabe schon lange nicht mehr genügen und war für sprachliche und metrische Untersuchungen nur mit grofser Vorsicht zu benutzen. Der Versuch Eastons (Readings in Gower, 1895), diesem Mangel durch eine Lesartenzusammenstellung aus Londoner Handschriften abzuhelfen, ist als methodisch verfehlt und sachlich unzuverlässig abzuweisen. Die Unsicherheit des Textes hat nur wenige Abhandlungen über die Sprache und Verskunst der *Confessio Amantis* aufkommen lassen (Child, Fahrenberg, Tiete; Hoefer), ja selbst das Verhältnis des Dichters zu seinen Quellen ist in neuerer Zeit nur in wenigen vereinzelten Fällen Gegenstand einer genaueren Untersuchung gewesen (Bech, Lücke, Rumbaur).

Es ergiebt sich daraus als direkte Folgerung die Notwendigkeit einer kritischen Neuausgabe. Mit einer Gesamtausgabe aller Werke Gowers ist seit einiger Zeit G. C. Macaulay (Oxford) beschäftigt für die *Confessio Amantis* wird seine Ausgabe jedoch nur als eine eklektische, nicht aber als eine kritische im strengen Sinne des Wortes bezeichnet werden können, da er von einer Untersuchung des Handschriftenverhältnisses ganz Abstand nimmt und bei der Herstellung des Textes nur einen geringen Bruchteil der Überlieferung berücksichtigt. Demgegenüber betont Spies die Notwendigkeit des Heranziehens der gesamten Überlieferung sowie einer eingehenden Prüfung des Handschriften- und Versionenverhältnisses für die Gestaltung des Textes wie für die wichtigsten Probleme der Gower- (und Chaucer-) Forschung und legt an der Hand des bisher gesammelten Materials, das durch eine im Saal aufgehängte Tabelle der Handschriften und Drucke anschaulich gemacht wird, den Plan der von ihm beabsichtigten Ausgabe dar.

Bekanntlich ist die *Confessio Amantis* in zwei sicher vom Dichter herrührenden Bearbeitungen auf uns gekommen, es sind das die *A* Version, Richard II., und die *B* Version, Heinrich IV. im Prolog gewidmet, erstere im Schluſs mit dem Gruſs an Chaucer, letztere ohne denselben. Da eine Gruppe von Handschriften (vorläufig nach der besten Handschrift als Stafford-Version zu bezeichnen) der *B* Version ihrerseits wieder bedeutende Änderungen, Zusätze und Weglassungen, aufweist, erhebt sich die Frage, ob diese auch Werk des Dichters sind, also eine authentische *C* Version anzunehmen ist, was nur durch eine Spezialuntersuchung ermittelt werden kann. Daran knüpfen sich weitere methodische Fragen. Im ganzen sind 42 Hfs. der *Confessio Amantis* bis jetzt bekannt, davon sind 3 Zwitter. Zählen wir diese doppelt, so gehören 25 Hfs. der *A* Version an, 14 der *B* Version, 3 Hfs. enthalten winzige Bruchstücke und von 3 in Privatbesitz befindlichen ist Redner die Version noch nicht bekannt geworden. Die Handschriften der *A* Version zerfallen ihrerseits wieder in 2 streng geschiedene Gruppen, eine gröſsere und eine kleinere, die in vielen und wesentlichen Punkten zur *B* Version stimmt. Von den Handschriften der *B* Version bilden 6 die erwähnte Stafford-Version. Die Gesamtzahl der Verse beträgt in der *A* Version 33 376, in der *B* Version 33 446, in der Stafford-Version 33 777.

Nach annähernder Schätzung sind im ganzen rund 1 200 000 Verse zu kollationieren. Erst dann wird es möglich sein, einen Stammbaum der Handschriften und Drucke aufzustellen und daraus die grundlegenden Prinzipien für die Gestaltung eines Textes zu gewinnen, der auf längere Zeit den Ansprüchen an eine wissenschaftliche Ausgabe genügen soll. Aus dem kritischen Text mit dem nach bestimmten Grundsätzen angelegten kritischen Apparat nebst Kommentar wird, sozusagen als reife Frucht, eine zusammenfassende Abhandlung über Gowers Sprache und Verskunst abfallen, die sich auch mit der Wechselwirkung zwischen dem Französisch und Englisch des Dichters zu befassen haben wird. Die Benutzung und Ausnutzung des ganzen Werkes für wissenschaftliche Zwecke soll durch ein möglichst ausführliches Glossar oder eine Konkordanz erleichtert werden, die sich aus einem nach dem Muster des lateinischen *„Thesaurus“* angelegten Wörterverzeichnis herausschälen wird.

Neben der sprachlichen Erforschung Gowers soll eine Neudarstellung seines Lebens sowie die litterarhistorische Würdigung seiner Bedeutung für englische Litteratur im Zusammenhang mit Quellenuntersuchungen seiner Werke einen gebührenden Platz finden.

Zum Schluſs spricht Spies die Hoffnung aus, daſs dem von ihm aufgestellten Plan einer Neuausgabe der *Confessio Amantis* mit ihren Vorarbeiten und Folgerungen die Billigung und Unterstützung der Fachgenossen, auch durch eventuelle Zusendung von einschlägigen Mitteilungen, zu teil werden möge.

Der Vortrag wird demnächst in ausführlicher Form in einer Fachzeitschrift veröffentlicht werden.

Prof. Suchier-Halle dankte dem Redner dafür, daſs er sich durch das englische Konkurrenz-Unternehmen von seiner geplanten Ausgabe nicht habe abhalten lassen, und sprach verschiedene Wünsche hinsichtlich der Einrichtung derselben aus.

Prof. Hoops teilte mit, daſs aus Anlaſs des 75. Geburtstages Furnivalls ein Fonds gesammelt werden solle zur Unterstützung der Early English Text Society. Beiträge würden von der Zentralstelle in Deutschland, Prof. Dr. Vietor-Marburg, angenommen.

Darauf sprach Prof. Dr. Lindner-Rostock über „die Stellung der neueren Philologie an den Universitäten und ihr Verhältnis besonders zur klassischen Philologie".

Er hob hervor, daſs die neuere Philologie an wissenschaftlicher Bedeutung nicht hinter der klassischen zurückstehe, daſs sie auch auf den Schulen immer mehr berücksichtigt werde, so daſs der Bedarf an Neuphilologen kaum gedeckt werden könne. Trotzdem sei die Stellung der neueren Philologie noch nicht derart, wie sie von den Fachgenossen gewünscht werde. Die klassische Philologie habe vor der neueren viele Vorteile voraus; eine äuſsere Gleichbewertung sei noch nicht vorhanden. Das zeige schon die Zahl der ordentlichen Professuren in den verschiedenen Fächern. Das Englische stehe in dieser Beziehung am weitesten zurück. Auf die üblen Folgen eines solchen Verhältnisses sei schon auf dem Wiener Neuphilologentage hingewiesen worden. Auch die Hilfsmittel für das Studium, besonders die Bibliotheken, seien bei der klassischen Philologie weit besser; das Englische sei hier wiederum am schlechtesten gestellt.

Dann trügen manche Bestimmungen nicht dazu bei, der neueren Philologie das ihr zukommende Ansehen zu verschaffen, weil sie den Schein erweckten, als stehe das Studium der neueren Sprachen in wissenschaftlicher Beziehung hinter dem der alten zurück. So z. B. die Erlaubnis, daſs von den sechs verlangten Studiensemestern drei im Ausland zugebrachte auf die Studienzeit angerechnet werden dürfen, also für Neuphilologen nur drei Semester wissenschaftlichen Studiums erforderlich seien; die Bestimmung, daſs für minder eingehende Kenntnisse auf dem Gebiete der geschichtlichen

Entwickelung der Sprache im Staatsexamen eine besonders tüchtige Kenntnis der neueren Litteratur nebst hervorragender Beherrschung der gegenwärtigen Sprache ausgleichend eintreten könne; dafs nach der neuen Prüfungsordnung die Erwerbung der Facultas docendi im Französischen für die obersten Klassen von der Lehrbefähigung im Latein für untere Klassen nicht mehr abhängig gemacht werde.[1])

Die Studierenden der neueren Philologie hätten aufser dem wissenschaftlichen Studium noch die Aufgabe, die modernen Sprachen so zu erlernen, dafs sie dieselbe in gewissem Grade beherrschen. Diese durchaus gerechtfertigte Anforderung koste Lehrenden wie Lernenden viel Zeit. Die Professoren der englischen Philologie seien auch in dieser Beziehung wieder am übelsten daran, weil ihnen meist kein Lector, auch kein Privatdozent zur Seite stehe, um sie zu unterstützen. Besonders ungerecht sei es, dafs nach landläufiger Ansicht der Laien den Neuphilologen die Aneignung der gesprochenen Sprache sogar zum Nachteile ausgelegt werde. Gar oft werde von Fernerstehenden die Erlernung der modernen Sprache als Hauptsache, das eigentlich wissenschaftliche Studium als Nebensache betrachtet, und so lebe die Erinnerung an das Maîtretum früherer Jahrzehnte wieder auf. Die Neuphilologen ständen den Studierenden der klassischen Philologie auch insofern nach, als nicht jeder, der Lust und Talent zu diesem Studium habe, es ergreifen könne, er müsse dazu auch die nötige physische Begabung haben. Keiner könne das Studium der neueren Sprachen ergreifen, der etwa einen Sprach- oder Gehörfehler habe. Schliefslich wirke auf die Stellung der neueren Philologie noch nachteilig ein, dafs die meisten Studenten der modernen Sprachen von Reallehranstalten abgegangen seien. Denn wenn den Realisten auch einzelne Studienfächer zugänglich gemacht seien, so hafte ihnen doch noch in der Meinung Vieler ein gewisses Etwas an, das sie den Gymnasiasten gegenüber als nicht gleichwertig erscheinen liefse. Redner schlofs mit der Aufforderung, dafs jeder der Fachgenossen dazu beitragen möge, die Stellung der neueren Philologie möglichst zu heben.

In der anschliefsenden längeren Debatte bemerkt zunächst Prof. Stengel, dafs in dem letzten Jahrzehnt eine bedeutende

---

1) Dafs die Prüfung der Neusprachler im Lateinischen dem Romanisten und nicht dem klassischen Philologen zugeteilt ist, damit bin ich natürlich sehr einverstanden, weil so die Superrevision der Prüfung im Französischen durch den letzteren wegfällt.

Vierte Sitzung

Freitag, den 29. September 1899

(vorm. 9 Uhr bis 10 Uhr 45 Min.).

Vorsitzender: Prof. Hoops.

Prof. Mangold-Berlin sprach über „Friedrichs des Grofsen Dichtungen aus der Zeit des siebenjährigen Kriegs".[1])

Einleitend geht der Vortragende kurz ein auf Friedrichs scharfe Selbstkritik seiner Gedichte und auf die Urteile des vorigen Jahrhunderts, die Türk in zwei vortrefflichen Programmen 1897/98 zusammengestellt hat. Redner hebt hervor, wie wenig über des Königs Gedichte in historischen und litterarischen Werken unseres Jahrhunderts zu finden ist, sogar bei Carlyle, Hettner, Sayous, Sainte-Beuve, Droz, Boretius. August Böckh hat 1842 wieder liebevoll der Gedichte gedacht. Die speziell den Dichtungen gewidmeten Schriften von De la Harpe, Moritz Haupt, Cauer und Lehmann zeigen fortschreitendes Interesse; am ausführlichsten hat bis jetzt Koser die Gedichte der ersten Periode behandelt in seinem grofsen noch unvollendeten Werke (I. 1893). Den Monographien von Zeller und Thouret über Friedrich den Grofsen als Philosoph und als Musiker dürfte sich nun eine Monographie über den Dichter anschliefsen. Eine neue kritische Ausgabe der Gedichte ist eine nationale Pflicht. Es sind noch unpublizierte Varianten vorhanden[2]), die Chronologie der Poesien bedarf noch eingehender Untersuchung; die Korrekturen von Voltaire, D'Argens, Catt sind noch zusammenzustellen.

Von 30—40000 hinterlassenen Versen kommen 7—8000 auf den siebenjährigen Krieg in 83 Gedichten von 400—4 Zeilen. Fast alle Gedichte sind Gelegenheitsgedichte und an bestimmte Personen gerichtet.

Nach anderthalbjährigem Schweigen drängt das Unglück, Kolin und der Tod der Mutter, im Juni 1757 wieder zum Dichten, das dem König Trost und Linderung der Schmerzen gewährt. Er spricht sich aus in der *Epître à ma sœur de Baireuth* und in der *Epître à ma sœur Amélie sur le hasard,* seinem längsten Gedicht dieser Periode, in einer zweiten Epistel an Amalie über die Plünderung der Quedlinburger Gegend, in einer Jeremiade über die Konvention

---

1) Erscheint in Vietors „Neueren Sprachen".

2) Auch ungedruckte Gedichte. Kaum von Bremen zurück, fand ich auf dem Kgl. Geheimen Staats-Archiv eine Reihe von solchen, die ich nächstens veröffentlichen werde.

vom Kloster Zeven, und in der Erfurter Epistel an D'Argens *(Apologie du Suicide)*. Er faſst neuen Mut und prophezeit Preuſsens Glanz bis ans Ende der Welt in der groſsen *Ode à mon frère Henri.*

Roſsbach und Leuthen eröffnen eine Periode übermütiger und triumphierender Lieder, es entstehen die Congés für Soubise und Daun, die aufatmende Epistel an Wilhelmine und im Frühjahr 1758 der Triumphgesang über den Rückzug der Franzosen an Ferdinand von Braunschweig. Das Doppelunglück vom 14. Oktober 1758 führt zu neuen groſsartigen Trauergesängen: *Epître à ma sœur de Baireuth sur sa maladie* und *Epître à Mylord Marishal sur la mort de son frère.* Das Jahr 1759 ist, von gereimten Briefen an Voltaire und D'Argens abgesehen, poetisch unfruchtbar. Nur der Erfolg bei Minden-Gohfeld regt zu der begeisterten Ode auf Karl Wilhelm Ferdinand an, die im Januar 1760 fertig ist. Der Kampf gegen das Papsttum und die Pfaffen, der in vielen Gedichten wiederkehrt, findet besonders Ausdruck in der Epistel an D'Alembert (Februar 1760) über das Verbrennen seiner Werke durch die Sorbonne. Als Verteidiger der deutschen Libertät zeigt sich der König in der groſsartigen patriotisch-begeisterten herrlichen *Ode aux Germains* (März 1760). Von da bis zum Herbst 1761 nur kleine unbedeutende Poesien in langen Pausen. Dann folgt das letzte höher gestimmte Lied an seine Schwester von Braunschweig über den Tod ihres bei Ruhne tödlich verwundeten Sohnes Heinrich. Nun bis zum Schlusse des Kriegs nur noch Beschreibendes und Didaktisches: eine Reihe lebendiger Situationsschilderungen aus der wechselvollen Belagerung von Schweidnitz an D'Argens; und aus dem Winterquartier gröſsere bedeutendere Dichtungen, bitter, herb, entsagungsvoll: Kaiser Othos Rede, Cato von Utikas Rede, der Stoïker oder Mark-Aurel in Versen, die Epistel über die Schlechtigkeit der Menschen, die Epistel an den englischen Gesandten Mitchell über den Ursprung des Übels, die Erzählung von der Violine, die Fabel von den zwei Hunden und dem Menschen, die Grabschrift für die Messalina des Nordens, eine durch Bossuets Sektengeschichte inspirierte Allegorie, sechs Gedichte über die 36 Bände Kirchengeschichte von Fleury, elf Liebesgedichte an Catts Braut in dessen Namen, ein Scherzgedicht an D'Alembert über den Rangstreit der Poesie und der Mathematik und eine Epistel an D'Argens mit einer Reihe von bescheidenen Selbstbekenntnissen im Anschluſs an dessen Sendung des Timæus von Locri, das letzte Gedicht aus dem Kriege.

Ist die Form der Verse des Königs auch vielfach mangelhaft, so enthalten sie doch wahre, echte Poesie. Man muſs durch die

unvollkommene Hülle zu dem schönen Kern durchdringen, um den wahrhaft grofsen, einzigen Menschen darin zu finden.

Sodann sprach Privatdozent Dr. Schneegans aus Heidelberg über: „Batisto Bonnet, ein provenzalischer Bauer und Schriftsteller".

Der Vortragende greift aus der Zahl der Dichter des neuprovenzalischen Felibrebundes Batisto Bonnet heraus, der als Bauer in Bellegarde bei Beaucaire seine Jugend verbrachte und, ohne Schulbildung, erst als Erwachsener durch die Lektüre der seiner eigenen Natur kongenialen Werke Mistrals dazu gebracht wurde, in der Form von Prosanovellen seine Erlebnisse als „armer, armer Leute Kind" und dann als Knecht in einem grofsen Gehöft bei Bellegarde zu erzählen. An einigen Beispielen, die er den beiden Werken Bonnets „Vido d'Enfant"[1]) und „Le Valet de ferme"[2]) entnimmt, zeigt der Vortragende, wie es Bonnet gelingt, die Erzählungen aus seiner Kindheit und Jugendzeit zu Kunstwerken dadurch umzugestalten, dafs er die eigenen Erlebnisse in die Darstellung der Arbeiten und Feste der provenzalischen Bauern verflicht. Er weist auf die aufsergewöhnliche Begabung Bonnets als Landschaftsmaler hin, auf seinen stark ausgeprägten Farben- und Schönheitssinn. Bonnet ist kein Kleinmaler, sondern versteht es, die zahllosen Eindrücke, die ihn in seiner Jugend bestürmt haben, zu leidenschaftlich bewegten, breit angelegten Bildern zusammenzufassen. Der sprachliche Ausdruck, die häufige Anwendung von abstrakten Substantiven, die viele einzelne Eindrücke und Erscheinungen knapp zusammenfassen, die Kraft der sinnlichen Anschauung, erhöhen die Schönheit und Gewalt dieser Naturschilderungen. Bonnet, der wesentlich sinnlich veranlagte, lebensfrohe Schilderer provenzalischer Sitten, wird am Schlusse mit dem nordfranzösischen Bauernmaler François Millet verglichen, und der wesentliche Unterschied dieser Künstler, in denen zwei Seiten der französischen Volksseele verkörpert sind, hervorgehoben.

An letzter Stelle sprach Privatdozent Dr. Betz-Zürich über „Edgar Poe in Frankreich". Betz greift aus seiner schon langerhand vorbereiteten Studie das litterarhistorisch wichtigste und merkwürdigste Kapitel: *Charles Baudelaire und Edgar Poe* heraus. Er sucht in demselben zu zeigen, wie es geschehen konnte, dafs ein Dichter der Yankees nicht zu Hause, sondern fern von

1) Batisto Bonnet, Un paysan du Midi: Vie d' Enfant, traduction et présentation par Alphonse Daudet, 4e édition. Paris, Dentu, 1894.

2) Derselbe, Le Valet de ferme, traduct. d'A. Daudet, préface de L. Daudet. Paris, Dentu, 1898.

der Heimat, in fremden und besonders geistesfremden Landen gefeiert wurde und dort der Dichtkunst neue Bahnen anwies; er schilderte, wie es kam, daſs eine Übersetzung einschlagender als das Originalwerk wirkte. Es ergab sich hieraus von selbst der Beweis, wie antinational, wie unähnlich dem Erdgeschmack, wie traditionswidrig sich eine Litteratur unter dem doppelten Einfluſs einer ausländischen Litteratur und des Zeitgeistes gestalten kann und muſs; es wurde ferner durch diese Untersuchung von neuem die so oft verkannte Thatsache bestätigt, daſs die Litteratur jenes Volkes, das allzu oft geneigt ist, auf sein *nationales* Dichten und Denken, auf die altehrwürdige Tradition der *race latine* und des *esprit gaulois* zu pochen, zu Zeiten, inhaltlich und formell, sehr europäisch, ja international werden kann, daſs die französische Litteratur niemals kosmopolitischer gefärbt war als in den letzten Dezennien.

Allen Rednern wurde lebhafter Beifall für ihre interessanten Ausführungen gezollt. Auf Anregung von Prof. Suchier wurde Herrn Prof. Scheffler in Dresden der Dank der Sektion für Herstellung der „ruelle“ ausgedrückt und Prof. Maréchal mit der Übermittelung des Dankes beauftragt.

Nachdem Prof. Stengel dem Präsidium für die Leitung der Verhandlungen im Namen der Teilnehmer gedankt hatte, wurden die Sitzungen der Sektion vom Vorsitzenden geschlossen.

In die Präsenzliste der neuphilologischen Sektion haben sich im ganzen 62 Mitglieder eingeschrieben.

Orientalische Sektion

im Gymnasium (Dechanatstr. 4).

Zu der auf Dienstag, den 26. September 1899, 1 Uhr 15 Min. angesetzten Konstituierung der orientalischen Sektion hatte sich aufser den beiden Obmännern nur noch ein Teilnehmer eingefunden (offenbar aus dem Grunde, weil die meisten Fachgenossen ihr Interesse auf den in den nächsten Tagen zu eröffnenden internationalen Orientalisten-Kongrefs in Rom gerichtet hatten). Es wurde infolgedessen beschlossen, von einer Konstituierung als Sektion abzusehen und lediglich die statutenmäfsige allgemeine Versammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft am 28. September abzuhalten.

Deutsche Morgenländische Gesellschaft.

Erste Sitzung

Donnerstag, den 28. September 1899
(vormittags 9 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Praetorius aus Halle.

Prof. Sievers aus Leipzig hielt einen Vortrag über „hebräische Rhythmik". Ein ausführliches Werk darüber von Prof. Sievers wird bald erscheinen.

An der sich an den Vortrag anschliefsenden Diskussion beteiligten sich Prof. Grimme aus Freiburg i. Schw. und Dr. Albrecht aus Oldenburg.

Darauf folgten geschäftliche Mitteilungen und Verhandlungen, über welche, wie alljährlich, in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft berichtet werden wird.

Zweite Sitzung

Freitag, den 29. September 1899
(vormittags 9 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Praetorius.

Nach Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten folgten die Vorträge von Prof. Fell aus Münster „über einige sabäische Göttternamen" und von Prof. Grimme aus Freiburg i. Schw. über „Heimat und Kultur der Ursemiten". Beide Vorträge werden in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft veröffentlicht.

In die Präsenzliste haben sich 11 Mitglieder eingezeichnet.

Indogermanische Sektion

im Gymnasium (Dechanatstr. 4).

Erste (konstituierende) Sitzung

Dienstag, den 26. September 1899

(mittags 1¼ Uhr).

Prof. Kissling aus Bremen eröffnete die Sitzung mit der Mitteilung, dafs Prof. Osthoff aus Heidelberg, der die vorbereitenden Geschäfte mit ihm geführt habe, leider am Erscheinen verhindert sei. Sodann fand die Konstituierung der Sektion statt. Zu Vorsitzenden wurden einstimmig gewählt Prof. Dr. H. Ziemer aus Kolberg und Prof. Dr. G. Kissling aus Bremen, zu Schriftführern aufserordentlicher Prof. Dr. Hirt aus Leipzig und Gymnasiallehrer Dr. Kl. Bojunga aus Bückeburg. Nach Festsetzung der Tagesordnung für die folgenden Tage wurde die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 27. September 1899

(vormittags 9—11 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Kissling.

Es wurden zwei Vorträge gehalten. Zuerst sprach Dr. H. Hirt, aufserordentlicher Professor an der Universität Leipzig, über „die Entstehung des indogermanischen Ablauts".

Der Vortrag bot die Ergebnisse eines gröfseren bei R. Trübner, Strafsburg 1899, erscheinenden Werkes: Der indogermanische Ablaut.

Der indogermanische Ablaut ist im wesentlichen durch die Betonung hervorgerufen, und zwar werden alle Vokale, die nicht vollbetont sind, geschwächt. Diese Schwächung wandelt die kurzen Vokale in tonlose oder Murmelvokale, die dann weiterhin ausfallen können, während die Längen zunächst zu Kürzen werden, um dann in ə überzugehen. Die Aufgabe der Forschung ist es, nachzuweisen, an welcher Stelle die blofse Schwächung (Reduktion) eintritt und wo die Schwundstufe ihren Sitz hat.

Es gelten dafür folgende Gesetze:

I. Die kurzen Vokale schwinden

a) unmittelbar nach dem Ton. Tritt Silbenverlust ein, so wird die vorausgehende Silbe gedehnt (Dehnstufe);

b) unmittelbar vor dem Ton im Anlaut mit Ausnahme des absoluten Anlauts;

c) in zweiter und dritter Silbe des Wortes, wenn die vorausgehende Silbe kurz ist.

II. Die kurzen Vokale werden nur reduziert:

a) in der ersten Silbe des Wortes, wenn der Ton nicht auf der unmittelbar folgenden Silbe ruht;

b) in Mittelsilben vor dem Ton, wenn eine lange Silbe vorausgeht.

III. In der Enklise wird *e* zu *o*, $\bar{e}$ zu $\bar{o}$. Die schwachen Vokale und ə fallen aus, ihr Ausfall richtet sich nach besonderen Gesetzen.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Prof. Ziemer, Prof. Liebich und Prof. Grimme. Letzterer betont, dafs die Verhältnisse im Semitischen ganz parallel laufen; dieser Gesichtspunkt wird im einzelnen ausgeführt. — Über die Frage nach dem Wechsel von $\bar{a}$-$\bar{o}$ und $\breve{u}r$-$r\breve{u}$, sowie von $\bar{e}$-$\bar{o}$ interpelliert Herr Dr. Bethge.

Als Zweiter sprach Privatdozent Dr. Otto Bremer aus Halle a. S. über das Thema: „In welcher Weise vollziehen sich die lautlichen Veränderungen der Sprache?“

Der Vortragende ist zu einer selbständigen Anschauung über den Vorgang der lautlichen Veränderungen der Sprachen gelangt auf Grund von dreizehnjährigen Beobachtungen an lebenden Mundarten. Auszugehen sei vom individuellen Lautwandel. Die Verschiedenheiten in der Aussprache der einzelnen Individuen sind oft recht erheblich. Die individuelle Sondergestaltung der Aussprache beruht: 1. artikulatorisch auf der beträchtlichen Verschiedenheit der Sprachorgane der einzelnen Individuen; die daher rührende Verschiedenheit der Aussprache wird durch artikulatorische Substitutionen nur bis zu einem gewissen Grade, aber nicht vollständig aufgehoben; 2. akustisch auf einer unvollkommenen Nachahmung des Gehörten von der frühsten Kindheit an; 3. psychologisch auf dem Temperament des Individuums, daher z. B. der Phlegmatiker langsamer spricht und zu Diphthongierungen neigt, während der Lebhafte schneller spricht und zur Vorwegnahme von Lauten neigt; 4. sozial auf einer Anpassung an die Individualsprachen der engeren Verkehrsgenossen (besonders Schule). Alle miteinander in näherem Verkehr stehenden Individuen (die Bewohner eines Dorfes, die Angehörigen eines Standes u. s. w.) beeinflussen sich gegenseitig. Der Vortragende hat bei allen von ihm beobachteten Lautveränderungen, welche sich in der Gegenwart vollziehen, wahrgenommen, dafs die Sprache der älteren Generation sich nicht verändert, während die

der jüngeren Generation die Neuerung vollzogen hat. Eine lautgesetzliche Verschiebung der individuellen Aussprache im Sinne eines Naturgesetzes ist nicht nachgewiesen und widerspricht den Beobachtungen des Vortragenden. Zwischen der Sprache der älteren und jüngeren Generation liegt eine Schicht regellosen Schwankens. Der Vortragende hat z. B. beobachtet, dafs in mehreren Dörfern die Älteren ein dentales *l* sprechen, die Jüngeren dafür ein *d* einsetzen, dafs aber die mittlere Generation in einigen der betreffenden Wörter *l*, in anderen *d* spricht, wobei sich die einzelnen Individuen wiederum verschieden verhalten. Also das Vollziehen der lautlichen Veränderungen geschieht weder gesetzlich noch ausnahmslos. Die konsequente Durchführung der Veränderung für alle betreffenden Wörter erfolgt schliefslich lediglich auf Grund eines Ausgleiches der Individualsprachen einer Generation, indem ein Teil den sprachlichen Gewohnheiten anderer Folge leistet, und hierbei entscheidet im letzten Grunde die Persönlichkeit. Der ausschlaggebende Faktor für die Veränderungen der Sprachen ist also ein sozialer und psychologischer, und bei dieser Betrachtungsweise erscheint die Sprachgeschichte als ein Ausschnitt aus der geistigen Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

In der sich anschliefsenden Diskussion betont Prof. Meister, mit einzelnen Schlagwörtern, wie „Lautgesetz", komme man in der That nicht aus. Dem schliefst sich Prof. Hirt an, der das Lautgesetz für eine wissenschaftliche Norm erklärt, nicht aber für ein Naturgesetz, hierin dem Vortragenden beistimmend. Er giebt Beispiele aus serbischer Entwickelung, durch die er Dialektwirkung als wesentlich darthut. — Auch Prof. Sütterlin bestätigt die Erfahrungen von Bremer, meint aber, Einzelerscheinungen (wie Einführung des Zäpfchen *-r*) brauchten nicht durch Lautsubstitution, sondern könnten auf regulärem Wege eingetreten sein. — Prof. Hirt macht darauf aufmerksam, das Seltsame seien nicht die Ausnahmen, sondern die grofse Regel trotz der individuellen Entwickelung. — Prof. Skutsch macht auf Rousselots Untersuchungen aufmerksam, der ähnliche Resultate wie Bremer gefunden habe.

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 28. September 1899
(vorm. 9 bis 11 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Kissling.

Es sprach zuerst Universitätsprofessor Dr. Bruno Liebich-Breslau „über Querschnitte von Sprachen und ihre Vergleichung".

Die historische Methode in der Sprachwissenschaft geht einer einzelnen sprachlichen Erscheinung durch die Jahrhunderte und Jahrtausende nach und beobachtet ihre Entwickelung in ihrem zeitlichen Verlauf. Die so gewonnenen Sprachbilder entsprechen dem Längsschnitt eines Baumstammes oder dem Aufriss eines Gebäudes. Solche Zeichnungen haben die Eigenschaft, einige Teile ihres Objektes sehr deutlich zu machen, während sie für andere versagen. Ein Gesamtbild läfst sich aus ihnen allein nicht konstruieren. Redner schlägt daher vor, zur Ergänzung gleichsam Querschnitte herzustellen, d. h. auf sehr sorgfältiger Analyse beruhende Bilder von Einzelsprachen in einem bestimmten Zeitpunkt, die alle ihre charakteristischen Merkmale anzugeben hätten und auf denen das Nebeneinander der sprachlichen Erscheinungen zum Ausdruck käme. Solcher charakteristischen Merkmale werden zunächst fünf aufgezählt und an Beispielen erläutert: 1. der Lautstand, Beschaffenheit der Laute, relative Häufigkeit, Art ihrer Verbindung, 2. der Wortschatz, nicht in der alphabetischen Anordnung unserer Wörterbücher, sondern geordnet nach Wortfamilien; 3. die Komposition, Art und Umfang ihrer Verwendung; 4. die Flexion, Art und Umfang der Gruppen, aus denen sich die sogenannten grammatischen Systeme der Konjugation und Deklination zusammensetzen; 5. Anordnung der Worte im Satze. Auszugehen wäre von den lebenden Sprachen; Vorarbeiten fürs Neuhochdeutsche giebt es bisher für die beiden ersten Punkte: für den Lautstand Kaedings Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache, Steglitz 1898, für den Wortschatz Redners Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache, Breslau 1899, die er der Versammlung vorlegt. Es zeigt sich durch die Vergleichung der charakteristischen Merkmale, dafs jede Sprache sich auf einem bestimmten Entwickelungspunkt befindet, den sie vorher niemals inne hatte und zu dem sie in Zukunft nicht mehr zurückkehren kann. Diese Erscheinung subsumiert sich unter das allen biologischen Prozessen gemeinsame „Gesetz der Nichtumkehrbarkeit".

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Prof. Sütterlin, Ziemer und Hirt. Der Erstgenannte erhebt einige Einwendungen, namentlich ob es möglich sein wird, die Absichten Liebichs praktisch durchzuführen. Aufserdem müsse man mehr von der gesprochenen Sprache ausgehen. Herr Prof. Ziemer fragt nach den Prinzipien, auf Grund deren die Aufnahme der Wörter ins Wörterbuch stattgefunden habe. Der Vortragende erklärt, dafs nur die sogenannten Zufallswörter, Komposita, die ihre Entstehung einem vereinzelten, augenblicklichen Bedürfnis verdanken, ausgeschlossen seien.

Als Zweiter sprach Prof. Dr. H. Hirt-Leipzig „über die Deutung der indogermanischen Völkernamen".

In den Völkernamen liegt uns ein kultur-historisch wie sprachlich wichtiges Material vor, das daher die Beachtung, die ihm neuerdings geschenkt wird, durchaus verdient. Die Arbeiten von Tomaschek, Laistner und Much leiden aber nicht nur an Mängeln der sprachlichen Auffassung, sondern sind auch sachlich unbefriedigend. Da uns in den Völkernamen Worte ohne Bedeutung vorliegen, so kann man nur auf einem Wege hoffen, ihren Sinn zu ermitteln; man mufs die Suffixe betrachten, deren Bedeutung in den einzelnen Sprachen wir zum guten Teil kennen. Die Suffixe, die wir bei den Völkernamen antreffen, sind im wesentlichen zweierlei Art: teils sind es solche patronymischer Herkunft, die zur Ableitung von Geschlechtsnamen dienen, wie germ. -ing, -ung, -en, -on, -jo (*Αἴας Τελαμώνος*), germ. aeon, teils sind es solche, die gern in Kosenamen Verwendung finden. Dabei wurde verwiesen auf den Gebrauch des Duals und Plurals im Altindischen und Griechischen (*Αἴαντε*), um ein Paar oder mehrere zusammengehörige Personen zu bezeichnen. Daraus ist zu schliefsen, dafs der Plural eines Personennamens den Betreffenden mit seiner Sippe oder auch die Sippe allein bezeichnen konnte, lat. *Cornelii* u.s.w. Einen Namen wie *Teuto* z. B. können wir als Kurzform zu *Teutobodus* u.s.w. auffassen, und der Name *Teutones* kann also die Angehörigen eines *Teuto* bezeichnen. Ebenso können die *Ermunduri* die Nachkommen eines *Ermundurus* sein, und da zu diesem Namen die Kurzform *Ermino* lautet, so kann von sprachlicher Seite nichts gegen die Gleichsetzung von *Irminones* und *Ermunduri* eingewendet werden. Was sich so von sprachlicher Seite als ein Hauptprinzip ergiebt, wird durch die Betrachtung der geschichtlichen Thatsachen nur bestätigt. Die Bedeutung der Sippe in der Vorzeit kann bekanntlich nicht hoch genug angeschlagen werden. Sie ist die Grundlage der wirtschaftlichen und staatlichen Ordnung in der Vorzeit. Zu untersuchen bleibt natürlich immer, ob der betreffende Stammesname auch als Eigenname verwendet wird. Das ist zwar nicht immer der Fall, aber zahlreiche Beispiele lassen sich mit leichter Mühe nachweisen, wie *Teutones*, *Eburones*, *Hessen*, vergl. *Cassivelaunus*, *Gutones*. Auch darauf ist Gewicht zu legen, dafs die ganze antike Tradition die Stammesnamen als Sippennamen auffafst, indem sie die betreffenden Stammesangehörigen von einem Stammvater ableitet.

In der Diskussion bemerkt Oberlehrer Dr. Bethge, dafs auch andere Prinzipien in gröfserem Umfange zu berücksichtigen seien.

Vergl. Winili-Langobardi. Vor allem seien ihm die nicht so feierlichen Kosenamen als Grundlagen bedenklich. Prof. Hirt weist dagegen auf die sehr weite Verbreitung der Koseformen hin. Die Namen gebe auch meistens die Nachbarschaft, die zur Feierlichkeit keine Ursache habe. Noch jetzt zähle übrigens die Sippe bei den Serben mehrere Tausend waffenfähige Männer. Gleiche Stammesnamen bei mehreren Völkern seien eben aus gleichen Personennamen hervorgegangen. — Prof. Liebich fragt, ob nicht der Name der „Sachsen" ein Gegenbeispiel biete. Auch diesen will Hirt patronymisch erklären. — Dr. Bethge und Prof. Liebich führen noch Beispiele an zu dem Pluralgebrauch in der oben angeführten Bedeutung. — Prof. Kissling fragt nach der aufseridg. Verbreitung des Prinzips. Prof. Hirt führt aus, dafs dieses sich überall bei der Männersippe finde. — Prof. Sütterlin meint, auch der Name, den ein Nachbarvolk aus anderen Ursachen giebt, sei wohl manchmal durchgedrungen. Dafs dies im einzelnen Falle möglich ist, wird zugegeben; jedoch komme es nicht in solchem Umfange vor, wie Much will.

Vierte Sitzung

Freitag, den 29. September 1899

(vorm. 1/4 10 bis 1/4 12 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Kissling.

Zuerst sprach Gymnasialprofessor Dr. H. Ziemer-Colberg über „syntaktische Ausgleichungen".

Die altüberkommene, vielfach schon von den Grammatikern der Alten übernommene Bezeichnung grammatischer Begriffe leidet an bemerkenswerten Unklarheiten. Der Begriff „Syntax" selbst steht keineswegs fest; auch „Komparativ" ist eine schiefe Benennung. Die „Ausgleichung" ist ein Begriff, den ich 1879 in einer Programm-Abhandlung Kolberg „Über das psychologische Moment in der Bildung syntaktischer Sprachformen" und 1882 in den Junggrammatischen Streifzügen (Kolberg, Post; 2. Aufl. 1883) zuerst eingeführt habe. Ich verstehe darunter 1. die äufsere oder innere Angleichung einer Satzform an eine andere oder die Ausgleichung zweier Satzformen, die sich entweder äufserlich oder innerlich nahe stehen; 2. den Fall, wo statt einer einseitigen Beeinflussung zweier Satzformen unter sich eine dritte, aus beiden kombinierte sich erzeugt. Die Ausgleichung kann im ersten Falle eine formale oder eine reale sein. Beispiele der formalen oder

äufseren Ausgleichung: *haec est prima lex; hi sunt reges Persarum;* ***ἥδε ἀρχὴ τῆς ὁμολογίας***; es koste, was es wolle; käme doch jemand, der mir gefiele. Beispiele für die reale oder innere Ausgleichung: *pars urbes petunt; quo ruitis generosa domus;* ***λαὸς Ἀχαιῶν πεῖσονται***; eine Menge Menschen standen da. Beispiel für die mittels einer Kombination zweier Redeformen vollzogene Ausgleichung: *interdico tibi foro,* entstanden aus 1. *interdico tibi forum* + 2. *intercludo te foro.*

Mein Vortrag soll nun über zwei Punkte sich verbreiten: einmal über das Schicksal, welches der neue, aber offenbar treffende Ausdruck „Ausgleichung" seit 1882 in der sprachwissenschaftlichen Litteratur gehabt, welche Aufnahme er bei den Forschern gefunden, sodann über den aufserordentlich grofsen Umfang, den die Ausgleichung in allen Sprachen einnimmt.

Die nichtdeutschen Forscher bleiben dabei, in den zahllosen Fällen, wo jener starke Trieb zur Ausgleichung in der Sprache sich geltend macht, von „Attraktion" zu sprechen. Wie früher Othon Riemann, so noch jüngst Henry Goelzer, der Herausgeber von Riemanns *Grammaire comparée du Grec et du Latin* (Paris 1897), die Deutschen Reisig-Haase-Landgraf-Schmalz in ihrer Lateinischen Syntax, O. Keller, P. Cauer, Kühner-Gerth in der Ausführlichen Grammatik der griechischen Sprache wissen nur von Attraktion zu reden. Auch H. Paul, der gründlichste Forscher auf diesem Gebiete und beste Vertreter der psychologischen Sprachbetrachtung, ist nicht dazu gelangt, die Ausgleichung zu einem festen Begriff zu erheben. Er wendet das Wort zwar gelegentlich öfters an, spricht aber mehr von Analogiebildung, von Proportionsbildung oder von analogischer Beeinflussung, auch mit Osthoff und Baunack von Association und Übertragung, oder wie Risop von analogischer Wirksamkeit, von durchgeführter Kongruenz, von Anpassungen und Ausgleichungen. Und doch ist eine einheitliche Benennung gleichartiger Prozesse einem Schwanken zwischen verschiedenen synonymen Benennungen vorzuziehen. P. Giles, Vergleichende Grammatik, übersetzt von Joh. Hertel (Leipzig 1896), steht in seiner Lehre von der Analogie ganz unter dem Einflusse H. Pauls, nur unterscheidet er in der Morphologie logische und formale Analogie und die Kombination der beiden. „Logische" Analogie ist aber eine wenig glückliche Bezeichnung für Formen wie wir sangen nach ich sang gebildet; logische Analogie deckt sich eher mit dem, was ich reale Ausgleichung nenne, z. B. *capita coniurationis caesi sunt.* G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft (Leipzig 1891), spricht nur von Analogie.

Es ist gar kein Grund vorhanden, so verschiedene Bezeichnungen für eine, im Grunde dieselbe Sache beizubehalten. Sie wirken eher verwirrend als klärend. Der eine Ausdruck „Ausgleichung" deckt voll und ohne Rest alle die von H. Paul und andern genannten Bildungen, während „Angleichung" nicht so weiten Umfang hat und für die Lautassociation reserviert bleiben sollte, welche K. Brugmann mit Recht als eine „lautliche Angleichung" bezeichnet. In der Syntax spreche man nicht mehr von „Attraktion", sondern von „Ausgleichung"! Dieser Name bezeichnet treffend sowohl den Prozefs wie das Produkt einer sprachlichen Schöpfung, während „Attraktion", zu deutsch „Anziehung", doch nur die Ursache, die *causa agens* der Erscheinung ausdrückt.

Verschiedene Grammatiker haben sich bereits des richtigen Ausdrucks bedient. So H. J. Schmalz in seinen grammatischen Schriften; Jos. Wagner-Brünn in einer Programm-Abhandlung, Brünn 1886, wie G. Middleton, Versuch über die Analogie in der Syntax (London 1892), Joh. Traunwieser (Programm, Mährisch-Trübau 1897) stehen ganz auf dem Boden meiner Einteilung der Ausgleichserscheinungen und führen neue Beispiele in grofser Zahl an. Dasselbe thut für die lateinische Volkssprache Otto Altenburg in einer Leipziger Dissertation (Teubner, 1898). Die Schulgrammatiken kennen mehr die Bezeichnung Attraktion und Assimilation auch in der Syntax; nur G. Landgraf und Scheindler machen eine Ausnahme, vor allem aber K. Reinhardt, der in seiner Lateinischen Syntax ein ganzes Kapitel (S. 91—97) mit der Überschrift „Angeglichene Satzteile" bringt.

Wie weit nun der nivellierende und uniformierende Trieb der Sprache geht, ist aufser aus meinen früheren Schriften aus meiner Lateinischen Schulgrammatik (Berlin, Gärtner, 1893) zu ersehen. Ich habe dies Grundgesetz der Sprache dort in der Syntax S. 12 also formuliert: Zusammengehöriges oder innerlich Gleiches wird durch gleiche Form äufserlich kenntlich gemacht. Mit diesem Gesetze umspannt man einen grofsen Teil nicht nur der syntaktischen Formationen aller Sprachen, sondern auch der morphologischen. Die Sprache ist unaufhörlich bestrebt, für das der Funktion nach Gleiche auch den gleichen lautlichen Ausdruck zu schaffen. Betrachten Sie die Endungen, die Suffixe der Formen mit bestimmter Bedeutung für Kasus, Person, Numerus, Genus. Diese Endung ist ja meist das einzige Kleid, welches sie wechseln können, aber alles strebt nach Uniform. Denken sie an die Ausgleichung, welche durch Um- oder Ablaut, durch die finnisch-ugrische Vokalharmonie erzielt wird. In der Syntax ist die Lehre

von der Kongruenz die unmittelbarste Bestätigung unseres Gesetzes in den flektierenden Sprachen. Sie erstreckt sich nicht bloſs auf die Attribute, auf die Prädikative und die Apposition in demselben Satze, sondern ergreift sogar abhängige Sätze: *non ego is sum, qui terrear; c'est moi seul, qui suis malheureux;* Ausgleichungen giebt es in allen Kasus, im Genitiv, Dativ, Ablativ, sogar im Vokativ und Lokativ: *sui recipiendi; licet mihi otioso esse; raptim quibus quisque poterat elatis, quo mortuo nuntiato; quibus Hector ab oris exspectate venis, non solum domi sed etiam militiae;* im Accusativ: *ante diem tertium Kalendas Apriles, te suspicor eisdem rebus quam me ipsum commoveri.* — Die ganze Lehre von der *Consecutio temporum* legt Zeugnis ab von der weitgreifenden Macht der Ausgleichung. Wie weit die *Consecutio modorum* in dieser Beziehung geht, habe ich in meiner Lateinischen Grammatik S. 126—129 bei den Nebensätzen zweiten Grades besonders, aber auch bei andern ersten Grades wie schon früher in den Junggrammatischen Streifzügen nachgewiesen. Diese Modusausgleichung greift weiter über in der indirekten Rede, z. B. im Lateinischen und Deutschen. Auch im Griechischen hat die Modusausgleichung ein weites Feld besonders in Relativ-, Final- und Temporalsätzen.

Aber die Ausgleichung hat noch ein weiteres Feld. Sie ist wenn nicht der mächtigste, so doch der volkstümlichste Faktor im Sprachleben. Ich erinnere Sie an die Volksetymologie, an die Vorliebe für Gleichklang, Assonanz, Allitteration und Reim, an die Parataxe solcher Worte, welche verwandte oder entgegengesetzte Begriffe bezeichnen (antithetische Assonanz), besonders in Sprichwörtern und Sentenzen. Nehmen Sie dazu die gleiche Ausprägung der Worte in der Korrelation: ὅσος — τόσος, οἷος — τοῖος, *qualis — talis, quot — tot;* je länger, je lieber, je mehr; so — so u. a. m.

Während aber die bisher betrachteten Ausgleichungen typischen Charakter haben und traditionelle derart sind, daſs sie meist Gesetzeskraft erlangt haben, giebt es noch einen ungezählten Schwarm solcher, die Kinder des Augenblicks sind. Solchen occasionellen Ausgleichungen, die der Augenblick, „der mächtigste Herrscher von allen", d. h. in diesem Falle der attrahierende Einfluſs benachbarter Wörter im Satze geboren, verhilft das Streben nach Konzinnität und Symmetrie in der Sprache zum Dasein. Sie alle kennen die verführerische Macht, welche uns unbewuſst zum „Verschreiben" oder „Versprechen" hinreiſst, eine Erscheinung, welche R. Meringer zum Gegenstande einer besonderen Schrift gemacht hat.

Für alle hierher gehörigen Erscheinungen führte der Vortrag zahlreiche Beispiele aus verschiedenen Sprachen vor, u. a. Cic. or. 19:

nihil iratum habet, nihil invidum (statt *irati — invidi*), veranlafst durch das unmittelbar darauf Folgende: *nihil atrox, nihil mirabile.* Sall. Jug. 70, 1 *suspectus regi et ipse eum suspiciens* (wo wegen des voraufgehenden *suspectus* das Verbum activum die sonst nicht gewöhnliche gleiche Bedeutung wie jenes hat); Xen. An. VI, 7, 24 der Genitiv beim substantivierten Infinitiv mit Artikel gegen die Regel: τούτων ἀπειλάς — ἢ ἄλλων τὸ ἥδη κολάζειν (Grund: symmetrische Durchführung beider Glieder); die abweichende Wortstellung in: je mehr er hat, je mehr er will, Luther Hosea 4, 7 je mehr ihrer wird, je mehr sie wider mich sündigen. Das sind alles occasionelle Ausgleichungen, aber abnorme Gebilde, welche nur der Zusammenhang verständlich macht.

Weshalb also divergierende Namen für eine einheitliche Erscheinung? Es kann die richtige Erkenntnis nur fördern, wenn man lernt, die Vielheit der Erscheinungen auf eine Einheit zurückzuführen und unter dem Gesichtswinkel der psychologischen Betrachtung den gleichen Grund für alle in einem natürlichen Triebe und oft unbewufst schaffenden Drange der Seele des redenden Menschen zu finden. Dieser Trieb wirkt mit elementarer Gewalt wie alle Naturkräfte und spottet oft sprachlicher Logik. Und beherrscht schliefslich der Trieb zur Ausgleichung blofs die Sprache, nicht auch die ganze Natur? Sie kennen alle das Gesetz der Anpassung in seinen tausendfältigen Wirkungen: auch hier haben Sie nichts weiter als eine „Ausgleichung". Und das Anziehungsgesetz, welches Newton für die Weltkörper festgestellt hat, gilt auch für die Laut- und Wortkörper in der Sprache.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Prof. Meister, May, Bethge, Gymnasialdirektor Reinhardt, die namentlich die Anwendung des Ausdrucks „Ausgleichung" für eine Reihe keineswegs ganz gleichartiger Erscheinungen beanstanden.

Als Zweiter sprach an Stelle des nicht erschienenen Herrn Prof. Speyer aus Groningen Herr Prof. Dr. A. Fritsch aus Hamburg über das Thema: „Zur Konstituierung des Herodotischen Dialekts".[1])

In der demnächst bei B. G. Teubner erscheinenden Ausgabe des Herodot[2]) Buch 5—9, Schultext, ist der Dialekt neu konstituiert auf Grund der Handschriften, ionischen Dichter (bes. R. Meister, Herodas) und der Inschriften. Der Hyperionismus, der

1) Die Ausführungen werden später ihre ausführlichere Begründung erhalten.

2) Die Ausgabe ist inzwischen erschienen.

schon frühzeitig im Altertum in die Handschriften des Herodot eingedrungen ist, fand seine Fortsetzung in den modernen Ausgaben. Daher liest man in den Handschriften manches, was mit den anderen Zeugnissen des ionischen Dialekts übereinstimmt, von den Herausgebern aber als angeblich nicht herodotisch verworfen ward. So soll der ionische Dialekt Vokalhäufung geliebt haben, Inschriften und Dichter widersprechen dem, zuweilen auch noch die Handschriften: es heifst meistens mit AB κάλλει, ἀληθεῖ, Θεμιστοκλεῖ, nicht κάλλεϊ u.s.w.; es heifst Θρηκῶν, Θρηξί, ἔχρηζε, nicht Θρηίκων, Θρήιξι, ἐχρήιζε. In AB steht fast immer τοῖσδε, nicht τοῖσιδε; τοῖς steht schon auf einer Inschrift von Halikarnafs vor 454 v. Chr. In den Ausgaben lautet der Dat. Sing. der I-Deklination immer auf -ι, in den Hss. nur die Eigennamen, Θέτι, es kommt 22mal πόλι, 23mal πόλει vor. Die anderen Nomina haben meistens -ει: τάξει, κρίσει, dies wird als richtig erwiesen durch die inschriftliche Form δυνάμει, Teos um 470 v. Chr. Kallenberg hat schon mit Recht τράπω dem Herodot abgesprochen und ebenso nach den Hss. sich für ἀείρω, ἦρα, ἀρθείς entschieden. Die Formen λάμψομαι, ἐλάμφθην sind auf Grund der inschriftlichen Formen λάψεται, κατελάφθη von Bechtel bestritten; ebenso von W. Schulze, Orthographica, aus anderen Gründen. Auch in den Hss. finden sich Spuren der richtigen Formen: in λαμφθῆναι ist an 7 Stellen unter 14 in B μ ausradiert, in d 1mal; an je 2 Stellen unter 12 ist in B und d bei λάμψομαι μ ausradiert. Es heifst also λάψομαι, ἐλάφθην, λαπτός wie λάξομαι, λάξις neben λαγχάνω. — Die Adj. auf -ύς, -εῖα, -ύ sollen im Femin. bei Herodot -έα haben. AB haben 35 mal -έα, 22 mal -εῖα, R 34 -έα, 23 -εῖα, aber nicht immer an denselben Stellen. Dagegen haben die Dichter immer -εῖα, ebenso Hippokrates; mit diesen ist bei Herodot -εἶα zu schreiben. Für θηλέων ἵππων ist der Erklärung von Meister beizustimmen.

In Übereinstimmung mit der wissenschaftlich erwiesenen Thatsache ist bei Herodot der Spiritus lenis zu setzen. Schwierig ist die Frage der Aspiration in Zusammensetzungen. In den Texten stehen αὐθαδέστεροι, αὐθέντης, καθώς, ἔφορος; auf Inschriften καθημένου, μεθέλῃι, κάθοδον, καθά; auf jüngeren Inschriften die neue Zusammensetzung ἐπεξῆς, ἀπήνησιν. In den Handschriften sehr häufig κάθημαι, καθεύδω, ἔφεδρος neben ἐπέδρῃ, 3 ἀφελεῖν neben 6 απελεῖν, ausschliefslich ἄφες, μέθες, mehrfach ἀφῖκε. ἀφείς, in der überwiegenden Mehrzahl der Formen aber ἀπίημι. In den Text neu aufgenommen ist nur κάθημαι, καθεύδω, ἔφεδρος. Natürlich ist καθώς nicht zu beanstanden.

Das *ν ἐφελκυστικόν* steht auf ionischen Inschriften weit häufiger, als es fehlt; in den Hss. des Herodot kommt es sporadisch vor. Es muſs eher bei Thukydides getilgt werden als bei Herodot. Um der Vorstellung entgegenzutreten, der ionische Dialekt liebe den Zusammenstoſs von Vokalen, ist in der Ausgabe das *ν ἐφ.* ebenso gesetzt wie im Attischen, doch heiſst es immer *εἵκοσι*; ebenso *ἔνερθε*, *ὄπισθε*, *πρόσθε*, *ἔμπροσθε*, obwohl die Hss. schwanken.

Aus der Kontraktionslehre wird hervorgehoben, daſs auf ionischen Inschriften des 5. Jahrhunderts sehr oft *-εο-* steht, nur auf zwei Münzen *-ευ-*. Erst im 4. Jahrhundert wird *-ευ-* für *-εο-* häufiger. Es ist daher im Text überall *-εο-* geschrieben, auſser in *ποιεῦντος*. Ebenso *καλέουσι*, aber *ποιεῦσι*, wie es überliefert ist, da inschriftliche Belege fehlen. — Nach der Mehrzahl der Hss. heiſst es *πολέεσκον*, *ποιέσκετο*, nicht *ποιείσκετο*, wie es sonst in den Ausgaben steht.

Im Gen. Sing. ist *νεηνίω*, *Παυσανίω*, *Μαρσύω* nach den zahlreich überlieferten inschriftlichen Formen geschrieben, obwohl die Hss. überall *-ίεω* bieten. Auch bei Homer findet sich die Form *-ίω*. *-ανται*, *-ατο* ist von den Abschreibern über den ursprünglichen Gebrauch hinaus in die Hss. des Herodot eingeschwärzt. Von den Herausgebern ist es mit Recht beseitigt im Ipf. Fälschlich steht an 5 Stellen *ὀρμέατο* für *ὀρμῶντο*, wie schon die Bedeutung erweist. So IX 61 *ὀρμέατο βοηθεῖν* für *ὀρμῶντο* (vergl. VII 4 *Δαρεῖος ὀρμᾶτο στρατεύεσθαι*), VIII 25 *οἱ δὲ ἀμφὶ Ξέρξην ἐς ὁδὸν ὀρμέατο* für *ὀρμῶντο*. Ebenso steht an 11 Stellen fälschlich das Ppf. *ἀπίκατο*, wo wir den Aor. *ἀπίκοντο* erwarten müssen, so VII 118 *ἐς πᾶν κακοῦ ἀπίκατο* für *ἀπίκοντο*, VIII 67 *ἐπεὶ ἀπίκατο* neben *ὡς ἀπίκοντο*.

Das temporale Augment fehlt bei anlautendem Digamma mit den Inschriften in *ἐργάζομαι*. Ebenso nach den Hss. in *ἔρδω*, aber nicht in *εἶρξα* neben *ἀπέργμένος*. Dagegen hat *ἐλπίζω* (*ἔολπα*) *ἤλπιζον*. Einfluſs des Accentes ist zu erkennen in *ὦρμα*, *ὥρμησα*, *ὥρμηται*, *ὥρμητο* neben *ὀρμῶμεν*, *ὀρμῶντο*, *ὀρμήθη*, *ὀρμέαται*; in *εἶλκον* neben *ἀνείλκυσμένος*; *ἦψε*, *ἤψησε* neben *ἀπέψημένος*; *ὥπλιζον* neben *ὁπλισμένος*; *ἦρξα* neben *ἀργμένος*, *ὑπαργμένος*. Andere Formen aber stimmen nicht damit überein, wie *ὠμίλησα* neben *ὁμιλητώς*. Die anlautenden Diphthonge *αἰ-*, *εἰ-*, *εὐ-*, *οἰ-* haben kein Augment auſser *ᾕσθετο*, *ᾧετο*. Anlautendes *αὐ-* hat Augment, aber *ἤναυε*. Die Verba mit *α* privativum haben immer Augment. Da, wo eine kleine Minderzahl der Formen ohne Augment steht, ist dieses gesetzt: so in *ἀείροντο* neben *ἠειρόμην*; *ἀνδραποδισμένος* neben mehrfachem *ἠνδραπόδισα*; 3 *ἄρχετο* sind geändert wegen des

sehr häufigen ἤρχετο, ἤρξατο; 3 ἄχθη wegen des sehr häufigen ἦγον, ἤγαγον, 1 mal ἀπήχθη. Anderes ist unverändert gelassen, wie 3 Formen von ἐλευθεροῦν mit Augment neben 3 ohne Augment, von ἀπειλεῖν 4 Formen mit Augment, 3 ohne Augment.

Bei den Verben auf -άω (vergl. Meister, Herodas S. 795) ist nach der Mehrzahl der überlieferten Formen geschrieben: ὀρέω, ὀρέων, φοιτέω, φοιτέων, aber sonst nur kontrahierte Formen wie im Attischen: ὀρῶντος, ὀρῶσι, ὥρων. Ein εἰρώτεον (εἰρώτευν) der Ausgaben findet keine Bestätigung in den besseren Handschriften. χρῆσθαι steht in AB 20 mal neben 44 -ᾶ-, 3 χρέεσθαι. Auf einer Inschrift von Keos 5. Jahrhundert steht χρῆσθαι, bei Hdas ἐχρῆτο, Hippokrates (Kuehlewein) χρῆσθαι, in Ableitungen nur -η-: χρήσασθαι, ἐχρήσθην, χρῆια, χρηστήριον. Erst im 2. Jahrhundert n. Chr. kommt auf Inschriften χρᾶσθαι vor, d. h. es findet Übergang in die Konjugation der Verba auf -άω statt. Das ohne Varianten überlieferte χρᾷ kommt fast nur in der Formel vor ἡ Πυθίη χρᾷ. Bei Herodot ist überall -η- zu schreiben.

Die 22 Formen auf -ευ- bei den Verben auf -όω sind von den Abschreibern nach der Formel gesetzt ἐπολουν : ἐπολευν, also auch ἐδικαίουν : ἐδικαίευν. Neben mehrfach überliefertem ἐδικαίουν ist ein ἐδικαίευν natürlich ganz unberechtigt. Die übrigen Zeugen des ionischen Dialekts stimmen ausnahmslos für -ου-.

Wenn im allgemeinen auch noch sehr viele Punkte in dem Dialekt des Herodot strittig bleiben, so ist doch in dem „Schultext" in einer grofsen Zahl von Formen der ursprüngliche Dialekt des Herodot wiederhergestellt.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Prof. Dr. Kallenberg, Prof. Dr. Meister und Prof. Dr. Hirt, die dem Vortragenden in allen wesentlichen Punkten zustimmten.

Nach Worten des Dankes an die Vorsitzenden und die Schriftführer schlofs der Vorsitzende die vierte und letzte Sitzung der indogermanischen Sektion.

Die Präsenzliste wies im ganzen 27 Namen auf.

Sektion für Bibliothekswesen

in der Stadtbibliothek.

Erste (konstituierende) Sitzung

Dienstag, den 26. September 1899

(vorm. 12 Uhr 20 Min. bis 1 Uhr 50 Min.).

Nach einer Begrüfsung der Versammlung durch Prof. Bulthaupt aus Bremen wurden zu Vorsitzenden gewählt: Prof. Dr. Bulthaupt und Geh. Reg.-Rat Prof. Dziatzko aus Göttingen, zu Schriftführern: Dr. Günther aus Danzig und Dr. Eichler aus Graz.

Geh. Reg.-Rat Dziatzko erstattete darauf Bericht über die Anregungen und Schritte, die gemäfs einem in Dresden gefafsten Beschlusse von seiten des dort gewählten Ausschusses ausgingen, um die nächste Vereinigung deutscher Bibliothekare beim Philologentage in Bremen zu ermöglichen.

Nach einer kurzen Bemerkung des Geh. Reg.-Rates Dr. Hartwig (Marburg) über die Art des Vorgehens bei der Beratung über die künftige Gestaltung der Bibliothekar-Versammlungen und einer Erwiderung Dziatzkos hielt

Direktor W. Erman aus Berlin seinen Vortrag über „Vorschläge wegen Gründung eines Vereins der Bibliothekare Deutschlands".

Der für die beiden ersten Versuche einer Zusammenkunft der deutschen Bibliothekare gewählte Anschlufs an die Philologenversammlung unterliegt als dauernde Einrichtung erheblichen Bedenken. Die Nichtphilologen unter den Bibliothekaren haben nach § 4 der Statuten der Philologenversammlung nicht das Recht der Mitgliedschaft; man kann es ihnen daher nicht verdenken, wenn sie es ablehnen, als nur stillschweigend geduldete Mitglieder sich zu beteiligen. Die Zeit, die auf den Philologenversammlungen für die Arbeiten der Sektionen verfügbar bleibt, ist durch die Bestimmungen des § 8 des Statuts auf das äufserste beschränkt; nur mit Mühe ist es möglich, an 5 offiziellen Sitzungstagen

10 Stunden für die Arbeiten der Sektion zu erübrigen. Die Städte, in denen die Philologenversammlungen tagen, sind oft für die Bibliothekare ohne besonderes Interesse; die persönliche Berührung der Bibliothekare aufserhalb der Sektionssitzungen ist auf einer so grofsen Versammlung ungenügend. Während die Bibliothekare voraussichtlich Stoff zu jährlichen Beratungen haben werden, tagt die Philologenversammlung nur alle zwei Jahre.

Der Anschlufs an die Philologenversammlung erweckt nach aufsen die Vorstellung, als sollte die philologische Vorbildung als die allein zulässige Vorbildung des Bibliothekars hingestellt werden; wenn nun auch zweifellos nahe Beziehungen zwischen Aufgaben und Methode der philologischen und der bibliothekarischen Arbeit bestehen, so erfordert doch die den Bibliotheken gestellte Aufgabe einer gleichmäfsigen und verständnisvollen Auswahl der Litteratur aller Disziplinen die Mitarbeit von Beamten verschiedenartiger wissenschaftlicher Vorbildung. Der Anschlufs an die Philologenversammlung ist ferner geeignet, dem weit verbreiteten, wenn auch heutzutage wohl überall unberechtigten Verdacht absichtlicher Bevorzugung der Litteratur der philologischen oder doch der Geisteswissenschaften seitens unserer wissenschaftlichen Bibliothekare neue Nahrung zuzuführen.

Aus diesen Gründen ist ein sehr grofser Teil, anscheinend die überwiegende Majorität der Fachgenossen, für die Bildung eines selbständigen Bibliothekarvereins. Auf eine erst im Septemberheft des Centralblattes für Bibliothekswesen veröffentlichte Aufforderung des Bibliothekars Dr. H. Simon haben 55 am Erscheinen in Bremen verhinderte Bibliothekare sich für einen solchen Verein ausgesprochen.

Als die Hauptaufgaben des selbständigen Bibliothekartages sind in dem von mir der Sektion vorgelegten Satzungsentwurf bezeichnet:

1. eine Vereinigung für den lebendigen Meinungsaustausch und den persönlichen Verkehr unter den deutschen Bibliothekaren zu bilden; 2. in den Grundsätzen der Bibliotheksverwaltung eine einheitliche Entwickelung anzubahnen und sich über Vorschläge zu verständigen, welche geeignet sind, diese Einheit zu fördern; 3. solche gröfseren bibliographischen Unternehmungen, die nur durch das Zusammenwirken der Fachmänner möglich sind, ins Leben zu rufen und zu fördern; 4. für die Ausbildung und Hebung des volkstümlichen Bibliothekswesens in Deutschland zu wirken und auf eine zweckmäfsige Abgrenzung und gegenseitige Ergänzung der Wirksamkeit der wissenschaftlichen und der höheren populären Bibliotheken hinzuarbeiten.

Da die Hauptthätigkeit des Bibliothekartages der Förderung der wissenschaftlichen Bibliotheken des Deutschen Reiches gelten soll, so schlage ich vor, ohne weiteres zur Mitgliedschaft zuzulassen alle diejenigen Reichsangehörigen, die nach abgeschlossener Hochschulbildung die bibliothekarische Thätigkeit als Lebensberuf erwählt haben. Andere geeignete Personen würden auf ihren Antrag durch Beschluſs des Ausschusses das Recht der Mitgliedschaft erhalten können. Als erster und zweiter Deutscher Bibliothekartag würden die Sitzungen der Sektion für Bibliothekswesen auf der 44. und 45. Philologenversammlung anzuerkennen sein.

Die Diskussion über den Vortrag wird auf die nächste Sitzung verschoben.

Der Vorsitzende verliest noch eine Einladung der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg zur Teilnahme an der Eröffnung der öffentlichen Bücherhalle in Hamburg am 1. Oktober.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 27. September 1899

(vorm. 9 Uhr 5 Min. bis 11 Uhr 7 Min.).

Vorsitzender: Prof. Dr. Bulthaupt.

Prof. Dr. Bulthaupt hält seinen angekündigten Vortrag über die Geschichte der Stadtbibliothek in Bremen.

Die Urzeit des Bücherwesens in Bremen liegt für uns im Nebel. Aus dem groſsen Brande, der im Jahre 1042 unsern Dom und mit ihm seine Bibliothek zerstörte, soll sich jedoch ein Kleinod auf die Nachwelt gerettet haben, ein von Gold und Edelsteinen strotzender lateinischer Psalter, den Karl der Groſse dem Papste Hadrian I. und dieser wieder dem heiligen Willehad geschenkt hätte. Aber wenn wirklich die alte Dombibliothek diesen Schatz geborgen hatte, dann ist er wohl bei dem Brande mit vernichtet worden; wenigstens ist der in Wien befindliche Psalter der in Frage stehende nicht. Mit besserem Grunde scheinen wir einem vollständigen Livius nachtrauern zu dürfen, wenn unser Chronist Johann Renner uns nicht irreführt. Nach ihm soll nämlich der Bremer Doktor Martinus Gröning, ein sehr gelehrter Kantor am Dom, im Jahre 1521 zu Drontheim die bislang verloren gegebenen Bücher des römischen Historikers gefunden haben. „Awerst Martinus starft midtertiedt, do wurden de gefunden Böker Livii von Kinderen undt anderen, de daran kein Verstandt hebben, thoreten un verdorven.“ Auch die Reformation fuhr zunächst nur als Zer-

störerin in die Bücherzellen der Kirchen und Klöster. Von Grund aus wollte sie den alten Sumpf austilgen und mit ihm alles, was darin gediehen war. In der Bremischen Kirchenordnung von 1534, dem Jahre der Einführung der Reformation in unserer Stadt, findet sich zwar auch ein Paragraph „Von einer guden Liberie"; aber der will von keinen anderen Büchern wissen, als von solchen, die den Glauben stärken. Jetzt regierte der geistliche Nutzen, der religiöse Gewinn allein das Thun der Geistlichkeit; jetzt fielen den Schulen und der Fürsorge des Rats die Kulturaufgaben zu, welche die um ihre Existenz kämpfenden Kirchen nicht mehr zu erfüllen vermochten. Es entstand die Bibliothek des vom Rat 1527 im Kloster der schwarzen Mönche gegründeten Gymnasiums. Es entstand ferner die über der Güldenkammer im Rathause untergebrachte Bibliothek des Rates, aus überwiegend juristischen Werken bestehend. Die Wirrnisse des dreifsigjährigen Krieges brachten unseren Bibliotheksverhältnissen ein ganz unerwartetes Heil. Im Jahre 1624 hatte der Schweizer Polyhistor Melchior Goldast von Hainninsfeld seine bedeutende Bibliothek nach Bremen geflüchtet, wo sie über 20 Jahre lang in Fässern und Kisten in einem Zimmer des Gymnasiums lagerte. Sie wurde im Jahre 1646 vom Schwiegersohn des 1635 in Gieſsen gestorbenen Goldast zusammen mit einem Reste seiner Bibliothek in Frankfurt a. M. für 1350 Thaler vom Bremischen Rate erworben. War Goldast auch ein unlauterer Charakter, ein Mann, der sich manche Fälschung, manche Betrügerei zu schulden kommen liefs, der im besonderen bei der Zusammenbringung seiner Bibliothek Mein und Dein nicht recht zu scheiden wufste, so war er auf der anderen Seite doch ein ungewöhnlicher, nach Licht und Aufklärung dürstender, unablässig und auf allen Gebieten, zum Teil mit unbestreitbarem Erfolg arbeitender Geist. Und seine Bibliothek war für Bremen ein wirklicher, grofser Schatz. Leider nahm, was uns der Krieg zugetragen hatte, der Friede bald darauf — zum Teil wenigstens — wieder fort. Kaum war nämlich Bremen unter die Oberhoheit Schwedens gekommen, als die bücherliebende Königin Christine ihre Hand nach den Bücherschätzen Bremens ausstreckte. Am 1. Mai 1650 wurde ein Schiff mit der wertvollen Bibliothek des Domkapitels befrachtet und dieser Schatz nach Stade, dem Sitze der schwedischen Regierung, gebracht, von wo später nur geringe Überbleibsel wieder zu uns zurückkehrten. Und am 3. Juli 1650 wanderten auf Grund eines nicht mifszuverstehenden Bittschreibens der Königin an den Rat, nachdem vorher Abschriften angefertigt worden waren, die besten Zierden der vereinigten Goldastschen, Gymnasiums- und Ratsbibliothek nach Stockholm; unter ihnen laut

dem Verzeichnis: *Euripidis tragœdiæ quaedam, Persii Satiræ cum glossis, Cicero de amicitia, Fragmenta orationis Ciceronis pro Sestio, Plinius de viris illustribus, Lex Salica Goldasti* und andere mehr. Am 7. November 1660 wurden die vereinigten, im Auditorium theologicum des Gymnasium illustre untergebrachten Bibliotheken „zum öffentlichen Gebrauch gewidmet". Der Tag ist somit der Geburtstag unserer Stadtbibliothek. Der erste Bibliothekar, der Professor der Geschichte, der Redekunst und der griechischen Sprache Johann Hipstede, wurde mit allen möglichen Gelübden auf sein Amt verpflichtet, und die Gesetze der Bibliothek wurden gedruckt. Bürgermeister und Ratsverwandte dieser Stadt und deroselben Bedienten am Regiment, Kirchen und Schulen hatten das Recht der Benutzung; andere mufsten immatrikuliert werden und hatten der Bibliothek am allerwenigsten einen Dukaten beim *accessu* zu verehren. Besonderen Wert hat der Paragraph, dafs „alle *auctiones* und *distractiones librorum*" unter Leitung des Bibliothekars auf dem Gymnasium und sonst nirgends abgehalten werden mufsten; er sicherte der Stadt eine Art Vorkaufsrecht. Im Jahre 1718 erhielt die Bibliothek einen neuen wertvollen Zuwachs durch die sämtlichen Werke und Handschriften des berühmten reformierten Schrifttheologen Johann Cocceius, eines geborenen Bremers, der 1669 als Professor der Dogmatik in Leiden gestorben war; sein Enkel, der Ratsherr Heinrich Hüneken, machte sie der Stadt zum Geschenk. Auch in der Folgezeit wuchs die Bibliothek, langsam, aber stetig; mehrfach mufste ihre Heimstätte — immer innerhalb des alten Klosters der schwarzenMönche — gewechselt und vergröfsert werden, und immer mehr erleichterte man dem Publikum die Benutzung der Bücherschätze, die durch die Bibliotheksgesetze von 1660 nur auf die Stunden von 2 bis 4 Uhr am Mittwoch alle 14 Tage beschränkt war. Hervorragendes Verdienst hat sich der 1878 verstorbene Dr. Joh. Georg Kohl, der Vorgänger des Redners im Amte, um die Bibliothek erworben, indem er die Aufstellung der Bücher und die Katalogisierung von Grund aus umgestaltete. Unter ihm kamen auch die Verträge zu stande, welche die höchst bedeutende naturwissenschaftliche, hauptsächlich ornithologische Büchersammlung der Gesellschaft Museum und mit und nach ihr die des Naturwissenschaftlichen Vereins, die Gesellschaftsschriften der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins, die vom Ärztlichen Verein angeschafften Werke, vor allem auch die Dombibliothek der Stadtbibliothek zuführten. In den letzten beiden Dezennien ist dieselbe durch Schenkungen gröfserer Büchersammlungen erheblich bereichert worden: durch die zahlreichen Bremensien und andere, vorwiegend

juristische Werke aus dem Nachlasse des Richters Heineken, durch den Rest der Olbersschen Bibliothek, soweit dieselbe von den Erben nicht bereits veräufsert war, durch die kostbare Bibliothek von Prof. Nik. Delius in Bonn, einem geborenen Bremer, durch die Bücher des Richters Dr. Alb. Herm. Post, durch den Nachlafs des Ministerresidenten Dr. Schleiden, durch die Bibliotheken des Landwirtschaftlichen- und des Gartenbauvereins. Die alten Räume waren dabei viel zu klein geworden, und es wurde, vom Bremer Architekten Joh. Poppe meisterlich erbaut, der Stadtbibliothek vor drei Jahren dies neue, eigene Heim geschaffen, in dem die Bücherschätze eine würdige Unterkunft gefunden haben und in dem sich das lesende und studierende Publikum und die Angestellten überaus wohl und behaglich fühlen.

An den Vortrag schliefst sich eine Besichtigung der Bibliothek und der im Lesesaale ausgelegten Schätze derselben.

Hierauf beginnt die Erörterung über die eventuelle Einrichtung eines besonderen Bibliothekstages, und man beschliefst, nur im allgemeinen darüber zu verhandeln, ob eine Trennung von der Philologen-Versammlung erfolgen solle oder nicht. Geh. Rat Prof. Dr. Dziatzko sucht die in der vorigen Sitzung entwickelten Gründe des Direktors Dr. Erman zu widerlegen und betont den nahen Zusammenhang sowohl zwischen Bibliothekswesen und Philologie als auch zwischen Bibliothekswesen und Unterricht, wobei er auch auf die amerikanischen Verhältnisse hinweist. Nach längerer Debatte, in der u. a. Oberbibliothekar Dr. Geiger-Tübingen für, Bibliothekar Dr. Kopp-Berlin gegen die Bildung eines besonderen Bibliothekarvereins eintritt, gelangt ein Antrag des Direktors Dr. Schwenke-Berlin zur Annahme, der dahin geht, eine Kommission einzusetzen, die für das Jahr 1900 eine Versammlung von Bibliothekaren einzuleiten habe. Auf Antrag Dziatzkos wird beschlossen, dafs diese Kommission aus 7 Mitgliedern bestehen soll, die sich bis auf 11 ergänzen können.

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 28. September 1899

(vorm. 8 Uhr 30 Min. bis 11 Uhr).

Vorsitzender: Prof. Dr. Bulthaupt.

Der Vorsitzende machte zunächst einige geschäftliche Mitteilungen und verlas u. a. eine Zuschrift des Bibliotheksdirektors

Dr. Müller (Jena), der eine Beschleunigung in der Versendung der Akademie- und Gesellschaftsschriften durch den Philologentag herbeizuführen wünscht.

Hierauf hielt Oberbibliothekar Dr. Focke aus Göttingen seinen Vortrag über „die Systematik der Wissenschaften und ihre Anwendung auf Realkataloge".[1])

In unmittelbarem Anschluſs an diesen Vortrag besprach Direktor Dr. Schwenke aus Berlin die von ihm und Prof. Schulz (Leipzig) aufgestellten Thesen: „Über die zweckmäſsigste Art der Realkatalogisierung".

1. Der Realkatalog, der in möglichster Vollständigkeit und Übersichtlichkeit nachweisen soll, welche Bücher die Bibliothek über einen bestimmten Gegenstand besitzt, wird bei einigem Umfang der Bibliothek am zweckmäſsigsten in systematischer Ordnung angelegt. Um das Auffinden der einzelnen Materien zu erleichtern, empfiehlt sich ein alphabetisches Register über das System.
2. Der Realkatalog in alphabetischer Folge der Gegenstände (Schlagwortkatalog) ist nur da am Platz, wo es darauf ankommt, dem Suchenden einzelne Werke über einen bestimmten Gegenstand unter einer nicht allzu groſsen Titelmenge rasch nachzuweisen.
3. Alphabetische Kataloge der einzelnen Fächer sind nie ein Ersatz für den Realkatalog.
4. Für den systematischen Katalog ist die Bandform der Zettelform vorzuziehen. Für Schlagwortkataloge sind Zettel in einer der mechanischen Befestigungen zweckmäſsig.

In der sich daran schlieſsenden Erörterung, an der sich die Herren Berghöffer, Dziatzko, Eichler, Erman, Focke, Geiger, Gerhard, Hartwig, Nörrenberg, Schwenke und Reiff beteiligten, wurde fast übereinstimmend die streng systematische Anlage der Realkataloge gefordert, dabei aber die Anlegung eines alphabetischen Schlagwortverzeichnisses zu dem System als notwendig bezeichnet. Eine Abstimmung über die Thesen fand nicht statt.

---

1) Derselbe wird in der „Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten", herausgegeben von C. Dziatzko, erscheinen.

Vierte Sitzung

in Vereinigung mit der pädagogischen Sektion.

Donnerstag, den 28. September 1899,

in der Aula des Gymnasiums (Dechanatstr. 4)

(nachm. 5 Uhr 10 Min. bis 6 Uhr 55 Min.).

Vorsitzender: Prof. Dr. Bulthaupt.

Bibliothekar Dr. C. Nörrenberg aus Kiel hielt seinen Vortrag über „die Mittel zur Förderung der Bücherhallenbewegung".

Neben den wissenschaftlichen, dem Studium und der Forschung dienenden Bibliotheken bedürfen die Kulturländer solcher Büchereien, die der Bildung in allen ihren Arten und der litterarischen Unterhaltung dienen. Solche sind die *Public Libraries* in England und Amerika; Luther hat sie für Deutschland schon 1524 angeregt, aber die deutschen Stadtbibliotheken sind meist wissenschaftliche Anstalten geworden; das Bedürfnis nach Bildungsbibliotheken wurde am stärksten bei den unbemittelten Klassen empfunden, und so richten sich die in unserm Jahrhundert in Deutschland entstandenen „Volks"-bibliotheken meist nach dem Niveau dieser Klassen.

Wir brauchen aber, zunächst in den Städten, Bildungsbibliotheken für alle Schichten der Gesellschaft, Anstalten für litterarische, künstlerische, berufliche, staatsbürgerliche, ethisch-religiöse und wissenschaftlich-intellektuelle Bildung, sowie für Unterhaltung und geistig-gemütliche Erquickung. Auf die Schaffung solcher Bücherhallen richtet sich die heutige Bewegung.

Diese Bücherhallen sollen das eben angedeutete universelle Programm haben, sich auf niedrig- und auf hochgebildete Leser richten, in religiöser und politischer Hinsicht über den Parteien stehen, bequem und zu reichlichen Stunden täglich zu benutzen sein, gemeinverständliche Kataloge haben, Bücher ausleihen, in Leseräumen Bücher und periodische Litteratur bieten, in gröfseren Städten mit Filialen ausgestattet sein, von hochgebildeten Fachleuten im Hauptamte verwaltet und womöglich als kommunale Veranstaltungen betrieben werden. Die Kommunalverbände sollen durch Landes-, Kreis- und Dorfbibliotheken das ganze platte Land mit versorgen. In Städten, wo Stadt- oder Volksbibliotheken alten Schlages bestehen und eine Einheitsbibliothek nicht zu erreichen ist, empfiehlt sich Reform oder engste Zusammenarbeit der vorhandenen Bibliotheken.

Mittel zur Förderung sind:

1. Musterkataloge, welche so anzulegen sind, dafs kleine, mittlere und gröfsere Bibliotheken das für sie Geeignete gekennzeichnet finden, sowie Musterverzeichnisse der periodischen Litteratur.
2. Ein Leitfaden der Bibliotheksverwaltung.
3. Unterrichtskurse für Bibliotheksverwalter, im Interesse solcher Bibliotheken, die keinen Fachmann anstellen können.
4. Interessierung des Publikums, sowohl des gebildeten, bereits lesenden wie des weniger gebildeten; Interessierung der führenden Elemente des Arbeiterstandes.
5. Interessierung der gegebenen Förderer der Sache: des Lehrerstandes, des niederen wie des höheren, der Bildungsfreunde, gemeinnützigen Vereine, Sparkassen, Arbeitgeber, Buchhändler, der politischen Organisationen, des Staates und der Kommunen; jener soll durch Zuschüsse, unentgeltliche Zuweisung von Staatsdrucksachen und Einrichtung von praktischen Kursen helfen, diese sollen die eigentlichen Unternehmer sein.
6. Zusammenarbeit mit den bisherigen Förderern, insbesondere der Comenius-Gesellschaft, der Gesellschaft für ethische Kultur und der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.
7. Propaganda durch die Presse, die erst langsam anfängt, sich für die Sache zu interessieren.
8. Ein Fachblatt; neben der „Volksbibliothek", dem Beiblatt des „Bildungs-Vereins", werden von 1900 ab als Beiblatt zum Centralblatt für Bibliothekswesen die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen" erscheinen.
9. Direkte Einwirkung auf einzelne Magistrate durch Eingaben und Anschreiben — wie das der Comenius-Gesellschaft, das von den meisten Bibliothekaren unterzeichnet war —, oder auf die Bewohner einzelner Städte durch Vorträge und Aufsätze in der örtlichen Presse.
10. Organisation der Bibliothekare in einem Verein, um angemessene Anerkennung der bibliothekarischen Berufsthätigkeit seitens der Kommunen durchzusetzen und dadurch wiederum den besten Kräften die Beteiligung an diesen bibliothekarischen Aufgaben zu ermöglichen.

Geh. Rat Dziatzko aus Göttingen weist auf die staatliche Gesetzgebung hin, die in England und Amerika den ersten Anstofs zur Bibliotheksbewegung gegeben hat; er empfiehlt für Preufsen ein Gesetz, welches den Staat verpflichtet, bestimmte Zuschüsse an solche Gemeinden zu leisten, die ihrerseits ein Bestimmtes für ihre Bibliotheken aufbringen.

Dr. Nörrenberg: Die englischen und amerikanischen Städte bedurften, um Steuern für Bibliothekszwecke erheben und verwenden zu können, staatlicher Erlaubnis, und nur diese wurde ihnen durch die Bibliotheksgesetzgebung erteilt. Die deutschen Städte brauchen eine solche Erlaubnis nicht, wie denn auch bereits viele aus sich Bücherhallen eingerichtet haben. Staatliche Zuschüsse empfiehlt auch Referent, aber solche, an die eine Verpflichtung der Gemeinden zu bestimmter Leistung geknüpft wäre.

Hierauf hält Direktor Dr. Gerhard aus Halle seinen Vortrag über „Ziele und Grenzen des Leihverkehrs der Bibliotheken nach auswärts". Eine Bemängelung, die Dr. Schwarz (Blankenese) hinsichtlich der Kürze der Leihfrist und der Berechnung der Verpackungskosten bei der offiziellen Versendung an die höheren Lehranstalten vorbringt, ruft einen längeren Meinungsaustausch hervor, in dessen Verlauf von bibliothekarischer Seite die gegenwärtig geübte Praxis erläutert und die Möglichkeit einer Abänderung als nicht ausgeschlossen bezeichnet wird.

Fünfte Sitzung

Freitag, den 29. September 1899
(vorm. 8 Uhr 30 Min. bis 11 Uhr 15 Min.).

Vorsitzender: Prof. Dr. Bulthaupt.

In die Kommission zur Vorbereitung eines im Jahre 1900 abzuhaltenden Bibliotheks-Tages wurden gewählt die Herren Erman, Dziatzko, v. Laubmann, v. Gebhardt, Steiff, Milchsack und Schwenke.

Bibliothekar Dr. Schmidt aus Darmstadt hielt den angekündigten Vortrag über „die Versicherung der Bibliotheken gegen Feuersgefahr". Referent tritt dafür ein, dafs namentlich kleinere Staaten und Städte unter allen Umständen ihre Bibliotheken versichern sollten, macht eingehende Mitteilungen über die Versicherung der Darmstädter Bibliothek, bespricht und beurteilt dabei die verschiedenen möglichen Wege und empfiehlt eine Versicherung nach Durchschnittswerten, die je nach den Formaten verschieden sind.

Der Korreferent Prof. Markgraf aus Breslau ist mit dem empfohlenen Prinzip einverstanden, hält die Darmstädter Durchschnittswerte aber für zu hoch und bespricht noch einige Einzelheiten, wie Versicherung gegen Wasserschaden, Versicherung der ausgeliehenen Bände u. a.

An der weiteren Debatte beteiligten sich die Herren Geh. Rat Dziatzko, Prof. Dr. Bulthaupt, Direktor Erman, Prof. Haebler.

Sodann hielt Oberbibliothekar Dr. Geiger aus Tübingen einen Vortrag über „Rob. Mohl als Vorstand der Tübinger Universitätsbibliothek in den Jahren 1836—1844“[1]) und Bibliothekar Dr. Milchsack aus Wolfenbüttel über „Philipp Hainhofer als Bücheragent des Herzogs August von Braunschweig 1613—1647“.[2])

Am Schlusse wurden die Protokolle der abgehaltenen fünf Sitzungen verlesen und genehmigt. Prof. Bulthaupt schlofs die Verhandlungen; auf Vorschlag des Direktors Erman drückte die Versammlung den Vorsitzenden und Schriftführern ihren Dank aus.

Die Präsenzliste der Sektion wies im ganzen 32 Namen auf.

---

1) Wird im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ zum Abdruck gelangen.

2) Der Vortrag wird in erweiterter Form im nächsten Jahre im Druck erscheinen.

Festbericht.

Am Montag, den 25. September 1899, fanden sich die in den Mauern der freien Hansestadt bereits erschienenen Teilnehmer an der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner mit den einheimischen von 8 Uhr abends an im Kaisersaale des Künstlervereins zusammen, einander zu begrüfsen, alte Freunde stürmisch zu bewillkommnen, neue Bekanntschaften zu machen, sich in zwanglosem, fröhlichem Verkehr miteinander auf die kommenden grofsen Tage vorzubereiten. Viele der Anwesenden waren am Vormittage bereits zu ernster Arbeit vereint gewesen in der in der Union abgehaltenen Generalversammlung des Deutschen Gymnasialvereins und hatten im Kampfe der Geister einander gegenübergestanden. Am Abend aber herrschte die schönste Einmütigkeit unter ihnen; überall sah man frohe Mienen, überall herrschte Freude und Vorfreude und gespannte Erwartung dessen, was die nächsten Tage bringen würden. Und als Herr Schulrat Sander gegen 9 Uhr die Anwesenden mit humorvollen Worten begrüfste, da wird in aller Herzen das zuversichtliche Gefühl lebendig geworden sein, dafs die Auspizien für das Gelingen des Philologentages günstige seien. Und in der That darf der Verlauf seines nicht wissenschaftlichen Teiles als ein durchaus erfreulicher bezeichnet werden; alle Veranstaltungen verliefen schön und ohne jeden Mifsklang, wozu nicht wenig beitrug, dafs Juppiter pluvius, der uns die beiden Wochen vorher sein grämlichstes Gesicht gezeigt hatte, den Philologen im ganzen gnädig war.

Am Dienstag, den 26. September, dem Tage der feierlichen Eröffnung der Versammlung, fand nachmittags eine Besichtigung der sehenswürdigsten bremischen Bauten statt. Die Teilnehmer versammelten sich um 4 Uhr vor dem Dome und besichtigten unter Führung des Herrn Prof. Dr. Dünzelmann und mehrerer anderer Bremer Herren das altehrwürdige gotische Rathaus mit seiner prächtigen Renaissance-Fassade, das alte Haus der Bremer Kaufmannschaft: den aus dem 16. Jahrhundert stammenden und in den letzten Jahren meisterhaft restaurierten Schütting, ferner die von dem Bremer Architekten Heinrich Müller in den 60er Jahren erbaute gotische Börse mit den prächtigen Gemälden von Arthur Fitger, den herr-

lichen, in seiner Restaurierung kürzlich fertiggestellten romanischen Dom und das aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammende Gildehaus der Wandschneider: das Gewerbehaus.

Von $^1/_2$7 Uhr an zogen die Philologen, zum Teil mit ihren Damen, hinaus zu der auf dem sich lang hinstreckenden Weserdeiche gelegenen Weserlust, woselbst ein paar Bremer Grofskaufleute den Gästen Bremens eine ausgesucht gute kalte Küche und vortrefflichen Gerstensaft zur Verfügung stellten. (Dieser schöne Bürgersinn, der sich in unserm Gemeinwesen immer und unablässig so herrlich zeigt und sich auch bei Gelegenheit des Philologentages mehrfach bethätigt hat, hat die Fremden auf das allerwohlthuendste berührt und sie mit Bewunderung erfüllt.) Herr Schulrat Sander begrüfste während der Mahlzeit die Versammlung, die allmählich bis auf 430 Personen anwuchs. Nachher begann unter Leitung des Herrn Prof. Dr. Friesland aus Bremen ein Kommers mit einem urfidelen Treiben, in dem es die älteren Herren allen andern zuvorthaten. Erhöht wurde die Stimmung noch durch eine lange Reihe von Reden, unter denen die des Herrn Direktors Schneider aus Friedeberg hervorgehoben werden soll, der in schönen, warmen Worten das herzliche Entgegenkommen der Bremer Kaufleute pries, das den Pflegern so unpraktischer Gegenstände wie horazische Oden und griechische Chöre ungemein wohlthue, und für die freigebige Gastfreundschaft in der Weserlust den wärmsten Dank aussprach; eine Rede, welche begeisterten Widerhall in aller Herzen fand. Die anderen Reden zündeten durch ihre launigen Einfälle, durch den der Stimmung des Abends angepafsten Humor. Und mit den Reden wechselten Tafellieder, die aus dem für die Philologenversammlung zusammengestellten Liederbuche mit Jubel und Begeisterung gesungen wurden, und von oben herab erschollen die lustigen Weisen der Militärmusik. Erst nach Mitternacht wurde der Kommers geschlossen.

Am Mittwoch, den 27. September, fand nach Schlufs der allgemeinen Sitzung unter Leitung des Herrn Professors Friesland ein Spaziergang durch den Bürgerpark statt, der den Teilnehmern begreiflich machte, dafs der Bremer auf diese in der That herrliche Parkanlage stolz ist und es um so mehr sein darf, als sie durch freiwillige Beiträge aus der alten Bürger-Viehweide geschaffen worden ist und unterhalten wird.

Gleich nach 4 Uhr begann dann im grofsen Saale des Künstlervereins das Festmahl, in demselben Saale, in dem auch die Plenarversammlungen stattfanden und der, durch die Munificenz eines Bürgers gänzlich restauriert, d. h. vor allem durch prächtige Gemälde

von Arthur Fitger geschmückt, für die Philologen-Versammlung zum ersten Male der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht war. Hier hatten an zehn festlich geschmückten Längstafeln und einer querlaufenden für das Präsidium und die Ehrengäste 378 Personen — darunter eine stattliche Anzahl Damen — Platz genommen. Der Humor der dem Magen Liebliches in Aussicht stellenden Speisekarte mit ihren echt philologischen Noten und Glossen, die Farbenpracht der Wand- und Deckengemälde, der Humor des imposanten Bacchantenzuges, der Blumenschmuck der Tafeln, die festlichen Klänge, die von der Galerie herabschollen, das alles wirkte zusammen, um von Anbeginn an in der Versammlung eine wirklich fest-freudige Stimmung zu erzeugen. Und mit festlich gestimmtem Herzen wurde, die Tischgespräche unterbrechend, den schönen Worten der vielen Redner gelauscht und in die Hochrufe begeistert eingestimmt. Nach dem zweiten Gange brachte, alter schöner Sitte gemäfs, Herr Schulrat Sander mit zündenden Worten das erste Hoch auf Se. Majestät den Kaiser aus; brausend ertönten die Hochrufe, und mächtig klang die erste Strophe der Nationalhymne, von der Militärmusik begleitet, durch den weiten Saal. Herr Geh. Reg.-Rat Dr. Schrader aus Halle brachte dann ein Hoch auf Bremen aus, das Herr Senator Dr. Ehmck mit einem Hoch auf Bremens werte und gelehrte Gäste beantwortete. Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Jäger aus Köln toastete auf die Damen, Herr Prof. Dr. Wagener, der zweite Präsident, liefs das 62jährige Geburtstagskind, den Philologentag, hochleben, Herr Prof. Moldenhauer aus Köln sprach auf die österreichischen Deutschen, Herr Senator Prof. Tocilescu aus Bukarest auf die deutschen Lehrer, Herr Pastor primarius Dr. theol. Thiköttter in humorvollem Latein auf die beiden Präsidenten, Herrn Schulrat Sander und Herrn Prof. Dr. Wagener; durch diese Rede angeregt, Herr Prof. Dr. Schneidewin aus Hameln aus dem Stegreif in unverfälschtem Ciceronianischen Latein auf die poetae Bremenses, Herr K. K. Landesschulinspektor Loos aus Linz endlich auf die deutsche Wissenschaft und Pädagogik. Alle Reden wurden von der Versammlung mit Begeisterung aufgenommen, und mit Jubel wurden im Anschlusse an einige derselben aus dem Liederbuche Tafellieder gesungen, köstliche Gaben der Muse der gefeierten poetae Bremenses. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr wurden von einem Bremer Bürger gestiftete Etuis mit Cigarren gereicht, und damit war das Zeichen gegeben, dafs die Tafel aufgehoben sei.

Um $8\frac{1}{2}$ Uhr fand im Hansahause ein Kommers alter Burschenschafter statt, an dem sich eine Anzahl Herren vom Philologentage beteiligten.

Am Donnerstag, den 28. September, fuhren nachmittags $3^1/_4$ Uhr gegen 200 Teilnehmer am Philologentage mit Damen vom Freihafen aus per Dampfer nach Vegesack, einer Einladung des Stadtrats und der Schulkommission daselbst Folge leistend. Die an der Landungsbrücke in Vegesack aufgestellte, von Herrn Prof. Werry in Vegesack organisierte Jugendwehr, die einen wenige Minuten vor der Landung niedergehenden Regenguſs wacker ausgehalten hatte, begrüſste durch Präsentieren des Gewehrs und mit Trommelwirbel die Gäste, welche, von den Vegesacker Herren auf das liebenswürdigste empfangen, alsbald nach dem Gasthof Bellevue geleitet wurden, vor dem die jugendliche Kriegerschar unter jubelndem Zuruf einen zweimaligen Parademarsch ausführte. Die Gesellschaft nahm an den in den oberen Sälen aufgestellten Tafeln Platz und labte sich an Kaffee und Kuchen; danach begab sie sich in den Garten, um vom hohen Ufer aus die herrliche Aussicht auf die Weser und jenseits derselben weit ins Oldenburger Land hinein zu genieſsen. Später wurden die Gäste mit vorzüglicher kalter Küche und trefflich mundendem Gerstensaft bewirtet; die Stimmung war höchst vergnügt und die liebenswürdige Aufmerksamkeit der Gastgeber über jedes Lob erhaben. Auch hier wurde eine Reihe trefflicher und mit Jubel aufgenommener Reden gehalten: Herr Stadtdirektor Rohr aus Vegesack brachte ein Hoch auf die Philologen-Versammlung aus, Herr Direktor Prof. Dr. Buchenau aus Bremen antwortete mit einem Hoch auf die Stadt Vegesack, Herr Direktor Vollert aus Vegesack brachte den Damen ein Hoch, Herr Oberlehrer Dr. Doehler aus Berlin sprach auf die kriegerische Jugend von Vegesack, Herr Prof. Werry aus Vegesack auf die deutsche Jugend und Herr Prof. Dr. Schultheſs aus Hamburg auf die Damen Bremens. Auch wurden aus dem Liederbuche wieder mehrere Lieder gesungen. Mit dem 7 Uhr-Zuge verlieſsen die Gäste unter herzlicher Verabschiedung von den Gastgebern den freundlichen Hafenort.

Abends um 8 Uhr folgten die Teilnehmer an der Philologen-Versammlung einer Einladung des hohen Senats zu einem im Ratskeller gegebenen Feste. Und da der Bremer Ratskeller mit vollstem Rechte eine schier magnetische Anziehungskraft auf alle Menschenkinder ausübt, so kamen sie auch alle, die geladen waren und sich mit einer Karte versehen hatten. Freilich mag manche Philologen-Gattin, als sie von der groſsen, als Garderobe hergerichteten unteren Halle durch einen provisorisch hergestellten Verbindungsbau und dann die Stufen zum Keller hinabstieg, sich mit einem gewissen Bangen gefragt haben: Wann und wie werden wir aus dieser Unterwelt wieder zur sternen-

beschienenen Oberwelt hinaufsteigen? Aber alles Bangen war dahingeschwunden, sobald die Gewölbe mit ihrer Poesie und ihrer Geschichte, ihren mächtigen, kunstvoll geschnitzten Fässern, ihrem Weinduft und ihrer dem Zweck entsprechenden besonderen Festlichkeit, sobald der ganze Zauber des Milieu auf den Eintretenden wirkte. Dem Zuge des Herzens folgend bildete man Freundschaftsgruppen an den einzelnen Tischen, und bald war kein Plätzchen unbesetzt. Die Ratsdiener in rotem Frack und weifser Kniehose trugen die Weine herbei — 1896er Ürziger Gewürzley und 1889er Nackenheimer Rotheberg — und von den mächtigen, mit den ausgesuchtesten Leckerbissen bedeckten Buffets her die gewünschten Speisen. Und nun safsen sie da, an die 600, plaudernd, essend und trinkend und liefsen die Festfreude und den Zauber des Orts auf sich einwirken. Alsbald entstand dann ein Wogen und Wallen durch die weiten Wölbungen, ein Wandern und gegenseitiges Besuchen, ein Niederlassen bei Bekannten und Freunden, ein Zutrinken und Austauschen der frohen und festlichen Gefühle. Und in freudiger Erregung und hochgehender Feststimmung befand sich ein jeder. Als daher die beiden Festredner, Se. Magnificenz Herr Bürgermeister Schultz und Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wendt aus Karlsruhe, meisterlich sprechend, jener in humorvoller Weise im Namen des Senats die Damen und Herren des Philologentages hochleben liefs, dieser in warm empfundenen Worten den Dank der Versammlung aussprach und der freien Hansestadt Bremen ein herzliches Hoch und einen Segensgrufs darbrachte, da war es für jeden einzelnen wie eine wohlthuende Erlösung, seinem vollen Herzen in lautem Jubelrufe Luft machen zu können. Es war ein herrliches Fest, das bis spät nach Mitternacht währte und das in der Erinnerung der Teilnehmer sicherlich noch lange, lange fortleben wird.

Freitag, den 29. September, fuhren nachmittags 1 Uhr 49 Min. etwa 20 Teilnehmer an der Philologen-Versammlung nach Bremerhaven, wohin das Kollegium des dortigen Gymnasiums die Versammlung eingeladen hatte. Herr Direktor Dr. Mohr begrüfste die Ausflügler namens des Kollegiums am Bahnhof Geestemünde. Darauf wurden die Tecklenborgsche Werft, der Kaiserhafen, das Kaiserdock, der neue Riesenkran und der Dampfer „Friedrich der Grofse", der folgendentags in See gehen sollte, besichtigt. Mit herzlichem Danke schieden die Teilnehmer von ihren liebenswürdigen Kollegen und von Bremerhaven, um sich mit dem Zuge um 6 Uhr 51 Min. wieder nach Bremen zu begeben.

Mehr als 100 andere Philologen folgten um 5 Uhr nachmittags einer Einladung zur Besichtigung der Weinkellereien der Firma

Reidemeister & Ulrichs an der Brake. Nachdem unter Führung des Chefs der Firma, Herrn Bömers, dem unverzollten Flaschenlager (700000 Flaschen) ein Besuch abgestattet worden war, wurden in der Kellerei, wo etwa 4800 Oxhoft Wein lagerten, verschiedene Rotweine probiert, die bei den Gästen gerechte Würdigung fanden. Durch den Keller erscholl alsbald das Lied von der Lindenwirtin und das von der alten Burschenherrlichkeit. Herr Direktor Schneider aus Friedeberg feierte die gastfreie Firma in herzlichen Dankesworten.

Abends um 7 Uhr besuchte eine Anzahl Philologen mit ihren Damen ein symphonisches Konzert, das vom Musikkorps der Kaiserlichen 2. Matrosendivision unter Leitung des Kaiserlichen Musikdirigenten Wöhlbier aus Wilhelmshaven ausgeführt wurde.

Zu derselben Zeit wohnten gegen 200 Teilnehmer am Philologentage der Festvorstellung im Stadttheater bei, wo zu Ehren der gelehrten Versammlung Hebbels Tragödie „Gyges und sein Ring" gegeben wurde.

Sonnabend, den 30. September. Auf dem Festprogramm für diesen Tag stand eine Fahrt in See, zu der die Direktion des Norddeutschen Lloyd die Teilnehmer am Philologentage in liebenswürdigster Weise eingeladen hatte. Dieser magnetisch wirkenden Einladung war es sicherlich mit zu verdanken, dafs überhaupt noch so viele fremde Philologen in Bremen geblieben waren. Die Fahrt in See wollte jeder gern mitmachen. Daher führte denn der um 8 Uhr abgehende Sonderzug die stattliche Zahl von fast 700 Teilnehmern — auch von den Bremer Freunden der Philologen hatten manche eine Einladungskarte erhalten können — nach Bremerhaven, vor die grofse Lloydhalle. Auf der andern Seite derselben, in der grofsen Kammerschleuse, lag bis über die Toppen beflaggt das Philologenschiff, die München, ein Postdampfer von $4^1/_2$ Tausend Registertons und fast 120 Meter Länge, auf dessen Promenadendeck die Kapelle der 3. Matrosen-Artillerie-Abteilung aus Lehe unter Herrn Kapellmeister Waldows Leitung den Gästen einen fröhlichen Empfang blies. Der Himmel hatte sich inzwischen ganz aufgeklärt, die Sonne schien strahlend hernieder und der Wind war flau, so dafs auch die Zaghaften frohen Herzens das stolze Schiff bestiegen. Und Frohgefühl und staunende Bewunderung malte sich auf den Gesichtern beim Anblick der mächtigen Weser, des Mastenwaldes der Segler, der riesigen Dampfer. Einer der letzteren, der jüngste in der grofsen Flotte des Norddeutschen Lloyd, der Reichspostdampfer König Albert, lag ein paar hundert Meter von der München entfernt und rüstete sich, wenige Tage später mit seinem erlauchten

Paten Se. Majestät König Albert von Sachsen an Bord dieselbe Fahrt zu machen wie heute die München. Und ein zweiter, Friedrich der Grofse, ein Schwesterschiff der Barbarossa, von $10^1/_2$ Tausend Registertons und 560 Fufs Länge, dampfte, gerade noch in Sicht, die Weser abwärts, seine letzte Sommerreise nach New York antretend. (Beiläufig sei bemerkt, dafs die Lloydschiffe der Barbarossa-Klasse, die auch für die australische Fahrt eingestellt werden, die gröfsten Schiffe sind, welche den Suez-Kanal passieren, dafs die Suezkanal-Gesellschaft für sie zehn weitere Ausweichestellen im Kanal geschaffen hat und dafs ein solches Schiff für die Hin- und Herfahrt die gewaltige Summe von 170000 Frcs. für das Passieren des Kanals zu bezahlen hat.) Um $9^3/_4$ Uhr wurden die Taue gelöst und das Philologenschiff aus der Kammerschleuse in die Weser geschleppt, um nun langsam den Strom hinabzufahren. Nach etwa zehn Minuten ertönte ein Hornsignal, das zum Frühstück einlud, und so schwer man sich auch von dem herrlichen Anblicke oben trennen mochte, es ging hinunter — ins Zwischendeck, dessen Wände ganz in Flaggen gehüllt waren und wo an langen Tafeln ein stärkender Imbifs gereicht wurde. Dann ging es rasch wieder hinauf auf Deck, von wo aus man an Hand der vorzüglichen Karte — einer Festgabe an die Philologen — die vorüberziehende Küste, besonders die Forts und die Leuchttürme, betrachtete. Der Wind wurde allmählich frischer und und frischer, Hüte gingen über Bord und kleine Spritzer kamen über Deck; doch waren wohl noch alle wohlgemut und guter Dinge. Indessen, als gegen 12 Uhr der Rothesand-Leuchtturm passiert und man aus der Wesermündung herausgekommen war, änderte sich die Situation an Bord wie mit einem Schlage: der Wind wehte als steife Brise, die „München" legte sich schräg, die Bewegungen des Schiffs wurden stärker, und viele sahen das gefürchtete Gespenst langsam auf sich zukommen. Für diese alle hörte für Zeiten, vielleicht für Stunden der Genufs der Fahrt auf; sie hatten dafür ihr Wissen durch eine praktische Erfahrung bereichert. Die andern aber — die sich übrigens freuen konnten, dafs der Wind, der mit Nr. 8 der Skala blies, östlich war; denn wäre er von Westen gekommen, dann hätte er die See ganz anders aufgewühlt! — sie, die glücklich Verschonten, erfreuten sich des grofsartigen Schauspiels eines wogenden Meeres und genossen den zauberhaften Anblick, als sich das rote Felseneiland Helgoland sonnenbeschienen aus den erregten Fluten vor ihnen erhob. Sie wären gern noch weiter gefahren, im grofsen Bogen um die Insel herum, wie eigentlich geplant war, ja weiter, immer weiter, so

köstlich wohl fühlten sie sich. Doch konnte die „München“ nur langsam an der Westseite Helgolands entlang fahren und mufste dann wenden. Die Rückfahrt war ruhiger; jedoch wurde das Mittagsmahl um etwa 2 Stunden hinausgeschoben, dafür wurde ein kleiner Imbifs gereicht und dem Bier, dem Sherry und Cognac wieder tapfer zugesprochen; auch der unermüdlich und prächtig spielenden Kapelle wurde jetzt wieder ein willigeres Ohr geschenkt. Als die „München“ der Wesermündung nahe gekommen war, wurde zum Mittagsessen geblasen. Die Tafeln zeigten zwar viele Lücken, und mancher zog es vor, nach dem ersten Löffel Suppe wieder nach oben zu steigen; die andern aber liefsen sich trotz ihres Mitgefühls mit den Kranken das seemännische Mahl köstlich schmecken. Herr Prokurant Kauffmann, der zusammen mit Herrn Prokurist Niemann die im letzten Moment am Mitfahren verhinderten Direktoren des Lloyd vertrat, hiefs die gelehrten Gäste im Namen des Norddeutschen Lloyd herzlich willkommen, worauf in den beiden Hauptsälen Herr Direktor Francke aus Strafsburg und Herr Direktor Schneider aus Friedeberg den herzlichen Dank der entzückten Gäste aussprachen. Inzwischen hatte sich das Wetter leider geändert, der Wind hatte sich ganz gelegt und leichter Regen rieselte hernieder, so dafs die Fernsicht getrübt war. Gegen 7 Uhr traf die „München“ auf der Bremerhavener Reede ein und legte vor der Kammerschleuse an. Nachdem Herr Schulrat Sander allen Teilnehmern an der herrlichen Fahrt aus dem Herzen sprechend Herrn Kapitän Traue und seinen Offizieren und der ganzen Mannschaft herzlich gedankt und Herr Kapitän Traue mit einem Hoch auf die deutschen Philologen erwidert hatte, entstieg man unter den Abschiedsklängen der Kapelle dem gastlichen Schiffe, um mit dem bereitstehenden Sonderzuge nach Bremen zurückzufahren.

Die Teilnehmer an der Versammlung wurden durch vier Nummern eines „Tageblatts“ über das Geschäftliche und das Festprogramm jedes Tages genau unterrichtet. Für dies Tageblatt, sowie für die Präsenzliste, die mehrmals, stets durch Nachträge erweitert, ausgegeben wurde, hatte Herr Prof. Dr. Bachof im Verein mit den Herren Seminardirektor Prof. Dr. Uhlhorn und Prof. Dr. Reichard die Redaktion übernommen. Sie gaben auch, von einigen jüngeren Herren unterstützt, die **Festschriften** an die Teilnehmer aus. Es waren dies:

1. Festschrift, dargebracht von den öffentlichen höheren Lehranstalten Bremens.

   Schäfer, Th., Äschylos' Prometheus und Wagners Loge.

   Ziegeler, E., Zwölf Reden Ciceros, disponiert.

Buchenau, Fr., Spornbildung bei *Alectorolophus major*.

Buchenau, Fr., Die Ulmen im Bremer Walde bei Axstedt.

Fritze, Edm., Die Euripideische Tragödie „Helene".

Dünzelmann, E., Die bremischen Handelswege und die Varusschlacht.

Sattler, W., Proben eines deutsch-englischen Wörterbuchs.

Kissling, Gust., Lautmalende Wurzeln der indogermanischen Sprache.

Tardel, Herm., Das englische Fremdwort in der modernen französischen Sprache.

Brenning, Edm., Die Gestalt des Sokrates in der Litteratur des vorigen Jahrhunderts.

Gebert, Bemerkungen zum Gebrauch der Imperfektformen *could, might, must, would, should, ought, need.*

2. Herm. Entholt, Geschichte des Bremer Gymnasiums bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, dargebracht von der Hauptschule in Bremen.
3. Festschrift, dargebracht von dem Gymnasium in Bremerhaven.
4. Begrüfsungsschrift, dargebracht von dem Realgymnasium in Vegesack.

Werry, F., Zur Vorgeschichte des Realgymnasiums zu Vegesack.

Nagel, Über imitiative und induktive Methode.

Meigen, F., Versuch einer Vegetations-Geschichte des Kaiserstuhls in der oberrheinischen Tiefebene.

Vollert, J., Bemerkungen zum Nationalitätsgedanken.

5. Verzeichnis wertvoller Werke zur englischen Litteratur und Geschichte aus der Bremer Stadtbibliothek.
6. Häpke, Das Mikroskop in der Realschule, Programm der Realschule in der Altstadt zu Bremen.
7. Drei altgriechische Tonstücke in der Bearbeitung von A. Thierfelder.
8. Die Malereien im grofsen Saale des Künstlervereins zu Bremen.
9. Herm. Schrader, *De Plutarchi Chaeronensis* Ὁμηρικαῖς μελέταις *et de eiusdem quae fertur Vita Homeri.* Festschrift der klassisch-philologischen Gesellschaft in Hamburg.
10. H. Nissen und C. Koenen, Cäsars Rheinfestung. Bonn 1899.
11. Armin Tille, Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung. I. Band, I. Heft.

12. C. Wagener und E. Ludwig, Neue Philologische Rundschau, Jahrgang 1899, Nr. 19.
13. G. Andresen, H. Draheim, Fr. Harder, Wochenschrift für klassische Philologie, Jahrgang 1899, Nr. 39.
14. Joh. Ilberg und Rich. Richter, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, Jahrgang 1899.
15. Schellers Führer durch Bremen. 1899.
16. Liederbuch für die 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.
17. Norddeutscher Lloyd in Bremen.
18. Niedersachsen, Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Litteratur Niedersachsens. 5. Jahrgang, Nr. 1.
19. Deutsches Protestantenblatt, 1899, Nr. 39.
20. Bremer Tageblatt, 1899, Nr. 226. Beilage. Rede von Prof. Dr. Fritze, Bremen: Das sogenannte Reformgymnasium.
21. Der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen: Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.
22. Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 20. Jahrg., 1898.
23. Der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet: Dr. Kraeger: Carlyles Stellung zur deutschen Sprache und Litteratur. Verlag von M. Niemeyer.

Den Wohnungs- und Empfangsausschufs bildeten die Kaufleute Wilh. Haas und Oesemann, Buchhändler G. Winter und Oberlehrer Dr. Neuling, denen eine gröfsere Anzahl anderer Herren, namentlich von den höheren Schulen Bremens, helfend zur Seite standen.

Der Vergnügungsausschufs bestand aus den Kaufleuten H. Schütte und G. Rassow und aus den Professoren Dr. Friesland, Dr. Hergt, Dr. Wellmann und einer gröfseren Zahl jüngerer Lehrer der höheren Schulen.

An der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner haben im ganzen 549 Mitglieder und Ehrengäste teilgenommen, von denen 150 aus Bremen waren.

Liste der Teilnehmer

an der

45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Abegg, Dr., Oberl., Bremen.
Achelis, Prof. Dr., Bremen.
Achelis, Senator, Bremen.
Achelis, Oberlehrer, Berlin.
Achenbach, Kgl. schwed. Konsul, Hamburg.
Ahrens, Prof. Dr., Osterode a. H.
Albrecht, Dr., Oberl., Oldenburg.
Allers, Dr., Oberl., Holzminden.
Allmers, Hermann, Rechtenfleth a. d. W.
Amann, Dr., Oberl., Oldenburg.
Apelt, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Eisenach.
Arens, Oberl., Eutin.
Arnold, Prof. Dr., Rektor, Chemnitz.
Aschenberg, Oberl., Andernach.
Ascherson, Prof. Dr., Oberbibliothekar, Berlin.

Bachof, Prof. Dr., Bremen.
Bahlsen, Dr., Oberl., Berlin.
Bahr, Dr., Oberl., Magdeburg.
Baltzer, Dr., Gymnasialdirektor, Marienwerder.
Bapp, Dr., Oberl., Oldenburg.
Barkhausen, Dr., Senator, Bremen.
Bartels, Oberl., Berlin.
Bartels, Oberl., Bremerhaven.
Baethgen, Dr., Oberl., Bremen.
Baumann, Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Becher, Dr., Gymnasiall., Meifsen.
Beckmann, Oberl., Bremerhaven.
Bednarski, Prof., Krakau.
Begemann, Prof. Dr., Altona.
Behrmann, Dr., Oberl., Itzehoe.
Bekurts, Prof. Dr., Braunschweig.
Benecke, Dr., Oberl., Berlin.
Berghöffer, Dr., Bibliothekar, Frankfurt a. M.
Berkenbusch, Dr., Oberl., Hannover.
Berthold, Landrat, Blumenthal b. Bremen.
Bethge, Dr., Oberl., Berlin.
Betz, Dr. Louis, Privatdozent, Zürich.
Beyer, Dr., Oberl., Bremen.
Beyersdorff, Prof. Dr., Oldenburg.
Bieler, Oberl., Verden.
Bieligk, Dr., Oberl., Züllichau.
Blase, Gymnasialdirektor, Worms.
Blume, Prof. Dr., Bremen.
Bock, Dr., Oberl., Helmstedt.
Bock, F., stud. phil., Bremen.
Bohm, Dr., Oberl., Bremen.
Böhme, Dr., Oberl., Hamburg.
Bojunga, Dr., Wissensch. Hilfsl., Bückeburg.
Bömer, Dr., Hilfsbibliothekar, Münster.
Bösche, Dr., Realgymnasialdirektor, Lippstadt.
Böttcher, Dr., Rektor, Leipzig.
v. Bötticher, Oberst, Bremen.
Boldt, Oberl., Neustettin.
Bombe, Oberl., Friedeberg i. N.
Borchling, C., Dr. phil., Göttingen.
Bordihn, Prof. Dr., Culm.
Borgmann, Oberpostdirektor, Bremen.
Bormann, Prof. Dr., Wien.
Brandstätter, Dr., Gymnasiall., Dresden.
Braun, Prof. Dr., Bremen.
Brechtel, Oberl., Bremen.
Bredehöft, Reall., Bremen.
Bremer, Dr., Privatdozent, Halle.
Brenning, Prof. Dr., Bremen.
Brinkmann, Prof. Dr., Bergedorf.
Bröker, Dr., Damme i. O.
Brüggemann, Dr., Wissensch. Hilfsl., Vechta.

Bruns, Prof. Dr., Kiel.
Brütt, Prof. Dr., Direktor, Hamburg.
Bubendey, Prof. Dr., Hamburg.
Buchenau, Dr., Realschuldirektor, Bremen.
Buchtenkirch, Dr., Oberl., Wolfenbüttel.
Buff, Dr., Senator, Bremen.
Bülbring, Prof. Dr., Groningen.
Bulle, Dr., Privatdozent, München.
Bulthaupt, Prof. Dr., Bibliothekar, Bremen.
Bünsow, Oberl., Göttingen.
Bünte, Dr., Wissensch. Hilfsl., Hannover.
Bürger, Dr., Oberl., Blankenburg.
Busche, Dr., Oberl., Leer.
Busse, Dr., Oberl., Berlin.

Capelle, Dr., Wissensch. Hilfsl., Clausthal.
Clausen, H., Präsident der Bürgerschaft, Bremen.
Conze, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat, Berlin.
Cosack, Dr., Oberl., Bremen.
Crönert, W., Dr. phil., Halle.
Cunze, Oberl., Braunschweig.

Dannemann, Dr., Realschuldirektor, Barmen.
Degering, Dr. phil., Göttingen.
Dehnicke, Oberl., Lüneburg.
Demong, Prof. Dr., Harburg.
Depken, J., Landwirt, M. d. R., Schwachhausen b. Bremen.
Devantier, Gymnasialdirektor, Eutin.
Dieck, Dr., Gymnasialdirektor, Verden.
Dieter, Dr., Oberl., Charlottenburg.
Dietrich, Dr., Gymnasiall., Cosel.
Dietz, Dr., Oberl., Bremen.
Dissel, Prof. Dr., Hamburg.
Doehler, Dr., Oberl., Berlin.
Donandt, Dr., Senator, Bremen.
Dorfeld, Dr., Realschuldirektor, Oppenheim.
Drerup, Dr., Privatdozent, München.
v. Duhn, Prof. Dr., Heidelberg.
Dünzelmann, Prof. Dr., Bremen.
Düpow, R., Oberl., Bergedorf.
Dworski, K.K. Landesschulinspektor, Lemberg.
Dziatzko, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat und Direktor der Univ.-Bibliothek, Göttingen.

Ehlen, Prof., Köln.
Ehmck, Dr., Senator, Bremen.
Ehrichs, Dr., Oberl., Hannover.
Ehrismann, Dr., Privatdozent, Heidelberg.
Eichler, Dr., Skriptor der Univ.-Bibliothek, Graz.
Eick, Hilfsl., Bremen.
Einenkel, Prof. Dr., Münster.
Engelmann, Prof. Dr., Berlin.
Entholt, Dr., Oberl., Bremen.
Erman, Dr., Direktor der Univ.-Bibliothek, Berlin.

Feldmann, A., Dr., Bremen.
Fell, W., Prof., Münster.
Fiebiger, Dr., Dresden.
Fischer, Prof. Dr., Tübingen.
Fischer, Gymnasialdirektor, Cleve.
Focke, Dr., Oberbibliothekar, Göttingen.
Förster, Dr., Oberl., Hamburg.
Francke, Dr., Direktor des Lyceums, Straßburg i. E.
Franke, Dr., Oberl., Münden.
Franz, Dr., Gymnasialdirektor, Wandsbeck.
Franzius, Oberbaudirektor, Bremen.
Frerichs, Oberl., Oldenburg.
Frese, Hermann, Kaufmann, M. d. R., Bremen.
Freundlieb, Oberl., Bremen.
Frey, Dr., Geh. Regierungsrat und Gymnasialdirektor, Münster.
Fricke, Prof. Dr., Bremen.
Fricke, Dr., Oberl., Bremen.
Friesland, Prof. Dr., Bremen.
Friesland, C., Wissensch. Hilfsl., Norden.
Fritsch, Prof. Dr., Hamburg.
Fritzsch, Dr., Gymnasialdirektor, Arnstadt.
Fritze, Prof. Dr., Bremen.
Frye, Prof., Vechta.
Fulst, Dr., Oberl., Bremen.
Füßlein, Dr., Oberl., Hamburg.
Funck, Dr., Schulrat, Gymnasialdirektor, Sondershausen.

Gärtner, Wissensch. Hilfsl., Vegesack.
Gebert, Prof., Bremen.
v. Gebhardt, Prof. Dr., Oberbibliothekar, Leipzig.
Gebler, Oberl., Ratzeburg.
Geffken, Dr., Oberl., Hamburg.
Geiger, Prof. Dr., Berlin.

Geiger, Dr., Oberbibliothekar, Tübingen.
Gercke, Prof. Dr., Greifswald.
Gerdes, Prof. Dr., Bremen.
Gerhard, Dr., Direktor der Universitätsbibliothek, Halle.
Giesecke, Dr., Leipzig.
Gildemeister, M., Senator, Bremen.
Gildemeister, O., Senator, Bremen.
Goldschmidt, Dr., Oberl., Wolfenbüttel.
Grimme, Prof. Dr., Münster.
Grimme, Prof. Dr., Freiburg i. Schw.
Gröning, Dr., Senator, Bremen.
v. Gröning, Dr., Syndikus, Bremen.
Groninger, L., Dispacheur, Bremen.
Grunert, Dr., Hannover.
Gunning, Dr., Utrecht.
Günther, Dr., Bibliothekar und Archivar, Danzig.

Haas, W., Kaufmann, Bremen.
Hachtmann, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Bernburg.
Haeberlin, Dr., Bibliothekar der Universitätsbibliothek, Göttingen.
Haebler, Prof. Dr., Direktor der öffentl. Bibliothek, Dresden.
Hagemann, Oberl., Clausthal.
v. Hagen, Dr., Oberl., Greiz.
Hahne, Prof. Dr., Altona.
Hahne, Prof. Dr., Braunschweig.
Hamel, Dr., Oberl., Bremen.
Hampe, Dr., Privatdozent, Bonn.
Hansen, Dr., Oberl., Oldesloe.
Häpke, Prof. Dr., Bremen.
Hartwig, Dr., Geh. Regierungsrat, Marburg.
Hauffen, Prof. Dr., Prag.
Hausknecht, Prof. Dr., Berlin.
Heidelberg, Prof., Bremen.
Heine, Dr., Oberl., Ostrowo.
Heine, F. W., Kunstgiefser, Bremen.
Heinken, Th., stud. phil., Heidelberg.
Heldmann, Dr., Gymnasialdirektor, Rinteln.
Hellmers, Dr., Oberl., Bremen.
Hennicke, Prof. Dr., Bremen.
Henrich, Prof. Dr., Trier.
Herbing, Prof. Dr., Liegnitz.
Hergt, Prof. Dr., Bremen.
Hertzberg, Prof. Dr., Bremen.
Herzog, Dr., Privatdozent, Tübingen.
Hettling, Prof., Bremerhaven.
Heuser, Dr., Oberl., Aurich.
Heymann, W., Dr., Bremen.
Heyne, Prof. Dr., Göttingen.
Hildebrand, Senator, Bremen.
Hildenhagen, Prof. Dr., Bremerhaven.
Hille, Lehrer an der Realschule, Bremen.
Hirsch, Dr., Bibliothekar, Münster.
Hirt, Prof. Dr., Leipzig.
Hirzel, Prof. Dr., Gymnasialrektor, Ulm.
Hohrmann. Dr., Oberl., Bremen.
Holstein, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Wilhelmshaven.
Holle, Prof. Dr., Bremerhaven.
Holtze, M., Oberl., Leipzig.
Hoops, Prof. Dr., Heidelberg.
Hoppe, Prof. am k. k. akad. Gymnasium, Wien.
Hornemann, Prof., Hannover.
Hosius, Prof. Dr., Münster.
Hutt, Dr., Realgymnasialdirektor, Bernburg.

Ilberg, Dr., Oberl., Leipzig.
Ilgen, Prof. Dr., Sorau.
Imelmann, Prof. Dr., Berlin.

Jabusch, Prof. Dr., Norden.
Jacoby, Prof. Dr., Hamburg.
Jäger, Dr., Geh. Regierungsrat, Gymnasialdirektor, Köln.
Janson, Dr., Oberl., Bremen.
Jentsch, Dr., Oberl., Bremen.
Erdmann-Jesnitzer, Theaterdirektor, Bremen.
Jessen, Prof. Dr., Hamburg.
Jordan, Dr., Oberl., Bremen.
Joseph, Dr., Privatdozent, Strafsburg.
Junghans, stud. phil., Bremen.

Kahle, Prof. Dr., Heidelberg.
Kallenberg, Prof. Dr., Berlin.
Karsten, Dr., Oberl., Bremen.
Kasten, Prof. Dr., Realgymnasialdirektor, Bremen.
Kasten, Prof. Dr., Hannover.
Kauer, Dr., Gymnasiall., Wien.
Kehrbach, Prof. Dr., Charlottenburg.
Keiper, Dr. phil., Potsdam.
Kellerhoff, Prof. Dr., Oldenburg.
Kelter, Dr., Oberl., Hamburg.
Kern, Dr., Gymnasialdirektor, Berlin.
Keuntje, Dr., Oberl., Bremen.
Kindervater, Oberzolldirektor, Bremen.
Kippenberg, A., Dr., Bremen.

Kippenberg, K., Oberl., Bremen.
Kissling, Prof. Dr., Bremen.
Kissling, cand. phil., Bremen.
Kius, Prof. Dr., Kassel.
Klages, Prof. Dr., Leer.
Kleffner, Oberl., Vechta.
v. Kleist, Dr., Gymnasialdirektor, Aurich.
Klingemann, Oberl., Hildesheim.
Klotz, Dr., Assistent b. d. Thesaurus-Kommission, München.
Klufsmann, Dr., Gera.
Knothe, Dr., Oberl., Bremen
Koch, Dr., Oberl., Bremen.
Koch, Julius, Kaufmann, Bremen.
Koch, Dr., Oberl., Bremerhaven.
Kohl, Dr., Oberl., Oldenburg.
Kohlrausch, Prof. Dr., Hannover.
Kopp, A., Dr., Berlin-Schöneberg.
Köppe, Schulinspektor, Bremen.
Körte, Prof. Dr., Greifswald.
Kräger, Dr., Privatdozent, Zürich.
Krause, Prof. Dr., Oberrealschuldirektor, Oldenburg.
Krenzer, Dr., Essen.
Kriege, Oberl., Herford.
Kroll, Prof. Dr., Münster.
Kröme, Dr., Bibliotheksassistent, Münster.
Kröncke, F., cand. jur., Bremen.
Krummacher, Dr., Direktor, Kassel.
Kruse, Dr., Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat, Danzig.
Kuhlmann, Gymnasialdirektor, Jever.
Kühne, Prof., Godesberg.
Kulczynski, K. K. Regierungsrat, Krakau.
Kümpel, Oberl., Hamburg.
Künnemann, Oberl., Oldenburg.

v. Laubmann, Geh.-Rat und Direktor der Staatsbibliothek, München.
Lechner, Dr., Rektor. Nürnberg.
Lehmann, Prof. Dr., Berlin.
Leitzmann, Prof. Dr., Jena.
Lengnick, Prof. Dr., Berlin.
Lichtwarck, Prof. Dr., Hamburg.
Liebich, Prof. Dr., Breslau.
Liermann, Dr., Oberl., Frankfurt a. M.
Lincke, Prof. Dr., Jena.
Loeschcke, Prof. Dr., Bonn.
Lohmeyer, Dr., Oberl., Hamburg.
Lohr, Prof. Dr., Wiesbaden.
Lonke, Oberl., Bremen.
Loos, K. K. Landesschulinspektor, Linz.
Lübbe, Dr., Oberl., Vechta.
Lüdecke, Dr., Oberl., Bremen.
Lüder, Dr., Oberl., Dresden-Neust.
Ludwig, Prof. Dr., Bremen.
Lüngen, R., Oberl., Köln.
Lürman, Senator, Bremen.

Mallet, Dr., Oberl., Bremen.
Mangold, Prof. Dr., Berlin.
Marcus, Dr., Senator, Bremen.
Maréchal, Prof. Dr., Realschuldirektor, Bremen.
Markgraf, Prof. Dr., Breslau.
Martini, Dr., Privatdozent, Leipzig.
Matschky, Gymnasialdirektor, Fraustadt.
May, Gymnasialdirektor, Durlach.
Mehmel, Prof. Dr., Altona.
Meier, Dr., Landgerichtspräsident, Bremen.
Meinck, Dr., Oberl., Liegnitz.
Meiners, Dr., Oberl., Bremen.
Meister, Prof. Dr., Leipzig.
Meldau, Dr., Oberl., Bremen.
Menge, Prof. Dr., Oberschulrat, Oldenburg.
Menge, P., cand. phil., Oldenburg.
Meusel, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Berlin.
Meyer, E., Prof. Dr., Halle.
Meyer, R., Dr., Privatdozent, Berlin.
Meyer, Prof., Verden.
Meyer, Wolfg., Dr., Hamburg.
Middendorf, Prof. Dr., Osnabrück.
Mie, Dr., Oberl, Bremerhaven.
Milchhöfer, Prof. Dr., Kiel.
Milchsack, Prof. Dr., Bibliothekar, Wolfenbüttel.
Mohr, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Bremerhaven.
Moldenhauer, Prof. Dr., Köln.
Molitor, Dr., Bibliothekar, Münster.
Möller, Prof. Dr., Berlin.
Möller, Dr., Oberl., Hamburg.
Morgenstern, Dr., Oberl., Gr.-Lichterfelde.
Mosen, Dr., Oberbibliothekar, Oldenburg.
Müller, Prof. Dr., Direktor, Blankenburg.
Müller, Dr., Chefredakteur des Tageblattes, Bremen.
Müller, Dr., Geh. Regierungsrat, Hannover.
Müller, W., Prof. Dr., Arnstadt.
Müller, A., Dr., Oberl., Wolfenbüttel.
Müller-Erzbach, Prof. Dr., Bremen.

Münzer, Dr., Privatdozent, Basel.
Murken, Oberl., Herford.

Nagel, Dr., Oberl., Vegesack.
Naumann, Mathematiker, Bremen.
Nellner, Wissenschaftl. Hilfslehrer, Münden.
Neuling, Dr., Oberl., Bremen.
Neuling, cand. med., Bremen.
Neumüller, Oberl., Oldenburg.
Niederstadt, Dr., Oberl., Münden.
Nielsen, W., Senator, Bremen.
Nodnagel, Geh. Oberschulrat, Darmstadt.
Nöldeke, Prof. Dr., Schwerin.
Noltenius, Prof. Dr., Bremen.
Nordenholz, Realschull., Bremen.
Nörrenberg, Dr., Bibliothekar, Kiel.
Nottebohm, Prof. Dr., Berlin.

Oberbeck, Dr., Oberl., Bernburg.
Oder, Eug., Dr. phil., Berlin.
Oelrichs, Dr., Senator, Bremen.
Oesemann, H., Kaufmann, Bremen.
Overbeck, Maler, Worpswede.

Pabst, Dr. Oberl., Bremen.
Pagenstert, Dr., Oberl., Vechta.
Pansch, Dr., Direktor, Buxtehude.
Päpke, Prof. Dr., Bremen.
Pauli, Dr., Bürgermeister, Bremen.
Penning, Prof. Dr., Bremen.
Plate, G., Vorsitzer des Aufsichtsrats des Lloyd, Bremen.
Plump, Dr., Senator, Bremen.
Polle, Prof. Dr., Dresden.
Pomtow, Dr., Oberl., Sorau.
Poetzsch, Prof. Dr., Döbeln.
Praetorius, Prof. Dr., Halle.
Preuſs, Dr., Gymnasialdirektor, Culm.

Quapp, Dr., Direktor, Leer.

Rabba, Realschull., Bremen.
Rassow, G., Kaufmann, Bremen.
Reibstein, Prof. Dr., Stade.
Reich, Dr. jur., London.
Reichard, Prof. Dr., Bremen.
Reichardt, Dr., Oberl., Goſslar.
Reinhardt, Dr., Gymnasialdirektor, Frankfurt a. M.
Reisland, R., Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Reitzenstein, Prof. Dr., Straſsburg i. E.
Rentrop, Oberl., Rheydt.
Reuter, stud. phil., Bremen.
Richter, cand. rev. min., Gymnasiallehrer, Dresden.
Richter, Prof. Dr., Oldenburg.
Riehemann, Dr., Oberl., Osnabrück.
Rieland, Hilfsl., Vechta.
Ries, Oberl., Oldenburg.
Rogge, Prof. Dr., Bremen.
Rohde, Prof. Dr., Direktor, Cuxhaven.
Röhrs, Dr., Oberl., Bremen.
Rösiger, Prof. Dr., Heidelberg.
Rottländer, C., Dr., Züllichau.
Röwekamp, stud. theol. et phil., Oldenburg.
Rümpler, Direktor der Perthesschen Verlagsanstalt, Gotha.
Runge, Prof., Osnabrück.
Ruete, Dr., Oberl., Bremen.

Sander, F., Schulrat, Bremen.
Sanders, Oberl., Bremen.
Sattler, Prof. Dr., Bremen.
Sauer, Prof. Dr., Prag.
Sauer, Prof. Dr., Stettin.
Schaarschmidt, Dr., Realschuldirektor, Chemnitz.
Schäfer, Prof. Dr., Heidelberg.
Schauenburg, Dr., Oberl., Jever.
Schaumberg, Prof. Dr., Parchim.
Scheffler, Dr., Oberl., Braunschweig.
Scheindler, Dr., K. K. Landesschulinspektor, Wien.
Schenkel, Dr., Domprediger, Bremen.
Schenkel, C., stud. theol., Bremen.
Schiche, Prof. Dr., Berlin.
Schilling, Dr., Oberl., Braunschweig.
Schlee, Dr., Direktor, Sorau.
Schlee, Dr., Gymnasialdirektor, Altona.
Schlobohm, Lehrer, Hemelingen.
Schmeding, Prof. Dr., Duisburg.
Schmidt, Dr., Realschull., Bremen.
Schmidt, Prof. Dr., Jever.
Schmidt, Prof. Dr., Meiſsen.
Schmidt, Dr., Hofbibliothekar, Darmstadt.
Schmitz, Pfarrer, Herford.
Schneegans, Dr., Privatdozent, Heidelberg.
Schneider, Prof. Dr., Bremen.
Schneider, Prof. Dr., Realgymnasialdirektor, Altenburg.
Schneider, Gymnasialdirektor, Friedeberg i. N.
Schneidewin, Prof. Dr., Hameln.
Scholz, W., Prof., Braunschweig.
Schrader, Geh.-Rat und Kurator der Univ. Halle.

Schrader, Prof. Dr., Hannover.
Schrader, Prof. Dr., Hamburg.
Schreiber, Prof. Dr., Museumsdirektor, Leipzig.
Schroeder, Prof. Dr., Berlin.
Schröter, Oberl., Danzig.
Schuchhardt, Dr., Direktor des Kestnermuseums, Hannover.
Schullerus, Prof. Dr., Hermannstadt i. S.
Schultefs, Prof. Dr., Hamburg.
Schulze, Prof. Dr., Direktor des Französ. Gymnasiums in Berlin, Charlottenburg.
Schulze, Prof. Dr., Berlin.
Schulze, Dr., Oberl., Veltrup-Berlin.
Schultz, F., Bürgermeister, Bremen.
Schultze, Dr., Oberl., Verden.
Schumacher, Dr., Oberl., Wilhelmshaven.
Schumacher, Dr., Richter, Bremen.
Schuster, Prof. Dr., Oldenburg.
Schütte, H. G., Kaufmann, Bremen.
Schwartz, Prof. Dr., Strafsburg i. E.
Schwarz, Dr., Blankenese.
Schweikert, Direktor, München-Gladbach.
Schwemer, Dr., Frankfurt a. M.
Schwenke, Dr., Abteilungsdirektor der Königl. Bibliothek, Berlin.
Seedorf, Dr., Göttingen.
Seelheim, R., stud., Heidelberg.
Seligmüller, Wittenberge.
Seume, Dr., Oberl., Hannover.
Seyffert, Prof. Dr., Potsdam.
Siebs, Prof. Dr., Greifswald.
Sievers, Prof. Dr., Leipzig.
Sitzler, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Tauberbischofsheim.
Skutsch, Prof. Dr., Breslau.
Söding, Dr., Oberl., Papenburg.
Soltmann, Dr., Oberl., Bremen.
Sonnefeld, Dr., Oberl., Gumperda.
Spies, Dr. phil., Göttingen.
Stadtländer, Senator, Bremen.
Stahl, Prof. Dr., Geh.-Rat, Münster.
Steckel, Dr. phil., Bremen.
Stegmann, Prof. Dr., Norden.
Steiff, Prof. Dr., Bibliothekar, Stuttgart.
Stein, Prof. Dr., Köln.
Steinvorth, Oberl. a. D., Hannover.
Steinvorth, Dr., Gymnasialdirektor, Oldenburg.
Stengel, Prof. Dr., Greifswald.
Stettenheim, Dr., Schriftsteller, Bremen.
Stock, Oberl., Braunschweig.
Stoy, Dr., Privatdozent, Jena.
Strack, Dr., Privatdozent, Bonn.
Strenge, Dr., Gymnasialdirektor, Parchim.
Strube, Oberl., Bremerhaven.
Stucken, Oberl., Bremen.
Suchier, Prof. Dr., Halle.
Sundermeier, Dr., Wissenschaftl. Hilfslehrer, Flensburg.
Sütterlin, Prof. Dr., Heidelberg.
Symonds, Lehrer der engl. Sprache, Bremen.

Tardel, Dr., Oberl., Bremen.
Tendering, Prof. Dr., Realgymnasialdirektor, Hamburg.
Tetens, Senator, Bremen.
Thaer, Prof. Dr., Oberrealschuldirektor, Hamburg.
Thikötter, D., Pastor, Bremen.
Thorspecken, stud. jur., Bremen.
Tille, A., Dr. phil., Leipzig.
Tocilescu, Prof., Senator, Bukarest.
Tohte, Prof., Verden.
Türck, Dr., Bibliothekar, Breslau.

Uckermann, Dr., Oberl., Bremen.
Uhlhorn, Prof. Dr., Seminardirektor, Bremen.

Veeck, Dr., Pastor, Bremen.
Venediger, Dr., Realschuldirektor, Erfurt.
Viedt, Prof., Lissa i. P.
Vogel, Dr., Oberl., Bremerhaven.
Volger, Dr., Oberl., Ratzeburg.
Volkmann, Pastor, Bremen.
Volkmar, Dr., Oberl., Jever.
Volkmar, Wissensch. Hilfl., Osnabrück.
Vollbrecht, Prof. Dr., Altona.
Vollert, Prof., Realgymnasialdirektor, Vegesack.
Vopel, Oberl., Bremen.

Wagener, C., Prof. Dr., Bremen.
Wagener, O., cand. med., Bremen.
Waldmann, Chr., Kaufmann, Bremen.
Wania, Assistent der Stadtbibliothek, Bremen.
Warnecke, Dr., Oberl., Hannover.
Wafsner, Dr., Direktor der Gelehrtenschule, Ratzeburg.
Weber, Dr., Oberl., Leipzig.
Wedemeyer, H., Kaufmann, Bremen.
Wedemeyer, stud. hist., Bremen.

Wegehaupt, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Hamburg.
Weise, Dr., Oberl., Hamburg.
Weiſs, Dr., Pastor, Bremen.
Wellmann, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Berlin.
Wellmann, Prof. Dr., Bremen.
Wendt, Dr., Geh.-Rat, Direktor, Karlsruhe.
Wendt, Prof. Dr., Hamburg.
Werner, Oberl., Bremerhaven.
Wernicke, Prof. Dr., Oberrealschuldirektor, Braunschweig.
Werra, Dr., Gymnasialdirektor, Vechta.
Werry, Prof., Vegesack.
Wessels, Senator, Bremen.
Weſsner, Dr., Oberl., Bremerhaven.
Westphal, Oberl., Bremen.
Wiegand, Dr., Generaldirektor des Lloyd, Bremen.
Wilkens, Baltimore.
Wilkens, Prof., Bremen.
Wilkens, Oberl., Saarbrücken.
Willerding, Oberl., Leer.
Wilmanns, Dr. med., Schwachhausen b. Bremen.
Wilms, Prof. Dr., Hamburg.
Windel, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Herford.
Windisch, Prof. Dr., Leipzig.
Winter, G., Buchhändler, Bremen.
Wissowa, Prof. Dr., Halle.
Witten, Prof. Dr, Helmstedt.
Wittneben, Gymnasialdirektor, Clausthal.
Wohlhage, Oberl., Andernach.
Wolkenhauer, stud. math., Bremen
Wortmann, Prof. Dr., Hannover.
Wortmann, Dr., Oberl., Verden.
Wunderlich, Prof. Dr., Heidelberg.
Wutk, Prof., Spandau.

Zahn, Dr., Gymnasialdirektor, Moers.
Zarncke, Prof. Dr., Leipzig.
Ziegeler. Prof. Dr., Bremen.
Ziemer, Prof. Dr., Colberg.
Ziller, Prof. Dr., Osnabrück.
Zimmerer, Prof. Dr., Ludwigshafen.
Zippel, Prof. Dr., Gymnasialdirektor, Greiz.
Zschech, Prof. Dr., Realschuldirektor, Hamburg-Eilbeck.
Zumpe, Realschullehrer, Bremen.

VERHANDLUNGEN

DER SECHSUNDVIERZIGSTEN

VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN STRASSBURG (ELSASS)

VOM 1. BIS 4. OKTOBER 1901

ZUSAMMENGESTELLT VON

PROFESSOR DR. M. ERDMANN

OBERLEHRER AM PROTESTANTISCHEN GYMNASIUM IN STRASSBURG

LEIPZIG

VERLAG VON B. G. TEUBNER

1902

DRUCK VON B. G. TEUBNER IN DRESDEN.

Inhaltsverzeichnis

I. Allgemeine Sitzungen

Seite

Erste allgemeine Versammlung 1
Eröffnungsvortrag von Prof. Schwartz 2
Begrüfsungsreden 8
Nekrolog 10
Vorträge von Wendland, Gneifse, Reinhardt 11

Zweite allgemeine Versammlung 25
Vorträge von Lehmann, Schröder, Wilcken und Cauer 25

Dritte allgemeine Versammlung 40
Vortrag von Kehrbach 40
Resolution über die Schule in Johannesburg 41
Vorträge von Fabricius, Elter, Schreiber 42
Telegramm an Sieglin 48

Vierte allgemeine Versammlung 49
Vorträge von Dieterich, Thumb, Jacob 49
Stiftung der Weidmannschen Buchhandlung 53
Schlufsrede von Dir. Francke 53

II. Sektionen

1. Philologische Sektion

Erste (konstituierende) Sitzung 59
Zweite Sitzung (Vorträge von Thiele und Skutsch) 59
Dritte Sitzung (mit der archäologischen Sektion kombiniert: Vorträge von Michaelis, Bethe, Petersen) 63
Vierte Sitzung (Vorträge von Heraeus, Wackernagel, Keil, Seymour de Ricci) 64

2. Pädagogische Sektion

Erste (konstituierende) Sitzung 68
Zweite Sitzung (Vorträge von Hornemann und Hüttemann) . . . 68
Dritte Sitzung (Vortrag von Kannengiefser) 81
Vierte Sitzung (Vortrag von Altendorf) 85

3. Archäologische Sektion

Vertrauliche Besprechung über die italienischen Herbstkurse für Gymnasiallehrer 88
Erste Sitzung (Vorträge von Michaelis, Sauer, Schreiber) . . . 92
Zweite Sitzung (mit der philologischen Sektion kombiniert: Vorträge von Michaelis, Bethe, Petersen) 99
Dritte Sitzung (mit der historisch-epigraphischen Sektion kombiniert: Vorträge von Euting, Keune, Bormann, Fabricius) . . . 104
Dankschreiben an Oberbürgermeister Winterer 111

4. Historisch-epigraphische Sektion

Seite
Erste (konstituierende) Sitzung 113
Zweite Sitzung (Vorträge von Soltau und Sieglin) 113
Dritte Sitzung (Vorträge von Egelhaaf, Lehmann, Bormann, Vulič, Keune, Herzog) 122
Vierte Sitzung (mit der archäologischen Sektion kombiniert) . . 125

5. Germanistische Sektion

Erste (konstituierende) Sitzung 126
Zweite Sitzung (Vorträge von Köster und Wrede) 126
Dritte Sitzung (Vorträge von Kraus, Ries und Zwierzina) . . . 129
Zustimmungsantrag zu der Eingabe an das Preußische Kultusministerium 134
Vierte Sitzung (Vorträge von Scheel und Helm) 135

6. Romanische Sektion

Erste (konstituierende) Sitzung 140
Zweite Sitzung 140
Dritte Sitzung (Vorträge von Urtel, Wechssler, Pirson) 140
Vierte Sitzung (Vorträge von Suchier und Horning) 142
Resolution über die lateinische Vorbildung 145

7. Englische Sektion

Erste (konstituierende) Sitzung 149
Zweite Sitzung (Vortrag von Schröer) 149
Dritte Sitzung (Vortrag von Hoops) 150
Vierte Sitzung (Vortrag von Koeppel) 151

8. Indogermanisch-sprachwissenschaftliche Sektion

Erste (konstituierende) Sitzung 153
Zweite Sitzung (Vorträge von Osthoff, Thumb, Hoops) 153
Dritte Sitzung (Vorträge von Sommer, Horn, Bartholomae, Leumann) 156

9. Mathematische Sektion

Erste (konstituierende) Sitzung 161
Zweite Sitzung (Vorträge von Neuberg, Reye, Gerland) 161
Dritte Sitzung (Vorträge von Schwering und Natorp) 167
Vierte Sitzung (Vorträge von Treutlein und Schwering) 169

10. Bibliothekarische Sektion

Erste (konstituierende) Sitzung 172
Zweite Sitzung (Vorträge von Fritzsche und Milchsack) 174
Dritte Sitzung (Vorträge von Dziatzko und Freimann) 187
Besichtigung der Straßburger Bibliothek, mit Vortrag von Marckwald 189
Vierte Sitzung (Vorträge von Eichler und Haebler) 190

11. Orientalische Sektion

Vorträge von Kampffmeyer und Leumann 192

Festbericht 194
Festschriften und Festgaben 202
Liste der Teilnehmer 205

Vorstandsliste

I. Allgemeine Sitzungen

Vorsitzende

Professor Dr. E. Schwartz, erster Vorsitzender[1])
Direktor J. Francke, zweiter Vorsitzender

Schriftführer

Professor Dr. M. Erdmann
Privatdozent Dr. O. Plasberg
Oberlehrer Dr. F. Bölte (Frankfurt a. M.)

II. Sektionen

1. Philologische Sektion

Geheimrat Dr. L. Friedländer
Direktor Dr. H. Veil
Direktor Dr. J. Bach

2. Pädagogische Sektion

Geheimrat Dr. O. Jäger (Bonn)
Oberschulrat Dr. Scherer
Direktor Dr. Wetzel (Köln)

3. Archäologische Sektion

Professor Dr. A. Michaelis
Professor Dr. v. Rohden (Hagenau)

4. Historisch-epigraphische Sektion

Professor Dr. K. J. Neumann
Professor Dr. W. Soltau (Zabern)
Bibliotheksdirektor Dr. J. Euting

5. Germanistische Sektion

Professor Dr. E. Martin
Professor Dr. R. Henning
Direktor Dr. H. Lienhart (Markirch)

6. Romanische Sektion

Professor Dr. Gröber
Professor Dr. A. Horning

1) Der Wohnsitz der Genannten ist, wo nichts anderes angegeben, Straſsburg im Elsaſs.

7. Englische Sektion

Professor Dr. Koeppel
Oberlehrer Dr. K. Horst

8. Indogermanisch-sprachwissenschaftliche Sektion

Professor Dr. Hübschmann
Professor Dr. Osthoff (Heidelberg)

9. Mathematische Sektion

Professor Dr. M. Simon
Professor G. Ballauff

10. Bibliothekarische Sektion

Geheimrat Dr. Dziatzko (Göttingen)
Oberbibliothekar Dr. O. Meyer

11. Orientalische Sektion

Professor Dr. Nöldeke
Professor Dr. Leumann

Allgemeine Sitzungen.

Erste allgemeine Versammlung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901,
vormittags 9¼ Uhr,
im Lichthofe der Universität.

Vorsitzender: der erste Präsident Prof. Dr. E. Schwartz.

Zahlreiche Mitglieder und Gäste, im ganzen etwa siebenhundert, wohnten der Eröffnung bei. Aufser einer stattlichen Anzahl Strafsburger Universitätsprofessoren hatten sich von Regierungs- und Verwaltungsbehörden eingefunden Staatssekretär v. Köller, die Unterstaatssekretäre v. Schraut und Dr. Petri, Bürgermeister Back, die Ministerialräte Hamm und Albrecht, General v. Schubka, Polizeipräsident Dall u. a.

Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

Hochverehrte Herren! Vor zwei Jahren richtete ich in Bremen an die 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die Aufforderung, demnächst in Strafsburg recht zahlreich zu erscheinen. Sie sind dieser Aufforderung nachgekommen. Das Präsidium heifst Sie herzlich willkommen! Mit diesem Grufse sei der Wunsch verbunden, dafs das Vertrauen, welches Sie uns entgegenbringen, nicht zu sehr getäuscht werde! Das Beste freilich, was es nächst gutem Wetter für solche Versammlung geben kann, gute Laune und gehobene Stimmung, müssen Sie selbst mitgebracht haben. Zum ersten Male tagt die deutsche Philologenversammlung in der alten Reichsstadt, die das Erbe des reformatorischen Humanismus treu bewahrt hat, auch als das alte Reich der Stadt die Treue nicht gehalten. Straffer spannt sich hier an der Grenze das Pflichtgefühl, stolzer und weihevoller erklingt hier in der „Burg, die an der Strafse des neuen Deutschland liegt", der Ruf, mit dem deutsche Bürger

ihre Arbeit zu beginnen pflegen: Se. Majestät Kaiser Wilhelm, der Schirmherr unserer Friedensarbeit, lebe hoch!

Nachdem die Anwesenden begeistert in das Hoch eingestimmt hatten, wurde folgendes Telegramm an den Kaiser abgesandt:

Die 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Strafsburg bittet Ew. Majestät ihre ehrfurchtsvolle Huldigung und Versicherung unwandelbarer Treue und Ergebenheit huldreichst entgegennehmen zu wollen.

Nach geschäftlichen Mitteilungen und der Bildung des Bureaus für die allgemeinen Sitzungen hielt Prof. Schwartz seinen Eröffnungsvortrag mit folgendem Wortlaut:

Dem Brauche, nicht eigener Neigung folgend, gestatte ich mir dem Beginn unserer gemeinschaftlichen Arbeit einige Worte vorauszusenden. Der Philolog, der sich dazu entschliefsen kann, an die für die Geschichte im Grunde gleichgültige Zufälligkeit, dafs wir in den Hunderten der Jahreszahl jetzt eine 9 und keine 8 mehr schreiben, eine Betrachtung zu knüpfen, wird, wenn er dem vergangenen Jahrhundert einen Scheidegrufs nachruft, nicht ohne Wehmut der Zeit gedenken, in welcher das hellenische Ideal, das der deutsche Klassicismus geschaffen hatte, die verfallene Humanistenschule zu neuer Blüte zog, in welcher das neue Gymnasium einen Boden bereitete, auf dem sich alle Edelsten und Besten der Nation zusammenfanden, in dankbarer Erinnerung an das, was ihre Schulmeister ihrer Jugend fürs Leben mitgegeben hatten. Den Direktoren, Konrektoren, Kollaboratoren jener Gymnasien gebührt in der geistigen Geschichte des 19. Jahrhunderts ein ehrenvoller Platz: es waren oft wunderliche, weltfremde Männer, ohne Schneidigkeit und ohne Routine; aber der treue und stille Dienst, den sie unter harten Entbehrungen den Musen, an die sie glaubten, leisteten, gab ihrem Leben und Thun ein inneres Leuchten, das heller war als aller Glanz äufserer Anerkennung, und wer jetzt als Philolog zu Philologen redet, wäre pietätlos und undankbar, wenn er ihren Gräbern den andächtigen Grufs versagte. Unsere eigene Wissenschaft hat in fortschreitender Erkenntnis das meiste dazu gethan, dafs wir jetzt gestehen müssen, dafs das klassische Ideal des Hellenentums, an das man damals glaubte, gar viel von dem Geist eigener und nicht guter Zeiten enthielt, dafs romantische Traumseligkeit, müdes Biedermannstum der nachnapoleonischen Epoche, die schwüle Dumpfheit der Reaktionsjahre in das Sehnsuchtsbild hellenischer Vergangenheit Züge hineingebracht hatte, die, weil unhistorisch und unlebendig, ihm viel

von seiner werbenden Kraft geraubt haben. Aber das Bekenntnis jener, die dem Griechentum dienten um ihres eigenen, um unseres Volkes willen, ist auch das unsere und muſs stehen bleiben, daſs deutsches und hellenisches Wesen zusammengehören und daſs, wenn es in Deutschland keine griechischen Studien mehr giebt, unsere Nation aufhören wird, in der Geschichte der Menschheit eine führende Rolle zu spielen. Eitel und vergeblich ist die Arbeit unserer Vorgänger darum nicht gewesen, weil sie wie alles Menschenwerk Stückwerk war. Sie haben in ihrer Zeit einen geistigen Adel geschaffen, der es als erste Pflicht des Gebildeten ansah, in voller innerer Freiheit die eigene Persönlichkeit zu klarer Harmonie zu festigen: das ist die sittliche Forderung, auf die alle hellenische Ethik hinausläuft, und wenn Goethe und W. v. Humboldt, die unserem Volke dieses Ideal vorgelebt haben, nicht von der Philosophie, sondern von der Kunst und Poesie der Griechen her zu dieser inneren Forderung gekommen sind, so ist das nur ein neuer Beweis für die mächtige Einheit und Konstanz des hellenischen Geistes. Und so wenig wir heutzutage, wo jeder leere Fant das Bewuſstsein seines Nichts mit socialen, pädagogischen und was weiſs ich für Weltverbesserungsplänen übertönen möchte, diese Forderung der Arbeit an der eigenen Persönlichkeit aufgeben dürfen, so wenig auch das andere, wozu die Einfalt und stille Gröſse der Antike unsere deutschen Neuhellenen erzog, die Hingabe einer stillgewordenen Seele an die Wahrheit der Dinge und die Ehrfurcht vor dem unsterblichen εἶδος, vor der gestaltenden Form: sie muſs uns bewahren vor jener Lächerlichkeit, daſs ein Knäblein meint, es sei etwas, wenn es sein Übermenschentum anpreisend vor aller Augen spazieren führt.

Die Seele unseres Thuns und Treibens ist die der Vergangenheit ihr Leben wiedergebende wissenschaftliche Arbeit. Unserer Muse ist es nicht wie der der Kunst verliehen, in umgrenzten Schöpfungen Ruhe zu finden; sie muſs, wenn sie nicht sterben soll, rastlos weiter wandern, wie ein ewig sein Wasser erneuernder, Welle mit Welle schiebender Strom, der einem Ziele zurollt, das immer von neuem sich in neue Unendlichkeiten weiter rückt. Vor hundert Jahren schon sagten die Naseweisen, daſs unsere Muse bedenklich zu ergrauen beginne; sie ist gewachsen, sie hat sich gewandelt unaufhörlich wie nur der Jüngsten einer. Die alte μίμησις des Humanismus, der nur auf Umwegen zu der Sprache der Philosophen und des Neuen Testaments ein Verhältnis bekam, wurde durch die μίμησις des klassischen Hellenentums ersetzt, zunächst durch und für die künstlerische Produktion, deren Blüte

als Frucht die Wissenschaft folgte, die mit einer erstaunlichen prophetischen Kraft die Erkenntnis des gesamten antiken Lebens sich als Ziel setzte. Dafs der griechische Geist dem antiken Leben die Einheit und den Wert gegeben hätte, war zunächst ein mehr geglaubtes als erwiesenes Axiom; es hat sich wirkend und arbeitend in viel höherem Sinne bewährt, als die Männer, die es aufstellten, ahnen konnten. Damit ist allerdings unsere Aufgabe auch unendlich viel gröfser geworden, als sie es vor hundert Jahren war, ein feinerer Ruhm als das „Wie haben wir's so herrlich weit gebracht", mit dem ein schellenlautes Epigonentum jetzt bei Jubiläen und Jahrhundertfesten den bequemen Genufs väterlicher und grofsväterlicher Arbeit zu quittieren pflegt.

Wenn ich in einer Festrede eine paradoxe Verallgemeinerung wagen darf, die Götter sind den Griechen nicht vom Himmel herabgestiegen; auf dem Boden ihrer Heimat, in Schlüften und Klüften, auf den Bergen und im Meer haben sie gesessen, und es hat lange gedauert, bis der Olymp zum überirdischen Himmel wurde, wie ja auch der Jahwe der Bundeslade nicht in einer Generation zum Herrn der himmlischen Heerscharen geworden ist. Immerdar sind die Götter Griechenlands dem Boden treu geblieben, dem sie entsprossen; in unerschöpflicher Fülle spenden sie, spendet die Mutter Erde unserer Wissenschaft die Funde, die wir nur zu deuten brauchen, um einzutreten in das Leben, das der Haufe vergangen und verdorben wähnt. Die Protokolle der Volksversammlungen und Erlässe der Könige, die stolzen Denkmäler der Stadtrepubliken und das unendliche Schreibwerk des Beamtenstaates, verlorene Meisterwerke und ephemere Produkte der Tageslitteratur, die Kontrakte des Geschäftsmannes und Steuerquittungen, Vorlesungen des Philosophieprofessors und der stammelnde Brief des Kindes an den Vater, kostbarstes Gold und Silber und die reizvolle Unscheinbarkeit der Töpferware mit ihren zahllosen Problemen, ahnungsreiche Fundamente und imposante Bildwerke, in der ganzen Mannigfaltigkeit des Daseins taucht das von Jahr zu Jahr vor uns auf und hat den blassen Schemen der Antike umgewandelt in ein farbenreiches Bild von Staaten und Reichen, von Menschenwirken und Menschenleiden, dessen bedeutungsvoller Sinn uns um so tiefer ergreift, je konkreter die einzelnen Züge werden. Und nicht nur die Menschen, auch die Götter treten uns nah, wenn statt des leidigen Trugspiels einer entgotteten Poetasterei und der verdampfenden Allegorie antiker Vermittelungstheologen der Ort ihrer Heimat und die Verehrung ihres Volkes sie uns in leibhafter Epiphanie offenbaren.

Der Klassicismus verfocht mit gefühlvollem Ernst die These, daſs die hellenische Kultur ein autochthones Gewächs sei, und engte ferner den Begriff des Hellenentums auf die Blütezeit der Stadtrepubliken ein. Beide Posten sind unhaltbar geworden. Die nüchtern praktische Ausführung eines idealen Traums durch den klassisch begeisterten Geschäftsmann H. Schliemann gab der Forschung den Anstoſs, um erst zaghaft, dann mit immer steigender Sicherheit die leeren Räume der griechischen Vorgeschichte mit dem Bild einer Weltkultur zu erfüllen, die von den Ufern des Euphrat und des Nil bis weit über Hellas hinaus ihre Fäden spann. Weniger vom groſsen Pubikum beachtet, aber mindestens eben so wichtig ist eine andere den Hellenisten in den Orient zwingende Beziehung. Wie die Analysen des homerischen Epos und des Pentateuch zu überraschenden, übrigens schon von Welcker geahnten Analogien geführt haben, so ist die Entwicklung des religiösen Lebens bei den Hellenen und Israeliten zwar in divergierenden Linien verlaufen, bietet aber der vergleichenden Betrachtung, mag sie auf die verborgenen Wurzeln, mag sie auf die leichter zu fassenden Durchgangsstufen sich richten, eine reiche Fülle aufklärender Gleichartigkeiten: man braucht z. B. nur mit geschmeidig den Dingen nachgehender Konsequenz die Begriffe der Prophetie und der Offenbarung auf das hellenische Leben anzuwenden, um nicht nur für dies, sondern auch für das israelitische Leben und für jene Begriffe überhaupt eine neue Erkenntnis zu gewinnen. Dem unklaren Gerede von alexandrinischer Entartung, einer Zusammenstellung, in welcher das Adjektiv gerade so falsch ist wie das Substantiv, stellte der grosse preuſsische Historiker, Niebuhrs leidenschaftliche Einseitigkeiten weit hinter sich lassend, mit kühnem Wurf den Hellenismus gegenüber: erst jetzt verstehen wir, in welche Weiten die von Droysen aufgespürten Pfade führen. Die klassische Periode des Griechentums wäre trotz all ihres Glanzes für ewig verwelkt und verflogen, wie, um mit Goethe zu reden, ein Knabenmorgenblütentraum, wenn nicht der hellenische Geist, dessen lebendige Energie nicht anders kann als aneignend erobern, seine Poesie, seine Rede, seine Weisheit, seinen Staatsgedanken in den Orient und Occident getragen hätte, Altes bewahrend und Neues gewinnend. Die Renaissance, das Schoſskind des modernen Publikums, setzt viel mehr den Hellenismus als das Römertum voraus; man muſs nur über Droysen, in Droysenschem Sinne, noch hinausgehen und die Hellenisierung des Orients und Occidents als einen kontinuierlichen Prozeſs fassen. Hier müssen sich noch viel fleiſsige Hände, oder besser Köpfe rühren,

ehe wir dem Ideal einer hellenischen Kulturgeschichte näher kommen.

Es ist ein Resultat des Hellenismus, wenn Latein und Griechisch eine untrennbare Einheit bilden und nur Dilettanten glauben dürfen, man könnte Latein verstehen, ohne Griechisch zu können. Aber ich fürchte, mit diesem traditionellen Dualismus kommen wir nicht mehr aus; wir müssen von der Archäologie lernen, der es längst nicht mehr einfällt, sich auf das Griechen- und Römertum strengster Observanz zurückzuziehen. Politisch hat die Schöpfung Alexanders dem nationalen Barbarentum nicht so gut widerstanden wie ihr römisches Nachbild; aber den griechischen Schulmeister, den guten und leider auch den schlechten, hat der Orient viel tiefer gefühlt als wir jetzt glauben, und es ist eine unaufschiebbare Forderung unserer Wissenschaft, das gesamte Leben des hellenistischen und griechisch-römischen Orients von der griechischen Seite aus zu fassen. Für die letzte historische Manifestation griechischer Kraft, für die Rhomäer, die den Slaven die Kultur gebracht und den Occident vor dem Ansturm des Islam geschützt haben, ist man eifrig und erfreulich an der Arbeit; für die unendlich lebensvollere Periode, die vorangeht, sind der Pioniere bis jetzt nur wenige. Es wird schon so sein: die Altertumsforscher der Zukunft werden in die Fußstapfen der großen französischen Hugenotten des 16. Jahrhunderts und des unsterblichen Reiske treten müssen; es wird uns nicht mehr erlaubt sein, unser bißchen Schulhebräisch so rasch wie möglich zu vergessen, wir werden uns dazu bequemen müssen, bei unseren orientalischen Kollegen ganz gründlich in die Lehre zu gehen; haben wir doch den Vorzug, unendlich bessere Lehrmeister die unseren zu nennen als jene eben Genannten, die sich als Autodidakten behelfen mußten.

Damit nun aber niemandem schwindlig werde, auch im engeren Gebiet der zünftigen Philologie ist viel, wenn nicht alles noch zu thun. Es ist schmerzlich es einzugestehen und muß doch gesagt werden, daß nur für vereinzelte Ausnahmen wir Texte besitzen, die ein wissenschaftlich klares Bild davon geben, in welchem Zustand ein litterarisches Werk vom Altertum zu uns gelangt ist; Jahr für Jahr ziehen Scharen ins Ausland, um Eindrücke und Anregungen zu holen, und der in den Bibliotheken schlummernden Schätze bleiben nur zu viele ungehoben. Wie arg die echte und wahre Erklärung auch antiker Meisterwerke im Rückstande ist, trotz des Ozeans der Schulausgaben und Speziallexika, davon will ich lieber schweigen.

Die Reben drängen sich im Weinberg, aber der Winzer sind zu wenig. Der breite Nährboden, auf dem der stattliche Baum der deutschen philologischen Wissenschaft gewachsen ist, ist die Wissenschaftlichkeit unserer Lehrer: dieser Nährboden darf nicht vertrocknen. Wir brauchen nach wie vor den Schulmann alter Art, der sich liebevoll und treufleifsig in seine wissenschaftliche Lebensaufgabe versenkte und daraus immer von neuem Kraft schöpfte für sein ermüdendes, nur zu leicht schnell verbrauchendes Tagewerk; wir brauchen vor allem Männer, welche das Wissen ihrer Jugend sich lebendig erhalten, neue Keime aufnehmen und entwickeln und selbständige Mittelpunkte aus sich machen, die wissenschaftliches Leben ausstrahlen. Das allein kann der Nation eine geistige Aristokratie erhalten, ohne die sie bei aller materiellen Blüte auf die Dauer nicht existieren kann; nur der Pedant und der Routinier, nicht der wissenschaftliche Mensch zieht Pedanten und Federfuchser grofs. Und hier fühle ich mich, wo ich die Ehre habe an hervorragender Stelle zu sprechen, innerlich verpflichtet, bei dankbarster Anerkennung dessen, was für den akademischen deutschen Lehrerstand geschehen ist, mit unmafsgeblicher Bescheidenheit dem Wunsch Ausdruck zu geben, dafs unseren Kollegen von der Schule nicht zu wenig von der Sorgenfreiheit und der Mufse zugemessen werden möge, wie sie der wissenschaftliche Arbeiter, dem der Lebensgenufs gleichgültig ist, gebraucht. Es kommt dem Ganzen zu gute, wenn der Stand, der dem Staat die Schuljugend erzieht, in und zu ernster Arbeit im Dienste des Ganzen, mit Stolz sagen kann, dafs er zu den führenden gehört.

Wie die Blätter sprieſsen und fallen, so der Menschen Geschlechter, und wie jene sich in gleichem Wechsel wiederholen, so auch diese. Was des Dichters Titan vor drei Menschenaltern klagte, das ist, wir fühlen's nur zu sehr, eine Prophezeiung für dies Geschlecht, dafs es „nur dem heutigen Tag frönt; gestrigen Ereignens denkt's nur selten; was es litt, genofs, ihm ist's verloren. Selbst im Augenblicke greift es roh zu; fafst, was ihm begegnet, eignet's an sich, wirft es weg, nicht sinnend, nicht bedenkend, wie man's bilden möge höherem Nutzen". Wir alle indessen, die wir uns deutsche Philologen und Schulmänner zu sein rühmen, wir lassen uns den Mut nicht rauben und noch viel weniger den heiligen Eros. Wer den Glauben an die Ewigkeit der Wissenschaft in sich trägt, dem wirbeln die trüben Strudel der Gegenwart tief unten im wesenlosen Scheine; ihm ist es gegeben, mit der Vergangenheit unsterblichen Geistern trauliche Zwiesprach zu pflegen, und seines Thuns Entsagung dient nicht dem Wechsel des Tages,

sondern kommenden Geschlechtern, nicht dem eitlen Ruhm des Pedanten, sondern den Mächten, die das Bleibende sind im Leben der Völker und des Einzelnen, der Sehnsucht nach der unendlichen Wahrheit und dem sittlichen Willen.

Die Rede wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Es folgten die Begrüfsungsansprachen, zunächst von seiten des Regierungsvertreters. Se. Excellenz der Staatssekretär v. Köller führte folgendes aus:

Hochgeehrte Herren! Im Auftrage Sr. Durchlaucht des Statthalters Sr. Majestät des Kaisers im Reichsland und im Namen der reichsländischen Regierung habe ich die Ehre, Sie hier herzlich zu begrüfsen. Der Lehrerberuf ist gewifs ein ernster und bedeutsamer; denn in seiner Hand ruht die Erziehung unserer Jugend und damit die Zukunft unseres gesamten Vaterlandes. Der Lehrerberuf ist aber auch ein dankbarer; denn welche Freude ist es für einen Lehrer, wenn er das Kind zum tüchtigen Manne und zum wirklich brauchbaren Menschen sich entwickeln sieht! Noch dankbarer, wenn in den Herzen derer, die erzogen sind, bis in ihre alten Tage hinein das Gefühl der Treue und Dankbarkeit ihren Lehrern gegenüber gewahrt bleibt. In der sicheren Annahme, ja mit der direkten Versicherung, dafs auch hier in Strafsburg viele Männer, alte und junge, sind, die Anhänglichkeit an ihre ehemaligen Lehrer bewahrt haben, spreche ich namens der reichsländischen Regierung den Wunsch aus, dafs Sie hier in Strafsburg freudige Tage verleben mögen, dafs Ihre Verhandlungen zur Stärkung Ihrer Berufsfreudigkeit und zur weiteren Erkenntnis des Satzes beitragen mögen, dafs jedermann an erster Stelle dem dankbar sein soll, der ihn erzogen hat. Ich wünsche Ihnen, dafs Sie diese Tage fröhlich und glücklich verleben und sich ein dankbares Andenken an die schöne Gegend erhalten mögen, in der wir zu leben die Freude haben!

Der Vorsitzende sprach dem Vorredner seinen tiefgefühlten Dank für die freundlichen Worte, besonders auch dafür aus, dafs der Herr Staatssekretär trotz der Strapazen und der Unruhe des Umzuges sich nicht habe nehmen lassen, den Philologentag hier zu begrüfsen; es solle ihm unvergessen bleiben, dafs er seine erste öffentliche Amtshandlung in unserem Kreise vorgenommen habe.

Darauf nahm Bürgermeister Back das Wort, um namens der Stadt die Gäste zu begrüfsen. Er sagte:

Meine hochverehrten Herren! Gestatten Sie mir, daſs ich Ihnen auch im Namen der Stadt Straſsburg herzlichen Willkommengruſs entbiete und der Freude dafür Ausdruck gebe, daſs Sie hierher gekommen sind! Die wechselvollen politischen Schicksale, von denen unsere Stadt im Laufe der letzten Jahrhunderte betroffen worden ist, sind nicht ohne Einfluſs auf Unterricht und Bildungswesen geblieben. Tage des höchsten Glanzes waren uns beschieden: die Zeiten, in denen Johannes Sturms Gymnasium Argentinense unter den humanistischen Bildungsanstalten einen ersten Platz einnahm und als Muster und Vorbild für ähnliche Anstalten dienen konnte; und die Zeiten, da die von dem Stättemeister Sturm von Sturmeck gegründete Universität den Anziehungspunkt bildete, welchem die deutsche Jugend aus allen Gauen zuströmte. Auch nach der Lostrennung vom Reich konnte sich das Schulwesen im wesentlichen in seiner Eigenart behaupten. Erst die Revolution mit ihren uniformierenden Bestrebungen vernichtete dieselbe; später wurde das Schulwesen dem Organismus der französischen Akademie eingegliedert. Nach dem Kriege trat eine erhebliche Wendung ein durch die Wiedererrichtung der alten Universität. Heute nach 30 Jahren dürfte sich unser Unterrichtswesen in allen Verzweigungen wenig von dem Altdeutschlands unterscheiden. Die geistigen Verbindungen mit den Stammverwandten jenseits des Rheins, die früher gelockert waren, sind wieder hergestellt, und die gebildeten Kreise der Laienwelt nehmen an den groſsen Unterrichtsfragen teil; deshalb finden Ihre Verhandlungen hier einen empfänglichen Boden. Wir hoffen auch, daſs der Aufenthalt in der Stadt sich für Sie thunlichst angenehm gestalte. Die „wunderschöne Stadt“, von der das Volkslied singt, werden Sie zwar vielleicht hier nicht erkennen, und doch werden Sie manches Interessante sehen. Die alte Stadt mit dem stolzen Zeugen einer groſsen Vergangenheit, dem hochragenden Münster, bietet manches Bild von malerischem Reiz; die Neustadt zeigt das Streben, den alten Ruf zu bewahren. Wir hoffen und wünschen, daſs die Versammlung der Stadt und ihren Bewohnern ein freundliches Gedenken bewahre!

Präsident: Herzlichen Dank für die warmen und kenntnisreichen Worte! Die eingesessenen Straſsburger wissen wohl, daſs der Stadt, die an der Straſse liegt, eine ganze Menge von gastlichen Verpflichtungen obliegt, aber auch daſs die Gastlichkeit nie versagt. Ein groſsartiges und unerwartetes Geschenk mache die Stadt der Versammlung mit der Vorstellung der äschyleischen

Orestie im Stadttheater, eines Werkes, das die meisten Anwesenden gewifs nur bei der Studierlampe kennen gelernt haben.

Prof. D. Spitta begrüfst die Versammlung als zeitiger Rektor. Wer sonst an dieser Universität doziert, wird sich diesmal mit Freuden bei den Mitgliedern der Versammlung zu Gaste laden. Hier kommen alle Interessen zu ihrem Rechte. Hier wird eine Tafel gedeckt, an der jeder finden kann, was seinem Bedürfnis und Geschmack entspricht, auch Juristen und Theologen. Wenn die Tage dieser Arbeit dahingegangen und die Lehrer der Hochschulen wieder an ihre Arbeit gegangen sind, möge nicht mit dem Staub der Füfse auch der Geist geschwunden sein, der jetzt hier herrscht, der Geist philologischer Akribie, die nur die Sache treffen will, durch Nebengesichtspunkte nicht getrübt. Ich bin der Überzeugung, dafs dies ein unentbehrliches Mittel zur Erziehung der heranwachsenden Generation des Volkes ist. Man will doch die Jugend nicht mit philologischem Spezialistentum erziehen, sondern mit ernster Methode, welche die Geister der Ahnen selbst zu Erziehern an dem jüngeren Geschlechte macht. Dieses soll erkennen, dafs man die Gegenwart nicht banausisch ausnützen mufs, sondern in strenger Arbeit neues Leben erwerben. Es sei keine inhaltsleere Phrase, wenn er die Versammlung bitte, ihre Arbeiten zu führen in dem *πνεῦμα δυνάμεως καὶ ἀγάπης καὶ σωφρονισμοῦ*. Litteris et patriae! So stehe in goldenen Buchstaben über dem Eingang des Kollegiengebäudes, d. h. durch die Wissenschaft wird dem Vaterland gedient.

Präsident weist in seinem Danke darauf hin, dafs die Universität mit dankenswerter Liberalität ihre Räumlichkeiten der Versammlung zur Verfügung gestellt habe. Des Vorredners freundliche Worte seien ein Beweis dafür, dafs die Theologie und Philologie nicht so weit auseinander liegen, wie sie beide oft glaubten, und dafs Universität und Schule ein untrennbares Ganzes bildeten. Möchte die Einigkeit erhalten bleiben!

Eine Pause von 25 Minuten gab den Teilnehmern Gelegenheit sich gegenseitig zu begrüfsen und sich alsdann in dem zum Bureau eingerichteten Senatszimmer mit Mitgliedskarten und Druckschriften zu versehen.

Nach Wiedereröffnung der Versammlung hielt der Vorsitzende den üblichen Nekrolog. Der Tod, so führte er aus, hat in diesen zwei Jahren wiederum eine reiche Ernte unter den Philologen und Schulmännern gehalten: eine so reiche, dafs hier alle aufzuzählen unmöglich ist — ganz abgesehen von der grofsen

Schwierigkeit, alle zu erfahren, die einmal in unserer Mitte gewesen sind und nie wiederkehren werden. Zunächst gedenke ich des Prof. Ivo Bruns, der in Kiel im Mai 1901 verschied. Schon von der tückischen Krankheit befallen, der er viel zu früh für die Wissenschaft, für seine Freunde und Schüler erliegen sollte, erfreute er uns vor zwei Jahren in Bremen durch einen durchgeistigten Vortrag „über attische Liebestheorien". Er hatte mir fest versprochen auch hier zu sprechen; wir haben beide nicht geahnt, daſs ich hier dem Freunde den Nachruf würde halten müssen. In ihm ist ein vornehmer, von den edelsten künstlerischen Impulsen der Romantik getragener Geist dahingeschieden, der das Altertum ansah mit den Augen des Schaffenden: ein Freund und ein Lehrer, dem die Götter es gegeben hatten, aus jedem, dem sein warmes Herz sich zuneigte, das Beste und Reinste hervorzulocken. Mitten aus weit ausgreifender Arbeit hinausgerissen ist Prof. Joh. Schmidt, der Sprachforscher, der die Sprachwissenschaft der Philologie wieder näher gerückt hat; der bis ins Alter hinein rührige F. Susemihl. Der Nestor der Germanistik, C. Weinhold, zwei eigentümliche, hochverdiente Vertreter der klassischen Periode des deutschen Gymnasiums: Tycho Mommsen und Adolf Holm, dürfen nicht fehlen. Ich nenne noch die Herren Richter (Leipzig 27.V. 01), Schwalbe (Berlin 31. III. 01), Schultz (Charlottenburg), Mühlmann (Berlin 31. VII. 01), Runge (Osnabrück 21. XII. 99), Autenrieth (Nürnberg 8.VI. 00), Schimmelpfeng (Ilfeld 15. XII. 00), Förstemann (20. XII. 00), Wintterlin (Stuttgart 3.VII. 00), Bouterwek (Stettin 13. IV. 01). Daſs wir Wieses und Falks, deren Namen allein reden, gedenken, ist eine selbstverständliche Pflicht. Allen diesen, den wenigen Genannten, den vielen Ungenannten, zum Andenken und zur Ehre, fordere ich die Versammlung auf, sich von ihren Sitzen zu erheben. (Geschieht.)

Alsdann erhält das Wort Oberlehrer Dr. Wendland (Berlin) zu seinem Vortrag: **Hellenismus und Christentum.**[1])

Der Präsident dankt dem Redner für die von umfassender Gelehrsamkeit getragene Auseinandersetzung und erteilt das Wort Prof. Dr. Gneiſse (Straſsburg) zu seinem Vortrag: **Der Begriff des Kunstwerks in Goethes Aufsatz Von deutscher Baukunst (1772) und in Schillers Ästhetik.**[2])

---

1) Der Vortrag ist als Einzeldruck erschienen im Verlage von B. G. Teubner.

2) Der Vortrag ist vollständig als Einzeldruck erschienen (Heitz u. Mündel, Straſsburg 1901). Das Obenstehende ist ein Auszug des Verfassers.

Es ist reizvoll und stärkt das Vertrauen in die Grundlagen unserer heutigen deutschen Bildung, wenn man wahrnimmt, wie die führenden Geister bei aller durch ihre besonderen Aufgaben bedingten Verschiedenheit in manchen Hauptzügen ihres Wesens und Denkens übereinstimmen. So begegnet sich Pestalozzi mit Kant in der Auffassung des für die Grundlegung einer Unterrichtslehre entscheidenden Verhältnisses zwischen Empfinden und Denken, zwischen Wollen und Erkennen, mit Goethe auf religiösem Gebiete (Abendstunde eines Einsiedlers und Iphigenie), mit Schiller hinsichtlich der höchsten Form erzieherischer Thätigkeit. Solche Übereinstimmung besteht auch neben Abweichendem zwischen den Gedanken Goethes über das Wesen des Kunstwerks in seinem ersten Aufsatz Von deutscher Baukunst und der Ästhetik Schillers. Ihre Erkenntnis ist ein Beitrag zu einer gerechteren Beurteilung der Bedeutung, die Schiller neben Goethe für unsere Bildung hat.

Die Gedanken des Aufsatzes Von deutscher Baukunst beherrschen nachweislich die theoretischen Erörterungen Goethes bis ins Jahr 1775. Ihr Ausdruck aber ist nicht ganz klar und bedarf einer den Blick auf das Ganze richtenden Interpretation. Sie stehen auch mit dem Gegenstande, durch den sie angeregt sind, in einem gewissen Widerstreit, weil die ästhetischen Prinzipien, die Goethe dem Münster entnahm, auch an den betreffenden Teilen desselben nicht völlig durchgeführt sind. Goethe sah aber im Münster ein vollendetes Kunstwerk, und so konnte ihm dasselbe den Anlafs bieten, nach seiner einzelnen Erscheinung den Begriff des Kunstwerks zu bestimmen.

Als Hauptmerkmale dieses Begriffs fand Goethe das Charakteristische und das Schöne. Das Charakteristische (oder Bildende) schliefst wieder die Eigenschaften des Bedeutenden, Mannigfaltigen und Einheitlichen, Notwendigen, Lebendigen und Wahren in sich. Das Schöne sieht Goethe in gewissen Proportionen. Im vollendeten Kunstwerk sind das Charakteristische und Schöne vereinigt. Die nicht aus den Verhältnissen und der Umgebung des Schaffenden hervorwachsende und nicht aus seiner Erfahrung und Empfindung sich ergebende Kunst ist Scheinkunst, wie z. B. die der Renaissance, soweit sie durch die Traditionen der Antike gebunden ist; die Kunst der Naturvölker ist echte, aber nicht vollendete Kunst, weil sie des Schönen noch entbehrt.

An diese Gedanken Goethes erinnert Schillers Scheidung der Kunstwerke in solche, die bloſse Natur wiedergeben (das Schöne der Darstellung), und in solche, die schöne Natur wiedergeben (das Schöne der Wahl). Unter den Begriff der Natur fallen alle

Gegenstände unseres Bewuſstseins, der inneren und der äuſseren Welt, der Wirklichkeit und der schöpferischen Phantasie, in ihren wesentlichen Zügen, nach denen wir sie vorstellen. Der Künstler giebt aber die Natur der Dinge nur in anschaulicher Vereinigung, nachdem er sie in der Form des Scheins aufgefaſst hat. Doch wirkt die Darstellung des Wesentlichen nach Schiller, der hierin zu Aristoteles und anderen in Gegensatz tritt, an sich nicht ästhetisch, sondern logisch oder teleologisch. Wesen und Zweck sind bei der ästhetischen Betrachtung immer gleichgültig. Worauf beruht dann die ästhetische Wirkung? Was ist schön?

Schiller scheidet das eigentliche Schöne und das sittlich Schöne. Das sittlich Schöne wird nur mit dem inneren Sinne aufgefaſst. Es ist dann vorhanden, wenn eine der freien Vernunft des Menschen entspringende Handlung zugleich die zwanglose Mitwirkung seines Affekts- und Gefühlsvermögens zeigt. Das eigentliche Schöne wird durch den äuſseren Sinn aufgefaſst. Die Gegenstände, die unter seinen Begriff fallen, sind, weil sie der Naturkausalität unterstehen, nicht frei, sondern nur freiheitähnlich. Das eigentliche Schöne ist ein Sinnbild der Freiheit, ist „Freiheit in der Erscheinung“. Bei ihm sind es Form und Stoff, die in Übereinstimmung miteinander und in völliger Unabhängigkeit von der Aufsenwelt erscheinen.

Bei der Form eines Gegenstandes unterscheidet Schiller Bewegung und Gliederung. Die Bewegungen sind unbehülflich, schwerfällig und darum unschön, wenn, wie beim Stier, Bären, Elefanten, die Masse des Stoffes die lebendige Kraft des Tieres hemmt — eine Unfreiheit, die aus dem eignen Sein des Gegenstandes entspringt —, oder wenn, wie beim Lastpferde, die Abhängigkeit von etwas, was aufserhalb der Natur des Gegenstandes liegt, sich verrät. Das Gegenteil zeigt sich im Fluge des Raubvogels, der, wie absichtslos, seine Kreise durch den weiten Luftraum zieht.

Hinsichtlich der Schönheit der Gliederung ist entscheidend Schillers Bemerkung in der Abhandlung Über Anmut und Würde: „Alle Schönheit ist zuletzt bloſs eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung.“ Die Schönheit der Gliederung ist also Schönheit der anscheinenden Bewegung. Welche physiologischen Sinnesvorgänge und Empfindungsassociationen die subjektiven Bedingungen sind, wenn uns ein ruhender Gegenstand als sich bewegend erscheinen soll, hat Schiller nicht erörtert. Über die objektiven Bedingungen der Schönheit der Gliederung aber lehrt er: Sobald die Gliederung von aufsen be-

dingt, sobald sie durch den Stoff eingeschränkt oder den Stoff einschränkend erscheint, ist der Gegenstand für uns nicht ein Sinnbild menschlicher Freiheit, gefällt er uns nicht im ästhetischen Sinne.

Wie nun das schöne Sittliche durch das Sittengesetz bestimmt ist, so folgt auch das eigentliche Schöne einem Gedanken, einem Plane. Es ist, wie Schiller sagt, ein Technisches, wenn wir auch nicht den Zweck, dem es dient, den Plan, dem es folgt, zu durchschauen brauchen. Aber immer mufs die Technik des Dinges, wenn sie ihm nicht den Schein der Freiheit rauben soll, als von der Natur desselben gefordert erscheinen. „Die Handhabe an einem Gefäfs ist blofs des Gebrauches wegen, also durch einen Begriff da; soll aber das Gefäfs schön sein, so mufs diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, dafs man ihre Bestimmung vergifst."

Technik ist aber nicht Regelmäfsigkeit (Proportion, Symmetrie). Nur wo diese zum Wesen des Gegenstandes gehören, dürfen sie nicht verletzt werden, wenn derselbe schön erscheinen soll. Aber sie sind es nicht, die dem Gegenstand Schönheit verleihen. Ein gleichseitiges Dreieck ist symmetrisch kraft seines Begriffs, aber es ist deswegen noch nicht schön. So giebt es überhaupt kein Formenelement und kein System von Formen elementen, an welches die Schönheit gebunden wäre.

Die Technik eines Gegenstandes kann einfacher und verwickelter sein. „Die Schönheit wächst, wenn die Vollkommenheit zusammengesetzter wird . . .; denn die Aufgabe der Freiheit wird mit der zunehmenden Menge des Verbundenen schwieriger und ihre glückliche Auflösung eben darum überraschender." Die Schönheit des Menschen, des zusammengesetztesten und vollendetsten Wesens, ist daher als die grofsartigste Darstellung des Schönen anzusehen. Auch die Stufenfolge der verschiedenen Daseinsarten des Menschen in der ästhetischen Wertschätzung findet so ihre zureichende Erklärung.

Mit der Erweiterung der menschlichen Zwecke ist immer eine Erweiterung des Gebietes des Schönen verbunden. Jeder neue Zweck stellt auch eine neue ästhetische Aufgabe. Ebenso enthüllt jeder Fortschritt des Naturwissens neue ästhetische Formen und giebt der Phantasie neue Urbilder; immer wieder wird es sich zeigen, dafs es der Natur glückte, in vielen ihrer zweckvollen Gestalten zugleich Sinnbilder menschlicher Freiheit zu schaffen.

Was nun die Auffassung der beiden Merkmale des Schönen, der Technik und Freiheit (Freiheitähnlichkeit), betrifft, so vollzieht

sich dieselbe in dem Akt der ästhetischen Wahrnehmung, der Zwischenstufe zwischen Empfinden und Denken, bei der es nicht zu einer verstandesmäſsigen Erkenntnis kommt.

Wie das Schöne der Wirklichkeit, so zeigt auch das Kunstwerk Freiheit und Technik. Die beiden Gruppen der Kunstwerke aber, das Schöne der Wahl und das Schöne der Darstellung, unterscheiden sich dadurch, daſs bei dem letzteren nicht der Gegenstand, sondern nur die Wiedergabe des Gegenstandes in einem von dem Stoffe desselben gänzlich verschiedenen Medium Freiheit in der Erscheinung aufweist. Bei dem Schönen der Wahl hingegen vereinigen sich Freiheit des Gegenstandes und Freiheit der Darstellung. Daſs ein Kunstwerk bloſs durch die Freiheit der Darstellung gefallen kann, beweist der echte Naturalismus, der bloſse Natur, auch das ästhetisch Gleichgültige, schön darstellt. Über dem Naturalismus aber steht das Werk des groſsen Künstlers, das schöne Natur wiedergiebt, die schon an sich ästhetisch wirken würde.

Ein Vergleich der Gedanken Schillers mit den Gedanken des Aufsatzes Von deutscher Baukunst zeigt nun, daſs das Charakteristische Goethes nicht mit dem Schönen der Darstellung Schillers zusammenfällt, weil dem letzteren das Merkmal des Bedeutenden fehlt und Goethe die Frage überhaupt nicht behandelt hat, ob ein ästhetisch gleichgültiger Gegenstand uns durch die bloſse Darstellung gefallen könne. Was aber die begriffliche Bestimmung eines Kunstwerkes mit einem ästhetisch bedeutsamen Inhalt betrifft, so sind Goethe und Schiller in Übereinstimmung, indem sie dasselbe als ein Zweckvolles — Goethe: Notwendiges, Mannigfaltiges, Einheitliches; Schiller: Technisches — und als ein Freiheitähnliches (Schiller), Lebendiges (Goethe) auffassen. Ebenso findet das Goethesche Merkmal des Wahren bei Schiller darin seine Berücksichtigung, daſs er fordert, der Künstler solle nur das Wesen der Gegenstände darstellen. Auch hinsichtlich der zeitlichen, örtlichen und nationalen Bedingtheit der Kunst sind beide einig. Dagegen wird für Schiller der Unterschied zwischen einem vollendeten und weniger vollendeten Werk mit bedeutendem Inhalt — Gleichheit der Kunst der Darstellung vorausgesetzt — nur durch den Grad und Umfang gebildet, in dem der Gegenstand ein Zweckvolles und dabei Freies ist, während Goethe, hierin noch in Abhängigkeit von früheren Ästhetikern, in dem Hinzutreten eines gewissen Gestaltsverhältnisses die Bedingung höchster ästhetischer Wirkung sieht.

Auch in den kunsttheoretischen Arbeiten der neunziger Jahre, so im Aufsatz über Laokoon und in den Briefen „Der Sammler und

die Seinigen", hat Goethe für den echten Naturalismus keine Stellung in der Kunst zu gewinnen gewufst. Ebenso kehrt dort die Auffassung wieder, dafs die Vollendung eines Kunstwerks von dem Grade abhängig sei, in dem Schönheit, sinnliche und geistige, den übrigen ästhetischen Merkmalen beigemischt sei. Goethe ist also niemals zu gröfserer theoretischer Klarheit über den Begriff des Kunstwerks gelangt als in seinem ersten Aufsatz Von deutscher Baukunst, der übrigens noch eine Reihe von anderen ästhetischen Fragen mit bewunderungswürdigem Feingefühl berührt.

Den Schlufs des ersten Verhandlungstages bildete die Rede des Herrn Gymnasialdirektor Dr. Reinhardt (Frankfurt a. M.): **Der altsprachliche Unterricht in dem Gymnasium nach dem Frankfurter Lehrplan.**

Hochansehnliche Versammlung! Die Eigentümlichkeit der Organisation des Gymnasiums nach dem Frankfurter Lehrplan ist wohl den meisten der Anwesenden bekannt; sie besteht, kurz gesagt, darin, dafs die drei unteren Klassen, Sexta bis Quarta, der allgemeinen Realschule gleichgestellt sind, dafs das eigentliche Gymnasium erst mit Untertertia beginnt und einen sechsjährigen Kursus hat, dafs aber hier die alten Sprachen einen breiteren Raum einnehmen und intensiver gepflegt werden. Fürchten Sie nicht, dafs ich in eine Diskussion der schulpolitischen und pädagogischen Gründe eintreten werde, die zu diesem Versuche geführt haben. Ich habe mich nur für verpflichtet gehalten, nachdem zum ersten Male der Kursus dieses neuen Gymnasiums durchlaufen und die erste Reifeprüfung abgelegt worden ist, vor dieser Versammlung Rechenschaft abzulegen über das, was wir erreicht zu haben glauben, und über den Weg, auf dem wir vorgegangen sind.

Man hat vielfach unsere Anstalt in einen Gegensatz zu dem humanistischen Gymnasium gestellt und unseren Versuch als eine Schädigung der altsprachlichen Studien bezeichnet. Das ist jedenfalls nicht im Sinne derer, die an dieser Schule unterrichten. Als wir noch im Beginn unseres Unternehmens standen, bei der Übersiedlung in unser neues Gebäude, habe ich im Namen meiner Kollegen folgende Erklärung abgegeben: „Unser Ziel ist dasselbe wie das des alten Gymnasiums, und wir hoffen, ja wir glauben die gegründete Zuversicht haben zu dürfen, dafs wir es erreichen; die schönste Erfüllung unserer Wünsche wäre, wenn dieser Versuch dazu führte, dem Unterricht in den alten Sprachen nicht nur, sondern dem ganzen Organismus des Gymnasiums neue Lebenskräfte zuzuführen. Aber in dieser ernsten Stunde dürfen wir auch nicht mit dem Bekenntnis zurückhalten: Sollten wir uns in unseren

Erwartungen getäuscht sehen, sollte die Erfahrung uns eines anderen belehren, so ist unsere Ansicht, dafs nicht das Ziel, sondern der Weg zu ändern wäre. Wir werden auch den Mut haben, zurückzuweichen."

Es wäre jetzt der Augenblick, ein solches Bekenntnis abzulegen, und wir würden ohne Erröten eingestehen, dafs wir uns getäuscht haben, wenn dem so wäre; wir würden sicher sein, bei keinem Urteilsfähigen dadurch einem Tadel zu begegnen. Aber die Sache steht nicht so; im Gegenteil, wir glauben mehr denn je auf dem richtigen Wege zu sein. Sie sind berechtigt, Beweise für diese Behauptung zu fordern.

Ich könnte zunächst darauf hinweisen, dafs wir die erste Reifeprüfung, wie ich glaube sagen zu dürfen, mit Ehren bestanden haben. Von den 38 Oberprimanern, die in die Prüfung eintraten, haben 37 das Zeugnis der Reife erhalten; dem letzten, der damals zurückblieb, konnte jetzt, nach einem halben Jahre, ohne Bedenken die Reife zugesprochen werden. Aber ich stimme durchaus denen bei, die der Reifeprüfung und dem, was dort konstatiert oder vermifst wird, keine grofse Bedeutung beimessen. Wichtiger als das Ergebnis der Prüfung selbst scheint uns, dafs zwei Schüler, die nicht zu den ersten, aber zu den normal beanlagten gehörten, und die während der Lehrzeit der Oberprima monatelang, der eine unmittelbar vor der schriftlichen Prüfung, wegen Krankheit dem Unterrichte fern bleiben mufsten, doch ohne irgend welchen Anstofs die Prüfung bestanden haben. Dadurch ist jedenfalls die Ansicht widerlegt, dafs die Kenntnisse, die nach unserem Unterrichtsgange in kürzerer Zeit eingeprägt werden, nicht fest haften könnten und bald unsicher werden müfsten. Das unerfreuliche Wort von den „Treibhauspflanzen", die wir züchten sollten, ist damit gründlichst abgewiesen; denn Treibhauspflanzen brechen zusammen, wenn sie rauhem Wetter ausgesetzt werden, unsere Pflänzlein aber haben sich auch in ungünstigen Verhältnissen als wetterfest erwiesen.

Indessen wollen wir, wie gesagt, auf das Ergebnis der Reifeprüfung keinen besonderen Wert legen. Stärker fällt ins Gewicht, dafs wir unsere Aufgabe unter fortwährender eingehender Beaufsichtigung durch die vorgesetzten Behörden und durch zahlreiche Fachmänner durchgeführt haben. Es ist wohl nie, solange es Schulen giebt, irgend eine so viel inspiziert und revidiert worden wie die unsere. In den 9 Jahren des ersten Kursus haben 13 Besuche durch vorgesetzte Behörden stattgefunden; aufserdem waren 14 hervorragende Schulmänner und Universitäts-

lehrer von Sr. Excellenz dem Herrn Minister beauftragt, unserem Unterrichte beizuwohnen und über ihre Beobachtungen Bericht zu erstatten. Von diesen sämtlichen Besuchen fielen zwei in die ersten drei Jahre, alle übrigen in die sechs Jahre des eigentlichen Gymnasialkursus. Die Zahl der übrigen urteilsfähigen Besucher beläuft sich, auch wenn ich sehr niedrig greife, auf mindestens 50. Irgend welche ernste Schäden und Mängel unseres Unterrichtsbetriebes mufsten auf diese Weise unweigerlich zu Tage treten, und die vorgesetzten Behörden würden bei mangelhaften Leistungen sicherlich dem Versuche mit unserer Schulform keine weitere Dauer und Ausdehnung eingeräumt haben.

Auch dieser Beweisführung kann man entgegenhalten, dafs sie nur das Erreichen gewisser äufserer Ziele verbürgt, dafs sie von dem inneren Wesen der Sache keine Kunde giebt. Sie verlangen einen Beweis des Geistes und der Kraft. Wenn ich einen solchen geben soll, so müssen Sie erlauben, dafs ich ein wenig persönlich werde, so gern ich es vermeiden möchte. Wir sind zwölf Lehrer der alten Sprachen an unserer Schule, alle überzeugte, ja ich darf sagen begeisterte Anhänger der humanistischen Bildung. Ich selbst kenne meinem ganzen Entwicklungsgange und meiner Neigung nach nichts Schöneres, als junge Leute in die Welt deutscher, griechischer und römischer Schriftsteller einzuführen, und habe für mein ganzes Leben keinen höheren Ehrgeiz, als ein guter Lehrer der alten Sprachen und des Deutschen an unserer Schule zu sein. Glauben Sie wohl, dafs wir alle mit solcher Freudigkeit in unserem Berufe ständen, wenn unser Werk nur in hastigem Drillen bestände, wenn wir auf bestimmte äufsere Ziele hinarbeiten müfsten und überall mit Stümperhaftigkeit zu kämpfen hätten? Nur wo eine Arbeit zu freier Entfaltung der Kräfte führt, kann sie Lust und Liebe erwecken. Ja, meine Herren, unsere eigene Berufsfreudigkeit ist, richtig verstanden, allerdings der stärkste Beweis dafür, dafs wir auf einem guten Wege sind.

Sie werden nunmehr einige Andeutungen darüber verlangen, wie es möglich ist, dafs wir mit einem sechsjährigen Kursus in den alten Sprachen zu demselben Ziele gelangen, wie die anderen Gymnasien in neun Jahren. Wenn ich hierbei die Vorzüge unseres Unterrichtsganges hervorheben mufs, so bitte ich von vornherein, mir zu glauben, dafs mir nichts ferner liegt, als den allgemein gültigen Lehrgang irgendwie herabzusetzen; das wäre ja auch thöricht, wo so viele Schulen nach ihm im Segen wirken. Jedoch mufs ich versuchen, begreiflich zu machen, was ohne besondere

in der Sache liegende Vorzüge unseres Lehrganges allerdings unbegreiflich wäre.

Nachdem die lateinische Sprache die Stellung als Welt- und Gelehrtensprache verloren hat, hat der lateinische Schulunterricht das Ziel, zu leichtem und gewandtem Verständnis derjenigen lateinischen Schriftsteller zu befähigen, die bleibenden Wert haben. Um zu diesem Ziele zu gelangen, ist eine gründliche grammatische Schulung unerläfslich. Hier ergiebt sich nun ein Nebenzweck, der an Bedeutung hinter jenem erstgenannten nur wenig zurücksteht. Jede Schriftsprache ist eine Kunstsprache, die lateinische klassische Sprache, wie sie sich in den Litteraturwerken von Cicero und Sallust bis zu Tacitus darstellt, in besonderem Mafse. An ihrer Ausbildung hat bewufstes Denken griechisch gebildeter Grammatiker, kluger und philosophischer Köpfe, erheblich mitgearbeitet. Die Einführung in den grammatischen Bau einer solchen Sprache ist ein vorzügliches Mittel, zu wissenschaftlichem Denken und wissenschaftlicher Auffassung der Dinge anzuleiten. Es leuchtet ein, dafs dieser Unterricht um so wirkungsvoller sein mufs, je rationeller er von Anfang an vorgeht, und dafs zu solcher Geistesarbeit zwölfjährige Knaben schon an sich geeigneter sind, als neunjährige. Wir setzen aber ferner voraus, dafs diese Knaben bereits drei Jahre lang eine andere fremde Sprache gelernt haben. Es könnte zunächst gleichgültig sein, welche Sprache dies ist — es ist bei uns das Französische vornehmlich deshalb, weil dies den Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts in allen Realschulen bildet. Durch den Unterricht in dieser fremden sowie durch eine verstärkte Unterweisung in der Muttersprache sind die Schüler bereits mit den allgemeinen grammatischen Kategorien bekannt geworden, sie haben die Geistesschulung erhalten, die der Vergleich einer jeden Fremdsprache mit der eigenen bietet. Sie sind ferner bereits in der Quinta in die Sagen des Altertums eingeführt und haben in der Quarta einen erweiterten Unterricht in der alten Geschichte erhalten.

Treten wir mit solchen Schülern an den lateinischen Unterricht heran, so steht uns zunächst der grofse pädagogische Vorteil einer reichen Anknüpfung zu Gebote. Wir haben nicht nötig, wie beim Sextaner, viele Dinge zunächst mechanisch einzuprägen, um das Verständnis erst auf einer höheren Stufe folgen zu lassen, wir können, um es kurz zu sagen, einen kompromifsfreien grammatischen Unterricht erteilen, der nun ganz anders wirkt und von vornherein eine viel gröfsere Klarheit über die wichtigsten grammatischen Erscheinungen in den Köpfen der Knaben schafft.

lehrer von Sr. Excellenz dem Herrn Minister beauftragt, unserm Unterrichte beizuwohnen und über ihre Beobachtungen Bericht zu erstatten. Von diesen sämtlichen Besuchen fielen zwei in die ersten drei Jahre, alle übrigen in die sechs Jahre des eigentlichen Gymnasiallursus. Die Zahl der übrigen urteilsfähigen Besucher beläuft sich, auch wenn ich sehr niedrig greife, auf mindestens 50. Irgend welche ernste Schäden und Mängel unseres Unterrichtsbetriebes mußten auf diese Weise unweigerlich an Tage treten, und die vorgesetzten Behörden würden bei mangelhaften Leistungen sicherlich dem Versuche mit unserer Schulform keine weitere Dauer und Ausdehnung eingeräumt haben.

Auch dieser Beweisführung kann man entgegenhalten, daß sie nur das Erreichen gewisser äußerer Ziele verbürgt, daß sie von dem inneren Wesen der Sache keine Kunde gibt. Sie verlangen einen Beweis des Geistes und der Kraft. Wenn ich einen solchen geben soll, so müssen Sie erlauben, daß ich ein wenig persönlich werde, so gern ich es vermeiden möchte. Wir sind zwölf Lehrer der alten Sprachen an unserer Schule, alle überzeugte, ja ich darf sagen begeisterte Anhänger der humanistischen Bildung. Ich selbst kenne meinem ganzen Entwicklungsgange und meiner Neigung nach nichts Schöneres, als junge Leute in die Welt deutscher, griechischer und römischer Schriftsteller einzuführen, und habe für mein ganzes Leben keinen höheren Ehrgeiz, als ein guter Lehrer der alten Sprachen und des Deutschen an unserer Schule zu sein. Glauben Sie wohl, daß wir alle mit solcher Freudigkeit in unserem Berufe ständen, wenn unser Werk nur in lustigem Drillen bestände, wenn wir auf bestimmte äußere Ziele hinarbeiten müßten und überall mit Stümperhaftigkeit zu kämpfen hätten? Nur wo eine Arbeit zu freier Entfaltung der Kräfte führt, kann sie Lust und Liebe erwecken. Ja, meine Herren, unsere eigene Berufsfreudigkeit ist, richtig verstanden, allerdings der stärkste Beweis dafür, daß wir auf einem guten Wege sind.

Sie werden nunmehr einige Andeutungen darüber verlangen, wie es möglich ist, daß wir mit einem sechsjährigen Kursus in den alten Sprachen zu demselben Ziele gelangen, wie die anderen Gymnasien in neun Jahren. Wenn ich hierbei die Vorzüge unseres Unterrichtsganges hervorheben muß, so bitte ich von vornherein, mir zu glauben, daß mir nichts ferner liegt, als den allgemein gültigen Lehrgang irgendwie herabzusetzen; das wäre ja auch thörichter, wo so viele Schulen nach ihm im Segen wirken. Jedoch muß ich versuchen, begreiflich zu machen, was ihm besonders

in der Sache liegende Vorzüge unseres Lehrganges allerdings unbegreiflich wäre.

Nachdem die lateinische Sprache die Stellung als Welt- und Gelehrtensprache verloren hat, hat der lateinische Schulunterricht das Ziel, zu leichtem und gewandtem Verständnis derjenigen lateinischen Schriftsteller zu befähigen, die bleibenden Wert haben. Um zu diesem Ziele zu gelangen, ist eine gründliche grammatische Schulung unerläfslich. Hier ergiebt sich nun ein Nebenzweck, der an Bedeutung hinter jenem erstgenannten nur wenig zurücksteht. Jede Schriftsprache ist eine Kunstsprache, die lateinische klassische Sprache, wie sie sich in den Litteraturwerken von Cicero und Sallust bis zu Tacitus darstellt, in besonderem Mafse. An ihrer Ausbildung hat bewufstes Denken griechisch gebildeter Grammatiker, kluger und philosophischer Köpfe, erheblich mitgearbeitet. Die Einführung in den grammatischen Bau einer solchen Sprache ist ein vorzügliches Mittel, zu wissenschaftlichem Denken und wissenschaftlicher Auffassung der Dinge anzuleiten. Es leuchtet ein, dafs dieser Unterricht um so wirkungsvoller sein mufs, je rationeller er von Anfang an vorgeht, und dafs zu solcher Geistesarbeit zwölfjährige Knaben schon an sich geeigneter sind, als neunjährige. Wir setzen aber ferner voraus, dafs diese Knaben bereits drei Jahre lang eine andere fremde Sprache gelernt haben. Es könnte zunächst gleichgültig sein, welche Sprache dies ist — es ist bei uns das Französische vornehmlich deshalb, weil dies den Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts in allen Realschulen bildet. Durch den Unterricht in dieser fremden sowie durch eine verstärkte Unterweisung in der Muttersprache sind die Schüler bereits mit den allgemeinen grammatischen Kategorien bekannt geworden, sie haben die Geistesschulung erhalten, die der Vergleich einer jeden Fremdsprache mit der eigenen bietet. Sie sind ferner bereits in der Quinta in die Sagen des Altertums eingeführt und haben in der Quarta einen erweiterten Unterricht in der alten Geschichte erhalten.

Treten wir mit solchen Schülern an den lateinischen Unterricht heran, so steht uns zunächst der grofse pädagogische Vorteil einer reichen Anknüpfung zu Gebote. Wir haben nicht nötig, wie beim Sextaner, viele Dinge zunächst mechanisch einzuprägen, um das Verständnis erst auf einer höheren Stufe folgen zu lassen, wir können, um es kurz zu sagen, einen kompromifsfreien grammatischen Unterricht erteilen, der nun ganz anders wirkt und von vornherein eine viel gröfsere Klarheit über die wichtigsten grammatischen Erscheinungen in den Köpfen der Knaben schafft.

Schon der Aufbau der Formenlehre kann mit gutem Erfolg nach den Bildungsgesetzen geschehen. Auch werden die Formen nicht in der Vereinzelung gelehrt, sondern, wie sie nur in der Vereinigung mit anderen Formen Leben gewinnen, so verbindet sich mit der Einprägung der Formen alsbald eine eingehende syntaktische Propädeutik. Das Eindringen in die lateinische Satzbildung, die von der der anderen Sprachen so weit abweicht, setzt ein gekräftigtes Denkvermögen voraus. Während dem Sextaner solch schwere Gedankenarbeit nicht zuzumuten ist, und man ihm und auch dem Quintaner noch eigens zurechtgemachte Sätze vorlegen muſs, kann man dem Tertianer, sobald er über die ersten Anfänge hinaus ist, wirklich lateinische Sätze vorlegen und ihn ohne Umwege in das Verständnis der Sprache einführen. Ferner ist das judiziöse Gedächtnis in diesem Alter bereits kräftig entwickelt, und zumal wenn die Anknüpfung an das Französische hinzukommt und die Worte erst im Satze veranschaulicht und verarbeitet werden, geschieht die Aneignung der Vokabeln leicht und fast mühelos. Endlich ist auch die sachliche Anknüpfung an das bereits Bekannte nicht gering anzuschlagen. Ohne Einzelsätze kommen wir nicht aus, wenn die Fülle der Formen methodisch zur Anschauung gebracht werden soll. Diese Sätze nun treten, da dem Knaben die griechische und römische Sagenwelt und Geschichte bekannt ist, aus der Vereinzelung heraus und fügen sich in das Gesamtbild, das der Schüler bereits besitzt, organisch ein, indem sie zugleich die gewonnenen Kenntnisse befestigen und ergänzen.

Wenn Sie alle diese günstigen Momente überdenken und hinzunehmen, daſs das Lesebuch, nach dem wir unterrichten, diese Vorteile nach Möglichkeit auszunutzen sucht, so werden Sie es nicht mehr wunderbar finden, daſs die Schüler nach einjährigem Unterricht wohl befähigt sind, die Lektüre eines lateinischen Schriftwerkes, der Kommentarien Cäsars über den gallischen Krieg, mit gutem Erfolge zu beginnen. Wir lesen sechs Bücher dieses Werkes in der Obertertia, mit dem ersten Buche beginnend; nachdem dieses, auch mit den indirekten Reden, gründlich durchgearbeitet ist, machen die übrigen Bücher keine Schwierigkeiten mehr. Wenn so in einem Jahre der gröſste Teil dieser Schrift gelesen wird, wächst die Spannung und die Teilnahme an dem Verlauf der Handlung. Auſserdem werden die Schüler in diesem Jahre in die Lektüre des Ovid eingeführt. Da uns für den lateinischen Unterricht dieser Klasse zehn Stunden zur Verfügung stehen, so können wir jeden Tag eine Stunde auf die Lektüre verwenden, und es bleiben doch noch vier Stunden wöchentlich für die grammatischen Übungen.

In der Schriftstellerlektüre stehen wir also mit dem Übergang in die Untersekunda so ziemlich auf demselben Standpunkte, wie das Gymnasium nach dem allgemeinen Lehrplan. Dieser Zweig des Unterrichtes gestaltet sich von da an dem entsprechend, wobei uns die verstärkte Stundenzahl noch zu statten kommt. Um Ihnen ein Bild des schliefslich Erreichten zu geben, führe ich an, was in der Oberprima des letzten Schuljahres im Lateinischen gelesen worden ist: Zunächst die Germania des Tacitus vollständig; der Lehrer benutzte bei der Erklärung möglichst ausgiebig den neu erschienenen Kommentar von Müllenhoff. Es folgte eine Auswahl aus dem 11. bis 15. Buche der Annalen (die ersten Bücher waren in der Unterprima gelesen); die Gesichtspunkte für die Auswahl waren: 1. Die Beziehungen des Römerreiches zu den Germanen, 2. die Auseinandersetzung zwischen Principat und Dominat (Seneca, Nero, Agrippina) und 3. die pathologischen Erscheinungen in der Kaiserfamilie. Mit einigen Stellen aus Senecas Schriften de ira und de clementia wurden die Schüler gelegentlich bekannt gemacht. Sodann wurde eine Auswahl der Briefe Ciceros nach Bardt gelesen, dazu drei gleichzeitige Reden Ciceros und etwa ein Drittel von Cäsars Bürgerkrieg. Die Absicht war, den Schülern einen Einblick in die Quellen der Geschichte jener wichtigen Zeit zu geben. Endlich wurde das erste Buch von Ciceros Werk über die Pflichten gelesen und damit die Einführung in die philosophische Propädeutik verbunden. In der Poesie wurde eine Auswahl aus Horaz' Satiren und Episteln und der Phormio des Terenz gelesen. Sie werden zugeben, dafs der Umfang dieser Lektüre hinter dem keines anderen Gymnasiums zurückbleibt.

Die grammatische Unterweisung gestaltet sich, nachdem in der Untertertia eine syntaktische Propädeutik gegeben ist, in der Weise, dafs jeder Klasse ein bestimmtes, ziemlich klein bemessenes Pensum zur systematischen Durchnahme zugewiesen ist und auch für die Oberprima noch etwas Neues zu erarbeiten übrig bleibt. Wir finden, dafs es ein Vorteil ist, wenn neue Aufgaben immer wieder das Interesse für diese Seite des Unterrichts wecken, und halten es nicht für einen Vorzug des alten Gymnasiums, dafs dort schon mit der Tertia oder Untersekunda der systematische Aufbau der Grammatik zum Abschlufs kommt, so dafs von da an auf diesem Gebiete im wesentlichen nur das Gewonnene festzuhalten ist. Denn ohne den Antrieb, den alles Neue bietet, welkt alsbald das Interesse, und ist dieses verloren, so hilft kein Mittel gegen den Verfall. An der Übung des Übersetzens aus dem Deutschen halten wir streng fest; in jeder Woche wird eine solche Arbeit

geschrieben. Wir sind der Ansicht, dafs diese Übungen für ein gründliches Eindringen in die fremde Sprache unerläfslich sind. Auch die mündliche Wiedergabe des Gelesenen in der fremden Sprache wird nach Kräften gepflegt.

Sie werden nun vielleicht geneigt sein, für das Lateinische die Möglichkeit des Erfolges nach solchem Lehrplane allgemein zuzugestehen, aber um so gröfsere Bedenken für das Griechische hegen. Ich mufs Ihnen gestehen, dafs ich selbst nicht ohne Bangen der Entwicklung dieses Unterrichts entgegengesehen habe. Aber es ist die schönste Überraschung meines Lebens gewesen, zu beobachten, wie vorteilhaft und erfreulich sich der neue Lehrgang in diesem Fache erwiesen hat. Alle Vorzüge, die der spätere Beginn des Lateinischen nach der vorher gegebenen Schilderung bietet, treten hier in gesteigertem Mafse hervor. Ja, ich möchte sagen, der griechische Unterricht zeigt seine besondere geistbildende Kraft erst dann, wenn gereiftere, für sprachliche Beobachtung schon gewecktere Knaben von vornherein mit vollem Verständnis in den wundervollen, klaren und durchsichtigen Bau dieser Sprache eingeführt werden. Die pädagogische Anknüpfung an das bereits Erlernte und Bekannte läfst sich hier besonders fruchtbar machen. Die Aneignung der Vokabeln, die über so manche dem Schüler bereits bekannt gewordenen Fremdworte Aufschlufs bringen, ist weit entfernt davon, als mühselige Arbeit empfunden zu werden; sie mufs selbstverständlich durch gründliche Verarbeitung der Sätze in der Klasse vorbereitet sein. Von beachtenswerter Seite ist ausgesprochen worden, dafs es unangemessen sei, Sekundanern die Erlernung der Anfangsgründe einer Sprache zuzumuten. Aber ich finde, dafs diese Anschauung, als ob Schüler der Sekunda eines Gymnasiums schon zu erwachsen seien, um sich noch einmal mit den Anfangsgründen einer Sache abzugeben, etwas Ungesundes hat und zu falscher Vornehmheit verleitet. Vielmehr hat es für die Knaben dieses Alters etwas höchst Erfrischendes, einmal wieder Anfänger zu werden und zwar gegenüber einem so würdigen und verheifsungsvollen Gegenstande.

Mit Homer den griechischen Unterricht zu beginnen, haben wir nicht gewagt; ein solcher Versuch, zu dem der Vorgang eines berühmten Pädagogen und Gelehrten einzuladen scheint, mag der Zukunft vorbehalten bleiben. Freilich ist zu bedenken, dafs die entwickeltere, bewufstere Kunstsprache in manchen Hinsichten leichter zu lernen ist, als die auf noch ursprünglicherer Stufe stehende. Wir beginnen also mit dem Attischen; wir gehen hier, wie im Lateinischen, überall vom Satze aus, suchen

die Formen nach den Bildungsgesetzen zu entwickeln und mit ihrer Einprägung eine syntaktische Propädeutik zu verbinden, wobei das Lehrbuch von Herwig gute Dienste leistet. Nach etwa dreiviertel Jahren sind die Schüler meist weit genug gefördert, um mit der Lektüre der Anabasis des Xenophon zu beginnen. Diese wird im ersten Halbjahr der Obersekunda bis zum Schlusse des vierten Buches fortgesetzt; das zweite Halbjahr dieser Klasse dient besonders der Einführung in die Odyssee, von der der gröfsere Teil hier gelesen wird. Mit dem Übergange in die Prima sind die Schüler im allgemeinen zur Lektüre der Schriftsteller befähigt, die auch sonst für diese Klasse bestimmt sind. Die gröfsere Stundenzahl fällt auch hier erheblich ins Gewicht. Um Ihnen zu zeigen, was schliefslich erreicht wird, möchte ich Ihnen mitteilen, was in diesem letzten Sommerhalbjahr in unserer Oberprima gelesen worden ist: Zunächst der Protagoras des Plato ganz; dann das zweite Buch des Thucydides nach der Auswahl von Franz Müller, bis Kap. 46, einschliefslich der Leichenrede, die auf das eingehendste behandelt worden ist. Kursorisch habe ich, im Anschlufs an den deutschen Unterricht, die taurische Iphigenie des Euripides unter Weglassung der beiden letzten Chöre gelesen. Der Kollege, der den Dichter hat, las inzwischen zunächst von den Persern des Äschylus die Partien, die sich auf die Schlacht von Salamis und den Gang des Feldzuges beziehen, dann $2^1/_2$ Gesänge der Ilias und von der Antigone des Sophokles die ersten 820 Verse. Wenn Sie bedenken, dafs diese Schüler in der Unterprima von Plato die Apologie, den Krito und den Anfang und Schlufs des Phädo, von Herodot das 7. und 8. Buch, einige Reden des Lysias, den Schlufs der Odyssee, den Anfang der Ilias und den Ajas des Sophokles gelesen haben, dafs ferner noch das ganze Winterhalbjahr vor uns liegt, so werden Sie einräumen, dafs unser griechischer Unterricht den Vergleich mit keinem anderen Gymnasium zu scheuen braucht.

Um also das Gesagte zusammenzufassen: der altsprachliche Unterricht pafst sich nach unserem Systeme dem Alter, der Entwicklungsstufe und der Fassungskraft der Schüler aufs beste an, er bietet ganz besondere pädagogische Vorteile, und er entfaltet seine geistbildende Kraft auf dem hier befolgten Wege, wie uns scheint, besser als bei dem Beginn in einem früheren Lebensalter; durch den energischeren, unmittelbar auf das Ziel strebenden Gang wirkt er erfrischend und anregend auf die Schüler und nicht minder auf die Lehrer. In letzterer Hinsicht darf ich noch erwähnen, dafs — was sonst wohl nicht so leicht vorkommen

dürfte — mehrere ältere Kollegen vor kurzem darum gebeten haben, ihnen wieder einmal den Anfangsunterricht im Lateinischen zu übertragen. Die Vorteile, die dem humanistischen Unterrichte zu gute kommen, schmälern nicht die übrigen Fächer, nur dafs in manchen Hinsichten ein Nacheinander an Stelle des Nebeneinander getreten ist.

Meine Herren! Es ist nicht meine Absicht gewesen, durch diese Darstellung Propaganda für die neue Schulform unter Ihnen zu machen. Sie wird in dem Mafse, wie die Kräfte sich bewähren, die in ihr liegen, sich entweder durchsetzen oder wieder verschwinden. Nachdem jetzt allen neunklassigen höheren Schulen die Gleichwertigkeit zugesprochen und die Gleichberechtigung in den wesentlichsten Punkten in Aussicht gestellt worden ist, könnte man denken, dafs einer der äufseren Gründe für die Befürwortung dieser neuen Schulen weggefallen sei. Andere glauben vielmehr, dafs die Gleichberechtigung unweigerlich zu einer Angleichung der Schulen in den unteren Klassen führen müsse. Hierüber wird die weitere Entwicklung entscheiden, und je behutsamer und bedächtiger sie vor sich geht, um so besser wird es sein. Jede Treiberei ist von diesem Gebiete fernzuhalten. Wofür ich aber wohl Stimmung machen möchte, das ist der Gedanke, dafs es nicht gut ist, einem ernsten Bemühen um Ausgestaltung unseres Schulwesens und unseres humanistischen Unterrichts aus vorgefafster Meinung und ich möchte sagen aus dogmatischen Gründen einen steifen Widerstand entgegenzusetzen. Weil eine Einrichtung hundert Jahre gewirkt hat und segensreich gewirkt hat, darum ist nicht ausgemacht, dafs sie so weiter wirken wird, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hat. Auch auf geistigem Gebiete erweisen sich diejenigen Organismen als die lebensfähigsten, die sich neuen Lebensverhältnissen anzupassen und aus innerer Kraft zu neuen Gestaltungen überzugehen vermögen. Selbst das Edelste und Beste mufs sich dem Wandel unterwerfen, wenn es neue Kräfte gewinnen soll. Die unbedingte Ruhe führt zur Erstarrung und zum Tode.

Während nach den beiden ersten Vorträgen sich kein Bedürfnis nach einer Diskussion gezeigt hatte, schien nach Beendigung des letzteren eine solche in erregter Form bevorzustehen, als der Präsident, einer Anregung aus der Versammlung folgend, den Antrag stellte, mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit und in Erwägung, dafs die Behandlung dieser aktuellen und hochinteressanten Frage in die pädagogische Sektion gehöre, die Diskussion auszusetzen. Der Antrag wurde mit grofser Majorität angenommen.

Zweite allgemeine Versammlung.

Mittwoch, den 2. Oktober,
vormittags 10¾ Uhr,
in der Aula der Universität.

Auf das Huldigungstelegramm an den Kaiser ist folgende Antwort eingetroffen:

Se. Majestät der Kaiser und König lassen für den Ausdruck treuer Ergebenheit bestens danken.

Auf allerhöchsten Befehl: der geheime Kabinettsrat v. Lucanus.

Prof. Schwartz eröffnet die Sitzung mit geschäftlichen Mitteilungen. Von heute finden die allgemeinen Sitzungen wegen der besseren Akustik in der Aula statt. Die pädagogische Sektion, welche in den Morgenstunden dort tagt, wird gebeten, nicht zu lange zu debattieren. Ein eingegangener Antrag: kein Vortrag dürfe länger als 30 Minuten dauern, wird durch Zuruf angenommen. Nachdem die Liste der dem Philologentag dargebrachten Festschriften verlesen ist, übernimmt als zweiter Vorsitzender Gymnasialdirektor Francke das Präsidium und erteilt das Wort dem Herrn Dr. C. F. Lehmann (Berlin): **Über Tigranokerta.**[1])

Die Lage von *Tigranokerta* ist deshalb ein so schwieriges Problem, weil geographisch genaue Daten vorliegen, die miteinander absolut unvereinbar sind. Nach Tacitus (*„37 Milien von Nisibis“*) liegt die Stadt südlich, nach Ptolemäos und der Tabula Peutingerana nördlich des Westtigris.

Bei dieser Sachlage muſs in beiden Gebieten nach einer Örtlichkeit geforscht werden, die den nach den antiken Schilderungen für Tigranokerta zu stellenden Erfordernissen genügt, was für *Tell Ermen* unweit *Mardîn*, das die herrschende Meinung mit Sachau für *Tigranokertas* Stätte hält, nicht zutrifft. Findet sich eine solche Örtlichkeit nördlich des Westtigris, so hat schon Kiepert den Weg zum Ausgleich vorgezeichnet: bei Tacitus wäre statt *septem et triginta* zu setzen: *centum et triginta.*

Nach den Untersuchungen der vom Vortragenden in Gemeinschaft mit W. Belck unternommenen deutschen Expedition nach Armenien 1898/99 treffen alle Erfordernisse zu für das

1) Der Vortrag erscheint vollständig — Rudolf Virchow, dem Förderer der deutschen Expedition nach Armenien, zum 80. Geburtstage gewidmet — in Band II der vom Vortragenden herausgegebenen „Beiträge zur alten Geschichte“.

nördlich des Westtigris in einer den Angaben des Ptolemäos und der Tabula entsprechenden Breite belegene *Miyâfârîkîn* (von C. F. Lehmann besucht im Mai 1899, s. Sitzungsberichte der Berliner Akademie d. W. 1899, S. 747; Verhandl. der Berliner Anthrop. Gesellschaft Mai 1899, S. 488, Oktober 1899, S. 600 flg.; Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1900, S. 41 flg.; Mitteilungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft, Bd. XV, u. s. w.; von W. Belck im Oktober 1899, s. Zeitschrift für Ethnologie 1899, S. 263 flg.), das schon Moltke als Stätte des alten *Tigranokerta* in Anspruch genommen und auf die Belck speziell wieder die Aufmerksamkeit gerichtet hatte.

Diese Erfordernisse sind: vor allem in nächster Nachbarschaft eine grofse Ebene, die an einem bedeutenden Flufs belegen ist und durch ihn charakterisiert wird; für den Flufs selbst: eine Breite und Wassermenge, die die Durchfurtung auch im Oktober, zur Zeit des niedrigen Wasserstandes, schwierig erscheinen läfst; all dies fehlt bei *Tell Ermen* gänzlich. Der Flufs mufs eine von Lucull taktisch verwertete Westwendung aufweisen. Die Stadt selbst mufs durch einen *amnis haud spernenda latitudine* bespült werden. In zweiter Linie folgen als Desiderat bedeutende Ruinen aus geglätteten Hausteinen, der charakteristisch armenischen Bauart. Nicht nur diesen Erfordernissen genügt *Miyâfârîkîn* (gewöhnlich *Farkîn* oder auch *Maiafarkîn* genannt: umspült durch den, beträchtliche Wassermengen führenden *Farkîn-su(y)*, dessen südöstlich zum *Batman-su* führende tiefe Schlucht die natürliche Abzugslinie nach Südosten bietet; der *Batman-su* selbst ein breiter nordsüdlich fliefsender Flufs mit einer bedeutenden Ebene am linken Ufer, der gleich nach der ca. 20 km von der Stadt entfernten Einmündung des *Farkîn-su* eine bedeutende Westwendung macht): auch die scheinbar widersprechende Bestimmung der Lage *in excelso* (Plinius) und am Fufs eines Gebirges (Strabo) trifft hier zu. *Miyâfârîkîn* liegt, wie eine vom Vortragenden aufgenommene, in Vergröfserung vorgelegte Photographie zeigt, am Fufse der *Hazru Daghlary*, aber, im Vergleich zu der Uferebene des *Batman-su* im Südosten und der des Westtigris im Süden, in der Höhe: das Terrain fällt in diesen beiden Richtungen sehr erheblich ab. Da uns bestimmt bezeugt ist, dafs *Miyâfârîkîn* die Stätte der in byzantinischer Zeit blühenden Stadt *Martyropolis* ist, so mufs diese aus *Tigranokerta*, wenn letzteres mit Recht in dieser Örtlichkeit gesucht wird, entstanden sein.

In der That zeigt die Stadt deutliche Merkmale mehrfacher Umgründung. Die ursprüngliche, klärlich einem einheitlichen

Herrscherwillen zuzuschreibende Anlage zeigt den Grundplan der babylonisch-assyrischen Städte, passend für Tigranes, der ein armenisch-mesopotamisches Reich gründen wollte; nur dafs die quadratische Plattform — die auch die Eckabschrägungen des assyrischen „Tells“ hat — aus schön behauenen Quadern statt aus Ziegeln erbaut war. Auf dieser Terrasse erhob sich die Mauer (im ungeschützten Osten eine doppelte), und hinter ihr, zum Teil in sie eingefügt, die mächtigen Gebäude, die noch in Ruinen vorhanden sind. Details der Mauern und Ruinen geben zwei Aufnahmen des damaligen russischen Konsuls in *Van*, Hrn. W. Majewski, wieder, die dem Vortragenden auf der gemeinsamen Reise *Farkîn—Lidje—Tigristunnel* übergeben worden waren (wie später auch Hrn. Belck) und in photolithographischer Wiedergabe im Auditorium verteilt wurden. Die auf der Terrasse befindlichen Mauern rühren, wie sie jetzt dastehen, aus mohammedanischer Zeit her, wie die zahlreichen in sie eingelassenen Inschriften in kufischer und arabischer Schrift zeigen; neben den einfach geglätteten Quadern tritt hier, aber auch an anderen Stellen der Stadtanlage, mehrfach nach *Rustica*-Art behauener Stein auf. Die Plattform ist nach innen zu nie zum Abschlufs gediehen. So mufsten ihre Grundmauern zu Stadtmauern werden, in die im Osten und Norden Thore hineingebrochen wurden. In dem unteren Mauerzuge, den Plattform-Grundmauern, finden sich mohammedanische Inschriften (eine, nach v. Berchems freundliche Mitteilung, die Restauration des Nordthores betreffend) nur an diesen Thoren. Im übrigen gehören diese Grundmauern völlig der ältesten Anlage an. Daraus, dafs deren Grundplan verlassen wurde, erklärt es sich, dafs die Gebäude von *Martyropolis* und *Miyâfârîkîn*, namentlich die Ruinen einer prächtigen Basilika und einer noch grofsartigeren Moschee, unterhalb der beabsichtigten Plattform im Niveau des ursprünglichen Terrains, also unterhalb der am Rande der Plattform aufgesetzten Hauptgebäude der alten Stadt Tigranokerta liegen. Der *Farkîn-su* entspringt nahe der Nordwestecke der Stadt in einer Lage, die ermöglicht, die Stadt ringsum zur Verteidigung mit Wasserarmen zu umziehen und gleichzeitig reichlichen Wasservorrat durch das Stadtgebiet hindurchzuleiten, sowie das umliegende sehr fruchtbare Gelände zu bewässern, wie das alles noch heute geschieht. Die Stadtanlage bildet ein Quadrat von ungefähr 500—600 m Seitenlänge. Im Innern der Stadt erhebt sich, nahe dem westlicheren Teil der Südmauer, auf einem natürlichen oder künstlichen Hügel die Burg, von der aus man das gesamte Stadtgebiet, das Ende der *Hazru* (*Farkîn*)-*daghlary*, die Einmündung des *Farkîn-su* in den

Batman-su und des letzteren Uferebene, sowie das jenseitige hügelige Plateau überblickt. Eine vom Vortragenden von der Burg aus gemachte photographische Aufnahme, der sich, trotzdem der Film ein volles Jahr lang in einer Dunkelkammer in *Charput* liegen geblieben war, noch ein sehr gutes Bild hat abgewinnen lassen, wurde in photolithographischen Abzügen verteilt.

Auf dem genannten Plateau lagerte sich, von Osten kommend, *Tigranes*, als er zum Entsatz der Stadt heranzog; er war also von der Burg aus den Belagerten bemerklich (wie Plutarch es schildert). Lucullus' Aufgabe war, den Übergang über den *Batman-su* zu verhindern. Er zog daher durch die gut deckende Schlucht des *Farkin-su* in südöstlicher Richtung zum *Batman-su* ab und lagerte sich in der Ebene an dessen rechtem, westlichen Ufer. Er führte am Tage der Schlacht sein Heer flufsabwärts. Da der *Batman-su* hier aus der bisherigen Nordsüdrichtung eine erhebliche Wendung nach Westen vornimmt, so entfernte er sich von dem im Osten stehenden Tigranes, der daher annahm, die Römer zögen ab. In Wahrheit schrieb das Terrain die Bewegung vor. Der Flufs ist hier zur Zeit des niedrigen Wasserstandes trotz seiner grofsen Breite (30—50 m) an mehreren Stellen furtbar. Lucull vermied durch dieses Manöver die der Durchschreitung hinderlichen steilen, mehrere Meter hoch abfallenden Uferränder und gelangte (Belck) zu einer Stelle, wo das Ufer beiderseits flach ist. Am jenseitigen, östlichen Ufer fällt das zum Teil hügelige Plateau allmählich zum *Batman-su* ab. Unterhalb eines der Hügel standen die armenischen Kataphrakten; Lucullus selbst erreichte mehr von Süden her, den sanften Plateauabfall benutzend, die Spitze des Hügels und fiel den Kataphrakten in den Rücken, während die Thraker und Galater gleich vom Flusse aus in der Front angriffen. So ist nach des Vortragenden Auffassung der betr. Passus in Plutarchs Bericht (Lucull. 28) zu verstehen. Nachdem die Kataphrakten in Verwirrung gesetzt waren, ging das ganze Heer des Tigranes zu Grunde, was sich durch den Charakter des schluchtenreichen Plateaus genügend erklärt. Lucullus rief, nach der Durchfurtung auf der Spitze des Hügels angelangt, aus: *νενικήκαμεν*. Da der Flufs thatsächlich ihm zum Siege verholfen hatte, so hat Dr. Reglings Vermutung, dafs daher der von Tacitus genannte Name *Nicephorius* des später in byzantinischer Zeit *Nymphius* genannten *Batman-su* rühre, viel für sich. Plinius nennt eben diesen *Nicephorius* als aus Armenien kommenden linken Tigrisnebenflufs. Schon dadurch wird die, für *Tigranokerta* eine Lage

südlich (rechts) des Westtigris fordernde Zahlenangabe bei Tacitus entkräftet. Zudem, wenn *Nisibis* wirklich nur 37 Milien = ca. 55 km von *Tigranokerta* entfernt gelegen hätte, so würde Lucullus unbedingt nach einem solchen Siege diese bedeutende Stadt haben einnehmen müssen. Thatsächlich wurde aber *Nisibis* erst im Jahre 68 nach der Rückkehr von dem erfolglosen Marsch auf *Artaxata* eingenommen, nachdem Lucullus durch „andere Taurus-Pässe" als die, welche ihn nach Norden geführt hatten, zurückgekehrt war.

Tacitus' Angabe findet sich im Bericht über die Züge des *Corbulo*. Der von den Römern eingesetzte Dynast *Tigranes* wird von *Monaeses* in *Tigranokerta* belagert im Auftrage des Partherkönigs *Vologeses*, der Armenien für seinen Bruder *Tiridates* in Anspruch nimmt. Corbulos Gesandter trifft 61 v. Chr. den *Vologeses* bei *Nisibis*; Mommsen folgert daraus, dafs *Vologeses* mit dem Belagerungscorps von *Tigranokerta* Fühlung hatte. Aber solche Fühlung kann militärisch auf weit gröfsere Entfernung aufrecht erhalten werden. Zudem sagt aber Tacitus fast in einem Atem mit jener Angabe: *Vologesi vetus et penitus infixum erat arma Romana vitandi nec praesentia prospere fluebant.* Danach wäre es schwer denkbar, dafs Vologeses sich nur 55 km von den Römern entfernt aufgehalten haben sollte, selbst wenn sonst keine Gründe gegen die Entfernungsangabe bei Tacitus vorlägen.

Corbulos Marsch zur Einnahme von Tigranokerta im vorhergehenden Jahre (60 n. Chr., nach der Eroberung von Artaxata) führte — von anderen, der näheren Ausführung vorbehaltenen Punkten abgesehen — in die *regio Tauranitium*, d. i. die armenische Landschaft *Taron*, mit der Hauptstadt *Musch*. Hier melden ihm Gesandte, dafs die Thore *Tigranokertas* ihm offen stehen: *Tigranokerta* mufs also in erreichbarer Nähe gelegen haben; von *Musch* aus ist die nächste gröfsere Stadt in südwestlicher Richtung *Miyâfârîkîn*. Während sich *Tigranokerta* ergiebt, leistet das *praesidium Legerda* (auch *Elegerda*, Ptolemaeus) Widerstand: anderthalb bis zwei Tagereisen westlich von *Miyâfârîkîn* liegt in der Landschaft *Anzitene* auf Bergeshöhe, die Thalebene beherrschend, dem Vortragenden gleichfalls aus eigener Anschauung bekannt, *Ilîdje* oder *Lîdje* unfern des bisher fälschlich als „Quellgrotte des Sebenehsu" bezeichneten Tigristunnelausgangs. *Ilîdje* bedeutet türkisch „heifse Quelle". Eine solche ist dort nicht vorhanden, der Name hat also einen anderen Ursprung, ist volksetymologisch mifsverstanden und umgeformt aus *(E)Legerda*. Eine andere ältere volksetymologische Umformung ist das Ἰλλύρισις des Prokop, das der ursprünglichen Namensform näher bleibt.

Im Jahre 63 n. Chr. setzt nach erfolgtem Friedensschluſs *Corbulo* den *Tiridates* als König von Armenien ein. Eine künstlerische Verewigung dieses Ereignisses verstünde sich am besten in der Nähe der Hauptstadt. An der in den *Hazru-Daghlary* belegenen, groſsenteils auf alter wohlangelegter Straſse von *Farkîn* aus in $2^1/_2$ Stunden erreichbaren Kurdenfeste *Bôschât* befindet sich eine Fels-Skulptur: ein Reiter, römischer Imperator, nordwärts blickend, an Marc-Aurels Reiterstandbild erinnernd, winkt einem in würdiger, nicht unterwürfiger Haltung hinter ihm stehenden Manne (nicht etwa einem „Weibe") in langem orientalischem Gewande: vielleicht *Corbulo* den *Tiridates* von Süden her in sein Reich einführend.

Corbulo drang nach Tacitus auf demselben Wege wie *Lucullus* in Armenien ein. Der näheren Ausarbeitung bleibt vorbehalten, zu zeigen, daſs beider Marsch durch die Melitene ging, den Euphrat bei *Izoly* (*Τόμισα*, Strabo) überschritt und durch die Ebene von *Mezrä-Charput* vorbei an der Feste *Karkathiokerta* (= *Charput*, nicht etwa am Tigris belegen: *Argathiokerta* bei Plinius in *Carcathiokerta* zu emendieren, ist falsch), der Hauptstadt von Sophene, „über den Tigris", d. h. einen der Quellarme des Westtigris, wahrscheinlich den westlichsten Hauptarm, den *Arganasu* (*Argana* = *Argathiokerta*?), nach dem eigentlichen Armenien hineinführte. Auf eben dieser Route liegt in der Ebene von *Mezrä* das Dorf *Kezrîk*, wo sich die beiden bekannten *Nero-Corbulo*-Inschriften (CIL Nr. 6741/2 vgl. 6743) aus dem Jahre 64 n. Chr. gefunden haben. Von diesen hat der Vortragende die ersten Abklatsche mitgebracht, deren einer in photolithographischer Reproduktion vorgelegt und verteilt wurde.

Es wurde ferner ausgeführt und wird ausführlicher darzulegen sein, wie die Bezeichnungen Taurus und Antitaurus sich gerade in der Ebene von *Mezrä-Charput* so verstehen, wie sie noch heute dort lebendig sind und wie sie auch Strabo, den man hier sehr vielfach miſsverstanden hat, faſst. Nach seiner Vorstellung streicht der *Taurus*, zu dessen östlichem als *Masius* bezeichneten Teile die bedeutende Kette der *Hazru-Daghlary* gehört, in ostsüdöstlicher Richtung und überschreitet den Westtigris, resp. wird von diesem in der Gegend von *Hassankêf* durchbrochen; der *Ṭôr* (*Ṭûr-Abdîn*) bildet in diesem Sinne den ostsüdöstlichen Teil des Taurus. Dagegen gehört der gänzlich isolierte Basaltrücken des *Karača-Dagh* weder geographisch noch geologisch zum System des Taurus. So ist es ganz richtig, wenn von Strabo angegeben wird, daſs sowohl *Nisibis* wie *Tigranokerta* (*Mîyâfârîkîn*) unterhalb, d. h. am Südrande des

Taurus liegen, letzteres unmittelbar unterhalb des *Hasru-Daghlary*, ersteres südlich des *Ṭûr-Abdîn*. Aus der geographischen Thatsache, daſs die *Hasru*-Kette thatsächlich die Grenze zwischen dem armenischen Hochlande und der Ebene im Süden bildet — jenseits des Tigris begegnet dem südwärts blickenden Auge erst weiter südöstlich wieder Gebirge; zwischen dem isolierten Rücken des *Karača-dagh* im Südwesten und diesen Neuansätzen ist eine deutliche Lücke —, erklärt es sich auch gutenteils, warum immer, wenn ein, Teile von Armenien und Mesopotamien gleichzeitig umfassendes Groſsreich gegründet wurde, der Beginn von „Mesopotamien", politisch und der Provinzialeinteilung nach, unmittelbar südlich der Hazru-Daghlary angesetzt wurde. Zur *ἐπαρχία Μεσοποταμίας ἤτοι Δ' Ἀρμενίας* gehörten, nach der Einteilung des *Kaisers Mauritius* ca. 600 n. Chr. (Georgius Cyprius), mit *Amida-Diarbekir* auch *Μαρτυρόπολις* und die *Arsanene*, und Kaiser Leo rechnete zum *θέμα Μεσοποταμίας* sogar das noch weiter nordwestlich, aber ebenfalls südlich der Haupttauruskette belegene *Χαντζίτ*, die *Anzitene*, das Gebiet des Tigristunnels in der Nachbarschaft von (*E*) *Legerda-Lidje* s. oben S. 29). Ebenso ist *Tigranes* „der Groſse" verfahren, wovon die Terminologie des, durch seine Vorfahren mit der mithradatischen Zeit und ihren Zuständen besonders nah verknüpften Strabo Zeugnis ablegt, indem er — und er erklärlicherweise allein — *Tigranokerta* zu „Mesopotamien" (in diesem Sinne) rechnet. Rein geographisch genommen lag *Tigranokerta* in Groſsarmenien, wohin es Plinius (u. a. nach Kaiser Claudius) und Frontin rechnen. Daſs es nur in alt-groſsarmenischem, nicht in später erobertem Gebiete gelegen haben kann, zeigt zudem — wie immer sonst aufzufassen — die Nachricht (bei Appian), daſs *Tigranes* die Stadt *Tigranokerta* da gegründet habe, wo er (oder vielmehr ein gleichnamiger Vorfahr?) sich schon früher die Krone aufgesetzt habe. *Tigranokerta-Farkîn* macht seiner Lage nach den Eindruck, als steige der Begründer mit einiger Scheu in die hier beginnende Ebene hinab und wahre die Anlehnung an die Randgebirge des vertrauten heimischen Berglandes, ganz ähnlich wie weiter im Osten an den *Zachô*-Bergen die vom Vortragenden (*Verhandl. d. Berl. Anthropol. Gesellsch.* 1899, S. 59) beschriebene, ebenfalls aus armenischer Zeit stammende Ruine *Za'faran*. Den Schluſsstein bildet hier die neuerdings ganz irrig beurteilte Notiz bei Eutrop, nach welcher Tigranokerta in der *Arzanene* belegen ist. Sie kann unmöglich von dem Epitomator auf Grund des Ptolemaeus nach den Verhältnissen seiner Zeit nachträglich konstruiert, sondern muſs von ihm bei Livius vorgefunden worden sein und dessen Quelle (hier offenbar dem aus

authentischen Akten und Darstellungen schöpfenden Sallust) entstammen, ist also von grundlegender Authenticität. *Tigranokerta* liegt also in der nördlich des Westtigris belegenen Landschaft *Arzanene*, und eben in *Arzanene* liegt nach den Angaben der Geographie des „Moses von Chorene“ und des, gleicher Zeit entstammenden (Gelzer) Georgius Cyprius *Nprkert (Martyropolis-Mayâfârkîn)*.

„*Tigranokerta* in Arzanene (*Armik'*)“ spielt aber, was bisher unerkannt, noch in der Periode zwischen *Corbulos* Zügen und der ersten Erwähnung von *Μαρτυρόπολις* im 4. Jahrh. n. Chr., eine bedeutende Rolle. Die betreffenden Zeugnisse, soweit überhaupt schon vorliegend, wurden verkannt, weil man die in späterer Zeit bei den Armeniern erfolgte Identifikation von *Tigranokerta* mit *Diarbékir* (-*Amida*) in ältere Quellen hineintrug, in denen diese Gleichsetzung erweislich weder beabsichtigt noch denkbar ist. *Amida* wurde 359 n. Chr. unter Kaiser Constantius von den Parthern unter *Shapûr II.* eingenommen, wie aus *Ammianus Marcellinus*, der in der Stadt kommandierte, bekannt ist. — Bei den armenischen Historikern „Faustus v. Byzanz“ und „Moses von Chorene“ wird in dieser Zeit von mehrfachen Angriffen der Parther auf *Tigranokerta* berichtet. Faustus bezeichnet dabei *Tigranokerta* ausdrücklich als in *Arzanene* belegen, genau wie Eutrop (Livius) (s. o.); und „Moses“ nennt als Inhaber der Stadt den Fürsten von *Sûni*, den Faustus bei früherer Gelegenheit als Großfürsten von *Arzanene* bezeichnet. *Amida* aber hat erstens niemals in *Arzanene* gelegen, und zweitens passen die armenischen Berichte den Zeitumständen nach absolut nicht zu dem von Ammian über *Amida* Berichteten. Die, *Tigranokerta* betreffenden Ereignisse fallen vielmehr in die Zeit nach dem kläglichen Frieden, den Jovian nach Kaiser Julians Tode mit *Shapûr II.* abschloß und in welchem *Arsakes* von Armenien von den Römern preisgegeben wurde. Damals wurden das römische Mesopotamien und selbst Gebiete links des Tigris an *Shapûr* abgetreten. In dieser Zeit hat nach den genannten armenischen Quellen *Shapûr* das „in Arzanene belegene *Tigranokerta*“ einmal vergeblich belagert, dann einen Drohbrief an die Einwohner geschrieben und schließlich die Stadt, deren besonders feste Mauern bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, mit Hülfe griechischer Gefangenen erobert. Die armenischen Quellen berichten ferner von einem Wiederaufbau aller in Armenien eroberten festen Plätze durch *Shapûr II.* und von der Einführung der Zoroastrischen Religion unter Führung armenischer Renegaten, bei der sehr viele Christen den Märtyrer-Tod erlitten.

Dieser Sachlage entspricht und diesen Zeitläuften entstammt ein vom Vortragenden in *Farkîn* entdecktes Dokument, eine grofse griechische Inschrift, nach dem Schriftcharakter und den zahlreichen Ligaturen ebenso wie der Sprache nach (Formen wie *καρελάβαμεν*, *βελτιότερα* u. s. w.) in die späte Zeit des 3. bis 4. Jahrh. n. Chr. gehörig, herrührend von einem *θεὸς βασιλεὺς βασιλέων*, der *πρὸς τοὺς δούλους ἡμῶν* spricht, also einem nichtchristlichen Grofs-, d. h. dem Partherkönig, gegen den sich die Stadt erhoben hatte: *ἀνέζη ἡ πολιτεία ὑμῶν καὶ ἐπολέμει με.* Die Inschrift befindet sich in der Stadtmauer aufsen links vom oberen auf der Plattform befindlichen alten Nordthor der Stadt; sie ist augenscheinlich nach einer Zerstörung wieder ungefähr da eingesetzt worden, wo sie sich ursprünglich befunden hatte; dies bestätigt auch ihr Wortlaut: ... *πόρταν παγῆναι καὶ καθὼς εἰς τὸ τίτλαριον γέγραπται* und ... *γέγλυπται καὶ π[ἐ]πηται ὁμοίως καὶ εἰς τὰς* ... Die Inschrift ist siebenzeilig. Die erhaltenen, in falscher Reihenfolge untereinander eingemauerten Quadern (die Inschrift der besterhaltenen wurde in photolithographischer Wiedergabe verteilt) bildeten ursprünglich eine (oder zwei untereinanderstehende) Schichten. Verschiedenes fehlt. Die von Herrn Hiller v. Gaertringen und dem Vortragenden angestellten Untersuchungen, denen die vorstehenden Angaben entstammen, sind noch nicht abgeschlossen. Klar ist aber, wie gut die Inschrift auf *Shapûr II.* (für den der Vortragende sie in Anspruch nimmt) und sein Verhältnis zu Tigranokerta pafst.

„Faustus von Byzanz" berichtet weiter noch, wie unter Pap, dem Sohne des Arsaces, das Land wieder christianisiert wurde und wie der heilige Epiphanius nach Arzanene ging, das Christentum predigte und dort in *Tigranokerta* eine Märtyrerkapelle baute. So giebt die letzte Erwähnung des in Arzanene belegenen *Tigranokerta* bereits die Überleitung zu der Fortexistenz der Stadt unter dem Namen *Martyropolis*. Der Islâm, der eine Märtyrerstadt nicht brauchen konnte, griff auf den Namen der Landschaft (arm. *Nperkert*) zurück, daher wohl der heutige Name *Miyâfarkîn*. Gegenwärtig bereitet sich eine neue Umnennung vor: offiziell, z. B. postalisch, wird die Stadt, die dem Gebiete der *Silivan*-Kurden angehört, von den Türken als *Silivan* bezeichnet.

An die alte Zeit erinnert heute noch zunächst der Umstand, dafs *Farkîn* eine armenische Enclave in rein kurdischem Gebiet bildet, wie *Tell Ermen* in arabischem; (*Tell Ermen* wird thatsächlich aus der Zeit des Tigranes herrühren und ebenso wie *Za'faran* ein gegen die Parther vorgeschobener Posten gewesen sein). Der Ort der Lucullusschlacht heifst kurdisch noch heute (Belck) „Ort des

Pfeilschiefsens", und ein mohammedanisches, südlich vor der Stadt *Farkîn* belegenes Minaret wird, wie der Vortragende ermittelte, im Volksmunde als Glockenturm bezeichnet, der geläutet habe, wenn Tigranes von *Diarbekir* zur Sommerlust nach *Farkîn* gekommen wäre. So verbindet die Tradition *Mîyâfarîkîn* noch heute mit Tigranes, mit durchsichtiger Modifikation zu Gunsten der armenischen offiziellen Gleichsetzung von *Tigranokerta* und *Diarbekir*.

Nach Beendigung dieses Vortrags teilte der Vorsitzende mit, dafs ein Antrag — der voraussichtlich morgen zur Besprechung kommen werde — eingegangen sei, der das Eintreten der Philologenversammlung für die deutsche Schule in Johannesburg verlange.

Das Wort erhält Prof. Edward Schröder (Marburg): **Über deutsche und griechische Personennamen.**[1])

Er schränkte seine Betrachtung auf die stärkste und eindrucksvollste Gruppe, die komponierten Vollnamen ein, deren Beziehungen zu den Anfängen der epischen Poesie bei Germanen und Griechen er anderwärts zu erweisen versprach, betonte aber scharf, dafs diese gewifs ehrwürdige doch keineswegs die älteste Schicht darstelle, sondern dafs noch in der Herausbildung unserer Familiennamen (12.—15. Jahrh.) uralte, über die Bildung der Nationalität hinaufragende Triebe thätig gewesen seien und vielfach, verstanden und unverstanden, die Anschauungsweise der fernsten Vorzeit zu Tage gefördert hätten: Namen wie *Balke*, *Rohr* und *Stengel*, wie *Gleim*, *Gneist* und *Funke*.

Bei unsern komponierten Vollnamen tritt die Ähnlichkeit mit griechischen Entsprechungen (*Αλκίνοος* — *Konrad*, *Δημόδοκος* — *Lamprecht* setzt schon Pape an) so scharf zu Tage, dafs man sich hat verleiten lassen, die germanischen Namen auch morphologisch den griechischen gleichzustellen, die adjektivische und movierbare Bildungen sind. Die Konfusion wurde dadurch verstärkt, dafs auch im Altnordischen von einem noch näher festzusetzenden Zeitpunkte ab zu einem *Gunnleikr* eine *Gunnleik*, zu einer *Gunnlaug* umgekehrt ein *Gunnlaugr* gebildet werden konnte. Und das gewaltige Namenmaterial, das uns aus westfränkischen Klöstern der Karolingerzeit überliefert ist, weiterhin die langobardischen und die westgotischen Personennamen zeigen die gleiche Tendenz der Movierbarkeit: aber hier liegt ein deutlicher und weitgehender Einfluſs der romanischen Bildungsweise (*Martinus* — *Martina*,

1) Der Vortrag wird in erweiterter Gestalt im Druck erscheinen.

Clemens — *Clementia* und *Clementina*) vor, der es schliefslich zu einer *Berhtramna* neben dem *Berhtram* gebracht hat, während es sich bei den Skandinaviern um eine bodenständige Sonderentwicklung handelt. Die Angelsachsen zeigen bis zum Untergange ihrer nationalen Selbständigkeit nichts den Griechen, Nordländern, Westfranken Vergleichbares, und auf dem südgermanischen Festland, in Ober- und Niederdeutschland können wir die Erschütterung der alten Bildungsweise Schritt für Schritt verfolgen.

Es ist eine jedem Kenner und Freund unserer alten Namen vertraute Thatsache, dafs von der Gesamtheit der „Namenwörter", die von Haus aus im ersten Bestandteil alle vorkommen konnten, im zweiten Teil nur eine Auswahl Platz findet. Es ist weiterhin bekannt, dafs gewisse Namenwörter an zweiter Stelle von Frauennamen „bevorzugt" werden, und auch das hat man bereits beobachtet, dafs das, soweit es sich um Substantiva handelt, vorzugsweise Feminina sind. Danach spitzt sich das Problem der Bildungsweise germanischer Eigennamen im deutlichen Gegensatze zu den griechischen zu auf die Frage nach der Auswahl des zweiten Kompositionsteils.

Der Vortragende ging nun die verschiedenen Momente durch, welche für diese Auswahl entscheidend sind: 1) begriffliche, wie die Fernhaltung von Waffenbezeichnungen aus dem zweiten Teile der Frauennamen: wir haben wohl eine *Brünhilde*, aber keine *Hildebrünne*; 2a) ästhetische, wie die Vermeidung allitterierender (*Hildheri, Gergund*) sowie reimender (*Waldbald, Radflad*) Gebilde; 2b) euphonische resp. eulalische, wobei besonders das Widerstreben gegen den alten Hiatus in der Kompositionsfuge hervorgehoben ward; 3) rein morphologische. Hier entwickelte Schröder geradezu das Grundgesetz, dafs von Haus aus Neutra im zweiten Teile ganz ausgeschlossen, Masculina auf Männernamen, Feminina auf Frauennamen beschränkt waren. Also der schärfste Gegensatz zu den Griechen, bei denen *-κρατος* und *-εργος* ohne Anstofs sind, die Feminina *ἀγορά*, *βουλή*, *νίκη* aber bei der Bildung der Männernamen eine grofse Rolle spielen, *Νικόπολις* gleichmäfsig Manns- und Frauenname ist. Bei den Adjektiven ist von vornherein eine scharfe begriffliche Teilung getroffen: *-hard, -berht, -bald* bilden nur Männernamen, *-linth, -flad, -swinth* nur Frauennamen: es scheint hier eine Übertragung des aus den reinen Substantivbildungen geschöpften Prinzips [auf eine jüngere Schicht?] stattgefunden zu haben.

Die grofsen Verschiebungen und kleinen Zufälle, durch welche schon recht früh, spätestens aber im 8. Jahrh. auch auf deutschem

Boden eine Verdunkelung und schliefslich die gänzliche Zerrüttung der alten morphologischen Grundprinzipien eintrat, erläuterte Schröder an einzelnen Beispielen. Der Übertritt des Masc. *keri* zu *meri* und ähnlichen Neutris, anderseits die Dissimilation von *-nand* zu *-land* schuf starke Gruppen von Namen mit einem Neutrum an zweiter Stelle; das Schwanken von *-muot* und *-rat* in Compositis, dessen Ursachen klar sind und das sich bis heute in Appellativen erhalten hat (*der Hochmut — die Sanftmut, der Vorrat — die Heirat*), übertrug sich auf die Eigennamen und erzeugte doppelgeschlechtige Gebilde (*Hartmuot* masc. — *Richmuot* fem., *Kuonrat* masc. — *Albrat* fem.). Vor unsern Augen dringt in deutschen Urkundenreihen *-wig* statt *-wi(h)* in Frauennamen ein (*Heilwig* fem. neben *Herwig* masc.) u.s.w. u.s.w. Dazu kam dann, dafs das uralte und grofsenteils poetische Wortmaterial, das zu den alten Namenschöpfungen gehörte, mit dem Verfall der alten chorischen und epischen Dichtung völlig unverständlich ward und nun die mechanischen Neugebilde durch Vertauschung und Umstellung der Kompositionsglieder immer mehr auf die Tagesordnung kamen. An den alten Bildungsgesetzen haben bis zuletzt festgehalten die Angelsachsen: sie durften bei den Namen auf *-here* verharren, weil das Appellativ bei ihnen Masc. geblieben war, sie führten die Namen auf *-gard* zu den Männernamen über, als sie das alte Fem. *gardjo* „Gerte“ mit *geard* „Haus“ verwechselten (ganz wie unsere modernen Namenforscher das bis heute gethan haben), sie schufen aber auch berechtigte Neubildungen auf *-sige*, nachdem das Appellativum *sige* zu den Masculinis übergetreten war.

Die Namendeutung streifte der Redner nur flüchtig: er kennzeichnete ihre eminenten Schwierigkeiten und warnte davor, sie als das höchste oder gar als das nächste Ziel der Namenforschung hinzustellen. Die grofsen Aufgaben auf diesem Gebiete sind Geschichte der Namenschöpfung und der Namenwahl.

Es folgte der Vortrag des Prof. Dr. U. Wilcken (Würzburg): **Der heutige Stand der griechischen Papyrusforschung.**[1])

Da der Vortragende schon auf dem Dresdner Philologentage einen allgemeinen Überblick über die Papyrusforschungen gegeben hatte, beschränkte er sich diesmal auf die Behandlung der Frage, welche Fortschritte die Papyrologie in den letzten vier Jahren seit Dresden gemacht hat. Die Materialien haben sich in dieser Zeit stark vermehrt; neben den alten Sammlungen sind neue, wie die

1) Der Vortrag ist vollständig abgedruckt in den „Neuen Jahrb. für das kl. Altertum“ 1901, Heft 10.

in Heidelberg, Strafsburg, München, entstanden. Auch in Amerika und Afrika werden Papyri gesammelt. Während diese Zersplitterung der Funde auf der einen Seite zu Schwierigkeiten führt, die später einmal durch ein Corpus zu heben sind, hat sie anderseits die erfreuliche Konsequenz, dafs an verschiedenen Stellen neue Mittelpunkte für Papyrusforschung entstehen. Es ist ein wünschenswertes Ziel, dafs jede Universität ihre Papyrussammlung habe.

Übergehend zu der neuen Methode der Papyrusgewinnung durch systematische Papyrusgrabungen, wie sie Grenfell und Hunt zuerst ausgeführt haben, schilderte der Vortragende die grofsen Vorteile, die diese neue Methode für die Wissenschaft hat, und wendete sich darauf zu der Frage, welchen Gewinn die Wissenschaft durch die Papyruseditionen der letzten vier Jahre (über 1000 Texte) gehabt hat. Bei Besprechung der Urkunden wies er namentlich darauf hin, dafs diese auch für die Interpretation der Klassiker von nicht zu unterschätzendem Nutzen sein können und daher auch von den Philologen mehr als bisher beachtet zu werden verdienen. Der Vortragende schlofs mit dem Wunsche, dafs nicht nur die Zahl der Papyrusforscher sich mehre, sondern auch die weiteren Kreise der Altertumsforscher, einschliefslich der Juristen und Theologen, ein noch regeres Interesse den Papyrusforschungen entgegenbrächten.

Der Vortrag fand bei den Versammelten die gröfste Aufmerksamkeit und rauschenden Beifall, besonders auch aus dem Grunde, weil die Universitäts- und Landesbibliothek seit kurzem im Besitz einer eigenen Papyrussammlung ist, die durch das liberale Entgegenkommen des Fürsten Statthalters zum teilweisen Ersatz für die 1870 vernichteten handschriftlichen Schätze angekauft worden ist. Der Vorsitzende giebt nach herzlichem Dank für die gewonnene Belehrung der Hoffnung Ausdruck, dafs die von dem Redner gewünschte Mitarbeit zahlreicher Gelehrter an der Verwertung der Papyrus zur Wirklichkeit werden möge.

Es folgte die Rede von Direktor Dr. Paul Cauer: **Über philologische Weltanschauung.**[1])

Wenn gewagt wird von einer philologischen Weltanschauung zu sprechen, so kann das nicht so gemeint sein, als ob unsere Wissenschaft berufen sei, ein System aufzustellen, in dem alle Vorgänge und Erscheinungen der Welt ihre Erklärung fänden.

1) Vollständig abgedruckt in den Preufsischen Jahrbüchern, Bd. 106, Heft 2.

Von dem Vertrauen zu einer Weltanschauung in diesem Sinne ist man allgemach etwas zurückgekommen. Aber keine selbständige Wissenschaft kann darauf verzichten, eine Betrachtungsweise zu schaffen, mit der es auch aufserhalb der Grenzen des Fachs gelingt den Inhalt der Welt zu erfassen und zu deuten. Eine eigentümliche Art, die Dinge anzusehen, wird sich immer da von selber erzeugen, wo der Geist eines Menschen dauernd an Problemen einer eigenen Art arbeitet.

Sollte eine so weltfremde Wissenschaft, wie die Philologie, im stande sein, etwas Ähnliches zu leisten? Solches Bedenken könnte nur von dem erhoben werden, der sie nicht kennt. Schwerer wiegt eine andere Sorge: ob philologische Betrachtungsweise sich als eigenartig neben der geschichtlichen behaupten kann. Philologische Kritik und Interpretation dient dem Geschichtsforscher, die einzelnen Glieder der Entwicklung zu gewinnen, die er darstellen möchte; und eine ganze solche Entwicklung ist wieder für den Philologen ein Mittel, um eine einzelne Äufserung des Geisteslebens zu verstehen und wirksam zu machen. Damit haben wir die eigentümliche Aufgabe der Philologie!

Böckhs Erklärung, Philologie sei „Wiedererkennen des Erkannten, Reproduzieren des Produzierten", ist mehr ein geistreiches Gedankenspiel als eine Definition; aber ein Grundverhältnis ist darin doch für immer unzweideutig ausgedrückt. Die Thätigkeit des Philologen setzt voraus, dafs ein Erzeugnis menschlichen Geistes bereits vorliegt und verstanden werden soll; sie besteht darin, dafs man versucht, für dieses Produkt — sei es eine sprachliche Form oder eine Einrichtung des öffentlichen Lebens, ein einzelner Ausspruch oder ein litterarisches Kunstwerk — die Bedingungen, unter denen es entstanden ist, in Gedanken wiederherzustellen, so dafs es von da aus frische Kraft gewinnt und uns wie etwas Gegenwärtiges anmutet. So kommt der Philologe zur Vergleichung von Altem und Neuem: mit Hülfe von Parallelen aus der Gegenwart kann die Phantasie das Vergangene neu erstehen lassen. Leicht kann da die pessimistische Ansicht aufkommen, es sei doch schon alles dagewesen, es gebe nichts Neues unter der Sonne (Pred. Sal. 1, 9). Das wäre allerdings eine trübselige Weisheit: die Wahrheit mufs anders aussehn.

In der modernen Völkerkunde wird anerkannt, dafs die Zustände, die sich jetzt bei wilden Stämmen finden, der Entwicklungsstufe entsprechen, welche die geschichtlichen Nationen durchgemacht haben müssen. Das ist auch auf die Kultur der Griechen und Römer anzuwenden (Erwin Rohde. Im Keime schon Thuk. I, 6, 2).

Die erste mechanische Welterklärung liegt in dem Lehrgedicht des Lukrez vor; dies System läfst im wesentlichen die Grundgedanken moderner Naturerforschung erkennen. Die Grundkräfte, auf deren Zusammenwirken ein menschliches Gemeinwesen beruht, hat schon Platon mit grofsem Blick herausgearbeitet; daneben nimmt sich die Fülle von realistischem Stoff, womit uns ein Moderner, der etwa auch einen Idealstaat zeichnen will, überschüttet, wie harmlose Spielerei aus. Unser Begriff der allgemeinen Bildung ist dem Ideal verwandt, das einst die Sophisten zu erreichen strebten.

Diese Beispiele können zugleich deutlich machen, wie mannigfaltig die Unterschiede sein müssen, die zwischen ähnlichen Erscheinungen des antiken und des modernen Lebens obwalten; denn ein vollständiger Parallelismus ist nicht vorhanden. Aber das eigentlich Fördernde liegt eben doch in dem Nachweis verwandter Elemente.

Die Kantische Anschauung von der Idealität des Raumes und der Zeit und von dem unentrinnbaren Gesetze der Kausalität, von dem das „Ding an sich" frei sein müsse, entspricht der althebräischen Vorstellung von dem allgegenwärtigen, unveränderlichen, allmächtigen Gotte. Wenn Platon im Protagoras erklärt, die Sophistik sei uralt, nur hätten die früheren Sophisten poetische Hüllen gebraucht, so sagt Schiller in dem „Künstler" dasselbe: nur das Absichtliche ist hier ausgeschaltet.

Philologische Arbeit schärft die Aufmerksamkeit für diese Verhältnisse: doch läfst sie uns im Stich bei der Frage, ob die beobachteten Ähnlichkeiten auf Zufall beruhen oder auf einer im Grunde stetigen Entwicklung. Unsere Wissenschaft ist das gegebene Werkzeug, um ein wesentliches Element der Weltentwicklung aufzufassen und zur Anschauung zu bringen. Sie zeigt, wie in scheinbarem Kreislauf ein unablässiger Fortschritt sich vollzieht, und läfst in der frühesten Form eines wiederkehrenden Gedankens die Keime zum Wachstum wie zum Verfall, in der reifen Gestalt die Grundzüge der ursprünglichen, sei es Einsichten oder Probleme entdecken. So hilft sie dem Spätling, ein von den Vätern Ererbtes zu selbständigem Besitz zu erwerben.

Die Stärke der Philologie besteht darin, das menschliche Geschlecht zum reiferen Verständnis seiner selbst zu bringen. Eine Wissenschaft, die für so edle Kulturarbeit den Sinn weckt und den Geist schärft, mag wohl einer unvergänglichen Mission sicher sein.

Dritte allgemeine Versammlung.

Donnerstag, den 3. Oktober,
vormittags 10¾ Uhr,
in der Aula der Universität.

Prof. Schwartz eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, dafs Prof. Lehmann zwei Hefte der von ihm herausgegebenen Beiträge zur Kenntnisnahme auf den Tisch des Hauses gelegt habe.

Alsdann erhält das Wort Prof. Dr. Kehrbach (Charlottenburg) zu seinem **Bericht über die Veröffentlichung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.**

Nach Schlufs der Gieſsener Philologenversammlung (1885) ist in das Programm einer jeden Versammlung ein Bericht über den jeweiligen Stand der Monumenta Germaniae Paedagogica aufgenommen worden. Nach 1890 wurde dies ein Bericht über die Veröffentlichung der Gesellschaft für Erziehungs- und Schulgeschichte (gegründet Zürich 1887, konstituiert Berlin Dezember 1890), da diese Gesellschaft sich die Weiterführung der Monumenta zu ihrer Hauptaufgabe gestellt hat. Aus dem einen Unternehmen sind aber inzwischen vier geworden. Zu den Monumenta sind hinzugetreten: 1. die Texte und Forschungen zur deutschen Erziehungsgeschichte; 2. das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge, ein grofses bibliographisches Werk, das über die gesamte einschlägige litterarische Produktion eines jeden Jahres berichtet und aufserdem sämtliche behördlichen Verordnungen zum Unterrichtswesen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz verzeichnet; 3. die Mitteilungen der Gesellschaft. Der Vortragende hob hervor, welche Werke seit der letzten Philologenversammlung erschienen und welche in Vorbereitung seien.

Durch die Veröffentlichung des zweiten und dritten Bandes der Evangelischen Katechismusversuche vor Luther ist die Zahl der Monumenta-Bände auf 22 gestiegen. Das Werk bildet den Anfang eines corpus catecheticum. In Arbeit sind die Ausgaben der badischen, hessischen und mecklenburgischen Schulordnung, eine grofse Pestalozzi-Bibliographie, ein Urkundenwerk über die Erziehung der Prinzen des brandenburgisch-preufsischen Hauses, ein Werk über Comenius u.a.

Auch die „Texte und Forschungen“ haben erhebliche Vermehrung erfahren. Die erschienenen Bände beschäftigen sich mit

der ersten Periode der Frankfurter Universität (1506—1540), mit der Domschule zu Münster und mit der Schulgeschichte Bayerns (die bayerische Gruppe der Gesellschaft wird bei dieser Publikation von der bayerischen Regierung unterstützt).

Zu den bestehenden 14 Gruppen der Gesellschaft ist als die jüngste die Gruppe Elsafs-Lothringen hinzugekommen, die bereits ein Heft mit Studien ediert und der Philologenversammlung gewidmet hat.

Von dem genannten bibliographischen Unternehmen befindet sich der dritte Jahrgang in Arbeit; der vollendet vorliegende zweite Band verzeichnet und charakterisiert gegen 2400 Bücher (incl. Lehrmittel), über 6000 Zeitschriftenartikel und 290 behördliche Erlasse.

Da von verschiedenen Seiten eine Reichscentralstelle für das gesamte Bildungswesen gefordert wird, die zugleich den Zwecken der Sammlung und der Information dienen müsse, so könnten die Sammlungen und Veröffentlichungen der Gesellschaft dazu treffliche Anknüpfungs- und Stützpunkte bieten. Die Reichsregierung hat bis jetzt 30000 Mark bewilligt. Der Reichstag hat die Regierung ersucht, die Summe auf 50000 Mark zu erhöhen. Hierin liegt ein erneuter Ausdruck der Anerkennung. Wir haben Hoffnung, dafs die Gesellschaft in Zukunft mit gröfserem Erfolge als bisher ihre wissenschaftlichen und nationalen Aufgaben werde fördern können.

Es folgte die Verhandlung der Resolution: **Über die deutsche Schule in Johannesburg.**

Direktor Dr. Weidner: Meine Herren! Es ist mir nicht vergönnt, durch wissenschaftliche Arbeit einen Baustein zu dem Gebäude der Versammlung beizutragen; doch dürfte die von mir vertretene Sache Ihr Interesse in Anspruch nehmen. Es handelt sich um die deutsche Schule in Johannesburg, deren Leiter ich bin. Unter dem Kriege, der gegenwärtig Südafrika verwüstet, leidet dieselbe so schwer, dafs sie geradezu mit dem Tode ringt. Ich bin vom Schulvorstand nach Deutschland gesandt, um das Interesse zu wecken und womöglich neue Sammlungen in die Wege zu leiten. Ein kleiner gedruckter Bericht über die Lage ist in Ihre Hand gegeben, auch einige Photographien.

Die deutsche Schule in Johannesburg wurde am 1. September 1897 mit einigen dreifsig Kindern eröffnet und hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens einen Aufschwung genommen wie keine andere Schule des Auslandes. Sie zählte vor Ausbruch des

Krieges 9 Lehrer und 300 Schüler, von denen die Knaben nach dem Lehrplan einer Realschule, die Mädchen nach dem einer höheren Mädchenschule unterrichtet wurden. Sie bildete geradezu den Krystallisationspunkt der deutschen Kolonie in Transvaal und hatte sich auch der Gunst der einheimischen Bevölkerung zu erfreuen. Die Transvaalregierung leistete uns einen Zuschuſs von etwa 18000 M.; sie baute uns eine prächtige Turnhalle gröſsten Stils.

Aber mit dem Kriege fing die Not an. Die Unterstützungen blieben aus. Das Schlimmste aber war, daſs die Eltern, selbst brotlos geworden, nicht mehr im stande waren, das Schulgeld aufzubringen. Unser jährlicher Verlust beträgt über 50000 Mark.

Das Deutsche Reich hat sich der Schule angenommen. Doch sind diese Subsidien verhältnismäſsig gering: denn die Lebensbedingungen in Transvaal sind vielleicht die teuersten in der ganzen Welt. Sammlungen in weiteren Kreisen sind erwünscht, und ich hoffe, daſs ich Männer finde, die zu diesem Werke der Barmherzigkeit beitragen. In meiner Vaterstadt Eisenach, in Hamburg und Berlin haben sich bereits Ausschüsse gebildet. Ich bin überzeugt, daſs unter der thatkräftigen Leitung des Herrn Direktor Wingerath, der sich dieser Aufgabe unterziehen will, auch hier ein solcher mit Erfolg wirken wird. Der moralische Einfluſs der gelehrten Kreise ist groſs! Helfen Sie mir daher zur Erreichung meines Zweckes; ich werde Ihnen dankbar sein für jede Unterstützung, für jeden Rat. Helfen Sie der deutschen Kolonie ihr Deutschtum zu erhalten: Sie werden den Dank der Deutschen von Transvaal, den Dank des deutschen Vaterlandes ernten!

Direktor Dr. Wingerath (Straſsburg) verliest die von ihm eingebrachte **Resolution:**

> Die 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Straſsburg erachtet es für eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, die in ihrem weiteren Bestehen gefährdete deutsche Schule zu Johannesburg in Transvaal als solche zu erhalten und ihr über die schwere Krisis hinwegzuhelfen, die infolge des südafrikanischen Krieges über sie hereingebrochen ist.

Die Resolution wird einstimmig angenommen. Der Vorsitzende versichert, daſs, falls das Budget des Philologentags, wie vorauszusehen, einen Überschuſs ergeben werde, er den Fonds für Johannesburg nicht vergessen werde.

Alsdann erhält das Wort Prof. Dr. Fabricius (Freiburg i. Br.) zu seinem Vortrage **Über die Ergebnisse der vom Deutschen**

Reich unternommenen Erforschung des Obergermanisch-Rätischen Limes.[1])

Der Reiz der Limesforschung beruht darauf, dafs alles auf allgemeine geschichtliche Probleme hinleitet. Bei unseren Untersuchungen ist der grofse geschichtliche Zusammenhang immer im Auge behalten worden. Ich will deshalb versuchen, Ihnen ein Bild zu entwerfen, wie sich die Entstehung des Limes im Zusammenhang mit der Geschichte des Römerreichs in Obergermanien und Rätien darstellt.

Ausgangspunkte des Vordringens der Römer über den Rhein waren die drei Legionslager von Mainz, Strafsburg und Windisch. Am Oberrhein und südlich der Donau war das von den Germanen geräumte Land einzelnen Abenteurern aus Gallien überlassen worden. Hier geschah in frühflavischer Zeit der erste Schritt zu dauernder Besitznahme. Die Römer drangen durch das Kinzigthal vor in das obere Neckarthal. Eine andere Operationslinie ging von Vindonissa an der Donauquelle vorüber zum gleichen Ziele. Man traf zusammen bei Rottweil (arae Flaviae). Das dortige Lager diente den Legionen als aestiva; in Waldmössingen und Sulz a. N. lagen die Präsidien für die Auxiliarkohorten. Das entspricht dem Vorgehen im nördlichen Britannien vor den Feldzügen des Agricola.

Die Erweiterung des römischen Besitzes am Untermain wurde durch den Chattenkrieg Domitians herbeigeführt. Im Jahre 83 n. Chr. eroberten die Römer die Wetterau. Die Hauptkastelle waren hier Kesselstadt, Heddernheim, Okarben, Friedberg. Von diesen aus wurden die Truppen strahlenförmig über den Taunus und bis an den Vogelsberg vorgeschoben. Im Laufe der Linie wurden kleinere Verschanzungen unregelmäfsiger Form angelegt zur Aufnahme der impedimenta. Dann wurde der Grenzweg gebaut: an geeigneten Stellen Wachttürme, mit Schutzgräben umgeben. Die Mannschaften waren in den Grenzkastellen in leichten Baracken oder überdachten Gruben untergebracht. Viele dieser frühsten Werke werden noch verborgen sein. Jede Station war durch gebahnte Wege an die Hauptkastelle im Hinterlande angeschlossen. Danach kann man sich die Organisation und Verteidigung vorstellen. Der Limes der ersten Zeit war eine Vorpostenstellung, in deren Rücken sich die Hauptkastelle und die Legionen in Mainz

1) Der Vortrag erscheint vollständig in der „Westdeutschen Zeitschrift“ und in einer Sonderausgabe unter dem Titel: „Die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland“, Trier 1902.

befanden, und in diesem Sinne eine vorwiegend militärische Anlage. Auch kann in dieser Zeit schon die älteste mechanische Absperrung der Grenze entstanden sein.

Ebenso angelegt sind der Limes, der das Neuwieder Becken einschliefst, und die Linie im Odenwald. In der frühtrajanischen Zeit (um 100 n. Chr.) war die Linie als Ganzes abgeschlossen und führte von Hönningen am Rhein über die Abhänge des Westerwaldes und des Taunus, um die Wetterau herum bis zum Main, dann über den Odenwald zum Neckar und folgte diesem bis in die Gegend von Cannstadt, wo die Verbindung mit dem rätischen Limes abbog, der nördlich von der Donau weit ausbiegend bis in die Gegend von Kehlheim zieht.

Die Regierung Hadrians brachte wesentliche Änderungen, zunächst die fortlaufende Verpfählung. Die Anwendung von Palissaden ist bezeugt, Reste von solchen überall gefunden. Das Gräbchen, in dem die Palissaden standen, hat bekanntlich Verwirrung angerichtet: man hat sich deswegen über die Bedeutung der Anlage getäuscht. Jetzt ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Eine römische Grenzabsteinung, wie man glaubte, giebt es nach meiner Überzeugung überhaupt nicht. Der obergermanisch-rätische Limes bot ein Bild, wie man es an der Marcussäule sieht.

Gleichzeitig traten noch andere Neuerungen ein, ebenfalls sicher auf Anordnung Hadrians. In der Wetterau zeigt der Limeszug dieser, der 2. Periode keine Rücksicht auf das Gelände: er ist gerade gerichtet, zu möglichster Abkürzung der Entfernungen und Erleichterung des Signaldienstes nach dem Binnenlande. Dies beruht auf einem Systemwechsel im Zusammenhang mit der Neuorganisation des Dienstes, die sich noch deutlich wahrnehmen läfst. Die Kohorten müssen damals bis an die Grenze selbst vorgeschoben worden sein. Hier wurden nun auch neue Kastelle gebaut. Die alten im Binnenland wurden geräumt und bestanden nur noch als bürgerliche Niederlassungen. Dies verrät, dafs jetzt die administrativen Zwecke das militärische Interesse vollkommen verdrängt hatten: es herrschten damals friedliche Verhältnisse. Unter Antoninus Pius wurde auch südlich des Main dieses System durchgeführt, und zwar durch die Hinausschiebung der Odenwald-Neckarlinie in die geradlinige Strecke Miltenberg—Welzheim. Mitbestimmend war hier das Bedürfnis nach weiterer Ausdehnung des römischen Besitzes infolge der Verpflanzung grofser Mengen von Britonen nach Deutschland, die in Mengen herüberkamen und hier in zahlreichen numeri stationiert waren. Sie mufsten die Steintürme im Odenwald bauen. Jetzt rückten die Kohorten von der Neckarlinie

an den neuen Limes Miltenberg—Welzheim; die Britonen bleiben in der alten Linie, die nicht mehr als Limes gilt. Von Walldürn bis Welzheim ist die Palissadenreihe mit brutaler Verachtung des Geländes 80 km weit absolut gradlinig angelegt.

Erst am Ende des zweiten Jahrhunderts, als die Grenzen des Reiches stärker bedroht waren, wurde der Limes wieder für militärische Zwecke eingerichtet, aber nun nicht etwa die Tiefestellung der Truppen wieder hergestellt, sondern lediglich die Grenzanlagen selbst, zunächst die Kastelle, verstärkt. Die Stellung war militärisch unhaltbar; man hätte zum System des Domitian zurückkehren sollen. Aber Commodus schob vielmehr die Britonen an die eigentliche Grenze vor. In Rätien und am Neuwieder Becken fanden Umbauten statt. Einzelne Punkte wurden stärker befestigt, schliefslich ein fortlaufender Graben mit Wall oder eine Mauer errichtet. Die rätische Mauer (175 km lang, $2^1/_2$ m hoch) überschneidet den alten Palissadengraben zuweilen, sie wurde an die vorhandenen Türme angebaut. In Germanien errichteten die Römer neben der Palissade auf der Innenseite einen grofsen Graben. Dafs dies die jüngsten Anlagen am Limes sind, liefs sich wiederholt feststellen. Ich bringe sie in Verbindung mit dem Angriff der Chatten und Alemannen, der Caracalla nach Deutschland rief (213 n. Chr.). Spuren wiederholter Zerstörung des Kastells Pfünz sind dazu in Beziehung zu setzen. Auch die Saalburg enthält Brandschutt mit Münzen, die auf Kämpfe dieser Zeit deuten. Dies und anderes beweist, dafs 213 nicht blofs Rätien heimgesucht, sondern auch der germanische Limes durchbrochen worden ist. Später erhob sich der Sturm unter Severus Alexander. Die verstärkte Grenzwehr konnte den römischen Besitz nicht schützen. Die Münzfunde der Kastelle reichen wiederholt bis Severus Alexander.

Gefallen ist der Limes aber erst unter Gallienus. Deutliche Zeichen beweisen, dafs einzelne Kastelle erst nach verzweifelter Gegenwehr aufgegeben worden sind. Im Kastell Niederbieber wurden zwei Schätze gefunden, die bei der Zerstörung dieser Feste verloren gegangen sind; die darin enthaltenen Münzen reichen bis 259. Kein zuverlässiges Zeugnis der Existenz des Limes führt über dieses Jahr hinaus.

Nach dem Vortrage erfolgt lebhafter Beifall ohne Diskussion. Der Präsident dankt für das überaus lichtvolle Bild, welches aus einer Fülle von Einzelfunden eine Gesamtanschauung ermögliche. Alsdann erteilt er das Wort Herrn Prof. Dr. Elter (Bonn): **Das klassische Altertum und die moderne Wissenschaft.**[1])

1) Wird im Druck erscheinen.

Alsdann sprach Prof. Dr. Theodor Schreiber über: **Die zweite Campagne der Ernst Sieglin-Expedition in Alexandrien.**

Die Ausgrabungen des ersten Winters (1898/99) hatten unter der geschickten und umsichtigen Führung des Herrn Dr. Ferdinand Noack als Hauptresultat ergeben, dafs der Stadtplan Mahmoud el Fulakis gegen die Zweifel Hogarths und Bottis als zuverlässig erkannt wurde; dafs das Mahmoudsche Strafsennetz der gepflasterten Strafsen auch für die älteren Epochen Geltung habe und dafs die Strafse R_1 als Strabos Hauptquerstrafse zu betrachten sei. Erst nachträglich hat sich herausgestellt — was in Noacks Bericht (Athen. Mitt. XXV 1900, S. 215—279) noch nicht berücksichtigt werden konnte —, dafs auch der archäologische Ertrag trotz der räumlichen Beschränkung dieser ersten Untersuchungen ein recht ansehnlicher gewesen ist.

Die zweite Campagne mufste der im folgenden Winter herrschenden Epidemie wegen auf den Herbst 1900 verschoben werden. An Stelle Noacks, der einem Rufe an die Universität Jena gefolgt war, trat auf Herrn Prof. Dörpfelds Vorschlag Herr Alfred Schiff; er leitete mit dem Architekten Herrn Ernst Fiechter aus Basel die topographischen Sonden, während die Ausgrabungen und Untersuchungen auf dem Gebiete des Sarapeions von Herrn Prof. August Thiersch aus München und seinem Sohne Herrn Dr. Hermann Thiersch ausgeführt wurden. Es ist das grofse Verdienst des genannten Münchner Architekten, dafs aus den übrig gebliebenen Fundamenten und Mauerresten und aus vereinzelten Werkstücken die allmähliche Erweiterung des berühmten Heiligtums von beschränkten Anfängen an bis zu gewaltiger Ausdehnung in kaiserlicher Zeit herausgelesen werden konnte. In mehreren grofsen, im Vortragssaal ausgestellten Plänen und Querschnitten war der jetzige Zustand, der wachsende Umfang des Tempelgebietes in den einzelnen Epochen und der Versuch einer Wiederherstellung des Sarapeions zu sehen.

Von den topographischen Untersuchungen haben die bei dem Gouvernementshospital an der arabischen Festungsmauer ausgeführten Sonden OPQ eine besondere Wichtigkeit dadurch erlangt, dafs sie Teile zweier sich kreuzender Strafsen der alten Stadt (R_2L_2) freilegten und damit Gelegenheit gaben, die von Noack begonnenen Forschungen weiterzuführen, die verschiedenen, übereinanderliegenden Strafsenanlagen mit den angrenzenden Bauten zu studieren und das System der mit ihnen zusammenhängenden Be- und Entwässerungskanäle zu verfolgen.

An der Küste, und zwar im Bereich der Königsstadt, ist ein gröfserer, durch Wand- und Bodeninkrustation reichgeschmückter,

mit Bäderanlagen versehener Komplex von Wohnräumen (Sonde U) ausgegraben worden. In der Westnekropole wurde gleich zu Beginn unserer Ausgrabungen am südwestlichen Ende des alten Stadions das grofsartige Grab von Kôm-esch-Schukâfa entdeckt, dessen reicher (vom Vortragenden in einer Sektionssitzung besprochener) Kunstschmuck in einer besonderen Publikation bekannt gemacht werden wird. Weiter westlich kam eine Grabkammer (T) zum Vorschein, deren Wände mit ägyptisierenden Malereien bedeckt waren, unter der oberen Stuckschicht aber eine ältere Schicht mit griechischen Wanddekorationen zeigten. Ein anderes, völlig unberührtes, mit gemalten Guirlanden und farbig behandelten Stuckthüren dekoriertes Grab (W) wurde in der Ostnekropole bei Hadra gefunden. Ebenfalls im Osten der alten Stadt, aufserhalb der Porta Rosetta, gelang es durch die Sonde Y die aus der Wiener Inschrift bekannte augusteische Wasserleitung wieder aufzufinden. Eine nördlich davon, im alten, unter Trajan zerstörten Judenquartier unternommene Sonde (Z), welche gleich im Beginn wertvolle Grabreste aus ptolemäischer Zeit zu Tage brachte, mufste leider vorzeitig aufgegeben werden. Unsere Bemühungen, auf der ehemaligen, jetzt mit der modernen Stadt zusammenhängenden Pharusinsel die Einmündungsstelle der vom Heptastadion getragenen Wasserleitung festzustellen, ergaben leider unsichere Resultate. Erfolgreich war dagegen die Untersuchung der alten, zum Teil noch in Gebrauch befindlichen Hauptkanäle, welche Herr Schiff unter Führung des 80jährigen Scheichs der Kanalausräumer glücklich zu Ende brachte.

Über die Bedeutung der zum gröfsten Teil nach Deutschland überführten Funde läfst sich vor Beendigung der Ordnung und der Sichtung derselben kein abschliefsendes Urteil abgeben. Die Anzahl der Inschriften ist begreiflicherweise verhältnismäfsig gering. Diejenige des schönen, bemalten, in situ gefundenen Altars aus dem Sarapeion (*Βασιλέως Πτολεμαίου | καὶ Ἀρσινόης Φιλαδέλφου | θεῶν σωτήρων*) ist das geschichtlich wichtigste Stück. Was sich in den Souterrains auf den sauber geglätteten Kalkwänden aufgeschrieben fand, atmet ganz die Stimmung eines alexandrinischen Epikuräers. Abgesonderte, höchst lehrreiche Gruppen sind die Aufschriften der sog. Hadravasen und der Amphorenhenkel.

Eine ungeahnte Bereicherung unserer Vorstellungen von der Entwicklung der hellenistisch-römischen Architektur versprechen die Reste der meist in Stuck modellierten Gräberfassaden. Sie lassen sich in vier Klassen verteilen: a) griechische, aus dem Mutterlande entlehnte Formen ohne entwickelten Barockcharakter,

wozu die nach dem Vorbild der Tholos von Epidauros gearbeiteten Kapitäle der Ptolemäerpaläste gehören, b) hellenistisch-römische Barokformen, c) ägyptisch-griechische Mischformen (Ptolemäerpaläste, Schukâfagrab), d) ägyptische und ägyptisierende Formen ohne griechische Beimischung. Es steht schon jetzt aufser Zweifel, dafs die anscheinend phantastische Prospektenmalerei in Pompeji sich an solchen, wirklich gebrauchten Formen der alexandrinischen Architektur inspiriert hat.

Was die Plastik betrifft, so fehlt es auch hier nicht an Überraschungen. Neue Stilnuancen und neue Göttertypen, eine auffällige Frische und Selbständigkeit der Plastik noch im ersten und zweiten kaiserlichen Jahrhundert, wodurch Strzygowskis Vermutungen (in seinem Werke „Orient oder Rom") eine unerwartete Bestätigung erfahren haben. Dafs die alexandrinische Toreutik, welche das Reliefbild geboren oder wenigstens erzogen hat, die bevorzugte Hofkunst der Ptolemäer gewesen ist und dafs die Ateliers sich in der Königsstadt befunden haben, wird durch neue Fundthatsachen bekräftigt. In das Gebiet der Glyptik gehört ein inschriftlich und durch seinen Bilderschmuck merkwürdiger, in Sonde P gefundener Abraxasstein.

Am vielseitigsten sind die keramischen Funde, welche von der ersten Ptolemäerzeit bis in die spätchristlichen und arabischen Epochen reichen und die verschiedensten alexandrinischen Techniken repräsentieren. Auch zur hellenistischen Religionsgeschichte werden die Funde manchen Beitrag liefern.

Die Ergebnisse der Sieglin-Expedition sollen in zwei Publikationen veröffentlicht werden, deren erster Band das Grab von Kôm-esch-Schukâfa, die beiden folgenden die übrigen Ausgrabungen behandeln werden.

Die Versammlung bewies ihren Anteil an den Ausführungen des Vortragenden durch folgendes Begrüfsungstelegramm:

Herrn Ernst Sieglin, Stuttgart.

Die 46. Philologenversammlung spricht in Anlafs von Schreibers Bericht über die zweite Campagne zur Ausgrabung Alexandriens dem hochherzigen Förderer des Unternehmens Dank und Anerkennung aus.

Hierauf erfolgte folgende Antwort:

Für die anerkennenden Worte der 46. Philologenversammlung danke ich von Herzen. Es war mir eine grofse Befriedigung, der Wissenschaft nützlich gewesen zu sein.

Ernst Sieglin.

Vierte allgemeine Versammlung.

Freitag, den 4. Oktober,
vormittags 10¾ Uhr,
in der Aula der Universität.

Der zweite Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit geschäftlichen Mitteilungen. Von Prof. Kehrbach ist die Nachricht eingegangen, dafs die Reichsregierung den Zuschufs für die Monumenta Paedagogica erhöht hat. Die Versammlung beschliefst, der Reichsregierung dafür den Dank abzustatten.

Sodann erhält Prof. Dieterich (Giefsen) das Wort zu einem Vortrag über **Die Himmelfahrt der Seele, eine Mithras-Liturgie.**[1])

Nachdem der besonders lebhafte Beifall, den dieser Vortrag entfesselt hatte, verklungen war, erhielt das Wort Prof. Thumb (Marburg). Er sprach über **Die sprachgeschichtliche Stellung des biblischen Griechisch.**

Die Sprache des Neuen Testaments weicht vom klassischen Hellenismus stark ab. Man wird vielleicht davon abgestofsen; aber es handelt sich um die heiligen Bücher des Christentums: und so durften die Theologen zum mindesten diese Sprache nicht vernachlässigen. Dogmatische Erwägungen haben bei der Beurteilung eine nicht geringe Rolle gespielt. Vom Standpunkt des Inspirationsbegriffes wollte man auch der Sprache den Charakter der Vollkommenheit zuerkennen. Klassisch konnte man sie nicht nennen; aber man erfand die These von der spezifischen Eigenart. Noch 1893 billigte Rothe den Satz: Man kann mit gutem Fug von der Sprache des heiligen Geistes reden. Ob biblisch-griechisch oder judengriechisch: die Ausnahmestellung blieb; und auch die Vergleichung der Septuaginta vermochte die These nur zu modifizieren.

Erst wenn wir die biblische Sprache in den Zusammenhang der grofsen natürlichen Sprachentwicklung bringen, ist ihre Stellung klar zu bestimmen. Von den Lautformen ist auszugehn. Die Lautform des heutigen Griechisch ist uns bekannt; die der Sprache des ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhunderts können wir einigermafsen rekonstruieren. Das Griechische der biblischen Zeit nähert sich schon stark dem Neugriechischen: es bildet den Anfangspunkt einer neuen Sprachphase. Die Mutter des Neugriechischen ist dem Bibelgriechischen verwandt; ihre gemeinsame

1) Derselbe erscheint als Monographie in dem Teubnerschen Verlage.

Mutter ist die *Κοινή*. Man darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, einerseits die neugriechische Sprachgeschichte, anderseits die lebenden Dialekte wirklich zu studieren, nach der Analogie der romanischen Sprachen. So kann man die einst gesprochene *Κοινή* wiederherstellen.

Unter den Quellen sind die wichtigsten die Papyrus. Hier muß die Frage aufgeworfen werden, mit welcher Genauigkeit in diesen die lebende Sprache der Zeit dargestellt wird. Leider fehlen uns Quellen dieser Art aus dem Mutterland und Kleinasien; doch geben auch hier die Inschriften reichlich Aufschluß: nur müssen sie intensiver und extensiver befragt werden. Ergänzend tritt eben das Neugriechische ein, indem es Rückschlüsse auf die hellenistische Umgangssprache gestattet. Gelegentlich zeigt es, daß das, was die Papyrus bieten, nur provinziale Eigentümlichkeiten sind, wie z. B. die Vertauschung von Media, Tenuis und Aspirata.

Was ist nun Wesen und Eigenart der *Κοινή*? Die zeitlichen Grenzen werden durch Alexander den Großen einerseits und Diokletian oder Justinian anderseits gegeben. Sie ist das zu einer allgemeinen Verkehrssprache umgestaltete Attisch. Schon in den Zeiten des attischen Reiches ist die attische Sprache über seine Grenzen hinausgedrungen. Die Macedonier bedienten sich des Attischen, sobald sie in das griechische Gebiet eindrangen. Durch Alexander den Großen wurde die attische Mundart zur Weltsprache. Von nun an führten die alten Dialekte einen langen, aber vergeblichen Kampf. Auffallend ist, wie geringe Spuren sie in der *Κοινή* hinterlassen haben. Nur der ionische Dialekt hat etwas stärker gewirkt, besonders im Wortschatz: das entsprach ganz den geschichtlichen Verhältnissen. Falsch ist besonders die alte These von der bunten Mischung der Dialekte.

Die *Κοινή* ist nicht eine Litteratur-, sondern eine Verkehrssprache. Eine solche wird auch durch das Neugriechische vorausgesetzt. Die attische Litteratursprache hat für sie nur sekundäre Bedeutung. Seit Polybius bewegt sich die griechische Schriftsprache zwischen den Polen des Archaismus und der gesprochenen Sprache. Selbst die Atticisten haben das nicht ändern können.

Ein Denkmal der Litteratur-*Κοινή* ist auch das N. T. Hier haben wir den ersten ernsthaften Versuch, die gesprochene *Κοινή* zu einer Litteratursprache zu machen. So erklärt sich der Widerwille der gebildeten Griechen gegen das, was ihnen Matrosensprache war. Aber ein zusammenhängendes Studium zeigt, daß die Bibelsprache vielmehr eine natürliche Phase der hellenischen Sprache ist. Dies hat besonders Deißmann erkannt.

Noch können wir nicht alle Erscheinungen des neutestamentlichen Griechisch in die *Κοινή* einordnen; wir stehen ja erst beim Anfang der Forschung. Die angeblichen Hebraismen der Bibel können nur durch zweideutige Belege gestützt werden. Die Möglichkeit von Hebraismen kann natürlich nicht geleugnet werden; aber die Methode war bisher ganz verkehrt. Z. B. die Fortführung der Erzählung mit „und" beweist gar nichts. Aus dem Vorkommen poetischer Worte kann nicht auf poetische Diktion geschlossen werden. Eine ähnliche falsche (lexikalische) Methode hat bei Polybius und Josephus zu verfehlten Ergebnissen über deren Quellen und Vorbilder geführt. So wollte man auch einen Einfluſs des Josephus auf Lukas nachweisen.

Es wäre denkbar, daſs das biblische Griechisch eine gewisse lokale Färbung zeigt. Wie verhält sich die biblische Sprache zu den Abarten der *Κοινή*? Es ist nicht angängig, sie als Denkmal eines bestimmten Dialekts, etwa des sog. „Judengriechisch", zu bezeichnen Z. B. *ἐραννάω* ist nicht judengriechisch, sondern höchstens ägyptisch. Es kann sogar gezeigt werden, daſs das Griechisch der palästinensischen Juden ein anderes war; denn in der rabbinischen Litteratur haben griechische Wörter vielfach eine andere Bedeutung als im N. T.

Auch die Sprache des Christentums zeigt bald eine rückläufige Bewegung, je mehr es im Kreise der Gebildeten Wurzel faſst; schlieſslich wird sie wieder ganz zum Litteratur-Griechischen. Das sprachliche Leben erstarrte in der Litteratur; bis zum heutigen Tage hat sich das noch nicht geändert.

Dies Bild konnte bloſs in groſsen Zügen gezeichnet werden; ausführlicher findet es sich an anderem Ort! Unser Wissen ist noch recht lückenhaft; die Forschung hat erst begonnen. An der Lösung der Probleme ist besonders die Theologie interessiert, in gewisser Beziehung aber jeder Gebildete.

An diesen mit groſsem Beifall aufgenommenen Vortrag schloſs sich eine lebhafte Diskussion.

Prof. Nöldeke erhebt Widerspruch gegen die Behauptung, daſs sich im biblischen Griechisch keine Spur semitischen Spracheinflusses zeige. Daſs in einigen Schriften des Alten Testaments, wie in den Makkabäerbüchern und Judith, und in den Synoptikern des Neuen Testaments recht viel semitisch gedachtes Griechisch sei, daran müsse er festhalten. Die häufige Wendung mit *καὶ ἐγένετο* stamme aus dem Hebräischen.

Prof. Wendland: Wellhausen hat in dem 6. Hefte der „Skizzen und Vorarbeiten" eine ganze Anzahl Spuren von Semi-

tismen aus den Evangelien gesammelt. Bald nachher habe ich nachgewiesen, dafs fast alle diese Spracherscheinungen sich auch in profanen Texten finden. Wellhausen hat geschrieben, er fühle im ganzen Ethos der Sprache immer etwas wie Semitismen; aber er gebe zu, dafs diese Spuren nicht als springendes Beweismaterial betrachtet werden dürfen, weil es zufällige Koincidenzen sein könnten. Vielleicht wird der Mittelweg gefunden, wenn die Gedanken von Schwartz ausgeführt werden und weitergehende Forschungen von seiten derer vorliegen, die sowohl Gräcisten als auch Orientalisten sind. Er wolle aber keinen Widerspruch gegen den Referenten erheben.

Prof. Thumb verzichtet nach Wendlands Äufserungen auf ausführliche Erörterungen. Hebraismen leugne er nicht und kenne gewisse Bedingungen, unter denen sie möglich sind; aber bisher sei nichts bewiesen. Von Semitisten sowie von Gräcisten sei mit neuer Methode zu untersuchen.

Nachdem der Vorsitzende für den anregenden Vortrag gedankt hat, erteilt er das Wort an Prof. Jacob (Erlangen). Dieser spricht über: **Das orientalische Schattentheater.**

Dieser Name, welcher der Sache nicht ganz entspricht, mag als wörtliche Übersetzung des arabischen Ausdrucks „ḫajâl az-ẓill“ beibehalten werden, während die Bezeichnung „Schattenspiel“ als ungenaue und irreführende Wiedergabe zu vermeiden ist. Die am frühesten nachweisbare Form dieser primitiven Theatergattung, das javanische Wajang, dürfte aus sprachlichen Gründen sehr viel älter sein, als die ersten Belege in der javanischen Litteratur, welche in den Anfang des 11. christlichen Jahrhunderts hinaufreichen. Dem folgenden Säkulum entstammen die ältesten meist noch ungedruckten Šâjânâṭaka-Texte der Sanskrit-Litteratur. Das chinesische Ying-hi kam im 11. Jahrhundert D. auf. Zwischen den chinesischen und ost-islâmischen Schattenspielfiguren besteht noch heute eine auffallende Ähnlichkeit, während die maġribinischen (west-islâmischen) einen roheren Typus zeigen.

Trotzdem war die Abhängigkeit des islâmischen Spiels von Ostasien bisher nicht zu erweisen. Fast alle älteren Nachrichten, die wir über dasselbe bei arabischen Schriftstellern finden, deuten auf Ägypten. Sultan Saladin war nach Ibn Ḥigge's Zeugnis ein Freund der Schattenbühne. Eine Vorstellung von den Stücken jener Zeit geben uns drei unter Sultan Baibars aufgezeichnete und in einer Escorial-Handschrift erhaltene Possen, auf welche der Redner, weil sie die einzigen Reste dramatischer Poesie des arabischen Mittelalters darstellen, näher einging. Aus Ägypten

nahm nach Ibn Ijâs der türkische Eroberer Sultan Selim I. Javuz im Jahre 1517 einen Schattenspieler nach Konstantinopel mit. Der ägyptische Ursprung des osmanischen Spiels samt der Figur seines Narren Karagöz wird im Gegensatz zur Tradition durch viele Indicien wahrscheinlich gemacht. Vom Ende des 17. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts treffen wir Schattenspieler auf deutschen Messen an. Von hier gelangt die Kunst 1767 nach Frankreich, sie kommt unter dem jetzt erst auftauchenden Namen „Ombres chinoises" in verfeinerter Gestalt nach Deutschland zurück.

Der Apparat, welcher überall ziemlich derselbe ist, wurde vermittelst eines in Strafsburg nach Angaben von Herrn Prof. Euting gebauten Modells unter Vorführung einiger vom Vortragenden aus Stambul, Brussa und Tûnis mitgebrachten Originalfiguren demonstriert.

Nach Beendigung der Vorträge erstatteten die Sektionsvorstände Bericht über die Verhandlungen in ihren Abteilungen.

Prof. Schwartz macht Mitteilung von einer Stiftung der Weidmannschen Buchhandlung. Wie in Bremen, so habe sie auch diesmal wieder 1000 Mark zu wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung gestellt. Diese Summe soll verwandt werden, um die Herausgabe der Konstantinischen Excerpte fortzusetzen. Die Herausgeber sind de Boor, Büttner-Wobst und Boissevain. Die Versammlung beschliefst, der hochherzigen Weidmannschen Buchhandlung telegraphisch ihren Dank auszusprechen.

Alsdann hält der zweite Vorsitzende Direktor Francke seine

Schlufsrede:

Die Tage des lebendigen Wechselverkehrs unter den deutschen Philologen und Schulmännern nähern sich ihrem Ende. Da ziemt sich wohl ein rückschauender Blick, der ihre Bedeutung zu erfassen sucht. Von einer benachbarten Nation hat man gesagt, sie bestehe aus zwei Klassen, aus Parisern und solchen, die es werden wollen. Die mächtige Stadt zieht alle Talente des Volkes an sich, und in der unaufhörlichen Berührung, Reibung und Befruchtung der Geister verdoppelt sich die produktive Kraft des französischen Genius. Der Erfolg ist grofs, aber hoch ist auch der Preis, der dafür gezahlt wird, die geistige Verarmung der Provinzen. Dem deutschen Genius widerstrebt jede Centralisation. Das ist vielleicht der tiefste Grundzug unserer Geschichte: er zeigt sich in der politischen und religiösen, er zeigt sich auch in der wissenschaftlichen Entwicklung unseres Volkes. Wir sind gewohnt, die Ver-

teilung der lebendigen und wirksamen Kräfte über das ganze Land als einen Vorzug zu betrachten; aber auch dieser Vorzug hat seinen Preis: es ist ein Vorzug, der uns im politischen Leben mehr als einmal an den Rand des Abgrunds geführt hat, und der dem wissenschaftlichen Leben den Fluch der Einseitigkeit, des Eigensinns und der Armut anzuheften droht.

Aber es führt ein Weg auch zwischen Skylla und Charybdis hindurch. Wir haben auf diesem Wege im politischen Leben den Hafen des neuen Deutschen Reiches gefunden, welches uns dasjenige Maſs von Zusammenwirken und Einheit sichert, das wir zur Zeit vertragen können. Darf ich so kühn sein, Kleines mit Groſsem zu vergleichen? Dann möchte ich fragen: Giebt es nicht auch für das wissenschaftliche Leben eine Möglichkeit, dem Fluche der Zersplitterung zu entgehen, zwar unsere trotzige Eigenart zu behaupten, aber doch wenigstens einen Teil jener Früchte zu ernten, die dem Nachbarvolke durch die örtliche Einheit zufallen? Ja, es giebt eine solche Möglichkeit. Man braucht nur statt des einen und bleibenden Mittelpunktes wechselnde Mittelpunkte zu setzen. Dadurch hört man nicht auf, ein eigensinniger Deutscher zu sein, denn diese Einrichtung findet sich schon in der alten deutschen Geschichte. Das alte römische Reich deutscher Nation hatte keine bleibende Hauptstadt, sondern wechselte beständig das politische Centrum. Wenn ich damit die Thatsache vergleiche, daſs die regelmäſsigen Zusammenkünfte wissenschaftlicher Fachgenossen wechselnde Centralstätten der Bildung sind, so bin ich mir bewuſst, daſs alle Vergleiche hinken, und ich fürchte, dieser hinkt noch mehr als andere. Indessen, wie man hierüber auch denken mag, eins ist gewiſs, daſs in diesen Versammlungen wenigstens ein Teil des Gewinns geerntet wird, der anderswo der bleibenden Hauptstadt verdankt wird. Wir können diesen Gewinn in der Hauptsache kurz bezeichnen. Er besteht darin, daſs an die Stelle des geschriebenen oder gedruckten Wortes das lebendige, gesprochene Wort tritt.

Jeder, der zur Feder greift, um seine Gedanken zu entwickeln, verlangsamt sein Denken, er zieht die spanischen Stiefel der Logik an, die den freien Gang der produktiven Phantasie hemmen. Da will jeder Satz überlegt und auf seine Zulässigkeit verständig geprüft sein. Ganz anders in der freien Wechselrede des persönlichen Verkehrs. Da gelten nicht die strengen Satzungen der Logik, da herrschen die Gesetze der Psychologie, der Ideenassociation. Da entzündet ein Gedanke den anderen, es blitzt hier, es blitzt dort, und mancher Gedankenblitz hinterläſst einen Lichtkeim, der eine

ungeahnte Entwicklung nimmt. In der Schrift hütet man sich ängstlich vor Irrtum, man scheut den Anstofs, man meidet die Paradoxen. Kühn aber ist das Wort, das der Augenblick gebiert, es sucht die Wahrheit nicht auf methodisch langsamem Wege, selbstgewifs und übermütig hascht es nach ihr im Fluge. Nun hat ein Irrlicht allerdings kein Talent zum Leuchtturm, aber schon oft ist aus dem flackernden Licht einer paradoxen Behauptung eine Flamme erwachsen, welche anderen Ziel und Richtung gab.

Dazu kommt ein ethisches Moment. Bei der schriftstellerischen Arbeit tritt eine Metamorphose ein. Der Mann verwandelt sich in seine Behauptung. Der Leser hat nicht den Mann vor sich, sondern seine Behauptung. Er hält die Behauptung für Irrtum. Er hat das Recht, den Irrtum zu hassen, und unversehens überträgt sich die Abneigung auf den Mann.

Umgekehrt bei dem lebendigen Ideentausch der Wechselrede. Hier hat man es mit der Persönlichkeit zu thun, die Persönlichkeit erzwingt unsere Achtung, und unversehens überträgt sich die Achtung auch auf die Ansicht.

Das sind nur einige Gesichtspunkte. Sie sollen viele andere mit vertreten, die ich verschweige und verschweigen darf. Denn wären unsere Versammlungen nicht durch die allgemeine Überzeugung von ihrem Nutzen gestützt, so müfste eine Einrichtung, die so viele persönliche Opfer erheischt, längst tot und begraben sein. Jetzt aber hat sie zwar schon ganze Geschlechter überdauert, und doch sieht man auf ihrem Antlitz noch keinen hippokratischen Zug, im Gegenteil, es zeigt sich etwas, das aussieht wie Jugendblüte, sie gleicht einem gesunden Baum, dem jeder neue Jahresring neue Kraft und Stärke bringt.

Und wie die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner auf eine reiche Vergangenheit zurückschauen kann, so darf sie auch einer blühenden Zukunft gewifs sein. Denn der Baum, der in diesen Tagen einen neuen Jahresring ansetzt, streckt seine mächtigste Wurzel in eine ewig fliefsende Quelle, eine Quelle, aus der vorzugsweise und mehr als aus jeder anderen der menschliche Erfolg und das menschliche Glück fliefsen. Diese Quelle ist unsere Unwissenheit. Nicht das Wissen macht uns glücklich, sondern das Nichtwissen. In der Unwissenheit liegen die Keime des Strebens, der Arbeit, der Wissenschaft. Was wir wissen, ist wenig; was wir nicht wissen, ist viel. Das verbürgt eine unbegrenzte Dauer des wissenschaftlichen Fortschritts. Hier zeigt sich etwas wie eine Antinomie. Je mehr das Wissen zunimmt, desto mehr nimmt die Unwissenheit ab. So sollte man denken,

denn beides ist dasselbe. Und dennoch ist das gerade Gegenteil der Fall. Je mehr unser Wissen wächst, desto üppiger schiefst unsere Unwissenheit ins Kraut. Es ist eben ein Unterschied zwischen der Unwissenheit des Eskimo und der ignorantia, welche Nicolaus Cusanus die ignorantia docta nannte. Der Eskimo weifs alles, was er braucht, er empfindet keine Schranke; wir aber leiden zuweilen unter dem schmerzlichen Gefühl:

Was man nicht weifs, das eben brauchte man,
Und was man weifs, kann man nicht brauchen.

Jeder Schritt aufwärts in der Erkenntnis läfst neue Schranken entdecken; jedes gelöste Problem öffnet die Aussicht auf zehn neue Probleme. Das wissenschaftliche Streben gleicht dem Zuge eines Eroberers, der sich fremder Gebiete bemächtigt hat und jenseits derselben neue Länder entdeckt, von deren Dasein er keine Ahnung hatte.

So nimmt also mit dem Wachsen der Erkenntnis das Bewufstsein der Unwissenheit zu, und es steigert sich oft zu der quälenden Empfindung völligen Unvermögens. Die Wahrheit lockt unwiderstehlich unsere Sehnsucht, ein dämonisch berückendes Bild, dämmerhaft, gaukelnd, von verschwimmenden Umrissen. Wir glauben sie zu fassen, und schon ist sie verschwunden. Es ist Elpore, die dem Epimetheus erscheint.

Ich küsse deine Stirn
Mit leichter Lippe. Fort schon bin ich, fort!

Aus der tiefen Empfindung dieses Unvermögens hat du Bois-Reymond sein verzweifeltes Ignorabimus in die Welt hinausgerufen. Ich glaube nicht, dafs er im Rechte war. Zwar sein Wort könnte ich mir aneignen, nur nicht in dem Sinne seines Urhebers. Ich möchte Ignorabimus übersetzen: Es wird uns nie an Problemen fehlen. Mit Anlehnung an ein Shakespearesches Wort könnte man von den Aufgaben der Wissenschaft sagen:

je mehr man löst,
Je mehr auch hat man; beides ist unendlich.

In der Unendlichkeit der Unwissenheit liegt die Gewähr für die Unendlichkeit der wissenschaftlichen Arbeit. Aber in dieser Aussicht liegt kein Anlafs zur Resignation, zur Verzweiflung. Im Gegenteil, es ist eine fröhliche Aussicht. Diese Arbeit verbürgt die steigende Bahn des menschlichen Geschlechts; sie hebt den Mann, der sie leistet, und wenn sie erfolgreich ist, so hebt sie auch das Volk, dem er angehört.

Das Kollegiengebäude, in welchem wir uns befinden, trägt auf seiner Stirnseite die Inschrift: Litteris et patriae. Ich erinnere mich der Zeit, wo ich zuerst diese Inschrift las. Sie wirkte befremdend, ja sie erregte Anstofs. Wenn irgend etwas auf der Welt, so ist doch die Wissenschaft international. Sie ist international wie die Luft und das Licht, die keine Länderschranken kennen. Wie ganz anders lauten doch die Verse, welche K. O. Müller auf dem Gutenbergdenkmal zu Mainz verewigt hat:

quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Unzweifelhaft richtig. Und doch dämmerte mir mit der Zeit die Erkenntnis, dafs der Mann, der die Inschrift Litteris et patriae für die Universität wählte, tiefer gesehen hatte als ich. Ich will nicht davon reden, wie in der Form der wissenschaftlichen Arbeit ein nationales Gepräge hervortreten kann. Das ist Nebensache. Aber unendlich viel liegt daran, dafs ein Volk nicht von einem anderen immerzu und gewohnheitsmäfsig überflügelt wird. Ein Land, welches fremde Waren massenhaft einführte und selbst keinen Export hätte, würde zweifellos verarmen. Nun wohl, ebenso gewifs ist, dafs ein Volk, das nur von fremden Ideen lebt und keinen Gedankenexport hat, der geistigen Verarmung und damit dem Untergange entgegengeht. Die Blüte des Denkens ist eben eines der Zeichen, in denen das innere, glühende, heilige Leben einer Nation emporquillt.

So ist der Spruch Litteris et patriae wohlberechtigt: auch die wissenschaftliche Arbeit steht im Dienste des Vaterlandes. Das ist die höhere Weihe, die wie ein leuchtender Schimmer diese Strafsburger Tage umfliefst. Die Lebenstriebe des deutschen Volkes sind in voller Thätigkeit. Möge die Freude dieses Bewufstseins, wie wir sie empfinden, auch noch unsern Enkeln und Urenkeln blühen bis zu den fernsten Geschlechtern!

Oberschulrat Sander (Bremen) stattete im Namen der Versammlung allen denen, die zum Gelingen des Philologentages beigetragen, von der Regierung, Stadtverwaltung und Universitätsleitung bis zu den jüngsten Jüngern der Wissenschaft, die sich umsichtig und emsig der Bureauarbeit und der Fremdenführung unterzogen hatten, innigen Dank ab. Habere eripitur, habuisse numquam! Die Erinnerung bleibt unvergänglich. Wir wollen aber den Dank nicht zersplittern, sondern ihn in einem Punkte sammeln, auf unsere beiden Präsidenten Schwartz und Francke. Sie leben hoch!

Die Versammlung stimmt kräftig ein.

Direktor Francke dankt für die Ehrung. Als nächster Versammlungsort ist Halle vorgeschlagen, als Präsidenten Prof. Dittenberger und Direktor Fries.

Prof. Suchier (Halle) spricht als derzeitiger Rektor und auch im Namen der Stadt Halle seine Freude aus über die ehrenvolle Aussicht und lädt die Philologen und Schulmänner zur nächsten Tagung im Jahre 1903 in der freundlichen, gastfreien Saalestadt!

Schluſs der Verhandlungen nachmittags 1 Uhr.

Philologische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XIV der Universität.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901.

Der Obmann der Philologischen Sektion, Prof. Dr. Reitzenstein, schlägt zu Vorsitzenden Geheimrat Prof. Dr. Friedländer, Dr. Veil, Direktor des Protestantischen Gymnasiums, und Dr. Bach, Direktor des Bischöflichen Gymnasiums zu Straſsburg, vor. Die Versammlung beschlieſst dementsprechend. Zu Schriftführern werden Privatdozent Dr. Helm aus Berlin und Oberlehrer Dr. Frantz aus Straſsburg bestimmt. Die vorgeschlagene Reihenfolge der Vorträge wird angenommen.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. Oktober 1901,

morgens 8 Uhr

Privatdozent Dr. Thiele (Marburg) sprach über die **Anfänge der Komödie in Griechenland.**

Die auſserordentlich reichen Ergebnisse der letzten Forschungen über die antike Bühne, das Kostüm der Schauspieler und die lustigen Personen im antiken Drama legen es dem Vortragenden nahe, das Problem der Anfänge des Dramas in Griechenland von einem neuen litterarhistorischen Gesichtspunkte aus zu erörtern. In den dramatischen Aufführungen ist nicht das ernste Spiel, sondern die aus den niederen Sphären des Volkslebens immer neu schöpfende und neue Gestalten annehmende Komik das treibende und tragende Element. Die Komik hat im Gegensatz zum ernsten Spiel ebenso wie auf germanischem so auf griechischem Boden nur einen losen und äuſserlichen Zusammenhang mit dem Kult. Darum sind für die Anfänge der Komödie nach der Ansicht des Vor-

tragenden die aus dem Kult stammenden und die nicht mit ihm zusammenhängenden Elemente schärfer zu unterscheiden, als es bisher geschehen ist. Von diesem Gesichtspunkte aus ergiebt sich eine neue Erklärung der von Sosibios und Semos (bei Athenaios XIV, 621) überlieferten Gattungen komischer Kurzweil. Die Phallossänger als solche entwickelten keinen humoristischen Dialog und keinen Mimos, wenn nicht dazu die lustige Figur des auch für sich existierenden Deikelisten oder Phlyaken trat. Der Kult und die Kulthandlung gab eigentlich nur die Zeit und Gelegenheit zur mimischen Darstellung. Die zunächst einzeln auftretenden Mimen, Deikelisten und Phlyaken, nicht die *αὐτοκάβδαλοι*, gehörten, wie Sosibios ausdrücklich berichtet, zur Klasse der *σοφισταί*, d. h. sie wanderten in Gesellschaft oder Genossenschaft der wandernden Musiker als fahrendes Volk oder als deren Minstrels. Die Identifizierung der Improvisatoren (*αὐτοκάβδαλοι*) mit den Jamben-Rezitatoren erklärt sich einleuchtend auch ohne eine direkte Beziehung dieser zum Demeterkult. Die Phlyakenkomödie ging von einer einzelnen lustigen Person, dem Phlyax, aus, der sich erst in einem sekundären Stadium mit der anderwärts entwickelten burlesken Posse verband und sein Kostüm verallgemeinerte. Dagegen ist der direkte Zusammenhang der Phlyaken mit den Dämonen der korinthischen Vasen und den Karikaturen der Kabirenvasen nicht genügend bewiesen. Der Phlyax scheint vielmehr ursprünglich eine karikierte Personifikation des Volkshumors zu sein, die nur zufällig auch dämonische und zwar zwergenhafte Attribute trägt; eine ganz parallele Erscheinung in einer etwas feineren Sphäre des Volkshumors ist der Eulenspiegel des Aisopos-Romanes, dessen Held den Namen des Aisopos erst bei der ersten litterarischen Fixierung nach deren Verfasser erhielt. — Eine Figur wie der Phlyax als lustige Person im Volkshumor war eher entwicklungs- und bühnenfähig als die harmlosen ländlichen Dämonen *Εὔνους* oder *Ὄμβριος*. Die Aufführungen der Einzelmimen, die sich bald zur äufsersten Mannigfaltigkeit in Tanz und Spiel entwickelten, gediehen ganz besonders in Sizilien. Rei Sophron und Epicharmos, der auf dem älteren vorsophronischen Mimos fufst, erfordern manche Titel den Einzelvortrag. Epicharmos und schon seine Vorgänger bauten, nicht mehr bloſse *σοφισταί*, sondern *ποιηταί*, am Gerüst des bald zum Dialog entwickelten Mimos die burleske mythologische Posse mit den Stoffen des komischen jonischen Epos auf. Auch der Jambos wurde von ihnen künstlich dialogisch ausgestaltet, und wie es scheint, wurde auch in Sizilien schon die Maskerade des *κῶμος* mit in die Burleske hineingezogen. Vermutlich wurde

Epicharmos in der Vermenschlichung der primitiven Tier-κῶμος für die attischen Dichter maſsgebend. In der attischen Komödie überwiegt in der älteren Zeit die Maskerade noch über den allgemein griechischen burlesken Schwank. Aber nachher führt die freiere Entwicklung der attischen Komödie sogar weit hinaus über die Posse des Epicharmos und der Phlyaken. Das zeigt sich besonders im Kostüm. Denn eine durchgängige Verwendung des Phlyakenkostüms in den Komödien des Aristophanes ist auf Grund der Monumente nicht zu erweisen, widerstreitet vielmehr direkt der Interpretation der erhaltenen Komödien. Eupolis, Aristophanes und andere durchbrechen den Zwang des typischen Kostüms, indem sie den Phlyaken aufgaben und porträtähnliche Masken an dessen Stelle setzten. In Attika entwickelte sich auch aus den schon an sich burlesk gewordenen Satyrtänzen, den τραγικοὶ χοροί, die Satyrnkomödie, zunächst durch das Hinzutreten der lustigen Figur des Seilenos. Eine zweite Stufe wird erreicht durch das Hinzutreten eines eigentlichen Schauspielers, der ursprünglich analog und vielleicht nach dem Vorbild der sizilischen Komödie meistens einen Unhold agiert. Damit entsteht ein halb ernstes Märchenspiel mit lustigem Ausgang, das aber nicht dauernd lebensfähig ist, gleichwohl am Ende des VI. Jahrhunderts allein den Erfordernissen des Kultes und dem Schaubedürfnis des Publikums genügte. In Dunkel gehüllt ist die Entstehung eines daneben gepflegten ernsten Spieles aus den Chören des Dithyrambos. Wir wissen nicht, ob Thespis schon, der ποιητής und σοφιστής zugleich war, beide Gattungen unter dem Namen τραγῳδία verband. Sowohl κωμῳδία als τραγῳδία sind als Composita späte und ziemlich unbeholfene Bildungen. Vielleicht bezeichnet τραγῳδία schon den Komplex der gewaltsam aneinandergerückten ernsten und Satyrn-Spiele. — Zum Schlusse wirft der Vortragende im Rückblick auf die dargelegte überwiegende Bedeutung des Komischen im dramatischen Spiel die Frage auf, ob nicht auch das Bühnenproblem unter diesem Gesichtspunkt eine neue Lösung zu erwarten habe, d. h. ob nicht das traditionelle hölzerne Podium der Komödie auf die bühnenmäſsige Ausgestaltung der Orchestra eingewirkt habe.

Prof. Bethe (Basel) erhob Einspruch gegen die Behauptung, daſs die attische Komödie nicht mehr das Phlyakenkostüm verwandt habe, und wies auf eine Reihe von bildlichen Darstellungen auf Vasen und Terrakotten hin. Auf die Porträtmaske komme wenig an; auch sei die Kunst damals kaum im stande gewesen, karikierte Porträtmasken zu liefern. Dem gegenüber leugnete Dr. Thiele die Richtigkeit des aus den Monumenten entnommenen

Arguments, da er diese Darstellungen vielmehr auf die ursprüngliche burleske Volksposse, nicht auf die Komödie bezieht; er berief sich betreffs der Porträtmasken auf Aristophanes' eigenes Zeugnis. Damit wurde die Diskussion geschlossen.

Der darauf folgende Vortrag von Prof. Skutsch (Breslau)[1]) betitelte sich **„Aus Vergils Frühzeit"**.

Der Vortragende ging von der sechsten Ekloge aus, die er der in mancherlei Spielarten bei Griechen und Römern vertretenen Katalogpoesie einordnete. Und zwar ist der Hauptteil der Ekloge ein Katalog der episch-didaktischen Dichtungen des C. Cornelius Gallus. Da nun in diesem Katalog ein Epyllion über Scylla, die Tochter des Nisus, erwähnt wird, die in den Vogel Ciris verwandelt wurde, so erhebt sich die Frage, ob etwa das uns erhaltene und diesen Stoff behandelnde Epos Ciris von Gallus stammen könne. Der Vortragende trat zunächst den Beweis dafür an, dafs die übliche Datierung der Ciris nach Vergils Tode irrig ist und das Gedicht vielmehr gegen Ende der Republik entstanden sein mufs. Sodann zeigte er, dafs die Äufserungen der sechsten Ekloge über jenes Epyllion sich nur auf unsere Ciris beziehen können, und untersuchte endlich die Verse und Versreihen, die Vergil und die Ciris gemeinsam haben. Hierbei gelangte er zu dem Ergebnis, dafs allemal Vergil sich als Nachahmer verrät. So hofft er nicht blofs die litterarische Persönlichkeit des Gallus in helleres Licht gesetzt, sondern auch das Verständnis der dichterischen Art Vergils gefördert zu haben.

Gegen die Grundlage der Beweisführung erhob Prof. Reitzenstein (Strafsburg) Bedenken, weil mit der Erklärung der sechsten Ekloge als eines Dichterkatalogs die Annahme der Autorschaft des Cornelius Gallus für alle dort genannten Werke nicht notwendig verbunden sei, im Gegenteil die Stellung der erwähnten Dichterweihe des Gallus dagegen spreche. Auch die böswillige Homerkritik, die auf Parthenius zurückgehen solle, falle bei anderer Interpretation des Verses 62 der Ciris fort. Die Prüfung der Parallelen und die daraus gezogenen Schlüsse focht Prof. Heinze (Berlin) im einzelnen an, da die Darstellung bei Vergil nicht unmotiviert, sondern durch besondere poetische Absichten gerechtfertigt sei, Ekl. VIII 41 aber Vergil dem Theokrit im Ausdruck weit näher stehe, als sein angebliches Vorbild, der Verfasser der Ciris.

---

1) Der Vortrag deckte sich inhaltlich mit einem Teil des inzwischen erschienenen Buchs: „Aus Vergils Frühzeit", Leipzig (Teubner) 1901.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 3. Oktober 1901,
morgens 8 Uhr.

Die Sitzung wurde mit derjenigen der archäologischen Sektion kombiniert. Den Vorsitz führte Direktor Veil. Prof. Michaelis (Strafsburg) sprach über **Die Athenatempel der athenischen Akropolis.** Darauf behandelte Prof. Bethe (Basel) **Homer und die Heldensage;** er stellte die Frage auf: Welche geschichtlichen Ereignisse liegen der troischen Sage zu Grunde? Alles führt zunächst zu dem Schlufs, die Sage vom troischen Krieg sei ein Niederschlag der Kämpfe der Äoler um den Besitz der Troas. Aber die Unmöglichkeit dieser Annahme hat Ed. Meyer erwiesen, da die äolischen Kolonien in der Troas jünger sind als der Grundstock der Ilias; Spuren dieser Kolonisationskämpfe sind allerdings vorhanden, aber sie sind gering und später eingefügt. Etwas älter und deutlicher sind die Niederschläge äolischer Kämpfe um den Besitz der thrakischen Küste an der Hebrosmündung, wo die Äoler Ainos gründeten; die Sagen von Kebriones und Sarpedon, die Patroklos tötet, sowie Rhesos, den Diomedes und Odysseus erschlagen, sind hier entstanden. Doch auch diese Kämpfe genügen nicht zur Erklärung der troischen Sage. Ebensowenig hat die Anregung dazu die Eroberung von Teuthranien oder von Lesbos durch die Äoler gegeben, wenngleich beides deutlich in der Heldensage erkennbar ist, wie Achills Kampf mit Telephos und die Eroberung von sieben lesbischen Städten durch Achill zeigt, aus deren einer das namenlose Mädchen von Brisa, die Briseis, weggeschleppt wird. Wir müssen in die älteren Sitze der Äoler zurückgehen, nach Thessalien und Böotien, wohin auch der Dialekt weist. Dort finden wir nicht nur Achäerhelden durch Kulte und andere lokale Verbindungen fest an den Boden gebannt, sondern auch ihre Feinde. Achills Reich dehnt sich etwa von Pharsalos bis an den Spercheios; am Spercheios überwand er nach einer Notiz des Istros, des Kallimachosschülers, mit Patroklos den Alexandros. In der That wird Alexandros durch viele seiner Feinde, die Thessaler sind, besonders durch Philoktet, der am Orte wohnt, in diese Gegend gewiesen. Auch Andromache ist in Thessalien und Epiros als Gattin des Neoptolemos und Mutter des Molossos gefesselt. Hektor ist bereits von Dümmler als böotischer Heros nachgewiesen.

In der Spercheiosgegend also saſsen die Helden des troischen Krieges, und die Sagen von den Kämpfen der Heimat sind mitgewandert nach Kleinasien und dort lokalisiert worden.

Wegen der vorgerückten Zeit schloſs der Vortragende. Direktor Cauer (Düsseldorf) stimmte den Ausführungen bei, machte aber zugleich darauf aufmerksam, daſs die eine Frage übrig bleibt, warum alle diese Elemente aus der Heimat sich gerade um einen Kampf in der Nordwestecke Kleinasiens krystallisiert haben. Der Vortragende erklärte, er habe das im zweiten Teil seines Vortrages darlegen wollen, und verwies auf eine demnächst erfolgende Publikation.

An dritter Stelle berichtete Prof. Petersen (Rom) über **Die augusteische Ara Pacis** und gab eine Rekonstruktion derselben aus den vorhandenen Bruchstücken. Die Sitzung schloſs um $10\frac{1}{2}$ Uhr.

Vierte Sitzung.

Freitag den 4. Oktober 1901,

morgens $8\frac{1}{4}$ Uhr.

Direktor Bach eröffnete die Sitzung und führte den Vorsitz. Dr. W. Heraeus (Offenbach) sprach über den **Wert der lateinischen Glossare.** Er gab zunächst eine Übersicht über das allmähliche Bekanntwerden der Glossen und ihre Veröffentlichung bis zu dem groſsen Werk des Corpus glossarum. Den Hauptgewinn daraus schöpft die Lexikographie, und zwar für die älteste Zeit ebenso wie für die späteste; das wurde durch eine Anzahl von Beispielen belegt. Weiter erhalten viele Schriftstellerstellen durch die Glossen erst ihr Licht. Die Kritik des Petron und des Festus hat eine bedeutende Stütze an ihnen. Neben der lexikalischen und interpretatorischen Bedeutung ist die grammatische besonders groſs, weil die Weiterbildung der lateinischen Sprache ins Romanische sich zeigt; das meiste für die Romanisten steckt allerdings in den Interpretamenten, wo sich die Erklärer ohne Scheu der späten Sprache bedienen. Auch der Germanist findet Material in den Glossen. Für die Texteskonstituierung kommen die Glossen wesentlich in Betracht; z. B. sind Cicero, Terenz, Vergil u. a., von den Grammatikern Nonius, Priscian u. s. w. glossiert. Die Ausbeute an neuen Fragmenten mit Angabe des Autors ist nicht sehr groſs. Neben den lateinischen Glossen steckt auch ein groſses Material griechischer in den Glossensammlungen, die in den Lexika

noch fehlen. Es sind nicht nur Ableitungen, sondern sogar Originalbildungen. Inschriften und Papyri werden deshalb von dem griechischen Index des Corpus gloss. grofsen Gewinn haben. Der Vortragende zählte eine Menge von Beobachtungen in dieser Hinsicht auf. Endlich ist auch der sachliche Gehalt der Glossen von grofsem Wert, zumal bei den nach sachlichen Kategorien geordneten doppelsprachigen Glossen des III. Bandes. Auch das antike Leben, wie das Strafsenleben, Konversation bei Tisch u.s.w., findet dort seine Beleuchtung.

Im Anschlufs daran lobt Schulrat Funck (Sondershausen) die Ausgabe des Corpus gloss. und hebt nochmals die Bedeutung des III. Bandes für die Kulturgeschichte besonders hervor.

Dann trug Prof. Wackernagel (Basel) **Sprachgeschichtliches zu Aeschylos' Prometheus** vor. Er ging aus von der zuletzt von Bethe verfochtenen Hypothese, dafs der Prometheus eine spätere Theaterbearbeitung sei. Was bisher dafür an sprachlichen Beobachtungen vorgebracht sei, genüge nicht und sei von Wecklein zurückgewiesen. Der Vortragende machte nun selbst auf eine Anzahl von Erscheinungen aufmerksam, die auf jüngere Zeit hinweisen. Dazu gehört der Gebrauch der passiven Futura auf *-θήσομαι*, der sich in den andern Stücken vereinzelt, im Prometheus fünfmal findet neben zwei Beispielen der medialen Form. Besonders auffällig ist *συληθήσεται*, weil auch Sophokles die passiven Formen bei den Verba contracta noch nicht hat. Auch die mehrfache Verwendung des „resultativen" Perfektums Akt. im Prometheus ist beachtenswert, weil erst Pindar sie sicher hat und sie im wesentlichen erst dem 4. Jahrhundert angehört. Der Optativ *χρείη* kommt aufser im Prom. erst bei Sophokles vor. Perfekta auf *-κα* von Verben auf *-ζω* finden sich nicht vor Euripides; nur der Prom. durchbricht diese Beobachtung. Den Gebrauch der Aufforderungssätze mit *ὅπως*, der auf Ellipse beruht, würde man ohne den Prom. der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts zuschreiben. Die Verwendung des Wortes *σοφιστής* als Schlaukopf widerspricht dem Gebrauch der äschyleischen Zeit. Die ionische Neubildung *φυγγάνω* kommt nach dem Prom. erst in Sophokles' Elektra und bei Thukydides vor. Endlich widerspricht das Wort *βασιλικόν* (v. 869) dem Sprachgebrauch der ganzen älteren Zeit, die nur *βασίλειος* kennt, während erst Platon *βασιλικός* verwendet; überhaupt sind die Bildungen auf *-ικός* späte. Der Vortragende schlofs mit dem Eingeständnis, dafs diese Beobachtungen sich nicht dazu eignen, um einzelne Teile des Dramas als spätere zu erweisen gegenüber dem Ganzen.

Darauf spricht Prof. Bruno Keil (Strafsburg): **Über die Herkunft der griechischen Stichometrie.**[1])

Der Vortragende führt den Gedanken aus, dafs die Bemessung von Prosatexten nach einem dem epischen Verse entsprechenden Stichos ihren Ursprung in dem ionischen Buchhandel des 6. und 5. Jahrhunderts habe. Der attische Buchhandel übernehme das Mafs und übermittele es seinerseits der hellenistischen Zeit.

Alsdann erstattet Prof. Reitzenstein Bericht über einen von Herrn Seymour de Ricci (Paris) eingesandten Vortrag: **„Zwei litterarische Bruchstücke aus der ägyptischen Sammlung im Louvre."**

I. Herr de Ricci hat den Papyrus des Hypereides *κατ' Ἀθηνογένους* nachprüfen dürfen und ist durch besonders sorgsame Behandlung der zweifelhaften Stellen erheblich über die Angaben von Blafs hinausgekommen. So lautet die zwölfte Kolumne in seiner Lesung: [*Οὔτε μυροπώλη*]*ς εἰμὶ οὔτ' ἄλλην τέχνην ἐργάζο*-[*μαι, ἀλ*]*λ' ἅπερ ὁ πατήρ μοι ἔδωκεν χωρία ..... μιτη γεωργῶ*[(*ι*)], *ὑ*[*πὸ*] *δὲ τού*[*τ*]*ων ε*[*ἰς τὴν*] *ὠνὴν ἐνεσείσθην. πότερα* [*γὰρ εἰκός ἐσ*]*τιν, ὦ Ἀθηνόγενες, ἐμὲ τῆς σῆς* [*τέχνης ἐπιθ*]*υμῆσαι, ἧς οὐ*[*κ*] *ἤμην ἔμπει*[*ρος, ἢ σὲ καὶ τ*]*ὴν ἑταίραν τοῖ*[*ς ἐ*]*μοῖς ἐπι*[*βουλεῦσαι*]; *ἐγὼ μὲν γὰρ οἶομαι ὑμᾶς· δι*[*όπερ, ὦ ἄνδρες*] *δικασταί, ἐμοὶ μὲν ἂν εἰ*[*κότως συγγν*]*ώμην ἔχοιτ'* [*ἀ*]*πα*[*τη*]*θῆναι* [*ὑπὸ Ἀντιγόνας?*] *καὶ ἀτυχῆσαι τ*[*οιού*]*τω*[*ι ἀνθρώπωι περ*]*ιπεσόντα, Ἀθην*[*ογένει*] ...

II. Durch die Güte des Herrn de Villefosse wurde es Herrn de Ricci ermöglicht, fünf zusammengehörige Wachstäfelchen, die Mariette im Jahre 1856 wahrscheinlich in Memphis erworben hatte, zu entziffern; sie enthalten Schreibübungen eines Schülers etwa aus der Zeit Diokletians. Den Inhalt bilden eine Reihe litterarische (auch christliche) Fragmente, darunter auf den ersten zwei Täfelchen zweimal, in Buchschrift (*A*) und in Kursive (*B*) etwas entstellte Gnomen aus Menander: *οὐ παντελῶς σε δικε* (*ες δικει B*) *τοῖς πονηροῖς ἐπιτρέπειν* > *ἀλλ' ἀντιτάσσου μὴ τἄνω κάτω γενη* > *ὁ γὰρ ωη* (so) *δίκαιον καθ' ἑτέρου ζητῶν κακὸν* > *αὐτὸς προπάσχει τοῦ κακοῦ τὴν αἵρεσιν* > *ἄξι γὰρ τὸ θεῖον τοὺς κακοὺς πρὸς τὴν δίκην.* Die Verse sind alle bekannt. Den ersten beiden entspricht Menand. Adelph. 5 (aus Stobaios) *οὐ παντελῶς δεῖ τοῖς πονηροῖς ἐπιτρέπειν, ἀλλ' ἀντιτάσσεσθ'. εἰ δὲ μή, τἄνω κάτω ἡμῶν ὁ βίος λήσει μεταστραφεὶς ὅλος.* Vers 3 und 4 kehren in den Sprüchen des Menander und Philistion wieder (vgl. Studemund, Ind. lect.,

1) Der Inhalt des Vortrages soll an anderem Orte und in weiterem Zusammenhange veröffentlicht werden.

Vratisl. 1887, S. 27 und 41) ὁ γὰρ ἀδίκως ⟨τι⟩ καθ' ἑτέρου ζητῶν κακὸν αὐτὸς προπάσχει τοῦ κακοῦ τὴν ἔκβασιν, der letzte Vers in den Monosticha Menandri (27 bei W. Meyer) ἄγει τὸ θεῖον τοὺς κακοὺς πρὸς τὴν δίκην. Herr de Ricci möchte danach alle diese Fragmente den Adelphoi Menanders zuweisen. Auch für die iambischen Verse auf ähnlichen Wachstäfelchen wie denen zu New-York (Rhein. Mus. XV, 155) und Marseille (Fröhner, Catal. Mus. Mars. 1897, S. 14—16) lasse sich jetzt mit höherer Wahrscheinlichkeit als früher Menander als Verfasser vermuten.

Bei der vorgerückten Zeit mufs von einer Diskussion Abstand genommen werden; die Versammlung beschliefst, Herrn de Ricci für seine Mitteilungen ihren Dank aussprechen zu lassen.

Die Präsenzliste der philologischen Sektion weist 59 Namen auf.

Pädagogische Sektion

in der Aula der Universität.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901.

Nach einleitenden Worten des Obmanns, Oberschulrat Dr. Scherer, wird zum Vorsitzenden der pädagogischen Sektion der Gymnasialdirektor a. D. Geheimrat und Prof. hon. Dr. Oskar Jäger (Bonn) gewählt, Oberschulrat Dr. Scherer (Straßburg) und Gymnasialdirektor Dr. Wetzel (Köln) werden zu Beisitzern bestimmt. Das Amt der Schriftführer übernehmen Dr. Gfrörer (Colmar) und Dr. Landmann (Zillisheim). Die Tagesordnung für die folgenden Sitzungen wird festgestellt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. Oktober 1901,

morgens 8 Uhr.

Geheimrat Oskar Jäger eröffnet die Sitzung und erteilt das Wort an Professor F. Hornemann (Hannover) zu seinem Vortrage über **„Die Ahrenssche Methode des griechischen Unterrichts“.**

Redner berichtete über die Ahrenssche Methode des griechischen Unterrichts aus eigener Erfahrung, die er teils als Schüler, teils als Lehrer gemacht hatte, und gab zunächst die Gründe an, die Ahrens zu seiner Einrichtung des griechischen Unterrichts bestimmten. Ahrens' Zweck war, die Schüler in möglichst tiefe und innerliche Berührung mit dem griechischen Geiste zu bringen, wie sich derselbe in Litteratur und Sprache offenbart hat. Der Sprache schrieb er dabei nicht allein die Bedeutung eines Mittels zum Verständnis der Litteratur zu, sondern auch einen selbständigeren Wert als eines der herrlichsten Erzeugnisse des griechischen Geistes.

Seinem hohen Ziele strebte Ahrens unbeirrt durch methodische oder pädagogische Schlagworte, klar, sicher und bestimmt zu. Er hielt zur Erkenntnis des Volksgeistes für notwendig, die Schüler

in beide Hauptperioden der Litteratur (vor und nach dem peloponnesischen Kriege) und in die Entwicklung der Sprache teils in mannigfaltigen Dialekten, teils in verschiedenen Sprachperioden einzuführen. Zu diesem doppelten Zwecke schien ihm der Beginn mit Homer dem mit Xenophon vorzuziehen, weil so in der Wörterkenntnis und noch mehr in der Formenlehre ein besserer Grund gelegt werden könne und auch für elementare Übung im Verständnis zusammenhängender Rede in der Odyssee, besonders im 9. bis 12. Buche, der denkbar vorzüglichste Lesestoff vorliege. Zudem habe der Beginn mit Homer nicht bloſs als Vorbereitung für die folgenden Stufen, sondern auch an sich für den Hauptzweck des griechischen Unterrichts hohen Wert. Denn der Schüler schaue dann schon im ersten Jahre den reinsten Ausdruck des ursprünglichsten griechischen Geistes; er lerne die Offenbarung des Volksgeistes in der Sprache weit sicherer fühlen in dem durchsichtigeren Organismus der Homerischen Formen als im Atticismus und könne dann im Übergang von der Sprache und Gedankenwelt Homers zum Attischen und seiner Gedankenwelt ein wichtiges Stück griechischer Geistesgeschichte anschaulich erfassen.

Aus diesen Gründen begann Ahrens von Ostern 1850 an den griechischen Unterricht am Lyceum I. in Hannover mit Homer, nachdem er dazu eine Homerische und eine attische Formenlehre, sowie ein Elementarbuch aus Homer ausgearbeitet hatte. Dadurch wurde, wie Redner aus Schüler- und Lehrererfahrung bezeugen kann, vor allem erreicht, daſs die Formenlehre vorwiegend mit dem Verstande, nicht mit dem Gedächtnis gelernt und eine gröſsere Fähigkeit im Analysieren von Formen erreicht wurde, als beim Beginn mit dem Attischen möglich ist. Auch die Elemente der Syntax lieſsen sich leichter an dem einfachen Satzbau Homers geläufig machen, und die Schüler lasen sich sehr schnell in den Homer hinein, ohne eine Homerische Syntax zu gebrauchen. Übersetzungen aus dem Deutschen wurden erst nach dem Übergang zum Attischen in den Sekunden gemacht, und auch hier trat das sogen. Hinübersetzen dem Herübersetzen gegenüber zurück. Dadurch entstand einmal ein richtiger Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren, denn die Eingewöhnung in eine fremde Sprache durch Herübersetzen ist leichter als der umgekehrte Weg; sodann aber wurde auch durch Einschränkung des Hinübersetzens viel Zeit frei für die Lektüre. Es ist der zweite Hauptvorzug des Ahrensschen Unterrichtsgangs, daſs ohne Beschwerde ein wirklich genügendes Maſs der Lektüre bewältigt werden und auch schwerere Partien der Schriftsteller (z. B. die Chöre des Sophokles oder die

Reden im Thukydides) selbst in der Reifeprüfung ohne Scheu vorgelegt werden konnten.

Allein dieser tiefen und vielseitigen Berührung mit dem griechischen Geiste standen noch andere allgemeiner bedeutsame Vorzüge zur Seite. Vor allem gewannen die Schüler ein tieferes anschauendes Verständnis des Wesens und Lebens der Sprache überhaupt als eines sich entwickelnden Organismus; sodann wurden die allgemein bildenden Wirkungen der Übersetzungsübungen erhöht. Denn das Hinübersetzen beschäftigt überwiegend das Erinnerungsvermögen; bei der Ermittelung des Sinnes eines fremdsprachlichen Textes aber greifen fortwährend logische und grammatische Erwägungen ineinander, die weit über die mechanischen Vorgänge der Reproduktion hinausgehen und die stärkste Schulung zu wissenschaftlichem Denken enthalten.

Fast alle Lehrer, welche die Ahrenssche Methode geübt haben, sind Anhänger derselben geworden, und sie ist im Jahre 1881 nicht deshalb beseitigt worden, weil sie sich nicht bewährt hatte, sondern weil sie von der Behörde nicht weiter gestattet wurde. Die Gründe für die Abschaffung lagen hauptsächlich in dem Wunsche, die Gymnasien möglichst gleichförmig zu gestalten, doch kam hinzu, dafs Ahrens nicht dazu gekommen war, seiner attischen Formenlehre eine Syntax mit entsprechendem Übungsbuche hinzuzufügen. Diesem Mangel könnte eine Neubearbeitung der Ahrensschen Bücher leicht abhelfen, und da man jetzt überhaupt geneigter geworden ist, originelle Versuche in Methode und Organisation zu gestatten, so ist der Wunsch vielleicht nicht ganz ohne Aussicht auf Erfüllung, dafs man auch einen solchen mit der Ahrensschen Methode an Schulen, deren Leiter und Lehrer dazu geneigt sind, zulassen möge.

In der sich anschliefsenden Diskussion dankt zunächst der Vorsitzende für die kurze und präcise Ausführung und weist auf den Gegensatz hin zwischen dem späten Anfang des griechischen Unterrichts am Frankfurter Reformgymnasium und dem frühen Anfang nach der Ahrensschen Methode.

Uhlig (Heidelberg) wünscht wohl einen neuen Versuch nach der Ahrensschen Methode, sieht aber ihre Nachteile darin, dafs die Formen bei Homer reicher, deshalb auch schwerer zu lehren sind. Ferner sei es da nicht möglich, die Formen, wie es doch wohl nötig sei, durch Übersetzungen aus dem Deutschen einzuprägen.

Hirzel (Ulm) betont die praktischen Schwierigkeiten beim Schülerwechsel und zeigt, dafs die attische Formenlehre ein viel

sicherer Besitz des Schülers werden könne, dafs auch die attische Sprache wunderbare Einfachheit und Natürlichkeit besitze, und dafs zur Vermittelung eines sprachgeschichtlichen Verständnisses die Muttersprache viel näher liege.

Müller (Hannover) sieht das Geheimnis der Ahrensschen Methode darin, dafs bei der Lehre vom Verbum Flexion und Formation getrennt werden; er beschränkt die Ausführungen Hornemanns über die Erfolge der Ahrensschen Methode. Für ein weiteres Experiment wünscht er bessere Lehrbücher; sonst ist er für eine induktive Methode, ob nun die attische oder die homerische Sprache dabei benutzt werde.

Kohl (Kreuznach) bestätigt Hirzels Ausführungen über die Klarheit und Sicherheit der Methode, wenn vom Attischen ausgegangen werde. Sprachvergleichung sei den Schülern von Untersekunda an verständlicher als dem Untertertianer; und bei der üblichen Art der Lektüre erreiche man dieselben Erfolge wie mit der Ahrensschen Methode. Allerdings seien weitere Versuche wünschenswert.

Geheimrat Kromayer (Strafsburg) meint, auch Ahrens sei vielfach synthetisch vorgegangen; die Frage sei deshalb: synthetisch oder induktiv?

Rausch (Halle) führt aus, sprachgeschichtliches Verständnis müsse von der Schriftsprache ausgehen: man gehe vom Neuhochdeutschen zum Altdeutschen, vom Sanskrit zur Lektüre der Rigveda über; also sei es auch praktisch, vom Attischen aus das Verständnis Homers zu suchen.

Gurlitt (Steglitz) freut sich, dafs neue Methoden und neue Versuche zur Sprache kommen, und weist auf seine lateinische Fibel hin, die bis jetzt leider wenig Entgegenkommen gefunden habe.

Gneifse (Strafsburg) meint, dafs vermittelst beider Methoden die Einführung der Schüler ins griechische Altertum erreicht werden könne; doch halte er es für zweckmäfsiger vom Attischen auszugehen. Der Hauptvorzug der Ahrensschen Methode sei der, dafs das Übersetzen ins Griechische aufs äufserste beschränkt worden sei. Diesen Vorzug müsse sich die alte Methode aneignen, insbesondere müfsten die schriftlichen Arbeiten wegfallen, die den Schülern den Unterricht besonders verleideten.

Hornemann betont in seinem Schlufswort, dafs Ahrens, ohne ein Schlagwort zu gebrauchen, sich nur fragte: wie ist Sprach- und Litteraturverständnis am schnellsten zu erreichen? Unter diesem Gesichtspunkte konnte das Übersetzen vom Deutschen ins

Griechische zurücktreten; Übungen im Analysieren und Bilden von Formen waren doch möglich.

Der Vorsitzende faſst das Ergebnis der Erörterung zusammen: es seien die verschiedenen Gesichtspunkte klar zu Tage getreten, soviel dies bei einer kurzen Debatte möglich sei; das Weitere werde im Anschluſs an den nächsten Vortrag besprochen werden können. Denselben hält Direktor Hüttemann (Schlettstadt): **Über eine zeitgemäſse Behandlung der griechischen Grammatik auf den Gymnasien.**

Der Grundsatz, der griechische Sprachunterricht sei nicht Selbstzweck, sondern lediglich Mittel zu dem Zweck, die griechischen Schriftsteller im Urtext zu lesen, führt in seiner einseitigen Übertreibung über allerlei Eselsbrücken zunächst zu einer oberflächlichen Behandlung und schlieſslich zu einer vollständigen Verwerfung des griechischen Sprachunterrichts. Allerdings ist derselbe durch Anlehnung an den lateinischen und den deutschen Unterricht und geschickte Verwertung des dort schon Gewonnenen sowie durch Konzentration um die Lektüre und induktive Behandlung, namentlich des syntaktischen Lernstoffs möglichst zu vereinfachen. Aber er soll doch auch durch eine, wenn auch weniger ins einzelne gehende, so doch wissenschaftlichere Behandlung, welche weniger das Gedächtnis, als die Denkkraft in Anspruch nimmt, die Kenntnis des grammatischen Systems klären und vertiefen und durch eine vergleichend-geschichtliche Betrachtung mit angemessener Benutzung der Ergebnisse der neueren Forschungen einen Einblick gewähren in den wunderbaren Organismus, in das Wesen und Wachstum der flektierenden Sprache. Dazu eignet sich aber gerade die griechische Sprache wie keine der anderen Sprachen, die an unseren Gymnasien gelehrt werden, und auch durch die seit den achtziger Jahren in dem griechischen Unterrichte eingeführten Neuerungen erscheint eine solche Behandlung wohl angezeigt. In diesem Sinne werde die griechische Grammatik und überhaupt die griechische Sprachform nicht blos als Mittel zum Zweck, sondern zugleich als Selbstzweck behandelt, damit das viel angefeindete Griechisch wieder als ein wichtiges, ja notwendiges Glied in dem Organismus des Gymnasiums gewürdigt werde. — In der Formenlehre fordert vor allem die wunderbare Übereinstimmung des Lautwandels, den der Vokal der Wurzel in Wortbildung und Flexion im Griechischen wie im Deutschen erfährt, zu einer Vergleichung geradezu heraus. Um aber eine solche zu geben, braucht der Lehrer zwar nicht gerade Germanist oder Sprachvergleicher von Fach zu sein; jedoch wäre am besten der griechische und der

deutsche Unterricht in einer Hand zu vereinigen und zwar in der Hand eines Lehrers, der den Ergebnissen der Sprachvergleichung nicht so ganz fremd und ablehnend gegenüberstände. Versteht es der Lehrer zugleich, den grundverschiedenen Charakter der isolierenden, agglutinierenden, flektierenden Sprachen an einzelnen passenden Beispielen zu veranschaulichen, so ist das um so besser. Es würde das viel dazu beitragen, das Interesse des Schülers für die Form der Sprache selbst zu wecken, indem er wenigstens eine Ahnung bekäme von dem ungefügen Mechanismus der isolierenden und der agglutinierenden Sprachen einerseits und dem lebensvollen Organismus der flektierenden Sprachen anderseits.

Ein gesetzmäfsiger Lautwandel zeigt sich am deutlichsten in den sog. starken Tempusstämmen des griechischen wie des deutschen Verbums, sowie in den aus denselben Wurzeln entsprossenen Nominalformen. Zudem zeigen beide Sprachen darin eine so merkwürdige Übereinstimmung, dafs jener gesetzmäfsige Lautwandel als ein von der gemeinsamen Stammutter empfangenes Erbteil zu betrachten ist.

Wir berücksichtigen hier zunächst nur die auf einen Konsonanten auslautenden Wurzeln. In diesen erscheint der Vokal durch Steigerung und Schwächung seiner Grundform dreifach abgestuft, nämlich in der Mittelstufe, Hochstufe, Tiefstufe, zu denen öfters auch noch als vierte die sog. Dehnstufe tritt, in welcher der Vokal der Hochstufe gedehnt erscheint.

Die Grundform oder die Mittelstufe hat die griechische Sprache übereinstimmend mit der deutschen im Präsens. Von diesem ist also auszugehen, weil hier der Wurzel- bezw. Stammvokal, abgesehen von unwesentlicheren Änderungen, die derselbe durch benachbarte Laute, Präsenserweiterungen oder Flexionsendungen erfährt, im allgemeinen rein hervortritt. Die Hochstufe oder der gesteigerte Vokal erscheint im griechischen starken Perfekt (wenigstens im Singular) sowie im deutschen starken Präteritum (wenigstens in der I. und III. Pers. Sing.), aufserdem in griechischen wie deutschen Nominalbildungen, die Tiefstufe im griechischen starken Aorist (zum Teil auch im Plural des starken Perfekt, bei einem Teile der III. Ablautreihe auch im schwachen Perfekt Aktiv, im Perfekt Passiv, im schwachen Aorist Passiv und dem Verbal-adjektiv auf *τός* u. *τέος*), sowie im deutschen Participium Präteriti (in der I. und II. Ablautreihe sowie in einem Teile der III. auch im Plural und, jedoch mit Umlaut, auch in der II. Pers. Sing. Präteriti. Dagegen hat der andere Teil der III. deutschen Ablautreihe im Plural und in der II. Pers. Sing. Präteriti die Dehnstufe).

Die Ablautreihen würden, regelrecht durchgeführt, folgendermafsen lauten:

I. ei-Reihe.	Griechisch:	*ει*	*οι*	*ĭ*	
	Deutsch:	ei	ai	ĭ	
II. eu-Reihe.	Griechisch:	*ευ*	*ου*	*ŭ*	
	Deutsch:	eu (iu)	au	ŭ	
III. ĕ-Reihe.	Griechisch:	*ε*	*ο*	Schwund des Vokals	
	Deutsch:	ĕ (ĭ)	a	„	„ „
IV. *η*-Reihe.	Griechisch:	*η*	*ω*	*ᾰ̆*	
V. *α*-Reihe.	Griechisch:	*α*	*ᾱ* oder *η*	*ᾰ̆*	
IV. für beide im Deutschen nur eine a-Reihe:		ă	ō	ă	

Bemerkungen: 1. Im Griechischen hat sich die Hochstufe der II. und IV. Ablautreihe fast durchgängig der Mittelstufe angeglichen, so dafs sich der regelmäfsige Typus nur noch in einzelnen Formen erhalten hat. Desgleichen ist im neuhochdeutschen Präteritum überall derselbe Vokal durchgedrungen und zwar in der I. Ablautreihe der des Plural, in den andern der des Singular.

2. In der III. Ablautreihe widersetzte sich dem vollständigen Schwund des Vokals vielfach die Aussprache. Daher schwand er im Griechischen nur in einzelnen Fällen spurlos, im Deutschen nie. In andern blieb er unverändert bestehen, in andern, wo die Wurzel mit muta cum liquida (l, r) anlautete oder auf einfache liquida oder nasalis (n, m) oder auch auf eine solche mit nachfolgender muta auslautete, entwickelte sich aus der halbvokalischen liquida oder nasalis im Griechischen ein *α*, im Deutschen ein u. Im Griechischen haben dieselbe Form der Schwächung mit *ᾰ̆* die mit *τρ* oder *στρ* anlautenden Wurzeln (wie *τρεπ*, *στρεφ*) aufser im starken Aorist auch im Perfekt Passiv, die auf einfache liquida oder nasalis auslautenden (wie *φθερ*, *τεν*) aufserdem im schwachen Perfekt Aktiv, im schwachen Aorist Passiv und im Verbaladjektiv auf *τός*, *τέος*. Im Griechischen kann nach solchem *α* das *ν* fortfallen.

Im Deutschen traten alle diejenigen, die den Wurzel- oder Stammvokal unverändert festhielten, im Plural Präteriti (und desgleichen im Alt- und Mittelhochdeutschen auch in der II. Pers. Sing. Prät.) in die Dehnstufe, desgleichen auch die auf einfache liquida oder nasalis aus- oder mit muta cum liquida anlautenden Wurzeln (wie in geben, nehmen, stehlen, brechen).

3. In der V. griechischen Ablautreihe lautet die Hochstufe *η*, wenn ein Konsonant aufser *ρ* vorhergeht, sonst *ᾱ*.

4. Im Deutschen herrscht durchgehends die Neigung kurzes, geschlossenes ĕ in ĭ zu verwandeln, namentlich, wo entweder unmittelbar oder in der Flexionsendung ein i oder u folgte. (Nach Jakob Grimm „Brechung", nach den Neueren „Rückumlaut"). — Unter gleicher Bedingung wurde jedes u in o gebrochen, nach i allmählich zu ŏ verdünnt, und dieses ie in der neuhochdeutschen Aussprache in ī zusammengezogen. Eine solche Brechung fand statt im Plural Präsentis, im Infinitiv und in beiden Participien, wo das jetzt in den Endungen herrschende ĕ aus ursprünglichem a verdünnt ist. Im Nhd. drang die Brechung des i in e auch in die erste Person Sing. Präsentis ein (nicht aber in den Imperativ), während ie für iu im ganzen neuhochdeutschen Präsens, auch im Imperativ, durchgedrungen ist. — Umgekehrt näherte sich im Präteritum der II. Ablautreihe das a dem nachfolgenden u, so daſs au zu ou wurde, und dieses wurde im Nhd. zusammengezogen in ō, welches dann im ganzen Präteritum durchdrang (vgl. B. 1).

In den auf nn oder mm auslautenden Wurzeln blieb das i, im Mhd. auch das u, in den auf n mit folgender muta auslautenden im Nhd. wie im Mhd. u wie i überall ungebrochen bestehen.

5. Wo im Deutschen auf ein a, o, u, uo ein i folgte, sei es unmittelbar oder in der Endung, wurden jene Vokale in ä oder e in ö, ü, üö oder üe umgelautet. Ein solcher Umlaut trat ein in der II. und III. Pers. Sing. Präs., im Mhd. auch in der II. Pers. Sing. Prät. (wie im Konjunktiv), wo die Endung ursprünglich ein i statt des späteren e hatte, und in der I. Ablautreihe auch in der I. und III. Person Sing. Präteriti („beiſs" für „baiſs").

6. Im Nhd. wird durchgehends der kurze betonte Vokal der Stammsilbe vor einfacher Konsonanz gedehnt oder aber der einfache Konsonant verdoppelt.

7. In der IV. deutschen Ablautreihe, in welcher die griechische IV. und V. vereinigt und noch im Gotischen die Hochstufe des Vokals in der ursprünglichen und regelmäſsigen Form ō (griechisch ω) erscheint, spaltete sich dieses ō zunächst in uo, welches dann im Nhd. in ū zusammengezogen wurde.

Danach gestalten sich die Ablautreihen wie folgt:

I. ei-Reihe.	Griechisch:	λείπω	λέλοιπα	ἔλιπον
	Gotisch:	beita	bait	bĭtans
	Mhd.:	bīſse (B. 4)	beiſs (B. 5) bisse beiſs bissen	gebĭssen
	Nhd.:	beiſse	bĭſs (B. 1)	gebissen

II. eu-Reihe.	Griechisch:	φεύγω	πέφευγα	ἔφυγον
	(Vgl. B. 1)	ἐλευθ-	εἰλήλουθα (Homer)	ἦλυθον
		σπεύδω	(σπουδή)	
	Gotisch: biuga (Vgl. B. 4 u. 5)		bauc bŭgum	bŭgans
	Mhd.:	biŭge	bouk bŭge (althd. bŭgi)	gebŏgen
	Plural u. Inf.:	biegen (althd. biogam)	boŭk	
	Part.:	biegent	bŭgen (althd. bŭgŭm)	
	Imper.:	biŭk		
	Nhd.:	biege	bōg	gebōgen
III. ĕ-Reihe.	Griechisch:	ἔχω	(ὄχος)	ἔσχον
	(Vgl. B. 2)	τίκτω (τεκ-)	τέτοκα	ἔτεκον
		φθείρω (φθερ-)	ἔφθορα	ἐφθάρην
		τείνω (τεν-)	(τόνος)	τέτακα
				τέταμαι
				ἐτάθην
				τατός
		τρέπω	τέτροφα	ἔτραπον
		(ἐτρέφθην)	(τροπή)	τέτραμμαι
		τρεπτός		
		κλέπτω	κέκλοφα	ἐκλάπην
		κέκλεμμαι	(κλοπεύς)	
		(ἐκλέφθην)		
		κλεπτός		
		πάσχω (πενθ-)	πέπονθα	ἔπαθον
				(πάθος)
		δέρκομαι	δέδορκα	ἔδρακον
			(δορκάς)	(Homer)
	Mhd.:	gĭbe	găp	gegĕben
		gĕben	gāben	
		gĭb		
		stil	stăl	gestŏln
			stālen	
		nĭm	năm	genŏmen
			nāmen	
		briche	brăch	gebrŏchen
			brāchen	

		hilfe	half hulfen	geholfen
		sinne	sann sŭnnen	gesŭnnen
		singe	sank	gesungen
	Nhd.:	gēbe	gāb	gegēben
		sinne	sann	gesonnen
		singe	sang	gesungen
		u.s.w. nach B. 4, 5, 6		
IV. η-Reihe.	Griechisch:	σήπομαι	σέσηπα	ἐσάπην
(Vgl. B. 1)		ῥήγνυμαι	ἔῤῥωγα	ἐῤῥᾰ́γην
V. α-Reihe.	Griechisch:	φαίνομαι (φαν-)	πέφηνα	ἐφᾰ́νην
(Vgl. B. 3)		κράζω (κραγ-)	κέκρᾱγα	ἔκρᾰγον
		ἄγνυμαι (ἀγ-)	ἔᾱγα	ἐάγην
IV. (u.V.) a-Reihe.	Gotisch:	fāra	fōr	fārans
(Vgl. B. 7)			fōrum	
	Mhd.:	vār	vŭor	gevārn
		vers	vŭere	
		vert	vŭor	
		varn	vŭoren	
	Nhd.:	fahre	fuhr	gefahren

Auch in der Bedeutung der starken und der schwachen Tempora stimmen beide Sprachen insofern überein, als hier wie dort die starken Tempora mehr intransitiv, die schwachen mehr transitiv gebraucht werden — z. B. „ich sinke, sank, gesunken", aber „ich senke, senkte, gesenkt" u. s. w. — Auf welcher Stufe nun eine solche ausführliche Vergleichung zu geben und ob dieselbe mehr dem griechischen oder dem deutschen Unterrichte zuzuweisen sei, das mag nach den besonderen Umständen bemessen werden. Im allgemeinen wird es ratsam sein, in Untertertia vorerst blofs die griechischen Ablautreihen ausführlich aufzustellen, verbunden mit einem allgemeinen, an einzelnen Beispielen veranschaulichten Hinweise auf die ähnlichen Ablautverhältnisse im Deutschen. Das neuhochdeutsche Präteritopräsens „ich weifs, wir wissen" u. s. w., in welchem sich das alte Lautverhältnis noch erhalten hat, sowie den Schülern bekannte ober- wie niederdeutsche Dialekte werden dabei gute Dienste thun und zugleich auch Gelegenheit geben, das Gesetz der Lautverschiebung an passenden Beispielen zu veranschaulichen. Auf den höheren Stufen ist dann die Vergleichung mehr und mehr bis ins einzelne zu ergänzen, und schliefslich sind die Ablautreihen beider Sprachen

vollständig mit den nötigen Erklärungen einander gegenüberzustellen.

Die Vereinigung des deutschen und griechischen Unterrichts in einer Hand wäre dazu höchst wünschenswert, im anderen Falle ein einträchtiges Zusammenwirken beider Lehrer notwendig. Und damit wäre auch die viel umstrittene Frage des mittelhochdeutschen Unterrichts auf dem Gymnasium aufs einfachste gelöst. Denn eine ausführliche Behandlung der Ablautreihen mit Anfügung einer kurzen Besprechung der reduplizierenden und der schwachen Verba würde als grammatische Grundlage für die Einführung in die mittelhochdeutsche Lektüre schon vollkommen ausreichen. Und so würde eine vergleichende Behandlung gerade dieses Kapitels der Grammatik einen höchst fruchtbaren Konzentrationspunkt des gesamten Sprachunterrichts abgeben, von welchem aus dieser neu belebt und durch wechselseitige Unterstützung gefördert und vereinfacht würde.

Die Satzlehre wäre in Sekunda und Prima, wo die Zusammenfassung in ein System bezw. dessen Erweiterung und Ergänzung erfolgen soll, nach ähnlichen Grundsätzen zu behandeln. So hätte z. B. die Kasuslehre von einer allgemeinen Charakteristik der Kasus und zwar zunächst nach ihrer rein grammatischen Bedeutung (ohne Präposition) auszugehen, und zwar wäre dieselbe so zu halten, dafs sie auf die Sprache überhaupt, also auch auf die deutsche und lateinische pafste, aber zugleich eine Erweiterung für die griechische insbesondere zuliefse. Das könnte z. B. etwa folgendermafsen geschehen:

Der Nominativ (casus rectus), antwortend auf die Frage wer? oder was? bezeichnet als Kasus des Subjekts den Träger des im Prädikate Ausgesagten, mag dieses eine Handlung oder ein Leiden, eine Eigenschaft oder ein Zustand sein, als Kasus des Prädikats den Namen, Charakter oder die Eigenschaft des Subjekts.

Der Akkusativ erscheint unter den drei obliquen Kasus gewissermafsen als der Gegenpol des Nominativs. Antwortend auf die Frage wen? oder was? bezeichnet er als der Kasus des näheren Objekts den Gegenstand, mag derselbe eine Person oder Sache sein, den die Handlung des Subjekts unmittelbar trifft, so dafs sie auf denselben als ein entsprechendes Leiden übergeht. Daher gehört der Akkusativ in allen Sprachen vor allem zu dem Aktiv der sog. transitiven Verben als deren notwendige Ergänzung. Die griechische Sprache hat aber dem Gebrauche des Akkusativs einen weiteren Spielraum gegeben dadurch,

dafs sie manche verba intransitiva, ja selbst Passiva und Adjektiva im Sinne einer transitiven Thätigkeit auffassen kann. Z. B. *κάμνω τοὺς πόδας* ich werde müde an den Füfsen, nach griechischer Auffassung aber „ich ermüde meine Füfse". *Κῦρος ἀποτέμνεται τὴν κεφαλήν* „Kyros verliert durch Hinrichtung das Haupt". *Ταύτην τὴν μάχην νενικήμεθα* „Diese Schlacht haben wir verloren". *Σοφός ἐστι ταύτην τὴν τέχνην* „Er versteht sich auf diese Kunst".

Die beiden andern casus obliqui nehmen wie in der hergebrachten grammatischen Reihenfolge so auch nach ihrer grammatischen Bedeutung gewissermafsen die Mitte ein zwischen dem Nominativ und dem Akkusativ, und zwar so, dafs der Dativ dem Akkusativ näher steht als der Genitiv.

Der Dativ nämlich, antwortend auf die Frage wem? bezeichnet als Kasus des entfernteren Objekts denjenigen Gegenstand, sei derselbe eine Person oder Sache, den die Handlung des Subjekts zwar nicht unmittelbar trifft, dem sie bezw. die Satzaussage oder auch der ganze Satzinhalt aber doch nahe geht oder gilt, zum Nutzen oder Schaden gereicht. In solchem Sinne tritt der Dativ teils für sich allein zu einem verbum intransitivum von entsprechender Bedeutung, wie „dienen, gefallen, passen, beistehen, gleichen" und dergl., teils mit dem Akkusativ des näheren Objekts zu transitiven Verben, wie „geben, schulden" und dergl., teils auch zu entsprechenden Adjektiven, wie „nötig, nützlich, angenehm, passend, ähnlich, nah und leicht". Er kann aber auch, ohne von einem einzelnen Worte oder Satzteile abhängig zu sein, die seiner Bedeutung entsprechende Beziehung des ganzen Satzinhalts angeben. Z. B. Od. II, 50: *μητέρι μοι μνηστῆρες ἐπέχραον οὐκ ἐθελούσῃ* „der Mutter setzten mir die Freier zu wider ihren Willen", wo zwar der eine Dativ „*μητέρι*" von „*ἐπέχραον*" abhängt, der andere „*μοι*" aber, ohne zu einem einzelnen Worte zu gehören, denjenigen bezeichnet, dem das Ganze nahe geht. Thuc. V, 46: *Εἰ μὴ ξυμμαχίαν ἀνήσουσι τοῖς Βοιωτοῖς* „Wenn sie nicht das Bündnis aufgeben den Böotern zum Nachteil".

Der Genitiv dagegen, antwortend auf die Frage wessen? verbindet sich stets eng mit einem einzelnen Worte, dessen Begriff er ergänzt durch Angabe der Zugehörigkeit oder Herkunft (daher auch sein Name), dann auch des Stoffes, des Wertes, des Mafses, des Alters. Und zwar verbindet er sich vor allem und in unbeschränktem Mafse mit Substantiv- und Zahl- und Mafs-Begriffen, dann auch mit solchen Adjektiven, die einer andern Ergänzung bedürftig sind, als diejenige ist, die nach dem Vorhergehenden durch den Dativ oder Akkusativ gegeben wird, wie mit

„begierig, kundig, eingedenk, teilhaftig, mächtig, voll“ — im Griechischen auch mit den entsprechenden Verben —, endlich auch mit den Adverbien der Zeit, der Zahl, des Ortes und, was dem Griechischen eigentümlich ist, auch der Art und Weise. Also πρωΐ τῆς ἡμέρας des Morgens früh, τρὶς τῆς ἡμέρας, τοῦ μηνός dreimal des Tages, im Monat, ποῦ γῆς ubi gentium. Aber ebenso auch καλῶς τοῦ σώματος, τῶν χρημάτων ἔχει es steht schlecht mit seiner Gesundheit, mit seinem Vermögen.

Die enge Verbindung des Genitivs mit dem regierenden Worte wird in der deutschen Sprache dargethan durch zahlreiche Zusammensetzungen, für welche der Grieche und ebenso zum Teil auch der Lateiner den Genitiv anwendet, wie Vaterlandsliebe, Gottesfurcht, Steinsäule, ein Hektoliter-Faſs, ein Vierpfennigsbrötchen, ruhmbegierig u. s. w.

Zu dem rein grammatischen Gebrauche der Kasus tritt aber noch ihr lokaler (adverbialer) Gebrauch, und da würde ein vergleichender Hinweis auf das Lateinische nach beiden Seiten hin aufklärendes Licht verbreiten. Dabei wäre hervorzuheben, daſs, während im Lateinischen die drei lokalen (adverbialen) Kasus: locativus, instrumentalis oder sociativus und ablativus bis auf einzelne in der Konstruktion der Städtenamen und in Formen wie ruri, Carthagini erhaltene Spuren in dem einen Ablativ zusammengefallen sind, im Griechischen die Stelle des ablativus dem Genitiv, die der beiden anderen dagegen dem Dativ beigegeben ist. Die Präpositionen aber regieren nicht eigentlich den Kasus, sondern als ursprüngliche Adverbia kennzeichnen sie nur die besondere Bedeutung des Kasus für den besonderen Fall.

So stimmt die griechische Sprache mit der deutschen und der lateinischen im allgemeinen überein, jedoch mit dem Unterschiede, daſs sie den der Bedeutung des Kasus entsprechenden Gebrauch folgerichtiger durchführt und öfter mit kurzer Prägnanz den bloſsen Kasus setzt, wo die deutsche und teilweise auch die lateinische Sprache die Verbindung mit einer Präposition oder noch weitere Umschreibungen vorzieht. Z. B. στήλη λίθου columna ex lapide facta und dergl.

Eine solche allgemeine Charakteristik der Kasus dürfte schon genügen, um den Schüler zu einer denkenden Betrachtung der Einzelheiten anzuleiten, damit er sich bei der Lektüre zurechtfinde und lerne, jene auf die allgemeinen Grundsätze zurückzuführen und dem System einzureihen. Jedoch soll damit nicht gesagt sein, daſs in einer Schulgrammatik nicht hinterher auch noch die notwendigsten Einzelheiten zu verzeichnen seien, teils um an den-

selben das System zu veranschaulichen, teils um sie zu gelegentlichem Gebrauche bereit zu halten.

Wie die Syntaxis verbi nach ähnlichen allgemeinen Gesichtspunkten zu behandeln sei, das wurde am Infinitiv gezeigt, dessen vom Lateinischen abweichender Gebrauch dadurch zu erklären sei, dafs er als ursprünglicher locativus bezw. instrumentalis im griechischen Sprachbewufstsein sich lebendiger erhalten habe, als im lateinischen. —

Wegen der vorgerückten Zeit wird die Debatte auf eine spätere Sitzung verschoben.

Hornemann bringt die Resolution ein: Die Sektion spricht den Wunsch aus, es mögen von der Schulverwaltung neue Versuche nach der Ahrensschen Methode gestattet werden. Die Abstimmung wird vertagt.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 3. Oktober 1901,
morgens 8 Uhr.

Der Vorsitzende ersucht Herrn Hornemann, auf seiner Resolution nicht zu bestehen, da die Sektion sich nicht wohl in dieser Weise binden könne, spricht aber aus, dafs die Sektion die Ausführung über die Ahrenssche Methode mit lebhaftem Interesse und warmer Sympathie begrüfst habe, da hier der ernste und originelle Versuch eines bedeutenden Schulmannes vorliege, für den Betrieb des griechischen Unterrichts neue Wege zu finden.

Zur Debatte über Hüttemanns Vortrag meldet sich niemand.

Hüttemann beugt noch einem Mifsverständnis vor: er denke nicht daran, die schwierigeren Punkte des von ihm vorgebrachten Stoffes schon in U. III zu behandeln; der Lehrer müsse bei der Verteilung der einzelnen Kapitel mit voller Freiheit verfahren dürfen.

Es folgt der Vortrag von Kannengiefser (Strafsburg) **Über die Notwendigkeit der Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren und oberen Gymnasialklassen.**[1])

Redner geht von der allgemeinen Betrachtung aus, dafs unsere Gymnasien noch deutlicher, als bisher geschehen, sich der Aufgabe bewufst werden müfsten, ihre Zöglinge zu verständnisvoller, hingebender Teilnahme am Leben der Gesamtheit zu erziehen. Die zu ausschliefsliche Betonung der allerdings ja eminent wichtigen

1) Der Vortrag ist vollständig abgedruckt in der „Zeitschrift für deutschen Unterricht", Januar 1902.

formalen Seite dieser Aufgabe und damit die immer noch übertriebene Wertschätzung des klassischen Altertums, das freilich der Orientierungspunkt unserer Kultur bleiben müsse, aber doch nicht mehr den Mittelpunkt unseres heutigen Erziehungswesens abgeben könne, beeinträchtige die gedeihliche Pflege anderer Lehrfächer, die nicht minder sittliche Kraft und gediegenes Urteil zu entwickeln streben, zugleich aber den Bedürfnissen eines selbständigen und eigenartig ausgeprägten Kulturlebens entschiedener entgegenkommen. Zu diesen gehöre neben der Geschichte besonders auch der deutsche Unterricht, und ihm sei im Lehrplan unserer Gymnasien noch immer nicht die seiner Bedeutung entsprechende Stellung eingeräumt worden, weder in Preußen noch in den anderen deutschen Staaten. In Elsaß-Lothringen, wo dem Deutschen doch noch eine ganz besonders wichtige Rolle zufalle, sei 1883 für Tertia und 1894 auch für Sekunda das ehemalige Maß von 3 wöchentlichen Stunden auf 2 herabgesetzt worden, und dieser Tiefstand bestehe, von wenigen Anstalten abgesehen, noch heute.

Redner fordert „überall und unbedingt" für Tertia und Sekunda 3, für Prima einschließlich dessen, was von philosophischer Propädeutik zu behandeln sei, 4 Stunden und bemerkt dazu ausdrücklich, daß er für den auch ihm dringend wünschenswert erscheinenden und in manchen Gymnasien auch eingeführten Betrieb des Mittelhochdeutschen doch nur unter der Voraussetzung eintreten könne, daß hierzu in Obersekunda die Stundenzahl auf 4 erhöht werde. Es folgt eine eingehende Begründung dieser Forderungen für die einzelnen Klassen.

Zwei Wochenstunden d. h. 80 Stunden im Jahre reichen durchaus nicht aus, um das für Tertia sich ergebende Pensum auch nur annähernd zu bewältigen. Handelt es sich doch neben der praktischen Anleitung zur Anfertigung deutscher Aufsätze, die weit mehr Zeit in Anspruch nimmt als 20 Jahresstunden, neben der, wenn auch nicht in systematischer Geschlossenheit, so doch planmäßig zu behandelnden Ergänzung und Vertiefung der auf der Unterstufe dargebotenen grammatischen Unterweisungen, sowie der von R. Hildebrand mit Recht so eindringlich empfohlenen Einführung in den Bilderschatz der deutschen Sprache vor allem um eine möglichst ausgedehnte und Verständnis weckende Lektüre von Prosa und Poesie, die man keineswegs zum größern Teile dem willkürlichen Privatfleiß der Schüler überlassen darf. Hierzu sind 4 Stunden noch wünschenswerter als 3, in denen aber doch wenigstens das Notwendigste erledigt werden kann. Auch weiß

Redner mit dieser Forderung die Mehrzahl der mit dem Gegenstand vertrauten Pädagogen auf seiner Seite.

Auch für die Sekunda sind 3 Wochenstunden schon ohne mittelhochdeutsche Lektüre nicht nur wünschenswert, sondern dringend notwendig: Aufsatz, kurze mündliche Referate und auch hier eine möglichst ausgiebige Klassenlektüre, mit der sich in Obersekunda ein Überblick über die Entwicklung der deutschen Sprache und Nationallitteratur verbindet, erfordern mindestens 120 Jahresstunden, zumal da in Obersekunda Lektüre und historische Darstellung wenigstens bis ans Ende der Reformationszeit geführt werden und dazu noch die eingehende Behandlung mehrerer Hauptwerke des zweiten Blütenzeitalters treten muſs, um das sonst überreiche Pensum der Prima zweckmäſsig einzuschränken. Denn hier erscheint es angesichts der bedenklichen Neigung unserer Zeit, von unseren groſsen Klassikern, namentlich Lessing und Schiller, sich geringschätzig abzuwenden, als eine besonders dringliche Pflicht und als eine nationale Aufgabe der Schule, ihre Zöglinge vor dem Austritt ins Leben in dieser klassischen Litteratur heimisch und nicht nur mit den Meisterwerken, sondern auch mit den groſsen und starken Persönlichkeiten ihrer Schöpfer vertraut zu machen. Mehr Lessing und Schiller für die Schule! Anderseits erwächst aber dem Gymnasium auch die Pflicht, die seiner Leitung anvertrauten jungen Leute in richtige Fühlung mit der Gegenwart zu bringen, indem der deutsche Unterricht sie wenigstens mit den wichtigsten Erscheinungen der nachklassischen Zeit in gedrängter übersichtlicher Darstellung bekannt macht und z. B. die Lyrik Mörikes, einzelne Dramen von Kleist, Grillparzer und Hebbel (Nibelungen) auch eingehender mit ihnen in der Klasse behandelt, für die Privatlektüre aber nützliche Winke giebt. Ebenso hat das Gymnasium dem unverkennbar in den Primanern sich rührenden und aus einem anregenden Unterrichte ja auch ganz natürlich erwachsenden Drange nach philosophischer Orientierung Rechnung zu tragen, und daraus ergiebt sich die Notwendigkeit einer Einführung in die philosophische Propädeutik, die sich naturgemäſs an den deutschen Unterricht anschlieſst; es ist nicht richtig, daſs zwischen beiden Gebieten nur eine Personalunion bestehe. An geeigneten Lehrkräften wird es nicht fehlen, sobald erst einmal die Überzeugung von der Notwendigkeit des Lehrfaches sich allgemein geltend gemacht hat; stehen sie doch in Süddeutschland schon längst zur Verfügung. Daher sind aber auch 4 Wochenstunden für den deutschen Unterricht in Prima unbedingt notwendig. Redner ist überzeugt, daſs die für die gedeihliche Ent-

wicklung unseres Schulwesens so nötige Ruhe und Stetigkeit nicht eher eintreten wird, als bis die von ihm entwickelten Forderungen, die nicht über die Grenze des Notwendigen hinausgehen, ihre Verwirklichung gefunden haben, und vermag daher auch in dem neuesten preufsischen Lehrplan noch keinen befriedigenden Abschlufs der Angelegenheit zu erkennen.

An den Vortrag knüpfte sich eine ziemlich ausgedehnte **Debatte.**

Hüttemann (Schlettstadt) ist für Vermehrung der deutschen Stunden in III; er will die Zusatzstunde dem Französischen nehmen. In I sei Vermehrung nicht nötig. Der fremdsprachliche Unterricht sei auch deutscher Unterricht. In den unteren Klassen seien Deutsch und Latein, in den oberen Deutsch und Griechisch in der Hand eines Lehrers zu vereinigen. Er tritt ferner für den Betrieb des Mhd. ein.

Rausch (Halle) warnt vor encyklopädischer Überladung des deutschen Unterrichts. Sein Gegenstand sei deutsche Litteratur. Für philosophische Propädeutik wünscht er einen besonderen Unterricht; er soll nicht Anhängsel des Deutschen sein. Die notwendige Stunde könne dem Französischen genommen werden. Mhd. sei unentbehrlich.

Hornemann (Hannover) glaubt mit der bisherigen Stundenzahl auskommen zu können. Gegenstand des deutschen Unterrichts sei Sprache, Litteratur und Volkstum, wie es sich in Litteratur und Sprache ausdrückt; darum seien die erdkundlichen und naturwissenschaftlichen Aufsätze aus den Lehrbüchern auszuscheiden. Für philosophischen Unterricht wünscht er keine beondere Lehrstunde; in allen Fächern müsse der Unterricht in I unter philosophischen Gesichtspunkten erteilt werden.

Uhlig (Heidelberg) fragt, was bei dem Betrieb des Mhd. nach den preufsischen Lehrplänen von 1892 herausgekommen sei, wonach der Lehrer nur Proben mhd. Texte vorlesen solle. Er halte Unterricht im Mhd. für nötig, weil einerseits die Übersetzungen die mhd. Texte unvollkommen wiedergeben und ferner nur so die Entwickelung der Sprache gezeigt werden könne. Hornemanns Ansicht vom Betrieb der Philosophie in der Schule sei nicht durchführbar.

Der Vorsitzende antwortet auf Uhligs Frage, dafs man mit dem Betriebe des Mhd. in der angegebenen Weise wohl nirgends zufrieden sei, dafs man aber die preufsischen Lehrpläne schwerlich streng durchgeführt habe. Er halte die preufsische Lehrordnung für eine magna charta libertatum, von der man im

einzelnen Falle entsprechenden Gebrauch machen könne. Man müsse nur den Mut haben, eine innerlich begründete Überzeugung auch den vorgesetzten Behörden gegenüber zu vertreten, die in dem Deutschen Reich doch im allgemeinen mit sich reden lassen.

Hirzel (Ulm) ist mit der Stundenzahl, welche die württembergischen Schulpläne dem deutschen Unterricht zuweisen, zufrieden; in Württemberg ist immer Mhd. getrieben worden; desgleichen bestehe ein besonderer Unterricht in der philosophischen Propädeutik.

Gneifse (Strafsburg) weist aus seiner Praxis des deutschen Unterrichts in I nach, dafs die Stundenzahl zu gering sei.

Kannengiefser wendet sich im Schlufswort gegen die Auffassung, dafs eine Vermehrung des deutschen Unterrichts nicht nötig sei, weil schliefslich alle Unterrichtsgegenstände dem deutschen Unterricht dienten: das sei zutreffend hinsichtlich des Lehrzieles, aber nicht des Lehrgegenstandes. Eine Einführung ins Mhd. wünsche auch er; doch sei der Stoff des deutschen Unterrichts so umfangreich, dafs auch bei der von ihm gewünschten Vermehrung der Stundenzahl kaum Zeit zum Lesen mhd. Texte sich biete.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 4. Oktober 1901, morgens.

Prof. Altendorf (Offenbach a. M.) **Lateinisch und Griechisch als Gegenstände des heutigen höheren Unterrichts.** Ausgangspunkt des Redners ist die Überzeugung von der geistigen Überfütterung unserer Gymnasialjugend, die natürlich abstumpfend wirkt und gegen die die Mehrzahl der Schüler sich durch Gleichgültigkeit und mangelhaften Fleifs hilft — ein bedenklicher Ausweg —, während die kleine Zahl der Gewissenhaften sich mehr anstrengt, als ihnen zuträglich ist: es leidet darunter die körperliche wie die geistige Entwicklung. Zu erstreben ist ein vierstündiger wissenschaftlicher Unterricht (vormittags) für den Tag. Es trifft sich nun, dafs das Griechische zur Entlastung beitragen kann. Das Ziel des griechischen Unterrichts, Verständnis hervorragender Litteraturwerke, kann auf dem Gymnasium nicht erreicht werden, aus zwei Gründen: 1. das Lesen ist zu zerstückelt, als dafs es zu verständnisvoller Gesamtauffassung der Werke kommen könnte. Dazu kommt noch 2., dafs die zu lesenden Bücher, Werke ausgereifter Meister, der unreifen Jugend ohnehin Schwierigkeiten hinsichtlich des inhaltlichen Verständnisses bieten. Daher ist es besser, man liest Übersetzungen, deren Wert mit Unrecht noch

vielfach bestritten wird. Die Geschichte der deutschen Litteratur zeigt, welch' gelungene Übersetzungen in der deutschen Sprache möglich sind und welch' anziehende Lektüre sie bilden können (glänzendstes Beispiel: Shakespeare). Es wird fakultativer griechischer (und englischer) Unterricht von IIb an vorgeschlagen. Schon um die Gleichstellung des Realgymnasiums mit dem Gymnasium in den Berechtigungen wahrzumachen und durchzuführen, wird nichts andres übrig bleiben, als an Orten, die nur ein Gymnasium haben, von einer gewissen Stufe an fakultative Realgymnasialklassen einzurichten, d. h. das Griechische zu einem fakultativen Fach zu machen. Von den 6 Stunden, die durch das Fortfallen des Griechischen mit IIIb frei werden, sollen je 1 dem Lateinischen, Französischen — welche beide auf der oberen Stufe etwas zurücktreten — und dem Deutschen zukommen und 3 ganz wegfallen.

Für das Lateinische wird vorgeschlagen, diesen Unterricht etwas später zu beginnen, wenn möglich in IV, weil die lateinischen Schulschriftsteller zu einem beträchtlichen Teil nicht mehr einen so breiten Raum im Unterrichte einzunehmen verdienen, wie sie ihn noch einnehmen — so Cäsar, Livius, Vergil —, und weil die Erlernung der lateinischen Sprache an sich die frühere Bedeutung nicht mehr hat. Auch entspräche der Anfang auf einer späteren Stufe als VI mehr dem geistigen Können der Schüler. Die Übersetzungen ins Lateinische sollen auf der oberen Stufe wegfallen. Sie sind nicht nötig: das Lesen ist für uns der beste Weg, mit der Sprache und ihren Meistern vertraut zu werden. Die grammatisch-stilistischen Kenntnisse werden trotzdem nicht zurückgehen, statt zu wachsen, wenn sie im Unterrichte planmäfsig gepflegt werden, wenn die Grammatik nicht mit unberechtigter Geringschätzung behandelt wird. Beständig mufs, wenn nötig einige Minuten täglich, im Anschlufs an die Lektüre Grammatik getrieben werden. In die Arbeit der Übersetzung ins Lateinische ist auch deswegen keine rechte Lust und Freudigkeit zu bringen, weil die hier erworbene Fertigkeit für die grofse Mehrzahl, ja fast die Gesamtzahl der Schüler vom Augenblick der Reifeprüfung an zum Absterben bestimmt ist. Diese Thatsache liegt wie ein lähmender Druck auf dieser ganzen Arbeit.

In der anschliefsenden Debatte begrüfst der Vorsitzende die radikalen Ausführungen des Vortragenden insofern, als sie uns zwängen, die Grundlagen unserer gymnasialen Praxis zu revidieren. Er wolle zunächst nichts angreifen, könne aber nicht unterlassen, sich gleich gegen die Ansicht von der Überbürdung und den „blassen Gesichtern" der Schüler zu wenden. Schon in dem Schüler

müsse das Bewufstsein des Berufes und der fleifsig zu erfüllenden Berufspflicht wachgerufen werden: das gäbe ihm den Halt im späteren Leben.

Uhlig (Heidelberg) sieht in dem Vortrag vielfach nur Trivialitäten; besonders sei die angebliche Überbürdung nur ein Gespenst. Er und seine Altersgenossen hätten auf der Schule viel mehr arbeiten müssen, und es habe ihnen keineswegs geschadet. Das Griechische müsse obligatorisch bleiben, ebensogut wie die Mathematik, wenn auch beide Fächer nach dem Abiturium von den meisten nicht mehr betrieben würden. Griechische Schriftsteller in einer Übersetzung anstatt im Original zu lesen, sei wie das Lesen einer Reisebeschreibung statt der Reise selber. Die lateinischen Exercitien seien auch der Lektüre wegen notwendig.

Kromeyer (Strafsburg) wendet sich gegen diese Erschütterung der Grundfesten des humanistischen Gymnasiums und tritt warm für die moralische Bildung ein, welche vor allem durch den griechischen Unterricht gegeben werde.

Der Vorsitzende hebt hervor: der Satz, die Übersetzung sei dem Urtexte gleichwertig, tangiere das Prinzip der Wissenschaft; die Schule aber erziehe nur durch Wissenschaft zur Wissenschaft.

Im Schlufsworte suchte Altendorf, der bei einem Teil der Zuhörer weit mehr Anklang gefunden, als es nach den scharfen Entgegnungen von altphilologischer Seite scheinen konnte, Mifsverständnissen vorzubeugen: er selbst sei Altphilologe von Beruf und mit Liebe. Er wolle das Griechische nicht aus dem Gesamtunterricht der deutschen Jugend ausschalten, sondern durch einen besseren Betrieb fördern. Der wissenschaftliche Sinn könne auch durch andere Fächer gebildet werden.

Zum Schlusse der Sitzung führt der Vorsitzende aus, die dreitägige gemeinsame Arbeit hätte erreicht, was zu erreichen war. Mancherlei Gedanken seien in Flufs gekommen; man sei sich auch persönlich näher getreten. Mit Dank gegen alle Teilnehmer schliefse er die Sektionssitzungen. Auf Wiedersehen in Halle!

Die Präsenzliste der pädagogischen Sektion weist 80 Namen auf.

Archäologische Sektion.

Die archäologische Sektion, in deren Liste sich im Laufe der Versammlung 105 Mitglieder einzeichneten, übertrug ihre Leitung an Prof. Michaelis-Strafsburg, das Schriftführeramt an Oberlehrer Dr. Bartels-Hannover, dem Stud. Köster-Strafsburg zur Seite trat. Während die Sektion sich konstituierte, waren die farbigen Originalzeichnungen Stackelbergs, Kestners und Thürmers nach fünf Gräbern in Corneto, die dem kunstarchäologischen Institut der Universität gehören, ausgestellt. Als Festgaben wurden verteilt: „Strafsburger Antiken von Ad. Michaelis. Festgabe für die archäologische Sektion der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von dem Kunstarchäologischen Institut der Kaiser Wilhelms-Universität Strafsburg. Mit 45 Abbildungen. Strafsburg, Verlag von Karl J. Trübner, 1901“ und R. Forrer, „Über Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Naqada u.s.w. in Ober-Ägypten und über europäische Parallelfunde. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1901“ (Achmim-Studien I).

Am Dienstag von 2—4 Uhr fand eine von etwa 20 Teilnehmern besuchte Betrachtung des Abgufsmuseums statt, wobei die in der „Festgabe“ abgebildeten Originalstücke zu bequemerer Betrachtung ausgestellt waren.

Am Dienstag um 4 Uhr trat eine Anzahl von dem Generalsekretär des Archäologischen Instituts Prof. Conze eingeladener Vertreter deutscher Schulbehörden zu einer **vertraulichen Besprechung über die italienischen Herbstkurse für Gymnasiallehrer** zusammen; der Verhandlung wohnten 25 Personen bei, darunter auch solche, welche früher an diesen Kursen teilgenommen hatten, und solche, welche sich dafür interessierten.

Da Prof. Conze wegen seiner unmittelbar bevorstehenden Abreise nach Pergamon sein Erscheinen noch im letzten Augenblicke hatte absagen müssen, übernahm Prof. Michaelis als Mitglied der Centraldirektion des Archäologischen Instituts die Leitung der Verhandlungen, indem er erklärte, um der Unparteilichkeit willen sich selbst von den Debatten fernhalten zu wollen. Er be-

richtete, dafs im Schofse der Centraldirektion ernste Zweifel laut geworden seien, ob die italienischen Herbstkurse wirklich ihrem Zweck entsprächen, ob nicht wenigstens starke Änderungen in der Durchführung notwendig wären. Da eine Entscheidung über diese Fragen in der nächsten Plenarversammlung der Centraldirektion (April 1902) herbeigeführt werden solle, sei es wünschenswert erschienen, die Ansichten der Schulbehörden und sonstiger Beteiligter kennen zu lernen.

Schriftliche Äufserungen lagen von folgenden eingeladenen, aber am Erscheinen verhinderten Herren vor: Schulrat Dauber-Braunschweig, Schulrat Fritsch-Arnstadt, Geh. Rat Krüger-Dessau, Direktor Kühne-Doberan, Direktor Peter-Meifsen, Direktor Procksch-Altenburg, Ministerialdirektor Rapp-Stuttgart (in der Versammlung durch Oberstudienrat Ableiter vertreten), Prof. Schneider-Gera, Direktor Weniger und Reg.- und Schulrat Krumbholz-Weimar. Alle diese Herren sprachen sich mehr oder weniger lebhaft für Beibehaltung der Kurse aus, deren Eingehen ein bedauerlicher Rückschritt sein würde; die besonders eingehenden Gutachten der Herren Krüger, Kühne und Weniger wurden verlesen.

Die Einzelbesprechung begann mit der Hauptfrage: Beibehaltung oder Abschaffung der Herbstkurse. Prof. O. Jäger-Bonn giebt seinem Erstaunen Ausdruck, dafs die bewährte und für den Gymnasialunterricht so ersprieſsliche Einrichtung überhaupt habe in Frage gestellt werden können. Er legt den Nutzen eigener Anschauung und geeigneter archäologischer Anleitung für den Altphilologen dar und spricht mit Entschiedenheit für Beibehaltung. In gleichem Sinne äufsern sich kürzer oder ausführlicher Schulrat Sander-Bremen, Geheimrat Wendt-Karlsruhe, Geh. Oberschulrat Nodnagel-Darmstadt (zugleich als ehemaliger Teilnehmer an einem Kurse), Oberstudienrat Ableiter-Stuttgart. Bei der Abstimmung erklärte sich die Versammlung mit allen Stimmen gegen die des Prof. Schwartz-Strafsburg, der seine abweichende Ansicht bei der Spezialdebatte zu begründen versprach, für Beibehaltung.

Darauf wandte sich die Besprechung den etwa wünschenswerten Verbesserungen zu, und zwar zunächst hinsichtlich der Vorbereitungen zur Reise: Auswahl der Teilnehmer, etwaiger Ausweis ihrer archäologischen Vorbildung, Bemessung der Reisegelder und des Urlaubes. Ministerialrat Albrecht-Strafsburg wünscht möglichst frühe Benachrichtigung der Regierungen seitens der Centraldirektion behufs sorgfältiger Auswahl der Teilnehmer, und um diesen Zeit zu geeigneter Vorbereitung zu lassen. Er spricht sich für reichliche Bemessung der Reisezuschüsse aus und für Urlaub ohne Ersatz

der Stellvertretungskosten, wie das in Elsafs-Lothringen von Anfang an geübt würde, und bedauert, dafs in diesen Punkten mancherorts Schwierigkeiten beständen (es war dies besonders von Preufsen hervorgehoben worden). Einen besonderen Prüfungsnachweis oder ähnliche Beschränkungen wünscht er vermieden zu sehen, worin er die lebhafte Zustimmung Prof. Jägers-Bonn findet. Auch Geh. Oberschulrat Nodnagel-Darmstadt wünscht die oft recht schwierige Auswahl, bei der nicht nach der Schablone verfahren werden dürfe, den Regierungen überlassen, da diese am besten alle in Betracht kommenden Verhältnisse übersehen könnten. Schulrat Sander-Bremen erkennt zwar die humanistische Ausbildung als notwendige Vorbedingung an, hält aber Lehrer aller höheren Lehranstalten für berechtigt zur Teilnahme.

Die Erörterung ging sodann auf die Verbesserungen über, welche etwa mit Bezug auf die Reise selbst getroffen werden könnten. Rektor Hirzel-Ulm hebt aus eigener Erfahrung hervor, dafs die Zeit zu kurz bemessen, eine Ausdehnung von 5 auf mindestens 6 Wochen wünschenswert sei, wo dann auch Florenz und Neapel besser zu ihrem Recht kommen würden. Auch sei die Zahl der Teilnehmer, 21, zu grofs und hindere leicht eine fruchtbare Diskussion. Prof. Petersen-Rom bemerkt, dafs auch er seinerzeit eine Maximalzahl von 12 Teilnehmern gewünscht habe, die jetzige Zahl aber aus Gründen angemessener Beteiligung aller Staaten des Reiches festgesetzt worden sei. Für Florenz und Neapel würde auch den Institutssekretären eine etwas längere Zeit sehr erwünscht sein; einstweilen sei im letzten Cirkular denen, die über einen längeren Urlaub verfügen, empfohlen worden, einige Tage früher nach Florenz zu kommen und am Schlufs einige Tage länger in Neapel zu bleiben. Hinsichtlich der längeren Dauer hebt Prof. Jäger-Bonn die Bedenken hervor, die von seiten der einzelnen Schulen und der Schulverwaltungen einer längeren Urlauberteilung im Wege ständen, und empfiehlt, es bei den bisherigen 5 Wochen zu belassen. Dem stimmt Geh. Rat Wendt-Karlsruhe unter Hinweis auf den gegenwärtigen Lehrermangel zu, während Rektor Hirzel-Ulm diese Schwierigkeit für überwindlich hält und Direktor Müller-Blankenburg erklärt, dafs in einzelnen Fällen in der That ein sechswöchentlicher Urlaub gewährt werde.

Prof. Jäger-Bonn stellt darauf folgenden Antrag, den er als eine Vertrauenskundgebung für das Archäologische Institut angesehen wünscht:

„Die Versammlung spricht ihre Ansicht dahin aus, dafs der italienische Kursus für Gymnasiallehrer aus dem Reiche in

bisheriger Weise fortgeführt, vielleicht durch einen analogen griechischen ergänzt werden solle. Rücksichtlich weiterer Wünsche und Verbesserungen glaubt sie der Centraldirektion und den Schulverwaltungen vertrauen zu dürfen."

Prof. Schwartz-Strafsburg legt seine abweichende Ansicht über die Kurse dar. Er bezweifle nicht, dafs sie gute Früchte getragen hätten, wohl aber könne man über ihre Beibehaltung oder Umgestaltung anderer Meinung sein. Der Erfolg entspreche nicht der darauf verwandten Zeit und den Mitteln, die für andere wissenschaftliche Aufgaben bessere Verwendung finden würden; er befürchte, dafs derartige Arbeiten darunter leiden könnten. Dem gegenüber machte Geh. Oberschulrat Nodnagel-Darmstadt geltend, dafs nach der üblichen Behandlung der Etats die Mittel, wenn sie hier erspart würden, damit noch nicht für andere Zwecke flüssig sein würden; auch sei es viel leichter, einer solchen anerkannten Einrichtung gegenüber den Lehrern Urlaub zu verschaffen, als wenn einzelne Lehrer eine ähnliche Reise unternehmen wollten (was als weit vorzüglicher empfohlen worden war). Endlich warnt auch er davor, eine Verlängerung des Urlaubs anzustreben, wodurch die ganze Einrichtung gefährdet werden könne. Prof. Michaelis-Strafsburg weist auf die bereits bestehenden, für ältere Lehrer bestimmten Halbjahrsstipendien hin, die zur Förderung weitergehender Studien bestimmt seien.

Nachdem die Versammlung es abgelehnt hatte, für diesmal auf die Frage der Ausdehnung der Kurse auf Griechenland einzugehen, da diese Kurse zu anderer Jahreszeit und unter anderen Bedingungen stattfinden müfsten, und nachdem sie ebenso bei der vorgerückten Zeit erklärt hatte, die von Geh. Rat Krüger-Dessau aufs neue angeregte Frage nicht erörtern zu wollen, ob die Archäologie ein obligatorisches Prüfungsfach im Lehrerexamen bilden solle, kam Prof. Jäger-Bonn auf seinen Antrag zurück, der mit allen gegen eine Stimme angenommen ward; nur erklärte Ministerialrat Albrecht-Strafsburg, dafs er das am Schlufs ausgesprochene Vertrauen nicht auf diejenigen Unterrichtsverwaltungen ausdehnen könne, die keinen Beitrag zu den Reisekosten gewährten und wohl gar noch Ersatz für die Stellvertretung verlangten.

Auf Antrag des Schulrats Sander-Bremen beauftragte die Versammlung einstimmig den Leiter der Besprechung, Prof. Conze telegraphisch den Dank der Versammelten für seine Bemühungen um diese Kurse und gute Wünsche für seine Reise nach Pergamon auszusprechen. (Prof. Conzes Dank lief am folgenden Tage ein.)

Erste Sitzung der archäologischen Sektion.

Mittwoch, den 2. Oktober 1901,
vormittags 8—10 Uhr.

Der Vorsitzende, Prof. Michaelis-Strafsburg, gab einleitungsweise einige kurze Bemerkungen über den bescheidenen Anteil, den Strafsburg bisher an der archäologischen Forschung genommen hat. Aus der Zeit der freien deutschen Reichsstadt verdient Joh. Scheffer Erwähnung, ein geborener Strafsburger, der aber zumeist in Upsala wirkte und aufser antiquarischen Abhandlungen in Meursius' Stil (de re vehiculari veterum u. a.) in seiner kleinen Schrift de graphice auch die bildende Kunst gestreift hat. Ferner studierte in den Jahren 1667—69 der aus schwäbischer Familie stammende Wiederentdecker Griechenlands, Jakob Spon aus Lyon, in Strafsburg; er hörte bei Boecler Geschichte und Antiquitäten, genofs aber auch den numismatischen Unterricht des 1668 auf der Flucht aus Frankreich eine Zeitlang in Strafsburg lebenden bedeutenden Numismatikers Charles Patin.

Die schon hierin sich spiegelnde Bedeutung Strafsburgs als Mittlerortes zwischen Deutschland und Frankreich bewährt sich auch im 18. Jahrhundert. Die bedeutendste Erscheinung auf unserem Gebiet ist der Pfälzer Johann Daniel Schöpflin, durch Goethes Schilderung auch den Fernerstehenden nahe gerückt als Vermittler zwischen den alten Zeiten und der Gegenwart. Sein grofses Werk, die Alsatia illustrata (1751—61), ist für ähnliche aktenmäfsige Landesgeschichten und für das Heranziehen der Monumente als historischer Denkmäler vorbildlich geworden; sein Museum bildete eine überaus reiche Sammlung hauptsächlich vaterländischer Denkmäler aller Art, die Schöpflin samt seiner grofsen Bibliothek der Stadt Strafsburg vermachte. Durch Bearbeitung des Museum Schoepflinianum machte sich Schöpflins Schüler Jeremias Jakob Oberlin verdient, ein sehr vielseitiger Mann, der als Philolog eine fleifsige, wenn auch nicht hervorragende Thätigkeit entfaltete und in seinem Buche Antiquitatum orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae (1776) den ersten Versuch machte, die antike Geographie mit besonderer Rücksicht auf die erhaltenen Bauwerke zu behandeln, allerdings weniger auf Grund eigener Anschauung als mit Hülfe einer sehr ausgedehnten Bibliographie. Oberlin war auch der erste, der nach dem Vorbilde Christs und Heynes an der Strafsburger Universität Vorlesungen über Archäologie hielt. Hierfür fand er einen Nachfolger in Johann

Gottfried Schweighäuser, dem Sohne des bekannten Gräcisten. In Paris erfuhr er einerseits den Einfluſs Millins und Viscontis und verfaſste in der Art des letzteren den erklärenden Text zum ersten Bande des von Piroli und Piranesi herausgegebenen Musée Napoléon, 1804; die Fortsetzung muſste er wegen einer Krankheit Petit-Radel überlassen. Anderseits trat er als Hauslehrer in nahe Beziehung zu Wilhelm von Humboldt und seiner Familie. Die Franzosen mit den Fortschritten der deutschen Wissenschaft und Litteratur bekannt zu machen, war er ebenso bestrebt, wie die Deutschen über die Hauptereignisse der französischen Geistesbewegungen auf dem Laufenden zu erhalten; seine vollkommene Herrschaft über beide Sprachen kam ihm bei diesem Mittleramte zu statten. Nachdem Schweighäuser sich in Straſsburg niedergelassen hatte, widmete er der Vorzeit des Elsaſs, namentlich dem Mittelalter, eine eifrige und fruchtbare Pflege. Die von ihm im Verein mit Golbéry, dem Übersetzer Niebuhrs, bearbeiteten Antiquités de l'Alsace, noch heute geschätzt, zeigen eine glückliche Vereinigung nüchternen kritischen Sinnes auf seiten des französischen und lebhaften, gelegentlich etwas überschwenglichen Kunstgefühls auf seiten des elsässischen Mitarbeiters. Schweighäusers Studien über die Geschichte des Straſsburger Münsters bezeichnen einen Fortschritt gegen ältere Arbeiten; andere archäologisch-symbolische Arbeiten (z. B. auch über die gefälschten Rheinzaberner Thonwaren), zumal die aus Schweighäusers letzter, durch Krankheit gelähmter Zeit, bekunden dagegen eine ins Abenteuerliche schweifende Kombinationslust und schrankenlose Phantasie.

Während die von Schweighäuser vertretenen Interessen in der 1855 begründeten Gesellschaft für die Erhaltung der historischen Denkmäler im Elsaſs fortleben, ist das Museum Schöpflins 1870 beim Brande der Bibliothek bis auf wenige Stücke zu Grunde gegangen. Vollends war für die klassische Kunst und für den Unterricht in ihr völlig neuer Grund zu schaffen, was seit 1872 durch die Gründung des archäologischen Museums versucht worden ist.

Der Vorsitzende wies ferner auf die belehrende Ausstellung von Erzgeräten aus Achmim, Kypros und dem Elsaſs hin, welche Dr. R. Forrer-Straſsburg, nach typologischen Gesichtspunkten geordnet, im Sitzungszimmer ausgestellt hatte.

Prof. Luckenbach-Karlsruhe übergab den Versammelten zwei Tafeln „die Burg von Tiryns“ und „das römische Haus“, die er mit einigen erklärenden Worten begleitete.

Darauf sprach Prof. Sauer-Gieſsen **Über die delphische Lesche der Knidier und ihren Gemäldeschmuck.**

Die früheren Untersuchungen über die Leschebilder Polygnots richteten sich mehr auf die Einzelgruppierung als auf die Gesamtanordnung; jetzt, da durch die französischen Ausgrabungen Form und Maſse des Gebäudes bekannt geworden sind, kann und muſs man versuchen, die Bilder vor allem als Ganzes in ihrem Zusammenhang mit dem Gebäude zu verstehen.

Die Lesche war ein rechteckiger Saal von rund 17 m Länge und 8 m Breite, mit acht inneren Stützen und einer einzigen Thür, welche die Mitte der südlichen Langwand einnahm. Beleuchtet war der Raum wahrscheinlich nicht durch Fenster, sondern durch mittleres Oberlicht; er bildete sozusagen ein kleines Peristyl, ein Höfchen mit ringsumlaufender innerer Halle. Die Höhe der Wände läſst sich auf ca. 6 m berechnen.

Aus diesen Thatsachen ergiebt sich zunächst, daſs die beiden Bilder nicht einander gegenüber angebracht waren. Denkt man sie sich aber nebeneinander, dann natürlich an der Rückwand gegenüber der Thür, so ist der hier verfügbare Raum von etwa 76 qm für rund 150 Figuren mit Zubehör nur dann groſs genug, wenn man sie bis gegen halbe Lebensgröſse reduziert, was die obersten Figuren schwer erkennbar und ihre Beischriften fast unlesbar machen würde. Die Bilder bedeckten also wahrscheinlich mehr als diese eine Wand; vermutlich überschritt jedes zweimal eine Ecke des Saals, so daſs sie von der Thür ausgehend in der Mitte der Rückwand zusammentrafen. Es kamen dann auf den laufenden Meter Bildwand durchschnittlich drei Figuren, die selbst der Lebensgröſse sich nähern durften.

Kontrollieren läſst sich diese Annahme, die sich in der Hauptsache mit der Homolles zu decken scheint, an der Schilderung des Pausanias. Er beschreibt, was man immer wieder verkannt hat, beide Bilder von links nach rechts, also in einem vollen Umgang von der Thür aus zur Thür zurück. Die Iliupersis nahm die ganze rechte, die Nekyia die ganze linke Gebäudehälfte ein; man begreift danach sehr wohl, daſs Pausanias hier nach dem Gebäude, nicht nach dem Beschauer orientiert. Entscheidend wichtig ist aber, daſs von den vier Vertikalgrenzen der 2×3 Bildabschnitte wenigstens drei in der Beschreibung sich wiederfinden lassen, die erste nach der Helenagruppe und den über ihr dargestellten Verwundeten, die zweite zwischen Schwurscene und Neoptolemosgruppe, die vierte zwischen der Orpheusgruppe einerseits und den Gruppen der Troer und der würfelspielenden Griechen anderseits. Auch die Form der Schilderung deutet auf dieselbe Einteilung. Unter den sechs umständlicheren Wendungen, die in der Beschreibung

des Pausanias zu neuen Gruppen oder Abschnitten und zwar nicht von oben nach unten oder von unten nach oben überleiten, gelten die beiden in der Iliupersis und eine in der Nekyia den eben bezeichneten Stellen; es kommt hinzu das auffällige absolut gebrauchte ἐφεξῆς nach Figur 30 der Nekyia. Die Einteilung der Bilder scheint demnach folgende gewesen zu sein:

Iliupersis: 1—23. 24—49. 50—79.
Nekyia: 1—30. 31—51. 52—72.

Die Wirkung der so angebrachten Bilder darf man sich sehr günstig denken. Der rechteckige Saal zerfiel sozusagen in zwei annähernd quadratische Schauräume, in deren jedem der Beschauer zwischen den je zwei Stützen hindurch die drei Hauptabschnitte jedes Bildes bequem übersah. Betrat man den westlichen Raum, so hatte man links die Vorbereitungen zur Abfahrt der Griechen, rechts als passendes Gegenstück die Vorbereitungen des Abzugs der Antenoriden; dann folgten links die prächtig entwickelte Helenagruppe als deutlichste Verkörperung des Triumphs der Hellenen, ihr gegenüber rechts die Schreckensscenen in der eroberten Stadt. So an die westliche Wand herangeleitet, sah man dort die Achaierfürsten in der feierlichen Schwurscene, die gefangenen Frauen der Königsfamilie und den mauerzerstörenden Epeios. Wandte man sich zu dem östlichen Raum, so hatte man links den Acheron und büfsende Frevler als Einleitung, rechts die Danaiden und andere Büfser als gut entsprechenden Abschlufs. Weiterhin entsprachen sich beiderseits Heroen und Heroinen, rechts überwiegend Männer, links überwiegend Frauen; am Ende der Nordwand erblickte man, gewissermafsen an der Schwelle des Hadesinnern, die Odysseusgruppe. Endlich vor dem mittleren Abschnitt im Osten angelangt, sah man inmitten anderer Heroen und Heroinen zwei Gruppen, die als besonders bedeutsam längst erkannt sind: Phokos und Jaseus und die Orpheusgruppe.

Die vorgeschlagene Anordnung mag trotz ihrer inneren Vorzüge fremdartig erscheinen, weil es an genauen Analogien mangelt. Dem Gemäldeschmuck des ähnlich angelegten Campo Santo von Pisa fehlt, da er aus vielen Einzelbildern sich zusammensetzt, das wesentliche Merkmal des Übergreifens von Wand zu Wand. Gerade diese Eigentümlichkeit aber findet sich, wenn auch verbunden mit lockerer Reihung von Einzelscenen, im pergamenischen Telephosfries, den man sich von den delphischen Bildern sehr wohl abhängig denken darf.

In der hierauf folgenden Diskussion bestritt Prof. Schreiber die Richtigkeit der Berechnungen des Redners und machte geltend:

1. dafs bei Beachtung der in der Beschreibung des Pausanias deutlich erkennbaren Übereinanderstellung der Figuren und der Gruppenbildung die beiden Gemälde sich in die Fläche einer Langwand einordnen lassen, was den Vorteil der Übersichtlichkeit gewährte;
2. dafs ein monumentales Kunstwerk, wie dieses zweiteilige Hallengemälde, nach allgemeinem, durch die alte und neue Kunst gehendem Gesetz auch bildmäfsig komponiert gewesen sein müsse, also durchgeführte Responsion von Figur zu Figur gehabt habe, welche noch in der Beschreibung der Gruppen und in den Erläuterungen bei Pausanias zu erkennen sei. Solche Figurenentsprechung zeigten z. B. auch die Schrankenbilder des Panainos im Zeustempel zu Olympia;
3. dafs infolge dieser Responsion eine Verteilung der beiden Bilder auf vier ungleich benutzte Wandflächen undenkbar sei.

Rektor Weizsäcker-Calw sprach sich für ein geschlossenes Gebäude aus und stimmte Herrn Sauer hinsichtlich der Verteilung der beiden Gemälde auf vier Wände bei. Auch Prof. Michaelis hält die letztere für sehr wahrscheinlich und erklärt, von den eurhythmischen Prinzipien, wie sie Prof. Schreiber in seiner Abhandlung dargelegt habe, nicht überzeugt zu sein; jedenfalls eigneten sie sich nicht zum Ausgangspunkt einer methodischen Forschung.

Prof. Schreiber-Leipzig sprach sodann **Über das in Alexandrien neu aufgedeckte Grab Kôm-esch-Schukâfa.**

Das grofse unterirdische Grab, welches in Kôm-esch-Schukâfa, einem der arabischen Quartiere Alexandriens, südwestlich von der Pompejussäule Ende Oktober vorigen Jahres — gerade im Beginn der zweiten Campagne der Ausgrabungen der Ernst Sieglin-Expedition — durch Zufall aufgefunden wurde, ist seiner Ausdehnung, seiner architektonisch reizvollen Anlage und seines künstlerischen Schmuckes wegen eine der bedeutendsten Entdeckungen der letzten Jahre und jetzt der ansehnlichste Rest aus griechisch-römischer Zeit, den Alexandrien aufzuweisen hat. Es war bereits im Altertum erbrochen und geplündert worden. Die Anhäufung der Gerippe in den Sarkophagen und Wandnischen bewies, dafs das Grab nach der ersten Benutzung noch längere Zeit ohne Entfernung der älteren Leichenreste zur Beisetzung anderer Verstorbener verwendet worden war. Es besteht aus drei Stockwerken, die von einer, um einen Lichtschacht gelegten

Wendeltreppe aus zugänglich waren und jetzt wieder zugänglich gemacht worden sind. Von hier führt der Weg an einem grofsen triclinium funebre vorbei, um einen zweiten, mit einer Galerie umgebenen Lichtschacht herum, in ein monumentales Treppenhaus, das sich von dem mittleren Podest an gabelt und den Zugang zu dem untersten Stockwerk zwischen sich nimmt. Am Fufs der Treppe liegt ein schmaler Vorraum mit seitlichen Eingangspforten zu den die Centralkammer umgebenden Korridoren. Um zu dieser innersten Kammer des Grabes zu gelangen, ersteigt man zunächst auf einigen Stufen eine durch zwei ägyptische Säulen gestützte Vorhalle, deren Seitenwände ursprünglich durchbrochen waren, später zugemauert und als Nischen verwendet wurden. In letzteren stehen jetzt die Kalksteinstatuen eines Ägypters und seiner Frau, beide in Tracht und Haltung altägyptischen Statuen nachgeahmt, die Köpfe aber im Stil etwa der vespasianischen Zeit gehalten. Es sind offenbar die Bildnisse des zweiten Eigentümers des Grabes, ein ägyptisches Ehepaar, das den höchsten Gesellschaftskreisen der Stadt angehört haben mufs, deren Namen und Stand aber nicht mehr zu ermitteln sind. Eine zahlreiche Dienerschaft hat in den angrenzenden Korridoren und Seitenkammern neben ihrer Herrschaft ihre letzte Ruhestätte gefunden. Die Eingangswand der Vorhalle ist links und rechts von der in das Innere führenden Thür mit Reliefschmuck versehen: zwei hochaufgerichtete, auf dem Kopfe den pschent tragende Schlangen, in symmetrischer Ordnung der Thür zugewendet, hinter ihnen ein Merkurstab und ein Thyrsos, darüber ein Schild mit einem Gorgoneion.

Beim Eintritt in die mit flacher Wölbung bedeckte Kammer erblickt man drei gleichgrofse, rechtwinklig aneinanderstofsende Wandnischen, deren jede in der unteren Hälfte mit einem grofsen Steinsarkophag ausgefüllt und oberhalb mit einem Relieffries verziert ist. Dieser Wandschmuck ist, wie alle Teile des Grabes aufser den Sarkophagen und den Statuen aus dem anstehenden Felsen, einem weichen, leicht bröckelnden Sandstein, herausgeschnitten und durch Bemalung vervollständigt worden. Die Darstellung zeigt ägyptische Götter- und Priesterfiguren in den überlieferten typischen Formen, aber in einem von griechisch-römischer Kunst beeinflufsten Stil.

In der mittelsten Nische sieht man die Osirismumie auf dem Totenbett liegen, dabei stehen Anubis, Thot und Horus. An den Schmalseiten rechts ein reichkostümierter Isispriester vor dem Bilde der Verstorbenen als Priesterin der Isis, links ein Gebete ablesender Priester (der Kher-heb) und vor ihm nach Fritz von

Bissings Erklärung, der wir auch im übrigen folgen, der Verstorbene als Sarapispriester mit der Sonnenscheibe auf dem Haupte.

Die beiden angrenzenden Nischen zeigen im Mittelfelde über dem Sarkophag dieselbe wenig variierte Scene: den Apisstier mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern auf einem Postament stehend, beschützt von der geflügelten Isis und verehrt von dem Pharao. Die Figuren der Nebenseiten führen denselben Gedanken in wechselnder Ausstattung aus: einerseits verehrt der Pharao den in Gestalt einer Mumie erscheinenden Gott Chons, anderseits sind zwei Totengötter, die Kinder des Horus Duamutef und Amsit, dargestellt. Die Thür bewachen an der Eingangswand zwei kriegerisch ausgerüstete Götter, Anubis und der in einem Schlangenleib endigende Set-Typhon.

Ganz abweichend von diesem der ägyptischen Götterwelt entnommenen Wandschmuck sind die Sarkophage in rein griechischen Formen gehalten. Es ist der wahrscheinlich in Alexandrien entstandene und dauernd beibehaltene Typus, bei welchem die Sarkophagseiten mit Guirlanden dekoriert sind, bakchische und Gorgonenmasken dienen als Füllungen. Der Sarkophag der Mittelnische trägt aufserdem als Hauptbild die Figur eines gelagerten Jünglings. Der hier Bestattete wollte in seinem Grabschmuck bezeugen, dafs er als Sohn des Landes dem alten Glauben treu und doch auch gut hellenisch erzogen war.

Das ganze Grab ist noch längere Zeit weiter verwendet worden. Das ergiebt sich nicht nur aus den vielen, nach und nach hinzugefügten Nebenräumen, sondern auch daraus, dafs in einigen Kammern verschleppte Reste von sorgfältig gearbeiteten Marmorstatuen aus der Antoninenzeit gefunden wurden, während die erste Anlage, wie erwähnt, etwa in die Zeit Vespasians fällt. Hervorzuheben ist der charaktervolle Porträtkopf eines Sarapispriesters, der an dem Emblem seines Diadems zu erkennen ist, sowie der wunderschöne Kopf eines Knaben mit feinen, zarten Zügen. Zwei grofse, erst nachträglich entdeckte, abgesondert liegende, aber vermutlich ebenfalls von jenem Haupteingang aus zugängliche Säle mit doppelten Reihen von Grabnischen mögen vorläufig nur kurz erwähnt werden. Sie haben nicht Reliefschmuck, sondern sind mit einzelnen Gemälden — wiederum ägyptisch-römischen Mischstils — geschmückt.

Das Hauptgrab mit all seinen Annexen soll im ersten Band der Publikationen der Sieglin-Expedition veröffentlicht werden. Die Herren Giuseppe Botti, Fritz von Bissing und Ernst Fiechter werden an diesem Werke mit beteiligt sein.

Zweite Sitzung der archäologischen Sektion (gemeinsam mit der philologischen Sektion).

Donnerstag, den 3. Oktober 1901,
vormittags 8—10½ Uhr.

Vorsitzender: Direktor Veil-Strafsburg.

Prof. Michaelis-Strafsburg hielt zunächst einen Vortrag **Über die Athenatempel der athenischen Akropolis.** (Der Versammlung ward ein grofses Blatt mit Plänen und Aufrissen überreicht, die zum gröfsten Teil dem [inzwischen erschienenen] Buche Arx Athenarum a Pausania descripta, ediderunt O. Jahn et A. Michaelis, ed. III. actis arcis et fasciculo tabularum aucta, entnommen sind.)

Die heute zumeist geltende Ansicht, dafs der von Kabbadias in seinen Grundmauern aufgedeckte, von Dörpfeld als Tempel erkannte Bau der *ἀρχαῖος νεώς* und bis zur Perserzeit der einzige Athenatempel auf der Burg gewesen sei, ist den baulichen Thatsachen und den Zeugnissen gegenüber nicht haltbar.

Dieser Tempel, ein Hekatompedos, war zuerst ein doppelter Antentempel, der später mit einer Ringhalle umgeben ward. Von beiden Zuständen sind die Giebelfelder nachweislich, von dem ersteren (nach Th. Wiegands noch unveröffentlichtem Nachweis) der Typhongiebel von Poros, von dem erweiterten die von Studniczka und Schrader behandelten Fragmente einer Gigantomachie von parischem Marmor. Dadurch wird die Entstehung des ursprünglichen Tempels erst etwa um den Beginn der peisistratischen Herrschaft, die des erweiterten gegen Ende des sechsten Jahrhunderts festgelegt. Die unterhalb des Tempels erhaltenen Reste eines älteren Baues mit mykenischen Säulenbasen gehören sicher keinem Tempel, sondern einem Palaste nach Art des tirynthischen an; es sind die Überbleibsel des *Ἐρεχθῆος πυκινὸς δόμος* der Odyssee.

In jenem Hekatompedon des sechsten Jahrhunderts den ältesten Athenatempel zu erkennen hindert einmal das Zeugnis des Eratosthenes, der dessen Erbauung dem Erichthonios zuschreibt, und noch mehr das berühmte peisistratische Einschiebsel im Schiffskatalog, demzufolge Athena den Erechtheus in ihrem reichen Tempel ansiedelte. So konnte man nicht von einem eben erst errichteten Tempel sprechen. Zugleich beweist diese Stelle, dafs es sich um einen Doppeltempel handelt, man also nicht das Heiligtum des Erechtheus räumlich vom Tempel Athenas trennen darf.

Eben diesen Doppeltempel will nun Furtwängler in dem Hekatompedon erkennen, muſs deshalb aber in der Herodotstelle 8,55 (*ἔστι ἐν τῇ ἀκροπόλι Ἐρεχθέος νηός, ἐν τῷ ἐλαίη τε καὶ θάλασσα ἔνι*) *νηός* in *σηκός* ändern, wozu gar kein Grund vorliegt, sobald man jenen ältesten Tempel, Athena- und Erechtheuscella umfassend, an der Stelle der Wahrzeichen des Götterstreites ansetzt, deren Platz im Norden des Hekatompedon ja völlig gesichert ist. Hiermit stimmt auch die Hekatompedoninschrift überein, falls man die betreffende Stelle so ergänzt: [*ἐκ τῶ ν*]*εὸ καὶ τῶ προ*[*νείο καὶ τ*]*ῶ β*[*ο*]*μῶ* [*καὶ νο*]*τόθεν τ*[*ῶ ν*]*εὸ ἐντὸς τῶ Κ*[*εκροπίο καὶ ἀν*]*ὰ πᾶν τὸ Ἑκατόμπ*[*εδ*]*ον*. Das Kekropion ist durch die bekannte Erechtheioninschrift bei der Korenhalle fixiert; lagen das Kekropion und das Hekatompedon südlich von „dem Tempel“ (d. h. natürlich dem altheiligen), so lag dieser eben in der Gegend der Wahrzeichen. Daſs aber das Hekatompedon wirklich diesen Namen führte, ergiebt eine Hesychiosstelle, wenn sie richtig interpungiert wird: *Ἑκατόμπεδος νεώς· ⟨δ⟩ ἐν τῇ ἀκροπόλει Παρθενών, κατασκευασθεὶς ὑπὸ Ἀθηναίων μείζων τοῦ ἐμπρησθέντος ὑπὸ τῶν Περσῶν* (scil. *ἑκατομπέδου νεώ*) *ποσὶ πεντήκοντα*.

In einer aus Krateros entnommenen Angabe beim Scholiasten zu Aristophanes Lys. 273 wird schon für das Jahr 506 der *ἀρχαῖος νεὼς* erwähnt, ebenso wie in zwei Inschriften aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Ein *ἀρχαῖος νεὼς* setzt aber einen *καινὸς νεὼς* voraus. Die an sich unglaubliche Ausflucht, dieser neue Tempel sei der gar nicht über seine allerersten Anfänge hinaus gediehene sog. kimonische Vorparthenon, widerlegt sich durch das erste, auf das Ende des sechsten Jahrhunderts bezügliche Zeugnis. Vielmehr kann „der alte Tempel“ nur jener Doppeltempel bei den Wahrzeichen sein, der den Gegensatz dazu bildende „neue Tempel“ aber ist das Hekatompedon.

Bei der persischen Zerstörung vom Jahre 480 fiel bekanntlich die Säulenhalle und das Gebälk des Hekatompedon, um teilweise in der Nordmauer fortzuleben. Der ursprüngliche Antentempel wird stehen geblieben sein, aber kahl, ohne Triglyphon, ohne Giebelschmuck. Als gerade dreifsig Jahre später der Schatz von Delos auf die Burg verbracht ward (so nach der attischen Chronik in einem Straſsburger Papyrusfragment), mag er wohl ein vorläufiges Unterkommen in diesem schmucklosen Gebäuderumpf gefunden haben, aber gewifs nur so lange, bis ein besseres Verwahrsam vorhanden war. Dies bot der 447 begonnene, 438 baulich vollendete Parthenon in seinen westlichen Teilen, dem geräumigen und festgeschlossenen „Parthenon“ und seiner offenen, aber vergitterten

Vorhalle, dem Opisthodomos. In der That verlegt die Neuordnung der Schätze und der Schatzmeisterkollegien vom Jahre 435 die Verwaltung (*ταμιεύειν*) in den Opisthodom, so daſs die Schatzmeister Athenas rechts, d. h. im südlichen Teile der Halle, die der anderen Götter links, also in der nördlichen Hälfte, ihr Amtslokal hatten; die Aufbewahrung der Schätze, von der in der Inschrift keine Rede ist, fand nach Ausweis der Schatzverzeichnisse in den anderen Teilen des Tempels, die des Bundesschatzes ohne Zweifel im „Parthenon" statt. Damit war das Hekatompedon überflüssig geworden und wegen seiner Schmucklosigkeit auf der in neuer Pracht erstehenden Akropolis von selbst zum Abbruch bestimmt; warum dieser dennoch nicht gleich erfolgte, können wir nicht angeben.

In der Pause des groſsen Krieges, die mit dem Nikiasfrieden anhebt, scheint der Neubau des altertümlichen *ἀρχαῖος νεὼς* begonnen worden zu sein, mit etwas verändertem Plane, da der Ölbaum auſserhalb des Tempels seinen Platz erhielt, aber unter Beibehaltung der alten Doppelteilung, so daſs Athena im erhöhten Ostteile ihren Sitz erhielt, Erechtheus oder Poseidon-Erechtheus in der tiefer gelegenen Westhälfte. Denn nur die westliche Hälfte führt in den alten Zeugnissen den Namen Erechtheion; für die Doppelheit der Besitzer auch dieses Neubaues spricht aber Plutarch, wenn er Poseidon als Mitteilhaber neben Athena bezeichnet, spricht Vitruv, wenn er die Anomalie der dem Erechtheion im Norden und Süden vorgelagerten Hallen dem Athenatempel zuschreibt, sprechen endlich die Zeugnisse, die die Burgschlange bald im Tempel der Polias, bald im Heiligtum des Erechtheus, bald allgemein *ἐν τῷ ἱερῷ* wohnen lassen. Der überaus zierliche Neubau des *ἀρχαῖος νεὼς* oder des *νεὼς ἐν ᾧ τὸ ἀρχαῖον ἄγαλμα* ward, nach mehrjähriger Unterbrechung infolge des sicilischen Unglücks, im Sommer 407 zu Ende geführt. Seine Wirkung ward durch den Rumpf des alten Hekatompedon, dessen Nordmauer sich unmittelbar vor der Korenhalle erhob, auf das empfindlichste geschädigt, und ohne Zweifel hätten die Athener das Hekatompedon jetzt abgebrochen, hätte ihnen nicht ein Brand diese Arbeit erspart, durch den nach Xenophons Zeugnis im Jahre 406/5 *ὁ παλαιὸς τῆς Ἀθηνᾶς νεὼς ἐνεπρήσθη*. Denn daſs *παλαιός* nicht auf den eben fertig gewordenen *ἀρχαῖος νεὼς* gehen kann, sondern nur auf den an Jahren alten peisistratischen Tempel, beweist der feststehende Unterschied von *παλαιός* und *ἀρχαῖος*. Da es nun sicherlich den Athenern nicht einfallen konnte, den in Brand geratenen Tempel, der der neuen Burg und dem Juwel des neugebauten Athenatempels nur zur Unzierde gereichte, wieder aufzubauen, so verschwindet das Hekatompedon mit dem

Ende des fünften Jahrhunderts vollständig. Sehr begreiflich ist es, dafs bei dem Brande des Hekatompedon auch das Dach des unmittelbar darunter belegenen Athenatempels (des sog. Erechtheion) Schaden litt, so dafs die Karpathier eine Cypresse zur Wiederherstellung stifteten. So ward dieser Tempel nach Konons Siege bei Knidos von neuem wieder in stand gesetzt; unter dem althergebrachten Namen des *ἀρχαῖος νεώς*, *ἀρχ. ν. τῆς Ἀθηνᾶς*, *ἀρχ. ν. τῆς Ἀθηνᾶς τῆς Πολιάδος* lebt er weiter bis zu den Zeiten Strabons, der den goldenen Leuchter des Kallimachos im *ἀρχαῖος νεὼς* kennt.

Da hiermit das für die Einzelvorträge bestimmte Zeitmafs einer halben Stunde erschöpft war, verzichtete der Vortragende darauf, sich über die Opisthodomosfrage sowie über die bauliche Anordnung des sog. Erechtheion und die Bedeutung seiner einzelnen Teile auszusprechen; er behielt sich vor, den ganzen Gegenstand demnächst ausführlicher im Jahrbuche des Archäologischen Instituts zu behandeln. [S. dort 1902, S. 1 ff.]

Darauf folgt der Vortrag von Prof. Bethe-Basel **Über Homer und die Heldensage.** (S. Protokoll der Philologischen Sektion.)

Prof. Petersen-Rom sprach über die **Ara Pacis Augustae.** Er gab eine gedrängte Beschreibung der Ara, so wie dieses Denkmal sich mit reicherem Material und auf Grund neuer Untersuchung der Reste darstellt. Jahr und Anlafs der Gründung, dann auch das Jahr der Einweihung und die Bestimmung des Heiligtums sind von Augustus selbst angegeben, die Tage des Sommer- wie des Winterfestes in antiken Kalendarien fixiert; und aus Horazens Liedern hören wir immer vernehmlicher die Stimmung, aus welcher die Stiftung des Friedensheiligtums hervorging: eine ungewöhnliche Unterlage für die geschichtliche Beurteilung eines welthistorischen Denkmals ersten Ranges.

Reste desselben sind seit Beginn des 16. Jahrhunderts in Rom nachweisbar, mehren sich dann bedeutend durch besser bezeugte Funde in den Jahren 1568 und 1859. Aber zerstreut in Rom an verschiedenen Orten, in Florenz, Paris, Wien, wurden sie erst 1879 als das erkannt, was sie sind: F. von Duhn war es, der die Ara Pacis entdeckte, aber auf eine Wiederherstellung des Ganzen aus den Trümmern verzichtete er. Sie wird jetzt zum zweitenmal unternommen, jedoch die Grundlinien der ersten (1894) bleiben durchaus bestehen. Ohne Schwierigkeit fügt sich der früheren Rekonstruktion jetzt das neue Material ein, für dessen bessere Kenntnis und Abbildung man dem Direktor der Französischen Akademie in Villa Medici E. Guillaume und dem Generaldirektor

C. Fiorilli im italienischen Unterrichtsministerium dankbar zu sein hat, jenem für die Erlaubnis zur Untersuchung, diesem für Gewährung und Aufrichtung eines Gerüstes. So konnten auch fast alle Stücke neu photographiert werden, und ein besonderer Schmuck der neuen Herstellung sind die von G. Niemann ausgeführten Zeichnungen. (Von beidem war das meiste zur Ansicht geboten, dem beschreibenden Wort Anschaulichkeit zu geben.)

Die bis jetzt aus der Erde gehobenen Reste lassen sich mit Sicherheit nur einer Einfriedigung zuteilen, innerhalb deren vor dem Bilde der Friedensgöttin der Altar gestanden haben mufs. Aus wanddicken Marmorblöcken aufgebaut, bildete diese Einfassung ein Quadrat von reichlich 10 m Seitenlänge. Von den untersten und obersten Teilen dieses Gebäudes, Stufen und Sockel, Gebälk und Sims ist bis jetzt nichts zu Tage gekommen. Pilaster standen auf derselben Basis mit den Wänden, an deren vier Ecken; dazwischen an den Seitenwänden keine andern Pilaster, wohl aber an der Vorder- und Hinterwand. Letztere war durch zwei Doppelpilaster, erstere durch zwei einfache in drei ungefähr gleiche Teile zerlegt, deren mittlerer in der Frontwand von der Thür eingenommen wurde. Die übrigen durch die Pilaster abgeteilten Felder, zwei kleine vorn, zwei grofse an den Seitenwänden, drei kleine hinten, waren durch ein Mäanderband je in eine gröfsere untere und eine kleinere obere Hälfte geteilt, die Teilung innen dieselbe wie draufsen, aber der diese Felder füllende Schmuck draufsen weit reicher als drinnen. Drinnen Pilaster und Mäander ohne plastischen Schmuck; allein die vier Doppelpilaster der Rückwand reich verziert, offenbar um den Bildplatz auszuzeichnen. Sonst unten eine Nachahmung von Holzgetäfel, oben von Stierschädeln und daran hängenden Fruchtkränzen und Opferschalen über den Kranzbögen.

Aufsen waren die Wände viel reicher verziert: unten reizvoll phantastisches Rankenwerk mit apollinischen Schwänen; oben die Prozession des Friedensfestes, an beiden Seitenwänden der Vorderseite zugewandt — nach berühmtem Muster, dem Parthenonfries. An der Rückwand, im Mittelfeld die Göttin Tellus, als Gegenbild der Pax, zwischen zwei Aurae, eine Komposition, die durch einen Vers in Horazens Säkularlied angeregt scheint; in den Seitenfeldern Kulthandlungen, die als vorbereitende Akte des Friedensfestes zu erweisen oder wahrscheinlich zu machen sind, rechts ein Voropfer an Tellus, links Augustus (im Vesta-Heiligtum, nur durch Vermutung in eine Lücke einzusetzen), dazwischen und an den Enden Bilder von Tempeln, die, von Augustus gebaut, gewissermafsen als Stationen den Prozessionsweg vom Palatin durch die

Stadt selbst bezeichnen: Tempel der Mater magna, [Vesta], Penaten, Altar der Tellus, Tempel des Mars.

Endlich, an der Vorderseite, die Ankunft des Festzuges mit dem Opfertier, einmal aufsen am Friedensheiligtum — eine Darstellung, die uns lehrt, dafs der reiche Zierbau von einer Säulenhalle umgeben war —, das andere Mal innen; beide Male Götter als Zuschauer, auch das nach demselben berühmten Muster.

Nachmittags fand die Besichtigung der Altertümersammlung im Schlosse unter Führung von Prof. Henning-Strafsburg statt.

Dritte Sitzung der archäologischen Sektion (gemeinsam mit der historisch-epigraphischen Sektion).

Freitag, den 4. Oktober 1901,

8—10 Uhr vormittags.

Vorsitzende: Prof. v. Rohden-Hagenau.
Prof. Euting-Strafsburg.

Den ersten Vortrag hielt der Vorsitzende, Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek, Professor Euting **Über den römischen Limes in der Provincia Arabia**[1]).

Es folgte Museumdirektor J. B. Keune-Metz: **Über die civitas Mediomatricorum.**

Infolge der römischen Herrschaft wurde das Gebiet der Mediomatriker in eine römische Provinzialgemeinde umgewandelt. Der Bezirk dieser gallo-römischen Gemeinde deckte sich mit dem Gebiet des gallischen Stammes, jedoch mit einer Einschränkung: der am Rhein gelegene Gebietsteil der Mediomatriker, in dem schon vor der Besitzergreifung durch die Römer die germanischen Triboker sich festgesetzt hatten, wurde nämlich von den Römern zur oberrheinischen Militärgrenze, der späteren civitas Tribocorum in der Provinz Obergermanien geschlagen. Die Ausdehnung der civitas Mediomatricorum und damit des Gebietes der Mediomatriker nach Westen hin ist bestimmt durch den in einem der Kursbücher genannten Grenzort, an der Strafse von Metz nach Verdun und Reims, *„Fines"*, vollständiger *„Ad Fines"* (etwa 35 km von Metz). Ferner gehörte *Scarponna* bei Dieulouard, 32 km moselaufwärts von Metz, noch zur Metzer Gemeinde, da ein dort gefundener Meilenstein von dieser Gemeinde gesetzt ist und die Entfernung in Leugen von Metz ab

1) Der Inhalt dieses Vortrags erscheint in dem Werke von Alfred v. Domaszewski und R. E. Brünnow über die römische Provincia Arabia.

rechnet. Auch die Gegend um Vic, Marsal, Tarquinpol *(Decempagi)* im oberen Seillethal ist zur civitas Mediomatricorum und nicht zur civitas Leucorum zu rechnen. Dafs, wie im Westen und Süden, so auch im Norden die civitas Mediomatricorum sich über die Grenzen des jetzigen Bezirkes Lothringen hinaus erstreckt hat, macht die einstmalige Ausdehnung der Metzer Diözese wahrscheinlich.

Der Hauptort der Gemeinde der Mediomatriker und die Centrale der Gemeindeverwaltung war Metz, *Divodurum Mediomatricorum (D. Mediomatricum)*. Aufserdem umfafste aber der Gemeindebezirk neben Flurbezirken mit zerstreut liegenden Gehöften *(pagi)* eine grofse Zahl von Dorfschaften *(vici)*. Die meisten dieser Dörfer führen gleich dem Hauptort, dem *oppidum Divodurum*, vorrömische Namen, sind also vorrömischen Ursprungs: *Ricciacum* (Ritzingen), *Caranusca* (Heidenfeld bei Elzingen an der Kanner), *Iblio durum* (Ville-sur-Yron, unweit von Mars-la-Tour), *Scarponna*, der *vicus Bodatius* (Vic a. Seille), der *vicus Marosallensium* (Marsal), der *vicus Saravus* (in der Gegend von Lörchingen) und das Dorf auf dem Herapel. Daneben führen aber einige Ortschaften lateinische Namen, wie sie allenthalben im römischen Reiche gebräuchlich waren, nämlich aufser dem schon erwähnten *Ad Fines* noch *Ad duodecimum* (Delme) und *Ad pontem Saravi* (Saarburg i. L.). Es sind dies Strafsensiedelungen, welche sich in römischer Zeit aus Wirtshäusern entwickelt hatten. Man vergleiche einige uns überlieferte Wirtshausschilder und die ebenfalls überall im römischen Reiche vorkommende Ortschaftsbezeichnung *Tabernae* oder *Tres Tabernae* (z. B. Zabern, Rheinzabern) sowie den Namen der Häusergruppe *Au Sauvage* bei Metz.

Aufser den dörflichen *vici* gab es auch städtische *vici*. Bezeugt sind für Metz durch Inschriften auf Weihdenkmälern einheimischen Charakters der *vicus Honoris* und der *vicus Pacis*, benannt nach den im betreffenden Stadtviertel gelegenen Tempeln von Gottheiten, welche die Römer ins Land eingeführt hatten. Die in der einen Inschrift aufgeführten Namen von Einwohnern des erstgenannten Stadtviertels sind meist gallisch oder doch wenigstens nicht römisch, und überhaupt führen die auf Inschriften (auch von Strafsensiedelungen römischer Zeit) genannten Einwohner gewöhnlich einheimische Namen oder aber lateinische Namen, die in der einheimisch-gallischen Namengebung ihre Erklärung finden. Demnach hat die freie Bevölkerung der Metzer Gemeinde fast ausschliefslich aus Einheimischen bestanden. Die einheimischen Namen wurden aber lateinisch zurechtgestutzt und mit der Zeit durch lateinische Namen ersetzt.

Beispiel (aus Inschriften der civitas Mediomatricorum zusammengestellt):

Grofsvater { gall.: *Esunertos Taliounīnos* oder *Esunertos Taliounios*,
latinis.: *Esunertus Taliouni filius* oder *Esunertus Taliounius*,
gewöhnlich in Nachahmung der römischen Namengebung umgestellt: *Taliounius Esunertus*,
Vater: *Carathounus Esunerti filius* oder *Esunertius Carathounus*,
Sohn: *Juvenalis Carathouni filius* oder *Carathounius Juvenalis*,
Enkel: *Peregrinus Juvenalis filius* oder *Juvenalius Peregrinus*.

(Die gesperrt gedruckten Namen sind lateinisch, die übrigen gallisch.) — S. Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft X, 51 ff.

Dieses entschiedene Überwiegen der Einheimischen im Lande war aber durchaus kein Hemmnis für einen lebhaften Verkehr und für vorübergehenden Zuzug von Fremden *(advenae)*, welche die Stiftung einer Badeanlage durch einen Gemeindepriester der Roma und des Augustus ja auch ausdrücklich berücksichtigt. Auch beteiligten sich die Mediomatriker selbst rege an dem Weltverkehr im römischen Reich, wie heute noch Inschriften von Metzern in den verschiedensten Gegenden beweisen.

Die gallische Gesittung der Mediomatriker wurde aber durch diesen Verkehr nicht erdrückt, und wie sie unter römischer Herrschaft noch jahrhundertelang ihre einheimischen Namen festhielten und dieselben nur mehr oder weniger nach römischem Muster zurecht machten, wie sie selbst in ihren den Römern nachgemachten lateinischen Inschriften ihre im mündlichen Verkehr fortlebende Landessprache nicht verleugnen konnten, so zeigt überhaupt ihre ganze Kultur ein Gemisch von einheimischen und durch die Römer eingeführten Elementen.

Einheimischen Charakter tragen die im Metzer Bezirk gefundenen Bilder der reitenden Epona, deren Darstellung anderswo in Tracht und Sinnbildern römischen Einfluſs zeigt. Noch weiteren Fortschritt der Romanisierung bekunden die Bilder, welche diese Schutzgöttin der Pferde zwischen ihren Schutzbefohlenen stehend oder thronend darstellen.

Gallisch ist auch die Darstellung des gallischen Esus auf dem bei Trier gefundenen Weihdenkmal eines Metzers. Der diesem Esus gleichwertige, „Mercurius“ genannte Gott auf der Hauptseite desselben Denkmals trägt als Abzeichen seiner gallischen Nationalität den gallischen Halsring, im übrigen ist er indessen ganz der griechisch-römischen Darstellungsweise entsprechend ausgestattet. Einer Tempelanlage zu Sablon bei Metz entstammt ein Steinbild, auf welchem der gleichfalls „Mercurius“ genannte Gott den einheimischen Kittel trägt. Meist aber heiſst dieser ursprünglich ein-

heimische Gott nicht bloſs „Mercurius“ (falls eine Weihinschrift beigegeben ist), sondern auch sein Bild unterscheidet sich in nichts von den römischen Darstellungen des Merkur.

In vieler Hinsicht romanisiert sind auch die zu Saarburg i. L. gefundenen Bilder des gallischen Götterpaares Sucellus und Nantosvelta, denn wenn wir z. B. die Nantosvelta des einen Weihesteines ihrer Flügel entkleiden und von ihrem Herrscherstab das Häuschen entfernen, haben wir Juno vor uns. Dagegen hat das Steinbild der thronenden Göttin mit Füllhorn, Opferschale, Kugel und Schild (aus Settingen bei Saargemünd) nichts Gallisches mehr, und dennoch muſs diese Frau eine einheimische Gottheit des Segens darstellen.

Zeugen einheimischer Sitte sind auch die ein Wohnhaus vorstellenden Grabblöcke der Begräbnisstätten gallo-römischer Dörfer in den heutigen Wäldern der Nordvogesen. Neben diesen Hausblöcken waren auf jenen Grabfeldern auch Grabsteine im Gebrauch, welche wenigstens in ihrem oberen Teil die Gestalt der römischen Grabplatte mit Giebelfeld angenommen haben. Beide Arten von Grabsteinen sind aber sehr selten nach römischer Sitte mit einer Grabschrift ausgestattet. Im Verein mit den Toten sind hier nach gallischem, von Caesar bezeugtem Brauch Haustiere verbrannt, und beider Asche ist in gemeinschaftlichem Behälter beigesetzt. Auch in den Beigaben offenbart sich öfters gallische Eigenart: so sind Waffenstücke in frühen Gräbern jener Vogesendörfer im Bannwald bei Hültenhausen sowie im Wald Kempel zwischen Dagsburg und Zabern und auſserdem auch unterhalb des Herapel bei Morsbach festgestellt.

In den erwähnten Grabblöcken wie in den Häuschen, welche Nantosvelta als Schutzgöttin der Wohnungen trägt, dürfen wir Modelle einheimischer Wohnhäuser erkennen, wie sie auch zu römischer Zeit noch in Gebrauch waren. Von den Originalen sind nur noch wenige Spuren vorhanden, weit dauerhafter waren die Bauten, welche nach den Regeln römischer Baukunst aufgeführt wurden. Zu den nach römischer Bauweise errichteten Bauanlagen gehören auſser ländlichen Gehöften und städtischen Wohnhäusern insbesondere gemeinnützige Bauwerke, wie zu Metz die groſsartige Wasserleitung, welche der Stadt Quellwasser von Gorze her zuführte und welche wahrscheinlich, gleich der erwähnten Badeanlage, eine dankbare Gegenleistung für die Ehrung durch ein Gemeindeamt darstellte; ferner das Amphitheater, welches vielleicht mit einem zweiten, öffentlichen Spielen dienenden Gebäude gepaart war, und endlich die Ringmauer, welche, um 300 n. Chr. erbaut, der nüchtern-praktischen Sitte der Zeit entsprechend, mit

den Blöcken abgebrochener Bau- und Grabdenkmäler fundiert wurde.

Die alteinheimischen Industrien, wie die Tuchfabrikation, die Töpferei, die Bronze- und Emailarbeiten u. s. w. lebten unter römischer Herrschaft fort und entwickelten sich zu gröfserer Blüte. Für die Tuchindustrie im Metzer Land zeugt noch im 1. Viertel des 5. Jahrhunderts n. Chr. eine kaiserliche Tuchfabrik. Die einheimischen Töpfer fertigten zunächst das landesübliche Geschirr weiter, lernten aber bald die Herstellung von römischen Gefäfsen, z. B. von Weinkrügen, welche teilweise die hierzulande seit alten Zeiten gebräuchlichen Holzfässer verdrängten, sie machten auch den Römern die feinere Thonware, die sogenannte terra sigillata nach.

So haben die Mediomatriker unter römischer Herrschaft ihre eigenen Kulturerrungenschaften festgehalten und sind auch den ihnen lieb gewordenen Gewohnheiten noch jahrhundertelang treu geblieben. Unter dem Einfluſs der römischen Kultur haben sie jedoch diese Errungenschaften selbstthätig verbessert und ihre Bräuche und Vorstellungen in Nachahmung römischen Wesens allmählich mehr und mehr umgestaltet. Schliefslich hat aber auch viel Römisches und infolge des Weltverkehrs im römischen Reich auch manches aus weit entlegenen Gegenden stammende Fremde (Isis- und Mithrasverehrung) Eingang gefunden. Zur Erhärtung dieser Thatsachen liefsen sich noch zahlreiche Belege beibringen. Denn ein reiches Material zur Beurteilung dieser Fragen bietet jetzt schon das Museum der Stadt Metz, welches nicht nur die Aufgaben eines Bezirksmuseums für Lothringen zu erfüllen hat, sondern dem auch die Aufgabe obliegt, die kulturgeschichtlichen Urkunden für das ganze einstmalige Metzer Gebiet, wenn nicht im Original, so doch im Bilde zu sammeln und zu verwerten. Mit dieser Altertumssammlung bietet aber das Museum nicht bloſs die Urkunden für die Geschichte und Kultur der civitas Mediomatricorum, sondern auch lehrreiche, leitende Typen für gallo-römische Mischkultur und damit für die Geschichte der Kultur überhaupt.

Vgl. Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde IX, 155—201; X, 1—71; „Metz in römischer Zeit“ (1900) = XXII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Metz, 105—126; Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft X, 47—54; Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1901, Nr. 11/12, S. 143—146. — Abbildungen: Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gesch. VII, 1, 154 ff.; VIII, 1, 119 ff.; VIII, 2, 56 ff.; IX, 334 ff.; XII, 346 ff.; Kunstgewerbe in Elsafs-Lothringen I, Heft 10/11; u. s. w.

Alsdann hielt Prof. Bormann (Wien) einen Vortrag über den **römischen Limes in Österreich.**

Als letzter sprach Prof. Fabricius (Freiburg) über **Ausgrabungen in Tarodunum.**

Die einzige Erwähnung von Tarodunum aus dem Altertum findet sich bei Ptolemäus, der es im Verzeichnis der Städte Germaniens an der Spitze der vierten, die oberdeutschen Orte umfassenden Gruppe vor Arae Flaviae (Rottweil) nennt. Gleichwohl steht die Lage im Dreisamthal oberhalb von Freiburg vollkommen fest, da der Name dort in der Form *Zarduna* im frühen Mittelalter nachweisbar ist und sich in lautlich korrekter Umbildung im heutigen *Zarten* bis in die Gegenwart erhalten hat. Zudem ist längst bekannt, dafs bei Zarten die Überreste einer grofsen antiken Befestigung liegen, die namentlich Schreiber in seiner Geschichte von Freiburg eingehend beschrieben und auf einem Plan ziemlich richtig dargestellt hat.

Mit Mitteln, die auf Fürsprache des Oberbürgermeisters Dr. Winterer der Stadtrat von Freiburg in freigebiger Weise dafür zur Verfügung gestellt hat, sind in jüngster Zeit hier unter der gemeinsamen Leitung des Vortragenden und des Prof. Dr. Leonhard in Freiburg Ausgrabungen vorgenommen worden, deren nächster Zweck nur die Einleitung einer allmählich durchzuführenden, planmäfsigen archäologischen Untersuchung von Tarodunum sein sollte. Trotz ihres geringen Umfanges haben die Grabungen aber schon jetzt wichtige Anhaltspunkte zur Lösung des geschichtlichen Problems ergeben, um das es sich hier in erster Linie handelt: die Bestimmung des Zeitpunktes nämlich, bis zu dem im südwestlichen Deutschland auf rechtsrheinischem Gebiet regelrechte keltische Niederlassungen bestanden haben. Denn dafs es sich um eine solche, und zwar aus der vorgermanischen Keltenzeit handelt, ergiebt sich aus dem reinkeltischen Namen und aus der bedeutenden Ausdehnung von Tarodunum, die beide den Gedanken an die Zeit der gallischen Wiederbesiedelung des rechtsrheinischen Gebiets unter römischer Mitwirkung oder Duldung ausschliefsen. Die Leute, die Tacitus als Bewohner dieser Gegend nach ihrer Räumung durch die Markomannen nennt — *levissimus quisque Gallorum et inopia audax* —, haben Tarodunum sicherlich nicht erbaut. Das lassen die Ausgrabungen und die zugleich ins Werk gesetzte Aufnahme aller äufserlich sichtbaren Reste zum Überfluſs deutlich erkennen.

Die beiden Quellbäche der Dreisam, der von St. Märgen herabkommende Wagensteigbach und der Rothbach, der das Höllenthal durchfliefst, umschliefsen vor ihrer Vereinigung bei Zarten ein völlig flaches, nach Westen mäfsig geneigtes Plateau, das bei seiner

geringen Erhebung über die Niederungen der Bäche sich als Anfang der weiten Thalebene der Dreisam darstellt. Heutzutage ganz von den vereinzelten Höfen der Gemeinden Burg und Buchenbach und von Ackerland bedeckt, bildet dieses Plateau, das auf der Nord- und Südseite, sowie im Westen, wo es in eine Spitze ausläuft, durch Steilabhänge von durchschnittlich 15 m Höhe umsäumt wird, während es auf der Ostseite durch einen verhältnismäfsig schmalen Rücken mit dem das Thal überragenden Gebirge zusammenhängt, die günstigsten Bedingungen für die Anlage einer grofsen befestigten Niederlassung. Hier lag Tarodunum, an Gröfse und Gestalt Strafsburg (mit Ausschlufs der Citadelle) vor der letzten, nach 1870 durchgeführten Stadterweiterung vergleichbar. An den Rändern des Plateaus haben sich überall Reste einer zusammenhängenden Befestigung erhalten, die in ihrem äufseren, dem Abhange zugewandten Teil aus einer mächtigen Mauer, innen aus einer wallartigen Erdanschüttung bestand. Zur Rechten der modernen Landstrafse, die, wie die Höllenthalbahn, oberhalb von Kirchzarten das Plateau ersteigt und das Stadtgebiet seiner Länge nach auf der Südseite durchzieht, sind noch jetzt beträchtliche Stücke der alten Befestigung am Rande der Äcker und Wiesen zu erkennen. Auf der Ostseite war das Stadtgebiet aufserdem durch einen gewaltigen Graben geschützt, der von Abhang zu Abhang quer über den hier nur 670 m breiten Rücken des Plateaus hinwegzog. Wall und Graben sind jetzt noch nördlich von Station Himmelreich der Höllenthalbahn als flache Welle im Ackerland erkennbar und führen den Namen Heidengraben. Hier haben die Ausgrabungen begonnen.

Durch einen breiten Querschnitt wurde das Profil der Befestigung festgestellt. Es zeigt aufsen einen Spitzgraben von 12 m Breite und 4 m Tiefe, dahinter eine aus mächtigen rohen Steinblöcken erbaute Mauer, an die auf der Innenseite ein Wall aus lehmhaltigem Kies und aus dem dem Graben entnommenen Geröll angeschüttet war. In seiner gegenwärtigen Zerstörung macht das Ganze, namentlich die zusammengestürzte Mauer, den Eindruck eines sehr primitiven Bauwerkes. In der Kieshinterschüttung der Mauer wurden indes nicht allein grofse Mengen von Holzkohlen gefunden, sondern auch, und zwar an verschiedenen Stellen, in beträchtlicher Anzahl etwa 20 cm lange, schwere eiserne Nägel. Wie der beste Kenner der prähistorischen Ringwälle in Deutschland, Architekt Thomas aus Frankfurt a. M., der bei der Auffindung des ersten dieser Nägel zugegen war, sogleich erkannte, stimmen diese nach Gröfse und Form mit den Nägeln vollkommen überein, die in den

gallischen Festungsmauern Frankreichs, z. B. von Bibracte, gefunden werden. Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, dafs auch die Mauer von Tarodunum nach gallischer Weise *alternis trabibus ac saxis* hergestellt war, wie es Caesar d. b. g. VII 23 ausführlich beschreibt.

In der Mitte der Ostseite, wo die Spuren des Heidengrabens eine Unterbrechung vermuten liefsen, wurde ein Hauptthor nachgewiesen. Der Graben setzt hier mindestens 30 m weit aus. Die Unterbrechung der Mauer und des Walls war dagegen nicht gröfser, als zum Durchlafs der noch wohlerhaltenen, mit Stickung und Kleinschlag bedeckten Strafse erforderlich war. Das eigentliche Thor scheint von ausspringenden Türmen eingefafst gewesen zu sein, die zugleich den Graben flankierten. Da die Äcker an dieser Stelle nur zum Teil zugänglich waren, mufste die Untersuchung der ganzen Anlage auf später verschoben werden.

Schon nach der Verwendung der grofsen eisernen Nägel zur Verbindung des Holzbalkengefüges der Mauer wird man geneigt sein, die Erbauung dieser Befestigung, die ja nicht die ursprüngliche zu sein braucht, in verhältnismäfsig späte Zeit zu setzen. Dazu stimmen die wenigen, aber charakteristischen Gefäfsscherben, die zwischen Brandschutt in der Sohle des Grabens angetroffen wurden. Sie gehören der jüngeren La Tène-Zeit an. Läfst sich hiernach die Zeit der Zerstörung auch nicht mit Sicherheit bestimmen, so sprechen doch die bisher gewonnenen Ergebnisse dafür, dafs die keltischen Bewohner von Tarodunum nicht allzu lange vor dem Erscheinen Caesars in Gallien durch die Germanen gewaltsam vertrieben worden sind.

Die weitere Untersuchung auf der Stätte von Tarodunum, für die die Stadt Freiburg voraussichtlich die Mittel gern gewähren wird, liefert gewifs noch weiteres Material zur Lösung einer der wichtigsten Fragen der Vorgeschichte unserer oberrheinischen Lande und zur Erweiterung unserer Kenntnis der keltischen Kultur im südwestlichen Deutschland. Und es wird sich auch mit Sicherheit feststellen lassen, ob etwa in römischer Zeit hier eine Niederlassung bestanden hat, oder ob die Erwähnung bei Ptolemäus auf andere Weise erklärt werden mufs.

Im Anschlufs an diesen Vortrag beantragte Prof. Michaelis-Strafsburg, dem Herrn Oberbürgermeister Winterer und dem Stadtrat von Freiburg den Dank der Versammlung für die Förderung der Ausgrabung in Zarten und die Bitte um weitere Pflege dieser Arbeiten auszusprechen. Prof. Fabricius gab hocherfreuliche

Mitteilungen über die Geneigtheit badischer Städte, namentlich Freiburgs und Heidelbergs, Ausgrabungen zu unterstützen. An der Debatte über die Form des Ehrenerweises nahmen Dr. Lehmann-Berlin, Prof. Fabricius-Freiburg, Geheimrat Müller-Hannover teil; es ward einstimmig beschlossen, die Vorsitzenden der beiden vereinigten Sektionen mit einem Dankschreiben zu beauftragen. (Dieses ist am 7. Oktober an Herrn Oberbürgermeister Winterer abgesandt worden.)

Historisch-epigraphische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901, mittags.

Der Obmann Prof. K. J. Neumann heifst die Anwesenden auf dem historisch bedeutsamen Boden Strafsburgs willkommen.

Eine Sitzung soll gemeinschaftlich mit der archäologischen Sektion am Freitag stattfinden; in dieser sollen die Vorträge über den Limes gehalten werden. Zu Vorsitzenden werden gewählt Prof. K. J. Neumann (Strafsburg) und Prof. Soltau (Zabern), zu Schriftführern Dr. Ruhland (Strafsburg) und Dr. Wirtz (Frankfurt). Dr. Anthes (Darmstadt), der einen Vortrag über Domitian am Mittelrhein angekündigt hatte, ist am Erscheinen verhindert; statt seiner wird Prof. Sieglin sprechen.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. Oktober 1901,
morgens 8 Uhr.

Der Vorsitzende Prof. Neumann (Strafsburg) eröffnete um 8¼ Uhr die Sitzung, begrüfste die anwesenden Mitglieder und gab Prof. Soltau (Zabern) das Wort zu seinem Vortrage **„Über den geschichtlichen Wert der Reden bei den alten Historikern.“**

Redner legte zuerst die Verschiedenheit des Geschmackes dar, welche in Bezug auf die Reden bei alten und bei modernen Historikern obwaltet. Der moderne Historiker darf nur authentische Reden ganz oder in Bruchstücken aufnehmen, während es ihm absolut versagt ist, erdichtete Reden einzulegen, selbst da, wo sie das historische Urteil des Schriftstellers oder sein Bestreben, die historischen Verhältnisse zu charakterisieren, verraten.

Sodann gab S. eine Übersicht über die verschiedenen Gattungen von Reden, welche bei den alten Historikern vorkommen.

Er unterschied

1. Die authentische, geschichtliche Rede, welche, wenn nicht den Wortlaut, so doch mindestens den Gedankengang der wirklich gehaltenen Rede treu wiederzugeben suchte.
2. In vollem Gegensatz zu ihr die reinrhetorische Rede, welche ohne inneren Zusammenhang mit dem historischen Stoffe stehend nur als ein äufserlicher Schmuck der Darstellung eingelegt ist.
3. Die charakterisierende oder beurteilende Rede. Der Historiker bedient sich ihrer, um entweder die Zustände anschaulicher zu schildern, die Persönlichkeiten besser zu charakterisieren, oder um seine Kritik, sein Urteil über Personen und Verhältnisse darzulegen.
4. Die Tendenzrede. In ihr hat der Schriftsteller allein das Wort. Er sucht in ihr die historische Wahrheit zu verdrehen, zu verfälschen, um einer bestimmten Tendenz — mag dieselbe nun politischer, religiöser oder philosophischer Art sein — zum Siege zu verhelfen.

Trotzdem nun diese vier Arten von Reden begrifflich scharf unterschieden werden können, giebt es doch überall Übergänge, und gerade diese erschweren es dem Historiker sehr, den richtigen Mafsstab anzulegen. Dieser mifsliche Umstand war aber zugleich auch die beste Rechtfertigung dafür, dafs hier in eine besondere Erörterung über den geschichtlichen Wert solcher Reden näher eingegangen wurde.

S. wandte sich zunächst dem Thukydides und dem Polybius zu und zeigte, wie bei diesen besonders objektiven Historikern, die nach Möglichkeit authentische Reden zu bieten gesucht hatten (*τὴν ἀκρίβειαν τῶν λεχθέντων* Thuk. I, 22, 1), doch die Reden meist nur den Wert von charakterisierenden oder beurteilenden Ausführungen gehabt hätten. Wenn z. B. Thuk. I, 144, 2 schon auf die spätere Rede II, 13, 2 f. hinwies, so that er dieses nur in bestimmter schriftstellerischer Absicht, „nicht auf Grund eines vorliegenden Quellenmaterials". Polybius' Reden gehören meist derselben Gattung an; ja streifen zuweilen das Gebiet rein rhetorischer Ausführungen und Erfindungen. Trotzdem Polybius z. B. recht genaue schriftliche Berichte (des Laelius und anderer) über die Geschichte der Scipionen benutzt hat, ist doch die Rede Scipios 11, 28 f. nur eine fiktive Nachbildung des Gedankenganges einer späteren historischen Rede des Damis (Polyb. 21, 31).[1])

1) Vgl. Hesselbarth Historisch-kritische Unters. zur dritten Dekade S. 647 und Soltau, Philologus 53, 602.

Wenn es daher eine besonders wichtige Aufgabe ist, bei diesen Historikern ersten Ranges die verschiedenen Arten von Reden schärfer auseinanderzuhalten, so ist dieses doch auch bei minder bedeutenden Schriftstellern keineswegs ohne Nutzen. Gerade bei ihnen wird sich nicht selten zwischen wertlosen Gebilden der Rhetorik auch authentischer Redestoff nachweisen lassen. In seinem speziellen Nachweis dieses Thatbestandes beschloſs Redner sich auf die römischen Historiker beschränken zu wollen. Er begann mit den rein rhetorischen Reden des Livius und bemerkte über sie u. a. folgendes:

In den uns erhaltenen Büchern des Livius kommen allein schon 400 z. T. recht lange Reden vor. Sein ganzes Werk dürfte also mindestens 2000 Reden enthalten haben. Und doch, trotz aller rhetorischer Fertigkeit, trotz mancher geistreicher Wendung: wie inhaltsarm sind diese Reden! Es sind reine Deklamationen, wie sie einem Rhetor Ehre machen können, aber eines Geschichtschreibers unwürdig sind. Sie enthalten keine staatsmännische Weisheit, verraten überhaupt nirgends eine besondere Vertrautheit mit staatlichen oder rechtlichen Angelegenheiten. Sie zeigen, wie ich in meinem Buche „Livius' Geschichtswerk" S. 3 ausführte, „eine durch keine Fachstudien getrübte Erkenntnis". Cicero war das Vorbild des Livius. Wie Cicero die Geschichtschreibung als ein Opus oratorium ansah, so auch Livius. Es ist daher vom historischen Standpunkte aus geboten, die livianischen Reden unbeachtet zu lassen. Meist kann man sie sogar, ohne vom Zusammenhang der Darstellung etwas zu verlieren, übergehen. Nur insoweit sie zuweilen wertvolle Berichte aus den von Livius eingesehenen Quellen enthalten (z. B. Liv. 34, 35 varronische Angaben bietet), oder insofern die Reden zuweilen bedeutsam sind zur Feststellung der livianischen Quellen, verdienen auch sie Berücksichtigung. Den livianischen Reden verwandt sind zahlreiche Reden der römischen Annalisten und später Geschichtschreiber gewesen. Das kann nicht nur aus den Reden, welche bei Livius auf eine annalistische Quelle zurückgehen, gefolgert werden, sondern ebensowohl aus den annalistischen Rede-Fragmenten des Coelius, Antias, Claudius.

Auch die Reden in Dionys' Archäologie sind denen des Livius gleichwertig, wenn auch keineswegs ganz gleichartig. Wie diese, sind sie rhetorische Machwerke, welche zum Schmuck der Darstellung eingelegt sind. Beide Arten von Reden sollen Beispiele für die eigenartigen Fähigkeiten ihrer Erfinder sein, ihre geistige Gewandtheit, ihre rednerische Fertigkeit, ihre

geistige Durchbildung beurkunden. Während aber Livius die Reden mehr in freierer Art komponiert, hat Dionys in ausgiebigster Weise griechische Redner und Historiker ausgebeutet. Er komponierte sie „nach berühmten Mustern". Längere Zeit hindurch war diese Qualität der dionysischen Reden fraglich. Hier hat erst die mustergültige philologische Untersuchung Flierle's „über Nachahmungen des Demosthenes, Thukydides und Xenophon in den Reden der römischen Archäologie des Dionysius von Halikarnass" (Leipzig, G. Fock 1890) den Zwiespalt der Historiker geschlichtet und für jene das richtige Verständnis verschafft.

Es haben weder diejenigen recht, welche glauben, dafs Dionys auch in den Reden sich eng an seine Quellen angeschlossen habe, dafs also, wie Büdinger sich ausdrückt, diese Reden nur genau oder im Auszuge wiedergeben, was seine Quellen ihm boten, noch auch diejenigen, welche die Reden ausschliefslich als Erfindungen des Rhetors betrachten. Dionys nahm die Hauptgedanken zu seinen Reden, das Thatsächliche in denselben, aus seinen Vorlagen, aber er verarbeitete, erweiterte, schmückte diese Gedanken in freier Weise nach rhetorischen Gesichtspunkten aus. Ersteres wird für die meisten Reden besonders durch das Zeugnis des Livius bewiesen, letzteres hauptsächlich durch die zahlreichen Nachahmungen klassischer Schriftsteller der Griechen in denselben, wie auch durch die eigene Ansicht des Dionys über Reden in geschichtlichen Darstellungen. Vor allen hat sich Dionys den Thukydides und den Demosthenes zum Muster genommen. Nicht nur zahlreiche Gedanken und Gedankenspäne verdankt er den griechischen Rednern, sondern ganze Reden oder doch wenigstens gröfsere Teile derselben hat er nach berühmten Mustern komponiert (Flierle S. 11).

Hier haben sich philologische Spezialforschung und historische Quellenforschung die Hand gereicht, um dieses Resultat mit wissenschaftlicher Sicherheit festzustellen.

In scharfem Gegensatz zu diesen rhetorischen Gebilden eines Livius und Dionys, sowie der späteren Annalisten (Coelius, Antias, Claudius, Licinius Macer) stehen die historisch glaubwürdigen Reden der älteren römischen Historiker. In der That haben die bessern römischen Geschichtschreiber, welche ihre eigene Zeitgeschichte beschrieben (die sich also wie Sempronius Asellio mit gutem Grund dagegen verwahrten, Annalenschreiber zu heifsen), Wert darauf gelegt, den Wortlaut oder den Gedankengang bedeutsamer Reden mitzuteilen. Ermöglicht und erleichtert wurde ihnen dieses durch die Aufzeichnungen, welche auch schon im

2. Jahrhundert v. Chr. über den Verlauf der Senatssitzungen gemacht wurden, sowie namentlich dadurch, dafs hervorragende Staatsmänner ihre Reden aufzeichneten und herausgaben. Schon Appius Claudius Caecus schrieb seine vielgelesene Rede gegen Kineas nieder; noch Cicero las sie (Cic. Brut. 55. 61; de sen. 6). Cato hat nicht nur zahlreiche Reden niedergeschrieben und ausgearbeitet, sondern auch die wichtigsten derselben in seine Origines mit aufgenommen. Im 5. Buch stand seine ganze Rede über die Rhodier zu lesen. Auch die Rede Catos über die lex Oppia (Liv. 34, 2) stand zweifellos in seinem Geschichtswerk.

Wichtiger ist der Hinweis auf die Annalen des Fannius, des Freundes von Ti. Gracchus, des Gegners von C. Gracchus. Dafs es ein Vorurteil ist, dafs die meisten Annalisten ab origine urbis Romae anfangend in eintöniger Weise kurz und trocken die Thaten der Vorzeit geschildert hätten, das ergiebt ein Blick auf die Historiker der Gracchenzeit. Fannius beschrieb, wie Sempronius Asellio und wie Rutilius, die Zeiten und Ereignisse, welche er selbst mit durchlebt hatte. Dieselben schilderte er mit einer solchen Genauigkeit, dafs es der Ciceronische Kreis für erwünscht hielt, für den Hausgebrauch eine epitome Fannianorum zu besitzen. Brutus legte eine solche an.

Fannius nun und die Historiker seiner Zeit haben manche Reden im Wortlaut, ganz oder zum Teil, in ihre Annalen aufgenommen und damit ihren Werken einen besonderen Wert verliehen. Beweis für diese Berücksichtigung von Reden ist unter anderm die Angabe Ciceros (Brutus 21, 81), dafs die ganze Rede des Metellus gegen Ti. Gracchus in Fannius' Annalen gestanden, besonders aber das Vorkommen zahlreicher authentischer Redefragmente in den vit. Gracch. des Plutarch, welche direkt oder indirekt (durch Nepos vermittelt, vgl. Neue Jahrb. 1896 S. 365 f.) aus Fannius entlehnt sind.

Leider sind die begabtesten historischen Schriftsteller der Folgezeit diesem Beispiele nicht gefolgt. Die Gracchenzeit war das Zeitalter der klassischen Beredsamkeit wie einer vortrefflichen Geschichtschreibung. Die Reden Ciceros waren geistreicher, an rhetorischen Wendungen und Variationen des Ausdrucks mannigfaltiger: aber die Kraft des Gedankens, wie sie die Redner der Gracchenzeit auszeichnete, hat selbst ein Cicero nicht erreicht. Ebenso übertrafen die spätesten Annalisten und vor allen Dingen ein Sallust die Historiker der Gracchenzeit an Darstellungsgabe, an rhetorischem Schwung und Eleganz; an schlichter Wahrheitstreue und an einer charakteristischen Darstellungsweise des Thatsächlichen reichten sie nicht an jene älteren Muster heran.

Sallust, welcher bei seinem Jugurtha die trefflichen Annalen von Rutilius und Scaurus, sowie die Memoiren Sullas benutzt hat, und der hier, wie in den Historien und im Catilina, ohne Zweifel die Senatsverhandlungen studiert, die Ciceronischen Reden gekannt hat: Sallust hat dennoch nicht in seinen Reden Reproduktionen der wirklich gehaltenen Reden gegeben, sondern dieselben in freierer Weise komponiert. Ich weise hier nur kurz auf die Ergebnisse der Quellenanalyse bei Sallust hin. Die Ansprache Catilinas an die Verschworenen hat einen andern Inhalt, als wie Cicero pro Murena 25 (bez. Plut. Cicero 14) denselben skizziert. Von alle dem, was sonst über die Rede Catos zur Verurteilung der Catilinarier erwähnt wird, weicht Sallust Catil. 52 ab. Wenn die mit Recht so gepriesenen Reden des Memmius und Marius zwar aller Wahrscheinlichkeit nach einen höheren historischen Wert besitzen, so beruht das doch mehr darauf, dafs Sallust hier manche Gedanken seinen guten zeitgenössischen Quellen wie Rutilius und Sulla entnahm, als darauf, dafs er hier eine völlig andere Methode befolgt haben sollte. Wenn schon Velleius II, 36, 2 den Sallust „aemulum Thucydidis" nennt, und wenn es mindestens sehr wahrscheinlich ist, dafs Sallust auch bei der Ausarbeitung seiner Reden ähnliche Ziele vor Augen hatte, wie der Athener, so mufs doch betont werden, dafs neben manchen Ähnlichkeiten auch die Verschiedenheit hinsichtlich des historischen Wertes nicht aus den Augen gelassen werden darf.

Von den beiden Grundsätzen, nach denen die thukydideischen Reden komponiert sind, hat Sallust meist nur den zweiten beachtet. Er bemühte sich nicht, seine Helden *ὡς ἐγγύτατα τῆς ξυμπάσης γνώμης τῶν ἀληθῶς λεχθέντων* reden zu lassen, sondern es genügte ihm, wenn sie ihm nur *ἐδόκουν περὶ τῶν ἀεὶ παρόντων τὰ δέοντα μάλιστ' εἰπεῖν* (Thuk. 1, 22, 1).

Insbesondere hat Professor Eduard Lang treffend gezeigt (Programm des evang.-theol. Seminars Schönthal 1884: Das Strafverfahren gegen die Catilinarier und Cäsars und Catos darauf bezügliche Reden bei Sallust), wie wenig sich Sallust selbst bei Reden, welche er unmittelbar mit erlebt, vielleicht sogar selbst mit angehört hatte, bei den Reden von Cäsar und Cato, an den Wortlaut oder auch nur an den Gedankengang derselben gebunden hat. Dafs er natürlich einige Hauptgedanken der wirklich gehaltenen Reden mit verwandt hat, ist nur natürlich, aber im einzelnen haben oft Plutarch und Appian den Gedankengang treuer bewahrt, als Sallust.

Ja, an vereinzelten Stellen wird man sogar auch bei Sallust schon „berühmte Muster" annehmen dürfen. Mit Recht verweist

Dubi für die ganze Anlage von Catos Rede auf Cicero pro Sestio 28, 61; für einzelne Stellen weisen andere auf Demosthenes 8, 1, Olynth. 3, 1, ja sogar auf Polyb. 16, 4, 10 (für 51, 6) und auf Thukyd. 3, 82, 4 für 52, 11 hin (vergl. Lang a. O. S. 33 f.).

Wenn nun aber Sallust bei diesen Reden seiner Zeitgenossen nicht die Wahrheit, sondern rhetorische Zwecke verfolgt hat, ja bereits Spuren jenes Arbeitens „nach berühmten Mustern" zeigt, so wäre es doch verkehrt, diese Reden mit jenen rein rhetorischen Machwerken eines Livius oder Dionys auf die gleiche Stufe zu stellen. Vielmehr gehören sie zu jener Gattung von Reden des Thukydides und Polybius, durch welche die Autoren eine Charakterzeichnung ihrer Helden und daneben ihr persönliches Urteil über diese Männer darzulegen suchten. Sie gehören gröfstenteils zu jenen Reden, welche das historische Urteil des modernen Historikers ersetzen sollen.

Bei den Reden von Cäsar und Cato sagt das übrigens Sallust mit dürren Worten selbst: sed memoria mea ingenti virtute divorsis moribus fuere viri duo, M. Cato et C. Caesar. Quos quoniam res obtulerat silentio praeterire non fuit consilium, quin utriusque naturam et mores, quantum ingenio possem, aperirem. Sallust will uns also weniger eine Vorstellung von den staatsrechtlichen Fragen und Streitigkeiten geben, weniger die Realität der politischen Verhältnisse schildern, als vielmehr ein Bild entwerfen von den Persönlichkeiten eines Cato und Cäsar. „Was mit diesem mehr künstlerischen Zwecke nichts zu thun hat, läfst Sallust weg."

Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch bei mehreren der bekannten Reden aus den Historien machen. Teils sollen sie zur Charakteristik der Persönlichkeiten dienen, teils dem Leser das Urteil des Historikers nahelegen. Diesem Zwecke dient z. B. die Rede des Licinius Macer, des einzigen demokratischen Annalenschreibers, welcher das Volk sogar zur Verweigerung des Kriegsdienstes (§ 17) auffordert. Unwillkürlich wird man dabei an die tribunicischen Aktionen bei Livius erinnert, dessen agitorischen Reden, soweit sie Thatsächliches bieten, meist auf Licinius Macer zurückgehen. Die Rede mag also inhaltlich unhistorisch sein, sie erfüllt aber den Zweck, welchen Sallust im Auge hatte, durchaus: sie gab ein gelungenes Charakterbild des Politikers Licinius Macer. Wer fühlt ferner nicht in dem Brief des Pompejus an den Senat, dafs neben einer Schilderung der bedenklichen Lage auch eine gewisse ironische Verhöhnung des grofssprecherischen Wesens des Pompejus bezweckt war? Pompejus hatte sich ja durch Theophanes von Mytilene als einen zweiten Alexander feiern lassen, der nicht minder wunderbare Eroberungs-

züge wie Alexander im Orient unternommen habe. In diesem Briefe vergleicht er sich dem Hannibal: per eas (Alpes) iter aliud atque Hannibal, nobis opportunius patefeci. recepi Galliam Pyrenaeum Lacetaniam Indigetis.

Hier geht übrigens die Charakterschilderung allmählich in das subjektive Urteil des Historikers über. Die charakterisierende Rede wird zur Tendenzrede.

Für diese letzte Gattung wurde näher auf die Beispiele in Cäsars und in Augusts Commentarien hingewiesen, von welchen letzteren gröfsere Abschnitte noch in Appians bella civilia, z. B. die grofse Rede 5, 39—45, enthalten sind (vgl. Soltau „Appians Bürgerkriege" in Philologus Suppl. VII, 595).

Nachdem noch kurz der Reden bei Dio gedacht worden war (die Taciteischen Reden konnten an dieser Stelle nicht eingehend behandelt werden), betonte der Redner, wie es notwendig sei, dafs hier historische Quellenforschung und philologische Spezialuntersuchung vereint wirksam sein möchten, um eine schärfere Trennung des Echten und des Erfundenen herbeizuführen.

Zum Schlufs ging Redner auf Grund seiner Schrift „Unsere Evangelien, ihre Quellen und ihr Quellenwert" (Leipzig 1891, Dieterichs Verlag) auf die Reden des Neuen Testaments ein. Die Reden der Apostelgeschichte wurden als Tendenzreden hingestellt, dem Bestreben des auctor ad Theophilum dienend, die Gegensätze von Petrinismus und Paulinismus als überwunden hinzustellen. Zu derselben Gattung wären, nach dem Redner, auch die johanneischen Reden zu zählen. In den Reden suchte der 4. Evangelist Propaganda zu machen für eine tiefere Auffassung des Erlösungswerkes, für die Gottheit Christi, für eine mystische, überweltliche Ordnung, welche in diese Welt der Finsternis hineingeleuchtet und durch Christi Erscheinung Licht verbreitet hätten.

Von ganz anderem Quellenwert dagegen sind nach Soltau die grofsen Reden im 1. Evangelium: Matth. 5—7; 10; 18; 23; 25. Ihr geschichtlicher Wert ist gewährleistet durch die entsprechenden Abschnitte bei Lucas 6, 20—49; 9. 56—18, 14. Die Redestücke beider Evangelisten beruhen auf einer gemeinschaftlichen griechischen Quelle, die in letzter Instanz auf eine Sammlung von Herrenworten (Logia) zurückgeht, welche der Apostel Matthaeus in aramäischer Sprache angelegt hatte. Jedenfalls besitzen diese Herrenworte einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wie wenige andere Teile des Neuen Testaments, ja der profanen Geschichtschreibung überhaupt.

Diskussion. Der Vorsitzende dankt dem Redner und betont die Bedeutung der vom Redner ausgeführten Gruppierung.

Prof. Bormann kommt auf die Ansicht Soltaus zurück, dafs Thukydides aus künstlerischen Gründen vom Wortlaute der Reden abgewichen sei. Thukydides hat uns vielmehr gegeben, was er als die wirklichen Motive in den Erscheinungen erkannt hat. Heute fügen die Historiker statt dessen Reflexionen ein. So war es das Wahrheitsbedürfnis, nicht das künstlerische Bedürfnis, das Thukydides veranlafst hat, abzuweichen.

Rektor Egelhaaf ist nicht einverstanden mit der geringen Veranschlagung des Wertes der livianischen Reden; er weist auf die Rede am Ticinus hin. Auch ist Polybius von Livius nicht immer rein und unmittelbar ausgeschrieben worden; manchmal hat Livius einen ausführlicheren Bericht benutzt.

Prof. Soltau schränkt sein absprechendes Urteil etwas ein, betont aber den mangelnden Zusammenhang mit dem historischen Stoffe.

Es folgt der Vortrag von Prof. Sieglin-Berlin: **Ethnologische Eindrücke aus Italien und Griechenland.**

Es ist längst beobachtet worden, dafs aus Ehen zwischen blonden und schwarzhaarigen Personen mehr dunkle als blonde Nachkommen hervorgehen. Die Kelten und Germanen haben den blonden Typus, den sie früher hatten, die einen fast ganz, die anderen zu einem erheblichen Teile eingebüfst. Von den meisten indogermanischen Völkern haben wir die bestimmte Überlieferung, dafs sie im Altertum blond waren; selbst von den Illyrern, Thraciern und Iraniern, die heutzutage nur noch geringe Spuren ihrer früheren Eigenschaft bewahrt haben. Auch bei den Semiten im westlichen Asien herrschte früher das Blondrote vor; erst durch Verbindung mit anderen Völkern ist der schwarze Typus zum Sieg gekommen.

Auch in Griechenland und Italien haben sich sichere Spuren einer vorarischen Bevölkerung, der Pelasger und Ligurer, erhalten, von denen die letzteren sicher, die ersteren wahrscheinlich dunkel waren. Die eindringenden Hellenen und Italer waren nach den nicht wenigen Zeugnissen, die wir besitzen, blond. Blond war auch weitaus die Mehrzahl der Personen, über deren Aussehen wir Nachrichten haben; insbesondere waren es die Angehörigen der adligen Familien, die sich durch helle Haar- und Hautfarbe auszeichneten. Blond galt zu allen Zeiten des Altertums als vornehm. Redner hat die Farbenspuren der antiken Statuen in Italien und Griechenland untersucht. Über 90 Prozent aller Götterbilder

sind mit blonden Haaren dargestellt. Antike Porträts (Akropolis, Olympia) zeigen überwiegend hellen Typus. In Pompeji sind 75 Prozent der Bilder noch blond, von den Tanagra-Figuren 90 Prozent rot oder blond. Man darf behaupten: das eigentliche griechische Volk war ebenso wie das italische ursprünglich blond; es hat sich mit den unterworfenen Voreriern vermischt, und so hat der dunkle Typus allmählich gesiegt.

An der sich anschliefsenden Diskussion beteiligten sich die Herren Prof. Nöldeke, Dr. Herzog (Tübingen) und der Vorsitzende.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 3. Oktober 1901.

Dr. Egelhaaf, Rektor des Karlsgymnasiums in Stuttgart, sprach über **den Sturz der Herakliden und das Aufkommen der Mermnaden.**

Der Wechsel der Dynastie, der sich um 700 v. Chr. in Lydien vollzog, ist von grofser geschichtlicher Tragweite gewesen: der bis dahin ziemlich locker aus einzelnen Teilgebieten zusammengefügte Staat wird in ein Staatswesen von konzentrierter Kraft verwandelt, das die kimmerische Sturzwelle überdauert, nach Westen hin sich freie Bahn ans Meer bricht und die ionischen Städte sich unterwirft, nach Osten hin bis zum Halys vordringt und so aus einem assyrischen Vasallenstaat eine der Grofsmächte wird. Zugleich tritt Lydien in ein inniges Verhältnis zur griechischen Kultur, insbesondere zu Delphi. „Das Angesicht des Staates", sagt E. Curtius zutreffend, „ward von Osten nach Westen umgekehrt."

Über dieses Ereignis haben wir fünf Berichte: 1. den des Herodot, I 8—13, 2. des Nicolaus Damascenus, der auf Xanthos fufst (fragm. hist. graec. III 382), 3. des Platon resp. II 359, 4) des Justinus I 7, 5) des Plutarch aet. Graec. 45.

Prüft man die Berichte, so zeigt sich, dafs bei Platon ein Volksmärchen vorliegt, welches das einen tiefen Eindruck auf die Volksphantasie hervorrufende Ereignis auf die Benutzung des wunderbaren Ringes, somit auf übernatürliche Triebkräfte zurückführt, also für die Erkenntnis des Geschehnisses selbst nicht verwertbar ist; übrigens enthält die Nachricht von der Versammlung der Hirten zur Rechenschaftslegung einen uralt-patriarchalischen Zug. Plutarch liefert die Erkenntnis, dafs der Umschwung nicht mit einem Schlage sich vollzog, sondern dafs der Mord einen Krieg hervorrief, in welchen der Dynast von Mylasa eingriff; die Legende

von dem Beil des Herakles mag angezweifelt werden, da, wenn ein solches Symbol in Lydien bestand — für Mylasa ist es durch Münzen des Zeus von Labraunda bezeugt —, Gyges es nicht wohl ausliefern durfte. Herodots Bericht ist ein Meisterstück fein charakterisierender Erzählung, aber so ganz auf des Schriftstellers Grundauffassung von der Hybris zugeschnitten, dafs es als historische Unterlage auch ausscheidet. Justins Erzählung ist lediglich eine oberflächliche, ins Plumpe gezogene Wiedergabe der herodotischen Vorlage. Auch Xanthos' Bericht enthält sagenhafte Elemente, ist aber wertvoll, weil er das Ereignis auf einen alten Gegensatz zwischen Herakliden und Mermnaden zurückführt, und die Einzelheiten sind durchaus nicht unglaublich: der lange glimmende Hafs der Familien hat sich schliefslich an einer persönlichen Leidenschaft des Gyges uud Sadyattes entzündet und zur Katastrophe geführt.

Auf eine völlige Einsicht müssen wir freilich verzichten. Will man nicht mehr und auch nicht weniger sagen, als sich mit annähernder Sicherheit sagen läfst, so ergeben sich folgende Sätze:

1. Der Thronwechsel erfolgte insofern jäh, als der letzte Heraklide durch Meuchelmord zur Nachtzeit in seinem eigenen Bette erschlagen ward.
2. Der Mord ging von einer dem König nahestehenden Person aus.
3. Die Königin war irgendwie in das Ereignis verflochten und wurde von dem Sieger zur Erlangung einer Art von Legitimität geheiratet.
4. Der Anhang der Herakliden unterwarf sich nicht sofort; es kam zum Krieg, in welchem Arsellis von Mylasa zu gunsten des Gyges mit Erfolg eingriff.
5. Beide Parteien unterwarfen sich schliefslich dem Schiedsspruch des Apollon von Delphi.
6. Dieser Spruch fiel zu gunsten des Gyges aus und ward die Grundlage für die philhellenische Politik der neuen Dynastie.

So üben wir die ars nesciendi, die Resignation des gewissenhaften Forschers, und gewinnen dennoch einige Umrisse des Ereignisses. —

Alsdann legt Dr. C. F. Lehmann-Berlin das neu erschienene zweite Heft von Band I der von ihm in Verbindung mit einer Anzahl alter Historiker Deutschlands und des Auslandes herausgegebenen *„Beiträge zur alten Geschichte"* vor, die im Verlage der *Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung* (Theodor Weicher) erscheinen.

Der Gedanke, dafs es an einem eigenen Organ für die alte Geschichte fehle, vielmehr diese Disziplin bei den verschiedenen philologischen, orientalistischen, allgemeinhistorischen und theologischen Zeitschriften zu Gaste gehen müfste und dafs speziell für Arbeiten auf dem immer wichtiger werdenden Gebiet der Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen altorientalischer und klassischer Geschichte überhaupt keine geeignete Stätte vorhanden ist, führte den Vortragenden schon vor dem Jahre 1890 dazu, die Gründung eines Organs für die alte Geschichte mit älteren und jüngeren Fachgenossen (die zum Teil, wie sich herausstellte, bereits Ähnliches ins Auge gefafst hatten), wie auch verlagsbuchhändlerisch zu erörtern. Die Konsolidierung und Ausführung des Unternehmens wurde durch die Vorbereitungen und die mehrfach hinausgeschobene Ausführung der armenischen Forschungsreise des Vortragenden suspendiert und ist nun nach deren Beendigung, dank dem liberalen Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung, in der vorliegenden Form zur Ausführung gekommen.

Die *„Beiträge zur alten Geschichte"* wollen somit die innere Einheitlichkeit des Gesamtgebietes der alten Geschichte vom alten Orient bis in die spätrömische und frühbyzantinische Zeit möglichst betonen und politische wie Kultur- und Wirtschaftsgeschichte gleichmäfsig berücksichtigen. Aufser selbständigen Abhandlungen und Miscellen sind für die Beiträge auch orientierende und kritische Berichte über einzelne Gebiete und Fragengruppen, ferner Nachrichten namentlich über Neufunde historischen Materials und über Vorbereitung und Fortgang von Materialsammlungen willkommen, eigentliche Rezensionen dagegen ausgeschlossen.

Drei Hefte in Lexikon-Oktav, zusammen etwa 30 Bogen umfassend, bilden einen Band (20 Mk.). Vom Jahre 1902 ist regelmäfsiges Erscheinen als Zeitschrift, jährlich drei Hefte, vorgesehen. Auch einzelne Hefte und einzelne Abhandlungen können bezogen werden.

Unter den Mitherausgebern ist speziell Dr. Ernst Kornemann, Privatdozent an der Universität Gieſsen, auf dem Gebiet der römischen Kaiser und der byzantinischen Geschichte redaktionell thätig. Das vorliegende zweite Heft enthält die Fortsetzung der in Heft 1 begonnenen Untersuchungen F. K. Ginzels über „Die astronomischen Kenntnisse der Babylonier und ihre kulturhistorische Bedeutung", nämlich II. *Sonnen- und Mondlauf und Gang der Gestirne nach babylonischer Kenntnis und deren Einfluſs auf die griechische Astronomie;* ferner F. Hiller v. Gaertingen: *Die Götterkulte von Thera;* L. Holzapfel: *Die drei ältesten*

römischen Tribus; C. F. Lehmann: *Die historische Semiramis und Herodot;* J. Beloch: *Zur Geschichte des pyrrhischen Krieges;* J. Beloch: *Die Schlacht bei Kos;* M. Rostowzew: *Der Ursprung des Kolonats;* F. Münzer: *Die Entstehung der Historien des Tacitus;* E. Kornemann: *Die Zahl der gallischen civitates in der römischen Kaiserzeit.*

Alsdann sprach Professor Bormann (Wien) **Über eine äsopische Fabel auf einem römischen Grabstein.**

Sodann teilte Professor Vulić (Belgrad) epigraphische Neuigkeiten mit.

Museumsdirektor Keune aus Metz berichtet über den Inhalt einer von Herrn Seymour de Ricci zu Paris der historisch-epigraphischen Sektion gewidmeten Mitteilung, wonach die Lesung von Henzen CIL VI, 3743 zu berichtigen ist. Diesen Inschriftstein, welcher sich früher und schon im Jahre 1700 (Montelatici S. 81) in der Villa Borghese befand, hat S. de Ricci im Besitz von Emile Zola zu Paris wiedergefunden. Während Henzen das Denkmal gestiftet sein läfst am 24. Juni 287, liest Ricci Z. 2 und 3: *Divo Decio III et | Divo Herennio cos.* (J. 251). Daraus ergiebt sich die Folgerung, dafs Decius wie Herennius am 24. Juni 251 tot waren; vergl. Vulić, Jahreshefte des Österr. Archäol. Institutes III, 1 (1900), Beiblatt, Sp. 96.

Dr. Herzog (Tübingen) berichtet über eine türkische Quelle, die wertvolle Nachrichten für die Geographie des Altertums enthält. Diese Quelle stammt aus dem Jahre 1520, also aus der Zeit des blühenden Aufschwungs der Osmanen. Sie ist das Werk eines Seeoffiziers und enthält Spezialkarten nach venezianischen Vorlagen und genaue, auf eigene Reisen gegründete Beschreibungen der Küsten und Inseln des Mittelmeergebiets, besonders des ägäischen Meeres. Ihr nächster Zweck war nautisch-militärisch, aber überall sind die antiken Ruinen hervorgehoben. Es giebt von diesem Werke mehrere Handschriften, in Berlin, Dresden, Wien, Bologna und Konstantinopel. Als Probe gab Redner die Beschreibung der attischen Küsten. Das ganze Werk ist so grofs, dafs die Publikation nur durch eine Gesellschaft oder dergleichen erfolgen könnte. Redner hat sich überzeugt, dafs sich die Dresdner Handschrift besonders dazu eignet.

Vierte Sitzung.

Am Freitag wurde die historisch-epigraphische Sektion mit der archäologischen kombiniert. Siehe das Protokoll der letztgenannten.

Die Präsenzliste der Sektion weist 51 Namen auf.

Germanistische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium VI der Universität.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901,
mittags 12 Uhr.

Dieselbe wird mit einigen Worten der Begrüfsung und des Andenkens an die seit der letzten Philologenversammlung verstorbenen Germanisten eröffnet von Prof. Dr. E. Martin-Strafsburg, welcher mit Prof. Dr. R. Henning-Strafsburg und Realschuldirektor Dr. H. Lienhart-Markirch mit der Leitung der Verhandlungen beauftragt wird. Zu Schriftführern werden Dr. Schaer-Strafsburg und Studiosus Ausfeld-Strafsburg bestellt. Als Festschrift kommt das von dem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesenklubs herausgegebene Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsafs-Lothringens Bd. XVII zur Verteilung.

Nach Festsetzung der Geschäftsordnung für die folgenden Sitzungen fordert Prof. Dr. Henning-Strafsburg die Teilnehmer zur Besichtigung der historischen Ausgrabungen auf, die sich im Museum für elsässische Altertümer (im Schlofs) befinden. Die Besichtigung, zu der er Leitung und Erklärung zu übernehmen sich bereit erklärt, wird auf Donnerstag, den 3. Oktober, 4 Uhr nachmittags festgesetzt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. Oktober 1901,
vormittags 8 Uhr.

Prof. Dr. Köster-Leipzig sprach über: **„Deutsche Daktylen“.**

Da der Vortrag in der Zeitschrift für deutsches Altertum abgedruckt werden soll, so genügt hier eine kurze Inhaltsangabe. Der Vortragende unterschied zwei innerlich wie äufserlich, nach ihrer Wirkung wie nach ihrem Bau verschiedene Arten von dreisilbigen Verstakten mit betonter erster Silbe: 1) als Form *A*

den dreizeitigen hüpfenden Takt, dessen zweite Senkungssilbe ein leises Übergewicht über die erste hat; diesen bezeichnet er als echten deutschen Daktylus; 2) als Form *B* den gemessenen zweizeitigen Takt, dessen erste Senkungssilbe ein wenig schwerer als die zweite ist; dieser hat als unechter Daktylus (Trochäus mit doppelter Senkungssilbe) im Nhd. zu gelten. Eine dritte Gruppe *C* wird von allen jenen dreisilbigen Takten gebildet, in denen die beiden Senkungssilben nicht merkbar gegeneinander abgestuft sind. Nach einer eingehenden Erörterung der Frage, durch welches Silbenmaterial die drei Arten von Takten gebildet werden können, wurde die Wirkung der Versmafse, in denen die Form *A* überwiegt, in Vergleich gestellt mit der Wirkung derjenigen, in denen der Typus *B* herrscht. Als glänzendstes Beispiel der ersten Art erschien Goethes „Reineke Fuchs", während für die zweite Gattung „Hermann und Dorothea" das unerreichte Muster bot. Durch Statistik, Mitteilung von Varianten und einfaches Sprechen von Versen suchte der Vortragende die verschiedenartige rhythmische Wirkung klarzustellen. Den Schlufs bildete die Besprechung einzelner hierhergehöriger Kontroversen älteren Datums: die Einwände, die Bürger, Moritz und Platen gegen deutsche Hexameter erhoben hatten, liefsen sich zum Teil schon aus der Welt schaffen durch jene Scheidung echter und unechter Daktylen, die das Hauptthema des ganzen Vortrages gebildet hatte.

Nachdem der Vorsitzende für den Vortrag seinen Dank ausgesprochen hat, begrüfst Herr Oberlehrer Dr. Scheel-Steglitz im Namen der deutschen philologischen Gesellschaft zu Berlin die Versammlung und bittet zugleich um Zusendung von Fachbroschüren an diese.

Vortrag des Prof. Dr. Wrede-Marburg über: **„Der Sprachatlas des Deutschen Reichs und die elsässische Dialektforschung."**

Wenkers grofses Lebenswerk, das jetzt auf 581 fertige Karten gediehen ist, könnte in diesem Jahre sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern. 1876, wo Wenker mit seinen dialektstatistischen Aufnahmen begann, ist auch das Jahr, wo mit Leskiens „Deklination im Slawisch-Litauischen und im Germanischen" und dem darin formulierten Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze der grofse sprachwissenschaftliche Kampf einsetzte, der die Linguisten in der Folgezeit in Parteien schied. Leskiens Axiom war lediglich die letzte Konsequenz einer langen geradlinigen Entwicklung, die seit Franz Bopp zu verfolgen ist und sich durch die einseitige Beurteilung der Sprache als phonetischen Phänomens, durch die lautphysiologische Sprachbetrachtung, die Lautlehre

kennzeichnet. Damit ist die Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts vorwiegend eine Individualwissenschaft gewesen; denn physiologische Spracherklärung („Lautgesetz") und psychologische („Analogie") sind in letzter Linie nur am Individuum möglich. Hingegen alle die sprachlichen Erscheinungen und Wandlungen, bei deren Deutung uns das Individuum im Stich läfst, wo vielmehr allein das Aufeinanderwirken vieler in Betracht kommt, wo mannigfache Kultureinflüsse, wo vor allem Bevölkerungsmischungen, wo alle möglichen Verkehrsmomente zu Grunde liegen, sie waren bisher zumeist nur in der Theorie vorhanden: auf ihre reale Existenz führt uns erst Wenkers Werk. Leskien, mit seinem Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Typus des Individuallinguisten, findet in Wenker, dem Soziallinguisten, mit seiner Massenaufnahme deutschen Dialektgutes, seine notwendige Ergänzung. Die schwerwiegenden Resultate des Sprachatlas nach dieser Richtung darf man etwa in die beiden Sätze zusammenfassen: keine Laut- oder Worterklärung darf Laut oder Wort von seinem Entstehungsort losreifsen; eine und dieselbe Laut- oder Wortform kann in verschiedenen Gegenden eine ganz verschiedene Erklärung fordern. Das bedeutet mit anderen Worten: ist die Sprachwissenschaft im neunzehnten Jahrhundert sehr stark unter das Zeichen der Naturwissenschaft getreten, so möchte das Lebenswerk Wenkers sie wieder zurück zur Historie führen; Landes- und Ortsgeschichte lösen in zahllosen Fällen sprachliche Probleme, wo Lautgesetzlichkeit oder Analogiewirkung versagen. — Der zweite Teil des Vortrages machte für diese Theorien die Probe an den elsässischen Verhältnissen. Nicht nur kann im allgemeinen die Antwort auf die alte Streitfrage, ob die Geschichte des Elsafs eine von jeher einheitliche gewesen sei oder nicht, in bejahendem Sinne von Wenkers Karten einfach abgelesen werden; sondern besonders lehrreich sind gerade kleine Einzeluntersuchungen, warum die heutigen Grenzen lautlicher Erscheinungen sich mit den politischen nur annähernd, nicht genau Ort für Ort decken: die einstige Territorialgeschichte dieser Orte giebt dafür überraschende Aufschlüsse. So läfst sich im Norden der Grenzverlauf der *p/pf*-Verschiebung oder der der neuhochdeutschen Diphthongierung Dorf für Dorf territorialgeschichtlich verstehen. Für solche Grenzbezirke kommt man also mit einer physiologischen Erklärung der Lautprozesse nicht aus, Orts- und Landesgeschichte müssen mit eingreifen. Ebenso erklärt sich die relative dialektische Einheitlichkeit des elsässischen Südens gegenüber der Buntheit des Nordens aus seiner Geschichte, aus seiner langen ununterbrochenen Zugehörigkeit zu Habsburg-Österreich.

Und so allerorten. — Lienhart plant einen elsässischen Sprachatlas. Die höhere, die entwicklungsgeschichtliche Verarbeitung seines guten Materials wird ihn immer sicherer zu der Erkenntnis führen, dafs die elsässische Mundart nicht nur ein Stück der deutschen Sprache, sondern vor allem auch ein Stück elsässischer Geschichte sei.

An den Vortrag, der unverkürzt an anderem Orte veröffentlicht werden soll, schliefst sich eine kurze Diskussion. Prof. Dr. Henning-Strafsburg dankt als Vorsitzender für den Vortrag und äufsert das Bedenken, dafs trotz dem eminent instruktiven Charakter der einzelnen Karten die Gefahr einer Zerfaserung der Sprache vorliege und die Schwierigkeit eines Zusammenfassens zur Einheit wachse. Prof. Dr. Martin-Strafsburg betont seine freudige Zustimmung zu den geschichtlichen Grundsätzen in der Sprachbehandlung, die der Vortragende entwickelt hatte. Realschuldirektor Dr. Lienhart-Markirch macht einige ergänzende Bemerkungen und Vorschläge für eine an das Wörterbuch der elsässischen Mundarten anzuschliefsende Sprachkarte. Prof. Dr. Wrede-Marburg äufsert seine Ansicht in betreff dieser Karte.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 3. Oktober 1901,
vormittags 8 Uhr.

Vortrag des Privatdozenten Dr. Kraus-Wien: **Die Metrik des heiligen Georg von Reinbot von Durne.**

Der Vortragende erörtert eingehend die Schwierigkeiten, die sich der Ermittelung der metrischen Prinzipien eines altd. Autors entgegenstellen, und giebt dann eine Darlegung der von ihm angewendeten Methode und der mit ihrer Hülfe erzielten Ergebnisse. Von einer Untersuchung der einsilbigen Wörter aller Kategorien, soweit ihnen Senkungen folgen, ausgehend läfst sich zeigen, dafs der Dichter des h. Georg sich durchaus bemüht, in einer den Gesetzen der prosaischen gehobenen Rede konformen Weise Hebung und Senkung zu verteilen. So kommt es, dafs z. B. einsilbige Substantive als accentstärkste Wörter auch der gewöhnlichen Rede so gut wie niemals in Senkung erscheinen; und ähnliche Übereinstimmung zwischen Prosa- und Versaccent zeigt sich auch bei den übrigen Wortkategorien. Aus diesen Beobachtungen ergiebt sich der zwingende methodische Schlufs, jeder Vers müsse, soweit dies ohne Gewaltsamkeit angeht, so gelesen werden, dafs er mit der natürlichen Betonung in der gröfstmöglichen Übereinstimmung sich befindet.

— Nunmehr untersuchte der Vortragende die Fälle, wo auf Einsilbler und auf die Stammsilben von Zweisilblern die beschwerte Hebung fällt, und weist im einzelnen nach, dafs auch hier niemals Willkür herrscht, sondern dafs das Fehlen der Senkungen wiederum durchaus den Bedürfnissen der Deklamation entspricht. Dasselbe Moment tritt endlich auch klar zu Tage in der metrischen Behandlung der Eigennamen. Mit Ausblicken auf die Berichtigung gewisser Lachmannscher Regeln, die sich daraus ergiebt, mit Bemerkungen über das rhythmische System Wolframs und mit Andeutungen über die Resultate, die auf solchem Wege bezüglich anderer Autoren gewonnen werden dürften, schliefst der Vortragende seine Ausführungen.

Die vollständige Arbeit wird in nächster Zeit an anderem Orte erscheinen.

In der Diskussion dankt Prof. Dr. Martin-Strafsburg dem Vortragenden und weist auf das feine Gefühl des Redners für das Hauptwerk des Dichters hin, das der Vortrag zum Ausdruck brachte. Prof. Dr. Köster-Leipzig begrüfst die Auffassungsweise des Vortragenden. Zur Nomenklatur schlägt er vor, sich lieber der Ausdrucksweise zu bedienen, es ist die „Senkungssilbe" ausgefallen, aber nicht die „Senkung" selbst, die als Pause immer da ist und als solche niemals ausfällt.

Vortrag des Oberlehrers Dr. Ries-Colmar: **Einige Grundfragen der germanischen Wortstellungslehre.**[1])

Der Vortragende untersucht zunächst den wissenschaftlichen Wert des Terminus „freie Wortstellung", den er für zweideutig und irreführend erklärt. In relativer Geltung (= freier als andre) und in negativem Sinn (= nicht gebunden) ist er nicht zu beanstanden, aber auch ziemlich überflüssig, weil er ohne nähere Bestimmung des Grades und der Art der Freiheit leer bleibt; in absoluter Geltung und positivem Sinn (= willkürlich) ist er unmethodisch und durchaus abzulehnen. Oft soll er etwas Mittleres zwischen beiden bedeuten, z. B. bei Braune, der fürs Urgemanische eine absolut freie Stellung des Verbums annimmt, die aber als unmittelbar abhängig von der Reihenfolge der Vorstellungen gedacht wird. Diese Ansicht ist in sich widerspruchsvoll, weil typische Unterschiede schon in der Vorstellungsreihenfolge selber vorhanden

1) Von diesem Vortrag wird hier nur eine kurze Skizze gegeben, da sein Inhalt an anderer Stelle vollständig veröffentlicht werden wird: er ist der Einleitung zu einer „Wortstellung des Beowulf" entnommen, die der Verfasser vorbereitet.

sind, die mit der Ausbildung verschiedener Satztypen und der ihnen eigenen Wortstellungstypen ursächlich zusammenhängen.

Will man aus den alten Quellen die urgermanische Wortfolge erschliefsen, so sind sie kritisch zu sichten: Übersetzungen und jüngere Quellen sind von verhältnismäfsig geringem Wert; in erster Linie sind die Skeireins, die nordischen Runen und die altniederdeutschen Quellen mafsgebend. Ihr Zeugnis spricht sowohl gegen die Hypothese Wackernagels (Scheidung von Haupt- und Nebensatz durch die Verbstellung schon urgermanisch, weil indogermanisches Erbe), als gegen die Annahme, dafs die deutsche Hauptsatzstellung die ursprüngliche gewesen sei. Auch die Braunesche Hypothese von der ursprünglich freien Verbstellung findet in dem quellenmäfsigen Befund keine Bestätigung: relativ frei ist freilich die germanische Wortfolge immer gewesen, aber überall finden wir in unsern Quellen deutlich ausgeprägte Typen, die bestimmten Satzarten eigen sind, oder deren Verwendung erkennbare Ursachen hat. Nicht Willkür und beliebigen Wechsel zeigen unsere Quellen, sondern Entwicklung; und der nachweisbare Entwicklungsgang (Abnahme des Stellungsunterschieds von Haupt- und Nebensatz, Zunahme der Schlufsstellung des Verbs im Hauptsatz, je weiter wir zeitlich zurückgehen) spricht entscheidend für die Hypothese, dafs die Endstellung des Verbums der urgermanische Haupttypus gewesen ist. Zu demselben Ergebnis gelangt ihrerseits auch die neuere indogermanische Forschung. —

Das Erdmann-Braunesche Schema der Verbstellungen ist mechanisch, unsyntaktisch, unhistorisch, einseitig und inkonsequent; es beruht auf der unbewiesenen und ganz willkürlichen Annahme Erdmanns, dafs die syntaktische Funktion der nichtverbalen Satzglieder für die Wortstellung gleichgültig sei. Das ist nachweisbar unrichtig. Genaue Untersuchung der altsächsischen Genesis und besonders des Beowulf zeigt — was der Vortragende durch statistische Belege erhärtet —, dafs die syntaktische Funktion der nichtverbalen Satzglieder sowohl ihre eigene Stellung als die des Verbums wesentlich beeinflufst. Sie wirft auch ein deutliches Licht auf den Entwicklungsgang und die wirkenden Kräfte, die die Bewegung des Verbums vom Satzende nach dem Anfang zu veranlafst und gefördert haben.

Realschuldirektor Dr. Lienhart dankt für den Vortrag und eröffnet die Diskussion, zu welcher Prof. Dr. Sütterlin-Heidelberg das Wort nimmt. Er giebt dem Vortragenden in seinen Ausführungen betreffend den Typus II bei Braune recht. Mit Rücksicht auf den Begriff „freie Wortstellung“ hätte er eine etwas ver-

söhnlichere Auffassung gewünscht, als der Redner sie vertrat. Auch Wundt sind in seinen letzten Erörterungen über diesen Gegenstand einige Mifsgriffe vorgekommen; so wird z. B. das im Lateinischen geltende Gesetz gleich auch für das Deutsche und Französische als gültig angesehen.

Vortrag des Prof. Dr. Zwierzina-Freiburg i. Schw. über:

Strafsburger und Vorauer Alexander.

Wilmanns Hypothese über das Verhältnis des Strafsburger (S) zum Vorauer (V) Alexander scheint sich durch Beobachtungen, die man an der Reimtechnik der beiden Texte machen kann, stützen zu lassen. Die kleinere erste Hälfte des Strafsburger Alexander ist nämlich vielfach nach andern Grundsätzen gereimt, als die gröfsere zweite. Dabei tritt erstens der Wechsel im Reimgebrauch an der Stelle ein, wo der Strafsburger Text vom Vorauer verlassen wird (d. i. S 2037 Kinzel), und zweitens stimmt dieser Reimgebrauch des Strafsburger Alex. mit dem des Vorauers, d. i. Lamprechts, überein, solang der Strafsburger Text vom Vorauer begleitet wird, d. h. also, solang er Bearbeitung bleibt, und weicht von dem des Vorauers ab in der zweiten Hälfte, wo S also selbständige Neudichtung repräsentieren könnte.

Die Mundart Lamprechts sprach mhd. *a* und *â* mit verschiedener Qualität (nur in der Lautgruppe *-âht-* hatte das schon früh gekürzte *â* die Qualität eines *a*). Daher trennt der Vorauer Text *a* von *â* im Reim mit ganz gelinden Schwankungen. Ebenso thut dies der Strafsburger, solang er vom Vorauer begleitet ist, mehr weniger genau. Der Mundart des Bearbeiters aber fiel *a* und *â* (wenigstens vor *n*) qualitativ in eins. So führt der Strafsburger schon in der ersten Hälfte des Textes in einigen Zusätzen zum Vorauer Bindungen von *-an* zu *-ân* ein. Aber nur ganz sporadisch. Diese Bindungen werden jedoch herrschend, sobald der Strafsburger Text selbständig wird: erstes Beispiel 2247, dann 2273, 2475 u. s. f. Zahlenverhältnis: *-ân -an* (resp. *-am*): *-ân -ân* in V 2:30, in S erste Hälfte (bis 2037) 5:23, in S zweite Hälfte (ab 2037) 58:53. — Lamprecht und mit ihm der Vorauer Text reimt von Auxiliar und Verb nur die vollen Formen *haben habe* u. s. f., Prät. *habete* oder *hătte* (: *gesatte* 359, 371, 453, 859, : *Gratte* 813, : *versmähte* ⟨ *versmâhte* 609), ebenso der Strafsburger, solang er den Vorauer zur Seite hat, nur S 476 führt der Bearbeiter ein *ir hât* auf eigene Faust in den Text ein. Später aber (erstes Beispiel 2272) finden sich in S *ich hân, wir hân,* Inf. *hân* (18 Reimbelege); ebenso *hât* (2575 u. ö.) und Prät. *hâte hæte* (2420 und dann noch 6 mal) ganz gleichberechtigt neben

den vollen Formen. — Die Formen *geit steit deit sleit,* die in V für die 3. Sing. allein herrschen (s. v. Bahder, Germ. 30, 385) und die S aus V gegen seine Mundart des öfteren auch beibehält, verschwinden dann im selbständigen Teil von S ganz aus den Reimen; dafür dort *stât: wât* 3642, *gât: stat* 'urbs' 4776, freilich selten (S sprach wohl *gêt* und *stêt*), und *duot,* sehr häufig. Ebenso behält S die Bindungen *giegen* (d. i. Plural zu *gienc;* Sing. *gie* fehlt in V wie in S) mit *ziehen, fliehen* aus dem Original meist bei (s. V 99, 179, 857, nur V 301 fehlt der Reim in S). In der Fortsetzung aber findet sich keine solche Bindung mehr. — Der Vorauer Text und die Strafsburger Bearbeitung unterscheiden mhd. *æ* und *ê* im Reim, in der Strafsburger Fortsetzung aber tritt Vermengung ein, erstes Beispiel S 2171 *êren: mæren.* — Auch die Auswahl der Reimworte nach den Wortklassen ist in der Strafsburger Bearbeitung und in der Strafsburger Fortsetzung grundverschieden. So bringt die Bearbeitung in Übereinstimmung mit dem Original resp. dem Vorauer Text kleine Wörtchen, Partikeln und Pronomina, nur selten in den Reim, viel häufiger aber dann die Fortsetzung.

Dergleichen liefse sich noch viel beibringen. Aber vollständige Sicherheit läfst sich in der Frage des Textverhältnisses durch die Reimbeobachtung nicht gewinnen, da doch immer einige andere Wandlungen der Technik des Strafsburger Textes ihre Grenze nicht genau dort finden, wo der Vorauer Text schliefst, sondern etwas früher oder später, z. B. *geschiet* für hd. *geschehen* erst 3598, s. E. Schröder D. Litztg. 1885, 786 uam.

Die Basler Bearbeitung, die, soweit der Vorauer Alex. reicht, auf einen Text dieser recensio, nicht auf einen Text der Strafsburger Bearbeitung zurückweist, benutzte für die spätern Partien der Erzählung, die im V fehlen, einen Text mit Reimen, die nur dem Strafsburger, nicht dem Vorauer gemäfs waren. So ist z. B. der Reim *stat: gât* S. 4776 dem Strafsburger gemäfs, für Lamprecht und den Vorauer aber doppelt unmöglich, weil L. erstens nicht *a: â*, und zweitens nie *gât,* sondern *geit* reimt. Diese Bindung aber ist an der genannten Stelle auch im Basler Alex. klar überliefert. Also geht der Basler Alex. hier im Gegensatz zur frühern Partie, wo der Vorauer Alex. uns vorliegt, auf die Strafsburger Bearbeitung resp. Fortsetzung zurück. Die vom Basler Chronisten benutzte Hs. gab also im ersten Teil (bis S 2037 = V Schlufs) den Originaltext, bez. den Text einer Hs. von der Art der Vorauer, im zweiten Teil aber einen in der Weise der Strafsburger Fortsetzung gereimten Text, bietet uns also einen weiteren

Zeugen für die Sonderexistenz eines Lamprechtschen Textes in der Ausdehnung, wie die Vorauer Hs. ihn überliefert.

An den Vortrag schliefst sich unter Leitung des Vorsitzenden Dr. Lienhart eine längere Diskussion an. Prof. Schröder-Marburg betont, dafs Wilmanns jetzt selbst den Vorauer Alexander als gekürzt ansieht, sowie dafs ein Schüler Roethes (Göttingen) die Wilmanns'sche Auffassung weiter vertreten wird. Er selbst stellt die Frage, ob der Strafsburger Alexander nicht seinerseits als eine Bearbeitung aufzufassen sei, und zwar als die eines bereits in zwei Teilen vorliegenden Originalwerkes. Die Einheitlichkeit des Ganzen ist jedenfalls nicht mehr aufrecht zu erhalten. Prof. Zwierzina lehnt es ab, auch den II. Teil des Strafsburger Alexander als eine Bearbeitung anzusehen, da dialektische Eigentümlichkeiten diese Annahme nur zulassen würden, wenn dann die beiden Fassungen, Original und Bearbeitung, sprachlich einander nahe ständen, was eine neue unsichere Vermutung wäre. Prof. Schröder rechtfertigt nochmals seine Stellung zu der Frage, giebt aber zu, dafs er den Wandel in der Darstellungsweise ebenfalls anerkenne. Dr. Lienhart schliefst die Diskussion mit der Hoffnung, die interessante Frage werde noch weitere Behandlung erfahren.

Der Vorsitzende Prof. Martin erteilt nun das Wort an Oberlehrer Dr. Scheel-Steglitz, der im Namen der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin die Sektion ersucht, zu einer von dieser eingereichten Eingabe an das preufsische Kultusministerium Stellung zu nehmen. Die vorgelegte Zuschrift hat die Absicht, um eine ministerielle Verfügung einzukommen, nach welcher auch für die Deutsch-Philologen dieselbe humanistische Vorbildung und angemessene Kenntnis der klassischen Sprachen und Litteraturen verlangt werden soll, wie für die Historiker und Neuphilologen es bereits der Fall ist. Nach lebhafter Diskussion über den Vorschlag, an der sich die Herren Prof. Schröder-Marburg und Siebs-Greifswald beteiligen, wird folgender Zustimmungsantrag vorgeschlagen, von der Versammlung durch Abstimmung angenommen und zu Protokoll gegeben.

„Die germanistische Sektion der 46. deutschen Philologenversammlung zu Strafsburg i. E. nimmt Kenntnis von der durch die Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin an das Kultusministerium eingereichten Petition betreffend die Gewährleistung humanistischer Vorbildung für die Germanisten und erklärt sich mit den darin geäufserten Grundanschauungen prinzipiell einverstanden."

Vierte Sitzung.

Freitag, den 4. Oktober 1901,
vormittags 8 Uhr.

Vortrag des Oberlehrers Dr. Scheel-Steglitz: **Johann Freiherr zu Schwarzenberg in seiner Bedeutung für Sprache und Recht des angehenden 16. Jahrhunderts.**

Die Gestalt des Freiherrn Hans zu Schwarzenberg ist in umfassender Weise bisher nicht behandelt worden. Abgesehen davon, dafs neues Material nicht aufgefunden worden ist, sind auch die juristischen Arbeiten Schwarzenbergs noch nicht zu einer allseitigen Charakterisierung seiner Person verwandt worden. Der Einfluſs, den er als Hofmeister des Bischofs von Bamberg auf diese Stadt und auch über ihre Grenzen hinaus als Gesetzgeber und Politiker gehabt hat, seine Bedeutung in der religiösen Flugschriftenlitteratur seiner Zeit, seine Wirkung durch Wort und Bild in moralisierenden Schriften wird vom Vortragenden auf Grund umfassenderen Materials, als man bisher kannte, in einer Monographie dargelegt werden.

Der heutige Vortrag greift zwei Fragen heraus, die von prinzipieller Bedeutung für die Beurteilung der Wichtigkeit Schwarzenbergs erscheinen, seine Bedeutung in dem groſsen Prozeſs einer Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache und seine Stellung innerhalb der Rezeption des römischen Rechts in Deutschland.

Die Entwicklung einer gemeinen Sprache im Reich ist kein einheitlicher Prozeſs; auch die Gestalt Luthers hat bei aller Groſsartigkeit ihrer Wirkung in sprachlicher Hinsicht nicht mit einem Schlage eine neue Sprache geschaffen, sondern wir können besonders in Süddeutschland beobachten, wie auf dem Grunde der Sprachentwicklung der heimischen Kanzlei Publizisten es verstehen, durch ihre Werke je nach deren Wichtigkeit und Bedeutung einen mehr oder weniger weitgreifenden Einfluſs auf ihre Stadt, ihre Landschaft oder über deren Grenzen hinaus zu gewinnen. Einen derartigen Einfluſs müssen wir der Sprache der „Bambergischen Halsgerichtsordnung“ zuschreiben, die im Jahre 1507 bei Hans Pfeil in Bamberg anonym erschien, jedoch, wie neu aufgefundenes handschriftliches Material zeigt, ihr sprachliches Gewand allein Hansen von Schwarzenberg zu verdanken hat. Diese C. C. Bambergensis ist bereits im Jahre 1508 durch den „Reichsdrucker“ Johann Schöffer in Mainz, bei dem viele offizielle Publikationen, z. B. Reichstagsabschiede, erschienen, mehrmals nachgedruckt worden.

Germanistische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium VI der Universität.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901,
mittags 12 Uhr.

Dieselbe wird mit einigen Worten der Begrüfsung und des Andenkens an die seit der letzten Philologenversammlung verstorbenen Germanisten eröffnet von Prof. Dr. E. Martin-Strafsburg, welcher mit Prof. Dr. R. Henning-Strafsburg und Realschuldirektor Dr. H. Lienhart-Markirch mit der Leitung der Verhandlungen beauftragt wird. Zu Schriftführern werden Dr. Schaer-Strafsburg und Studiosus Ausfeld-Strafsburg bestellt. Als Festschrift kommt das von dem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesenklubs herausgegebene Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsafs-Lothringens Bd. XVII zur Verteilung.

Nach Festsetzung der Geschäftsordnung für die folgenden Sitzungen fordert Prof. Dr. Henning-Strafsburg die Teilnehmer zur Besichtigung der historischen Ausgrabungen auf, die sich im Museum für elsässische Altertümer (im Schlofs) befinden. Die Besichtigung, zu der er Leitung und Erklärung zu übernehmen sich bereit erklärt, wird auf Donnerstag, den 3. Oktober, 4 Uhr nachmittags festgesetzt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. Oktober 1901,
vormittags 8 Uhr.

Prof. Dr. Köster-Leipzig sprach über: „**Deutsche Daktylen**".

Da der Vortrag in der Zeitschrift für deutsches Altertum abgedruckt werden soll, so genügt hier eine kurze Inhaltsangabe. Der Vortragende unterschied zwei innerlich wie äufserlich, nach ihrer Wirkung wie nach ihrem Bau verschiedene Arten von dreisilbigen Verstakten mit betonter erster Silbe: 1) als Form *A*

den dreizeitigen hüpfenden Takt, dessen zweite Senkungssilbe ein leises Übergewicht über die erste hat; diesen bezeichnet er als echten deutschen Daktylus; 2) als Form *B* den gemessenen zweizeitigen Takt, dessen erste Senkungssilbe ein wenig schwerer als die zweite ist; dieser hat als unechter Daktylus (Trochäus mit doppelter Senkungssilbe) im Nhd. zu gelten. Eine dritte Gruppe *C* wird von allen jenen dreisilbigen Takten gebildet, in denen die beiden Senkungssilben nicht merkbar gegeneinander abgestuft sind. Nach einer eingehenden Erörterung der Frage, durch welches Silbenmaterial die drei Arten von Takten gebildet werden können, wurde die Wirkung der Versmafse, in denen die Form *A* überwiegt, in Vergleich gestellt mit der Wirkung derjenigen, in denen der Typus *B* herrscht. Als glänzendstes Beispiel der ersten Art erschien Goethes „Reineke Fuchs", während für die zweite Gattung „Hermann und Dorothea" das unerreichte Muster bot. Durch Statistik, Mitteilung von Varianten und einfaches Sprechen von Versen suchte der Vortragende die verschiedenartige rhythmische Wirkung klarzustellen. Den Schlufs bildete die Besprechung einzelner hierhergehöriger Kontroversen älteren Datums: die Einwände, die Bürger, Moritz und Platen gegen deutsche Hexameter erhoben hatten, liefsen sich zum Teil schon aus der Welt schaffen durch jene Scheidung echter und unechter Daktylen, die das Hauptthema des ganzen Vortrages gebildet hatte.

Nachdem der Vorsitzende für den Vortrag seinen Dank ausgesprochen hat, begrüfst Herr Oberlehrer Dr. Scheel-Steglitz im Namen der deutschen philologischen Gesellschaft zu Berlin die Versammlung und bittet zugleich um Zusendung von Fachbroschüren an diese.

Vortrag des Prof. Dr. Wrede-Marburg über: **„Der Sprachatlas des Deutschen Reichs und die elsässische Dialektforschung."**

Wenkers grofses Lebenswerk, das jetzt auf 581 fertige Karten gediehen ist, könnte in diesem Jahre sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern. 1876, wo Wenker mit seinen dialektstatistischen Aufnahmen begann, ist auch das Jahr, wo mit Leskiens „Deklination im Slawisch-Litauischen und im Germanischen" und dem darin formulierten Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze der grofse sprachwissenschaftliche Kampf einsetzte, der die Linguisten in der Folgezeit in Parteien schied. Leskiens Axiom war lediglich die letzte Konsequenz einer langen geradlinigen Entwicklung, die seit Franz Bopp zu verfolgen ist und sich durch die einseitige Beurteilung der Sprache als phonetischen Phänomens, durch die lautphysiologische Sprachbetrachtung, die Lautlehre

kennzeichnet. Damit ist die Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts vorwiegend eine Individualwissenschaft gewesen; denn physiologische Spracherklärung („Lautgesetz") und psychologische („Analogie") sind in letzter Linie nur am Individuum möglich. Hingegen alle die sprachlichen Erscheinungen und Wandlungen, bei deren Deutung uns das Individuum im Stich läfst, wo vielmehr allein das Aufeinanderwirken vieler in Betracht kommt, wo mannigfache Kultureinflüsse, wo vor allem Bevölkerungsmischungen, wo alle möglichen Verkehrsmomente zu Grunde liegen, sie waren bisher zumeist nur in der Theorie vorhanden: auf ihre reale Existenz führt uns erst Wenkers Werk. Leskien, mit seinem Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Typus des Individuallinguisten, findet in Wenker, dem Soziallinguisten, mit seiner Massenaufnahme deutschen Dialektgutes, seine notwendige Ergänzung. Die schwerwiegenden Resultate des Sprachatlas nach dieser Richtung darf man etwa in die beiden Sätze zusammenfassen: keine Laut- oder Worterklärung darf Laut oder Wort von seinem Entstehungsort losreifsen; eine und dieselbe Laut- oder Wortform kann in verschiedenen Gegenden eine ganz verschiedene Erklärung fordern. Das bedeutet mit anderen Worten: ist die Sprachwissenschaft im neunzehnten Jahrhundert sehr stark unter das Zeichen der Naturwissenschaft getreten, so möchte das Lebenswerk Wenkers sie wieder zurück zur Historie führen; Landes- und Ortsgeschichte lösen in zahllosen Fällen sprachliche Probleme, wo Lautgesetzlichkeit oder Analogiewirkung versagen. — Der zweite Teil des Vortrages machte für diese Theorien die Probe an den elsässischen Verhältnissen. Nicht nur kann im allgemeinen die Antwort auf die alte Streitfrage, ob die Geschichte des Elsafs eine von jeher einheitliche gewesen sei oder nicht, in bejahendem Sinne von Wenkers Karten einfach abgelesen werden; sondern besonders lehrreich sind gerade kleine Einzeluntersuchungen, warum die heutigen Grenzen lautlicher Erscheinungen sich mit den politischen nur annähernd, nicht genau Ort für Ort decken: die einstige Territorialgeschichte dieser Orte giebt dafür überraschende Aufschlüsse. So läfst sich im Norden der Grenzverlauf der *p/pf*-Verschiebung oder der der neuhochdeutschen Diphthongierung Dorf für Dorf territorialgeschichtlich verstehen. Für solche Grenzbezirke kommt man also mit einer physiologischen Erklärung der Lautprozesse nicht aus, Orts- und Landesgeschichte müssen mit eingreifen. Ebenso erklärt sich die relative dialektische Einheitlichkeit des elsässischen Südens gegenüber der Buntheit des Nordens aus seiner Geschichte, aus seiner langen ununterbrochenen Zugehörigkeit zu Habsburg-Österreich.

Und so allerorten. — Lienhart plant einen elsässischen Sprachatlas. Die höhere, die entwicklungsgeschichtliche Verarbeitung seines guten Materials wird ihn immer sicherer zu der Erkenntnis führen, dafs die elsässische Mundart nicht nur ein Stück der deutschen Sprache, sondern vor allem auch ein Stück elsässischer Geschichte sei.

An den Vortrag, der unverkürzt an anderem Orte veröffentlicht werden soll, schliefst sich eine kurze Diskussion. Prof. Dr. Henning-Strafsburg dankt als Vorsitzender für den Vortrag und äufsert das Bedenken, dafs trotz dem eminent instruktiven Charakter der einzelnen Karten die Gefahr einer Zerfaserung der Sprache vorliege und die Schwierigkeit eines Zusammenfassens zur Einheit wachse. Prof. Dr. Martin-Strafsburg betont seine freudige Zustimmung zu den geschichtlichen Grundsätzen in der Sprachbehandlung, die der Vortragende entwickelt hatte. Realschuldirektor Dr. Lienhart-Markirch macht einige ergänzende Bemerkungen und Vorschläge für eine an das Wörterbuch der elsässischen Mundarten anzuschliefsende Sprachkarte. Prof. Dr. Wrede-Marburg äufsert seine Ansicht in betreff dieser Karte.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 3. Oktober 1901,
vormittags 8 Uhr.

Vortrag des Privatdozenten Dr. Kraus-Wien: **Die Metrik des heiligen Georg von Reinbot von Durne.**

Der Vortragende erörtert eingehend die Schwierigkeiten, die sich der Ermittelung der metrischen Prinzipien eines altd. Autors entgegenstellen, und giebt dann eine Darlegung der von ihm angewendeten Methode und der mit ihrer Hülfe erzielten Ergebnisse. Von einer Untersuchung der einsilbigen Wörter aller Kategorien, soweit ihnen Senkungen folgen, ausgehend läfst sich zeigen, dafs der Dichter des h. Georg sich durchaus bemüht, in einer den Gesetzen der prosaischen gehobenen Rede konformen Weise Hebung und Senkung zu verteilen. So kommt es, dafs z. B. einsilbige Substantive als accentstärkste Wörter auch der gewöhnlichen Rede so gut wie niemals in Senkung erscheinen; und ähnliche Übereinstimmung zwischen Prosa- und Versaccent zeigt sich auch bei den übrigen Wortkategorien. Aus diesen Beobachtungen ergiebt sich der zwingende methodische Schlufs, jeder Vers müsse, soweit dies ohne Gewaltsamkeit angeht, so gelesen werden, dafs er mit der natürlichen Betonung in der gröfstmöglichen Übereinstimmung sich befindet.

— Nunmehr untersuchte der Vortragende die Fälle, wo auf Einsilbler und auf die Stammsilben von Zweisilblern die beschwerte Hebung fällt, und weist im einzelnen nach, daſs auch hier niemals Willkür herrscht, sondern daſs das Fehlen der Senkungen wiederum durchaus den Bedürfnissen der Deklamation entspricht. Dasselbe Moment tritt endlich auch klar zu Tage in der metrischen Behandlung der Eigennamen. Mit Ausblicken auf die Berichtigung gewisser Lachmannscher Regeln, die sich daraus ergiebt, mit Bemerkungen über das rhythmische System Wolframs und mit Andeutungen über die Resultate, die auf solchem Wege bezüglich anderer Autoren gewonnen werden dürften, schlieſst der Vortragende seine Ausführungen.

Die vollständige Arbeit wird in nächster Zeit an anderem Orte erscheinen.

In der Diskussion dankt Prof. Dr. Martin-Straſsburg dem Vortragenden und weist auf das feine Gefühl des Redners für das Hauptwerk des Dichters hin, das der Vortrag zum Ausdruck brachte. Prof. Dr. Köster-Leipzig begrüſst die Auffassungsweise des Vortragenden. Zur Nomenklatur schlägt er vor, sich lieber der Ausdrucksweise zu bedienen, es ist die „Senkungssilbe“ ausgefallen, aber nicht die „Senkung“ selbst, die als Pause immer da ist und als solche niemals ausfällt.

Vortrag des Oberlehrers Dr. Ries-Colmar: **Einige Grundfragen der germanischen Wortstellungslehre.**[1])

Der Vortragende untersucht zunächst den wissenschaftlichen Wert des Terminus „freie Wortstellung“, den er für zweideutig und irreführend erklärt. In relativer Geltung (= freier als andre) und in negativem Sinn (= nicht gebunden) ist er nicht zu beanstanden, aber auch ziemlich überflüssig, weil er ohne nähere Bestimmung des Grades und der Art der Freiheit leer bleibt; in absoluter Geltung und positivem Sinn (= willkürlich) ist er unmethodisch und durchaus abzulehnen. Oft soll er etwas Mittleres zwischen beiden bedeuten, z. B. bei Braune, der fürs Urgemanische eine absolut freie Stellung des Verbums annimmt, die aber als unmittelbar abhängig von der Reihenfolge der Vorstellungen gedacht wird. Diese Ansicht ist in sich widerspruchsvoll, weil typische Unterschiede schon in der Vorstellungsreihenfolge selber vorhanden

1) Von diesem Vortrag wird hier nur eine kurze Skizze gegeben, da sein Inhalt an anderer Stelle vollständig veröffentlicht werden wird: er ist der Einleitung zu einer „Wortstellung des Beowulf“ entnommen, die der Verfasser vorbereitet.

sind, die mit der Ausbildung verschiedener Satztypen und der ihnen eigenen Wortstellungstypen ursächlich zusammenhängen.

Will man aus den alten Quellen die urgermanische Wortfolge erschliefsen, so sind sie kritisch zu sichten: Übersetzungen und jüngere Quellen sind von verhältnismäfsig geringem Wert; in erster Linie sind die Skeireins, die nordischen Runen und die altniederdeutschen Quellen mafsgebend. Ihr Zeugnis spricht sowohl gegen die Hypothese Wackernagels (Scheidung von Haupt- und Nebensatz durch die Verbstellung schon urgermanisch, weil indogermanisches Erbe), als gegen die Annahme, dafs die deutsche Hauptsatzstellung die ursprüngliche gewesen sei. Auch die Braunesche Hypothese von der ursprünglich freien Verbstellung findet in dem quellenmäfsigen Befund keine Bestätigung: relativ frei ist freilich die germanische Wortfolge immer gewesen, aber überall finden wir in unsern Quellen deutlich ausgeprägte Typen, die bestimmten Satzarten eigen sind, oder deren Verwendung erkennbare Ursachen hat. Nicht Willkür und beliebigen Wechsel zeigen unsere Quellen, sondern Entwicklung; und der nachweisbare Entwicklungsgang (Abnahme des Stellungsunterschieds von Haupt- und Nebensatz, Zunahme der Schlufsstellung des Verbs im Hauptsatz, je weiter wir zeitlich zurückgehen) spricht entscheidend für die Hypothese, dafs die Endstellung des Verbums der urgermanische Haupttypus gewesen ist. Zu demselben Ergebnis gelangt ihrerseits auch die neuere indogermanische Forschung. —

Das Erdmann-Braunesche Schema der Verbstellungen ist mechanisch, unsyntaktisch, unhistorisch, einseitig und inkonsequent; es beruht auf der unbewiesenen und ganz willkürlichen Annahme Erdmanns, dafs die syntaktische Funktion der nichtverbalen Satzglieder für die Wortstellung gleichgültig sei. Das ist nachweisbar unrichtig. Genaue Untersuchung der altsächsischen Genesis und besonders des Beowulf zeigt — was der Vortragende durch statistische Belege erhärtet —, dafs die syntaktische Funktion der nichtverbalen Satzglieder sowohl ihre eigene Stellung als die des Verbums wesentlich beeinflufst. Sie wirft auch ein deutliches Licht auf den Entwicklungsgang und die wirkenden Kräfte, die die Bewegung des Verbums vom Satzende nach dem Anfang zu veranlafst und gefördert haben.

Realschuldirektor Dr. Lienhart dankt für den Vortrag und eröffnet die Diskussion, zu welcher Prof. Dr. Sütterlin-Heidelberg das Wort nimmt. Er giebt dem Vortragenden in seinen Ausführungen betreffend den Typus II bei Braune recht. Mit Rücksicht auf den Begriff „freie Wortstellung“ hätte er eine etwas ver-

immer nach zwei Seiten hin zu beantworten. — Die Weiterentwicklung und Modifizierung der Anschauungen über Frauendienst in den benachbarten Ländern Deutschland, Nordfrankreich und Italien wird kurz charakterisiert.

An der Diskussion beteiligen sich Prof. Suchier mit einigen Berichtigungen und Einschränkungen, Prof. Gröber (Strafsburg) mit einer Bemerkung zu den Rechtsquellen und zur eigentümlichen Sonderstellung der italienischen Liebeslyrik.

Vortrag des Prof. Dr. Pirson (Erlangen): **Bemerkungen zu dem Glossar von Kassel.** Der Vortragende zieht aus der Vergleichung des Kasseler Glossars mit den griechisch-lateinischen und lateinischen Glossaren wie mit den althochdeutschen Glossen Schlüsse auf die Entstehung des Werkes, die Form und Bedeutung einzelner Glossen, den Wert der Orthographie, und sieht in dem Kasseler Glossar ein mittellateinisches Sprachdenkmal, in dem das Romanische hier und da durchschimmert.

An der Diskussion beteiligt sich Prof. Suchier, indem er einiges berichtigt und den Ausdruck „Mittellatein" als ein drittes neben Latein und Romanisch bekämpft.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 4. Oktober 1901,
vormittags 8¼ Uhr.

Vortrag des Prof. Suchier: **Über die akademische Vorbildung unserer neusprachlichen Lehrer.**

Der Ruf nach Reform der akademischen Vorbildung unserer Neuphilologen ist von verschiedenen Seiten laut geworden. Rambeau verlangte (1892) drei ordentliche Professuren für das Romanische und ebensoviele für das Englische. Auch Max Walter (Frankfurt a. M.) empfiehlt in seiner Broschüre „Die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität" (1901) die Errichtung neuer ordentlicher Professuren. Leider verlangt er eine prinzipielle Umgestaltung des ganzen Universitätsbetriebes, woran für jetzt nicht zu denken ist. Stimmings Kritik in den „Neueren Sprachen" hat dies treffend hervorgehoben.

Um solche Vorschläge mit festem Mafsstabe zu messen, müfste man einen festgestellten Vorlesungskursus haben, für welchen der Student der neueren Sprachen ebenso dankbar sein würde wie der Mediziner (Klinghardt). Es wäre mir nur erwünscht, wenn dabei an die von meinem Kollegen Albrecht Wagner und mir verfafste Broschüre „Ratschläge für die Studierenden des Französ-

sischen und Englischen (Halle 1894) angeknüpft würde. Ich mufs es meinesteils für höchst wünschenswert erklären, dafs an jeder Universität neben dem ordentlichen Professor der romanischen Sprachen — von dem Anglisten sehe ich hier ab — ein Extraordinarius angestellt werde.

Freilich sollte dieser nicht auf die zeitgenössische Sprache und Litteratur beschränkt werden (Rodhe in den „Neueren Sprachen" für Schweden). Der Ordinarius uud der Extraordinarius müfsten sich vielmehr kollegialisch über den Lehrkursus verständigen.

Um auf Klinghardt (Rendsburg) zurückzukommen, so ist dieser sicher einer unserer besten französischen Lehrer. Seine „Artikulations- und Hörübungen" halte ich wegen ihrer lichtvollen Darstellung der lautlichen Vorgänge für die beste Einführung in die Phonetik. Wenn aber derselbe Klinghardt schreibt: Wäre es nicht besser, für die philologischen Studien (Sprach- und Litteraturgeschichte) Studienstoffe eintreten zu lassen, die mit denen der Schule homogen sind?, so betrachte ich diese Worte als im Unmut geschrieben. Man vergegenwärtige sich doch, welche Konsequenzen eine solche Reform haben würde! Statt einer Hochschule hätten wir eine Drillanstalt.

Viele unserer höheren Lehrer haben den Wunsch, sich mit den Richtern an Ansehen und Besoldung gleichgestellt zu sehen, und ich leugne nicht, dafs eine solche Gleichstellung mich mit grofser Befriedigung erfüllen würde, da ich vor den Aufgaben wie vor den Kenntnissen und Leistungen unseres höheren Lehrerstandes die aufrichtigste Hochachtung habe. Ich verstehe es aber nicht, wie die selben, die eine solche Hebung ihres Standes anstreben, eine Herabsetzung der an ihre Berufsvorbildung zu stellenden Anforderungen befürworten können. Wer dieses wünscht, sollte nicht auch jenes begehren. Eine Majorität des letzten Neuphilologentages (Leipzig 1900) entschied sich für eine Petition, die das Latein bei der Zulassung zum akademischen Studium der neueren Sprachen für entbehrlich erklärte. Rascher als wir damals ahnen konnten — ich gehörte zur Minorität — ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen: die Lateinlosen sind jetzt in Preufsen zum akademischen Studium aller Fächer des Gymnasialunterrichts zugelassen. Als Vorbedingung des juristischen Studiums gilt nach wie vor die Kenntnis der klassischen Sprachen; und ich frage Sie, ob nicht dadurch den Gegnern jener Gleichstellung mit den Juristen aufs neue eine bequeme Waffe in die Hand gegeben ist.

Der Ansicht Klinghardts hat sich kürzlich Emil Rodhe angeschlossen. Er schreibt: On a déjà émis avant nous l'idée que

les étudiants de nos universités se destinant au professorat des lycées rendraient peut-être plus de services à l'État si, au lieu d'étudier la Vie de saint Alexis, le Pèlerinage de Charlemagne et autres rapsodies vénérables et barbares, ils employaient leur temps à tâcher d'acquérir le sentiment de la langue contemporaine, à se pénétrer de son génie. Er wünscht, dafs an den schwedischen Universitäten neben dem Professor der romanischen Sprachen ein professeur de la langue et de la littérature contemporaines (natürlich der französischen) Anstellung finde, dafs jener nur solche Hörer habe, die später in eine gleiche Professur einrücken möchten, dieser die neusprachlichen Lehrer, die sich, wie das Klinghardt befürwortet, ausschliefslich an den Vorlesungen und Übungen über die modernen Sprachen und Litteraturen beteiligen sollten. Beide teilen die Anschauung, dafs langue et littérature contemporaines sich ohne historische Betrachtung wissenschaftlich behandeln lassen; das aber halte ich für einen Grundirrtum. Nur das historische Verfahren gestattet, in das Wesen einer Sprache einzudringen, und das Gleiche gilt von der Litteratur. Wenn Viëtor die ausschliefsliche Behandlung des Modernen auf der Universität gefordert hat, so dürften diejenigen ihn mifsverstanden haben, die ihm die Absicht unterlegen, er habe die Beschränkung auf die zeitgenössische Sprache und Litteratur als Ziel hingestellt. Bei der Beschränkung auf langue et littérature contemporaines könnte es sich nur um einen äufserlichen Drill handeln, der, wenn er einziges Ziel sein soll, ohne akademisches Triennium zu erreichen ist. Was würde ein solcher neusprachlicher Lehrer leisten? Die einfachsten orthographischen Fragen müfste er unbeantwortet lassen. Das Leben der Sprache wäre ihm gleichgültig; die Litteratur bliebe ihm fremd. Auf die Mundarten würde er mit der souveränen Verachtung des Volksschullehrers blicken, der die ehrwürdigen Überbleibsel der alten Sprechweisen seinen Zöglingen mit dem Stocke herausbleut. Würde ein solcher Lehrer noch für einen wissenschaftlich gebildeten Lehrer gelten dürfen?

Es folgt eine lebhafte Diskussion. Prof. Sütterlin befürwortet das von Prof. Suchier aufgestellte Programm, indem auf diesem Wege eine Aussöhnung mit der Reform zu hoffen sei, da ja Prof. Suchier auch dem Studium der Neuzeit genügenden Wert beimesse.

Dr. This befürchtet, dafs die lateinlosen Abiturienten, auch wenn sie das Latein nachholen, in ihrem späteren Beruf als Lehrer der neueren Sprachen auf die historische Betrachtung sprachlicher Erscheinungen einzugehen wenig Geneigtheit zeigen werden.

Prof. Suchier muntert zu weiterer Diskussion auf, da die praktischen Fragen in der diesjährigen Philologenversammlung stark zurückgetreten seien.

Prof. Horning frägt an, ob die Universitäten seinerzeit Einspruch erhoben haben gegen die Zulassung lateinloser Studierender.

Prof. Suchier erwidert, dafs die Fakultäten nichts gegen die vom preufsischen Ministerium dekretierte Zulassung gethan haben.

Prof. Gröber fügt bei, dafs von Greifswald aus eine Eingabe in protestierendem Sinne gemacht, aber nicht veröffentlicht worden sei.

Prof. Becker (Buda-Pest) berichtet über die Vorbildung der Gymnasial- und Realabiturienten in Ungarn und führt aus, wie lehrreich die dortigen Verhältnisse seien und wie sehr sie eine genauere Beobachtung verdienen.

Dr. Meier (Dresden) überbringt die Grüfse des sächsischen Philologentages; er erklärt sich für einen Parteigänger der Reform und findet einen starken Gegensatz zwischen Universitätsstudium und späterem Beruf. Die Frage der sozialen Stellung des Lehrers will er mit sachlichen Fragen der Lehrerausbildung nicht verquickt wissen. Das Nachlernen des Lateins scheint ihm für einen Abiturienten der Oberrealschule möglich und leicht.

Dr. This schlägt eine Gegenresolution gegen die des Leipziger Philologentages vor.

Prof. Suchier wendet sich gegen die Ausführungen des Dr. Meier.

Prof. Hoops (Heidelberg) weist auf die Verdienste hin, welche sich die Reform in den letzten Jahren um den Unterricht moderner Sprachen an der Universität erworben hat, aber besteht auf der Unentbehrlichkeit des Lateins für wissenschaftliche Thätigkeit und dringt auf eine Resolution, deren Abfassung er selbst übernimmt.

Dr. Meier giebt die Notwendigkeit des Lateins als Vorbedingung zum neusprachlichen Studium zu; möchte darum aber die übrigen Besucher der Realschulen doch nicht mit Latein belasten.

Prof. Gröber scheidet mehrere geltend gemachte Momente als der Sache fremdartig aus: Vis inertiae, Gehaltsfragen, soziale Stellung der Lehrer.

Prof. Hoops verliest den vorläufigen Wortlaut der Resolution; derselbe wird diskutiert von Prof. Sütterlin, Dr. Ries und Prof. Becker.

Dr. Ehrismann (Strafsburg) trägt eine andere Fassung der Resolution vor, an deren Diskussion sich Prof. Becker, Dr. Meier, Prof. Schröer, Dr. Horst (Strafsburg) und Dr. Ries beteiligen.

Schliefslich zieht Dr. Ehrismann seine Fassung zu Gunsten der Fassung des Prof. Hoops zurück.

Die folgende Fassung der Resolution wird einstimmig angenommen:

„Die vereinigte romanische und englische Sektion der 46. Philologenversammlung zu Strafsburg erachtet die Beibehaltung des Lateins als Vorbedingung für das akademische Studium der neueren Sprachen für unerläfslich, und sie hält es für nötig, dafs die Kenntnis der lateinischen Sprache im Umfange der Anforderungen des Gymnasiums oder des Realgymnasiums schon auf der Schule erworben wird."

Es wird beschlossen, die Resolution an die verschiedenen Regierungen zu adressieren.

Die Zahl der Anwesenden wird auf ca. 60 festgestellt.

Vortrag des Prof. Horning (Strafsburg): **Zur Behandlung der Proparoxytona in den Mundarten der Vogesen.**

Tepidus (frz. *tiède*) wird zu *teve* in Metz, in den Vogesen und in der Nordschweiz. *Cotrè, cotr* aus *cubitum, gyèt* aus *erpetem, dotè* aus *dubitare* „fürchten", *tšarmelin* aus *carpinu-* + *ellus* + *inus* u. a. lehren, dafs in *teve* nicht etwa die Lautgruppe *Labial* + *Dental* die Synkope verhindert hat. Altlothr. *teive* mit *i* mufs bei der Erklärung berücksichtigt werden. Es wird mit Schuchardt eine Vorstufe *tevio* angenommen. Wie ist dies *tevio* zu erklären? Schuchardt meint, dasselbe sei durch Suffixwechsel aus *tepidum* entstanden. Einen durch analogische Beeinflussung herbeigeführten Suffixwechsel zwischen *-idus* und *-ius* nimmt Schuchardt auf weitem Gebiete an. Gegen diese Annahme läfst sich einwenden:

1. dafs es an Adjektiven auf *-ius* fehlt, die einen solchen Suffixwechsel hätten veranlassen können,
2. dafs *-idus* vulg. lat. *-edus* klang, dafs folglich Schuchardt einen Suffixwechsel von *-edus* (nicht *-idus*) zu *-ius* nachweisen müfste.

Die Vorstufe *tevio* zu lothr. *teve* wird in einem *tépido* gefunden, das als Lehnwort betrachtet wird, resp. dessen *i* ähnlich zu erklären ist, wie das *i* von *it. tiepido, rät. tiepid, sp. tibio.* Das *i* von *tepido* entging der Synkope, weil es nicht gleichzeitig mit dem *i* von *cubito* zu *e* reduziert wurde. Nur der reduzierte Vokal kann synkopiert werden. Das Proparoxytonon *tépido* wurde durch Ausstofsung des *d* zu *tevio, teive.* Wie *teve* ist *maleve (malade)*

aus einem wohl der Sprache der Ärzte entnommenen halbgelehrten *malehabitu-* entnommen, dessen *i* gleichfalls zunächst der Synkope entging, weil es nicht zu *e* reduziert wurde; *malavi(d)o* wurde darauf *malaive, malève.*

Für eine zweite Gruppe von Wörtern, in der gleichfalls scheinbar die Synkope unterblieb (*piet* aus *perte* von *pertica*, fr. *perche*) *mène* (*manicum* Stiel) wird die Erklärung in folgender Richtung gesucht:

Das *c* wurde auch vor *o* (vgl. *botš* aus *bouc*) palatalisiert; in *mánećo (manĭcum* = vulg. *máneco*) palatalisierte *ć* das *e*, dies wurde *i* gesprochen; *i* entging der Synkope aus demselben Grunde wie das *i* von *tepido:* das Proparoxytonon hielt sich so lange, bis *ć* zu *y* wurde, daher *mániyę (maynę* > *mène).* Einen Gegensatz hierzu bildet in Lyon *mango manicum* ohne Palatisierung des *c.*

Für 2 Wörter endlich wird angenommen, dafs die Lautgruppe *doppelte Labialis* + *Dental* die Synkope verhindert:

Infinitiv: *opè*, frz. *enter*, veredeln = *emputare,*

tšābę, kelt. *cámbita*, frz. *jante* (Radfelge).

An der Diskussion beteiligt sich Prof. Sütterlin, indem er Parallelen giebt zur Synkope. Prof. Suchier weist auf das Rumänische mit seinen geflüsterten Vokalen hin, hält diese Erscheinung aber für wesentlich verschieden mit der Synkope. Es folgen einige Bemerkungen der Prof. Baist (Freiburg) und Horning.

Prof. Gröber trägt die folgende von Dr. Ehrismann eingereichte Resolution vor:

„Die romanische Sektion der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Strafsburg i. E. beschliefst, in anbetracht der internationalen Wichtigkeit des vom französischen Ministerium verfügten Erlasses vom 26. Februar 1901, betreffend die neue französische Rechtschreibung und Vereinfachung der Satzlehre, und überzeugt von der Nützlichkeit der im Erlasse enthaltenen Reformen und der Zweckmäfsigkeit und Notwendigkeit einer gleichmäfsigen Einführung derselben auf allen Schulen Deutschlands, den Vorstand der Sektion zu beauftragen, in einer Eingabe an sämtliche Bundesregierungen, sowie an das Ministerium für Elsafs-Lothringen die Einführung der im französischen Ministerial-Erlafs vom 26. Februar 1901 verfügten Reformen zu beantragen und zu befürworten."

Die Resolution wird diskutiert von Prof. Sütterlin, Dr. This, Prof. Baist und Prof. Gröber, aber schliefslich vertagt aus den folgenden Gründen:

1. Die deutschen Unterrichtsministerien haben bereits begonnen, den französischen Erlafs in Erwägung zu ziehen.
2. In Frankreich selbst scheint die Reform der Rechtschreibung und Satzlehre noch zu keinem endgültigen Abschlufs und noch nicht zu rigoroser Durchführung gediehen zu sein.

Nach Worten des Dankes an die Vorsitzenden und Schriftführer schliefst der Vorsitzende die dritte und letzte Sitzung der romanischen Sektion.

Die Präsenzliste wies im ganzen 53 Namen auf.

Englische Sektion.

(Auditorium IV des Kollegiengebäudes.)

Erste (konstituierende) Sitzung

am 1. Oktober 1901.

Zu Vorsitzenden wurden gewählt: Prof. Koeppel (Straſsburg) und Dr. Horst (Straſsburg); zum Schriftführer cand. phil. Winkler (Heidelberg).

Nach der Feststellung der Tagesordnungen für die Sitzungen der Sektion überbringt Herr Oberlehrer Dr. Konrad Meier (Dresden) die Grüſse des Verbandes der sächsischen Neuphilologen, die der Vorsitzende dankend erwidert.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober 1901.

Prof. Dr. Schröer (Freiburg i. B./Köln) spricht über: **Prinzipien der Shakespeare-Kritik.**

Redner stellt der dogmatischen Kritik des 18. Jahrhunderts die historische Kritik des 19. Jahrhunderts gegenüber. Was Textkritik und sprachliche Erklärung des Textes anlangt, so sei über die Unerläſslichkeit der historischen Behandlung wohl heute kein Zweifel; hingegen was die litteraturkritische Arbeit betrifft, so sei die Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts der dogmatisch-konstruktiven Litteraturkritik des 18. Jahrhunderts gegenüber zwar ein notwendiger Fortschritt, sie sei aber meist zu einseitig historisch, insofern als jede historische Forschung doch auch konstruktiv sein müsse. Von diesem Standpunkt aus bekämpft der Vortragende die zu einseitige und nicht echt historische Verwertung der Quellen, möglichen Anregungen und äuſseren Beziehungen des Dichters zu Zeit und Zeitgenossen, während der Versuch doch immer wieder zu wagen sei, auf Grund allseitigster historischer Forschung dogmatisch-konstruktiv die Totalität der litterarischen Persönlichkeit zu konzipieren. Dies wird am Hamlet näher exemplifiziert, und

indem Redner als eine unserer Zeit und Beurteilung näher liegende Parallele Goethes Clavigo im Verhältnis zur Quelle und andern Goetheschen Konzeptionen herbeizieht, entwickelt er seine bekannte Theorie der für den einzelnen Dichter typischen Charaktere, aus denen heraus als aus der objektivsten, zuverlässigsten Quelle die Einzelerscheinung zu beurteilen sei. Auf Hamlet angewandt sei vor allem die Gestalt des melancholischen Jaques in As you like it als erklärende Vorstufe für die vielkommentierte Gestalt des Dänenprinzen anzusehen. Was Charakteranalysen und litteraturhistorische Konstruktion anlangt, sei ebensowenig wie in irgend einer Wissenschaft eine absolute sondern nur eine relative Objektivität denkbar und daher anzustreben, eine solche sei aber z. B. in dem Werke von W. Wetz, Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte, in überzeugender Weise gelungen. Hingegen könnten willkürliche und subjektive Deutungen, die den historischen Boden verliefsen, zu keinen annehmbaren Ergebnissen führen. Die Vergleiche der historisch nachweisbaren, für einen Dichter typischen Charaktere seien mindestens ebenso positiv als irgend welche Ergebnisse der Versuche, Quellen, Abhängigkeitsverhältnisse, persönliche Beziehungen u. s. w. nachzuweisen. Immerhin könnte die litterarische Kritik des 20. Jahrhunderts die litterarische Konstruktion wieder wagen, zumal da sie sich dazu auf die Ergebnisse der historischen Kritik des 19. Jahrhunderts zu stützen gelernt hat.

Dritte Sitzung

am 3. Oktober 1901.

Prof. Dr. Hoops (Heidelberg) spricht über: **Die forstliche Flora Altenglands.**

Der Vortragende giebt ein Bild von dem Bestande des Waldes in der Zeit der Angelsachsen und beleuchtet die Verbreitung der einzelnen Baum- und Strauch-Arten. Er bemerkt unter anderm: Ein auffallender Unterschied in dem Charakter der britischen Landschaft von dem der deutschen ist der fast völlige Mangel an gröfseren Waldungen. Dieser Mangel ist aber erst ein Produkt der neueren Zeit; ursprünglich gab es zweifellos auch auf den Britischen Inseln ausgedehntere Wälder, die wir uns, wie die Reste der Urwälder im heutigen Deutschland, als aus den verschiedensten Baumarten zusammengesetzt vorzustellen haben.

Die forstliche Flora Altenglands war hinsichtlich ihrer Zusammensetzung von der des heutigen England nicht wesentlich

verschieden. Der vornehmste Charakterbaum der englischen Landschaft war früher, wie heute, die Eiche. Die Buche, die zu Cäsars Zeit noch nicht bis nach Britannien vorgedrungen war, hatte sich bei der Ankunft der Angelsachsen zwar schon vollkommen eingebürgert, doch hat sie in England nie die Verbreitung und Bedeutung als Waldbaum erlangt, wie in Deutschland und Dänemark. Von Ahornarten ist nur *Acer campestre* L., der Feldahorn, in England alteinheimisch. Der Buchsbaum ist wahrscheinlich zur Römerzeit, der Krautholunder *(Sambucus ebulus)* im Lauf der angelsächsischen Periode vom Festland neu eingeführt worden. Die übrigen Laubbäume und Büsche bedürfen keiner weiteren Erörterung.

Auffallend ist das fast vollständige Fehlen einheimischer Koniferenarten in England, was bislang nicht genügend beachtet zu sein scheint. Nur Kiefer, Eibe und Wacholder sind auf den Britischen Inseln heimisch und haben altgermanische volkstümliche Namen. Aber auch diese drei sind, wenigstens in England, frühzeitig zurückgedrängt worden. So erklärt sich die auffallend geringe Rolle, die die Nadelhölzer in der englischen Poesie spielen.

An der dem Vortrage folgenden Diskussion beteiligen sich die Herren Schaer, Bohm, Meyer, Siebs.

Vierte Sitzung

am 4. Oktober 1901.

Prof. Dr. Koeppel (Strafsburg) spricht über: **Lord Byrons Astarte.**

Der Redner führt ungefähr folgendes aus: Die Manfred-Forschung ist begreiflicherweise zumeist von der Gestalt des Titelhelden ausgegangen, der schöne Schatten der Astarte hingegen ist an den Augen der Forscher vorübergeglitten, rätselvoll, wie im Trauerspiel selbst. Dafs Byrons Andeutungen über Astartens Verhältnis zu Manfred den Gedanken an eine sündhafte Geschwisterliebe erwecken sollte, ist zweifellos. Byron war nicht der erste, der das Motiv der verbrecherischen Geschwisterliebe in das englische Drama brachte. Schon in Fords Drama „'Tis pity she's a Whore" füllt eine solche sündige Leidenschaft die Handlung und vernichtet schliefslich das unselige Paar. Es ist wahrscheinlich, dafs Ford Kenntnis erhalten hatte von einer Incestgeschichte, die sich in Frankreich thatsächlich abgespielt hatte, dafs seine Gestalten somit auf französische Vorbilder zurückzuführen sind. Und aus Frankreich

stammt auch das Paar, welches den Redner an Manfred und Astarte erinnert hat. In seine 1802 veröffentlichte Apologie des Christentums „Le Génie du Christianisme“ hat Chateaubriand zur Beleuchtung des Gemütszustandes, für welchen die Bezeichnung Weltschmerz die übliche geworden ist, eine Geschichte eingefügt, deren trauriger Held ganz dieser seelischen Verstimmung verfallen ist. Auf Grund einer genauen Vergleichung dieser „René“ betitelten Geschichte mit Byrons „Manfred“ kommt der Redner zu folgenden Ergebnissen:

Chateaubriands Amélie, die den Bruder René allzu heifs liebt und zur Sühne dieser verbrecherischen Leidenschaft für die Welt stirbt, ist das Vorbild der Astarte Byrons, die von ihrer Liebe zu Manfred vernichtet wird.

In René, der, gequält von dem Gedanken, das Unglück der Schwester verursacht zu haben, ein unglückliches, den Tod ersehnendes Leben führt, ist einer der Vorgänger Manfreds zu erkennen, der in dem Bewufstsein, das einzige von ihm geliebte Wesen vernichtet zu haben, schuldbeladen den Tod ersehnt.

Der französische Kleriker, der sich am Schlufs der Erzählung Chateaubriands tadelnd und mahnend an René wendet, ist der Vorgänger des Abtes von St. Moritz, der im letzten Akt der Byronschen Tragödie tadelnd und warnend vor Manfred tritt.

Dem Augenblick, in welchem René das furchtbare Geheimnis der Schwester erfährt, der sein Leben vollends vernichtet, entspricht die geheimnisvolle Stunde, die Manfred nicht vergessen kann, die Schicksalstunde, die über sein und Astartens Los entschied.

Das waldumrauschte französische Schlofs, in welchem Amélies unselige Leidenschaft für den Bruder erwachte, wurde von der mit den grofsen Bildern der Alpenwelt gefüllten Phantasie des englischen Dichters in das einsame, mittelalterliche Bergschlofs verwandelt, in dem sich das Schicksal Manfreds und Astartens vollzieht.

Im Hinblick auf diese wichtigen und tiefgreifenden Übereinstimmungen glaubt der Redner, dafs wir in der phrasen-, aber auch stimmungsreichen Erzählung Chateaubriands die Grundlage des genialen Baues der Byronschen Tragödie zu erkennen haben.

Nach diesem Vortrag schliefst der zweite Vorsitzende, Dr. Horst, die Sitzungen der englischen Sektion. Herr Dr. Ries (Colmar) spricht den Vorsitzenden den Dank der Sektionsmitglieder aus.

Indogermanisch-sprachwissenschaftliche Sektion.

Sitzungslokal: Auditorium Nr. XI.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901,
vormittags 12 Uhr.

Zu Vorsitzenden wurden die Professoren Dr. Hübschmann (Strafsburg) und Osthoff (Heidelberg), zu Schriftführern Prof. Dr. Horn (Strafsburg) und Privatdozent Dr. Sommer (Leipzig) erwählt. Da eine Anzahl Mitglieder der auf Donnerstag, den 3. d. M., vormittags 9 Uhr angesetzten Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft beiwohnen wollen, so beschliefst die Sektion, an diesem Tage keine Sitzung zu veranstalten. Die angemeldeten Vorträge werden daher auf den 2. und 4. Oktober verteilt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. Oktober 1901,
vormittags 9¼ Uhr.

Der Präsident Prof. Dr. Hübschmann erteilte zum ersten Vortrage Prof. Dr. Osthoff das Wort, der **Über den Hund im Indogermanischen** das Folgende ausführte:

Wie längst anerkannt ist, war die vorwiegende Verwendung des Hundes in der Urzeit unseres Sprachstammes die, dafs er dem Menschen als „Wächter der Herden“ diente. Die ältesten litterarischen Denkmäler der best und frühest überlieferten Sprachen bestätigen das für die historischen Zeiten so vollkommen, dafs aus ihrem Zeugnis ein Rückschlufs auf ursprachliche Zustände wohl statthaft erscheint. Der alte Name des Hundes bedeutete von Hause aus nichts anderes als „Viehhüter, der zum Vieh gehörige“, d. h. er war eine Ableitung aus dem das „Herdenvieh“, besonders das „Kleinvieh“ bezeichnenden alten Worte *×pékŭ-*, welches einzelsprachlich durch ai. *páśu* n. und *paśú-ṣ* m., awest. *pasu-š*

m., lat. *pecu* n. und *pecus pecoris* n., *pecus pecudis* f., umbr. *pequo* 'pecua', got. *faihu* n. u.s.w. vertreten ist. Indog. ˣ*pék̂u* ˣ*pək̂éu̯-* bedeutete ursprünglich „Wolltier, Schaf" (ˣ*pék̂os* n. „Wolle, Vliefs" = gr. *πέκος*); durch Antritt des individualisierenden Sekundärsuffixes *-en -on* entstand ein neues Stammgebilde ˣ *pk̂uu̯-én-* ˣ*pk̂uu̯-ón-* „Hund" mit den Abstufungen ˣ*pk̂u̯-én-*ˣ*pk̂u̯-ón-*, (ˣ*pk̂ū-n-* und) *pk̂u-n-* vor Sonanten, ˣ*pk̂uu̯-n̥-* und ˣ*pk̂u̯-n̥-* vor Konsonanten. Das *p* fiel in der Anlautsgruppe *pk̂* aus, wie *t* (aus *d*) in *tk̂* bei dem Zahlworte für „100" ˣ*tk̂m̥tóm* (lat. *centum* u.s.w.) zu ˣ*dék̂m̥[t]* „10" (lat. *decem* u.s.w.).

Indg. ˣ*(p)k̂uu̯-ó(n)* ˣ*pk̂u̯-ṓ(n)* (Nom. Sing. ai. ved. *śúvā*, gr. *κύων* air. *cú* — ai. *śvā́* awest. *spā* lit. *sz[v]ů̃*) zeigt den Hund also als *pecu-ārius* „zum Vieh gehörig" (Columella), wie lat. *resti-ōn-* „Seiler" neben *resti-āriu-s* „Seiler" oder mit geringer Bedeutungsverschiebung lat. *linte-ōn-* „Leinweber" neben *linte-āriu-s* „Leinwandhändler" stehen. Man könnte es geradezu als alte Kurzform solcher Composita, die den „Hund" bezeichnen, wie awest. *pasušhaᵘrvō* „Herdenwächter", ansehen. Das Verhältnis zu diesen wäre dann ein ähnliches, wie es aisl. *smal-e* m. 'a shepherd', (abbreviated from *smala-maðr*) zeigt, wo *smal-e* dann geradezu auch ganz mit dem Stammworte *smal-e* m. „small cattle, esp. sheep" zusammentreffend dieses letztere im neueren isländischen Sprachgebrauche verdrängt (vergl. Cleasby-Vigfusson, Icel. Engl. Dict. 570a). In Wirklichkeit wird natürlich wohl die Sache so gelegen haben, dafs auf Grund eben der ererbten alten Wortpaarungen nach Art des indog. ˣ*(p)k̂uu̯-ṓ(n)* neben ˣ*pek̂u-seru̯o-s* sich überhaupt der Typus solcher „Kurznamen" wie aisl. *smal-e* „Schäfer" zu *smala-maðr*, ahd. *Wolf-o* zu *Wolf-hugi Wolf-rāt*, gr. *Λύκ-ων* zu *Λυκό-φρων Λυκο-μήδης* ausgebildet hatte.

Die Stammform indog. ˣ*pk̂eu̯-* ˣ*pk̂u-* „Kleinvieh" findet sich im Iranischen häufig in der Gestalt *fšav- fšu-*, jünger *šu-*. Auch das schwierige *š* in armen. *šun* „Hund" liefse sich auf urarm. ˣ*šš* ˣ*pš*, indog. ˣ*pk̂* zurückführen; russ.-poln. *suka* „Hündin" war indog. ˣ*pk̂éu̯-kā* wörtlich „Viehhündin", altbulg. *pìsŭ* „Hund" die Kurzform eines Compositums, das etwa ˣ*pĭso-stražĭ* (vgl. *domo-stražĭ* „domi custos") gelautet haben mag. Ausführlicheres siehe in dem binnen kurzem erscheinenden Buche des Vortragenden „Etymologische Parerga" I, 199ff.

Auf eine Interpellation des Prof. Dr. Meltzer (Maulbronn) äufserte sich Prof. Osthoff dann noch über lat. *canis*, das sein befremdliches a von *catulus* erhalten habe.

Nach einer kurzen Begrüfsung des aus Upsala eingetroffenen Sprachforschers Prof. Dr. Johansson durch den Vorsitzenden erhielt nunmehr Prof. Dr. Thumb (Marburg) das Wort zu seinem Vortrage: **Über griechische Elemente in den alten Barbarensprachen und im Albanesischen.**[1])

Das Lehn- und Fremdwort ist in gewissem Sinn ein objektives Mafs für die gegenseitige Kulturbeeinflussung zweier Völker. Wie nun die griechische Sprache auf die benachbarten Barbarensprachen eingewirkt hat, läfst sich bei diesen nur in kleinen Trümmern überlieferten Sprachen schwer feststellen. Doch genügt unser Material gerade, um in einigen Fällen die Frage nach griechischen Elementen zu bejahen. Zwar geben die lykischen Inschriften keine sichere Ausbeute; aber sowohl die alt- wie die jungphrygischen Inschriften enthalten griechische Wörter (z. B. *bonok*, vergl. boeot. *βανᾶ* = *γυνή*, *σωρός*, *θαλάμη*). Auch in den phrygischen Glossen scheint solches Lehngut zu stecken (*κίκλην* 'Gestirn des grofsen Bären', zu *κύκλος*), wenn auch Solmsens Vermutung über *γλουρός* aus griech. *χλωρός* unwahrscheinlich ist; eher läfst sich vermuten, dafs das Wort für 'Hunde', welches (nach Plato im Kratylos) wohl *kunes* lautete, aus dem Griechischen entlehnt sei. Sicher finden sich griech. Elemente im thrakischen (*ἄγουρος*) und makedonischen Glossenmaterial; freilich läfst sich entgegenhalten, dafs solche Wörter vielleicht eher dem von Thrakern und Makedoniern gesprochenen Griechisch als der autochthonen Sprache angehört haben; bei den eigenartigen makedonischen Wortformen, welche wie alte griechische Lehnwörter aussehen (z. B. *κεβαλή*, *σαοτορία*), erschwert die Frage nach der ethnographischen Stellung der Makedonier die Beurteilung solcher Wörter.

Für das Illyrische bezeugen zunächst die messapischen Inschriften griechischen Einfluſs (vgl. *argorian* = *ἀργύριον*); die Inschriften der Veneter ergaben ein negatives Resultat; unter den Götternamen illyrisch-lateinischer Inschriften ist vielleicht eine griechische Benennung, die des *Boria*, d. h. *Βορέας* zu vermuten, falls nicht umgekehrt das griechische Wort aus dem Norden stammt. Mehr läfst sich aber für das Illyrische auf anderem Weg erreichen; da das Albanesische Nachkomme einer illyrischen Mundart ist, so läfst sich die Frage aufwerfen, ob unter den überaus zahlreichen (mittel- und neu-) griechischen Elementen des Albanesischen Worte versteckt sind, die altgriechischer Zeit entstammen, mithin ins Illyrische eingedrungen sind. Die Frage ist zu bejahen. In einer

1) Eigenes Referat des Vortragenden.

Reihe von Wörtern zeigt sich die gleiche lautliche Form der Uebertragung wie bei den lateinischen Entlehnungen (z. B. *k'erší* = *κεφασία*, *pjeper* = *πέπων*); bei andern weist die lautliche Gestalt des griechischen Substrats auf die ältere Aussprache (z. B. *l'áken* = *λάχανον*); andere scheinen überhaupt jenseit der lateinischen Periode zu liegen, so vor allem *mókere* 'Mühlstein' = *μηχανή* (mit dem vorrömischen, aber nicht römisch-illyrischen Übergang von idg. *ē* in *ō*, der somit einen chronologischen Anhaltspunkt erhält).

Die lautgeschichtlichen Untersuchungen, die später ausführlich wiedergegeben werden sollen, haben den Vortragenden zu einem Ergebnis geführt, das auch kulturgeschichtlich gut verständlich ist: die gröfste Gruppe von Wörtern sind Namen von Nutzpflanzen, dazu kommen einige Wörter aus dem Tierreiche und der Wirtschaft, sowie einige religiöse bez. mythologische Begriffe, von denen *mauθí'*, der Name einer Fee in Elbasan, = *Ἀμάλθεια* am bemerkenswertesten ist.

In der sich anknüpfenden Debatte ergriffen Prof. Dr. Suchier (Halle) und Prof. Dr. E. Kuhn (München) das Wort.

Den nächsten Vortrag hielt Prof. Dr. Hoops (Heidelberg): **Prähistorischer Getreidebau in Nordeuropa.** Unter Benutzung des linguistischen Materials und der prähistorischen Funde gab er einen Überblick über das Auftreten der verschiedenen Getreidearten, von denen Gerste, Weizen und Hirse sich als die ältesten erwiesen.

Der Vorsitzende sprach den Dank der Linguisten aus, die hier einen Einblick in ein Gebiet erhielten, das den Studien der meisten leider fern liege.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 4. Oktober 1901.

Vorsitzender: Prof. Dr. Osthoff.

Den ersten Vortrag hielt Privatdozent Dr. Sommer: **Zur italischen Flexion des Ind. praes. von *esse*.**[1])

Für die vom idg. Paradigma abweichenden Formen *sum-sumus-sunt* mufs von vornherein eine solche Erklärung den meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben, die sie als einzelsprachliche Neuschöpfungen zu deuten versteht und zugleich mit den oskischen Formen (1. sg. *som*, 3. pl. *sent*) fertig wird; das ist auf folgende Weise möglich: Zu der 3. pl. idg. ˣ*senti* wird analogisch im Uritalischen eine 1. pl. ˣ*semos* geschaffen, woraus lautgesetzlich ˣ*somos* (wie *homo* aus ˣ*hemo* u. s. w.). Aus ˣ*somos* lat. unbetont

1) Eigenes Referat des Vortragenden.

sumus. — In der 1. sg. wird uritalisch aus idg. ˣ*esmi* mit Apokope des Schlufs-*i* etwa ein ˣ*esṃ*, ˣ*esem* entstanden gewesen sein, dessen Ausgang -*m* natürlich der Sekundärendung -*m* gleich empfunden wurde. Infolgedessen konnte nach Proportionen wie Imperf. *eram-eramus* (urital. ˣ*esām*-ˣ*esāmos*) u. s. w. die 1. sg. praes. nach ˣ*somos* zu ˣ*som* umgestaltet werden. — Im Uritalischen lauteten also die drei Personen nunmehr: 1. sg. ˣ*som*, 1. pl. ˣ*somos*, 3. pl. ˣ*senti*, und damit stimmt die Vokaldifferenz im Oskischen: *som*, aber *sent*. Im Lateinischen, wo überhaupt das unthematische -*ent(i)* untergegangen ist, wurde der *o*-Vokalismus sekundär auch auf die 3. pl. übertragen, also *sont* = *sunt*.

Es schlofs sich eine kurze Debatte an, an der sich Prof. Dr. Osthoff und Prof. Dr. Meltzer beteiligten.

Hierauf sprach Prof. Dr. Horn über **Ablaut und Vriddhi.**

Die Analogie von Fällen wie aw. *sārah-* : *sarah-* : ai. *śíras-* (statt *širás-* idg. ˣ*kr̥és-*) „Kopf", ai. *sthāvirá-* : *sthávira-* : *sthūrá-* „stark", ai. (RV.) *čyāutná-* : aw. *šyaoθna-*, ai. (RV.) *mārḍīká-* : *mr̥ḍīká-* aw. *mərᵊždika-*, gr. ἦθος : ἔθος, gr. γῆρας : ai. *jarás-* u. a., ferner ai. (RV.) *sāhá-* : *sahá-* „gewaltig", *vāhá-* : *vahá-* „ziehend", (RV.) *svānā́-* : *svaná-* „Schall", *tārá-* „überwindend" : *tarā́-* „übersetzend" und andere Nomina agentis; sowie ai. (RV.) *nā́huša-* : *náhuša-* (von *náhuš-*), ai. (RV.) *vāpuṣá-* : *vápuṣa-* (von *vápuṣ-*), ai. (Br.) *mānasá-* : (RV.) *Manasá-* (von *mánas-*), wo Ablaut vorliegt, legt den Schlufs nahe, dafs Fälle, wo keine Doppelformen überliefert sind, wie ai. (RV.) *āyasá-* „ehern" (zu *áyas-*), *śāradá-* „herbstlich" (zu *śárad-*), oder (RV.) *vāśá-* „gehorsam" neben *váśa-* „Wille" aw. *usah-*, (RV.) *pārśvá-* „Rippengegend" neben *párśu-* aw. *pərᵊsu-* „Rippe, Seite", ai. *ārjavá-* „Geradheit" g. aw. *ārᵊzva-* „Gutthat" neben *r̥jú-* bezw. *ərᵊzu-* gleichartig zu beurteilen seien. *Ārjavá-* *ārᵊzva-* zeigen Dehnstufe in erster Silbe der zweisilbigen Basis, neben solcher in der zweiten in aw. *rāz-ar-* (Hirt), wie auch ai. *āvíš* g. aw. *āviš* „offenbar" (Bildung wie gr. χωρίς u. a. nach Bartholomae, Grundr. d. iran. Philol. I, 1, 143 § 254, 2 gegen Johansson KZ. XXIII, 508 Anm. 1) zu ksl. *javě* gr. αἰσθάνομαι etc. und andere. Die charakteristische Bedeutungsänderung der ai. Vr̥ddhi ist aber gewifs ursprünglich auch in formell genau analogen litauischen Bildungen anzunehmen, wie *sziaurỹs* „Nord", d. i. idg. ˣ*kēur̥o-* eigentlich „auf den Norden (lat. *Caurus* idg. *kəuro-* gegen ahd. *skūr*) bezüglich" oder in *kiáuras* „durchlöchert" gegen *kiúrti* gr. σῦριγξ, wennschon sie hier nicht mehr empfunden wird. So ist auch ai. (AV.) *váira-* „feindlich; Feindschaft" sichtlich eine sehr alte Bildung, da von der Beziehung zu *vīrá-* (idg.) „Mann" keine

Spur mehr durchschimmert (ähnlich RV. *śākti-* „Lehrer“ zu *śákti-* „Kraft“ u. a.).

Eine Durchsicht des altiranischen Materials hat noch einige Vṛddhibildungen mehr ergeben, als man bisher zusammengestellt hat (vergl. darüber einen demnächstigen Aufsatz in KZ. XXXVII). Aber auch im Griechischen findet sich Vṛddhi. Daſs hier zwar nicht etwa die Dehnungen in ἠνεμόεις ἠμαθόεις etc. (Brugmann, Grundr. II 107 Anm. 1, Schulze, Quaest. epic. 147 8) als altererbt in Betracht kommen werden, hat Wackernagel in seinem „Dehnungsgesetz“ (1889) gezeigt. Mit demselben Gelehrten wird man ferner Fälle wie ἠνεκέως (Empedokles) und ἠνεκής (Nikander), ἤκης „scharf“ (Hesych.), ἤλυσις (Euripides), ἠνορέη (der Nachbildung aus -ήνωρ stark verdächtig, trotz dor. ἀνόρεος, Schulze a. a. O. 147 Anm. 3) u. a. als sekundär erklären müssen. Aber Vṛddhi zeigen gr. τημελής (nur lexikographisch, doch sind τημελέω u. a. belegt) neben τᾰμίας; στωμύλος zu στόμα; ἤλεκτρον ἠλέκτωρ (zu ai. *ár˘ati*, also *˘ārktram ˘ārktar-*) — ἀλέκτωρ „Hahn“ mag ganz davon zu trennen sein; ἠρέμα zu aw. *a'r-ima-* etc. (Bartholomae IF. VII 60/1) — sind in diesen Fällen Anaptyxen anzunehmen, die das Kürzungsgesetz paralysierten? —; ἥλιος aus ˣσάϝελιος vergl. ai. *Savitár-*; ἠΐθεος „junger unverheirateter Mann“ aus ˣἠϝίθεϝος, vergl. idg. ˣ*eu̯idheu̯ā-* „Witwe“ (etwa auch ἠλακάτη neben lit. *lañktis* etc. nach Bezzenberger; Basis ˣ*elenq?*); ἤπειρος äol. ἄπερρος zu ai. *ápara-* (Prellwitz); ἠγάθεος neben ἀγαθός got. *gōds* etc. (nach Johansson BB. XIII 115/7 „Gleichgewichts-“ oder „Schwebeablaut“). Ferner λάϊον (dor. τὸ λαῖον) genau = ai. *lāvyam* „was geschnitten werden muſs“; δήϊος = ai. *dāvya-* (zu *dunóti*); ἤϊον „Speise, Reisekost“ nach Baunack KZ. XXVII 562 aus ˣϝήσιον zu √*ves-* „essen“, nach L. Meyer, Handbuch d. griech. Etym. I 603 aus ˣἤϝεσιον; ᾠᾶ „als Badegürtel dienendes Schaffell“ (L. Meyer; sonst gewöhnlich „Schafpelz“ — L. Meyers strenge Kontrolle der bisher gäng und gäben Bedeutungen ist höchst dankenswert) zu ὄϊς „Schaf“, ai. *āvía-* „zum Schafgeschlecht gehörig“; ἦνις etwa „jährig“ zu ἕνος „alt“ ἔνος „Jahr“. Gr. ᾠόν argiv. ὤϝεον „Ei“ (nach Benfey „vom Vogel kommend“, vergl. οἰωνός) lat. *ōvum* np. *xāya* ist, wenn man die Deutung annimmt, indogermanisch. Der Vṛddhi sind noch manche Worte verdächtig, wie σπήλαιον (σπήλυγξ lat. *spēlunca*): σπέος, μηκεδανός : μακεδνός, ἠπεδανός : ἀκιδνός (Fick BB. XVIII 138) etc. etc.; ἠΰς ist dagegen Ablaut zu ἐΰς (idg. Nom. Sing. ˣ*ḗvəs-us* gr. ἠΰς; Acc. ˣ*évəs-um* in gr. ἐΰς got. *ius-iza* Hirt Nr. 670; Gen. Sing. ˣ*ves-eús* in ai. *vás-u* etc.; eine völlige Schwundstufe vielleicht in ai. *s-ú* aw. *h-u-* ap. (*h*)-*u-* gr. ὑ-γιής [Brugmann],

etwa ursprünglich Neutr. Sing.). Zu Kretschmers (KZ. XXXI 454ff.) lateinischen Vṛddhibildungen vergl. Solmsen, Studien zur latein. Lautgeschichte 82ff. (aw. *nāuma-* steht sicher nur graphisch neben *naoma-*, s. Bartholomae, Grundr. iran. Philol. I, 1, 157 Nr. 33). Auf Kretschmers Aufsatz war Vortragender übrigens erst wieder gestofsen, als er sich schon selbst seine griechischen Vṛddhifälle gesammelt hatte. Jedenfalls ist Vṛddhi auch in anderen indogermanischen Sprachen zu finden, nur wird das Kürzungsgesetz, das in einem gewissen Umfange doch allgemein anerkannt ist, viel Material heute unkenntlich gemacht haben.

An der sich anschliefsenden Debatte beteiligten sich die Herren Prof. Dr. Osthoff, Nöldeke und Bartholomae.

Bartholomae (Giefsen) berichtete über sein **'Altiranisches Wörterbuch'**, dessen Drucklegung nun unmittelbar bevorsteht, über seinen Umfang, die Anordnung des Stoffs und über die Grundsätze, die für die Ausarbeitung mafsgebend waren. Der Schwerpunkt sei auf die philologische Seite gelegt, die heimischen Übersetzungen hätten eingehende Berücksichtigung gefunden und seien überall notiert. Zum Beweis, dafs auch für Etymologie und Grammatik sich noch mancherlei ergebe, geht Redner zum Schlufs ein 1. auf jAw. *azdya-* N. *56, 77,* das — auch nach der Tradition — 'fett, gemästet' bedeute und zu ai. *médyati* 'er wird fett', nhd. *mast* gehöre, somit im Anlaut ein idg. *m̥-* als Nullstufe von *ma²-* enthalte; — 2. auf eigentümliche jAw. Bildungen auf *-təm*, die sich nach der Art ihrer Verwendung als Absolutiva bezeichnen liefsen, so: *asrutəm* N. *103: öyūmčiṯ ava vāčim gāθanąm asrutəm paiti.barō aratufriš* „aber durch Auslassen (Nichtzugehörbringen) auch nur eines einzigen Wortes der *Gāθā's* verstöfst der Darbringer gegen den Willen der *Ratav's*" und *aiwi.druxtəm* V. *4.* 54: *rašnaošča paiti.savhəm miθraheča aiwi.druxtəm* „indem man sich zu *Rašnav* in Widerspruch setzt und den *Miθra* belügt". Das an der letzteren Stelle vorkommende *paiti.savhəm* entspreche formal vollkommen dem ai. Absolutiv *[prati]śaṃsam,* ihm aber stehe *aiwi.druxtəm* wieder syntaktisch gleich. Solcher Bildungen gebe es etwa ein Dutzend.

Prof. Dr. Hübschmann beglückwünschte den Vortragenden zur Fertigstellung des Manuskripts seines umfangreichen Werkes, das nach Justis Handbuch der Zend-Sprache einen zweiten Markstein in der Geschichte des Awesta-Studiums darstellen werde.

Als letzter Redner sprach Prof. Dr. Leumann (Strafsburg) **Zur Geschichte der vierten Präsensklasse des Sanskrit.**

Die meist intransitiv gebrauchten Praesentia auf -yati bilden, wie der Vortragende zeigt, in ältester Zeit vorwiegend Perfekt-

Participia auf -itá (kupyati kupitá, iṣyati iṣitá u. s. w.), denen im Lateinischen Adjectiva auf -idus (cupio cupidus u. s. w.) entsprechen. Sie scheinen also Denominativa von i-Stämmen (kupi-, iṣi- u. s. w.) zu sein. Bei der sich anschliefsenden Diskussion wird von den Professoren Hübschmann und Osthoff darauf hingewiesen, dafs vor kurzem Meillet von anderen Erwägungen ausgehend dieselbe Schlufsfolgerung gezogen hat. Auch wird betont, dafs überhaupt unter der Gesamtmasse der Präsentien viel mehr Denominativ-Bildungen angenommen werden müssen, als es nach der bisherigen Grammatik scheinen könnte.

Damit war die Tagesordnung erledigt. Die Sitzung wurde von dem Vorsitzenden mit einigen Dankesworten an Redner wie Hörer geschlossen.

Mathematische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901,
mittags 12½ Uhr.

Anwesend 34 Herren; erster Obmann Professor Max Simon (Straſsburg), zweiter Obmann Professor Ballauff (Straſsburg). Es wird der erste Obmann dauernd zum Vorsitzenden bestimmt und die Tagesordnung nach dessen Vorschlägen festgesetzt; es wird die Einladung zu der Festkneipe des mathematisch-naturwissenschaftlichen Vereins der Studierenden wiederholt und auf den Mittagstisch im Luxhof hingewiesen. Das Schriftführeramt übernimmt Herr Dr. Öhler (Straſsburg). Sitzungszimmer Mathematischer Hörsaal.

Zweite Sitzung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901,
nachmittags 4 Uhr.

Herr Simon liest den Vortrag des Herrn Neuberg (Lüttich) **über neuere Dreiecksgeometrie** vor.

Nach einleitenden Bemerkungen über die Dreiecksgeometrie als Vermittlerin zwischen der elementaren und höheren Geometrie, in welcher alle Methoden der letzteren, Projektivität, Verwandtschaft höherer Ordnung, Dualitätsprinzip u.s.w. hervortreten, ging der Vortrag auf die Grundaufgabe ein. Er zeigte den Ursprung der Möbiusschen Barycentrischen, bezw. der homogenen Dreieckskoordinaten aus der einfachen Aufgabe, von einem Punkt M aus ein Dreieck nach vorgeschriebenen Verhältnissen zu teilen. Indem der betreffende Punkt auch aufsen zugelassen wird, entspringt ein System von 4 konjugierten Punkten, und es werden sofort die harmonischen Eigenschaften des vollständigen Vierecks und Vierseits, sowie Menelaos und Ceva aufgedeckt. Die Harmonikale des Punktes M erweist sich dual als Lösung der Aufgabe, eine Gerade zu konstruieren, deren Abstände von den drei Ecken vorgegebene Verhältnisse

haben; die einfachste quadratische Verwandtschaft, die Steinersche, wird sichtbar. Indem dann die Aufgabe auf die verwandte, einen Punkt zu bestimmen, dessen Abstände vorgeschriebene Verhältnisse haben, ausgedehnt wird, treten die Apollonischen Kreise auf, die Lehre vom Kreisbüschel und der Radikalen gliedert sich auf einfachste Weise an, der Gaufssche Satz, der Kiehlsche Satz werden gewonnen. Es wurden dann als spezieller Fall die eigentlichen Apollonischen Kreise des Dreiecks hervorgehoben und die Eigenschaften der Schnittpunkte und ihrer isogonalen Zwillingspunkte rasch skizziert.

Nach dem Vortrage fügt Redner eine Anzahl historischer Betrachtungen hinzu.

Herr Reye (Strafsburg) sprach hierauf über bemerkenswerte Gebilde von Punkten, Geraden und Ebenen, die sich durch die Regelmäfsigkeit der Anordnung ihrer Elemente auszeichnen. Er nennt sie „**Konfigurationen**".

Eine Konfiguration n_i in der Ebene besteht aus n Punkten und n Geraden in solcher Lage, dafs jede der n Geraden i von den n Punkten enthält und durch jeden der n Punkte i von den n Geraden gehen. Die Seiten und Eckpunkte eines n-Ecks bilden demnach eine Konfiguration n_2; wenn aber das n-Eck sich selbst eingeschrieben ist, so bilden seine n Seiten und n Ecken eine Konfiguration n_3. Reelle Konfigurationen 8_3 giebt es nicht, dagegen existieren nach S. Cantor[1]) drei wesentlich verschiedene 9_3 und zehn 10_3.

Die bekannteste 10_3 ist der ebene Schnitt eines vollständigen räumlichen Fünfecks; sie wird umgebildet von den 10 Potenzlinien und 10 Potenzpunkten, welche fünf Kreise der Ebene zu zweien und zu dreien bestimmen, und enthält zehn Paare perspektivischer Dreiecke. Nach einem Satze von Pappus schneiden sich die Gegenseiten eines Sechsecks, dessen Eckpunkte abwechselnd auf 2 Geraden der Ebene liegen, in drei Punkten einer dritten Geraden; die zugehörige Figur aber repräsentiert eine Konfiguration 9_3. Eine ganz andere 9_3 erhält man, wenn man einem Dreieck ein zweites einschreibt und ein drittes so umschreibt, dafs es dem zweiten eingeschrieben ist.

Über ebene Konfiguration n_4 ist fast nichts bekannt, aufser dafs eine 21_4 existiert.[2])

Eine räumliche Konfiguration n_i besteht aus n Punkten und n Ebenen in solcher Lage, dafs jede der n Ebenen durch i der

1) Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Jahrgang 1881.
2) Vgl. H. Weber, Algebra II S. 451—452.

n Punkte geht und jeder der n Punkte in i der n Ebenen liegt; sie wird genauer mit (n_i, g_k) bezeichnet, wenn zu ihr noch g Gerade gehören, in denen je k der n Punkte liegen und sich je k der n Ebenen schneiden. Das Problem von Möbius, zwei Tetraëder zu konstruieren, von denen jedes dem anderen eingeschrieben ist, führt zu verschiedenartigen Konfigurationen 8_4. Vier beliebige Kugeln bestimmen eine Konfiguration $(12_6, 16_3)$, deren Punkte und Geraden die 12 Ähnlichkeitspunkte und 16 Ähnlichkeitsachsen der 4 Kugeln sind, und deren 12 Ebenen aus den 4 Centralebenen und den 8 von Poncelet entdeckten Ähnlichkeitsebenen der Kugeln bestehen.[1])

Berühmt ist die Konfiguration $(16_6, 120_2)$ der 16 Knotenpunkte und 16 singulären Berührungsebenen einer Kummerschen Fläche 4. Ordnung und 4. Klasse; ihre 16 Punkte liegen zu sechsen auf 16 Kegelschnitten, längs denen die Fläche von ihren 16 singulären Ebenen berührt wird. Die Kummersche Fläche ist bekanntlich die Brennfläche der allgemeinen Strahlenkongruenz zweiten Grades und die Singularitätenfläche des quadratischen Strahlenkomplexes; sie ist von grofsem Interesse für die Thetafunktionen von zwei Variabeln und für das System der durch 6 Punkte gehenden Flächen zweiter Ordnung.

Die 15 Potenzebenen, 20 Potenzachsen und 18 Potenzpunkte, welche 6 beliebige Kugeln zu zweien, dreien und vieren bestimmen, bilden eine Konfiguration $(15_6, 20_3)$; diese ist zu sich selbst polar bezüglich einer Fläche 2. Ordnung und bestimmt unter andern eine allgemeine kubische Fläche und eine spezielle Fläche 4. Ordnung, erstere durch 15 Gerade, letztere durch 10 Kegelschnitte und 15 Doppelpunkte der Fläche.[2])

Auch die regulären Körper führen zu räumlichen Konfigurationen. So bilden die 12 Eckpunkte und 30 Kanten eines regulären Ikosaëders mit den 12 Diagonalebenen, in denen je 5 Kanten liegen, eine Konfiguration $(12_5, 30_2)$; diese läfst sich ebenso einfach aus dem regulären Dodekaëder ableiten und wird durch eines der regulären Polyeder Keplers dargestellt.

Einige der besprochenen Konfigurationen wurden an Modellen des mathematischen Seminars demonstriert, darunter die Kummersche Fläche.

---

1) Von dieser Konfiguration und der zugehörigen Gruppe von 2304 Kollineationen und Korrelationen handelt die Strafsburger Inaug.-Diss. von Feder, 1896 (Math. Annalen Bd. 47).

2) Vgl. die Strafsburger Inaug.-Dissert. von R. Funck, 1901, abgedruckt im Archiv der Mathematik und Physik III. Reihe Band II.

Dann giebt Herr Gerland **Erläuterungen über die Einrichtungen der Kaiserlichen Hauptstation für Erdbebenforschung.**

Die „Seismizität" der Erde ist eine allgemeine Eigenschaft unseres Planeten, die in den verschiedenen Ländern sehr verschieden auftritt, deren Verbreitung wir aber noch keineswegs kennen. Nur das läfst sich mit Bestimmtheit behaupten, dafs sie mit den Faltengebirgen, den älteren (carbonischen) sowohl wie den jüngeren (tertiären) in direktem Zusammenhange steht; dafs sie ferner, wenigstens in ihren mittelbaren Äufserungen, überall zu beobachten ist.

Was ist nun eigentlich die Seismizität der Erde? Jedenfalls, und so wird sie von allen aufgefafst, eine Reaktion der Gesamterde gegen kosmische Einflüsse und zwar gegen den Wärmeverlust, welchen die Erde durch die Strahlung in den Weltenraum zu erleiden hat. Dieser Wärmeverlust, diese Abkühlung verursacht die Zusammenziehung der Erde und infolge derselben die Zertrümmerung der Erdrinde, die Emportreibung der Gebirge. Die Gebirgsbildung ist auch heute keineswegs abgeschlossen, Ausgleichungen der verschiedensten Art gehen immer noch vor sich, und diese Ausgleichungen, in der Erdrinde selbst sich vollziehend, diese tektonischen Ausgleichungen bewirken die stets eng lokal auftretenden, aber sich elastisch rasch ausbreitenden Bewegungen der Erdrinde, die uns als schwingende Bewegung der Erdrinde erscheinen, die Erdbeben. — Diese Ansicht ist namentlich von Ed. Süfs klassisch entwickelt.

Allein wenn wir uns die enormen Wirkungen der Erdbeben von Lissabon, Carracas, Kalabrien z. B. vergegenwärtigen, wenn wir ferner die grofse Dichtigkeit der Erdrinde und den Gegendruck erwägen, den sie vom noch dichteren, aus komprimierten Gasen bestehenden Erdinnern zu erleiden hat, so erscheint diese Erklärung bedenklich. Und dies um so mehr, als ja auch die Reste der ältesten Faltengebirge, z. B. in Schottland, England, Spanien, Belgien, Nordamerika (Alleghanys) noch immer von Erdbeben heimgesucht werden. Es müfsten also auch hier, nach der unendlichen Zeitdauer seit dem Entstehen dieser Gebirge, die ausgleichenden, die tektonischen Vorgänge noch nicht zur Ruhe gekommen sein. Bedenken wir ferner die Beschaffenheit unseres Planeten als einer sehr grofsen Gaskugel, deren überhitzte zusammengepreſste Innengase durch eine verhältnismäfsig sehr dünne Erkaltungsrinde, welche stark brüchig und sehr elastisch ist, von den äufseren stark abgekühlten, ja unterkälteten Gasen abgetrennt ist, so liegt eine andere Erklärung der Seismizität der Erde näher.

Das gasige Erdinnere, welches schon bei einer Tiefe von etwa 50 km beginnt, steht infolge der Beschaffenheit der Erdrinde keineswegs unter überall oder selbst stets am gleichen Ort gleichen Druck- und Wärmeverhältnissen; zeigt doch gerade unter den Faltengebirgen, auch unter den ältesten, die Schwere ein Defizit gegen die übrigen Teile der Erde; steigt doch hier die Erdwärme höher empor, ist doch infolge der Bruchlinien ein wenn auch nur engzonales Tiefereindringen der Abkühlung nicht nur möglich, sondern notwendig. Hierdurch aber müssen Schwankungen, Bewegungen, Ausgleichungen in der inneren Gaskugel und namentlich an ihrer Oberfläche eintreten, und damit erscheint mir der erste Anlafs zur Entstehung der Erdbeben gegeben.

Wo Druck- und Schwere-Verminderungen stattfinden, wie unter den Faltengebirgen und den beiden grofsen Bruchzonen der Erde, der ostwestlichen (Antillenmeer, Azoren, Mittelmeer, Südküste von Asien, malayischer Archipel) und der nordsüdlichen (West- Nord- und Ostküste des Pacific), welche beide den Hauptfaltengebirgen der Erde parallel laufen, da sind, ebenso wie bei andern vereinzelten Bruchzonen, Erdbeben häufig. Wo dagegen Falten- und Bruchzonen fehlen, wie in den plateauförmigen Erdteilen der südlichen Halbkugel oder bei den alles zusammenpressenden Senkungen der nordhemisphärischen Kontinente, da fehlen die Erdbeben oder sie sind ganz selten. Die Verbreitung der Seebeben spricht nicht hiergegen, für das Gesagte aber spricht, dafs die Erdbeben, die tachyseismischen Bewegungen unter der Erdrinde, sich an den Küsten mit pazifischem Typus häufig, höchst selten dagegen an denen mit atlantischem Typus finden.

Wohl aber tritt eine andere Art der Erdrindenbewegung, die wir die bradyseismische nennen und die sich in sehr allmählichen Hebungen oder Senkungen der einzelnen den Strand bildenden Festlandschollen zeigt, ganz vorherrschend im atlantischen Typus auf. Diese Niveauschwankungen sind die Folge von Wechselwirkungen der zertrümmerten elastischen Erdrinde und des infolge seiner gasigen Beschaffenheit gleichfalls beweglichen Erdinnern.

Andere bradyseismische Bewegungen werden durch Anziehung des Mondes (die Körperfluten der Erde), wohl auch der Sonne und ferner durch die Sonnenwärme, die tägliche sowohl wie die jährliche, hervorgerufen.

Aufser diesen Verschiedenheiten der Bewegungen der Erdrinde sind dann noch die makro- und die mikroseismischen Be-

wegungen voneinander zu unterscheiden: erstere die direkt fühlbaren Stöfse und Erschütterungen, wie sie von Erdbeben in den Epicentralgegenden hervorgebracht werden, letztere — nur durch Instrumente, also nur in Vergröfserung zu beobachten — entweder die elastischen Nachwirkungen von Erschütterungen, die in oft recht grofser Ferne eingetreten sind, oder bestimmte Vor- und Nachbewegungen auch der Nahbeben, oder endlich äufserlich hervorgerufen durch Wind, Brandung, Gezeiten, Verkehr u. s. w.

Für die Erdkunde, die sich einschliefslich der Länderkunde meines Erachtens als strenge einheitliche Wissenschaft nur auf der Geophysik aufbauen kann, ist das Studium der Erdbeben besonders wichtig, weil dasselbe so recht in das Centrum der Physik und Dynamik des Erdinnern, also des die ganze Natur und Entwicklung der Gesamterde bestimmenden Massenteils des Planeten einführt. Während in früheren Zeiten das Studium der Erdbeben hauptsächlich betrieben wurde in den erdbebenreichsten Ländern der Erde, in Italien, Griechenland, später in Japan (von welchen Ländern wir auch die besten Erdbebenkataloge haben, von Baratta, Jul. Schmidt, John Milne), und es dabei hauptsächlich auf die makroseismischen Gesichtspunkte ankam, geht man jetzt darauf aus, die Gesamtheit der Erscheinungen, die Seismizität der Erde, wissenschaftlich zu ergründen. Hierzu ist gemeinsame Arbeit aller Völker nötig, die nach gemeinschaftlicher Methode ihre Ziele anstrebt. Von diesem Gesichtspunkt aus wurden Vorschläge zu solcher Arbeit den internationalen Geographenkongressen zu London 1895 und zu Berlin 1899 gemacht, welche zur Gründung der hiesigen Kaiserl. Hauptstation für Erdbebenforschung führten. Dem Institut liegt eine internationale, eine nationale (sie wurde zur Centralstätte der Erdbebenbeobachtungen im Reiche gewählt) und eine lokale (für Elsafs-Lothringen) Arbeit ob. Vom Reich und dem Reichsland gemeinsam gegründet, hat sie ein besonders sorgfältig gebautes Observatorium und darin eine grofse Anzahl von Beobachtungsinstrumenten in fortwährender Thätigkeit, um von den nebensächlichen Instrumenten nicht zu reden. Diese Instrumente sind: A) photographisch registrierende Leichtpendel, und zwar 1. Horizontalpendel mit 3 Komponenten (System v. Rebeur-Ehlert), zwei Instrumente mit verschiedener Vergröfserung der Aufzeichnung; 2. das weitverbreitete Pendel von John Milne; 3. das Trifilargravimeter von Aug. Schmidt für Vertikalbewegungen. B) Schwerpendel: 1. das Vicentinische für Horizontal- und Vertikalschwingungen; 2. mehrere konische nach dem System Grablovitz, jedes mit doppelter Komponente, welche alle graphisch aufzeichnen.

Redner zeigte Abbildungen der Instrumente und Photogramme, die von denselben aufgezeichnet waren. Hierauf wurde das hinter der Universität gelegene Observatorium besichtigt.

Der Vorsitzende gab dem Dank der Sektion für die grofse Freundlichkeit Herrn Gerlands Ausdruck. Schlufs gegen 7 Uhr.

Dritte Sitzung.

Mittwoch, den 2. Oktober 1901,

vormittags 9½ Uhr.

Vor Eintritt in die Tagesordnung erbittet Herr Schwering (Köln) das Wort und teilt einige interessante Aufgaben elementarer Natur mit, zu denen die Ausgleichsrechnung (Methode der kleinsten Quadrate) führt.

1. Aufgabe: Teilung des gleichseitigen Dreiecks betreffend.
2. Auf den Schenkeln eines rechten Winkels sind die Stücke a, b als Katheten, c als Hypotenuse des zugehörigen rechtwinkligen Dreiecks gemessen, aber es ergiebt sich $a^2 + b^2 \neq c^2$. Welche Verbesserungen sind einzuführen, so dafs ihre Quadratsumme Minimum ist?
3. In einem Dreieck ABC ist AB durch D genau gehälftet, die Seiten und die Mittellinien sind fehlerhaft gemessen. Wie ist unter ähnlicher Forderung, wie unter 4, auszugleichen?
4. Von einem Tetraëder kennt man die Kanten durch fehlerhafte Messung, das Volumen Δ genau, etwa durch Wägung und spezifisches Gewicht. Wie ist auszugleichen?
5. Spezieller Fall von $4 : \Delta = 0$.

Die Vernachlässigung kleiner Gröfsen (2. Ordnung) ist untersagt.

Hierauf giebt Herr Wellstein eine Verallgemeinerung der Dreieckskoordinaten im Anschlufs an den Vortrag von Neuberg.

Dann hält Herr Paul Natorp (Marburg) seinen Vortrag über

die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Mathematik.

Redner betonte in der Einleitung die Notwendigkeit eines streng genetischen Verfahrens, d. h. des Zurückgehens auf die letzten erreichbaren Grundlagen in didaktischer wie in rein sachlicher Rücksicht. Er gab Bericht über seine in zwei Abhandlungen[1])[2]) bereits begonnenen Bemühungen, zur letzten gemeinsamen Grundlage

1) Nombre, temps et espace dans leurs rapports avec les fonctions primitives de la pensée in: Bibliothèque du congrès international de philosophie T. I p. 343—389. Paris, A. Colin.

2) Zu den logischen Grundlagen der neueren Mathematik. Archiv für systematische Philosophie Bd. VII S. 177—209 und 372—384.

der Arithmetik und Geometrie vorzudringen. Er ging aus von der Setzung der einfachen Relation (1 gegen 0), durch deren identische Wiederholung (so daſs allemal das Endglied zum Ausgangsglied wird) eine beliebig fortschreitende Reihe entsteht. An dieser erweisen sich, als zwei voneinander untrennbare, aber begrifflich verschiedene Momente, nämlich Arten der Vergleichung beliebiger Paare von Terminis, der Abstand (die Zahl der Schritte, durch die man von einem zum andern oder umgekehrt gelangt) und die Richtung (die beiden einander ausschlieſsenden Relationsarten 1 gegen 0, 0 gegen 1, welche vom Abstand unabhängig, durch die ganze Reihe unverändert wiederkehren). Die so konstruierte Grundreihe ist gerade, in dem absoluten, euklidischen Sinne, daſs durch Anfangs- und Endglied der Weg als einziger bestimmt ist. Die Reihe ist somit unendlich, ein Zurücklaufen in sich selbst wäre nur möglich durch Änderung der Richtung, zu Grunde zu legen ist aber die ungeänderte. Die Ableitung der Rechnungsarten (unter Zugrundelegung des Verhältnisbegriffs: Stellverhältnis und metrisches Verhältnis) wird angedeutet, die Schwierigkeit der Ableitung des Irrationalen und Stetigen berührt, dann hauptsächlich eine Ableitung der Dimensionen, als Reihen von Reihen, Reihen von Reihen von Reihen u. s. f. gegeben, auf welcher Grundlage dann das System der von einem Punkt aus in stetigem Zusammenhange möglichen Richtungen durch Teilung der einfachen Relation der beiden Grundrichtungen, 0 gegen 1 und 1 gegen 0, entsprechend den Einheitswurzeln, sich entwickeln läſst. In dieser Konstruktion sind die mathematischen Gesetze der reellen und komplexen Zahl, der Zeit und des Raumes gleichermaſsen gegeben, die sich in der That nicht in bloſs mathematischen Eigenschaften, sondern lediglich in der Art der Beziehung auf Existenz unterscheiden. Hinsichtlich der Dimensionenzahl ergiebt die Deduktion, daſs drei Dimensionen notwendig und hinreichend sind, um einen stetigen Zusammenhang der Richtungen herzustellen. So ergiebt sich, obwohl die Einzigkeit des Raumes nicht aus mathematischen Gründen, sondern aus dem Begriff der Existenz gefordert ist, doch ein mathematischer Grund dafür, daſs der Raum, wenn als einzig, mit drei Dimensionen und zwar, der Ableitung zufolge, euklidisch zu konstruieren ist.

Herr Ballauff übernimmt den Vorsitz während der Diskussion. Herr Kenritz bemerkt, daſs die Umkehrbarkeit der Relation 0 1 vorausgesetzt werden müsse, Herr Wellstein teilt seine bereits von Hilbert im mathematischen Kolloquium gegebenen, sich teilweise mit denen des Herrn Natorp deckenden Konstruktionen der Grundlagen mit. Herr Simon bemerkt, daſs 1. die Zahl 2

deutlich vorausgesetzt werden müsse, 2. dito Umkehrbarkeit, 3. dafs die Reihen von Reihen u. s. w. nur zu den Cantorschen transfiniten Zahlen führen, aber nicht zu einer qualitativ verschiedenen Ebene bezw. komplexen Zahl. 4. Dafs neue Axiome für die Irrationalität nötig seien. Herr Lipps bemerkt, dafs er sich dazu des unendlichen Dezimalbruches bediene. Schlufs um $11\frac{1}{4}$ Uhr.

Vierte Sitzung.

Donnerstag, den 3. Oktober 1901,
vormittags $9\frac{1}{4}$ Uhr.

Vor Eintritt in die Tagesordnung erhält Herr Dozent Wellstein das Wort zu einer geometrischen Lösung der Schweringschen Aufgabe Nr. 2.

Seien x, y, z die verbesserten Seiten, so ist

1. $x^2 + y^2 = z^2$, und die Methode der kleinsten Quadrate verlangt
2. $(x-a)^2 + (y-b)^2 + (z-b)^2 = r^2$ ein Minimum.

Denkt man nun x, y, z als Koordinaten eines Punktes, so stellt 1. einen Kegel K dar, den Ort der Geraden, welche durch 0 gehen und mit $+z$ einen Winkel von 45^0 einschliefsen. Wäre a, b, c genau, so wäre der Punkt $P\ (a, b, c)$ auf K, so aber wird P sich nur in der Nähe von K befinden. Der Gleichung 2. entspricht eine Kugel um P mit Radius r, wo r so klein sein soll, dafs die Kugel mit dem Kegel K noch eben reelle Punkte oder einen reellen Punkt gemein hat. Diese Eigenschaft kommt aber offenbar nur der Kugel um P zu, welche K berührt. Die Koordinaten x, y, z des Berührungspunktes lösen daher die Aufgabe.

Es folgt nun der Vortrag von Direktor Treutlein (Karlsruhe):

Über den mathematischen Unterricht im Reformgymnasium.

Der Vortragende kennzeichnet kurz die Grundgedanken im Aufbau des Reformgymnasiums, erwähnt dann die dagegen erhobenen Einwände und geht ausführlicher ein auf den von mathematischer Seite, von Prof. Simon in der Vorrede zu dessen Buch „Euclid“ erfolgten Angriff: Durch den Betrieb des mathematischen Unterrichts auf dem Reformgymnasium werde bei den Schülern Ekel erzeugt; es werde ihnen der ohnehin schwer verdauliche Stoff in zu reicher Fülle zugeführt, die Zahl der Wochenstunden für Mathematik sei zu klein oder zu grofs. Der Redner widerlegt auf Grund von Schulbeobachtungen diese Einwände und erweist sie zum Teil als ungerechtfertigte Verallgemeinerung des Frankfurter Lehrplanes; er giebt dann die Umrisse des Lehrplans, wie er

für den mathematischen Unterricht höherer Schulen, insbesondere des deutschen Gymnasiums gelten sollte, und fordert u. a. einen dreijährigen propädeutischen Unterricht.

Weiter sprach Herr Direktor Schwering (Köln): **Zur Methodik des mathematischen Unterrichts am Gymnasium.**

Redner betont, daſs die Anhänger der reinen Nützlichkeit auch bei den Mathematikern starken Eindruck gemacht haben. „Ich meine nicht gerade die Bestrebungen, den Inhalt unserer mathematischen Lehrvorträge mit den Anforderungen des heutigen vielgestaltigen Lebens in nähere Beziehung zu bringen. Diese Bestrebungen haben viel Berechtigtes.“ Aber „ich meine über all der Physik, Chemie, Feldmeſskunst u. s. w. dürfen wir nicht vergessen, daſs wir Mathematiker sind“. Redner betont den Reiz und die erzieherische Wirkung, den die Lösung geometrischer Aufgaben für den Schüler hat, und hebt einige Beispiele hervor, wobei er auf das Tetraëder als eine reiche Quelle von Aufgaben hinweist.

Die Arithmetik besitzt als Wissenschaft einen völlig andern Charakter als die Geometrie. Sie braucht nur den Begriff des Zählens, nur das Zahlwort und die Unveränderlichkeit der vom zählenden Geist unabhängigen Menge gezählter Dinge von der Art der Zählung, um alle ihre Gesetze zu entwickeln. Die Erweiterung des Zahlbegriffs durch negative und komplexe Zahlen ist an das Beharrungsgesetz anzuknüpfen, „doch könnte nichts verfehlter sein, als mit diesen Dingen in ihrer ganzen Gedankentiefe unreifen Knaben den Kopf zu verwirren“. Hier ist Kürze unentbehrlich. Redner empfiehlt dann neben den Textgleichungen auch fertig gegebene mit mehreren Unbekannten, welche besonders durch die Probe erzieherisch wirken, und kommt dann auf die Reihen und die Zahlentheorie.

Die Trigonometrie, in der Arithmetik und Geometrie sich die Hände reichen, pflegt die Schüler von allen Gebieten am meisten anzusprechen; Redner empfiehlt möglichst baldige Anwendung auf Dreiecksauflösung, er selbst beginnt mit der Heronischen (Inhalts-) Formel.

Die unerbittliche Konsequenz unserer Wissenschaft hat sie von jeher zum Gegenstand des Neides gemacht, aber die philosophischen Streitfragen über die Grundlagen bezw. über die Definitionen der Grundgebilde gehören nicht in die Schule, am wenigsten vor das Forum des Quartaners und Tertianers.

Während der Diskussion, die über beide Vorträge zugleich eröffnet wird, übernimmt Herr Ballauff den Vorsitz.

Herr Simon bemerkt, dafs das Frankfurter Reformgymnasium mit seinen 3 Stunden Mathematik in Prima einen solchen Mangel an Verständnis für das Fach bekunde, dafs mit solchen Leuten über Schulmathematik so wenig zu diskutieren sei wie mit Blinden über Farben, und weist auf die vernichtende Kritik des Prof. Vogt in Breslau hin.

Treutlein erwidert, dafs ja auch in Preufsen bereits im Leibniz-Reformgymnasium zu Hannover dieser allerdings unverzeihliche Fehler des Frankfurter Plans beseitigt sei. (Ein Schreiben des Herrn Vogt an den Vorsitzenden weist dies als eine Verwechslung mit dem Reform-Realgymnasium nach.)

Herr Schwering betont, dafs der Mathematiker vor allem Mathematik zu lehren habe, und erinnert an die Methodik von Max Simon im „Baumeister“ und die dort erwähnte berühmte Exnersche Instruktion zum Österreichischen Lehrplan. Herr Recht möchte auch der Praxis ihr Recht geben.

Es sprechen noch die Herren Wildermann, Bloch, Hahn im ähnlichen Sinne.

Um 11 Uhr wird Schlufs beantragt und angenommen. Der Vorsitzende spricht den Rednern und ganz besonders den Mitgliedern der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Vereinigung den Dank der Sektion aus.

Bibliothekarische Sektion.[1])

Sitzungszimmer: Auditorium XVII.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 1. Oktober 1901.

Der Obmann der Sektion, Herr Geheimrat Dziatzko, hielt zum Beginn der Verhandlungen folgende Ansprache:

„Zum dritten Male haben im Anschluſs an die altbewährten Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner, und als besondere Abteilung dieser, sich Bibliothekare zusammengefunden, um im engeren Kreise der Fachgenossen sich persönlich näher zu treten und über Gegenstände ihres Berufes anregende Verhandlungen zu führen, zugleich aber auch um im weiteren Kreise von Angehörigen verwandter Berufsarten persönlichen Verkehr zu pflegen und dankbar aus den Vorträgen der allgemeinen Sitzungen genuſsreiche Förderung zu erfahren.

Sehr verschieden sind indes, um dies gleich im Anfang ausdrücklich hervorzuheben, die äuſseren Umstände, unter denen diese dritte Tagung einer bibliothekarischen Sektion sich vollzieht. In der Zwischenzeit zwischen dieser und der letzten Philologenversammlung hat sich, wie Sie wissen, ein besonderer Verein deutscher Bibliothekare gebildet und haben auch bereits zwei Versammlungen desselben stattgefunden. Ohne Zweifel besteht, wie aus dieser Thatsache allein, aber auch schon aus den Bestrebungen eines Teils der Fachgenossen in den zwei ersten bibliothekarischen Sektionsversammlungen hervorgeht, unter den Bibliothekaren das entschiedene Streben nach einer festen, geschlossenen Vereinigung. Zu erklären ist das aus einem Zuge der Zeit, sowie aus der groſsen Verschiedenheit der Aufgaben des modernen Bibliothekswesens gegenüber dem älteren. Der Verwaltungspraxis sind neue und wichtige Aufgaben gestellt, deren Lösung am besten gemein-

1) Ein eingehendes Protokoll ist abgedruckt in dem „Centralblatt für Bibliothekswesen“ (Leipzig, Harrassowitz, 1901) S. 541 ff.

sam versucht wird, für die aber auch allein oder doch vorwiegend bei den Fachgenossen Interesse vorauszusetzen ist.

Wenn unter diesen Umständen die Bildung eines Bibliothekarvereins als etwas Naturgemäfses anzusehen ist, blieb doch eines, was man in Dresden durch den Anschlufs an die Philologenversammlungen für die Bibliothekare zu erreichen hoffte, unerreicht: ich meine die Wahrung des alten Zusammenhanges der bibliothekarischen Thätigkeit mit weiteren Kreisen der Wissenschaft und des Unterrichts. Ja es ist beinahe zu fürchten, dafs der seiner Selbständigkeit sich bewufste und ihrer frohe Stand der Bibliothekare bei einseitiger Verfolgung dieses Strebens nach Selbständigkeit zur Abgeschlossenheit und Isolierung geführt wird, ein Zustand, der sicher nicht im Interesse der Bibliotheken noch der Bibliothekare liegen kann.

Als eine Ergänzung der Bestrebungen des neuen bibliothekarischen Vereins und als Ausdruck der Überzeugung, dafs die bibliothekarische Thätigkeit nicht in der Verwaltungspraxis aufgehen dürfe, sondern mit der Wissenschaft Fühlung behalten müsse, ist der Versuch anzusehen, nunmehr zum dritten Male die Bibliothekare in einer besonderen Sektion der Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner zu vereinigen und dieser Einrichtung damit einen dauernden Bestand zu sichern. Die Zahl der Kollegen, welche sich mit mir in dem gleichen Wunsche durch Unterzeichnung eines bezüglichen Rundschreibens vereinigten, war nicht gering (ca. 100), und sicher haben manche der anderen nur durch Opportunitätsrücksichten sich von der Zufügung ihres Namens abhalten lassen. Ohne die Gründe, welche für die bibliothekarische Sektion sprechen, leugnen zu wollen, glaubten sie die gedeihliche Entwicklung des neuerstandenen Vereins durch den Fortbestand der Sektionen zu hemmen. Diesen Bedenken, und vor allem der Thatsache, dafs im gleichen Jahre schon einmal die Bibliothekare zusammengekommen sind, ist auch der gegenwärtige schwache Besuch unserer Sektion zuzuschreiben. Ob die Bedenken in der Zukunft wieder zurücktreten oder andere Mafsnahmen ein gleichzeitiges Bestehen des Vereins und der Sektion gestatten werden, mufs die weitere Entwicklung der Verhältnisse lehren."

Zum ersten Vorsitzenden wurde Geheimrat Dziatzko, zum zweiten Ober-Bibliothekar Oskar Meyer (Strafsburg), zum Schriftführer Kustos Dr. Robert Fritzsche (Giefsen) gewählt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. Oktober 1901.

Herr Dr. Fritzsche erhielt das Wort zu seinem Vortrage über **Das litterarisch Wertvolle vom Standpunkte des Bibliothekars.**[1])

Der Bibliothekar, so führte er aus, entnimmt die Maſse seines Werturteils der Vorstellung eines Kosmos der Kultur, den die Bibliothek spiegeln soll. Es wurde dargelegt, wie diese Vorstellung entsteht und bei Ergänzung des Bücherbestandes sich auswirkt. Litterarisch wertvoll sind die Bücher, die ihre Zeit repräsentieren. Wir suchen den „historischen Wert" auch der neuesten Erscheinung. Richtung auf Einheit und Erkenntnis charakterisiert die Litteratur gegenüber dem illitteraten Druckwerk und das Wertvolle innerhalb der Litteratur. Sammeleifer und „Liebe zum Gebildeten" sind die Grundtriebe bibliothekarischer Kunstübung.

Diesem Vortrag folgte eine lebhafte Erörterung.

Alsdann gab Prof. Dr. Milchsack (Wolfenbüttel) **Eine kurze Erörterung der Frage, ob die Buchschreiber des Mittelalters die Randbreiten an den Handschriften nach einer bestimmten Regel bemessen haben.**

Meine Herren, ich bitte Sie meine kurzen und etwas desultorischen Bemerkungen durchaus als einen Lückenbüſser zu betrachten. Der von mir angekündigte Gegenstand wird Ihnen freilich ohnehin schon nicht sehr wichtig erscheinen, und ich selbst bin weit entfernt davon, ihm an sich einen groſsen Wert beizumessen. Indes, fast die ganze ungeheuere Masse unseres geschichtlichen Wissens besteht aus mehr oder minder unscheinbaren und zum Teil recht unsichern Erkenntnissen, die aber doch in ihrer systematischen Ordnung nach höheren und höchsten empirischen und rationalen Gesichtspunkten den imposanten Bau der Wissenschaft ausmachen. Und so würden auch ein oder mehrere Gesetze über das Verhältnis der Randbreiten in den Handschriften und Drucken des Mittelalters, wenn sie bestimmt formuliert werden könnten, erst durch ihre Einordnung in den Rahmen der gesamten buchtechnischen Entwicklung das ihnen gebührende Maſs historischen und künstlerischen Wertes ersehen lassen.

Ich hoffe, keiner von Ihnen wird mir widersprechen, wenn ich hier der Ansicht Ausdruck verleihe, daſs Untersuchungen dieser

1) Erschien vollständig im „Centralblatt für Bibliothekswesen", Dezemberheft 1901.

Art vor allem uns, den berufenen Hütern der nationalen Bücherschätze, zustehen, als ein Recht nicht nur, sondern auch als eine Pflicht. Denn es kann niemand von Ihnen verkennen wollen, dafs die Bücher noch etwas anderes und mehr sind, als blofs Behältnisse, die geistigen Emanationen der Menschheit einzusammeln und zu bewahren. Tausende von Handschriften des Mittelalters, ausgeführt zum Teil in den reichsten und kostbarsten Stoffen und Formen, wie nicht minder die Werke Gutenbergs und seiner Nachfolger, zeigen uns, dafs Verleger und Käufer auf die Schönheit dieser Behältnisse zu allen Zeiten besonderen Wert legten und dafs Schreiber und Drucker ebenso eifrig bestrebt waren, ihnen eine ihrem Inhalt und ihrem Zweck angemessene und zugleich künstlerische Gestalt und Ausstattung zu geben. In diesen Gestalten und Ausstattungen der Bücher ist daher ein wertvolles Stück Geschichte enthalten, nicht nur ihrer selbst, sondern auch der Nationen denen sie angehören und ihres Zeitalters, ihrer Schreibschulen und Offizinen, ihrer Technik und ihrer Kunst. Die Geschichte der Bücher in allen diesen Beziehungen zu erforschen, wird aber doch wohl ganz besonders dem Beruf und den wissenschaftlichen Aufgaben des Bibliothekars zuerkannt werden müssen. Wollte er sich der Erfüllung dieser Aufgaben gänzlich entziehen, so würde er vielleicht von manchem für den Stallknecht angesehen werden, jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe zu tragen, wogegen schon Lessing sich in so drastischen Ausdrücken verwahrte. Er würde aber auch seinen Beruf eines der feinsten und intimsten Reize berauben. Denn er würde die Sprache nicht verstehen, in welcher der Geist der Zeiten durch die Formen der Bücher unmittelbar zu ihm redet, er würde nichts von dem eigenartigen Zauber des geheimnisvollen Lebens empfinden, das in den tausendfachen unmerklich und doch unaufhörlich fortschreitenden Umbildungen der Schriften, der Ornamente, der Formate, des Pergaments und Papiers nach immer neuem Ausdruck seiner Bethätigung ringt, und nichts von den allgemeinen Kulturformen, die sich mit ihnen und in ihnen entfalten; er würde sich niemals durch die charakteristischen Formen des Buchs in einen gleichsam körperhaften Kontakt gesetzt fühlen mit dem Verfasser, der seine Gedanken, die ihn, wie sehr oft, bewegten, in diesem Gewande in die Welt hinaussandte, noch mit dessen Zeitgenossen, die sie in diesem Gewande zuerst lasen. Und doch meine ich, es könne niemand Gutenbergs Bibel aufschlagen, ohne zu gedenken, dafs der geniale Erfinder dieselben Bogen einst prüfenden Auges durch seine Hand gleiten liefs; oder es müsse,

wer den zierlichen Originaldruck des Vade mecum für den Pastor von Laublingen „in diesem Taschenformate ausgefertiget“ zur Hand nimmt, das geistvolle, energische und sarkastische Antlitz des jungen Lessing auf seine unsterbliche Satire herabblicken sehen.

Für einen Bibliothekar genügt es freilich noch nicht, anonyme Handschriften und Drucke nach Nationalität und Jahrhundert ungefähr zu datieren, obgleich auch das manchmal und für manchen keineswegs leicht ist. Ist mir doch sogar ein ganz moderner Neudruck des Tannhäuserliedes allen Ernstes als Erzeugnis des 16. Jahrhunderts vorgelegt worden und ein auf gemeinstem Holzstoffpapier mit unseren Lettern bewirkter Neudruck des Theaterzettels für die erste Aufführung von Schillers Räubern zu Mannheim 1781 als Original.

Was methodische und exakte bibliographische Forschungen leisten können und sollen, das haben uns die Untersuchungen der Herren Dziatzko und Schwenke an dem vielleicht schwierigsten Problem, an Gutenbergs Bibeldruck, unübertrefflich gezeigt. Und durch sie auch ist es uns erst recht zum Bewufstsein gebracht worden, was nach dieser Richtung allein für die zahllosen anonymen Drucke des 15. Jahrhunderts noch gethan werden mufs. Um sie ihren Urhebern zuweisen zu können, werden Schriftmaterial und Technik aller uns bekannten Offizinen in ähnlicher Weise festgestellt werden müssen, zunächst derjenigen Schöffers und der anderen unmittelbaren Schüler des Erfinders. Denn bei ihnen mufs sich alsbald ergeben, wie sie sich mit gewissen Eigenheiten und Unvollkommenheiten der gutenbergischen Schriften und Satztechnik abfanden, z. B. mit der Verwendung von Nebenformen einiger Buchstaben, mit dem Ausschlufs der Zeilen, dem Gebrauch der Punkte und Divise, dem Rotdruck u. s. w. Ihre Entscheidung in diesen Dingen ist ohne Zweifel oft wieder für die von ihren eignen Gehilfen begründeten Offizinen bestimmend gewesen. Denn es ist sehr merkwürdig, dafs man über diese von Gutenberg aufgeworfenen Fragen der typographischen Ästhetik noch über das Jahr 1480 hinaus deliberiert und in der Praxis geschwankt hat. Drucker mit lebhaftem ästhetischen Sinn gingen zwar früher dazu über, alle Zeilen voll auszuschliefsen als viele ihrer ganz handwerksmäfsig arbeitenden Genossen. Um so schwerer wurde es hinwiederum gerade ihnen, die Zeilen mit einem Punkt oder gar mit einem Divis ausgehen zu lassen. Zuletzt verraten manchmal noch die sonderbaren Gestalten der Punkte und Divise den Kampf, den sie ihretwegen bestanden.

Durch solche und ähnliche Bedenklichkeiten dürfen wir uns indes nicht verleiten lassen, diese typographischen Ästhetiker für kleinliche und untergeordnete Geister zu halten. Vielmehr sind gerade sie es, denen die von der kalligraphischen durchaus verschiedene typographische Ästhetik ihre Ausbildung verdankt. Jeder wahrhafte Fortschritt in einer Kunst, welche immer es sei, wird nur mit Zagen und behutsamem Tasten errungen. Denn es ist wohl sehr leicht, irgend etwas Neues in eine Kunst einzuführen, aber unendlich schwer, die im Laufe von Jahrhunderten aus und mit den Erfordernissen des wirkenden Lebens entstandenen Formen folgerecht zu entwickeln. Gutenberg hatte, indem er die typographische Technik erfand, an den bisherigen Formen des Buchs nicht das geringste geändert, er hatte sie vielmehr bis ins kleinste nachzubilden gesucht; seine Ästhetik war noch ganz die der zeitgenössischen Kunst- und Buchschreiber. Die Technik des Druckens ist jedoch von der Technik des Schreibens so von Grund aus verschieden, dafs eine neue Buchästhetik gleichsam von selbst daraus hervorgehen mufste. Der Schreiber war wegen der in das Pergament und Papier bei jedem Federzug eindringenden Tinte gezwungen, sich genau an die vorher aufgetragenen Liniaturen zu halten, der Typograph dagegen war vermöge der Beweglichkeit seiner Schriften und der Fähigkeit, den Text vor dessen Übertragung auf das Pergament und Papier beliebig zu formen, von solchem Zwange entbunden.[1]) Dennoch dauerte es fast ein Jahrhundert, bis die Typographen von dieser Freiheit vollen Gebrauch machten und die logische Struktur des Textes, anstatt wie die Schreiber durch verschiedene Farben, durch räumliche Abgrenzung und künstlerische Formung aller seiner Teile nach ihrer Bedeutung hervorkehren lernten.

Gleichen Schritts mit dieser typographischen Ästhetik des Raumes entwickelte sich die Ästhetik der Form und der Verwendung der Schriften. Auch in dieser Hinsicht befolgten Gutenberg und seine Schüler noch die Weise der Schreiber, die in der Regel für jedes Buch, einerlei welchen Umfangs, nicht nur blofs eine Schriftgattung, sondern auch blofs einen Schriftgrad, eine Schriftgröfse verwandten. Eine Ausnahme machten sie fast allein bei den alten Autoren mit Kommentaren, namentlich bei den viel gebrauchten Juristen, die deshalb auch sehr bald schon in zwei Schriftgröfsen gedruckt wurden, mit je einer der Text und der Kommentar. Erst

1) Vgl. meinen Aufsatz „Kunst-Typographie“ im Archiv f. Buchgewerbe 38 (1901), 293 f.

in den achtziger Jahren ging man dazu über, Schriften verschiedener Gröfse, aber gleichen Charakters und Schnitts, bei einem Text zuzulassen, indem man durch den gröfseren Grad die Kapitelanfänge und die Kapitel- und Kolumnenüberschriften „auszeichnete" und übersichtlich hervorhob. Und noch später erst wurden Schriften verschiedenen Charakters (Schwabacher und Gotisch, Antiqua und Gotisch) in solcher Absicht zusammen gebraucht.[1]) Auch über diesen Versuchen vergingen viele Jahrzehnte, ehe man herausfand, welche Schriftgattungen und Schriftgröfsen sich am besten zusammen vertrugen und wie ihre Schriftbilder beschaffen sein mufsten nach Zeichnung, Höhe, Breite und Stärke, damit Zusammenstöfse verhütet wurden, die das Auge beleidigten. Schier unzählbare Schriften haben die Drucker schneiden lassen in diesem Bestreben, höchste Eleganz mit gröfster Brauchbarbeit zu vereinen und darin einer den andern zu übertreffen. Alle ihre Bemühungen jedoch, aus den drei Grundtypen, dem Antiqua-, gotischen und schwabacher Typus, durch Umzeichnung, Annäherung und Mischung einen neuen zu bilden, waren so lange vergeblich, als nicht die Kalligraphie in den Kanzleien, der allgemeinen Kunstentwicklung und der Mode folgend, den jüngsten jener drei Typen, den schwabacher, bis zu dem Punkte weiter entfaltet und umgeformt hatte, wo alle Buchstaben ein von diesem wesentlich verschiedenes, untereinander gleichartiges und charakteristisches Gepräge erlangten. Das Produkt dieses Prozesses ist die berühmte Fraktur des Theuerdank, von dem kaiserlichen Kanzlisten Vincenz Röckner gezeichnet und von Hans Schönsperger dem jüngeren oder unter dessen Leitung geschnitten. Nicht sie aber sollte über die damals und noch mehr als drei volle Jahrzehnte in Deutschland für deutsche Texte fast ausschliefslich verwandte Schwabacher den Sieg davontragen. Eine prosaische Abart, womit wenige Jahre später Dürers Werke, zuerst 1525 dessen „Vnderweysung der Messung mit dem Zirckel vnd richtscheyt" in Nürnberg gedruckt wurde, machte ihr leider mit Erfolg diesen Ruhm streitig. Es ist dieselbe, der wir uns noch heutigestags in unseren Zeitungen und in mindestens 60% aller in Deutschland gedruckten Bücher bedienen. Ob, wie man annimmt, der Nürnberger Schreibmeister Johannes Neudörffer diese Fraktur gezeichnet, der Formschneider Hieronymus Andrä (Rösch?), Dürers vorzüglichster Interpret auf dem Holzstock,

1) Den ersten Versuch, bei aus Schwabacher gesetzten Texten eine grofse Gotisch als Auszeichnungsschrift zu gebrauchen, haben, woran Dziatzko erinnerte, schon die Drucker der Ablafsbriefe von 1454 und 1455 gemacht. Ganz ebenso verfuhren schon die Kanzlisten und Buchschreiber seit dem 14. Jahrhundert.

sie geschnitten und Dürer selbst bei ihr Gevatter gestanden, ist nicht erwiesen. Als sicher unrichtig aber kann ich die bis jetzt unangefochtene Behauptung erweisen, daſs Dürers „Vnderweysung der Messung mit dem Zirckel vnd richtscheyt“ das erste mit dieser Fraktur gedruckte Buch sei. Und es ist mir eine ganz besondere Freude, an dieser Stelle zuerst es aussprechen zu dürfen, daſs die gastliche Stadt, in der wir unsere gegenwärtigen Verhandlungen pflegen, wenigstens hinsichtlich des Ruhmes, den vierten und für das deutsche Druckgewerbe der letzten drei Jahrhunderte bedeutendsten Schrifttypus erzeugt zu haben, mit Nürnberg in Konkurrenz tritt, falls ihr ein begründeter Anspruch auf den gröſseren Ruhm, die Wiege der typographischen Erfindung zu sein, nicht doch noch einmal zuerkannt werden sollte.

Es ist zwar nur ein ganz kleines Buch, das ich gegen die erste Ausgabe von Dürers „Vnderweysung der Messung mit dem Zirckel vnd richtscheyt“ ins Feld stelle und das ich mir Ihnen hier vorzulegen erlaube. Aber dieses Werklein trägt auf dem Titel das Erscheinungsjahr 1524 und am Ende die Namen des Druckorts und Druckers: „Zu Straſsburgk | bey Wolff | Köpffeln.“ Sein Titel lautet: „Von der freyheit | eines Christen menschen, | Von Martino Luther | selbs Teutsch ge-|macht. M.D.XX.iiij.“ Und dieser an sich sehr geringwertige Nachdruck der prachtvollen Reformationsschrift, die zuerst zu Wittenberg 1520 herauskam, ist demgemäſs das erste Buch, gedruckt aus dieser neuen Fraktur. Oder doch das bis jetzt erste bekannte. Denn daſs Köpfel schon früher mit dieser Fraktur gedruckt hat, halte ich sehr wohl für möglich. Ein gröſseres Werk, das er allerdings nicht für eigene Rechnung, sondern auf Kosten Johannes Jungs sogleich nach jenem lutherschen Schriftchen mit seiner Fraktur druckte, gestattet einen sehr beträchtlichen Vorrat dieser neuen Schrift in seiner Offizin anzunehmen, deren Schnitt und Guſs einen längeren Zeitraum beansprucht haben muſs und vielleicht bis ins Jahr 1523 zurückgeht. Auch von diesem Buche kann ich ein Exemplar Ihnen vorführen. Es ist „Christoffen Rudolffs | vom Jawer | Behend vnnd Hubsch | Rechnung durch die kunst-|reichen regeln Algebre, so ge-|meincklich die Coſs genēnt werden.“ Die Angabe der Schluſsschrift „Manus extrema operi data, mense Ianuario. Anno supra sesquimillesimum uicesimoquinto, zeigt, daſs der Druck dieses Buches schon im Januar 1525 beendet war, der Hauptsache nach also ebenfalls noch in das Jahr 1524 fällt.[1])

1) Das Kolophon des Druckers lautet vollständig Bl. 208a: Argentorati Uuolfius Cephaleus Ioanni Jung, studio & industria Christophori Rudolf Silesij, excudebat. Manus extrema operi data, mense Januario.

Wolfgang Köpfel war ein angesehener Bürger hiesiger Stadt. Er druckte hier 1522—1534, und Blaufus nennt seine Offizin der Rihelschen ebenbürtig. 1526 gehörte ihm die Papiermühle, die ehedem jener Heilmann besafs, mit dessen Bruder Andreas Gutenberg 1443 den berühmten Prozefs führte. Auch das spricht für seine Wohlhabenheit. Bei seinem Namen erscheint mehrmals die Bezeichnung „zum Steinbrugk“[1]). Sonst hat sich keine Nachricht über seine Person und seine Lebensumstände erhalten. Das ist sehr zu bedauern; denn dafs er eine solche ganz neue Schrift herstellen liefs und diese dem Publikum fremdartige und daher unbequeme Fraktur sogleich auch für den Druck ganzer Bücher verwandte, beweist, dafs er ein Mann von Mut und Unternehmungsgeist war.

Bis dahin hatten nur zwei Offizinen eine so kostspielige Neuerung von durchaus zweifelhaftem Gelingen gewagt, diejenige Schönspergers, die es unter dem Schutze und auf Kosten des Kaisers Maximilian that, und die der beiden Augsburger Sigismund Grimm und Marx Wirsung, beide ohne nennenswerten Erfolg. Die Fraktur Schönspergers fand zwar als „Auszeichnungsschrift“ für einige Worte des Titels, der Kapitelüberschriften u. s. w. schon bald grofse Verbreitung und hat sich für den gleichen Zweck unter der technischen Bezeichnung „Kanzlei“ bis heute erhalten; als Werkschrift wurde und wird sie dagegen nur ganz selten gebraucht. Die der Schönspergerschen ähnliche Fraktur der beiden Augsburger aber ging, soviel ich sehe, mit deren auch sonst nicht glücklichen Offizin vollständig unter.

Anno supra sesquimillesimum uicesimoquinto. — Auf meine Anfrage hatte Schorbach die Güte mir mitzuteilen, dafs Köpfel in dieser Zeit noch eine ganze Reihe von Werken mit dieser Fraktur (so nannten sie die Modisten) druckte, nämlich im J. 1524: Weller, Rep. typogr. 3068 und 2815; im J. 1525: Weller, Rep. typ. 3254, 3613, 3614 sowie Hohenlohes Creutzbüchlein und Luthers Von Kauffshandlung. Trotz dieses kräftigen Anlaufs hier in Strafsburg wie in Nürnberg mit den Werken Dürers gelang es der Fraktur doch nur sehr allmählich als Werkschrift sich durchzusetzen; denn erst seit ungefähr 1560 treten, soweit meine Beobachtungen reichen, Schriften, die ganz oder gröfstenteils aus der Fraktur gesetzt sind, häufiger auf. Angesichts des alle anderen Schrift-Typen weit überragenden Gebrauchs, den die Fraktur in der Folge gefunden hat und bei uns in Deutschland auch gegenwärtig noch findet, ist es vom gröfsten Interesse, zu ermitteln, auf welchem Wege Köpfel zu ihr gekommen, zumal auch die Entstehung der Nürnberger Fraktur noch durchaus nicht vollständig geklärt ist.

1) Diesen Namen führte das Haus, in dem Köpfels Offizin sich befand. Es lag ungefähr an der Westspitze des heutigen Broglieplatzes. Auch diese Aufklärung verdanke ich der Liebenswürdigkeit Schorbachs.

In ihrem Charakter, ihrem Stil, stimmen die Buchstabenformen der Köpfelschen und der Nürnberger Fraktur vollkommen überein, so dafs, wer die eine schuf, die andere gut gekannt haben mufs. Die Zeichnung, der Schnitt ihrer Buchstaben ist dagegen durchaus verschieden, und so sehr die Bilder der einzelnen Buchstaben wie der aus ihnen gesetzten Kolumnen einander ähneln, sind die Eigentümlichkeiten einer jeden bei näherer Vergleichung doch leicht zu erkennen.

Diese wenigen und flüchtigen Streiflichter können und sollen natürlich weder die Fülle der Aufgaben noch die grofse Bedeutung der typographischen Ästhetik hier zur Anschauung bringen. Nur dafs unsere Bücher doch noch etwas anderes sind, als mehr oder minder geschmackvolle, aber im Grunde recht gleichgültige Behältnisse der Geister, die sie umschliefsen, habe ich den solchen Studien bis jetzt fern sich haltenden Berufsgenossen vorstellen wollen. Wer dennoch zweifelt, den, meine ich, müssen die Reformierungsversuche, die sich in der künstlerischen Ausgestaltung der Bücher seit einigen Jahren vor unseren Augen entfalten, darüber belehren, dafs mit dem Studium dieser Ästhetik nicht blofs ein untergeordnetes historisches Interesse verknüpft ist, sondern auch ein unsere Gegenwart unmittelbar berührendes und sehr aktuelles. Denn glauben Sie nicht, dafs diese Bewegung, weil sie mifsleitet ist, weil sie der mifsverstandenen Kunst der alten Meister und zugleich einem Zukunftsstil nachjagt, den die Münchener „Jugend" populär gemacht hat und dem sie den Namen gegeben, weil sie die modernen litterarischen Zwecke des Buches mifsachtet, Fehler auf Fehler häuft und vor den ärgsten Geschmacklosigkeiten nicht zurückschreckt, — glauben Sie nicht, dafs diese Bewegung darum plötzlich, wie sie entstanden, wieder erlahmen und spurlos an uns vorüberziehen werde. Ein förmlicher Hunger nach Kunst in und an allem, was uns umgiebt, im öffentlichen Leben wie im privaten, ist wie vor vierhundert Jahren in unserem Volke mächtig geworden. Hoch und niedrig folgen unwiderstehlich dem Beispiel des Staates und der grofsen Stadtgemeinden, neben dem Architekten und Handwerker auch den Künstler an der dekorativen Ausstattung ihrer Bauten und ihres gesamten Mobiliars bis auf die geringsten Utensilien hinab teilnehmen zu lassen, je nach ihrem Verständnis und ihrem Vermögen. Die mit der Kunst verbündete massenerzeugende Industrie, sowie die Schnelligkeit und Billigkeit des Verkehrs und der Güterbewegung haben dieses Streben weckend und fördernd alsbald in die breitesten Schichten des Volkes getragen. Erlauben

sie es doch schon jetzt dem kleinen Handwerker und dem einfachen Arbeiter, über die Prosa der gemeinen Nützlichkeit ihres Hausgeräts einen Schimmer der göttlichen Kunst zu verbreiten. Diesen Trieb nach dem Schönen werden wir bei den Büchern nicht aufhalten, auch nicht bei den gelehrten. Noch zwar dünkt es die Gelehrten, zumal der älteren Generation, dem Ernst der Wissenschaft nicht geziemend, die luftigen Gebilde der künstlerischen Phantasie in die Werke des forschenden Verstandes zu mengen. Allein „Kunst und Wissenschaft", die feinsten und edelsten Blüten menschlicher Bildung, sind nicht seit den ältesten Zeiten stets miteinander verbunden gewesen, um sich heute und hier zu entzweien; vielmehr, was die Geisteswerke der vergangenen Jahrhunderte und sogar die heiligen Schriften ohne Schaden an ihrer Würde ertrugen, das zu ertragen sind doch wohl auch die unsrigen fähig und wert. Ja, man darf sagen, unsere gelehrten Bücher sind der künstlerischen Ausgestaltung dringend bedürftig. Denn ihr gänzlicher Mangel an künstlerischem Schmuck ist nichts anderes als die Fadenscheinigkeit und Löcherigkeit eines einst glänzenden Gewandes. Noch vor hundert Jahren waren ihre Schriften schwungvoller, ihre Wahl und die Formen des Satzes den Gesetzen einer aus dem eigentümlichen Wesen und Zweck des Buches hervorgegangenen typographischen Kunst unterworfen, die Anfänge und Schlüsse der Kapitel, als die logisch bedeutsamsten Stellen des Buches, mit Kopfleisten, Initialen und Vignetten geschmückt. Diese Schriftformen sind in einer geld- und kunstarmen Zeit zwar immer vollkommener im Schnitt, aber auch immer nüchterner und steriler geworden, die Formen des Satzes haben unter der Einwirkung der politischen Tageszeitungen und ihrer Annoncen eine immer willkürlichere und reklamehaftere Gestalt angenommen, die Zierate aber sind beim Übergang von der Handpresse zur Schnellpresse verloren gegangen, und wo sie einst saſsen, starrt uns nun die Öde zwecklos leerer Papierflächen entgegen. So ist das gelehrte Buch ein Typus des soeben abgelaufenen Jahrhunderts geworden, das an technischen Errungenschaften ebenso reich wie an neuen künstlerischen Ideen unfruchtbar war. Nur, wem die Geschichte des Buchdrucks unbekannt ist, kann zu der grundsätzlich verkehrten Ansicht gelangen, daſs dem Ernst und der Würde der Wissenschaft allein dieser Typus entspräche. Auf künstlerische Ausgestaltung hat das gelehrte Buch so gut einen Anspruch wie irgend ein anderes.[1]) Aber allerdings darf die Kunst in ihm noch weniger als

1) Anders Jessen (Das Buch als Kunstwerk, in Bertholds Bücher und Wege zu Büchern. Berlin, Spemann 1900, S. 468): „Nun können

bei andern eigne Zwecke verfolgen: sie hat sich vielmehr den litterarischen Absichten des Verfassers unterzuordnen, um sie zu fördern. Wie aber sollen da die gelehrten Bücher der ihnen gemäfsen Kunst wieder teilhaftig werden, wenn die Gelehrten selbst und wenn besonders auch wir, die Bibliothekare, nicht mit dazu helfen? Denn die heutigen Formen des Buches und der Buchkunst sind die letzten Phasen einer vielhundertjährigen Entwicklung. Ohne die Geschichte dieser Entwicklung und zwar nicht blofs im Zeitalter der typographischen Erfindung, sondern auch in jedem folgenden nach ihren hauptsächlichsten Motiven zu kennen, ist eine zweckdienliche, folgerichtige und lebensfähige Reform des Buches nicht möglich. Sie zu erforschen ist aber die Aufgabe des Gelehrten und des Bibliothekars, nicht des Künstlers.

Darum war es nicht wohlgethan, Künstlern, Kunstgelehrten und Dilettanten die Reform unserer typographischen Ästhetik zu überlassen. Ihre Anknüpfung an die Druckwerke des englischen Dichters und Malers William Morris war ein grundsätzlicher Fehlgriff, den sie nicht gethan haben würden, wenn sie die hundertfältigen Wandlungen der Formen des Buches und seiner vielartigen Zwecke, besonders in unserer Zeit, studiert und bedacht hätten. Sie gingen ihrem Beruf und ihren Neigungen entsprechend allzusehr von rein künstlerischen Gesichtspunkten aus, meinten das Buch in eine beliebige Kunstform pressen zu können und glaubten die ideale Form des Buches in den Drucken Morris' gefunden zu haben, obschon diese doch nur vom Standpunkte des Malers verfeinerte Nachahmungen einer, allerdings der glänzendsten Epoche der Typographie sind. Mit einem, heute wohl schon ihnen selbst nicht mehr recht verständlichen Enthusiasmus wurden die Schriften, der Satz und die Ornamentik Morris', des „grofsen" Morris, bis an den Himmel erhoben und, wie es bei den Anbetern solcher Götzen zu geschehen pflegt, Richtiges und Falsches nicht nur mit derselben naiven Gläubigkeit übernommen, sondern noch überboten.

---

wir freilich unsere Druck- und Zierweise nicht ohne weiteres völlig auf die Tonart der Alten [der Meisterwerke Gutenbergs, Fusts und Schöffers und ihrer Genossen] stimmen ... für alle Bücher, die uns Wissensstoff irgend welcher Art vermitteln, für alles Druckwerk, das nicht nur [d. h. ausschliefslich] zum behaglichen poetischen Genufs bestimmt ist, können wir unsere modernen Ansprüche [d. h. die heute üblichen Schriften und Einrichtungen unserer Bücher] nicht aufgeben. Hier steht der Gebrauchszweck voran." Jessen schliefst demnach alle Bücher, die „Wissensstoff irgend welcher Art vermitteln", also auch die gelehrten, von der von Morris inszenierten und von ihm nach Deutschland übertragenen künstlerischen Buchreform aus!

Nicht anders ist das dekorative Prinzip von Künstlern und Kunstgelehrten aus England geholt und auf unsere Bücher zu übertragen versucht worden. Auch das war ein Mifsgriff, den ihre allzu einseitige künstlerische Betrachtung praktischen Zwecken dienender Dinge verschuldet. Dem Buche an sich ist das dekorative Prinzip gänzlich fremd, und obschon es die Dekoration als Zuthat, unbeschadet seines praktischen Zweckes, in gewissen Grenzen erlaubt, ja sogar fordert, kann oder sollte es doch zu einem Dekorationsmittel niemals gemacht werden.

Zuerst erscholl der Ruf nach neuen Schriften, und nicht blofs eine, sondern gleich Dutzende von neuen Schriften wollte man haben, um jedem Buche, wie Morris, ein ihm eigentümliches, einzigartiges Gepräge durch sie zu verleihen. Inzwischen jedoch hat man die Erfahrung machen müssen, dafs die Erfindung auch nur eines wirklich neuen, charakteristischen und brauchbaren Schrifttyps zu den allerschwierigsten Dingen gehört.

Hierauf sollte der Buchschmuck (Ornament und Illustration) und der Satz reformiert werden. Allein da schlugen die Reformer alsbald zwei einander gerade entgegengesetzte Richtungen ein. Während die Kunstgelehrten über Morris, den Nachahmer, auf die Originale selbst zurückgingen und statt der malerischen Behandlung des Buchschmucks die Rückkehr zu der Zeichnung der alten Formschneider „in Linien, in Strichen" verlangten und die noch ganz unentwickelten Satzformen der ersten Typographen anpriesen, fuhren die entschlosseneren Künstler mit vollen Segeln in den neuen Dekorationsstil hinein.

Endlich hat man bei der künstlerischen Erneuerung des Buches den Einband natürlich auch nicht vergessen. Für ihn ist die dekorative Wirkung fast allein mafsgebend geworden, und bei ihm hat sich das fehlende Studium seiner Geschichte ganz besonders gerächt. Über Kapital und Bünde, Leder, Deckel- und Vorsatzpapier, Vergoldung, Färbung und Schnitt hat man das Blaue vom Himmel herunter geschrieben, aber das so nahe liegende Einfache und Natürliche nicht gesehen.[1]) Es ist hohe Zeit, mit Uzanne daran zu erinnern, dafs bei der Anfertigung des Einbandes nicht der

1) Z. B. dafs die hintere Ansicht des Einbandes mit demselben oder doch aus den gleichen Motiven gebildeten Ornament versehen sein mufs, wie die vordere. Nur einigen Künstlern (Cissarz, Eckmann, Wislicenus u. a.) ist das nicht entgangen; es war freilich auch von allen alten Einbänden bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts leicht genug zu lernen. Ferner, dafs nur die Spiegel der Deckel mit buntem Papier beklebt werden dürfen, nicht dagegen der Vorsatz. U. s. w.

Künstler, sondern der Handwerker, der Buchbinder, das meiste und das Wichtigste zu thun hat.

Vor manchen schweren Verfehlungen würde die Buchreform, wie schon gesagt, behütet worden sein, wenn sie nicht ausschliefslich von Künstlern, Kunstgelehrten und Dilettanten mit solcher Überstürzung über die Köpfe der Gelehrten, Bibliothekare und Typographen hinweg ins Werk gesetzt worden wäre. Denn auch sie wollen, dafs jedes Buch schön sei, die Bibel wie die Fibel, jedoch schön zuallererst nach den Gesetzen der typographischen Kunst. Um das erreichen, giebt es nur einen sichern Weg, nämlich den der Reformation des Buches, d. h. unseres heutigen Buches, von innen heraus, durch künstlerische Umbildung seiner der Entartung anheimgefallenen Formen, unter vollkommener Erhaltung aller seinen modernen litterarischen Zwecken angepafsten wesentlichen Einrichtungen. Das Buch von aufsen nach innen zu reformieren durch willkürliches Hineintragen von alten und veralteten Kunstprinzipien, die für viel einfachere litterarische Zwecke erdacht waren, oder von neuen, die sich so ohne weiteres doch noch nicht zu ihm schicken, kann niemals gelingen. Denn unser Buch ist, trotz seiner Häfslichkeit, kein corpus vile, sondern ein lebendiger Organismus so gut wie die Meisterwerke der Alten und dazu ein viel komplizierterer und empfindlicherer, in den der Arzt nicht blindlings hineinschneiden kann, ohne die Funktionen wichtiger Organe zu hemmen oder ganz zu zerstören.

Darum mufs der Reformator unseres Buches die typographische Technik, theoretisch wenigstens, so gut wie der Setzer beherrschen; er mufs die Entstehungsgeschichte unserer vier Grundschriften (Antiqua, Gotisch, Schwabacher, Fraktur) und ihrer wichtigsten Spielarten kennen; er mufs wissen, welche Forderungen von den Verfassern und vom Publikum an unsere Bücher gestellt werden und wie die ihnen entsprechenden Formen des Satzes entstanden; er mufs wissen, welche dieser Schriften und Satzformen für die Bücher unserer Zeit sich noch eignen; er mufs endlich die aus dem eigentümlichen Wesen des Buches, seiner Form, seinem litterarischen Zweck und seinem Gebrauch hervorgegangenen allgemeingültigen praktischen und ästhetischen Gesetze erforscht haben, die in allen Zeiten und allen Büchern befolgt worden sind nach dem jeweiligen Stande ihrer Litteratur und Kultur; denn wo Kunst ist, da sind auch Gesetze, und jede Kunst bewahrt gewisse ihr eigentümliche Gesetze als Grundfesten, worauf sie ruht.

Um endlich auf das Thema meines Vortrags zurückzukommen, ist es nicht meine Absicht, Ihnen schon die Lösung des Problems zu bringen, das mich seit vielen Jahren beschäftigt. Sicher ist, dafs die Buchschreiber des Mittelalters bei der Liniierung des Pergaments und Papiers die Breiten der die Schriftkolumne umgebenden Ränder und vielleicht auch die Höhe und Breite der Schriftkolumne selbst nach gewissen Regeln festsetzten. Allein diese Regeln waren nicht immer und überall dieselben. Als feststehend ungefähr seit dem zwölften Jahrhundert darf gelten, dafs die äufseren Seiten- und Fufsränder erheblich breiter sein sollen, als die Ränder an den oberen und inneren Seiten der Kolumnen (Kreuzsteg und Bundsteg). Sehr oft findet man, dafs Kopf- und Bundsteg, Seiten- (Mittel-) und Fufssteg je unter sich gleich breit sind. Selten ist der Kopfsteg schmaler als der Bundsteg, häufig dagegen breiter, und noch öfter kommt es vor, dafs der Fufssteg breiter ist, als der Seitensteg. So kann man in zahlreichen Fällen ein stetiges Zunehmen der Randbreiten vom Bund- zum Kopfsteg, von diesem zum Seiten- (Mittel-) Steg und von diesem wieder zum Fufssteg beobachten, und da dieses Anschwellen der Randbreiten von oben nach unten für die ganze Komposition des Buches und für seinen Gebrauch vortrefflich sich eignet, habe ich darauf drei Formatgesetze begründet, die ich schon in Dresden vor Ihnen theoretisch und praktisch erläuterte.

Nun besteht für mich kaum noch ein Zweifel, dafs im Mittelalter ein den meinigen sehr ähnliches Formatgesetz vorhanden war, denn die Tendenz, die Randbreiten in der soeben gekennzeichneten Weise anwachsen zu lassen, ist in fast allen Handschriften und Wiegendrucken erkennbar. Ein solches Formatgesetz im Mittelalter bestimmt nachzuweisen, ist mir jedoch bisher nicht gelungen. Was mich dennoch bewogen hat, hier dieses Problem noch einmal zu berühren, ist folgendes.

Es giebt eine nicht ganz kleine Zahl von Handschriften, deutsche, italienische und französische, auf deren äufseren Rändern (oben, links, rechts und unten) feine, mit der Feder gezogene Doppellinien erscheinen, die mit den Begrenzungslinien der Schriftkolumnen parallel laufen und deren Abstände von den Kolumnen ein ganz ähnliches Anwachsen aufweisen wie die Ränder selbst. Die Linien, die doch einen Zweck haben müssen, und ihr wechselnder Abstand von den Kolumnen, der nicht zufällig sein kann, bin ich geneigt als Hülfsmittel zu betrachten, dessen sich die Schreiber bei der Verteilung der Seitenflächen auf Kolumne und Ränder nach einem bestimmten Gesetze bedienten. Denn sie

als Ornament anzusprechen, widerstrebt alles, was uns von der Ornamentik der mittelalterlichen Kalligraphen und Illuministen bekannt ist. Freilich habe ich auch die Ordnung dieser Doppellinien in die Form eines Gesetzes noch nicht zu bringen vermocht. Allein der Handschriften, die sich mir in Wolfenbüttel zur Untersuchung darboten, waren nur ein bis anderthalb Dutzend. Vielleicht wird sich bei der Untersuchung einer gröfseren Zahl solcher Handschriften ein meiner Vermutung günstiges Ergebnis doch noch einstellen. Sie, meine Herren, zu bitten, meine Untersuchungen fortzusetzen, wo sich Ihnen Gelegenheit dazu bietet, ist es, was mich bewogen hat, der Aufforderung unseres zweiten Obmannes, des Herrn Professors Meyer, hier das Wort zu ergreifen, zu folgen. Und wenn ich dabei etwas weiter ausgeholt habe, als es das Thema meines Vortrags verlangte, so glaubte ich doch auf Ihre Zustimmung rechnen zu dürfen, indem ich an dieser Stelle den lebhaften Anteil bezeugte, den auch wir Bibliothekare an der ästhetischen Neugestaltung des Buchs nehmen, einer Neugestaltung jedoch, die eine glückliche nur genannt werden kann, wenn sie ausgeht von dem Gegenwärtigen, dem aus den veränderten praktischen litterarischen Aufgaben des Buches heute Gewordenen, d. h. wenn sie sich mit festen Füfsen stellt auf historischen Boden.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 3. Oktober 1901,

vormittags 8½ Uhr.

Bibliotheks-Direktor Prof. Dr. Dziatzko aus Göttingen sprach über: **Die Göttinger Bibliothek in westfälischer Zeit.**

Bibliotheken pflegen, so friedlicher Natur sie an sich sind, durch wichtige politische Ereignisse jeder Art in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Nicht immer geschieht dies zu ihrem Nachteil; unter Umständen und gar nicht selten datiert auch das Zustandekommen oder eine wesentliche Vermehrung solcher Sammlungen aus den Zeiten grofser Umwälzungen. Auch die Göttinger Universitäts-Bibliothek nahm in der französisch-westfälischen Zeit an den Begebenheiten dieser Epoche unmittelbaren Anteil; namentlich sind die Absichten, welche die Machthaber damals mit ihr hatten, von besonderem Interesse. Eingehend ist diese Zeit ihrer Geschichte bisher nicht behandelt, von Saalfeld und Thimme sogar nur gestreift worden. P. Schwenke giebt in seinem Adrefsbuch darüber wesentlich richtige, aber natürlich ganz kurze Angaben.

Hannovers erste Okkupation durch die Franzosen (1803—1805) sowie die preufsische Herrschaft (im Jahre 1806) war ohne Folgen für die Bibliothek geblieben. Anderes drohte, als Hannover zum zweiten Male von den Franzosen besetzt und ein Teil des Landes mit Göttingen zum westfälischen Königreich geschlagen wurde (der andere Teil des Landes folgte erst später nach). Selbst die Existenz der Universität stand auf dem Spiele. Doch wurde, dank ihrem alten Ansehen, ihren klugen Bemühungen und guten Verbindungen das Schlimmste abgewendet; von den fünf Universitäten des Königreiches fielen nur Rintelen und Helmstedt der Neugestaltung der Dinge (im Jahre 1809 und 1810) zum Opfer. König Jérôme wurde für Göttingen interessiert; fünfmal besuchte er die Universität, dabei wiederholt die Bibliothek. Der Einbau des sogenannten historischen Saales im oberen Teile des Schiffes der alten Pauliner Kirche wurde von ihm 1810 bewilligt und bis 1812 fertiggestellt. Zwei Marmorbüsten des Königs, die er der Universität schenkte, befinden sich noch jetzt in der Bibliothek. Die Dotation der Sammlung erfuhr zunächst (1808) bei der Regelung der Etatsverhältnisse eine nur geringe Schmälerung; 1811 wurde sie sogar wieder etwas erhöht, die Gelder aber so unregelmäfsig gezahlt, dafs die Verwaltung in die gröfste Verlegenheit kam.

Zum Ersatz für die geringe Hülfe, die der Bibliothek mit barem Gelde gewährt werden konnte, sollte sie durch die handschriftlichen und gedruckten Schätze aufgehobener Bibliotheken, Kirchen und Stifter bereichert werden. Die französischen Machthaber dachten nämlich der Göttinger Bibliothek, welche gerade damals durch den Reichtum ihrer planmäfsig gesammelten Bestände an wissenschaftlich wertvoller und brauchbarer Litteratur, durch ihre grofse Liberalität und die Trefflichkeit ihrer Kataloge, wozu noch der Ruf und die hohe persönliche Bedeutung ihres Leiters J. G. Heyne kam, unter den gleichen Anstalten Deutschlands, ja Europas eine hervorragende Stellung einnahm, innerhalb des westfälischen Königreiches eine ähnliche Rolle zu, wie sie die Bibliothèque Impériale in Frankreich spielte. Läfst sich doch auch nachweisen, dafs in offiziellen Schriftstücken die Bibliothek einfach als „Königliche“ bezeichnet wurde ohne Bezugnahme auf die Universität.

Unter den einverleibten Bibliotheken waren die der Universität Helmstedt, sowie die Handschriften von Wolfenbüttel weitaus die wichtigsten; kostbare Stücke lieferten aber auch die Dome von Magdeburg und Halberstadt. Sonst handelte es sich noch um Sammlungen von Braunschweig, Gandersheim, Hildesheim, Quedlin-

burg und Riddagshausen (bei Braunschweig). Überall nahm die Göttinger Bibliotheksverwaltung nur eine sehr zurückhaltende Auswahl vor, sich vorwiegend auf Handschriften und Wiegendrucke beschränkend. Dem Umfange nach war daher die Vermehrung, welche sie durch jene Schenkungen erfuhr, nicht sehr bedeutend; ihr innerer Wert aber wäre um so schwerer ins Gewicht gefallen, hätten jene Schenkungen überhaupt Bestand gehabt. Dem war indes nicht so. Der Sturz des Königreichs Westfalen hatte noch im Jahre 1814 die Rücknahme der Schenkungsdekrete und die Auslieferung der bereits katalogisierten Drucke und Handschriften zur Folge; allein die Wolfenbütteler Manuskripte waren noch nicht ausgepackt und gingen, wie sie gekommen, zurück.

Bis 1838 (nicht nur bis 1829) zog sich das mühsame und undankbare Geschäft des Heraussuchens der einzelnen Stücke und ihrer Tilgung in den Katalogen hin. Jene Schenkungen der westfälischen Regierung sind also für die Göttinger Bibliothek nicht bloſs ohne jeden Vorteil, sondern überdies eine Quelle langer nutzloser Arbeit gewesen.

Daran schloſs sich der Vortrag von Dr. Freimann (Frankfurt a. M.): **Über hebräische Inkunabeln.**

Am Donnerstag Nachmittag fand eine Besichtigung der Straſsburger Universitäts- und Landesbibliothek statt, zu welcher sich auch zahlreiche Mitglieder anderer Sektionen eingefunden hatten. Den einleitenden Vortrag über die **Geschichte der Straſsburger Bibliothek** hielt Bibliothekar Dr. E. Marckwald (Straſsburg). Am 31. Oktober 1771 wurde, wie der Redner ausführte, die groſse öffentliche Bibliothek in Straſsburg eröffnet, die aus der Vereinigung der alten Stiftsbibliothek und der groſsherzigen Schenkung des berühmten elsässischen Historikers Joh. Daniel Schöpflin entstanden war. Am 30. Oktober 1870 erlieſs aus dem idyllischen Donauquellstädtchen Donaueschingen der damalige fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothekar Dr. Karl August Barack den Aufruf zur Neubegründung einer Straſsburger Bibliothek, der einen solchen Wiederhall fand in Deutschland, Europa und der ganzen Welt, daſs heute die kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek die drittgröſste Deutschlands, eine der gröſsten der ganzen Welt ist. An einem Oktobertage begrüſst auch die Straſsburger Bibliothek jene Fachmänner, die trotz des Vereins deutscher Bibliothekare es für angezeigt erachtet haben, auch auf der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eine bibliothekarische Sektion zu bilden. Der Redner ging sodann auf die alten Bibliotheken Straſsburgs ein, schilderte die berühmte Bibliothek des Hohen

Stifts, der Johanniterkomturei zum grünen Wörth, der Karthause u. s. w. Als erste öffentliche Bibliothek ist diejenige zu betrachten, die auf Veranlassung des grofsen Strafsburger Stättmeisters Jacob Sturm von Sturmeck im Jahre 1531 begründet wurde. Der Vortragende schilderte die Schicksale dieser Bibliothek, wie sie immer weiter wuchs, wie sie 1621 Bibliothek der neubegründeten Universität wurde, wie sie die Hinterlassenschaft der grofsen Strafsburger Gelehrten bis in das 19. Jahrhundert hinein in sich aufnahm. Mit ihr vereint bestand als öffentliche Bibliothek in Strafsburg die Stadtbibliothek, aus der erwähnten Schenkung Schöpflins hervorgegangen und durch ansehnliche Ankäufe bedeutend vergröfsert. So besafs Strafsburg im Jahre 1870 in der im Chor der Neuen Kirche (jetzt Neukirchgasse 1 bis 3) vereinigten Stifts- und Stadtbibliothek einen kostbaren Schatz von etwa 400000 Bänden und 4000 Handschriften. Darunter befand sich der *Hortus deliciarum* der Herrad von Landsberg und ferner die *Collectio Wenckeriana*, jene unersetzliche Sammlung von etwa 18000 Flug- und Streitschriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Alle diese Schätze wurden ein Raub der Flammen in der verhängnisvollen Nacht des 24. auf den 25. August 1870. Der Redner wies auf die Kontroversen hin, die sich über die Frage erhoben haben, ob eine Zerstörung der Bibliothek habe verhindert werden können oder nicht und berichtete ausführlich über die Untersuchung, die E. v. Borries über diese Frage angestellt hat. An die Stelle der alten verbrannten Bibliothek trat die heutige kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek, die jetzt über 780000 Bände in sich birgt. Zum Schlusse seines Vortrages legte der Redner den Fachgenossen die innere Organisation, den Dienstbetrieb, die Vermögensverhältnisse u. s. w. der Bibliothek dar.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 4. Oktober 1901.

Dr. F. Eichler (Graz) sprach über: **Eine Quellensammlung zur Geschichte des deutschen Bibliothekswesens.**

Der Vortragende versteht darunter zweierlei: erstens eine Sammlung in litterarischer Form niedergelegter Zeugnisse, die das Vorhandensein einer Büchersammlung erweisen, zweitens die nach einheitlichen Gesichtspunkten organisierte Thätigkeit, die zur Schaffung eines derartigen litterarischen Werkes führen soll. (Genaueres siehe im Centralblatt für Bibliothekswesen.)

Der Vortrag des Herrn Professor Haebler (Dresden), welcher leider durch Krankheit am Erscheinen verhindert war,

über **spanisches Buchwesen** wurde durch Herrn Oskar Meyer (Strafsburg) vorgelesen.

Referent ging aus von den Schwierigkeiten, welche es den deutschen Bibliotheken bereitet, sich spanische Bücher zu verschaffen, oder auch nur sich über die Erscheinungen des spanischen Büchermarktes zu unterrichten. Er begründete dieselben damit, dafs es in Deutschland fast ganz an bibliographischen und litterarischen Hülfsmitteln fehlt, und dafs auch die französischen Zeitschriften, die den spanischen Studien gewidmet sind, dafür nicht genügen, und zwar deshalb, weil es auf der Pyrenäenhalbinsel selbst an Litteraturberichten ganz gebricht, auch die Bibliographien bis jetzt noch viel zu wünschen übrig liefsen. Er gedachte der Verdienste, die sich der Herausgeber des Boletin de la libreria erworben, erwähnte die neubegründete Asociacion general de la libreria, der er kein besonders günstiges Prognostikon stellte, und begrüfste mit besonderer Freude das Erscheinen der Revista de Bibliografa Catalana, die eine empfindliche Lücke zu füllen geeignet sein wird. In der Zukunft wird man die litterarische Produktion Spaniens annähernd vollständig zu überblicken in der Lage sein.

Zu den Bibliotheken übergehend betont Referent, dafs, obwohl auch in Spanien eine Art Pflichtexemplarzwang besteht, dieselben doch nur unvollkommen ihrer Aufgabe, die gesamte geistige Produktion des Volkes für die Zukunft aufzubewahren, gerecht zu werden vermögen, weil der Staat nicht in der Lage ist, die für die Bibliotheken ausgeworfenen Dotationen auch wirklich auszuzahlen. Nicht nur die Bibliotheken, sondern auch die Bibliothekare haben darunter zu leiden. Zwar ist für eine fachmännische Vorbildung der Bibliothekare durch gesetzliche Bestimmungen Vorsorge getroffen, allein es wird kein wissenschaftlicher Geist in dem Stande grofs gezogen, im Gegenteil hat die willkürliche Anwendung des Gesetzes über die Fachbildung der Bibliothekare verschiedene verdiente Gelehrte des Standes benachteiligt. Übrigens droht dem Bestande der Bibliotheken noch ein innerer Feind in der geringen Achtung vor dem öffentlichen Eigentum, wie sie in Spanien herrscht, so dafs selbst Beraubungen der öffentlichen Sammlungen wiederholt vorgekommen sind.

Der Vorsitzende schlofs die Verhandlungen mit dem Ausdruck der Hoffnung, dafs die Teilnehmer eine angenehme Erinnerung mit nach Hause nehmen, die Sektion auch für die künftigen Philologentage sich erhalten und das nächste Mal eine gröfsere Zahl von Teilnehmern vereinigen möge. — Die Präsenzliste wies 22 Namen auf.

Orientalische Sektion.

Ebenso wie in Bremen vereinigte sich die orientalische Sektion des Philologentages von vornherein mit der deutschen morgenländischen Gesellschaft. Die Generalversammlung der letztgenannten fand

Donnerstag, den 3. Oktober

statt.

Zu Vorsitzenden wurden gewählt Prof. Dr. Nöldeke (Straſsburg) und Bibliotheksdirektor Dr. Euting (Straſsburg); zu Schriftführern Dr. Schwally (Straſsburg) und Dr. Kampffmeyer (Marburg).

In der ersten Sitzung, 8 Uhr morgens, wurde zunächst Geschäftliches verhandelt. Alsdann hielt Dr. Kampffmeyer (Privatdozent in Marburg, jetzt in Halle) einen Vortrag über:

Sprachverhältnisse in Marokko.

Redner hatte im verflossenen Frühjahr den Geographen Prof. Theobald Fischer auf einer Forschungsreise im südlichen diesseits des Atlas gelegenen Marokko (namentlich innerhalb der Provinzen Schiaḍma, ʿAbda, Dukkâla und Schâuia) begleitet und sich auch noch, als Prof. Fischer nach Europa zurückgekehrt war, weiter in Marokko aufgehalten. In seinem Vortrag erörterte Kampffmeyer den Begriff der arabischen Dialekte und hob die Bedeutung der Besonderheiten des gesprochenen Arabischen für die vergleichende semitische Sprachforschung hervor. Auf die besonderen Verhältnisse von Marokko übergehend, wies er sodann nach, daſs es in diesem fast völlig illitteraten Lande eine weitverbreitete, in ihren Besonderheiten übrigens keineswegs aus der Schriftsprache geflossene Gemeinsprache gebe. Diese Sprache habe ursprünglich einer bestimmten Stämmemischung angehört und sich von einer bestimmten Gegend aus weiterverbreitet. Sie tritt stark hervor in den uns bisher vorliegenden Proben des marokkanischen Arabischen. Insofern es aber für die Sprachgeschichte ganz wesentlich darauf ankäme, festzulegen, welche sprachlichen Formen an bestimmten Punkten nach den heutigen Verhältnissen als eigentlich volkstümlich als indigen zu gelten haben, so sei es wertvoll, da, wo es sich um die

Gewinnung von Sprachproben handele, auf die Eliminierung der Gemeinsprache Bedacht zu haben. Zum Schluſs kam Dr. Kampffmeyer auf die von ihm in seinen „Materialien zum Studium der arabischen Beduinendialekte Innerafrikas“ S. 207 ff. behandelten besonderen sprachlichen Verhältnisse zu reden. Nach den a. a. O. von ihm gesammelten Zeugnissen sei kaum daran zu zweifeln gewesen, daſs in gewissen Gegenden Centralafrikas sowie der westlichen Sahara und des äuſsersten Südens Marokkos die alten arabischen Nominal- und Verbalendungen in weitem Umfange in der täglichen Rede gebraucht werden. Nach neuen Zeugnissen, die Kampffmeyer persönlich erhielt, darf man von einer gesicherten Thatsache sprechen. Die erwähnten Verhältnisse bestehen z. B. sicher in der Gegend von Kap Juby. Wie die Thatsache des Gebrauchs jener Endungen zu erklären sei, wollte Kampffmeyer ausdrücklich dahingestellt sein lassen; man müsse genauere Materialien abwarten. Der Vortragende schloſs, indem er die Möglichkeit eines bestimmten Weges zur Gewinnung solcher neuen Materialien andeutete.

In der zweiten Sitzung, $5^1/_2$ Uhr nachmittags, sprach Prof. Leumann (Straſsburg): **Über eine indische Satire.**

Vermutlich die einzige bisher in der indischen Litteratur zu Tage getretene Satire — höchstens der Dhūrtāsamāgama wäre noch zu nennen — ist *Haribhadra's Dhūrtākhyāna*, eine in Prākrit-Strophen (Gāthās) verfaſste Schrift, die vorläufig bloſs in ein paar der indischen Regierung gehörenden Handschriften zugänglich ist. Der Verfasser macht darin die Fiktionen der brahmanischen Epen (Mahābhārata und Rāmāyaṇa) und der Purāṇa-Texte lächerlich. Das Ganze hat er in fünf Teile geteilt, jedenfalls in Nachahmung des Pancatantra (das auch Pancākhyāna genannt wird und bei den Buddhisten den Titel Tantrākhyāna führt).

An der an diesen Vortrag sich anschlieſsenden Diskussion beteiligten sich die Professoren Jacobi und Kuhn; ersterer wies auf ironische Einzelbemerkungen, letzterer auf humoristische Erzählungen hin, die innerhalb der indischen Litteratur mit dem Thema des Vortrages sich berühren.

Festbericht.

misce stultitiam consiliis brevem! —
Horat.

Straſsburg, die ehrwürdige Stadt der Kirchen und Schulen, trägt zweifellos im wesentlichen ein ernstes Gepräge. Ein Kranz von Forts, ein imposanter Festungsgürtel, zahlreiche Kasernen und die Unzahl von Uniformen auf den Straſsen erinnern den Zureisenden sofort, daſs er in einen Waffenplatz ersten Ranges eingetreten ist, einen Stützpunkt der Landesverteidigung gegen einen westlichen Gegner. Die glorreiche Wilhelma, die wertvollste Schenkung des Reichs an das Reichsland, hat seit ihrer Gründung als Arbeits-Universität gegolten, als die Stätte, wo man Doktor-Dissertationen baut und Staats-Examina besteht. Die teuere Lebenshaltung, der auf die Nerven drückende Einfluſs eines nebligen Niederung-Klimas, die schwerfällige Art der einheimischen Alemannen, der noch lange nicht ausgeglichene Gegensatz zwischen „Altdeutschen“ und Eingeborenen und manches andere will die rechte fröhliche Studentenart, die burschikose Denkweise, das harmlose desipere in loco nicht gerade leicht aufkommen lassen, im offenbaren Gegensatz zu dem feuchtfröhlichen, alleweil bräutlich schönen Musensitz Heidelberg. Die gewaltig sich ausstreckende, an modernen Prachtbauten reiche, jetzt über 150000 Bewohner zählende Hauptstadt des Elsasses, welche den entschiedenen militärischen und wissenschaftlichen Mittelpunkt des Reichslandes ausmacht, dürfte auf dem Gebiete heiterer Geselligkeit und weltmännischer Accommodation noch zunehmen und lernen: wie bei allen Parvenüs klafft hier zwischen Sein und Sollen eine Lücke. Vielleicht ist es das mehr oder weniger bewuſste Gefühl, daſs das Deutschtum hier in geselliger Hinsicht noch Eroberungen zu machen habe, das in den letzten Jahren so zahlreiche Wanderversammlungen gerade hierher, an den äuſsersten Westen des Reiches, gewiesen hat.

Auch den oft aus weiter Ferne hergereisten Philologen mag auf diesem neudeutschen Boden manches recht wunderlich vorgekommen sein, von der vermiſsten herzlichen Teilnahme der einheimischen Bevölkerung bis zu dem landesüblichen „Gruber-Bier“,

bei welchem man „nicht singen und nicht fröhlich sein“ kann. Freilich ganz so arg, wie es ein ungenannter Philologe in einem „Nachwort zur Philologen-Versammlung“ in der Kölnischen Zeitung dargestellt hat, war es nun wohl nicht. Die „Straſsburger Zeitung“, ein tapferes, von einem Alt-Elsässer redigiertes Blatt, hat Stimmung und Ausdruck zu einem herzlichen Begrüſsungs-Artikel gefunden; und daſs ein groſser Teil der im Lande angestellten Oberlehrer Grund hat, mit ihrer äuſseren Lage unzufrieden zu sein und diesem Gefühl in einer Reichstagspetition beredten Ausdruck gegeben hat, ist während der Tagung kein störender Anlaſs gewesen; denn diese Schulmänner haben auch den Prediger Salomo gelesen und wissen: alles hat seine Zeit. Am guten Willen hat es aber weder die kaiserliche Regierung noch die Stadtbehörde noch die Universität fehlen lassen, um bei den zahlreichen Gästen auch eine Feststimmung zu erzielen und zu erhöhen.

Draufsen in der Neustadt, an der Ruprechtsauer Allee, gegenüber dem Eingang in den an schönen alten Bäumen und künstlichen Anlagen reichen Stadtgarten (merkwürdigerweise noch „Orangerie“ genannt) steht die Wirtschaft zum „Bäckehiesel“. Hier fand am Montag, den 30. September 1901, der Begrüſsungs-Abend statt. Der groſse, im französischen Königsstil gehaltene Festsaal konnte auch mit Zuhülfenahme der Veranda die Gäste kaum fassen, ganz im Gegensatz zu dem geradezu kümmerlichen Besuch des Gymnasialvereins, der tags zuvor ebenda zusammengetreten war. Eine Ansprache des ersten Vorsitzenden begrüſste und erläuterte: am schönsten war aber das Wiedersehen alter Studienfreunde und ehemaliger Amtsgenossen, wie es an diesem ersten Abende unzählige Male vor sich ging und nach deutscher Gepflogenheit durch kräftigen Händedruck und ausgiebigen Männertrunk gefeiert wurde.

Daſs in den nächsten Tagen die Sehenswürdigkeiten der Stadt von Hunderten aufgesucht wurden, versteht sich. „Wo Gutenbergs Kunst einst gelungen, wo Erwin sein Münster erbaut“, giebt es viel in Augenschein zu nehmen. Die weltberühmte Kathedrale spiegelt bekanntlich „alle Entwicklungsstufen mittelalterlicher Baukunst wider, von dem frühesten romanischen Stil bis zur reichsten Spätgotik“. Hier die erste Anlage des Bischofs Wernher, Krypte und Vierung — dort Erwins Pracht-Fassade — oben der Turmhelm von Johann Hültz: da galt es zu schauen, zu vergleichen, zu studieren! Das Frauenhaus mit den alten Plänen und Skulpturen, das städtische, früher bischöfliche Schloſs mit Gemälde- und Altertumssammlung, die evangelische Thomas-

kirche mit Pigalles Marmordenkmal des Marschalls Moritz von Sachsen, ferner die Prachtbauten der Neustadt, Kaiserpalast wie Landesausschufsgebäude und Landesbibliothek sahen in diesen Tagen viele kunstsinnige und kunstverständige Besucher; und mancher wird bedenklich den Kopf geschüttelt haben, wenn er an dem in schreienden Jahrmarktsfarben erneuerten Portal der Jung-St.-Peterskirche vorbeikam.

Mittwoch um zwei Uhr vereinigten sich die Mitglieder in der Hauptrestauration der „Orangerie“ zum Festessen. Es war eine stattliche Corona, die hier zusammenkam, und fröhlich ist es hergegangen. Der Philologe teilt mit anderen vernünftigen Menschen die Eigenschaft, dafs er lieber gut ifst als schlecht; und, Vater Lyaeus,

non ille, quamquam Socraticis madet
sermonibus, te negleget horridus!

Während die einzelnen Schüsseln des ausgesuchten Mittagessens die verdiente Würdigung fanden, lösten sich alle Zungen; und in allgemeinen Tischreden herrschte fast Überschwang. Leider hinderte die schlechte Akustik der grofsen Halle das Verständnis vielfach.

Prof. Schwartz brachte das Kaiserhoch aus, das begeisterte Aufnahme fand.

Darauf ergriff Geheimrat Dr. Jäger (Bonn) das Wort zu einer Ansprache, die er in ein Hoch auf Statthalter und Landesregierung sowie auf den Bürgermeister Back ausklingen liefs. Zwei Namen, so sagte er, würden künftig in der Chronik der Stadt Strafsburg und der Elsässer glänzen: der fürstliche Name Hohenlohe und der bürgerliche Back. Sie seien späteren Geschlechtern ein Beweis, dafs in dem neuen Deutschland Fürst und Bürger wetteifernd dem Vaterlande ihre Dienste weihen. Noch anderes aber könne die Nation dem entnehmen, was sie aus diesen Tagen, aus den Verhandlungen des Philologentages, in der Chronik lese — dafs mit der Einheit Deutschlands zugleich jedem einzelnen seine Heimat neu geschenkt sei in einem höheren Sinne, als Teil des grofsen Ganzen. Früher habe man das Hoch auf eine Regierung mit einem gewissen verbissenen Vorbehalt gehalten; jetzt aber sei das anders geworden und das für ein Volk allein würdige Verhältnis gewonnen, indem anerkannt werde, wie beide gemeinschaftlich für des Vaterlandes Wohl arbeiten. So geben auch wir den Männern, die im Dienste der Nation dieses schöne zurückgewonnene Land regieren, ihre Ehre. Der Fürst-Statthalter, die Regierung dieses Landes und dieser Stadt, sie leben hoch!

Nach kurzer Pause antwortete im Namen der Regierung Unterstaatssekretär v. Schraut:

Verehrte Herren! Ich danke dem geehrten Herrn Vorredner herzlich für die freundlichen Worte, welche er an uns zu richten die Güte hatte. Wir alle sind von der grofsen Bedeutung überzeugt, die Ihre Thätigkeit für das staatliche Leben hat. Gipfeln doch alle Ihre Bemühungen und Bestrebungen Ihrer Arbeit in einem Punkt der grofsen Aufgabe der Erziehung der Jugend, die mitbestimmend ist für das Wohl oder Wehe des Staates. Mit Recht sagte gestern ein Redner, die Jugend solle nicht im Genufsleben untergehen; ich möchte hinzufügen, sie soll auch nicht dem öden Pessimismus sich hingeben, den so manche thörichte Richtungen unserer Zeit predigen. Ganze Männer zu werden, lebensfroh und lebensstark, die das weiter bauen, was ihre Väter erreicht und aufgebaut haben, mufs das Ziel der Jugend sein, und dafür, dafs Sie die Jugend hierzu erziehen, dankt Ihnen die Welt. In diesem Sinne mildert sich auch die Streitfrage, ob humanistische oder Realbildung. Es ist für beide Methoden genug Raum. Dafs die Tüchtigsten aus jedem Stande und in jedem Stande in den Vordergrund treten, ist das Lebensinteresse des Staates, und wer in die Volksseele blickt, weifs, welche tiefe Sehnsucht in allen Schichten, gerade auch in der untersten, nach Ausbildung besteht. Jedes echte Bildungsmittel hat daher sozialen Nutzen. Eines möchte ich besonders betonen: die Erhaltung unseres idealen Lebens, das unsere grofsen Geister im Staatswesen, in Wissenschaft und Kunst uns überliefert haben, mit dem das deutsche Wesen steht und fällt. Wer in seinem Berufe in dem materiellen Leben steht, in dem sich eine Welt von Gegensätzen und sich widerstreitenden Interessen bewegt, fühlt aus tiefer Seele die befreiende Gewalt, die unser Schatz von Idealen gewährt. Ihre Verhandlungen, geehrte Herren, zeigen, dafs Ihr ganzes Wirken von diesen Zielen geleitet ist. Es ist daher nicht leere Form, sondern ein wirkliches Herzensbedürfnis, wenn wir heute einen Trinkspruch ausbringen auf die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner lebe hoch!

Da Bürgermeister Back am Erscheinen verhindert war, so erwiderte Ministerialrat Dr. Albrecht auf die ehrenden Worte, die Oscar Jäger dem Leiter der Stadt gewidmet hatte. Der Philologentag sei zum mindesten ebenso sehr der gebende Teil wie die Stadt Strafsburg. Sein Hoch gelte der gemeinschaftlichen Arbeit der deutschen Schule!

Prof. Cauer weihte sein Hoch den Damen.

Wer als Sohn, Bruder, Vater oder Ehemann den segensreichen Einfluſs der weiblichen Natur an sich erfahren habe, müsse diesem aus vollem Herzen zustimmen. Goethe sage: Gegen groſse Vorzüge gebe es kein Rettungsmittel als Verehrung und Liebe. Dieses haben die Männer den Frauen gegenüber früh erkannt und bethätigt. Es bleibt aber die Frage, in welcher eigentümlichen Form der Philologentag den Frauen seine Huldigungen darbringen kann. Die Bedeutung der Frauen für diese Versammlung liegt darin, daſs sie berufen sind, den schulpolitischen Konflikt unserer Zeit zu lösen. Das Neueste hierin ist, daſs versucht werden soll, verschiedene Bildungsweisen nebeneinander als gleichberechtigt einzuführen. Unter den Bedenken hiergegen verdient eines besondere Beachtung, daſs nämlich dann ein Riſs durch die Nation gehen und die verschiedenartig vorgebildeten Männer sich nicht mehr verstehen würden. Daſs ein solcher Einwand nicht richtig ist, wird am sichersten dadurch bewiesen, daſs selbst die scharfen Gegensätze zwischen Mann und Frau, von denen die einen Lateinisch und Griechisch können, die anderen nicht, sich in die schönste Verständigung auflösen, die es auf Erden giebt. So sind die Frauen berufen, im Kreise der Männer und speziell der Philologen das gegenseitige Verstehen zu begründen. Daſs sie diesen Beruf immer zahlreicher erkennen und wirksamer ausüben mögen, darauf wollen wir unser Glas leeren.

Noch manche andere Rede erfreute und zündete — soweit man sie verstehen konnte. Wir erwähnen noch besonders Prof. Schneegans (Würzburg), der mit Glück einen launigen Ton anschlug. Allmählich ging die Einzelrede unter in den Wogen der Fidulität.

Donnerstag abends gab die Landesregierung den Mitgliedern und ihren Damen ein Fest in der Orangerie. Ein prächtiges Feuerwerk an dem (künstlich geschaffenen) See gefiel ausnehmend. Das Wasserwerk rauschte, in origineller Beleuchtung, von der (ebenfalls künstlich errichteten) Felsenhöhe hinab. Schöne Militärmusik, ein trefflicher Imbiſs mit Gänseleber und Hummersalat, sehr angenehmer Münchner Stoff! Danach wurde von Liebhabern die „Kunkelstube“ aufgeführt, ein elsässisches Volksstück von Landgerichtsrat Brachvogel, das Paradestück des Vogesenklubs. Den Haupterfolg hatte freilich Albert Borée, der Komiker des hiesigen Stadttheaters, mit einem selbstgemachten, meisterlich vorgetragenen Festgedicht. Wir können es uns nicht versagen, zwei Proben daraus mitzuteilen.[1])

1) Vollständiger Abdruck in der „Straſsburger Post“, der wir auch einige Redeberichte entnommen haben.

Wir müssen zunächst das Wesen einmal
Der Philologie erörtern:
Sie handelt von der Sprache zumeist,
Die Sprache besteht aus Wörtern;
Wo kamen aber die Wörter her,
Des Denkens rastlos Getriebe?
Adam und Eva kannten nur
Die wortlose Sprache der Liebe;
Da brachte die Schlange das Tafelobst,
Damit das Verhängnis wandre,
Und über den Apfel kam es zum Streit —
Und da gab ein Wort das andre!
So war denn die Sprache auf der Welt,
Sie sahen sich an und lachten,
Als man sie hinauswarf, geschah es dann,
Daſs sie sich Gedanken machten.
Und als sie erst das Denken erfaſst,
Da waren sie heiter wie nie,
Und Adam rief: „Hipp, hipp, hurra!
Wir haben die Philologie!
Jetzt", sagte Adam, „sprechen wir
Zunächst mal von der Methode,
Die Sache selbst ist ein Nebending,
Die Anschauung ist Mode!
Bei Hölzel in Wien bestelle ich mir
O Eva, Tafeln von Pappe,
Damit ich mit den Begriffen nicht
In dunkle Gefilde tappe;
Wir hätten's bequemer zwar in der Natur,
Doch ist mir darum nicht bange.
Es geht auch so: Der Apfel — la pomme
Und le serpent — die Schlange,
Le coup de pied — der Fuſstritt, au!
Und le repentir — die Reue —
Ich lob' im neusprachlichen Unterricht
Die Anschauung stets aufs neue!
Und schaue ich dich, o Eva, an,
Gesteh' ich, dein treuester Knappe:
Von Pappe sind die Tafeln nur,
Doch du, das Abbild der Natur,
Nein, du bist nicht von Pappe!" —
So sagte Adam. — Wer's nicht glaubt,
Der frage nach in Ägypten,
Dort fand man die ganze Historie in
Papyros-Manuskripten;

Nicht nur des Alexander Grab,
Auch Adams Grab ist zu sehen.
Da liegt er tot und hält ein Bild,
Vor dem uns die Blicke vergehen,
Der eine sagt, 's ist die Cleopatra,
Der andere: die Genoveva,
Professor Euting weiſs es genau
Und hält das Bild für die Eva!

Und zum Schlusse:

Wer immer mal die Schulbank drückte,
Wen je die Universität
Der Prosa unsres Seins entrückte
In das Gebiet der Fakultät,
Der hat die Nase oft gerümpft
Ob aller Weisheit Alphabet,
Und manches liebe Mal geschimpft
Auf das, was ihm der Pädagoge
Vom eignen Herzblut eingeimpft.
Wenn dann des Lebens Donnerwoge
Die Jahre so zu Haufen fegt,
Dann lauscht man wohl dem Dialoge —,
Im innersten Gemüt bewegt —,
Den unser Herz mit unsrem Geiste
Erinnerungsweich zu halten pflegt!
Dann denkt man derer, die das meiste
Von Hoffnung, Liebe, Traum und Glück
In unser Herz, das oft verwaiste,
Hineingelegt mit weisem Blick;
Dann ruft man sich ihr Bild, das treue,
Mit leiser Wehmut gern zurück,
Daſs die Erinnrung es erneue!
Und ist es oft auch tief versenkt,
Man denket sein, wie man in Treue
Des besten Kameraden denkt!
Wie oft ist dies der einz'ge Lohn,
Den man dem alten Lehrer schenkt!
Und doch ist solche Vision
In traumumfang'ner Dämmerstunde
Das Schönste, was der Erdensohn
Dem zollen kann, mit dem im Bunde
Er einstmals lernte, stritt und rang;
Das rauscht, wie in geweihter Stunde
Des Kirchenchores Lobgesang;
Das füllt das Herz mit raschen Schlägen,
Und — ach so spät — wallt heiſser Dank

Dem Jugendlehrer dann entgegen!
Den Pädagogen Gruſs und Heil
Auf allen ihren Lebenswegen,
Und unsres Dankes besten Teil!

Am Freitag, abends 7 Uhr, fand im Stadttheater die Festvorstellung statt. Man gab: Orestie, Trilogie von Aischylos, übersetzt von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf, für die Bühne eingerichtet von Oberländer, Musik von Schillings. Über die herrliche Dichtung urteilte die „Straſsburger Zeitung“ wie folgt:

Der Berliner Professor will uns Modernen das Drama des griechischen Dichters mindestens so verständlich machen, wie den Athenern das Original war; denen, die nach dem reinen Lebenswasser einer groſsen echten Kunst dürsten, will er dienen. Mit welcher Hingabe er an diese hohe Aufgabe herangetreten ist, mit welchem Erfolg er sie gelöst hat, ist bekannt. Das sind keine bloſsen Übertragungen, das sind Nachdichtungen aus dem Geist des Griechentums heraus, in den der Verfasser sich mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu versenkt, dessen religiös-sittlicher Gehalt es ihm angethan hat. Und so hat er in den Einleitungen, die er der Übersetzung jedes Dramas vorausschickt, besonderen Fleiſs darauf verwendet, dem Leser das Verständnis für die religiöse Gedankenwelt zu erschlieſsen, die ihren Niederschlag in dieser Tragödie gefunden hat, und eine richtigere Beurteilung derselben anzubahnen. Das Hellenentum gewinnt an religiöser Kraft und Tiefe in der neuen Beleuchtung, und man kann nur wünschen, daſs der gelehrte Verfasser Zeit finde, um uns seine Auffassung von griechischer Religion einmal im Zusammenhang zu entwickeln.

Die Straſsburger Aufführung war jedenfalls aufs sorgfältigste vorbereitet, und man darf wohl behaupten, daſs die Kräfte der hiesigen städtischen Bühne (die ohne jede staatliche Subvention auskommen muſs) für die groſse Aufgabe ausreichten. Die Regie lag in der Hand von Leo Ackermann, den Dirigentenstab führte Richard Fried. Georg Brunow spielte den Agamemnon, Elisabeth Kramer die Klytämnestra. Besonders gut war Franz Peschel als Orestes, Maxim. Wilhelmi als Führerin des Eumeniden-Chors. Die Inszenierung, so urteilte ein hiesiges Blatt, war mit liebevollster Sorgfalt durchgeführt und trug nicht wenig dazu bei, die Stimmung schon äuſserlich zu schaffen, die die gewaltige Dichtung für sich in Anspruch nimmt.' Diese Sorgfalt erstreckte sich auch auf Kostüme, Masken und dergleichen und schuf so in stilvoller Einheitlichkeit ein harmonisches Bild althellenischen Lebens, durch

die moderne Bühne allerdings etwas in moderne Beleuchtung gerückt. Kostüme und Masken der Erinnyen waren von einer Realistik, der das Grauen innewohnt und die in Verbindung mit den verderbenschweren Worten Schauder erweckte.

Reicher Beifall des bis auf den letzten Platz gefüllten Hauses lohnte den Künstlern und denen, die sich hinter den Kulissen um die Inszenierung verdient gemacht hatten. —

Einen vortrefflichen Abschluſs fanden die Festlichkeiten durch einen gut vorbereiteten Vogesenausflug. Der Sekretär des Centralvorstandes des Vogesenklubs, Prof. Dr. Bechstein, zur Zeit wohl der beste Kenner unsers Grenzgebirges, hatte jede Einzelheit dieser Tour voraus überlegt und die genauen Angaben im „Tageblatt“ abdrucken lassen. Ihm ist es auch im wesentlichen zu verdanken, daſs trotz der enormen Anzahl der Teilnehmer alles zur Zufriedenheit, wenigsten der billig denkenden, ausfiel. Ein Sonderzug brachte die Mitglieder Sonnabend morgens von Straſsburg über Schlettstadt nach der Station Wanzel. Von hier machte man den zweistündigen Aufstieg nach der jetzt so viel genannten Ruine Hohkönigsburg. Das interessante, jetzt in Wiederherstellung begriffene Bauwerk wurde unter sachgemäſser Führung besichtigt und der Rückweg auf verschiedenen Wegen angetreten. Rüstige Wanderer gingen über Thannenkirch nach den Rappoltsteiner Schlössern und nahmen ihr Abendessen in Rappoltsweiler ein. Der Sonderzug vereinigte wieder alle Teilnehmer und brachte sie um 10 Uhr abends nach Straſsburg zurück.

Während des Aufenthalts auf der Ruine hat Photograph Klinger ein wohlgelungenes Gruppenbild hergestellt.

Der Festausschuſs bestand aus den Herren Prof. Dr. Euting, Gymnasialdirektor Dr. Veil und Oberlehrer Dr. von Borries, als Bureauleiter fungierte Oberlehrer Dr. Ruhland.

Festschriften und Festgaben.

1. Straſsburger Festschrift zur 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, herausgegeben von der Philosophischen Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität. Mit acht Abbildungen im Text und einer Tafel. Straſsburg, Trübner, 1901. Enthält folgende 23 Abhandlungen:

Adolf Michaelis, Georg Zoegas Betrachtungen über Homer
Th. Nöldeke, Über einige Edessenische Märtyrerakten.

Eduard Schwartz, Agamemnon von Sparta und Orestes von Tegea in der Telemachie.
Ernst Martin, Die deutsche Lexikographie im Elsafs.
Gröber, Altfranzösische Glossen.
Emil Koeppel, Zur Semasiologie des Englischen.
H. Hübschmann, Armeniaca.
R. Henning, Aus den Anfängen Strafsburgs.
Paul Horn, Zahlen im Schâhnâme.
Friedrich Schwally, Zur ältesten Baugeschichte der Moschee des ʿAmr in Alt-Kairo.
Bruno Keil, Eine Zahlentafel von der athenischen Akropolis.
R. Reitzenstein, Scipio Aemilianus und die stoische Rhetorik.
Wilhelm Spiegelberg, Der Name des Phoenix.
Adolf Krazer, Die Reduzierbarkeit Abelscher Integrale.
H. E. Timerding, Die Geometrie der linearen Funktionen.
Kromayer, Die Chronologie des dritten heiligen Krieges und des Krieges Philipps mit Byzanz.
C. Varrentrapp, Nicolaus Gerbel. Ein Beitrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Lebens in Strafsburg im 16. Jahrhundert.
Harry Breſslau, Kanzleigebühren unter Heinrich VI. (1191).
† E. Sackur, Die Quellen für den ersten Römerzug Ottos I.
Hermann Bloch, Ein karolingischer Bibliothekskatalog aus Kloster Murbach.
Wilhelm Windelband, Zu Platons Phaidon.
Eduard Thraemer, Die Form des hesiodischen Wagens.
Karl Johannes Neumann, L. Junius Brutus, der erste Konsul.

2. Strafsburger Antiken von Ad. Michaelis. Festgabe für die archäologische Sektion der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von dem Kunstarchäologischen Institut. Mit 45 Abbildungen. Strafsburg, Trübner, 1901.
3. Schulreden von Dr. H. Veil, Gymnasialdirektor. Besondere Beilage zum Jahresbericht des Protestantischen Gymnasiums. Strafsburg, Heitz & Mündel, 1901.
4. Beiträge zur Schul- und Erziehungsgeschichte von Elsafs-Lothringen. Gewidmet von der Gruppe Elsafs-Lothringen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin, A. Hofmann, 1901.

5. R. Forrer, Über Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Nagada u. s. w. in Ober-Ägypten und über europäische Parallelfunde. Strafsburg, Trübner, 1901. (Achmim-Studien I.)
6. Beschreibung der Stadt Strafsburg und des Münsters von Prof. Dr. Julius Euting. Strafsburg, Trübner, 1901.
7. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsafs-Lothringens, herausgegeben vom Vogesen-Club. Bd. XVII. Strafsburg, Heitz & Mündel, 1901.
8. Deutsche Geschichtsblätter, Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Dr. Armin Tille.
9. Wochenschrift für klassische Philologie 1901. Nr. 40 (vom Verleger Hermann Heyfelder).
10. Die deutsche Schule in Johannesburg (Broschüre).[1])

1) Bei dem günstigen finanziellen Abschlufs der Philologenversammlung konnte dem „Fonds für Johannesburg" von seiten des Präsidiums die Summe von 228,75 Mark zugewiesen werden.

Liste der (483) Teilnehmer

an der

46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Abicht, Dr. A., Regierungsassessor, Posen
Abicht, Dr. E., Oberl., Kattowitz
Ableiter, Dr., Oberstudienrat, Stuttgart
Albrecht, Dr., Ministerialrat, Straſsburg
Albrecht, Prof. Dr., Colmar
Altendorf, Prof., Offenbach a. M.
Anthes, Dr., Oberl., Wesel
Arnold, Dr. R. F., Privatdozent, Wien
Ascherson, Ferd., Prof. Dr., Berlin
Atorf, wiss. Hülfsl., Straſsburg
Auer, Kandidat, Hagenau
Ausfeld, Prof., Baden-Baden
Ausfeld, stud. phil., Straſsburg

Bach, Dr., Direktor, Straſsburg
Back, Dr., Oberl., Pfalzburg
Baist, Gottfr., Prof Dr., Freiburg i. B.
Ballauff, Prof., Straſsburg
Baltzer, Direktor, Marienwerder
v. Bamberg, Prof. Dr., Gotha
Bartels, Dr., Oberl., Hannover
Bartels, R., Berlin
Barth, Prof. Dr., Straſsburg
Bartholdy, Prof., Straſsburg
Bartholomae, Prof., Gieſsen
Bauer, Direktor, Colmar
Baumann, Karl, Prof., Mannheim
Baumann, Armand, Prof., Mannheim
Becher, Dr., Dresden
Bechstein, Prof. Dr., Straſsburg
Becker, Prof., Budapest
Becker, Dr., Straſsburg
Beckmann, Ernst, Oberl., Bischweiler
Beckurts, Prof., Braunschweig
Bednarski, Gymnasial-Direktor, Krakau
Beecke, cand. phil., Straſsburg
Beetz, Dr., Straſsburg
Bernays, Dr., Straſsburg
Bernoulli, Prof., Vitznau
Bethe, G., Prof. Dr., Basel
Beyer, Oberl., Bischweiler
Bezold, C., Dr., Heidelberg
Bieligk, Dr. E., Züllichau
Blase, Dr. Direktor, Mainz
Blaum, Prof., Straſsburg
Bloch, Hermann, Dr., Privatdozent, Straſsburg
Bloch, Bernhard, Prof., Straſsburg
Blümner, Prof., Zürich
Boeckel, Dir., Heidelberg
Bohm, Oberl., Bremen
Bohn, Alfred, Oberl., Hagenau
Bojunga, Dr. phil., Hannover
Bölte, Dr., Oberl., Frankfurt
Bombe, Dr., Oberl., Friedeberg
de Boor, Prof. Dr., Breslau
Bormann, Eugen, Prof. Dr., Wien
v. Borries, Dr., Oberl., Straſsburg
Brachvogel, Landgerichtsrat, Straſsburg
Brandenburg, Oberl., Perleberg
Breſslau, Prof. Dr., Straſsburg
Bretzl, stud. phil., Straſsburg
Brokate, Dr., Oberl., Straſsburg
Brzoska, Dr., Oberl., Saarburg
Buck, Dr., Oberl., Colmar
Bünger, Karl, Prof. Dr., Straſsburg
Bürger, Oberl., Blankenburg
Busche, Dr., Oberl., Leer

van Calker, Prof. Dr., Straſsburg
Caspari, W., Prof., Mannheim
Cauer, Paul, Dr., Gymn.-Dir., Düsseldorf
Cillie, stud., Straſsburg
Cramer, Oberl., Düsseldorf
Crohn, Hermann, Dr., Oberl., Buchsweiler
Cron, Joseph, Dr., Oberl., Straſsburg
Crönert, Dr. phil., Bonn

Dahlem, Oberl., Straſsburg
Dammann, Dr., Sobernheim
Dieterich, Prof. Dr., Gieſsen
Döhle, Prof. Dr., Straſsburg
Doehler, Dr., Oberl., Hannover
Dorfeld, Dr., Realschuldirektor, Oppenheim
Döring, Prof. Dr., Straſsburg
Dörr, Prof. Dr., Metz
Dreyfuſs, Oberl., Straſsburg
Dürr, Prof. Dr., Cannstatt
Dürr, Prof., Karlsruhe
Dworski, Landesschulinspektor, Lemberg
Dziatzko, Geheimrat, Oberbibliothekar, Göttingen

Ebert, Prof., Karlsruhe
Eckerts, Dr., Oberl., Zabern
Egelhaaf, Dr., Rektor, Stuttgart
Ehrhard, Prof. Dr., Straſsburg
Ehrismann, G., Prof. Dr., Heidelberg
Ehrismann, H., Dr., Oberl., Straſsburg
Ehrmann, Prof., Baden-Baden
Eichel, Paul, Prof., Metz
Eichler, Ferd., Dr., Graz
Elster, Prof. Dr., Marburg
Elter, Prof. Dr., Bonn
Engel, Straſsburg
Enthoven, Prof. Dr., Straſsburg
Erdmann, Prof. Dr., Straſsburg
Ettlinger, E., Dr., Karlsruhe
Euting, Prof., Bibl.-Direktor, Straſsburg

Fabricius, Ernst, Prof., Freiburg
Faust, Prof. Dr., Mülhausen
Fejerpataky, Ungar. Nat.-Museum, Budapest
Ficker, Prof. Dr., Straſsburg
Finsler, Dr., Bern
Fischer, Aug., Prof. Dr., Leipzig
Fischer, Oberl., Karlsruhe
Fliegen, Joh., Oberl., Straſsburg
Forrer, Dr., Schriftsteller, Straſsburg
Francke, Lycealdir., Straſsburg
Frantz, Wilh., Dr., Oberl., Straſsburg
Freimann, Dr., Bibliothekar, Frankfurt
Friedersdorff, Dr., Direktor, Halle
Friedländer, Geheimrat, Straſsburg
Fritzsche, Robert, Dr., Custos, Gieſsen
Fritz, Dr., Oberl., Straſsburg
Fritze, Prof. Dr., Bremen
Froitzheim, Prof. Dr., Straſsburg
Funck, Dr., Schulrat, Sondershausen

Ganzer, Prof. Dr., Freiburg
Geller, Prof. Dr., Straſsburg
Gelshorn, Prof., Straſsburg
Gerland, Prof. Dr., Straſsburg
Gfrörer, Dr., Oberl., Colmar
Giesecke, Alfred, Dr., Buchhändler, Leipzig
Gneiſse, Prof. Dr., Straſsburg
Goessgen, Dr., Oberl., Weiſsenburg i./E.
Goetze, Adolf, Dr., Leipzig
Graf, E., Gymn.-Lehrer, Winterthur
Grober, Direktor, Gebweiler
Gröber, G., Prof., Straſsburg
Groene, Dr., Oberl., Buchsweiler
Gropius, Richard, Prof., Weilburg
Groſsmann, Heinrich, Dr., Oberl., Saargemünd
Gruber, Generalsekretär, Straſsburg
Gunning, J. H., Dr., Privatdozent, Univers. Utrecht
Günther, Dr., Bibliothekar, Leipzig
Gurlitt, Ludw., Dr., Steglitz

Haccius, Oberl., Weiſsenburg
Haegele, Oberl., Straſsburg
Hahn, Prof. Dr., Straſsburg
Halstenbach, Prof. Dr., Straſsburg
Harbordt, Prof. Dr., Straſsburg
Harbsmeier, Probekandidat, Weiſsenburg
Hartwig, Geh. Regierungsrat, Frankfurt a. M.
Hasse, Dr., Oberl., Markirch
Haug, F., Geheimrat, Mannheim
Hauler, Prof., Wien
Hauſsmann, Dr., Senatssekretär, Straſsburg
Häuſsner, Dr., Gymnasial-Direktor, Baden-Baden
Hausrath, A., Prof. Dr., Karlsruhe
Hege, Fr., Prof. Dr., Blaubeuren
Heinze, Prof., Berlin
Helm, Dr., Privatdozent, Gieſsen
Helmbold, Gymnasialdirektor, Mülhausen
Helmer, L., Oberl., Barr
Henning, R., Prof. Dr., Straſsburg
Heraeus, W., Dr., Offenbach
Herbig, M., Oberl., Barr
Herbrecht, H., Dr., Oberl., Straſsburg
Herrmann, Arnold, Gymnasialdirektor, Metz
Hertling, Karl, Dr., Straſsburg
Herzog, R., Dr., Privatdozent, Tübingen
Heyne, Moritz, Prof., Göttingen

Hillebrandt, Prof. Dr., Breslau
Hirsch, Lehramtspraktikant, Mannheim
Hirzel, D., Rektor, Ulm
Hoeber, Oberl., Straſsburg
Hoefer, Ulrich, Dr., Oberl., Saarbrücken
Hoffmann, Dr., Oberl., Wiesbaden
Hoffmann, Gustav, Oberl., Straſsburg
Hoffmeister, Gymnasiall., Straſsburg
Holländer, Prof. Dr., Straſsburg
Holster, Prof. Dr., Leipzig
Holtzmann, H., Prof. Dr., Straſsburg
Holtzmann, R., Dr., Straſsburg
Holtzmann, L., Direktor, Zillisheim
Hoogenhout, Wellington (Kapland)
Hoops, Prof. Dr., Heidelberg
Höpffner, E., stud. phil., Straſsburg
Horn, P., Prof. Dr., Straſsburg
Hornemann, Prof., Hannover
Horning, Prof. Dr., Straſsburg
Hörnle, Oxford
Horst, Karl, Dr., Oberl., Straſsburg
Hoyer, Oberl., Zabern
Hubrecht, M., Straſsburg
Hübschmann, Prof. Dr., Straſsburg
Hüdepohl, Prof., Straſsburg
Hünerwadel, W., Dr., Zürich
Hüttemann, Gymnasialdirektor, Schlettstadt
Hynitzsch, Prof., Quedlinburg.

Ignatius, Prof. Dr., Straſsburg
Imelmann, J., Prof., Berlin.

Jacob, Georg, Prof., Erlangen
Jacobi, Hermann, Prof., Bonn
Jaeger, Karl, Hülfsl., Straſsburg
Jaeger, Oskar, Geheimrat, Bonn
Jahn, Dr., Oberl., Sobernheim
Jamelin, Dr., Oberl., Björneborg
v. Jan, Dr., Oberl., Straſsburg
Jaschke, Dr., Straſsburg
Johansson, K. F., Prof., Upsala
Jordan, Dr., Oberl., Bischweiler.

Kaegi, A., Prof. Dr., Zürich
Kahlenberg, stud. phil., Straſsburg
Kampffmeyer, Dr., Marburg
Kannengieſser, P., Prof. Dr., Straſsburg
Kauer, Robert, Prof. Dr., Wien
Kehrbach, Prof., Charlottenburg
Keil, Bruno, Prof. Dr., Straſsburg
Kelter, Dr., Hamburg
Keune, Museumsdirektor, Metz
Kewitsch, Prof. Dr., Freiburg
Klett, Prof. Dr., Karlsruhe
Kluſsmann, Rud., Dr., Gera
Knod, Prof. Dr., Straſsburg
Koch, Dr., Oberl., Straſsburg
Kohl, Prof. Dr., Kreuznach
Köppel, Prof. Dr., Straſsburg
Köritz, Dr., Oberl., Straſsburg
Köster, Prof. Dr., Leipzig
Köster, stud., Straſsburg
Kramer, Franz, Dr., Düsseldorf
Kraus, Privatdozent, Wien
Kröber, Dr., Straſsburg
Krebs, wissensch. Hülfsl., Barr
Kromayer, Geheimrat, Straſsburg
Kromayer, Dr. phil., Straſsburg
Krug, Prof., Straſsburg
Krüger, Max, Oberl., Metz
Kühl, Dr., Oberl., Colmar
Kuhn, Ernst, Prof. Dr., München
Kulczynski, Dr., Gymnasialdirektor, Krakau.

Lagrèze, Prof., Straſsburg
Laemmel, wissenschaftl. Hülfsl., Straſsburg
Lambel, Prof., Reg.-Rat, Prag
Landauer, Prof., Straſsburg
Landmann, Dr., Oberl., Zillisheim
Lange, Adolf, Dr., Dir., Höchst
Langenbeck, Prof. Dr., Straſsburg
Laqueur, Prof. Dr., Straſsburg
Lautenschläger, Oberl., Darmstadt
Lehmann, C. F., Dr., Privatdozent, Berlin
Leitschuh, Prof. Dr., Straſsburg
Lempfrid, Dr., Direktor, Hagenau
Lenel, Prof. Dr., Straſsburg
Leo, F., Prof. Dr., Göttingen
Leumann, Prof. Dr., Straſsburg
Lewy, Dr., Oberl., Mülhausen
Lienhart, Dr., Realschuldirektor, Markirch
Liermann, Dr., R.-G.-Direktor, Frankfurt a. M.
Limberger, Prof., Mannheim
Lindstedt, Prof. Dr., Straſsburg
Lipps, Dr., Straſsburg
Lohr, Prof. Dr., Wiesbaden
Lommatzsch, E., Dr., Privatdozent, Freiburg
Loomann, Oberl., Linden
Lorentz, Dr., Münster
Louis, Oberl., Schlettstadt
Loyson, Dr., Straſsburg
Luckenbach, Prof. Dr., Karlsruhe
Lückstäde, Oberl., Gebweiler

Lupus, Bernhard, Prof. Dr., Strafsburg
Lyall, Generalgouv. der indischen Provinzen, London

Marckwald, Dr., Bibliothekar, Strafsburg
Martin, Ernst, Prof. Dr., Strafsburg
Martin, Prof.. Bern
Marx, August, Prof. Dr., Karlsruhe
Mathy, Direktor, Konstanz
Matschky, Direktor, Krotoschin
Maurer, K., Prof. Dr., Darmstadt
Meier, Oberl., Düsseldorf
Meier, Konr., Dr., Oberl., Dresden
Meltzer, Prof. Dr., Maulbronn
Menton, Prof., Durlach
Mentz, Dr., Bibliothekar, Strafsburg
Mentz, Georg, Prof. Dr., Jena
Metzung, Prof. Dr., Strafsburg
Meusel, H., Dr., Berlin
Meyer, Rechtsanwalt, Strafsburg
Meyer, Georg, Oberl., Hagenau
Meyer, Heinrich, Oberl., Strafsburg
Meyer, Oscar, Oberbibliothekar, Strafsburg
Meyer, W., Dr., Düsseldorf
Meyer-Lübke, Prof., Wien
Michaelis, Ad., Prof. Dr., Strafsburg
Michel, Dr., Oberl., Hagenau
Milchsack, Prof. Dr., Wolfenbüttel
Miletić, Prof. Dr., Sofia
Mitteis, L., Prof. Dr., Leipzig
Möller, Dr., Oberl., Hamburg
Mollweide, Prof. Dr., Strafsburg
Müller, Prof. Dr., Darmstadt
Müller, Prof. Dr., Oberbibliothekar, Strafsburg
Müller, Prof. Dr., Blankenburg
Müller, A., Dr., Geh. Regierungsrat, Hannover
Müller, W., Dr., Gymnasiall., Greiz
Muths, Oberl., Strafsburg

Nageldinger, Oberl., Zabern
v. Nagy, Dr., Rudolstadt
Natorp, Prof. Dr., Marburg
Neumann, K. J., Prof. Dr., Strafsburg
Nieschke, Prof., Hannov.-Münden
Nodnagel, Geh. Ober-Schulrat, Darmstadt
Nöldeke, Prof. Dr., Strafsburg
Nowack, Prof. Dr., Strafsburg
Nowatka, Otto, Hülfsl., Barr
Nufsbaum, Prof. Dr., Strafsburg
Oehler, Prof., Strafsburg
Ohlmann, Dr., Strafsburg
Osthoff, H., Prof. Dr., Heidelberg

Pampuch, Prof. Dr., Strafsburg
Panser, Prof., Freiburg i. Br.
Panzer, Prof. Dr.
Pauli, Dr., Landgerichtspräsident, Strafsburg
Petersen, Prof. Dr., Rom
Pfeffer, Prof. Dr., Karlsruhe
Philipp, Karl, Dr., Berlin
Pirson, Prof. Dr., Erlangen
Plasberg, O., Dr., Privatdozent, Strafsburg
Plön, Dr., Oberl., Strafsburg
Pörtner, Dr., kath. Garnisonpfarrer, Strafsburg
Pötzsch, W., Prof. Dr., Döbeln
Prächter, Prof., Bern
Prätorius, H., Prof., Halle
Prehm, Dr., Oberl., Saarburg
Priese, Dr., Oberl., Saarbrücken

Rademacher, Dr., Bonn
Rammelt, Oberl., Schlettstadt
Ranzenberger, Dr., Strafsburg
Räuber, Gymnasiall., Strafsburg
Rausch, A., Dr., Halle
Recht, Dr., Oberl., Markirch
Reinhard, Dr., Dessau
Reinhardt, Karl, Dr., Direktor, Frankfurt a. M.
Reisland, R., Verlagsbuchhändler, Leipzig
Reitzenstein, Prof. Dr., Strafsburg
Reusch, Dr., Direktor, Oberehnheim
Reye, Prof. Dr., Strafsburg
Richter, H., Prof. Dr., Stuttgart
Ries, Dr., Oberl., Colmar
Robertson, Dr., Strafsburg
Rodax, Oberl., Oberehnheim
Rodenbusch, Dr., Oberl., Saarburg i. L.
v. Rohden, Prof. Dr., Hagenau
Römer, Dr., Strafsburg
Rosenbauer, Dr., Oberl., Essen
Ruhland, Dr., Oberl., Strafsburg
Rüting, Oberl., Hagenau

Sander, Oberleutnant, Strafsburg
Sander, Oberschulrat, Bremen
Sauer, Prof, Stettin
Sauer, Prof., Gieſsen
Saueressig, Oberl., Metz
Schaefer, Prof. Dr., Pforta
Schaeffer, Dr., Direktor, Bischweiler